

Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1888.

Zweiter Band.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1888.

Zweiter Band.

Juli bis December.

(Enthaltend: Nr. 27—52.)

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1888.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 27. — 5. Juli 1888.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Der Gebrauch unserer Sprache.

Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der allgemeine deutsche Sprachverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Mahnruf an alle national gesinnten Deutschen von Hermann Riegel. Zweite umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1888. 8. 1 M.

Sechs Jahre sind vergangen, seit Hermann Riegel zum ersten male seinen Mahnruf für die Reinhaltung unserer Sprache hat erschallen lassen. Wie schwer es ihm geworden, denselben überhaupt zum Ausdruck zu bringen, mag im Vorworte nachgelesen werden. Der Widerhall, den sein Büchlein gefunden, tönt aus der Erweiterung zurück, welchen der Verfasser seinem Titel jetzt hat geben können. Neben der Nothwendigkeit, den Mahnruf immer wieder aufs neue zu erheben, tritt der Erfolg desselben im Dasein des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins zu Tage und erweckt die Hoffnung auf Pflege des nationalen Schatzes einer unverstümmelten Sprache von Reichs wegen.

Das wirklich Erlangte ist in der That nichts Geringes. Es will etwas sagen, daß binnen drei Jahren der Vorsatz, auf den richtigen und reinen Gebrauch der Muttersprache achten zu wollen, an mehr als hundert Orten soweit Wurzel gefaßt hat, daß Männer zu seiner Durchführung nach Maßgabe ihrer Kräfte sich zusammengeschlossen, daß sie durch Belehrung und Beispiel wirken auf die Kreise des täglichen Lebens, Anregung hineintragen in Vereine und Genossenschaften, die an sich diesen Bestrebungen fern stehen, aber für den Gedanken gewonnen werden, den sprachlichen Ausdruck ihres gesellschaftlichen Sonderlebens rein und würdig zu gestalten. Und in wie vielen einzelnen der Entschluß gefestigt sein mag, ordentlich und sauber in sprachlicher Hinsicht zu verfahren, wie viele Saatkörner auf gutes Land gefallen sein mögen, entzieht sich völlig der Beurtheilung. Das ist etwas. Und ein Weiteres ist die Bewegung auf literarischem Gebiete. Der Widerspruch, den Hermann Riegel's Grundsätze und die Ziele des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins erfahren haben durch Männer wie Hermann Grimm, Rümelin, Gildemeister, die Erörterungen, welche sich an die Entgegnungen dieser geknüpft, die Weiterführung des Kampfes und die wiederholte Klarstellung der Gesichtspunkte, um die es sich handelt, durch Dunger, Keller, Hauff, Jansen u. a. wecken Nachdenken und Prüfung der Sachlage auch in solchen, die bisher von ihr unberührt, vereinzelt geblieben und lassen sie zu Stützpunkten und Mitstreitern für die nationale Angelegenheit werden.

Dies sind sehr erfreuliche Erfolge. An andern Stellen freilich lassen sie noch auf sich warten. Das höchst bedeutsame Vorgehen des Staatssecretärs von Stephan in der Sprachreinigung auf dem weiten Gebiete der Postverwaltung hat noch keine entsprechende Nachfolge gefunden. Welch einen tiefgreifenden Einfluß müßte das gleiche Verfahren in der Eisenbahnverwaltung üben! Herr von Maybach würde sich zu seinen anerkannten Verdiensten um die Verwaltung einen pädagogischen Namen von unberechenbarer Tragweite erwerben, wollte er in diesem Stücke seinem genialen und thatkräftigen Collegen nacheifern. Bei dem immer sich steigernden Verkehr und dem unvermeidlichen mündlichen Austausche zwischen Bahnbeamten und Reisenden und andererseits bei der hohen

Geltung, welche der Staat, seine Anstalten und sein Beispiel in Deutschland genießt, müßte der Einfluß des Reichseisenbahnamts auf das Sichselbstbesinnen des Einzelnen auf seine Sprache ein sehr wirksamer sein. Noch viel mehr wäre gewonnen, wenn alle Zweige staatlichen und allmählich auch des Gemeindedienstes sich einer reinlichen deutschen Ausdrucksweise bedienten. Aber selbst wenn Einsicht und Wille an den zahlreichen entscheidenden Stellen vorhanden wäre, so müßte die Durchführung an dem für seine neue Aufgabe nicht vorbereiteten Menschenmaterial scheitern. Durch die Gewöhnung an die Unsitte der Sprachmengerei, durch Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit und Unkenntniß der Muttersprache würde die überwiegende Mehrzahl der Beamten wahrscheinlich außer Stande sein, den sprachlich an sie gestellten Anforderungen zu entsprechen. Befehl und Vorschrift und Unterstützung derselben durch Darbietung geeigneter Nachschlagebücher oder Wörterverzeichnisse dürfte doch immer nur sehr halbe Arbeit zu Wege bringen.

Es bedarf einer Zeit der Vorbereitung, um zur Besserung des Uebels, zur, wie Hermann Riegel so richtig sagt, wenigstens anständigen Behandlung der Sprache zu gelangen. Das sicherste Mittel wird, vorausgesetzt, daß sie nicht auf Schritt und Tritt durch böses Beispiel gestört werde, stets die Arbeit des Einzelnen an sich selbst sein. Am verantwortungsvollsten ist da natürlich das Thun oder Lassen der Aeltern, Lehrer und wol weitaus vor allen der Schriftsteller. Es läßt sich ja nicht annehmen, daß irgendeinem dieser Gruppe von 16000 Riegel's Mahnruf in den letzten Jahren unbekannt geblieben sei, der einfache, verständliche, maßvolle und vernünftige Grundsatz, dem gegenüber in der That keine Einwendung, kein Misverständniß möglich zu sein scheint, der Grundsatz:

Kein Fremdwort für das, was deutsch **gut** ausgedrückt werden kann.

Und wie wenige sind es, die ihm folgen! Zu den vier Ursachen, die oben angeführt wurden, mag bei den Schriftstellern noch eine mitunter hinzutreten: der Eigensinn, der Dünkel.

Wie es mit der Behandlung der Sprache steht, weist unser Buch durch viele Beispiele nach, lehrt der Blick in die meisten literarischen Erzeugnisse jeder Art. Ich rede nur von denen der letzten sechs Jahre. Traurig genug ist's ja, daß unsere größten Schriftsteller zu den ärgsten Sprachverderbern in Betreff des grundlosen Gebrauchs der Fremdwörter gezählt haben und zählen. Ihnen war oder ist das Auge eben noch nicht geöffnet. Heute wird den Lebenden dieses aber zum Vorwurf. Mein Beruf als Herausgeber bringt mir natürlich die mannichfachsten Erfahrungen im berührten Punkte. Meine volle Zustimmung zum ersten Grundsatze des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins habe ich ausgesprochen. Wenn die „Blätter" im großen und ganzen nicht so sehr arg gegen den Geist unserer Sprache sündigen, wiewol sie noch lange kein Muster reiner Sprache darstellen, so muß ich doch leider gestehen, daß sie in ihrer äußern Form kaum wiederzuerkennen wären, würden sie in der Gestalt der Manuscripte vorliegen. Unter der großen Zahl der geschätzten Herren Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen sind es doch sehr wenige, an deren Aufsätze nicht die ausmerzende und ersetzende Feder zu legen ist, bei manchen aber an jede fünfte oder sechste Zeile. Ich würde mein Amt als Schriftwart nicht erfüllen, stieße ich die entbehrlichen Fremdwörter nicht soweit hinaus, als das im Augenblicke gerade vorhandene Maß geistiger Frische mich auf sie achten läßt. Die Herren Verfasser würden also nur ihren eigenen Vortheil wahren, wenn sie für ihren Gedanken selbst das geeignetste deutsche Wort wählten. Denn trotz aller angewandten Vorsicht kann es immerhin vorkommen, daß bei dem Ersetzen eines Fremdwortes oder einer ganzen fremden Wendung eine Schattirung des Gedankens eine ungewollte Abwandlung erleidet. Es läßt sich eben nicht jedes Wort einfach übersetzen, oft schon darum nicht, weil in diesem Falle leicht dieselben Wörter in zu großer Nähe beieinander ständen und der Gleichklang das Ohr störte. Häufig muß der Satz von vornherein anders angelegt werden, und nicht immer fällt es leicht, das fremde Wort ganz entsprechend wiederzugeben, zumal die Verantwortlichkeit für die Wahrung des Sinnes vor Augen steht. Hie und da, wo der Herausgeber nicht die Ueberzeugung gewinnt, das Richtige zu treffen, läßt er wider seinen Willen lieber das Fremdwort stehen; dem Verfasser aber fiele es weit leichter, gleich aus seiner Feder den passenden Ausdruck fließen zu lassen. Richtig ist's ja, daß die Arbeit in reinem Deutsch etwas mehr Nachdenken kostet, aber das Ziel ist dessen auch werth; und dann dürfte es doch auch Pflicht und Schuldigkeit des Schriftstellers sein, seine Arbeit druckfertig einzusenden. In eine deutsche Zeitschrift gehört heutzutage aber nur ein deutsch geschriebener Aufsatz.

Man wolle das Gesagte freundlich aufnehmen und befolgen. Denn es läßt sich nichts Stichhaltiges dagegen vorbringen. Handelt sich's doch nur, dieses sei wiederholt, um die entbehrlichen Fremdwörter, die deutsch gut ausgedrückt werden können. Wer vor längerer Zeit einmal, vielleicht etwas flüchtig oder gar nur in den Schriften der Gegner, die Forderungen Riegel's gelesen und sich von ihnen abgewandt hat, wird bei erneuter Prüfung seines Buchs die in ihnen ausgesprochenen Grundsätze hoffentlich für richtig erkennen und in seinem Thun bewähren.

Friedrich Bienemann.

Schriften zum Rückert-Jubiläum.

Die Jubelfeier des größten deutschen Lyrikers des 19. Jahrhunderts ist ziemlich still verlaufen. Da sein Standbild für Schweinfurt bis zum 16. Mai 1888 nicht fertig gestellt werden konnte, so wird es ein Jahr später, also am Jubiläum desjenigen Jahres, welches Rückert selbst lange für sein Geburtsjahr gehalten hat, enthüllt werden. Der stille Verlauf dieses Festes entspricht im ganzen dem Eindrucke, den Rückert's Dichtungen auf die große Menge des deutschen Volks gemacht haben: sie sind bisjetzt nur das Eigenthum kleiner erlesener Kreise geblieben. Daß darin ein Wandel geschaffen werden muß, ist wol keine Frage, wohl aber, an wem denn eigentlich die Schuld liegt, am Dichter, am Verleger, am Publikum? Vielleicht an allen zusammen. Auch die Frage ist nicht leicht zu beantworten: wie denn Abhülfe geschaffen werden soll. Man hat darauf hingewiesen, daß eine verständige Auswahl aus seinen Dichtungen das beste Mittel sei, ihn beim Volke und bei der heranreifenden Jugend gewissermaßen einzuschmeicheln. Der Vorschlag ist sehr zweckmäßig, denn es ist gar nicht zu leugnen, daß gerade die Fülle, ja die Ueberfülle des Vortrefflichen, welches uns seine Werke bieten, der Wirkung, der Aufnahme derselben bei der Menge schadet; ja man ist so weit gegangen, ihm diese Ueberfülle, der die Leichtigkeit seines dichterischen Schaffens entsprach, zum Vorwurf zu machen. Und doch hätte man sich darüber freuen sollen, daß noch im 19. Jahrhundert ein Mann lebte, dem unausgesetztes dichterisches Schaffen das dringendste Lebensbedürfniß war, dem die Poesie, und gerade in ihren künstlerischen Formen, die eigentliche Muttersprache war. Wie ernst es Rückert schon als Jüngling mit dieser seiner Lebensaufgabe nahm, zeigt folgende Stelle seines Tagebuchs *):

> Ich sahe ein, daß ich nicht so viel von der Welt wollen kann und soll, um ihr die Aufopferung zu bringen. Ich will gleich blos Poesie haben und nichts sonst. In dem, was ich (an Philologie u. dgl.) blos als Stoff der Poesie übe, glaube ich so viel zu haben oder noch zu erwarten, um es nebenbei für irdische Bedürfnisse mit der wenigst möglichen Beeinträchtigung meines poetischen Lebens verwenden zu können. Aber das eigentliche Ziel ist, mich ganz von irdischer Sorge los zu machen, durch Entsagung. Zwar hoffte ich und hoffe noch, ob nicht ein äußeres Geschick mir die für mein Inneres schickliche günstige Lage herbeibringen wird, und um in dieser Rücksicht das Glück um Rath zu fragen, hab' ich ein Los an einem herauszuspielenden Rittergute genommen und werde Aehnliches noch anzuwenden versuchen. So hoff' ich auch auf äußere Hülfe, um reisen zu können. Ist dieses umsonst, so muß freilich ein Theil der geistigen Kraft von der Poesie weg auf das Irdische gerichtet werden, aber der möglichst kleinste, eben weil ich in der Welt nichts an sich, sondern nur so viel, als der Mensch nicht entbehren kann, erringen will.

Hatte doch Rückert selbst einmal an einen „Goethe für die Jugend" gedacht und ihn Cotta zum Verlage angeboten: warum sollte man nicht an einen „Rückert für die Jugend" denken? Freilich gibt es schon eine „Auswahl des Dichters", die mit mehrfachen Abweichungen in Aufnahme und Verwerfung einzelner Gedichte ungefähr bis zur zwanzigsten Auflage vorgeschritten ist; aber mit dieser „Auswahl des Dichters", einem Titel, den allerdings die Verlagsbuchhandlung anzuwenden durchaus berechtigt ist, hat es so eine eigene Bewandtniß: Rückert kümmerte sich nie um die „Perlen, die er ausstreute", und thatsächlich ist diese „Auswahl des Dichters" doch nur eine Auswahl des Verlegers oder vielmehr, wie ich höre, seines Bruders, der sich der Zusammenstellung sowol dieser Auswahl als der „Gesammelten Werke" mit dem redlichsten Eifer gewidmet hat. Aus der Zahl der Auflagen sieht man, daß diese „Auswahl" bei der gebildeten Lesewelt so ziemlich ihre Schuldigkeit thut; soll aber ein „Rückert für die Jugend", also für die kommenden Geschlechter geschaffen werden, so würden vor allem die erzählenden Gedichte, die ja die Jugend und überhaupt das größere Publikum am meisten anziehen, viel reicher vertreten sein müssen. In „Erbauliches und Beschauliches aus dem Morgenlande", in „Morgenländische Sagen und Geschichten", vor allem in den „Brahmanischen Erzählungen" sind wahre Schätze trefflicher erzählender Dichtungen geradezu vergraben. Mein Vorschlag wäre ein zweifacher. Zunächst würde ich anheimgeben, von diesen „Brahmanischen Erzählungen" eine neue, zweckmäßige (vielleicht eine bloße Auswahl mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen), wohlfeile Ausgabe zu machen, und zweitens eine Auswahl, mit besonderer Rücksicht auf die Jugend und damit auf die erzählenden Gedichte, aus sämmtlichen Werken des Dichters, nicht blos wie die bisherige Auswahl aus den drei Bänden seiner Gedichte zu treffen. Freilich fehlt es nun an der Autorität, und ich wüßte niemand, dessen Name allein schon der Sammlung Autorität verliehe; die Güte der Auswahl müßte ihr ihren Werth verleihen. Indem ich diesen frommen Wunsch den Göttern auf die Knie lege, wende ich mich nun zu den Schriften, die bei Gelegenheit dieses Jubiläums erschienen sind. Da ist denn zunächst eine höchst erfreuliche Erscheinung und zugleich die bedeutendste:

1. Poetisches Tagebuch von Friedrich Rückert. 1850—1866. (Aus seinem Nachlasse.) Frankfurt a. M., Sauerländer. 1888. 8. 5 M.

Rückert's Leben wurde mit dem herannahenden Greisenalter immer beschaulicher. Er wurde wirklich, selbst in seinen religiösen Anschauungen, vor allem aber in seiner Lebensweise, immer mehr zum „Brahmanen", als welchen er sich in seinen „Brahmanischen Erzählungen" und in seiner „Weisheit des Brahmanen", seinem herrlichen „Lehrgedicht in Bruchstücken", selbst darstellt. Wenn ein Brahmane seine Kinder herangezogen hat und sie dem älterlichen Hause entwachsen sind, oder wenn ihm das Schicksal

*) Robert Boxberger, Rückert-Studien (Gotha, F. A. Perthes, 1878, S. 292).

solche versagt hat, so geht er mit seiner Gattin, wenn diese Lust dazu hat, oder als betrübter Witwer in den Wald, nicht als Einsiedler, noch weniger als Büßer, obgleich er die religiösen Gebräuche gewissenhaft befolgt, sondern um im Verein mit vielen Brahmanen, die in gleicher Lage sind, ein beschauliches Leben zu führen; er wird aus einem grihasta (einem Hausbewohner) ein vanaprasta (ein Waldbewohner). Da geschieht es dann sehr häufig, daß ihm ein in der Stadt wohnender befreundeter Brahmane seinen Sohn zur Erziehung übergibt, und es bildet sich dann zwischen Lehrer (dem guru = lat. gravis, dem Ehrwürdigen, das ist die stehende Bezeichnung des Lehrers) und Schüler ein ebenso inniges Verhältniß wie zwischen Vater und Sohn, und „Sohn" wird der Schüler auch meist genannt, wie so oft in den „Brahmanischen Erzählungen". Vorgebildet ist dieses Verhältniß in der indischen Dichtung in der Erziehung des göttlichen Heldenjünglings Rama (in dem indischen Heldengedicht „Ramajana") bei dem weisen, uralten Brahmanen, frühern König Visvamitra, der dem deutschen Publikum leider nur durch Heine's albernen Spott bekannt ist. Ich hatte also recht, einen bedeutenden Brief Rückert's an Wangenheim über Schopenhauer, den ich veröffentlichte, zu betiteln: „Ein deutscher Brahmane über einen deutschen Buddhisten", was mir aber der Herausgeber gestrichen hat. Auch das vorliegende treffliche Buch ist ein Erzeugniß dieser beschaulichen Brahmanenweisheit aus Rückert's Greisenjahren. Nur in einem übertrifft Rückert bei weitem seine indischen Gesinnungsgenossen. Freilich, auch der Brahmane im Walde studirt, aber er studirt nur die Vedas und deren Erläuterungsschriften, wie der christliche Mönch im Mittelalter nur die Scholastik studirte, wie der jüdische Rabbi am Sabbat nur den Talmud liest, und es ist ein Protest gegen diese einseitige Brahmanenweisheit, wenn Rückert in seiner „Weisheit des Brahmanen" sich ankündigt als:

Ein indischer Brahman, geboren auf der Flur,
Der nichts gelesen als den Veda der Natur.

Aber dieser Protest ist ebenso einseitig wie jene Brahmanenweisheit, denn thatsächlich las Rückert, wie sein „Poetisches Tagebuch" ausweist, freilich tagtäglich im Buche der Natur, deren Sprache, außer Goethe und den schwäbischen Dichtern, keiner so zu deuten verstanden hat wie er; er ist „vogelsprachekund wie Salomo". Und wie bei Goethe ist es nicht allein die Natur im Feierkleide, wie sie der „Sommerfrischler" aufsucht, oder wie bei Hafis der Rausch der Frühlingswonne, der ihn begeistert, nein, es ist die Natur zur Tages- und zur Nachtzeit, zur Sommer- und zur Winterszeit. Ich schlage aufs gerathewohl das mir schon vertraut gewordene Buch auf und finde folgendes Gedicht:

Früh erwacht' ich und hörte den Morgengesang, wie die Schwalbe
Ihn nicht fröhlich wie sonst, trauerlich also begann:
Was soll heute mich nähren, da statt der tanzenden Mückchen
Tanzt der flockende Schnee durch die umfinsterte Luft?

Oder, um nicht wieder Distichen zu wählen, eine Strophenform, die, so meisterhaft Rückert sie behandelt, mir nie mundgerecht werden will, folgende künstlichere Reimform, wo sich Rückert zugleich als Wortkünstler und als echten Brahmanen zeigt, dem alle Erscheinungen der Sinnenwelt nur Trug, Maja, Scheinbild, Sinnenzauber sind:

Mai.

O Maia, mannichfaltig ewig Eine
Und immer andre, wandelst du zum Scheine
In die Besonderheit das Allgemeine.

In Farben spielen lässest du und Tönen
Die Einzelwesen, häßlichen und schönen,
Und weißt mit diesen jene zu versöhnen.

Dein Mai, o Maia, blüht in tausend Blüten,
Und wie die Brut im Neste Vögel hüten,
Will auch Gewürm und Ungeziefer brüten.

Der Wandrer fühlt um sich den Zauber spielen,
Und muß verstohlen nach der Lockung schielen,
Doch rastet nicht im Gang nach seinen Zielen.

Zu Füßen liegst du wesenlos, o Maia,
Dem, der sich über Uranos und Gaia
Schwingt im Geleit der göttlichen Aglaia.

Soviel, was Rückert's Stellung zur Natur betrifft. Aber er war nicht blos der Sprache der Vögel kundig wie Salomo, sondern auch der Menschensprachen wie der Cardinal Mezzofanti, ja mehr als dieser. Denn wenn man von diesem gesagt hat, er habe 72 Sprachen verstanden, so klingt das zwar anscheinend noch weniger, als der Ausdruck eigentlich besagen will. Man meinte früher (nach einer Stelle der Bibel, wo es heißt, der Herr habe außer den 12 Aposteln noch 60 andere ausgesandt), es gäbe 72 Länder (vgl. das „Traugemundslied":

Nun sage uns, lieber Traugemund,
Zweiundsiebzig Lande sind dir kund) —

folglich auch 72 Sprachen: der Ausdruck will also eigentlich besagen: Mezzofanti habe alle Sprachen der Erde verstanden. Daß das aber eine Uebertreibung ist und im Grunde weit weniger besagt, sieht man leicht ein. Wir rechnen jetzt nach den Berichten der Missionare ungefähr tausend Sprachen auf dem Erdkreise, und von diesen kannte Rückert gewiß manche, von der Mezzofanti auch nicht einmal den Namen gehört hatte. Rückert's täglicher Nachmittagsspaziergang nach dem Goldberg ist so recht eigentlich vorbildlich für diese seine doppelte tägliche Beschäftigung. Unterwegs lauschte er den tausendfachen Stimmen der Natur und übertrug sie, dort angekommen, in seine geliebte deutsche Dichtersprache. Dort lagen aber auch schon Bücher in den mannichfaltigsten Sprachen vor ihm aufgeschlagen, und er vergrub sich nach Gefallen entweder in seine geliebten Alten oder in seinen Hafis, den er nicht müde wurde, immer aufs neue zu verdeutschen, oder in das Studium des Koptischen, von dem er uns eine noch des Druckes harrende Grammatik hinterlassen hat. Nur noch ein kurzes Gedicht: „Nach Hafis?", und ich breche, höchst ungern, ab; erschöpfen läßt sich der Reichthum des hier Gebotenen ohnehin nicht. Es ist

Ehrenpflicht des deutschen Volks, es recht zahlreich zu kaufen, um dem Verleger Muth zu andern Rückert-Unternehmungen zu machen:

Nach Hafis?

Die Rosenknospe mit verschlossnem Munde
Verbirgt ein Weh in ihres Herzens Grunde;
Die Rosenknospe mit verschlossnem Mund
Thut meiner Brust verborgne Sehnsucht kund.

O Rosenknospe mit verschlossnem Munde,
Warum verschließest du in dir die Wunde?
O Rosenknospe, den verschlossnen Mund
Thu' auf und werd' am Frühlingshauch gesund.

2. Friedrich Rückert in Erlangen und Joseph Kopp. Nach Familienpapieren dargestellt zum hundertjährigen Geburtstage des Dichters von F. Reuter. Hamburg, Seippel. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Mich darauf verlassend, daß, wie der Verfasser sagt, die folgende literarhistorische Skizze im wesentlichen so wie sie hier erscheint, dem diesjährigen Programm des altonaer Christianeums entnommen ist, habe ich mir das Studium derselben auf eine freiere Zeit aufgehoben und gebe nur mit kurzen Worten den Eindruck wieder, den jenes mir schon früher zugegangene Programm auf mich gemacht hat.

Es war bereits bekannt, daß Joseph Kopp, Rückert's erlanger College, ihm der liebste Umgang in der dortigen Geisteswüste war. Es soll ein eigenthümlicher Anblick gewesen sein, beide Männer, den großen Rückert und den kleinen Kopp, in eifrigem Gespräche miteinander spazieren gehen zu sehen, besonders wenn der kleine Kopp dann im Eifer des Gesprächs stehen blieb und an der hohen Hünengestalt Rückert's hinauf einen Rockknopf desselben zu erhaschen suchte, um auch ihn zum Stehen zu bringen. Es ist daher unsers herzlichen Dankes werth, daß der Verfasser sich bemüht hat, unsere Kenntniß von diesem Freundschaftsverhältnisse, welches auch noch über Rückert's erlanger Aufenthalt hinaus Stich hielt, zu vertiefen und zu ergänzen. Aber Kopp starb schon 1842, und nur einmal noch hatte Rückert Gelegenheit, sich seiner Familie dankbar zu erinnern. Er that dies in gewohnter Weise mit einem Gedichte, welches uns der Verfasser zuerst mittheilt und welches auch in das „Poetische Tagebuch", S. 542, aufgenommen worden ist. Auch für die Mittheilung einiger noch unbekannter Briefe sind wir dem Verfasser zu Danke verpflichtet. In dem einen (S. 3 des Programms) an den erlanger Senat war mir besonders die Stelle merkwürdig:

Vielleicht kann auch das mir zur Empfehlung dienen, daß Herr Professor Ersch in Halle mir bei der dortigen Literaturzeitung das Fach der indischen, persischen und arabischen Sprachkunde aus (?auch) der poetischen und mythologischen Literatur dieser Sprachen zum Recensiren übertragen hat.

Dem wäre also weiter nachzuspüren, um so das „Verzeichniß sämmtlicher Rückert-Drucke" in Beyer's „Neuen Mittheilungen" allenfalls zu ergänzen.

Robert Boxberger.

Zur deutschen Cultur- und Städtegeschichte.

1. Hamburgische Geschichten erzählt von Otto Beneke. I. Sammlung: Hamburgische Geschichten und Sagen. Vierte Auflage. II. Sammlung: Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten. Zwei Bände. Zweite berichtigte und ergänzte Auflage. Berlin, Hertz. 1886. 8. 12 M.
2. Werkstücke. Gesammelte Studien und Vorträge zur braunschweigischen Geschichte von Ludwig Hänselmann. Zwei Bände. Wolfenbüttel, Zwißler. 1887. 8. 6 M.
3. Peter von Argon. Eine augsburger Stadtgeschichte aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Von Rudolf Stoewer. Augsburg, Rieger. 1888. 8. 3 M.

Es ist eine erfreuliche Thatsache, daß wie einst in Bundestagszeiten der von oben herab gepflegte Sondergeist es nicht vermocht hat, das Streben der deutschen Nation zum Einen und Ganzen zu ersticken, so in unsern Tagen bei allem freudigen Stolz auf das neuerstandene Reich und aller opferwilligen Unterordnung unter dessen Forderungen und Bedürfnisse die engere Heimat, Stadt und Landschaft, darum an Liebe und Interesse bei den Ihrigen nichts eingebüßt hat. Im Gegentheil, das hohe Nationalbewußtsein, in dem wir uns erst jetzt vergangener Größe wie vergangener Schmach, ohne einen quälenden Stachel zu fühlen, erinnern können, hat auch den Localpatriotismus im guten Sinne, der frei von engherzigem Kirchthurmsstolze doch seiner Väter und ihres besondern Antheils an den Geschicken und der Entwickelung der Nation gern gedenkt und sich seiner Eigenart inmitten der Mannichfaltigkeit deutschen Lebens froh bewußt ist, viel mehr gekräftigt. In Wahrheit wurzeln ja auch beide Empfindungen, Anhänglichkeit an die heimische Art und den heimischen Boden und Liebe zum großen Vaterlande, in ein und demselben Grunde, und nur unter den unnatürlichen Verhältnissen jener Gottlob überwundenen Geschichtsperiode konnten sie zeitweilig als geborene und geschworene Gegner erscheinen. Je fester uns andererseits des Reiches Band heute umschließt, die fernsten Grenzgebiete einander geistig nahe bringt und aufeinander anweist, um so mehr darf die Local- und Territorialgeschichte, wenn sie es versteht, nicht blos Namen und Daten zusammenzutragen, sondern die Seele der Landschaft und ihrer Bevölkerung zum Verständnisse zu bringen, auf Interesse auch außerhalb ihres nächsten und eigensten Kreises rechnen.

Dies gilt aber in vollem Maße von den beiden im Folgenden zunächst zu besprechenden Arbeiten. „Hamburgische Geschichten" von Otto Beneke (Nr. 1) sind kein neues Buch. In den funfziger Jahren traten sie zuerst ans Licht und liegen nun heute nach über drei Decennien der erste Band in vierter, der zweite in zweiter

Auflage vor. Jene ersten Auflagen dürften mit geringen Ausnahmen in den Händen von Hamburgern, daheim und in der Fremde, geblieben sein, dieser neuen wünschen wir eine Verbreitung über das ganze deutsche Land. Eine Fülle von geschichtlichem und culturgeschichtlichem Stoffe, aus den Quellen geschöpft, ist in den beiden Bänden verarbeitet; bunte Mären, Schwänke, Legenden und Historien aus blutiger Wenden- und ruhmreicher Hansezeit, aus harter Bedrängniß und fröhlichem Behagen lassen den, der einmal begonnen, schon durch ihre stofflichen Reize so leicht nicht wieder los. Dabei wird sie einem lieb, die feste hamburger Art, treuherzig und weltklug, zu gutem Spaß und grimmigem Ernst gleich aufgelegt, ein Handels-, doch kein Krämervolk, vorsichtig in Rath und Geschäft, aber heldenhaft beim Dreinschlagen zu Lande wie zur See. Allein nicht nur um seines sachlichen Werthes willen verdient das Buch eine angelegentliche Empfehlung: auch die Art, wie der Stoff gestaltet und vorgetragen wird, ist schlechthin musterhaft. Wie in Hebel's Geschichten, ganz abgesehen von den mundartlichen Anklängen im einzelnen, die ganze Darstellungsweise alemannische Sinnesart und Lebensauffassung widerspiegelt, so trägt hier die Erzählungsform das Gepräge des alteingesessenen Hamburgerthums in seiner liebenswürdigsten Gestalt. Die Sprache, in den Stücken aus alter Zeit chronikalisch gefärbt und auch sonst hier und da mit allerliebsten altfränkischen Schnörkeln verziert, hält im ganzen einen gemeinverständlichen, zur Kunstform erhöhten Volkston inne. An rechter Stelle belebt ihn ein behaglicher, ungesuchter Humor, der auch aus dürftigen Stoffen gelegentlich kleine Kunstwerke schafft. Wie nett ist beispielsweise das Bild, das der Erzähler von „Lewerenz sin Kind", dem unglücklichen Riesenknaben von 1611, entwirft:

... Vielleicht von den unzähligen malen, daß er mit dem Kopfe irgendwo angestoßen, rührte es her, daß er etwas dumm blieb, denn Lewerenz sin Kind war einzig an Körper so groß gerathen, wennschon sonst an Gemüth ein sehr harmloser gutmüthiger Gesell. Wie so oft in sehr hohen Häusern die obersten Geschosse nur Bodenräume sind, so sah's auch in seinem höchsten Stock, im Kopfe, reichlich leer und schlecht meublirt aus. Wenn nun damals König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gelebt hätte, so hätte man ihn gut versorgen können; denn den schönsten Ruheposten eines Flügelmannes der potsdamer Riesengarde hätte sicher kein anderer bekommen als Lewerenz sin Kind. Nun aber seeltagte der gute lange Kerl so dahin; ungeschickt, unbeholfen, wie er war, brachte er's zu nichts; auf die Ehre, ein lebendiges Sprichwort zu sein, gab er wenig; wenn er sich blicken ließ, starrte und staunte man ihn an, die Gassenbuben lachten ihn aus, darüber wurde er immer einhäusiger; und so verscholl und so starb er endlich, man weiß nicht wie, wann und wo?

In ernsthaften, selbst tragischen Geschichten, an denen es auch nicht fehlt, ist jedes hochgespannte, der schlichten Sprache älterer Zeiten wie dem Volksmunde gleich fremde Pathos vermieden, sie wirken darum nur um so wahrer und erschütternder: man vergleiche einmal Beneke's schmucklose Erzählung vom Ende des tapfern Kapitäns Karpfanger mit der hochpoetischen Mishandlung, die der alte Seeheld unlängst in der „Gartenlaube" erlitt. Vortrefflich sind auch die zuständlichen Schilderungen, die namentlich im zweiten Bande einen breitern Raum einnehmen. In Summa ein Volksbuch im besten Sinne, zu dem Hamburg sich Glück wünschen darf.

Ludwig Hänselmann's „Werkstücke" (Nr. 2) unterscheiden sich in der Anlage wesentlich von Beneke's umfassendem Geschichtenbuche: wir haben es hier mit einer beschränkten Anzahl erlesener und breit ausgeführter Themata zur braunschweigischen Stadt- und Landesgeschichte zu thun, wie sie sich dem Verfasser im Laufe einer fast dreißigjährigen Thätigkeit als Stadtarchivar zur Einzelbehandlung dargeboten haben. So sind es in der That Bruchstücke eines Lebenswerks, die sich in dieser Zusammenfassung würdig der stattlichen Reihe früherer Veröffentlichungen Hänselmann's, dem Urkundenbuche und den Chroniken der Stadt Braunschweig, dem erneuerten „Schichtbuche" und der schönen, viel zu wenig bekannten Novellensammlung „Unterm Löwenstein", anschließen. Von jener Anlage abgesehen aber haben die beiden Bücher vieles miteinander gemein: vor allem neben der Freude an der Vergangenheit die Freude an der Darstellung und das Bestreben, den Dingen das entsprechende Formgewand zu geben. Mit feinem Sprachgefühle hat Hänselmann den Ton überall dem Gegenstande nach Zeit und Inhalt angepaßt. Die niederdeutsch gefärbte Sprache der Chroniken, der Rathsbücher und Ordnungen klingt aus denjenigen Aufsätzen wieder, welche mittelalterliche Zustände behandeln, das 17. und das beginnende 18. Jahrhundert bringt all seine steifleinene Gravität, seine krause, in Formalien schwelgende Weitschweifigkeit mit, die für uns kurz angebundene Menschen von heute stets einen Stich ins Komische hat, und so geht die Skala fort bis zu der schlichten sachlichen Sprache des modernen historischen Aufsatzes, die bei Hänselmann freilich immer die Neigung behält, noch ein und das andere schon verklingende Wort älterer Sprachperioden in Gegenwart und Zukunft hineinzuretten.

Der Inhalt der beiden Bände ist innerhalb der oben angedeuteten Grenzen ein sehr mannichfaltiger. Ich hebe aus dem ersten die beiden einleitenden Aufsätze: „Braunschweig in seinen Beziehungen zu den Harz- und Seegebieten" und „Braunschweig im täglichen Kriege des Mittelalters", besonders hervor: jener gibt in großen Zügen die glänzende Entwickelungsgeschichte der Schöpfung Heinrich's des Löwen, wie sie Haupt des sächsischen Städtebundes und eine der vier Quartierstücke der Hansa ward, dieser das trübe Gegenbild der Unsicherheit und Rechtlosigkeit, welche seit dem Interregnum überall außerhalb der schützenden Stadtmauern herrschte und die Städte selber in schwere Mitleidenschaft zog. Der Verfasser schildert nicht nur die Erscheinungsformen dieses täglichen Kriegs, sondern er geht auch auf ihre tiefer liegenden Ursachen ein und vertheilt gerecht Licht und Schatten auf beide Parteien:

Der Bürger verlangt nichts als Fried und Gemach daheim, auf seinen Wegen durchs Land, auf dem, was draußen unbestreitbar sein eigen geworden ist — allerdings. Aber Fried und Gemach sind ihm die sichere Schanze, von der er den Boden, auf welchen der Landadel gestellt ist, untergräbt und unfehlbar zum Einsturz bringen wird. Gewaltsamer Vorstöße bedarf er nicht zu diesem Werke, er gebietet über geheimnißvolle Kräfte und Mittel, nur ungestört brauchen sie ihren natürlichen Lauf zu nehmen und er wird Herr sein im Lande. Er ist der Träger eines neuen Rechts- und Wirthschaftslebens; indem selbiges nach allen Richtungen hin die Expansion sucht, zu der es seiner Natur gemäß neigt, muß es altes Recht, Fürsten- und Adelsrecht brechen. Mit einem Worte: das Bürgerthum ist der angreifende Theil, der Adel kämpft um seine Existenz, und zwar um seine wirthschaftliche Existenz noch mehr als um seine politische.

Diese kurze Probe mag zeigen, wie weit Hänselmann von dem häufigen Fehler der Localgeschichtschreiber entfernt ist, über den Einzelheiten die großen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren, wie er es vielmehr versteht, überall aus dem örtlich Zufälligen auch das Typische und Allgemeingültige zu entwickeln. Diese Eigenschaft ist es, die auch die folgenden Aufsätze des Bandes: „Feuerpolizei und Feuerhülfe im alten Braunschweig"; „Die Weinschankgerechtsame in Braunschweig"; „Die vergrabenen und eingemauerten Thongeschirre des Mittelalters", und im zweiten Bande die Studie über „Johann Anton Leisewitz und die Armenpflege in der Stadt Braunschweig", über ihre nächste Bestimmung erhebt und zu lehrreichen und fesselnden Culturbildern macht. Immerhin stehen sie an stofflichem Reize hinter den übrigen Stücken des zweiten Bandes zurück. Denselben eröffnet ein Cabinetstück kleinfürstlichen Jammerlebens aus dem 17. Jahrhundert, wie es charakteristischer nicht hätte erfunden werden können: „Eine fürstliche Kindtaufe" am Hofe Ferdinand Albrecht's des Wunderlichen zu Bevern, geschildert von dem Licentiaten Heinrich Bergmann, welcher als Vertreter der zu Pathen geladenen Herren von Braunschweig den Festlichkeiten von Anfang bis zu Ende beizuwohnen hatte. Bergmann, „gemeiner Stadt bestallter Advocatus", hat den Humor der Sache erfaßt und in seinem officiellen Berichte bei aller schuldigen Ehrerbietung vor Rath und fürstlicher Durchlaucht schalkhaft genug festgehalten. Den Höhepunkt seines Berichts bildet jedenfalls die Scene, als die Abgesandten ihre „Verehrung", einen „praven Beutel" mit 500 Thalern, der Frau Herzogin überreicht haben und beim Verlassen des Zimmers zurückschauend die hohe Dame nebst ihrer fürstlichen Mutter bereits mit Zählen beschäftigt sehen. Auch die feuchten Tischsitzungen sind mit ebenso viel Witz als Behagen geschildert. Der Rahmen, den Hänselmann dazu gethan, ist des Bildes würdig. Von demselben Ferdinand Albrecht und seinem Versuche um den Preis seines Familienkleinods, des „mantuanischen Gefäßes", in der wiener Hofburg Schutz und Hülfe gegen die Uebergriffe des durchlauchtigen Bruders von Wolfenbüttel zu finden, handelt der nächste Aufsatz, „Wunderliche Begebnussen" überschrieben; der dritte berichtet über einen Kirchenstreit zwischen „Schulmeister und Pfarrer" zu St.-Katharinen in Braunschweig, lustig und erbaulich zu lesen. Ein ernstes Blatt ist dem Tode Herzog Leopold's gewidmet: es ist Hänselmann's Verdienst, gegenüber der Darstellung Keßler's, wonach der Fürst nicht ein Opfer seiner Menschenliebe, sondern seines frevlen Vorwitzes geworden wäre, das Bild des gefeierten Menschenfreundes wieder in dem reinen Glanze hergestellt zu haben, in dem es bis zu den Keßler'schen „Enthüllungen" länger als ein halbes Jahrhundert aller Welt geleuchtet hat. Ein anspruchloses „Kindheitsidyll aus der Zopfzeit" nach den Aufzeichnungen des Kammerraths von Schrader schließt den Reigen. Wir empfehlen das schöne Buch, das auch äußerlich eine würdige Ausstattung bei mäßigem Preise erfahren hat, jedem Freunde einer gediegenen historischen Lektüre nochmals aus bester Ueberzeugung.

Dagegen bedauere ich, Rudolf Stoewer's augsburger Stadtgeschichte „Peter von Argon" (Nr. 3) zu den wohlgemeinten, aber schwach gerathenen Durchschnittserzeugnissen eines schreibfertigen und heimatsfrohen Dilettantismus zählen zu müssen, denen wir in der historischen Novellistik unserer Zeit so häufig begegnen. Es gibt kaum eine alte Stadt im Reiche, die nicht ihre glorreiche Zeit, ihren „großen" Bürgermeister, ihre Zünftlerunruhen, ihre Raufereien mit Fürsten und Herren gehabt hätte: alles Stoffe, die sich, mit etwas blonder Minne schmackhaft gemacht, leicht nach bewährten Mustern zu historischen Romanen und Novellen verarbeiten lassen. Stoewer's Titelheld, der augsburger Bürgermeister Peter Egen, genannt von Argon, zeitweilig der „König" seiner Vaterstadt und in dieser Fülle von Macht und Ansehen einer der eifrigsten Förderer eines Friedensbundes aller schwäbischen Stände, erlag später der Partei des andern Bürgermeisters Langenmantel, ward aus der Stadt verjagt und geächtet und fiel 1452 auf offener Heerstraße der Feme zum Opfer. Es hätte sich wol etwas machen lassen aus dem ritterstolzen Bürger, dem auch der tragische Zug nicht fehlt; aber einmal hat der Verfasser von vornherein das Interesse getheilt und lenkt in der größern Hälfte des Buchs unser ganzes Augenmerk vielmehr auf den flotten Junker Hans Langenmantel und seinen etwas dürftigen Liebeshandel mit Barbara Kobolt, Argon's Mündel, andererseits fehlt ihm leider die Fähigkeit zu charakterisiren fast gänzlich: höchstens Werner von Dusenhofen, der aus übrigens sehr schwach motivirtem Privathasse schließlich zum Vollstrecker des Femurtheils wird, hat gelegentlich individuelle Züge, die übrigen, Männlein wie Weiblein, den Bürgermeister nicht ausgenommen, sind nach beliebter Schablone gemalte Costümfiguren. Dazu ist die ganze Darstellung bei allem Streben nach Zeit- und Localfarbe so wenig plastisch, so gedacht und formal, daß es oft schwer hält, bei ihr auszuharren. Am besten und wirklich gut gelungen ist dem Erzähler die Schlußkatastrophe, die nur leider, weil wir bis zu ihr hin vollständig kühl geblieben sind, ihre beabsichtigte und verdiente Wirkung zum größern Theile verfehlt.

Wilhelm Brandes.

Poetisches.

1. Jugendklänge. Gedichte von Ettore Girardelli. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M.
2. Singen und Sagen. Dichtungen und Betrachtungen von Hermann Leischner. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 2 M.
3. Lieder eines alten Thomaners. Leipzig, Hoefler. 1888. 8. 2 M.
4. Die Poesie des Lebens. Gedichte von Georg Irrgang. Eine poetische Darstellung der Lebens- und Jahreszeiten. Leipzig, Mutze. 1887. 12. 2 M.
5. Gedichte von Albrecht Graf Wickenburg. Zweite veränderte Auflage. Wien, Gerold's Sohn. 1888. 12. 2 M.
6. Aus neuer Zeit. Poesien von Friedrich Rust. Breslau, Zimmer. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Da lag ein volles halbes Dutzend Bändchen vor mir, lauter Gedichte. Mit Ausnahme eines mir schon bekannten lauter neue Namen und ein Anonymus. Mit welchem beginnen? Das Aeußere bestach, ich nahm das stattlichste Bändchen, Ettore Girardelli's „Jugendklänge" (Nr. 1), zuerst zur Hand. O Porzia! Auf der zweiten Seite schon hätte ich es am liebsten wieder geschlossen:

Und als der Schöpfer das vernommen,
Schaut' grollend er und rächte dies: —

in einem nicht etwa scherzhaft, sondern ganz ernst gemeinten Schöpfungsliede; das war doch zu arg! Doch das Pflichtgefühl des Berichterstatters überwog: ich habe die 237 Seiten Lyrik zu Ende gelesen, und darf mit gutem Gewissen einen jeden warnen, meinem Beispiele zu folgen. Eine solche Fülle von Gemeinplätzen in schlechten Reimen ist wahrlich auch für „Jugendklänge" unerlaubt. Da wimmelt es von unpoetischen Unfreiheiten wie: „Mit klaff'nder Wunde"; „mich umgeb'nde Leben"; „Geschwärmt hab'n wir im Süden"; „des Weges wog'nde Spange" u. s. w. Der Dichter ist nur in einem groß: in der Ueberzeugung von der Bedeutung seiner Poesie. Er singt von sich selbst:

Wer soll dir jetzt noch dankbar lauschen,
Wenn du der Weisheit Sprüche bringst?

Er meint:

Ich leert' das Glas, so trank ich
Des Himmels Flammenschein —
In meine Lieder webte
Er sich berauschend ein! —

Möge es ihm gelingen, in spätern Jahren, falls das Leben ihm Gedanken bringt, für diese eine schönere Form zu finden. Das Vorliegende berechtigt kaum zur Annahme dieser Hoffnung. Nur ein Pröbchen sei gestattet, damit das hier ausgesprochene Urtheil nicht als unberechtigt erscheine:

Enttäuscht.

Von einem weißen Täubchen
Träumt eine rothe Ros'
Und wiegt ihr duftig Häubchen
Im zarten grünen Moos.

Da naht' ein schweres Wetter,
Wild zauste sie der Sturm. —
Sie lag nun ohne Blätter
Bei einem Regenwurm.

Wahrscheinlich genügten die vorhandenen Gedichte Hermann Leischner's nicht, das Bändchen „Singen und Sagen" (Nr. 2) zu füllen; so ward poetische Prosa mit prosaischer Poesie vereint, um diesen löblichen Zweck zu erreichen. Aus beiden spricht anerkennenswerthe tüchtige Gesinnung. Doch warum das alles im Druck verbreitet werden mußte, habe ich mich beim Durchlesen wiederholt vergeblich gefragt. Ganz beherzigenswerthe gute Dinge, die bei der passenden Gelegenheit — Fahnenweihe, Weihnachtsbescherung und Aehnlichem — sicher recht am Platze waren, aber durchaus nichts enthalten, das ihnen über diese hinaus den geringsten allgemeinen oder dauernden Werth verleihen konnte. Zudem läßt die Form in gebundener wie ungebundener Rede vieles zu wünschen: S. 4 reimt Eichen mit Zweigen; S. 5 bietet die Zeile: „Am heut'gen Tage ist's erneut geworden"; S. 6 reimt Streiten mit Leiden; S. 7 weihten mit Leiden; S. 8 enthält die gewagte Behauptung: „Das Wort «Vaterland» läßt sich nicht definiren, nur fühlen kannst du es." Die Fülle von Sprachfehlern, welche die 99 Seiten aufweisen, dürften dem Drucker zur Last zu legen sein.

„Vaterland"; „Welt und Seele"; „Lenz, Liebe und Leid" heißen die drei Abtheilungen, in denen der Verfasser in Dichtungen und Betrachtungen ausspricht, was er der Mitwelt ans Herz legen möchte: Patriotismus, Loyalität, Menschenliebe, Religiosität, Freude am Leben der Natur; lauter Gutes und Wünschenswerthes, dem, wie es hier behandelt ist, einzig Originalität des Stoffs und Reiz der Form gebricht. Trotzdem ist unter den Gedichten hin und wieder ein anziehendes. Das gelungenste scheint mir:

Frühlingstrost.

Vom grünen Saatfeld steigt die Lerche wieder
Mit hellem Sang zum blauen Himmelsdom,
Und tausendfach erwachen all die Lieder,
Die einst erstarben, wie vom Eis der Strom;
Die Blümlein grüßen dich und leis und linde
Küßt milder West die blasse Wange dein —
Sorg', daß der Lenz zu dir den Weg auch finde,
Weit' auf das Herz und laß den Frühling ein!
Die Bächlein rauschen froh durch neue Lande,
Die Biene summt zum blütenreichen Thal,
Der Kukuk ruft versteckt vom Waldesrande
Und Licht und Leben ringsum allzumal.
Und hält der Winter noch den Geist umfangen,
Ist Noth und Jammer, hast du Sorge, Pein:
Getrost hinaus zur lichten Welt gegangen —
Weit' auf das Herz und laß den Frühling ein!
Denn die Natur, die bleibt die ew'ge, alte,
Und jeder Lenz bringt Trost dem Menschenherz.
Und wie sich dir die Zukunft auch gestalte,
Nicht immer Nacht, auch Licht, nicht immer Schmerz.
Lichtgrüne Welten, Bächlein, Lerchenlieder
Und tausendfaches Leben, Sonnenschein,
Lieb' sie! du hast, dich hat die Erde wieder —
Weit' auf das Herz und laß den Frühling ein!

Der alte Thomaner (Nr. 3) singt in froher Sangeslust:

Des höchsten Reichthums mir bewußt,
Der Quelle des Liedes in tiefster Brust! —

und bittet in der Vorrede, die wie eine Entschuldigung des Druckenlassens klingt, „die Herren Recensenten um eine milde Kritik seiner dichterischen Producte". Streben wir, diesem Wunsch möglichst gerecht zu werden. Er besingt in drei Abtheilungen „Liebe und Freundschaft": „Zum Lyriker hat mich gemacht die Liebe", heißt es darin unter andern gleich neuen und originellen Mittheilungen; „Natur und Menschenleben"; „Heimat und Fremde". Gute brave patriotische Gesinnung spricht aus allem, was er bringt; vorwiegend ist auch die Form correct. Reime wie Boden — Geisterodem, Pforte — Norde, die beide noch dazu in Sonetten vorkommen — d. h. Sonette, wenn man Strophen und Zeilen betrachtet, ohne der herrlichen Definition Schlegel's zu gedenken —, sind sehr selten. Ebenso fiel nur einmal eine Zeile auf wie „'S zog eben mich ein Sehnen", welche eine große Härte und ein höchst prosaisches Flickwort aufweist. Die mannhaften Klänge, in denen alte und neue Kriegshelden gefeiert werden, sind alle sehr gut gemeint, aber man kann sich bei den meisten der betreffenden Gedichte („Tilly's Helden", S. 77 z. B.) des Gedankens nicht erwehren, wie viel mehr das Gesagte wirken würde, wenn es in guter kräftiger Prosa statt in prosaischen Versen erzählt wäre. Wie der Maler die Studie, die er der Natur entnahm, durch die Kunst der Behandlung erst zum Gemälde gestaltet, so wird auch der Stoff, welcher unmittelbar dem Leben entlehnt ist, erst durch dichterisches Erschauen und Gestalten zur Dichtung; „Poesie ist nicht Abbildung der Dinge, sondern Offenbarung ihres Wesens" (Lotze). Der bescheidene Dichter schließt seine kurze Vorrede mit dem „Wunsche, daß unter den vorliegenden 55 Gedichten jeder der verehrten Leser doch wenigstens eins oder das andere finde, das ihn für die Mühe des Lesens der übrigen, ihm weniger zusagenden, vollauf entschädige". Es wird ihn freuen, zu erfahren, daß dies der Fall war, und unsere Leser erfreut vielleicht die Mittheilung dieses „Lenzliedes":

Der Lenz ist kommen
Wol über Nacht,
Am blauen Himmel
Die Sonne lacht.

Sie schaut so freundlich
Herab zur Welt,
Es blüht die Aue,
Es grünt das Feld.

Im stillen Walde,
Da regt sich's leis',
Mit Knospen schmücket
Sich jedes Reis.

Und in den Zweigen,
Wie wird es laut,
Wo Fink' und Amsel
Am Nestchen baut.

Die Wellen rauschen
Einher mit Hast,
Die Lust zu wandern
Hat sie erfaßt.

O Frühling, Frühling,
Ich halt's nicht aus,
Dahinten lass' ich
Das dumpfe Haus.

Durch Wald und Wiesen
Folg' ich dir froh,
O blieb' es immer,
Ja, immer so.

Doch da's geschieden
Von dir muß sein,
So will ich jetzo
Mich dein noch freun.

Genießen will ich,
So lang' es heut',
Was mir an Freuden
Dein Füllhorn beut.

Es kommt ein Sommer,
Da sie vorbei,
Des Lebens Frühling,
Der Liebe Mai!

Die liebenswürdige Bescheidenheit, mit welcher der warmfühlige junge Dichter der „Poesie des Lebens", Georg Irrgang (Nr. 4), in Einleitungs- wie Schlußworten über sein Singen spricht, nimmt für ihn ein. In einfachen, natürlich empfundenen Liedern will er die Zeiten des menschlichen Lebens in Parallele mit den wechselnden Zeiten des Jahres poetisch darstellen. Wie in diesem Grundgedanken nichts Neues geboten wird, so geben auch dessen mannichfache Einzelausführungen weder neue Gedanken noch neue Empfindungen. Das alte Stammkapital aller Dichtung wird neu ausgemünzt, doch das Gepräge ist noch nicht scharf und deutlich genug, um der neugewonnenen Münze vollen Gehalt zu verleihen. Ideales Streben, meist freilich recht unbestimmt gehalten:

O bildet diese (die Himmelsgaben) aus, erstrebt in ihnen
Das allgemeine Menschheitsideal,
Dies führe euch zu herrlicher Vollendung,
Zur Einigung zum Ganzen ohne Wahl —

oder auch in ziemlich hausbackene Form gekleidet:

Glück der Liebe: Weib und Wiege. —

Ein warmes Gefühl für das Leben der Natur, dessen Streben, sich zum Stimmungsbilde zu gestalten, häufig noch ein Streben bleibt, dem aber doch hin und wieder („Wintererde", 141) jene dichterische Verschmelzung von Naturempfindung und Menschlichkeit gelingt, verbunden mit Gewandtheit in Behandlung der Form und frischquellender Leichtigkeit dichterischen Aussprechens, bilden den Grundton dieser Lyrik. Kleine Formverstöße, gleich Reimen wie schweigen — bleichen, fällt — gequält, Werthe — Erde sind bei einiger Achtsamkeit leicht zu vermeiden. Schwerer ins Gewicht fallen Unklarheiten im Ausdruck wie:

Kennst du den Traum, so störe nicht den Frieden,
Den dir die Hand des Seraphs freundlich gibt,
O glücklich, wer dies Paradies hienieden (?),
Und sagen kann: ich werde treu geliebt.

Weit schlimmer noch sind Geschmacklosigkeiten wie:

Zum vollen Ganzen streben alle Glieder,
Der schönen Einheit wirken nie sie wider.

Solch ein Vers genügt, jede poetische Stimmung zu vernichten, und ist doppelt schade in dem außerdem wohlgelungenen Liede an „Die Nacht". Ein kleines Lied vertrete den Dichter:

Auf einem Berge.

Möcht' wissen, wo das Häuschen steht,
In dem treu Liebchen wohnt und weilt,
Ob dort, wo jenes Sternlein geht,
Ob dort, wo jene Wolke eilt?

Du zweifelst hier und zweifelst dort,
Fragst deinen Schmerz und deine Lust,
Des Liebchens Heim, ihr schönster Ort,
Ist doch das Herz in deiner Brust.

Zum Schlusse sagt der Dichter in Bezug auf sich und seine Lieder:

Ich weiß wol Schöneres zu reimen
Und werde Bess'res auch noch schreiben,
Doch jede Pflanze muß erst keimen,
Eh' Blüten sie vermag zu treiben.
Drum nehmt die Lieder gern entgegen,
In früher Jugend hingeschrieben,
Ist mir doch auf den wirren Wegen
Der Drang nach Höherem geblieben.

So hoffen wir mit ihm. Wenn im Drange des vollen Lebens selbsteigenes Ringen des Gedankens, tief innerliches Empfinden von Lust und Weh sein wird, dann möge die Freude am Gesange ihm bleiben und selbsterrungenen Gehalt in anmuthende Form gießen.

Für Gedichte ist eine zweite Auflage an und für sich schon eine Empfehlung in unserer Zeit, die so verschwenderisch ist im Produciren in gebundener Rede, so überaus sparsam im Consumiren des Geleisteten. In der That bieten die „Gedichte" von Graf A. Wickenburg (Nr. 5) manch Ansprechendes. Warm, wahr, einfach, erfüllt von reinem, treuem, strebendem Sinne; besonders anheimelnd, wo der Dichter Blicke in sein eigen Herz und Heim thun läßt; modern in der lebhaften Naturempfindung. Dies alles verbunden mit sicherer Beherrschung der Form, die in einzelnen Strophen zu großer Anmuth von Klang und Rhythmus sich erhebt:

Spuren rings von Schnee und Eis,
Doch, wie holdes Frühlingslächeln,
Spielt mir um die Stirne leis'
Linde Luft mit lauem Fächeln.

Dem heimatlichen Volksleben entnommene Heldenlieder und Sagen bieten Originalität in Stoff und Form. Ein charakteristisch volksmäßiger Ton ist darin angeschlagen. Es wäre billig und erwünscht, eine Probe beider Arten zu geben, einzig die Rücksicht auf den Raum zwingt, sie auf eine zu beschränken:

Haspinger.

Das war ein Herrgottsdiener
Von ganz besondrer Art,
Der hagre Kapuziner
Mit seinem Feuerbart!

Ihm war im Kampf und Hader
Am wohligsten zu Muth,
Ihm rann durch jede Ader
Tiroler Roblerblut!

Für ihn stand es geschrieben:
Bist du ein guter Christ,
Sollst du den Nächsten lieben,
Wenn er kein Franzmann ist!
Er predigt der Gemeinde
Als oberstes Gebot:
Hinaus mit unserm Feinde!
Schlagt die Franzosen todt!

Der Habit saß dem Recken,
Als ob's ein Harnisch wär',
Ein langer, weißer Stecken,
Das war sein Schild und Wehr.
Er hat ihn mit dem Bilde
Sanct Anton's schön geziert,
Den er für seine Gilde
Zum Feldherrn proclamirt.

Treu hat die Schar gehangen
Am Heiligen solchen Schlags,
Doch wär's bald schief gegangen
Am Schönberg eines Tags:
Der Marschall, der Lefèbre,
Hat sich zur Wehr gesetzt,
Ein angeschoss'ner Eber,
Der seine Hauer wetzt!

Bald tobt, wie Ungewitter,
Der Kampf dort hin und her,
Sanct Anton fliegt in Splitter —
Da wankt das Bauernheer.
„Der Heilige zertrümmert,
Das Glück hat sich gewend't!"
Manch Einer seufzt bekümmert:
„Das nimmt ein schlechtes End'!"

Der Pater hört die Klagen,
Das ängstliche Geraun',
Da plötzlich sieht er ragen
Ein Feldkreuz hinterm Zaun!
Flugs ist er auch schon drüben,
Daß ihm die Kutte saust,
Flugs ist er wieder hüben,
Das Kreuzbild in der Faust!

„Kannst du nicht besser fechten,
Fahr' wohl, Antonius!
Hier haben wir den rechten
Generalissimus!
Er führt uns nun zum Reigen,
Drum vorwärts, Mann für Mann,
Der Heiland wird euch zeigen,
Daß er's ganz anders kann!"

Hei, wie die Stutzen knallen!
Hei, wie die Sense mäht
Und wie die Schlegel hallen,
Nun es ans Dreschen geht!
Die welschen Regimenter
Zersprengt in kurzer Frist —
„Zum Teufel die Sakermenter! —
Gelobt sei Jesus Christ!"

'S war nicht das letzte Rennen! —
Wer mit dem Rothbart rauft,
Lernt Jesum Christum kennen
Und wird mit Blut getauft!
Er blieb ein Herrgottsdiener
Von ganz besondrer Art,
Der hagre Kapuziner
Mit seinem Feuerbart!"

Den Schluß des gefälligen Bändchens bilden einige Uebersetzungen, von denen die ersten leider ganz verfehlt sind. Hätte nicht Heyse durch seine wunderbaren Leistungen auf diesem Gebiete das Unmögliche möglich gemacht, so würde man sich berechtigt fühlen zu dem Ausspruche, daß Dichtungen wie „The Song of the Shirt" und „The Bridge of Sighs" überhaupt nicht übersetzbar sind. Ein bedeutender Dichter hat darin mit souveräner Meisterschaft seine Sprache in ihrer innersten Eigenart concentrirt zur schärfsten Charakterisirung und individuellsten Ausprägung seines Stoffs durch Klangfarbe und Rhythmus. Jedenfalls sind derartig vollendete und zugleich sprachcharakteristische Dichtungen ein noli me tangere für jeden, der ihrem Schöpfer nicht ebenbürtig ist in der vollen Meisterschaft über das eigene Idiom, wozu noch tiefstes Verständniß des fremden treten muß. Einige Strophen als Beweis des Gesagten:

Seht! eine Elende,	One more unfortunate
Müde der Noth,	Weary of breath
Gab sie das quälende	Rashly importunate,
Sein um den Tod.	Gone to her death.

Wie matt klingt das Deutsche im Vergleich mit der Klangmalerei der hastig-leidenschaftlichen Bewegung, die der englische Text ausdrückt, ganz abgesehen von der ausdrucksvollern Kraft seines Inhalts.

Schwesterlich Handeln,	Sisterly, brotherly,
Kindlich Empfinden,	Fatherly, motherly
Mußt' es sich wandeln	Feelings had changed:
Nicht und verschwinden?	Love, by harsh evidence,
Hat nicht der Armen	Thrown from its eminence;
Liebe gelogen?	Even God's providence
Gottes Erbarmen,	Seeming estranged.
Schien's ihr entzogen?	

Hier ist sogar gegen den Sinn gefehlt: der Text hat durchaus nichts von „kindlich Empfinden", er redet einzig von dem, was Geschwister und Aeltern gegen die Unglückliche, nicht diese gegen sie gefühlt; auch nur deren Liebe gegen sie ist gemeint, während das „Liebe gelogen?" des Deutschen einen ganz andern Gedanken hineinträgt.

Sie sprang in den Fluß	In she plunged boldly,
Mit kühnem Entschluß,	No matter how coldly
Wie kalt er auch rann,	The rough river ran,
Ueber den Rand hinab,	Over the brink of it, —
Bis in den Sand hinab —	Picture it, think of it,
Denkt nur daran!	Dissolute man!
Hier, wo sie sank,	Lave in it, drink of it,
Schöpfe den Trank,	Then, if you can!
Wer da noch kann!	

Das Deutsche läßt hier sogar den deutlichsten Hinweis auf das treibende Motiv der Handlung, den das Gedicht überhaupt bietet, ganz unbeachtet. Weder hier noch in der folgenden Uebersetzung ist es Graf Wickenburg gelungen, das wiederzugeben, was den meisten Dichtungen Southey's ihren Hauptreiz gibt: die mystisch-schwermüthige Stimmung, welche durch die eigenartige Behandlung der Sprache in Klang und Tonfall hervorgebracht wird. Die übrigen drei Uebersetzungen lesen sich ganz vorzüglich. Wie sie sich zu den Originalen verhalten, kann ich leider nicht beurtheilen, da diese mir nicht zur Hand sind.

Und müßt ihr denn durchaus als schöner Geist floriren,
Das macht sich auch; fangt an zu recensiren!
Das fordert wenig Geist, noch wen'ger Herz, —
Nur tüchtig Selbstgefühl und eine Stirn von Erz! —

läßt Friedrich Rust im dramatischen Festspiel den Director sprechen. Recensent dankt für die gute Meinung, kann aber dem Spottenden nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, schuldet er ihm doch einen so seltenen Genuß: Originalität. Frisches freies Leben pulsirt in „Aus neuer Zeit" (Nr. 6). Mit keckem Sinn und fester Hand greift der Dichter hinein in das Leben, wie es die Neuzeit gestaltet; da ist nicht das ewig gleiche farblose Klagen und Jubeln um das ewig Gleiche. Originalität im Stoff wie in Anschauung und Ausführung erfrischt und reizt. Die Prosa des modernen Tages wird kräftig erfaßt, und sogar der Eisenbahn wird Poesie abgerungen:

Du siehst, was die gelehr'ge Brut gethan,
Prometheus, alter Bildner, Grübler, Heide!
Sie fürchten nicht — drob freue dich, Titan, —
Den alten Zeus, sie trotzen seinem Neide.

Doch schon hemmt sich das schnelle Bewegen,
Langsamer kommt eine Stadt entgegen
Schwimmend wie Ufer des Hafens dem Schiff.
Jetzt tönt noch ein greller Pfiff —
Und wie hergezaubert — seht —
Kommt der Bahnhof an — und hält — und steht. . . .

Halbversteckt spottet leise Ironie des eigenen Thuns. In leichten Versen, die tändelnd dahingleiten, wird Bedeutendes gestreift:

Nur glühende Sonne
Strahlt Leben und Wonne,
Lehrt ewig die Weisen, nicht weise zu sein.

Heiterfeste Auffassung des Lebens, des Wirkens im Wirklichen, ohne Grübeln nach dem Möglichen, gibt dem Dichter die Anschauung der „Hauptstadt", deren mächtig rauschender Strudel ihm die Empfindung frischer Kraft weckt, die sich ihren Platz erobern muß im Gedränge:

Leben ist Krieg!
. . . .
Schreite gerüstet und fröhlich zur That!
Wie sich die Welt
Feindlich dir stellt,
Werde nur selbst dir dein eigner Soldat!

Im Kleinen sieht er das Große, wie er aus dem Steigen und Sinken des Wasserspiels am Springbrunnen:

. . . . . . das Gesetz der Welt,
Das Bahnen der Sterne lenkt, leise sprechen —

hört, so vermag er das Alltägliche mit Gedanken zu erfüllen, die es der Harmonie des Alls einfügen, und dem Zufall Ideen zu entnehmen, die darüber hinaustragen in das Stetige. Im bunten Treiben der Eisbahn über dem Abgrund wird das gegebene Zufällige auf Allgemeines zurückgeführt:

Ueber dem Abgrund in glücklicher Stunde
Fliegt das Vergnügen.

Nicht gezögert, hinabzusteigen!
Hier ist ein Spiel nach bekanntester Mode!
Immer dreht sich des Lebens Reigen
Ueber dem Tode.

Der glückliche Takt, mit dem der Dichter Humor mit Ernst eint, hat ihn wol nur einmal im Stiche gelassen. „Geisterfahrt" (S. 50) ist in der Stimmung verfehlt, enthält auch den einzigen Formfehler, der mir in den fließenden mannichfaltigen Rhythmen auffiel:

. . . . . Ja, das ist er,
Hermes, der Seelen Conducteur.

Im dramatischen Festspiele zu Goethe's Geburtstagsfeier, welches das Bändchen schließt und diese vielfach abgenutzte Gattung um eine in der That sinnige Gabe bereichert, fiel mir ein ähnliches Verfehlen von Ton und Stimmung auf in den Worten der Iphigenie, während die Fülle der übrigen Personen sich dem Charakter angemessen einfügt. Manch lieblich gedankenvolles Bild erfreut:

Huschend im Busche bald hin und bald her
Fliegen die Vögel, des Frühlings Gedanken.

Vom gestirnten Himmel: „Nun strahlt das ganze Weltgedicht." Freilich auch: „Zum tollen Blaustrumpf ward die Muse." Viel Frisches und Anmuthendes bietet das zierlich ausgestattete Bändchen in seinem spielenden Ernst.

Alles umfassende, göttliche Luft,
Alles befreiender, himmlischer Segen,
Sehnt sich doch alles, Moder und Duft,
Todtes und Lebendes dir nur entgegen!
Sehnsuchtsvoll zu dir erhoben
Schweift der Blick und sieht dort oben
Weiße Wölkchen, wie sie ziehn,
Immer weiter westwärts fliehn,
Wandernd durch die Himmelsaue,
Die unendlich tiefe, blaue,
Frei durch unbegrenztes Reich, —
Ruhig — sel'gen Geistern gleich.
Und wie sie dort oben schweben,
Also sei des Dichters Herz,
Sei sein Sinnen, sei sein Streben
Sonnenwärts!

So singt unser Dichter. Sei dieser Wunsch ein Bild seines eigenen Schaffens. M. Benfey.

Neue Erzählungsliteratur.

1. Neuer deutscher Novellenschatz. Herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner. Einundzwanzigster und zweiundzwanzigster Band. München, Oldenbourg. 1887. 8. 2 M.
2. Musikantengeschichten. Von Ernst Pasqué. Dresden, Pierson. 1888. 8. 3 M.
3. Lustige und ernste Musikantengeschichten. Von C. Haaß. Paderborn, F. Schöningh. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.
4. Von Haus zu Haus. Novellencyklus von E. Merx. Gotha, F. A. Perthes. 1888. 8. 5 M.
5. Zwei Schwestern. Erzählung in Briefen. Erlebnisse aus dem Deutsch-Französischen Kriege. Kleine Schriften von Alexander Freytag-Loringhoven. Riga, Jonck u. Poliewsky. 1887. 8. 2 M.
6. Aus alter und neuer Zeit. Die Hermannsschlacht. Eine historische Erzählung für Jung und Alt. Von Wilhelm Fricke. Zweite Auflage. Mit einer Abbildung. Bielefeld, Helmich. 1888. 8. 1 M.
7. Zweierlei Tuch. Heiteres und Ernstes aus dem Offiziersleben im Frieden. Von E. von Münchershof. Rostock, Werther. 1888. 8. 3 M.

Die beiden letzten Bände des „Neuen deutschen Novellenschatzes" zeichnen sich wieder durch ihren vornehmen gediegenen Inhalt aus. Da alle hier gedruckten Novellen bereits durch frühere Veröffentlichung bekannt sind, ist eine eingehende Besprechung derselben unnöthig. Es genügt überhaupt für ihre Werthschätzung, daß sie in Heyse's „Novellenschatz" erscheinen. Hier begegnen wir fast keiner schriftstellerischen Arbeit, die sich als nur „mittelmäßig" bezeichnen ließe. Den 21. Band eröffnet E. Kulke mit seiner eigenartigen, dem jüdischen Volksleben entnommenen Geschichte „Der Kunstenmacher". Rosenthal-Bonin schildert in seinem „Fächermaler von Nagasaki" ein interessantes Sittenbild aus Japan. Ein französisches Problem mit deutscher Lösung bringt H. Heuberg's edel ausklingende Novelle „Emmy Genze". Voll nerviger Kraft in der Darstellung ist „Kirchenraub", eine ergreifende Geschichte, von A. Friedmann. Das Meisterstück des 22. Bandes ist zweifellos „Um ein Ei", von Th. Hermann Pantenius. Ein Zug von Großartigkeit geht durch diese Novelle. Haftet er den Personen an, die uns der Verfasser aufführt, oder ruht er in der überaus schlichten Handlung? Die Beantwortung dieser Frage erheischen, hieße das Geheimniß des Poeten ergründen wollen, und das kann niemand, nicht einmal der Poet selbst, nach der Vollendung seines Werks. Hans Hoffmann ist durch eine Novelle vertreten, die alle jene Eigenschaften besitzt, welche den Verfasser zu einem der beliebtesten Erzähler in Deutschland machen. Mit Ilse Frapan's Novelle „Die Last" schließt der Band.

Voll fröhlichen Humors, anregend, fein und vornehm geschrieben sind Ernst Pasqué's „Musikantengeschichten" (Nr. 2). Der beliebte Schriftsteller erzählt in seiner flotten Weise eine Reihe anziehender Begebenheiten aus dem Leben musikalischer Koryphäen. Da begegnen wir Rossini, Nourrit, Weber u. a. m. Am heitersten ist: „Eine Auf-

führung des «Postillons» in Lonjumeau", ein Abenteuer aus den „Sängerlehrjahren" des Erzählers. Die „Musikantengeschichten" gehören zu den liebenswürdigsten Büchern des Verfassers, und werden jedem, der sie liest, Freude machen. Weil wir schon von Musikantengeschichten sprechen, so sei noch ein Band solcher erwähnt, der uns vorliegt. Er betitelt sich „Lustige und ernste Musikantengeschichten", und stammt aus der Feder der als Musikschriftstellerin bekannten C. Haaß (Nr. 3). Das Buch erzählt „ernste" und „heitere" Episoden aus dem Leben verschiedener Musiker. Indeß nicht immer greift die Verfasserin in die Wirklichkeit, zuweilen läßt sie auch ihrer Phantasie freien Spielraum, und diese musikalischen Geschichten sind nicht weniger gut als jene, in welchen ein bekannter Name vorkommt. So ist eine prächtige kleine Erzählung „Etwas vom alten Stadtzinkenisten Zeisel". Auch „Das Weihnachtsgeigerl" ist voll poetischer Stimmung, die nur hie und da durch das Kauderwelsch gestört wird, das die Verfasserin „österreichischen Dialekt" nennt. C. Haaß verfügt über eine anziehende Erzählungsgabe und eine abgerundete knappe Schilderung, zwei Eigenschaften, die ihr Buch sehr lesenswerth machen.

Wenn es Aufgabe des Dichters ist, zu „erheben", wie das geflügelte Wort sagt, dann hat E. Merx' Novellencyklus „Von Haus zu Haus" (Nr. 4) gründlich diese Aufgabe verfehlt. Der Inhalt ist: eine dreißigjährige Jungfrau macht eine Inspectionsreise zu ihren Freunden, um aus „eigener Anschauung" zu erkennen, ob es auch der Mühe werth ist, noch länger auf den „Rechten" zu warten. Der poetisch lautende Inhalt („Im Hause eines Kreisrichters", „Im Hause eines Gymnasiallehrers", „Im Hause eines Commerzienraths", „Im Hause eines Gutsbesitzers" u. s. w.) zeigt uns, in welche Familien diese wißbegierige Dame hineinschaut, um sich Begriffe über den heiligen Ehestand bilden zu lernen. Diese nach hymenäischer Erfahrungswissenschaft ausziehende Studentin begegnet nun überall Drangsalen, Streitigkeiten, Sorgen und dergleichen Begleiterscheinungen der Ehe. Natürlich. Sie geht ja darauf aus, die Schattenseite des ehelichen Zusammenlebens zu suchen. Denn wenn sie an dessen Lichtseite glauben würde, hätte sie vermuthlich nicht ihre Untersuchungsreise angehoben. Oder richtiger, sie hätte nicht das „dreißigste" abgewartet, um ihr Herz zu verschenken. Uebrigens läßt sich dieses Musterbeispiel von Klugheit und Güte von all den „unglücklichen" Ehemännern recht tüchtig den Hof machen; sie liest merkwürdigerweise nur den Gattinnen die Leviten, nie deren Männern. Schließlich heirathet sie ihre „erste Liebe", einen Witwer mit drei Kindern, „einer hochgewölbten Brust", „schwarzem Krausbart" und „finsterblickenden Augen". Das Buch erhebt nicht nur nicht, es zieht nieder in die trübe Sphäre des Alltagslebens, auch wenn die Verfasserin ihre „Beobachtungen" in fließender Sprache aufgezeichnet hat.

„Zwei Schwestern" und „Erlebnisse aus dem Deutsch-Französischen Kriege" von Alexander Freytag-Loringhoven (Nr. 5) sind gut geschriebene Erzählungen, von denen die erstere vielleicht jungen Damen Interesse abgewinnen wird, die zweite allgemeinere Theilnahme durch ihre frische Schilderung eigener Erlebnisse in großer Zeit zu erringen vermag. Der Ton darin zeugt von sehr jugendlicher Feder.

Wilhelm Fricke liefert in seiner „Hermannsschlacht" (Nr. 6) viele interessante Anmerkungen zu dem bekannten Stoffe. Das dünne Bändchen mit seinem klaren Stile, seiner lebhaften Darstellung wird jungen Leuten, die nicht müde sind, sich in das wohlbekannte Thema zu vertiefen, willkommen und lehrreich sein.

„Zweierlei Tuch" von E. von Münchershof (Nr. 7) ist ein unterhaltendes Buch, in dem Humor mit ernster Lebensbetrachtung abwechselt. Die Personen, mit denen wir bekannt werden, sind eigentlich nicht neue Bekannte; denn wir begegnen solchen Gestalten überall im gesellschaftlichen Leben. Aber der Verfasser schildert sie richtig, und gewährt uns insofern dadurch Vergnügen, als er uns Menschen und Handlungen ohne theatralisches Pathos, aber auch ohne moralische Nichtswürdigkeit zeigt, und das ist zuweilen sehr gesund für unsere abgehetzte und erhitzte Phantasie.

Marius Stein.

Zur mittelalterlichen Literatur.

Ulrich's von Liechtenstein Frauendienst. Herausgegeben von Reinhold Bechstein. Zwei Theile. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters. Mit Wort- und Sachregister. Herausgegeben von Karl Bartsch. Sechster und siebenter Band.) Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 7 M.

Ulrich von Liechtenstein ist nicht ein Stern erster Größe am Himmel der mittelhochdeutschen Dichtung; gegen die glänzenden Schöpfungen Hartmann's von Aue, Wolfram's von Eschenbach und Gottfried's von Straßburg tritt sein „Frauendienst" in den Schatten. Gleichwol ist kaum ein anderer Dichter zweiten Ranges so häufig wie Ulrich ein besonderer oder bevorzugter Gegenstand der Forschung und der literarischen Darstellung gewesen, kaum ein anderer ist so wie er eine allbekannte Persönlichkeit geworden. Den Grund davon dürfen wir nicht hauptsächlich in Ulrich's dichterischen Vorzügen suchen, obwol es ihm auch nicht an solchen fehlt: er offenbart sich in seinen Liedern als ein Formtalent ersten Ranges und trägt manchen zarten Gedanken mit größtem Wohllaute vor: sein Lied (I, 111 der vorliegenden Ausgabe):

In dem walde süeze doene
singent kleiniu vogelîn —

gehört zu den schönsten, die je auf Erden erklungen sind. Was den „Frauendienst" so besonders anziehend und wichtig

macht, ist vielmehr der Umstand, daß er die merkwürdigste und lehrreichste Erzählung unsers Mittelalters ist, eine Hauptquelle für culturhistorische Studien und Darstellungen.

In der Sammlung deutscher Dichtungen des Mittelalters konnte Ulrich's „Frauendienst" nicht fehlen, wie Bechstein mit Recht sagt. Eine neue Ausgabe war um so wünschenswerther, als seit Lachmann's Edition nahezu ein halbes Jahrhundert verflossen ist. Seitdem haben mehrere Monographien unser Wissen von Ulrich nicht unwesentlich gefördert; auch außerhalb der um ihn sich gruppirenden Literatur sind unser Dichter und sein Werk von verschiedenen Gesichtspunkten aus untersucht und ausgebeutet worden. So war es wol an der Zeit, wieder einmal die Summe dessen zu ziehen, was inzwischen erarbeitet wurde, und auch deshalb begrüßen wir diese neue Ausgabe mit Freuden.

Der „Frauendienst" ist die erste deutsche Selbstbiographie. Der Mann, der sie uns schrieb, stand auf den Höhen des Lebens und der höfisch-ritterlichen Bildung. Ulrich, wahrscheinlich 1198 geboren, der Ahnherr des jetzt noch blühenden fürstlichen Hauses Liechtenstein, wurde am Hofe des Markgrafen Heinrich von Istrien erzogen und tritt uns in der Geschichte als ein kluger und thatkräftiger Mann entgegen, sorgfältig bemüht ebenso um die Erhaltung und Vermehrung seiner Güter wie um die Wahrung der Adelsherrschaft, von entscheidendem Einfluß im Rathe seiner Standesgenossen. Im Jahre 1241 erscheint er als Truchseß der Steiermark; 1245 vertritt er als Landesrichter die Person des Herzogs Friedrich II. des Streitbaren in der Steiermark und nimmt 1246 theil an der unglücklichen Schlacht an der Leitha, welche diesen hochherzigen Fürsten das Leben kostete. Später leitet er die Bewegung der steirischen Landesherren gegen die ungarische Herrschaft, schließt sich an Ottokar von Böhmen an und ist in dessen Diensten einflußreich und thätig, bis die Interessen des Königs mit denen der steirischen Edeln zusammenstoßen: da tritt er auf die Seite der letztern. Im Jahre 1275 oder 1276 schließt er sein thätiges und erfolgreiches Leben.

Von all diesen Thatsachen, durch die er der Geschichte angehört, erfahren wir freilich aus Ulrich's „Frauendienst" wenig oder nichts; ebenso wenig berichtet er uns von seinen Privatverhältnissen: nur beiläufig erwähnt er seiner Gattin und seiner Kinder, ohne Nennung ihrer Namen. Seine Selbstbiographie ist wie zeitlich — sie reicht nur bis zum Jahre 1255 — so auch stofflich beschränkt. Nicht eine Schilderung seines politischen und häuslichen Lebens bietet uns der Dichter; er erzählt uns nur sein Liebesleben und seine Ritterthaten, soweit sie mit seinem Frauendienst zusammenhängen. Diese Erzählung ist wundersam genug. Noch als Knabe weiht sich Ulrich einer sehr vornehmen Dame, deren Namen er freilich verschweigt, ganz im Sinne der höfischen Sitte, die es dem Manne verbot, die Erkorene seines Herzens zu nennen; auch die Forschungen der indiscreten Nachwelt haben ihre Persönlichkeit nicht mit Sicherheit festgestellt. Der Knabe treibt seine schwärmerische Verehrung so weit, daß er das Waschwasser seiner angebeteten Herrin trinkt; zum Manne herangewachsen, beschließt er, ein Spiegel des Minnelebens zu werden, in Tjosten und Turnieren die tugendhafte Schönheit seiner vrouwe zu verfechten. So kämpft er 1224, als König Mai verkleidet, in Friesach; 1227 macht er im Gewande der Herzenskönigin Venus eine große Turnierfahrt, die in Mestre im Venetianischen beginnt und in Klosternenburg endet; noch 1240 unternimmt er eine ähnliche Reise als König Artus. Aber all sein Minnewerben ist umsonst. Daß er sich seiner Herrin zu Ehren eine Hasenscharte operiren läßt, daß er sich einen Finger abhackt, rührt sie nicht; fort und fort wird er von ihr schlecht behandelt, einmal sogar in Lebensgefahr gebracht, ohne daß er von seinem Werben abläßt; schließlich aber spielt ihm die Geliebte einen so bösen Streich — welcher Art erfahren wir nicht —, daß er es nun seiner Ehre schuldig zu sein glaubt, aus ihrem Dienste zu scheiden und — eine andere Herrin zu wählen, die sich aber durchaus passiv verhält und für uns nur dadurch von Interesse wird, daß sie es ist, die Ulrich den Auftrag zur Abfassung seines „Frauendienstes" ertheilt.

Und alle diese seltsamen Geschichten werden von Ulrich mit einer so rührenden Treuherzigkeit erzählt, daß wir im ganzen und großen an seiner Wahrheitsliebe nicht zweifeln dürfen, um so weniger, als er auch Dinge berichtet, die für ihn nichts weniger als schmeichelhaft sind. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Dichter nicht gelegentlich renommistisch übertreibt; manches mal mag er, der die Phantastik der romantischen Ritterdichtung in die Wirklichkeit zu übertragen suchte, einzelne Züge und Motive aus den Erlebnissen der gefeierten Helden in sein eigenes Leben haben hineinspielen lassen. Dadurch wurde zwar der Werth des „Frauendienstes" als einer Selbstbiographie etwas geschmälert, aber seine culturhistorische Bedeutung in keiner Weise gemindert: er bleibt das treueste Spiegelbild des höfischen Lebens allerdings nicht in seiner Blütezeit, sondern in seiner Entartung, seinem Verfall.

In ihrer äußern Einrichtung schließt sich die vorliegende Ausgabe an die übrigen Bände der hinreichend bekannten Sammlung an. Eine umfängliche Einleitung führt in das Gedicht ein, fortlaufende Anmerkungen erläutern den Text, ein Wörterbuch macht den Schluß. Dabei wollen wir nicht unterlassen, rühmend hervorzuheben, daß, während Lachmann's Ausgabe keine Erklärung der Realien darbot, Bechstein auf diese Seite der Erklärung ein starkes Gewicht gelegt hat und den in gelehrten Werken schon vielfach verwertheten culturhistorischen Stoff des „Frauendienstes" durch die Anmerkungen weitern Kreisen vermittelt. Auch den Liedern ist, namentlich hinsichtlich ihrer strophischen und rhythmischen Gestaltung, vom Herausgeber besondere Sorgfalt gewidmet worden.

Karl Schröder.

Feuilleton.

Dem innigen Zusammenhange zwischen Volk und Herrscherhaus, den die erschütternden Ereignisse dieses Jahres gewiß tiefer gefestigt haben, trägt eine Reihe von Schriften Rechnung, von denen einige bereits von uns besprochen sind, auf andere hiermit hingewiesen werden soll. Ludwig Ziemssen's „Friedrich, Deutscher Kaiser und König von Preußen" (Berlin, Lipperheide) ist bei Lebzeiten unsers nun entschlafenen Herrschers bis zur siebenten Lieferung gelangt und bietet in seiner ansprechenden Darstellung bei guter Auswahl des Stoffs einen wohl zu empfehlenden Ueberblick über die öffentliche Wirksamkeit und das Familienleben des Kronprinzen.

Inzwischen hat die Ausgabe eines neuen Lebensbildes durch Hermann Müller-Bohn: „Unser Fritz, Deutscher Kaiser und König von Preußen" (Kottbus, Kittel) in 10 Lieferungen zu 50 Pf. begonnen. Ein schönes Lichtdruckbild nach der bekannten Aufnahme von Reinhard und Lindner und ein poetisches Vorwort des Verfassers leiten das gutgeschriebene handliche Buch ein, dessen Anfang sehr gefallen kann.

Im gleichen Verlage ist herausgegeben ein neues Volksbuch: „Kaiser Wilhelm der Siegreiche. Ein vollständiges Bild seines gottbegnadeten, ruhmreichen Lebens und Wirkens. Für jung und alt von Hermann Jahnke. Mit zahlreichen Illustrationen" (2 M.). Auch dieses Buch ist ganz vortrefflich gehalten.

— Dem Andenken des hochverdienten Mitarbeiters des Kaisers ist gewidmet: „Generalfeldmarschall Albrecht Graf von Roon. Ein kurzes Lebensbild" (Gütersloh, Bertelsmann). Daß Vorfälle aus der Conflictszeit bei der Darstellung der Reorganisation nicht übergangen sind, wird wol mehrfach unangenehm berühren; doch gehören sie der Geschichte an, und es fordert die Gerechtigkeit, die Schwierigkeiten hervorzuheben, mit denen der Waffenschmied des neuen Preußen bei seiner Arbeit zu kämpfen hatte.

— Spät endlich geht uns Adolf Lange's Erinnerungsschrift zum 21. April „Ulrich von Hutten" (Gütersloh, Bertelsmann) zu, die neben der Karl Boden's das Gedächtniß des tapfern Kämpfers für deutsche Art beleben möge.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 26. Juni starb in Aussee nach längerm Leiden der pensionirte Director der Staatsoberrealschule in Sechshaus bei Wien, k. k. Regierungsrath Dr. Franz Joseph Pisko, einer der verdientesten Schulmänner Oesterreichs. Diese Blätter sowol wie „Unsere Zeit" verlieren in dem Verstorbenen einen seit Jahren hochgeschätzten Mitarbeiter auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Kritik und Berichterstattung.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Das „Athenaeum" berichtet in der Nummer vom 26. Mai über zwei Bücher, welche berufen sind, in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen zu erregen: E. Pfleiderer's „Zur Lösung der Platonischen Frage" und J. H. Becker's „Mahabharata, der große Krieg", das ins Englische übersetzt ist.

— „Truth" vom 10. Mai schreibt über die „Erinnerungen" des Hofraths Louis Schneider, die ins Englische übersetzt sind: „Sie liefern einen genauen Bericht über die geheime Hofgeschichte Preußens in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's IV. und werfen ein helles Licht auf die unbekannten Begebenheiten von 1863 bis 1870, welche die großen Ereignisse vorbereiteten. Sie sind zum Theil von dem hochseligen Kaiser Wilhelm selbst durchgesehen, können somit als authentisches Geschichtswerk betrachtet werden."

— In sehr hervorhebender Weise bespricht die „Revista Contemporanea" vom 15. Mai die Uebersetzung von Max Nordau's „Conventionelle Lügen", die in Spanien den Titel führen: „Mentiras de nuestra civilización". Sie werden als ein „merkwürdiges Werk voll tiefer Arbeit, des deutschen Denkers würdig" bezeichnet.

— Die „Revue des Deux Mondes" vom 15. Mai gedenkt rühmend der „Geschichte der Päpste, seit dem Ende des Mittelalters" von Ludwig Pastor, Professor der Universität Innsbruck, wegen ihrer Genauigkeit und Unparteilichkeit. Das Werk ist von Furcy-Raynaud ins Französische übersetzt.

Bibliographie.

Amyntor, G. v., Auf der Flucht. Lustspiel. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M.

Arneth, A. Ritter v., Maria Theresia. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 1 M.

Auch ein Wort zu Naturforschung und Schule. Von *** Jena, Mauke. Lex.-8. 50 Pf.

Becker, † H., Deutsche Maler. Von Asmus Jak. Carstens an bis auf die neuere Zeit in einzelnen Werken kritisch geschildert. Bearbeitet und herausgegeben von H. Becker dem Jüngern. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 10 M.

Blum, H., Staatlos. Eine lustige Zeitgeschichte auf ernstem Hintergrunde. Jena, Costenoble. 8. 7 M.

Bodenstein, C., Huudert Jahre Kunstgeschichte Wiens 1788—1888. Eine Festgabe anlässlich der Säcular-Feier der Pensions-Gesellschaft bildender Künstler Wiens. Mit einem Porträt L. Binder's. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 10 M.

Büttner, H., Sie macht Carriere. Ein Berliner Sittenbild. 2te Aufl. Berlin, Cassirer u. Danziger. 8. 2 M.

Byr, R., Wie es weiter noch kam. Roman. Jena, Costenoble. 8. 4 M.

Classen, A., Ueber den Einfluß Kants auf die Theorie der Sinneswahrnehmung und die Sicherheit ihrer Ergebnisse. Leipzig, Grunow. 1886. Gr. 8. 5 M.

Dahmen, J., Das Pontifikat Gregors II. Nach den Quellen bearbeitet. Düsseldorf, Schwann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ernst, R., Aprilkinder. Gedichte. Berlin, Hennig. 8. 2 M.

Frankenstein, K., Die Lage der Arbeiterinnen in den deutschen Großstädten. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Gugl, A., Geweihte Bußerl. Hochland-Humoresken aus Kärntens Paradies. Großenhain, Baumert u. Ronge. 12. 60 Pf.

Haek, D., Wiener Xenien. Leipzig, O. Wigand. 12. 2 M.

Knackfuß, H., Deutsche Kunstgeschichte. 2te Abtlg. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. Lex.-8. 4 M.

Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Eine Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen, sowie zum Konserviren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer. Herausgegeben auf Veranlassung des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten. Berlin, Mittler u. Sohn. 12. 40 Pf.

Rau, L. v., Ein römischer Pflüger. Vortrag über eine unbeachtete antike römische Marmorgruppe im berliner königlichen Museum. Mit 1 Abbildung. Frankfurt a. M., Keller. Gr. 4. 1 M. 50 Pf.

Reichenbach, A., Welt und Mensch. Vorträge und Aufsätze. 2tes Hft. Leipzig, Fest. 8. 30 Pf.

Rotert, F., Bischof Reinkens und seine Helfer. Ein Beitrag zur inneren Geschichte des Altkatholizismus, größten Teils aus dem Nachlasse des Altkatholischen Boten. Leipzig, Rust. 8. 3 M.

Veeck, O., Darstellung und Erörterung der religionsphilosophischen Grundanschauungen Trendelenburgs. Ein Beitrag zur Würdigung Trendelenburgs. Gotha, Behrend. Gr. 8. 2 M.

Viehoff, H., Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre in 2 Bdn. Herausgegeben nebst einer biographischen Skizze: Heinrich Viehoff, aus persönlichem Umgange. Von V. Kiy. Beigegeben ist Viehoffs Porträt und ein Faksimile seiner Handschrift. Trier, Lintz. 8. 7 M.

Waldberg, M. Freih. v., Die deutsche Renaissance-Lyrik. Berlin, Hertz. Gr. 8. 4 M. 60 Pf.

Waldstein, M., Bühnen-Historietten. Heitere Erzählungen aus der Theaterwelt. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Werner, R. M., Aus dem Josephinischen Wien. Geblers und Nicolais Briefwechsel während der Jahre 1771—1776, herausgegeben und erläutert. Berlin, Hertz. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Wilsing, H., Richard Wagner, die Meistersinger von Nürnberg. Einführung in Musik und Dichtung. Mit einer Notenbeilage und einer Motivtafel. Leipzig, Schloemp. 8. 1 M. 50 Pf.

Wittmer, G., Die Festspiele in Bayreuth, ihre religiöse, künstlerische und nationale Bedeutung. Leipzig, Schloemp. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Jahrgang 1888. Erster Band. (Heft 1—6.)
Geh. 6 M. Geb. 7 M. 50 Pf.

Das Abonnement auf diese Monatsschrift beträgt vierteljährlich 3 M., halbjährlich 6 M., ganzjährlich 12 M.

„Unsere Zeit“ bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu der soeben vollendeten 13. Auflage von Brockhaus’ Conversations-Lexikon.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ulrich’s von Liechtenstein Frauendienst.

Herausgegeben von **Reinhold Bechstein.**

Zwei Theile. 8. Geh. 7 M. Geb. 9 M.

(Deutsche Dichtungen des Mittelalters, 6. und 7. Band.)

U[illegible] von Liechtenstein Frauendienst ist die älteste dichterische Selbstbiographie der deutschen Literatur und gilt als die lehrreichste und merkwürdigste Erzählung unsers Mittelalters, deren Werth für die deutsche Culturgeschichte allseitig bekannt, und deren Inhalt auch bereits für culturhistorische Studien und Darstellungen mannichfach verwerthet worden ist. Der Text des Werks ist mit Commentar und zahlreichen Verweisen auf culturhistorische Werke versehen; ein Wörterbuch sowie ein Namenverzeichniss erleichtern den Gebrauch.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Henry M. Stanleys

Reise durch den dunklen Weltteil.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet
von
Dr. Berthold Volz.

Vierte Auflage.

Mit 54 Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Diese von Dr. Berthold Volz, Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam, verfaßte Bearbeitung der berühmten afrikanischen Reise Stanleys hat sich als echtes Volksbuch und vorzügliche Jugendschrift in kurzer Zeit so zahlreiche Freunde erworben, daß bereits eine vierte Auflage nöthig wurde.

Redacteur!

Ein jüngerer Schriftsteller, der kritische, historische und **poetische** Arbeiten in den vornehmsten deutschen Zeitschriften veröffentlicht hat, würde gern in eine entsprechende Redaction eintreten. Offerten unter Chiffre **Z. 25** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die philosophische Weltanschauung der Reformationszeit

in ihren Beziehungen zur Gegenwart.

Von
Moriz Carriere.

Zweite vermehrte Auflage.

Zwei Theile. 8. Geh. 12 M. Geb. 15 M.

Eine Erneuerung dieses seit längerer Zeit vergriffenen Werks, mit welchem sich vor vierzig Jahren der Verfasser eine selbständige Stellung in der philosophischen Literatur errang, ist von vielen Seiten gewünscht worden. Es behandelt den Italienischen Humanismus, die Deutsche Mystik, die neuern Naturansichten, die politischen und socialen Theorien und gibt ausführliche Darstellungen hervorragender Philosophen der Reformationszeit, namentlich Giordano Bruno’s, Tomaso Campanella’s und Jacob Böhme’s. In der vorliegenden zweiten Auflage blieb der Ton des Ganzen unverändert, während im Einzelnen vieles berichtigt und erweitert wurde.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Preis per $^3/_1$ $^1/_1$ $^1/_2$ $^1/_4$ = Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



Das ärztlich sehr empfohlene u. anderen Präparaten, wie Vaseline und Lanolin unbedingt vorzuziehende **„Mollin“** ist als vorzügliches Toilettemittel à Büchse ℳ 1.— in den meisten bessern Parfümerie- und Droguengeschäften zu entnehmen.

☛ Neue Depôts werden jederzeit errichtet.

Th. Canz & Co. in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 28. — 12. Juli 1888.

Aus der Bühnenliteratur.

1. Walpurga. Der Johanniter. Zwei Trauerspiele von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Cotta. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.

Von einem Dichter, der sich uns bereits so oft und glänzend nicht allein als Meister der objectiven Form, sondern auch durch die Weise, in welcher er die reichen Schätze seiner feingestimmten Seele und seines umfassenden Wissens vor uns ausbreitet, als ein ganzer und voller Mensch in des Wortes edelstem Sinne gezeigt hat, dürfen wir bei einer neuen Darbietung seiner hehren Muse berechtigterweise Bedeutendes erwarten. In seiner „Walpurga" hat denn Graf Schack uns auch wiederum einen glänzenden Beweis seiner psychologisch-feinen Charakteristik, seiner dramatischen Gestaltungskraft, die freilich die landläufige Bühnenwirkung vornehm verschmäht, erbracht. Graf Schack schreibt die Natur ab, unbekümmert darum, ob er etwa dadurch einem aufregenden Erfolge bei der großen Menge — Lesern wie Theaterbesuchern — einen Riegel vorschiebt. „Walpurga" würde, etwas zuckerwässeriger gehalten, der Allgemeinheit besser munden. Um deren Gunst aber zu buhlen, hat Schack, als echter Sohn Apoll's, auch diesmal verzichtet.

Die Handlung des fünfactigen Trauerspiels ist ungefähr diese: Meister Herbert, der hochgelehrte, weitbekannte Lehrer an der Hochschule zu Heidelberg, eine anziehende Faustfigur aus dem 16. Jahrhundert, wird gleichermaßen durch seinen maßlosen Ehrgeiz, den der edle Trieb, den geistig und körperlich Armen und Elenden ein Erlöser zu werden, verklärt, wie durch ein von glühender Phantasie erhitztes Herz in Irrsale getrieben, welche ihn selbst und auch sein edles schönes Weib Walpurga dem Verderben, dem Untergange zuführen. Die Art, in welcher der Dichter den ursprünglich so groß und edel angelegten Gelehrten zum Spielball seiner Leidenschaften werden läßt, ist durchaus psychologisch berechtigt. Sie wirkt nur zuweilen dadurch etwas peinlich, daß Schack ihr mitunter nicht den Raum vergönnt, sich verständnißvoll für den Beobachter „auswuchern" zu können. In Scene 14 des zweiten Acts z. B. (Gerbert mit Gräfin Olympia, der Adelheid von Wallburg des Schack'schen Trauerspiels) ist das blitzähnliche Hin- und Herschwanken des Gelehrten zwischen Gut und Böse, die rasche Entscheidung für das letztere geeignet, die bis dahin trotz allem noch immer gewahrte Theilnahme für die zweite Hauptfigur des Stücks erlahmen zu machen. Kurze Zeit, nachdem Gerbert — der übrigens auch diesmal, während er das Böse thut, noch manches Gute will — sich der italienischen Buhlerin in die verlockenden Arme geworfen, erfährt er, daß sie sich ihres Siegs über ihn mit schnöder Unweiblichkeit gerühmt. Dies befreit ihn, wiederum ganz plötzlich, aus dem Banne der aristokratischen Hetäre. Im Rahmen eines kurzen Monologs vollzieht sich seine Wandlung und die geistige Rückkehr zu seinem armen großherzigen Weibe Walpurga. Die Schlußworte Gerbert's:

> Wohl! Zu Olympia
> Geh' ich, auf daß ich los von ihr mich sage —

lassen denn auch, trotz der scheinbaren Männlichkeit, welche in dem Entschlusse Gerbert's uns wol sympathisch berühren soll, das berechtigte Bedenken aufsteigen, ob dieser in seinen Stimmungen so rasch wechselnde Mann nicht aufs neue den Verführungskünsten Olympia's erliegen werde, und wollen nicht recht wirken. Zum Glücke wird Gerbert, bevor er seine Meinung wieder ändern kann, im Hause Olympia's verhaftet. Walpurga hat nämlich in wahnsinnig aufwallender Eifersucht dem Gerichtshof ein Geheimniß ihres Gatten verrathen, das ihn — wie sie glaubt nur für kurze Zeit — in den Kerker führen und an der Ausführung des von ihr in Erfahrung gebrachten Fluchtplans

mit Olympia verhindern wird. Unselige Umstände aber, von denen die arme Walpurga keine Ahnung gehabt, bringen es dahin, daß der Gelehrte von dem hochnothpeinlichen Gericht für einen gemeinen Mörder angesehen und zum Tode verurtheilt wird. Walpurga, das treue hingebende Weib, dem die allzu große Vergötterung für einen schwachen Sterblichen zum Fluche geworden, wird mit ihrem Gatten, den sie in einem verhängnißvollen Augenblicke maßloser Verzweiflung verrathen, durch den Tod vereint.

Graf Schack läßt in einem Vorspiel und fünf Acten sein durch reiche Nebenhandlung ausgeschmücktes Trauerspiel in nie getrübter sprachmusikalischer Harmonie fünffüßiger Jamben an uns vorüberfließen. Als Bild hat mich störend nur jene Stelle berührt, in der es heißt:

Und oft, wenn abends er in unserm Kreis,
Froh plaudernd saß, *hing lauschend mir das Ohr*
An seinem Mund.

Das einactige Trauerspiel „Der Johanniter" spielt in einer kleinen süddeutschen Residenz, im Laufe des 18. Jahrhunderts. Der jugendlich ritterliche Oberst Sternberg, Generaladjutant des regierenden Herzogs, dessen Herz des letztern reizender Tochter, Prinzessin Katharina, in anbetender, alle Schranken durchbrechender Liebe gehört, wird von der Fürstentochter aufs leidenschaftlichste wieder geliebt. Dem ebenbürtigen, ihr vom Vater bestimmten Freier Theobald, Erbgrafen von Leiningen, versagt sie ihre Hand und wiegt ihre nach Vereinigung mit dem Geliebten dürstende Seele mit der Hoffnung, daß irgendein erlösendes Ereigniß ihren Wünschen eines Tages Erfüllung bringen werde. Inzwischen wissen die Heimlichverlobten zarte Blüten im Eden stillverschwiegener keuscher Seligkeit zu pflücken. Die Maske des Hausgespenstes — ein Johannitergewand — verhilft dem Grafen zu nächtlichen Zusammenkünften mit Prinzessin Katharina. Der Zufall, so oft treuer Liebe ein holder Genius, wird hier zum Dämon. Erbgraf Theobald bezieht die nächtliche Wache in der Halle des herzoglichen Schlosses, wo seit vielen Nächten das gefürchtete Gespenst gesehen worden. Die hier sich abwickelnden Schlußscenen sind von großer theatralischer Wirkung, die um so mächtiger wird, je weniger man sich von einer jener Absichten, die so leicht gemerkt werden, verstimmen lassen muß. Ich gebe eine Probe. Graf Theobald endet den Monolog, in dem er leidenschaftlich beklagt, daß die Prinzessin seiner heißen Liebe jedes Mitgefühl versage, während deren Feuerstrom selbst in Steinen Empfindung wecken würde, mit den Worten:

Gab mir mit solcher Mitgift
Nicht die Natur auf deine Gegenliebe
Ein Recht? Wer drängt sich zwischen mich und dich,
Mich um das Anrecht, das die große Mutter
Mir in die Wiege legte, zu betrügen?

(Die Thür links von einer erhöhten Estrade im Hintergrunde, von der eine Treppe nach unten geht und über der das lebensgroße Bild eines Johanniterritters hängt, wird geöffnet und Oberst Sternberg im schwarzen Johannitermantel, mit großem weißen Kreuz auf der Brust, den Federhut mit breiter Krämpe tief herabgeschlagen, tritt langsam auf, mit gemessenen Schritten die Treppe herabsteigend. (Estrade und Treppe sind dunkel.)

Achtzehnte Scene.

Erbgraf Theobald. Oberst Sternberg.

Erbgraf Theobald.

Ist das ein Spuk der aufgeregten Sinne?
Ein Luftgebild? Zerfließen wieder dann
Muß es in Luft! — Zuckt nicht, ihr meine Wimpern,
Fest, starr richt' ich den Blick auf die Gestalt!
Nein, sie verschwindet nicht! Ein Wohner (?) ist's
Des dunkeln Reichs da drunten, der die Form
Des Lebens äfft. — Steh', unheimlicher Gast,
Kehr' in die Hölle, die dich ausgesandt! —
Er hört nicht — schreitet weiter — ha, wie Blitz
Durchzuckt es mein Gehirn — kein Geist ist das,
Aus Tausenden erkenn' ich diesen Tritt!
Dort liegen Katharina's Zimmer — ja —
Und dorthin richtet er den Gang! — Halt, Bube!
Ein Schritt noch weiter, und von dieser Kugel
Zu Boden taumelst du!

Oberst Sternberg

(streckt die Rechte gebieterisch nach ihm aus).

Erbgraf Theobald.

Glaubst du, ich sei
Ein Feigling, wie die andern? — Nochmals, steh!
Ein Schritt noch und — —

(Spannt den Hahn seiner Pistole und erhebt sie gegen ihn, schleudert sie dann aber plötzlich zu Boden.)

Nein! Nein! — Nicht so! — Kein Mord
Beflecke mich; im Zweikampf stehen soll
Er mir! — Zieh', Schurke, zieh, du oder ich!
Nur über meine Leiche geht der Weg
Zu der Prinzessin!

(Er dringt mit gezücktem Schwert auf den Oberst Sternberg ein. Dieser zieht gleichfalls. Zweikampf.)

Nimm den Stoß — und den da —
Der saß tief in der Brust! — Mensch! Bist wie Geister
Du unverwundbar, daß du fort noch kämpfst?

(Oberst Sternberg sinkt zu Boden.)

Todt sinkt er hin! Ein breiter Blutstrom quillt
Aus seiner Wunde —

(Er beugt sich über den Hingesunkenen.)

Nur ein dumpfes Aechzen
Hör' ich, sonst keinen Laut! — Ja — meine Ahnung,
Er ist es — Sternberg!

Neunzehnte Scene.

Die Vorigen. Prinzessin Katharina stürzt aus der Thür rechts hervor. Bald darauf Herzog Wilhelm, Graf von Hellebeck, Frau von Dalfeld und Kammerdiener Kämpfer.

Prinzessin Katharina.

Schwerterklirren hört' ich.
Was ging hier vor? Am Boden — mein Geliebter?
In seinem Blute schwimmend —

(Sie wirft sich über die Leiche.)

Bleich und kalt
Sein Angesicht — stumm, schrecklich stumm! Sein Herzschlag,
Sein Athem stockt! Gebrochen ist das Auge,
So blau, so himmeltief —

Erbgraf Theobald (ihr zu Füßen sinkend).

O Katharina —

Prinzessin Katharina.

Verruchter Knabe! Auf dein Haupt herab
Fleh' ich des Himmels schwersten Fluch! Ruhlos
Dahin von Ort zu Ort, so magst du irren!

Kein Herz soll sich in Liebe dir erschließen;
Und wenn an einer treuen Brust zu ruhn
Du meinst — von lautem Hohngelächter bald
Emporgescheucht, Betrogener, sollst weiter
Du durch die öde, hoffnungslose Welt
Mit schwanken Schritten fliehen.

(Sie wirft sich von neuem über die Leiche. Erbgraf Theobald rafft sich auf, taumelt zurück und sinkt auf eine Bank nieder. Herzog Wilhelm und Gefolge treten auf. Diener beleuchten mit Fackeln Oberst Sternberg, dem der Hut entfallen ist.)

Herzog Wilhelm erkennt nun seinen treuen Diener Sternberg — erkennt in der über die Leiche wieder dahingesunkenen Gestalt seine Tochter. Die Prinzessin nimmt alle Schuld des Geliebten auf sich, bekennt ihre Liebe zu Sternberg und schließt mit den Worten:

Genug, in ihm nur lebt' ich! — Da
Er todt, werf' ich dies Kleid von Staub ihm nach! —
Hervor, du bittrer Heiltrank, nun! Du solltest
Mir Rettung bieten, wenn die Flucht mislänge;
Zu weit'rer Flucht jetzt hilf mir!

Sie leert eine Phiole mit Gift und bricht über der Leiche zusammen. Der Herzog beklagt in Katharinen seinen letzten Sprößling. Der Johanniter aber hat, obwol kein Geist, den Tribut empfangen, den der Volksaberglaube das Hausgespenst des herzoglichen Hauses bei seinem jedesmaligen Erscheinen fordern läßt.

2. Julian, der Abtrünnige. Tragödie in fünf Acten von Rudolf Stegmann. Dresden, Pierson. Gr. 8. 2 M.

Der ewige Klageruf: wir haben in Deutschland keine Dichter mehr, insbesondere keine dramatischen, verlockt mich angesichts des vor mir liegenden Buchs mit einem Anklang an ein bekanntes Wagnerwort auszurufen: wenn du nur willst, vaterländische Nation, so hast du deine Dramendichter! Ja, wo sind sie? Wer vermittelt uns die Bekanntschaft mit ihnen? Dürften wir dies nicht von den Theaterregisseuren oder Dramaturgen, den Pflegern und Leitern der „Bildungsstätten für das Volk" erwarten? Ist es nicht ihre amtliche Verpflichtung, die Spreu von dem Weizen zu unterscheiden? Warum müssen wir uns in „Premièren" stets mit vorahnendem Schauer zu erwartender Langeweile begeben? Warum tischt man uns meist künstlich erzeugte Stubenpflanzen auf, während die Wunderblume der Poesie vielleicht in einem Winkel verkümmert?

Nun, nicht allen Theaterregisseuren oder Theaterdramaturgen geht der gebildete ästhetische Sinn und damit die Urtheilskraft ab, ein ihnen vorgelegtes Bühnenmanuscript vom richtigen Standpunkte aus beurtheilen zu können. Aber, wenn ihr Weizen blühen soll, müssen sie „volle Häuser" machen, und da heißt es, auf den Geschmack und die Richtung des heutigen Publikums die möglichste Rücksicht zu nehmen. Das Mittelgut und die Nichtse auf dramatischem Gebiete, die grellfarbigen Effecthascher, welche die Theaterleitungen dem Publikum so vielfach zu bieten wagen, hat letzteres sich in gar mancher Beziehung selbst zu verdanken. Sobald es seinerseits zu dem späten, aber verzweifelt nothwendigen Entschlusse gelangt sein wird, vornehme dichterische Darbietungen im Theater — wenn es nicht anders ist, wenigstens aus Pflichtgefühl — nicht von vornherein durch eisige Theilnahmlosigkeit zu begraben, ehe sie noch recht zum Leben erwacht sind, hingegen klapperige Fabrikwaare viel erzeugender Dutzenddichter, läppisches, liederlich geleimtes Spielzeug ungezogener und unerzogener sogenannter „Lieblinge Apollo's" erbarmungslos abzuweisen und auf den Trödel zu werfen, wohin es gehört, dann wird für uns alle die ersehnte Aera anbrechen, in welcher die deutschen Theater es wagen dürfen, dem Volke wahrhaft Gutes und damit Erzieherisches zu bieten, ohne schmerzliche Einbußen für ihre Kasse befürchten zu müssen.

Rudolf Stegmann ist ein echter dramatischer Dichter, und seine große Begabung darf es als ein gutes Recht beanspruchen, daß sie beachtet und kräftig unterstützt werde. Seine Gestaltungskraft ist mächtig, von einer packenden, volksthümlichen Art, die ebenso an Shakspeare gemahnt, wie die Mannichfaltigkeit seiner reichen, poetischen Bilder; seine Sprache ist durchgängig edel, formgewandt und wunderbar mühelos dahinfließend. Stegmann sitzt sicherlich niemals an seinem Pult und kaut an der Feder. Nein, seine poetische Ader quillt anscheinend so reichlich, „es fällt ihm immer so viel ein", daß er Mühe hat, es aufs Papier zu bannen. Immer aber baut er seine Dramen auf dem gesunden, dem sichern Boden einer einheitlichen, großen sittlichen Idee auf. Eine Fülle reichen Wissens, das Ergebniß ernster dramaturgischer Studien, hält als sicherer Mörtel die fleißig behauenen Steine zusammen, aus denen er seine gediegenen und geschmackvollen Gebäude errichtet. Der Aufführung von Stegmann's „Bianca Capello", einem farbenprächtigen Stücke voll echter italienischer Glut und Leidenschaft, folgte 1882 im dresdener Hoftheater mit noch größerm künstlerischen Erfolge das antike Trauerspiel „Julian, der Abtrünnige". Der sich in „Julian" abspielende originelle Culturkampf zwischen dem aufstrebenden Christenthume und dem abstrebenden Heidenthume, welches letztere noch einmal in der Thatkraft des philosophischen Kaisers Julian das alte Alexanderreich mit dem Glanze und der Poesie der griechischen Götterwelt herzustellen sucht, erweckt in der That das Interesse des Hörers oder Lesers in hohem Grade. Julian bleibt zwar äußerlich Sieger, findet aber nach dem Gesetze der neuen Weltordnung, die er als heidnischer Romantiker bekämpft, seinen tragischen Untergang. Den „Julian" Stegmann's durchweht wiederum der große historische Zug, der all seinen Dramen hohen Werth verleiht, die eigenartige Anschauung, welche, fern aller Modeströmung, das Schöne nur um des Schönen willen erstrebt und in der Darstellung großer Leidenschaften, bedeutsamer Menschenschicksale ihr Genüge sucht; es enthält „brillante" Männer- und Frauenrollen. Aber trotz allem hat der „Julian" auf weitern großen Bühnen keine Einkehr gehalten. Das historische Drama ist ja das besondere enfant terrible unserer Theaterleiter und wenn nicht Bühnen wie Berlin

oder Wien mit gutem Beispiele vorangehen, so kann es passiren, daß ein Talent wie Stegmann selbst in einer Kunststadt wie Dresden mit den Kindern seiner Muse ein Leben der Arbeit und des Fleißes als ein der ihm gebührenden Anerkennung entbehrendes betrauert. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, Stegmann's Muse von dem Drucke der Gleichgültigkeit zu befreien, unter welcher sie, wenn nicht endlich erliegen, doch allgemach die regsamen Flügel senken müßte. Und Stegmann verdient wahrlich in vollstem Maße die höchste Aufmunterung seitens der Bühnenverwaltungen und des Publikums.

3. Die Hexe. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. Fünfte Auflage. Oldenburg, Schulze. 1887. 8. 2 M.

Arthur Fitger's hochbedeutendes Trauerspiel „Die Hexe" hat sich über Vernachlässigung oder Nichtbeachtung freilich nicht zu beklagen. Es liegt uns bereits in der fünften Auflage vor und wird voraussichtlich deren noch manche weitere erleben. Die „Meininger", welche mit glücklicher Hand diese Perle unserer deutschen Dramenliteratur in der ihr angemessenen würdigen Fassung dem Publikum mit wahrer Kunstbegeisterung dargeboten, haben nicht wenig dazu beigetragen, dem interessanten Stücke in ganz Deutschland Anhänger und dem Dichter aufrichtige Verehrer zu gewinnen. Die Scene, in welcher Thalea, „der weibliche Faustus", die Bibel, auf welche sie schwören soll, daß sie keine Hexe ist, zerreißt und die Blätter in den Herbstwind streut, weil sie an einen Gott, „klein genug, daß er strafen und lohnen könnte", nicht zu glauben vermag, hat in der öffentlichen Wiedergabe dahin abgeändert werden müssen, daß die Philosophin Thalea die Bibel einfach zu Boden fallen läßt. Die wundervoll aufgebaute Scene hat aber dadurch nichts an dramatischem Schwunge eingebüßt und bleibt neben derjenigen, welche sich in der Nacht vor Thalea's Hochzeit mit Edzard von Wiarda zwischen ihr und ihrer holdseligen Schwester Almuth abspielt, eine der bedeutendsten und ergreifendsten des ganzen Dramas. Fitger's „Hexe" ist wahrlich kein „Buchdrama" im landläufigen Sinne, aber trotzdem ist sie für jedermann als fesselnde Lektüre zu empfehlen. Ist man von der Bühne her mit dem bedeutenden Stück bereits bekannt geworden, so wird man seine Schönheiten bei aufmerksamem Lesen noch besser zu würdigen lernen. Wem Fitger's „Hexe" aber bis hierhin völlig fremd geblieben, der beeile sich, ihre geistvolle Bekanntschaft zu machen.

4. Ulrich von Hutten. Ein Säculardrama. Festgabe für das deutsche Volk zur Erinnerung an die vierhundertjährige Wiederkehr des Geburtstages Ulrich's von Hutten am 21. April 1888 von Johannes Otto. Bremen, Rocco. 1887. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ein umfangreiches Drama in fünf Acten mit einem Vorspiele, einem Prologe und — neunundbreißig (hilf, heiliger Lindau!) redenden und handelnden Personen. Wer aber darüber erschräke, würde mit Unrecht erschrecken. Der bislang unbekannte Verfasser behauptet in seiner Vorrede mit einem altbekannten Ausspruche, nur das Langweilige habe keine Berechtigung, und bedeckt sich dadurch gewissermaßen mit einem Schilde gegen den Vorwurf, „in seiner breit ausgeführten Dichtung den Forderungen der Dramaturgie von Aristoteles bis auf unsere Zeitgenossen" etwa nicht gerecht geworden zu sein. Das Selbstgefühl, welches in seiner noch weiter ausgesponnenen mannhaften Schutzrede liegt, hat selbst etwas Huttenhaftes und erweckt Sympathie, weil der Mann, der dieses Selbstgefühl hegt, zu demselben mehr Grund hat als mancher sich spreizende Dichterpfau unserer Zeit, welcher in der Sonne der durch billige Mittel erlangten Gemeingunst sein schillerndes, weithin sichtbares Rad schlägt. Johannes Otto (wol ein Pseudonym) ist ein wirklicher Dichter und ein fleißiger Arbeiter zugleich. Noch ehe zu Kreuznach der Grundstein zu der Hutten-Sickingen-Gruppe, welche den edeln Kämpfern für Licht und Freiheit ein Denkmal werden soll, gelegt ist, hat Johannes Otto den tapfern Zeit- und Gesinnungsgenossen Luther's ein solches in seiner gehaltvollen dramatischen Dichtung errichtet. In seinem Vorwort sagt er:

> Verdient einer unsern vollen Herzensdank, so ist es Ulrich von Hutten, der bei allem, was er that und schrieb, die nationale Ehre obenan stellte und der, frei von jedem selbstischen Interesse, Noth und Entbehrungen, Gefahr und jedes Ungemach auf sich nahm, um Deutschland dienen und es befreien zu helfen von geistiger und religiöser Knechtschaft und von der Schmach innerer Zerrissenheit. „Er liebte die göttliche Wahrheit, die allgemeine Freiheit."

Johannes Otto hat das edle Bild Ritter Hutten's aufs lebensvollste in seinem Werke vor uns erstehen lassen. Franz von Sickingen's reckenhafte Gestalt, Ulrich Zwingli, Albrecht von Brandenburg, Kaiser Maximilian I., Johann Tetzel und manche andere geschichtliche Persönlichkeiten heben sich plastisch neben dem Helden des Dramas ab von einem sorgfältig gemalten und, soweit als irgendmöglich war, treuhistorischen Hintergrunde. Vornehme, echt deutsche Frauengestalten weiß Johannes Otto mit zartem Griffel zu zeichnen. Die entsagungsvolle Liebe Hutten's zu Konstanze Peutinger, der märchenschönen augsburger Patricierstochter, deren Besitze der Held um patriotischer Interessen willen blutenden Herzens entsagt, ist so warm nach der Natur gezeichnet, daß man seine wehmüthige Freude daran haben muß. Vielleicht wäre Otto's Drama, ohne seinem ernsten historischen Charakter zu schaden, ein weiterer Reiz, besonders für eine Bühnenaufführung verliehen worden, wenn Konstanzen, die allzu plötzlich vom Schauplatz verschwindet, wenigstens bei Hutten's Tode ein Vereintsein mit dem Geliebten gegönnt würde. Aber unser Dichter hat augenscheinlich die geradezu antike Größe seines Helden nicht zuletzt noch durch ein Zugeständniß an die Gefühlsseligkeit des Publikums beeinträchtigen wollen. Er verzichtet auf die Wirkung zu Gunsten der Wahrheit und dafür gebührt ihm Anerkennung. Otto's Sprache ist edel und formgewandt, schlicht oder schwungvoll, je wie es am Platze ist. Wie zeitgemäß auch das Otto'sche Drama genannt werden muß, sei noch besonders aus einigen Citaten ersichtlich.

Ulrich von Hutten hat den Ablaßkrämer Tetzel vor einem Bade im kühlen Rhein bewahrt, welches das aufgeregte mainzer Volk ihm bereiten gewollt. Er bereut indessen sein rettendes Eingreifen, als er erfährt, in welch schnöder Weise der Sendbote der Kirche die Bürger zu äffen und zu hintergehen gewagt hat. Einem Gespräche hierüber, das Hutten mit Herzog Albrecht führt, entnehme ich Folgendes:

Albrecht.

Ihr wollt doch nicht
Des Volkes Wahnwitz noch entschuldigen
Und billigen?

Hutten (in ruhigem Tone).

Nennt Ihr es Wahnwitz, Herr,
Wenn in gerechtem Zorn das Volk sich gegen
Die Lügen Roms zur Wehre setzt und die
Betrüger von sich weist, die es bedrängen?
O wollte Gott, daß unsre Fürsten auch,
Die hochgebornen, wie das Volk empfänden!
Den Bettelsack, den jener Mönch umherschleppt,
Um unsrer Armuth Pfenn'ge einzusammeln
Und Roms gefräß'ge Gier damit zu stillen,
Er ist das niedre Zeichen unsrer Schmach,
Die Deutschlands Volk vor allen Völkern duldet.
— — — — — — — — — — — — —
Wer kann sich mäßigen, wenn mit Verachtung
Er sich behandelt sieht? Wer ohn' Erröthen
Den deutschen Namen keck beschimpfen lassen?
Verzeiht, durchlaucht'ger Herr, Ihr gabt mir Freiheit,
Vor Euch zu reden, laßt die raschen Worte,
Die aus dem Mund mir gehn, Euch nicht befremden.
Unwürdig meiner und auch Eurer wär' es,
Wollt' weniger ich sagen, als ich sage.
— — — — — — — — — — — — —
Nein, starke Hülfe thut uns noth; und wenn
Sie nicht von oben kommt, von Deutschlands Fürsten,
So wird das Volk sich drohend einst erheben,
Mit rauher Hand den Geisterbann zu brechen.
Des Sturmes Zeichen künden schon sich an.
— — — — — — — — — — — — —
Der Geist des Widerstandes ist erwacht,
Und er wird wachsen, weil es Gottes Wille,
Daß Deutschland nicht von Rom zertreten werde.

Am Ende des dritten Actes, da Hutten wegen schriftstellerischer Agitation gegen Rom von dem Dominicaner Cajetan, dem päpstlichen Legaten in Deutschland, als Gefangener nach Rom geführt werden soll und Herzog Albrecht diesem Vorgehen wehren will, spricht Hutten:

Ich dank Euch, gnäd'ger Herr! Doch weiß ich mich
Vor diesen (auf Cajetan's Gefolge deutend) wol aus eigner Kraft zu schützen.
(Zu Cajetan.)
Ihr meint vielleicht in Schrecken mich zu setzen
Mit Eurem Drohn? Das war nicht klug bedacht;
Denn Roms geheimen Willen habt Ihr mir
Dadurch enthüllt. Jetzt weiß ich, daß ich mich
Vor Euch zu hüten habe! Wohl, ich nehme
Den Kampf, den Ihr mir bietet, auf! Ihr treibt mich
Von hier hinaus — mag's immer sein, ich finde
Auch anderwärtig eine Freistatt noch!
Denn nicht allein mehr steh' ich in dem Streite,
In allen deutschen Herzen hallt er wieder,
Und alle Geister hat er schon entzündet,
Daß Ihr die Flamme nicht mehr dämpfen werdet,
Die wachsend einst die Alpen überschreitet
Und Euer Rom verzehrt am hellen Tage!
Geh, Bote Leo's, künd' es deinem Herrn:
Das deutsche Volk erwacht aus seinem Schlummer,
Und seine Ketten will es nicht mehr tragen!
Mir aber sollt Ihr überall begegnen,
Wo es den Kampf gilt und den Widerstand —
Jacta est alea! Ich hab's gewagt!
(Mit einer Bewegung gegen Kurfürst Albrecht.)
Den Zaudernden geh' freudig ich voran,
Wer Deutschland liebt, wird mir entschlossen folgen!
(Er wendet sich zum Gehen — seine Freunde folgen ihm. Der Vorhang fällt rasch.)

Der Aufführung von Johannes Otto's Drama dürften sich auch an kleinern Theatern keine großen Schwierigkeiten bezüglich des Personals entgegensetzen, da von vielen Nebenrollen je zwei von einem Schauspieler gespielt werden können. Zum Schlusse erübrigt nur noch, dem Verfasser Dank zu sagen dafür, daß er uns durch seine gediegene Arbeit die Gestalt Ulrich von Hutten's in so durchaus zweckerfüllender Weise wieder nahe gerückt und sein Andenken bei der Nation wieder aufgefrischt hat, deren geistigem Wohle das Leben des ausgezeichneten Mannes gewidmet war.

5. Ariovist. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Wilser. Karlsruhe, Braun. 1887. 8. 2 M.

Wenn der Verfasser „nur nach langem Widerstreben, nach reiflicher Ueberlegung, nach jahrelanger Prüfung" sich entschlossen hat, sein „Trauerspiel" der Oeffentlichkeit zu übergeben, weil es einem ernstern Manne schwer werde, sich zu einer Dichtung zu bekennen in einer Zeit, wo Scharen von Dichterlingen sich an die Oeffentlichkeit drängen mit Erzeugnissen, die, „statt in Bücher gebunden (zu werden?), besser den Winden oder am besten dem Feuer überliefert wären —" so beweist das nur, daß man selbst nach so langer Prüfung einer Selbsttäuschung noch unterworfen sein kann. Der redliche Wille ist noch kein Leiter zum Parnaß und mit seinem „Ariovist" hat sich Ludwig Wilser keinen Platz an der göttlichen Tafelrunde sichern können. Trotz aller Germanismen und trotz des überflüssigen Versuchs einer „geschichtlich begründeten" Rechtschreibung unserer nach Wilser's Ansicht stark verstümmelten Muttersprache, verspürt man nirgends den Hauch des riesenhaften Germanengeistes, den der Verfasser hat verherrlichen wollen. Cäsar ist ebenfalls nur ein modern verschwommenes Abbild des historischen Originals. Man urtheile selbst aus der Art, wie der Welteroberer sich durch den Mund der Wilser'schen Muse gibt:

Ich lieg' doch gern zu Feld,
Der Tuba Schmettern, das Geklirr der Waffen
Klingt lieblich meinem Ohr wie Saitenspil.
Auf Rosses Rücken, in der frischen Luft
Des nord'schen Frülings fül ich mich gesunden
Von dem Parteigezänk, dem Lotterleben
In Rom, und mer denn jemals brennt im Busen
Mir heißer, ungestümer Tatendurst.

Hir für ich's durch, was einst ich mir gelobt,
Zu Gades war's, vor Alexander's Bild.

Antonius (eintretend).

Dem Feldherrn meinen Gruß.

Cäsar.

Ich grüß' auch Dich.
Wie geht's, Anton, Du hast wol Heimwe oft
Nach Rom und nach den röm'schen Schönen, wie?

Wenn man Ariovist, den „Suebenkönig", im Schlachtgetümmel ausrufen hört:

Den Sueben Sieg, dem künen König Heil!
Sie mögen kommen, um zu Hel zu faren —
Den Göttern Dank, 's setzt wider Schwerteschwang,
Der Donner schlag' die Römer — Waffen, Waffen! —

so hat man Mühe, an die „ernstere Mannheit" des Verfassers recht zu glauben. Grammatikalische Schnitzer, wie z. B.: „Im Arm dich fassend, schwang' ich mich hinauf", oder: „Genug hab ich das Schwatzen hin und her" und:

Den Flieh'nden nach die ganze Reiterei
In Sattel jeder, der ein Roß kann krigen —

läßt uns ein „We" rufen darüber, daß der Verfasser nicht wenigstens in grammatikalischer Beziehung zu einem glücklichern Resultate seiner jahrelangen Ueberlegung gelangt ist.

Die sonderbare Rechtschreibung Wilser's wirkt zuweilen geradezu komisch. Wenn der Schenk Erkenbrecht es kaum beklagt hat, seinem König (Ariovist) nichts anderes bieten zu können, als „schlechten Wassers einen Trunk" und Ariovist nach einigen Zwischenreden in die Klage ausbricht: „Verloren ist das Spil, dahin der Rum —", so darf man im ersten Augenblicke wenigstens wahrlich hiervon keine tragische Wirkung auf den Leser erwarten.

6. Swenald. Schauspiel in vier Aufzügen von Bruno Scholze. Leipzig, Mutze. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.

Der in Dresden lebende talentvolle Verfasser behandelt in einer Weise, welche durchaus Beachtung und Ermunterung verdient, einen glücklich gewählten historischen Stoff: die durch die wüthendsten Partei- und Religionskämpfe wildbewegte und intriguenreiche Zeit der Regierung des Großfürsten Jaroslaw von Rußland (1020 n. Chr.). Das gut angelegte, in gewandter Jambenform gefügte Stück hat eine edle, poesievolle Sprache, bietet in einzelnen sehr charakteristischen Rollen denkenden Schauspielern dankbare Aufgaben und gibt Gelegenheit zu reicher malerischer Prachtentfaltung — ein Punkt, der unserer modernen Bühne, man möchte sagen leider! als ein höchst wichtiger bei der Wahl einer aufzuführenden Neuheit erscheint. Der Satzbau ist bisweilen etwas unklar oder schwülstig, wie z. B. im ersten Act, fünfter Auftritt:

Marosch (Wojwode).

So soll vom Grab des Vaters ich die Tochter frein?

Großfürst.

Er, eine Tochter? Und sie wäre dein? —

Oder vorher im zweiten Auftritte desselben Actes:

Großfürst (zu Marosch).

Nie war ich schneller bei Verlust als heut,
Wo deiner Liebe Vollbesitz ich muß,
Das Beste, was ich je errang, hingeben,
Verlieren muß für immer — da ich weiß
Den Freund, beglückend viele, glücklich selber nun.

Hiermit befindet sich indeß der strebsame Verfasser in der erlauchten Gesellschaft namhafter Collegen. Bruno Scholze gestattet sich gleich diesen mit vollkommener Unbefangenheit grammatikalische Willkürlichkeiten zu Gunsten der gewählten metrischen Form, wie etwa: „Bedenkt, wie wichtig, was zu sagen wir (haben!)" oder:

Denn die Gesandten, die zum Großfürst kamen ...
Ein edles, menschlich Herz. ...
So Rußlands Christen, den man Lieb' verspricht.

Je zuversichtlicher wir hoffen, dem Verfasser des „Swenald" bald wieder mit einer Arbeit, welche sein redliches Streben nach immer höhern Zielen uns zeigt, zu begegnen, um so freimüthiger dürfen wir dem ernsten Arbeiter die Bitte ans Herz legen, die Menge derjenigen Schriftsteller nicht vermehren zu helfen, welche unsere Muttersprache und ihre Gesetze nicht so heilig halten, wie sie es fordern darf. Ist sie doch herrlich, wie keine! Mit Recht durfte ein vaterländischer Dichter allen andern Idiomen den Fehdehandschuh hinwerfen:

Daß keine, welche lebt, mit Deutschlands Sprache sich
In den zu kühnen Wettstreit wage!

7. Petrus und Cornelius. Biblisches Drama von Karl Weickum. Mit einem Titelbild und einer Musikbeilage. Festgabe zur Feier des funfzigjährigen Priesterthums des Heiligen Vaters Leo XIII. Freiburg i. Br., Herder. 1887. 8. 1 M. 20 Pf.

„Dieses ausgesprochene Tendenzdrama reiht sich", nach des Verfassers Ausspruch in der Vorrede, „schüchtern all den glaubensinnigen Begrüßungen an, welche anläßlich seines priesterlichen Jubeljahres der katholische Erdkreis dem hochgeehrten und geliebten Vater der Christenheit, Leo XIII., zu Füßen legt. Es soll in seinem Kreise mithelfen, die Liebe zur heiligen Kirche und die Treue zum Apostolischen Stuhle zu fördern und zu beleben." Den historischen Hintergrund von Weickum's biblischem Drama bildet in der Hauptsache die Bekehrung des römischen Hauptmanns Cornelius in Cäsarea, die dem heiligen Petrus gewordene Vision, welche ihm die Erweiterung seiner Sendung auch an die Heidenvölker deutlich macht, seine Einkerkerung unter Herodes, seine wunderbare, in dem beigegebenen Titelbilde (nach dem Wandgemälde Rafael's in den Stanzen des Vaticans) veranschaulichte Befreiung durch einen Engel und seine Flucht aus Jerusalem. Die einheitliche Idee des Dramas will der Verfasser in folgenden drei Momenten gefunden wissen: 1) in der Ausscheidung des Christenthums aus den engen Schranken des Judenthums, 2) in der damit angebahnten und erwirkten Universalität desselben und 3) in dessen Concentration in der Person des einen gemeinsamen Oberhauptes. Die Person des Apostelfürsten Petrus bildet naturgemäß daher den Mittelpunkt der gesammten Darstellung.

Karl Weickum, bekanntlich ein Convertit, jetzt Domcapitular in Freiburg i. Br., ist auf dem Gebiete der

dramatisirten biblischen Geschichte bereits als ein frucht-barer und für seine Aufgaben begeisterter Autor bekannt. Alle diejenigen, welche für Poesieblüten, gewachsen auf dem Boden stark abgegrenzter religiöser Richtung, Interesse haben, werden das Weickum'sche Büchlein freudig begrüßen. Bei des Verfassers gewissenhafter Bearbeitung seines Stoffs, seinem Bemühen, ein Spiegelbild der Zeit zu geben, in welcher seine Figuren wandeln, vermag es jedem Leser, auf welchem Standpunkt er auch stehe, jedenfalls ein kirchengeschichtliches Interesse abzugewinnen.

Die Verse (fünffüßige Jamben, keine Reime), in welchen Karl Weickum seinen „Petrus und Cornelius" uns darbietet, sind durchgehends fließend, melodiös, sie lesen sich wie Musik. Das von Männer zu dem Bibeldrama componirte Andante maestoso und die Cathedra Petri für Gesang und Orgel oder Harmonium sind feierlich und zweckentsprechend.

8. Vor Paris 1870. Schwank in fünf Acten von Hans Berger. Braunschweig, Patriotischer Verlag, Schlegel. 1887. Gr. 8. 3 M.

Man muß dem bislang unbekannten Verfasser, dessen Name ein Pseudonym zu sein scheint, die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich ehrliche Mühe gegeben hat, in seiner Arbeit etwas Besseres zu liefern, als uns gemeinhin unter der Schutzdevise: Schwank geboten wird. Wenn er den nun leider in Darbietungen der launigen Muse scheinbar unvermeidlichen Backfisch (hier Fräulein Bertha, die Tochter des Kaufmanns Heimbold) in der höchsten Vollendung, d. h. in impertinentester Burschikosität zeichnete, so leitete ihn vielleicht ebenfalls die gute Absicht, sich von dem Untergrunde so vieler vorhandener Seichtigkeit kräftig abzuheben. Indessen diese Bertha, die „gehörige Püffe" einem jeden versetzen will, der sich untersteht, ihr die Hand drücken zu wollen, die sich mit der Schere gegen Galanterien vertheidigt, und die einen ältern Herrn und langjährigen Freund ihres Vaters (Professor Liebig) auf den Arm schlägt, weil sie glaubt, daß er ihr die Cour machen will, und von welcher man mit Bestimmtheit annimmt, daß sie jeden, der sich ihr in Liebesabsichten nahe, „mit blutigem Kopfe" heimschicken werde, ist denn doch eine moderne Salonvestalin, die keinerlei Sympathie zu erwecken vermag. Wenn nun auch dieses eigenthümliche Erzeugniß einer von Europens übertünchter Höflichkeit geregelten Erziehung später durch die Neigung zu dem braven Premierlieutenant von Simmern wie Shakespeare's „Widerspänstige" vorderhand gezähmt wird, so kann man doch die Besorgniß nicht unterdrücken, daß bei dem überlebhaften, zu Handgreiflichkeiten so sehr geneigten Naturell dieser „Dame" das Zusammenleben mit ihr zum mindesten nicht von Verlegenheiten frei sein wird. Daß der Verfasser die Menge der bereits auf der Bühne lächerlich gemachten deutschen Gelehrten noch um seinen Professor Liebig vermehrt hat, ist gerade kein Verdienst. Die Offiziersburschen Pussian und Röhr, biedere märkische Jungen, sind trefflich gezeichnet. Marie Schramm-Macdonald.

Schwäbische Charakterköpfe.

1. Aus Schubart's Leben und Wirken. Von Eugen Nägele. Mit einem Anhang: Schubart's Erstlingswerke und Schuldictate. Stuttgart, Kohlhammer. 1888. Gr. 8. 5 M.
2. J. Nefflen's Werke. Revidirte Ausgabe seiner Volksbücher: „Der Vetter aus Schwaben" und „Der Orgelmacher von Freudenthal". Mit dem Bildniß und der Biographie Nefflen's. Anhang: Erklärung schwäbischer Redensarten. Rechtmäßige Ausgabe. Stuttgart, Lutz. 1888. 8. 3 M.
3. Gustav Werner's Leben und Wirken. Nach meist ungedruckten Quellen dargestellt von Paul Wurster. Reutlingen, J. Kocher. 1888. 8. 5 M. 20 Pf.

Es sind drei Schwaben, deren Lebensbilder uns in den angezeigten Büchern vorliegen. Das über Nefflen enthält nur eine sechzehnseitige Biographie, das Uebrige ist eine Auswahl aus seinen Werken; das über Schubart behandelt einen wichtigen Abschnitt aus dessen Leben, seinen Aufenthalt in Geislingen (1763—69), die ganze zweite Hälfte des Buchs, über 200 Seiten, sind Mittheilungen aus Schubart's Erstlingswerken. Das dritte endlich, eine umfassende Biographie, ist aufs reichlichste durchflochten mit den Briefen und sonstigen eigenen Aeußerungen Werner's. Am wenigsten über die Grenzen Würtembergs hinaus ist von den dreien der Name des Dialektschriftstellers Nefflen gedrungen, obwol er den ersten Rang unter den schwäbischen Sittenschilderern einnimmt; am weitesten bekannt und der Literaturgeschichte angehörig ist Schubart, wiewol auch er bekannter durch das, was er erduldet — langjährige Kerkerhaft auf dem Hohenasperg —, als durch das, was er gewesen; in unsere Zeit herein endlich ragt Gustav Werner, neben Wichern vielleicht der bekannteste Name auf dem Gebiete werkthätigen Christenthums, der von Wichern und sich selbst gesagt hat: „Wir beide sind wol im Gebiete der helfenden Liebe treue Repräsentanten von Süd und Nord" — alle drei ausgeprägte Charakterköpfe und zwar schwäbische, obgleich Schubart von Geburt ein Franke war. Sonst freilich haben sie nicht viel miteinander gemeinsam, und wir entgehen der Versuchung, geistreiche Parallelen zu construiren und Gegensätze zu beleuchten, was freilich durchaus nicht unmöglich wäre; haben sich doch die drei Bücher eben zufällig auf unserm Tische zusammengefunden.

Von Schubart, dessen Leben oft wie ein Märchen, oft wie ein Roman, und zwar wie ein recht realistischer Roman anmuthet, gibt es noch keine eigentliche Biographie. Die Hauff's (Stuttgart, Kohlhammer, 1885) ist bei allen Vorzügen doch eigentlich nur eine Vorarbeit zu einer

solchen, und mehr will auch nach den ausdrücklichen Worten der Vorrede Eugen Nägele's Buch „Aus Schubart's Leben und Wirken" (Nr. 1) nicht sein. Daß es eine ungemein fleißige, ganz gründliche, fast lückenlose Vorarbeit ist, wenigstens für Schubart's geislinger Aufenthalt, sei aber gleich rühmend erwähnt. Wer künftig über Schubart schreiben will, wird an diesem Buche schlechterdings nicht vorübergehen dürfen; es wird freilich dem Verfasser desselben gehen, wie so manchem, der in selbstgewählter Bescheidung Bausteine herbeigetragen hat: man wird sein Buch ausgiebig benutzen zu eigenem Ruhme. Die Literaturgeschichte wird aber von Nägele's Belesenheit und Forschung, von seinen Nachweisen und Erwägungen jedenfalls Nutzen haben. Wir verweisen alle, die sich für Schubart interessiren — und deren sind im Schwabenlande, wo Schubart's Andenken noch nicht erloschen ist, viele, die sonst der literarischen Forschung fernstehen —, auf das Buch selbst und geben nur ein paar Charakteristiken des Verfassers, die seine glückliche Hand auch in diesem Stücke beweisen und zeigen, daß Nägele das Zeug zum eigentlichen Biographen Schubart's wol hätte.

Die Furie für Schubart's ganzes Leben war seine Zunge. Nie und nimmer konnte er sie zügeln; was er dachte, was er empfand, was ihm einfiel, Gutes und Schlimmes, Hohes und Gemeines, Witz und Zote, Begeisterung und Hohn — heraus mußte es, und das war sein Verderben. Freilich ist dieser Zug nur ein Theil seiner gänzlichen Unfähigkeit, sich zu beherrschen. Und wie im Reden, so ließ er sich auch im Schreiben, also namentlich in seinen Briefen, stets von seinen Stimmungen, seinen Grillen beherrschen und oft zu gewagten, übertriebenen, ja unwahren Behauptungen hinreißen.... Ein richtiges Urtheil über Schubart's Religiosität zu fällen, diese Aufgabe ist nicht nur im allgemeinen schwer, sondern in jedem Zeitraume seines Lebens wieder eine andere. Es darf weder von Rechtgläubigkeit und Ueberzeugungstreue, noch von Freigeisterei oder Unglauben gesprochen werden. Schubart befand sich, was die Herzensstellung zur Religion anbelangt, fast immer, jedenfalls während seines geislinger Aufenthalts, in einem chaotischen Zustande. Wie er im gewöhnlichen Leben und Empfinden von einem Extrem zum andern übergehen konnte, so auch im religiösen, und wieder, wie Theorie und Praxis bei ihm in allen Dingen voneinander verschieden und ohne innern Zusammenhang war, so bestand auch zwischen seiner Religion und Moral keine Wechselbeziehung.... Wohlgemuth und voll der besten Erwartungen war der junge Schubart im Herbst 1763 in Geislingen eingeritten; ernst und versunken in düstere Ahnungen verließ er es sechs Jahre hernach, umgeben von seiner Familie. Die Arbeit, der er im Jahre 1763 entgegenging (nämlich geislinger Präceptor zu werden), die bescheidenen Verhältnisse, die er gefunden, hatten ihm keine Sorge verursacht; vor dem leichtern Dienste (in Ludwigsburg), vor der neuen Lage empfindet er Bangen. Der reifere Mann hat den Kampf mit sich selbst und den Kampf mit der Welt kennen gelernt. Nicht davor bangt ihm, ob seine Kraft und Begabung ausreiche, den künftigen Anforderungen zu genügen; was ihn beunruhigt, sind die äußern Verhältnisse und die in ihm aufsteigenden eiteln Wünsche, es ist das Verlangen nach Ruhm und Glück und das Mistrauen gegen das eigene Ich.

Schließlich sei noch ein Wort Wohlwill's über Schubart angeführt, das Nägele zu seinem eigenen macht:

Auf seine Mitmenschen aufklärend und veredelnd einzuwirken, ihre Wohlfahrt wenigstens durch die Macht des Wortes zu fördern, Thorheiten zu geißeln, Misstände zu rügen, Begeisterung für die höchsten Güter zu erwecken und zu nähren: das waren die Ziele, welche Schubart sein ganzes Leben hindurch fast unausgesetzt im Auge behielt.

Gewiß ein schönes Ziel, aber schwer zu erreichen für einen Menschen von so merkwürdiger Mischung, die Nägele folgendermaßen trefflich kennzeichnet:

Begabung für Kunst und Wissenschaft, aber Untauglichkeit fürs gewöhnliche Leben; Empfänglichkeit für alles Hohe, aber auch für das Gemeine; größte Leistungsfähigkeit, aber Zufriedenheit mit Augenblickserfolgen; höchster Idealismus, aber verkehrte Praxis; Seelenadel und Frömmigkeit gepaart mit Sinnlichkeit und Genußsucht, Selbstlosigkeit mit Eitelkeit, Wahrheitsliebe mit Neigung zur Unehrlichkeit, Energie mit Weichheit; bald voll Feuer, bald plötzliches Erkalten, bald sprühender Witz und Heiterkeit, bald Klage und Melancholie; Drang nach Thätigkeit und Weltverbesserung neben Indolenz und unüberwindlicher Amtsscheu; herzliche Liebe zu den Menschen neben Trotz und Boshaftigkeit; Blick für das Ganze neben Unwissenheit im Nöthigsten; ja sogar Selbsterkenntniß ohne Selbstzucht und Selbstbesserung. Dies auch das Spiel seines ganzen Lebens. Ja, er ist, wie er uns selbst sagt, ein wilder Mensch, und es nimmt uns nicht wunder, wenn ein solcher Mensch Unglück hat.

Ich glaube kaum, daß es eine kürzere und schlagendere Charakteristik Schubart's gibt als diese.

Der Anhang von Nägele's Buch ist nicht nur für den Literaturforscher höchst beachtenswerth, sondern enthält auch für den Laien viel Anziehendes, so insbesondere Schubart's höchst originelle Schuldictate, die hier zum ersten male vollständig zusammengestellt und zum größten Theile wiedergegeben sind. Diese Dictate, theilweise recht interessante Culturbilder aus dem alten Geislingen und aus dem Schwaben des vorigen Jahrhunderts, waren sozusagen das erste Flügelregen zu Schubart's künftiger schriftstellerischer, insbesondere journalistischer Thätigkeit.

Getreue Culturbilder aus Schwaben, aber aus der Mitte dieses Jahrhunderts, sind die sämmtlichen Schriften von Johannes Nefflen (Nr. 2), und rein als solche betrachtet, haben sie heute noch Werth, ja heute schon historischen Werth. Sie sind enthalten theils in hochdeutsch erzählten Anekdoten, theils in Gesprächsscenen, in welchen die redenden Personen überwiegend den schwäbischen Dialekt sprechen. Nefflen (1789—1858) war schwäbischer Dorfschultheiß, ein Mann aus dem Volke und für das Volk, ein ausgezeichneter Kenner schwäbischen Wesens mit äußerst scharfen Augen vor allem für die Schwächen seiner lieben Landsleute und ihrer Regierung. Er war, was bei seiner Herkunft und Stellung selbstverständlich ist, des Dialekts seiner Heimat (das schwäbische Unterland) vollkommen mächtig, und die Bauern seines Buchs sprechen keine Silbe anders, als sie im gewöhnlichen Leben sprechen. In Nefflen scheint sich der ganze Reichthum des Schwäbischen, namentlich an bildlichen Redensarten und schlagenden Ausdrücken concentrirt zu haben; es steht ihm in jeder Lage seiner Bauern jedes Wort und immer der rechte Ausdruck, wenn's auch, schwäbisch geredet, „saugrob" ist, zur Verfügung, und in der Beherrschung des schwäbischen Sprachschatzes kommt ihm überhaupt kein schwäbischer Dialektschriftsteller weder

vor ihm noch nach ihm gleich. Dabei entnimmt er demselben aber nicht blos das Derbe, sondern auch das Unflätige und Zweideutige, ja scheut sich sogar vor der Zote nicht. „In diesem Zuge“, sagt Hermann Fischer vortrefflich, „wie in der ganzen prächtigen Ausführung des Dialogs bis ins allereinzelnste möchte man ihn mit den niederländischen Kneipenmalern vergleichen, die im selben Augenblicke durch ihre meisterhafte Auffassung und Ausführung entzücken und durch ihren möglichst niedrig gewählten Gegenstand abstoßen.“

Diesen Mann nun nennt der Herausgeber der vorliegenden ausgewählten Werke, August Holder, fett gedruckt den schwäbischen Fritz Reuter, und dieser Vergleich macht bereits als Reclame durch die Presse die Runde. Es gibt schlechterdings keinen unpassendern Vergleich als diesen, und wer durch denselben verlockt an die Lektüre Nefflen's heranträte, würde sich sehr enttäuscht sehen und gegen Nefflen leicht ungerecht werden. Vor allem hat Nefflen keine dichterischen Anlagen — das beweisen seine schwäbischen und noch mehr seine hochdeutschen Werke —, während Reuter ein Dichter war; Nefflen gibt sich nicht einmal die Mühe, irgendeine seiner Gesprächsscenen dramatisch zu componiren und einen dichterischen Eindruck hervorzubringen. Es fehlt ihm ferner der herzgewinnende Humor Fritz Reuter's. Nefflen hat eine reiche Fülle von Mutterwitz und treffender Satire, aber nicht eigentlichen Humor; es fehlt ihm die Gabe Reuter's, Gestalten plastisch zu zeichnen, wozu er auch gar keine Gelegenheit hat, denn er hat nicht wie Reuter im Dialekt erzählt, sondern überwiegend Gesprächsscenen gemacht. Und was er erzählt, das erzählt er nicht schwäbisch, sondern schriftdeutsch. Und zu dem allen hier macht sich der große Unterschied in der Bildung zwischen ihm und Reuter überall bemerklich.

Will man Nefflen überhaupt mit einem andern Dialektschriftsteller vergleichen, so kann man ihn eher mit Hebel zusammenstellen, nicht zwar mit dem Hebel der alemannischen Gedichte, denn diese zeigen eine Gemüthstiefe, die Nefflen nicht besaß, aber mit dem Hebel des „Schatzkästlein“. Ich weiß in der That keinen Schriftsteller neben Hebel, der so köstlich und volksthümlich Anekdoten zu erzählen verstände wie Nefflen — schade, daß gerade diese in der vorliegenden Auswahl nicht genügend berücksichtigt worden sind. Sonst ist dieselbe im ganzen gelungen. Der Herausgeber hat aus Nefflen's auf dem Titel genannten Hauptwerken das werthvollste ausgesucht und nach drei Rubriken untergebracht: „Schwäbische Urwüchsigkeit“, „Schwäbische Institutionen“, „Das schwäbische Weib“. Er hat mit Takt alles Unflätige und Zweideutige ausgeschieden, das berechtigte Derbe aber gelassen und so ein handliches Bändlein geschaffen, das seinen Weg in die schwäbischen Familien und wol auch über die schwarzrothen Grenzpfähle hinaus finden wird. Dort möge man aber nicht vergessen, daß diese Sittenschilderungen aus den vierziger Jahren stammen, als Würtemberg noch mit Recht das regnum pharisaeorum et scribarum hieß, und daß sie auf das heutige Schwaben nur sehr wenig mehr zutreffen. Ein besseres Bild jener Zeit aber hat niemand gegeben und vermag niemand zu geben als Nefflen, und wer den schwäbischen Sprachschatz in seinem ganzen unerschöpflichen Reichthum kennen lernen oder studiren will, für den gibt es nichts Geeigneteres als Nefflen's Werke, zugleich eine sehr unterhaltende und erheiternde Lektüre.

Auch in Paul Wurster's Buch: „Gustav Werner's Leben und Wirken“ (Nr. 3), tritt uns ein Mann des Volks entgegen (geb. 1809, gest. 1887), ein Mann, der ein scharfes Auge hatte für die socialen Misstände und ein Herz voll Liebesdrang für den Nächsten, der bereit war, mit allen Kräften und edelster Selbsthingabe diesen Misständen abzuhelfen; ein Menschenfreund, guter Patriot und aufrichtiger Christ wie kaum ein zweiter; ein Mann, der das Wort vom „praktischen Christenthum“ lange praktisch gemacht hat, ehe es gesprochen wurde, der lange, ehe die socialen Nothstände gen Himmel schrien und der Staat sich ihrer annehmen mußte, durch seine Anstalten in Reutlingen und andern Orten die sociale Frage zu lösen versuchte und in seiner Art und seinem Kreise auch gelöst hat. Daß er viel misverstanden und angefochten worden ist, versteht sich eigentlich von selbst, denn er eilte seiner Zeit voraus. Die großartigen Kundgebungen bei seinem Begräbnisse, die Artikel fast in allen bedeutendern Zeitungen, die freilich theilweise sehr seltsame Auffassungen des Mannes gaben, und früher schon die Verhandlungen in der würtembergischen Kammer, als seinen Anstalten infolge von allerlei mislichen Umständen der finanzielle Zusammenbruch drohte — dies alles zeigte, daß sein Wirken nunmehr vollkommen anerkannt ist. Und wo das noch nicht der Fall wäre, da müßte es Wurster's eingehende, populär geschriebene Biographie zu Stande bringen. Es ist ein wahrer Genuß, sie zu lesen. Am wenigsten erquicklich ist vielleicht die Darstellung der Conflicte, in welche Werner als würtembergischer Theologe mit dem Consistorium kam (1840—51), und die schließlich zu seiner Entlassung aus dem Verbande der würtembergischen Theologen (nicht aber zu seiner Ausstoßung aus der Kirche) führten und führen mußten. Und doch war diese Darstellung nothwendig zur Rechtfertigung Werner's und des Consistoriums, denn das Andenken an jene Sache lebte bei Werner's Tod neu auf. Es ist nicht gerade ein erfreuliches Bild, das Wurster von dem Hetzen einer engherzigen Pietistenpartei gegen Werner entwirft; wir freuen uns, daß diese Dinge wenigstens in Würtemberg der Vergangenheit angehören, in andern deutschen Ländern hat man Derartiges noch viel näher. Das Ziel, dem Werner sein ganzes Leben lang und mit allen Kräften nachstrebte, hat er wol am deutlichsten mit den schönen Worten ausgesprochen:

> Kein Dogma, sondern Christus, der Lebendige, der durch seinen Geist an den Herzen sich bezeugt, muß das Panier werden, um welches sich die treuen, wahren Freunde scharen. Das wird überhaupt immer mehr in unserer Zeit als unabweisliche Bedingung der Einigung anerkannt und ausgesprochen werden: nicht Formen, sondern das Wesen, nicht Satzungen, sondern Christus selbst müssen den Einigungsgrund abgeben.

Und ein anderes mal bezeichnet er seine Lebensaufgabe folgendermaßen:

Mein unablässiges Streben geht dahin, die herrlichen Gesetze der Liebe in meinen Kreisen zur vollen Geltung zu bringen, um den Menschen zu beweisen, wie jedes Verhältniß, jede Thätigkeit gut und segenbringend wird, wenn sie nach dem Gebote Gottes geordnet ist, und sie dann bewegen, dasselbe in ihren Kreisen zu thun.

Und diese Aufgabe hat Werner mit Aufbietung aller Kraft, ja in einer Weise, welche die Kräfte jedes andern aufgerieben hätte, in seinen Kreisen erfüllt und weit über dieselben hinaus gewirkt auf Hohe und Niedere. Sein Gedächtniß wird unvergessen bleiben nicht blos in Würtemberg, sondern in ganz Deutschland, und die rasch nach seinem Tode erfolgte Biographie, von der bereits eine zweite Auflage bevorsteht, wird gewiß nach dem Wunsche der Vorrede dazu beitragen, „bei recht vielen das Bild Werner's fruchtbar zu machen zur Schärfung des Blickes für die Aufgaben der Zeit und zur Stärkung der Kraft aus denselben Quellen der Ewigkeit, aus denen Werner geschöpft hat".

Richard Weitbrecht.

Neue Romane und Novellen.

1. Arnold der Mönch. Novelle von Eduard Oehmke. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

„Der Atheist im Priestergewande, wie ich einer bin, das ist das typische Sinnbild unserer Zeit" — und: „Mir fehlt der Muth und die Kraft, was es auch sei, ganz zu sein, und dies Bewußtsein ist die tiefe unheilbare Wunde, an der ich langsam verblute." Mit diesen beiden Sätzen charakterisirt sich selbst der Held der Novelle „Arnold der Mönch". Aus dem ersten der oben angeführten Sätze wird man schon ersehen, daß die socialen Fragen unserer Zeit in der Erzählung eine Rolle spielen und auch ihren Einfluß auf den Charakter der Hauptperson geltend machen. Letzteres geschieht allerdings nicht in dem Maße, als es nothwendig wäre, um Arnold wirklich als einen Märtyrer der Zeit erscheinen zu lassen, wie es offenbar der Verfasser beabsichtigte. Nach dieser Richtung hin ist die Ausführung des Problems nicht vertieft genug. Die Verwerthung verschiedener socialer Erscheinungen — sowol Verhältnisse wie Menschen — für das Beiwerk erfolgt dagegen in etwas zu greller und auf starke Wirkungen abzielender Weise, welche der künstlerischen Wirkung Abbruch thut. Die Fabel der Novelle ist folgende: Arnold's Vater hat aus Versehen seinen Freund erschossen und reuig gelobt, sich der Kirche zu weihen. Er bricht das Gelöbniß und heirathet ein herzloses Weib, das ihn verräth. An seiner Statt soll nun der Sohn Mönch werden, und Arnold schwört es dem Vater zu, obwol er keinen Beruf für das Priesteramt in sich fühlt. Er hat Bianca, die Tochter eines reichen Kaufherrn — des Verführers seiner Mutter — kennen gelernt und liebt diese, welche sich jedoch mit einem reichen Fabrikanten vermählt, einem Wüstlinge, der der Geliebten von Arnold's Jugendfreunde Gewalt anthut. Dieser Jugendfreund ist einer der Führer der Arbeiter, Herausgeber eines Blattes, in welchem Arnold schließlich seine Bekenntnisse veröffentlicht. Ein Aufruhr bricht aus, das Schloß des Kaufherrn geht in Flammen auf. Bianca läuft auf der Flucht dem Mönch in die Arme, der mit ihr über den See entfliehen will; ein Unwetter aber bringt ihnen den Tod. Man wird aus dieser knappen Andeutung schon erkennen, daß viel herkömmliche „Motive" verwendet wurden; die Häufung der sogenannten „Effecte" erregt — zumal die Erzählung in kurzen abgerissenen Abschnitten wiedergegeben ist — den Eindruck des Unbehagens, sodaß man mit „gemischten Gefühlen" das Buch aus der Hand legt. Am besten könnte man es vergleichen mit einem Carton, auf welchem ein talentvoller Maler die Umrisse wilder Scenen Grau in Grau hingeworfen hat, die, so wie sie sind, wol eine starke Begabung errathen, aber auch bedauern lassen, daß sie nicht in Farbe ausgeführt wurden. Immerhin ist die Novelle, trotz ihrer erheblichen Mängel, des Lesens und der Beachtung werth und hat Anspruch, als eine literarische Erscheinung, nicht blos als Lesefutter gewürdigt zu werden.

2. Edwiesen. Roman von Robert Byr. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1888. 8. 8 M.

Die Handlung des Romans spielt in den Kreisen der sogenannten „Gesellschaft" und zwar jener Wiens, welche der Verfasser gut studirt hat und trefflich zu schildern weiß. Emil Hartmann, Sohn eines reichen Gewerksbesitzers und Ulanenoffizier, erfährt, daß sein Vater bei dem Erwerbe des Gutes Edwiesen nicht ganz redlich vorgegangen sein soll. Der Vorbesitzer, ein Graf Radnicki, damals zugleich verlobt mit der Mutter Emil's, war zur Zeit, als der Kaufvertrag abgeschlossen wurde, durch einen Sturz schwer beschädigt worden. Es wurde nun behauptet, daß der alte Hartmann die Unterschrift des Grafen auf dem Vertrage letzterm während dessen Unzurechnungsfähigkeit abgelockt habe: eine Behauptung, welche die Gerichte allerdings nicht anerkannten. Emil, welchem ein Graf Radnicki diesen Handel in einem Spielsalon eines Abenteurers vorgeworfen hatte, will nun — nachdem ein Zweikampf vorangegangen — das Gut Edwiesen den Radnickis zurückstellen. Da er noch minderjährig ist, verwaltet sein Vermögen ein Oheim, welcher, um die Bedürfnisse seiner koketten Frau (die ihn hintergeht) zu befriedigen, das anvertraute Gut angegriffen hat und wünscht, daß seine Tochter Minnie den Mündel und Erben heirathe, damit die Veruntreuung nicht aufkommme. Das Ansinnen Emil's,

Edwiesen zurückzustellen, ist natürlich nicht nach seinem Geschmacke; auf Anstiften und mit Hülfe seines Hausarztes bringt er Emil in eine Irrenanstalt, aus welcher ihn Minnie befreit. Emil und Minnie, welche bisher einander ziemlich unfreundlich behandelten — das bekannte Misverständniß zwischen den zwei, welche sich streiten, weil sie sich eigentlich lieben —, werden schließlich ein Paar. Das Schwergewicht liegt nicht in der Handlung, die zwar einfach ist, aber durch die Kunst des Erzählers doch „spannend" erhalten wird, sondern in den Schilderungen der einzelnen Scenen und der trefflichen Ausgestaltung der Charaktere. In letzterer Hinsicht namentlich befriedigt der Roman vollkommen. Die einzelnen Personen sind keineswegs „Idealgestalten", aber dafür echte Menschen mit Tugenden und Fehlern, und nach keiner Richtung hin, weder im Guten, noch im Bösen, „extrem" entwickelt. Wohlthuend berührt ein Zug von Gutmüthigkeit, welcher sich bei den meisten Charakteren findet. Die behaglich breite Ausführung der Scenen, wobei jedoch Weitschweifigkeit vermieden ist, macht Personen wie Vorgänge dem Leser anschaulich. Der Stil könnte hier und da etwas knapper sein.

3. Das einsame Haus. Nach den Tagebüchern des Herrn Professors Döllnitz. Roman von Adolf Streckfuß. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 4 M.

Der nationale Streit zwischen Deutschen und Slowenen in Krain bildet den Hintergrund für die Handlung des Romans, deren Triebfeder allgemein menschliche Eigenschaften: Habsucht, Rachsucht und Eifersucht bilden. Der verschuldete genußsüchtige Bezirksrichter von Luttach wirbt vergeblich um die Tochter eines reichen Wucherers, die treu festhält an dem geliebten Manne, der ob seiner Deutschfreundlichkeit als Verräther von den Slowenen gehaßt wird. Der Bezirksrichter ermordet den Wucherer und lenkt den Verdacht auf den Nebenbuhler; die Beweise für die Schuld des wirklichen Mörders werden jedoch, zum Theil durch einen Zufall, aufgefunden und das Liebespaar vereinigt. Die Geschichte ist gut erzählt. Die Schilderungen der Landschaft wie der Parteiverhältnisse sind — wir können dies auf Grund eigener Anschauung bestätigen — zutreffend und naturwahr. Die Charaktere der handelnden Personen bieten allerdings keine besondern psychologischen Probleme; es sind gewöhnliche Menschen, die uns da begegnen, ihre Zeichnung ist jedoch gleichfalls gelungen.

4. Ellermoor. Roman aus der Heide von Ferdinand Sonnenburg. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.

Man möge es entschuldigen, wenn ein oft schon gebrauchter Ausdruck auch auf diesen Roman angewendet wird: „Variationen über ein bekanntes Thema" — auf gut deutsch kann man es nicht so höflich ausdrücken. Es ist merkwürdig zu sehen, welche Anziehungskraft gewisse Stoffe auf die Schriftsteller ausüben; sie müssen wahrhaftig letzteren als unabnutzbar erscheinen. Der Freiherr von Ellermoor hat es unternommen, ein großes Moor durch Entwässerung urbar zu machen; seine eigenen Mittel reichen nicht aus, er muß Geld aufnehmen — das ihm sein Verwalter vorstreckt —, der Haß seines Bruders und der adeligen Nachbarn vereitelt das Unternehmen, der überaus hochsinnige, edle u. s. w. Freiherr verunglückt, als er ein Kind aus den Flammen rettet, das Gut muß verkauft werden und seine Tochter ist somit arm. Daß ein bürgerlicher Gutsnachbar vorhanden ist, der diese Tochter liebt und wieder geliebt wird (welche sich natürlich auch für den Vater zu opfern und den Hauptgläubiger zu heirathen bereit zeigt), und schließlich sein ganzes Vermögen opfert, um die „Ehre des Namens Ellermoor" zu retten, wird jedermann selbstverständlich finden. Nachdem endlich das Liebespaar seiner Besitzthümer ledig geworden ist, darf es heirathen; womit die Geschichte zur allseitigen Befriedigung schließt. Für den Besprechenden verbleibt nur noch die Pflicht, die „Variationen" anzugeben; sie bestehen in dem vorliegenden Roman darin, daß der Gegensatz zwischen Welfenthum und Reichstreue eine gewisse Rolle spielt und ein ansprechender Zwischenfall — das Schicksal des von einem Verhängnisse verfolgten Gärtners Orsolek — eingeflochten ist. Sonst wäre nichts weiter zu bemerken, als daß der Roman wenigstens lesbar geschrieben und der Stoff gewandt verarbeitet ist. Zur Stillung des Lesehungers der Leihbibliothekskunden wird er seine Dienste thun.

5. Aus dem Leben eines Klarinettenspielers. Erzählung von Erckmann-Chatrian. Leipzig, Reinboth. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Namen der Verfasser haben einen guten Klang, und daß ihr Ruf nicht ungerechtfertigt ist, dafür kann auch die vorliegende elsässische Dorfgeschichte zeugen. Das jüngste Geschlecht, an gewürzte Kost gewöhnt, wird die Erzählung vielleicht etwas „sentimental" finden, und in der That spielt der „Klarinettenspieler" eine leidende, d. h. undankbare Rolle, und die von ihm geliebte Dorfschöne Margarethe wird auch nicht jedermanns Sympathien finden. Dafür muß man aber zugestehen, daß die Gestalten so lebenswahr und naturgetreu gezeichnet sind, daß man die Vorgänge ganz selbstverständlich findet, vor allem aber ist es die prächtige Figur Onkel Stavolo's, die unsere vollste Theilnahme erregt. Man wird dieses Lebensbild aus dem elsässischen Dorfleben mit Genuß lesen.

6. Anna Hardenberg. Historischer Roman von H. F. Ewald. Aus dem Dänischen übersetzt von Stefanie. Gotha, F. A. Perthes. 1888. 8. 6 M.

Im Vorwort wird nachdrücklich behandelt, daß eine geschichtlich beglaubigte Thatsache — die Liebe König Friedrich's II. von Dänemark zu Anna Corfitsdatter — den Untergrund des Romans bilde. Die Handlung desselben ist so ziemlich auf diese Thatsache beschränkt; Friedrich lernt noch als Prinz die schöne Anna kennen, liebt sie in aller Ehrbarkeit und will sie zur Königin machen, was die Jungfrau jedoch ausschlägt, weil sie den Geliebten nicht durch eine unebenbürtige Heirath bloßstellen will. Sie heirathet dann einen Verehrer und stirbt bald nach dem

Könige. Die Geschichte ist sehr breit ausgeführt — man könnte sagen in der Art Walter Scott's — und auf die eingehende Schilderung der Nebenpersonen, wie der einzelnen Scenen ist viel Sorgfalt (und Raum) verwendet. Der Stil ist alterthümelnd — oder wie es heißt: archaistisch — und wirkt bisweilen befremdlich; wie viel von manchen Sonderbarkeiten auf Rechnung der Uebersetzung kommt, vermögen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls ist, um ein Beispiel anzuführen, „du weißest" statt „du weißt" keine nachahmenswerthe Bildung. Der „fromme" Zug, welcher in nordischen Erzählungen so häufig zu finden ist, fehlt auch hier nicht. Ob es ein dringendes Bedürfniß war, die deutsche Lesewelt mit diesem Romane bekannt zu machen, möge dahingestellt bleiben. Die skandinavische Literatur ist heutzutage „in der Mode", und das erklärt vielleicht auch die Uebersetzung dieses Romans, der wenigstens den Vorzug besitzt, daß man ihn unbesorgt auch „höhern Töchtern" in die Hand geben kann, wenn man ihnen kein Vergnügen bereiten will.

Johannes Emmer.

Zur Dante-Literatur.

Dante's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Otto Gildemeister. Berlin, Hertz. 1888. Gr. 8. 9 M.

Von Otto Gildemeister, dem als glücklicher Uebersetzer Anerkannten, ist nun auch zu den zahlreichen bereits vorhandenen eine Uebersetzung von Dante's „Göttlicher Komödie" erschienen; nicht in der erleichterten, aber, was die Treue des Wortsinnes betrifft, um so verantwortlichern Form reimloser Jamben-Versificirung, sondern in der strengen Nachbildung der dreifach gereimten Terzinenform des Originals. Dieser neue Versuch, der wunderbaren Dichtung durch vollständige Wiedergabe ihres Wort- und Gedankeninhalts und zugleich ihres harmonisch gegliederten Reimklanggewandes ihr unverkürztes Recht angedeihen zu lassen, ist eine bedeutende Leistung auf dem Gebiete der deutschen Uebersetzungsliteratur. Eine möglichst eng an den schwierigen Text, der, knapp im Wort, alles bloße Schmuckwerk verschmäht, anschließende, zugleich anmuthig lesbare, mit dem Dreiklange des Reims wohlthuend ausgestattete Uebersetzung ist eine Aufgabe, an welcher sich noch manche versuchen mögen; die vorliegende von Otto Gildemeister darf bei billigen Ansprüchen unter die denkbar besten dieser Art gerechnet werden. Einiges Genauere davon weiterhin; zunächst erst ein Wort darüber, wie der Verfasser den Inhalt seiner Uebertragung einleitend und erklärend begleitet.

Ohne Erklärungen mancher Art bleibt das Gedicht für den unvorbereiteten Leser, wie wol niemand bestreiten wird, nur ganz im allgemeinen faßlich und genießbar, in unzähligen Einzelheiten dagegen, die am Ende doch das Ganze ausmachen, vollkommen unverständlich, und hier bedarf er noch mehr als dort der Hülfe des Erklärers. Der Verfasser hat nach beiden Seiten das Nothwendige gethan: dem Texte geht eine Einleitung voran, die den Leser in das Zeitalter des Dichters, in die weltgeschichtlich bewegenden Gegensätze jener Epoche, das politische und gesellschaftliche Leben von Florenz, die äußere und innere Lebensentwickelung des Dichters, seine Studien, sein dichterisches Schaffen und sein Liebesverhältniß zu Beatrice, in seine für ihn so verhängnißvolle Thätigkeit im Dienste des Gemeinwesens, seine Flucht und Verbannung bis zum Tode, alles Wesentliche zusammenhängend und scharf beleuchtend, einführt und ihn für das Verständniß und den Genuß des schwierigsten aller Dichterwerke vorbereitet. Diese Vorbereitung wird dann durch die jedem Gesange an die Spitze gestellten besondern Einleitungen, die theils das Ganze desselben, theils erklärungsbedürftige Einzelheiten betreffen, bis zu Ende fortgesetzt. Der Verfasser hat auf diese Weise dem Leser die Unbequemlichkeit der Verweisung auf Noten unter dem Text erspart, was mit Rücksicht auf einen allgemeinern Leserkreis gewiß zu billigen ist, indeß doch eine Knappheit des Stoffs und der Darstellung mit sich bringt, die den weniger oberflächlichen Leser wol öfter in Verlegenheit setzen möchte. Uebrigens sind die Erläuterungen stets klar und unbefangen und fußen zumeist auf gutem Grunde.

Als besonders treffend ist aus den einleitenden Abschnitten zum ersten und zweiten Gesange der „Hölle" die Erörterung des von dem Dichter in seinem Werke festgestellten Verhältnisses von Allegorie und Wirklichkeit hervorzuheben, wenn er da zuerst die beherzigenswerthe allgemeine Weisung ertheilt: man dürfe weder in diesem ersten Gesange noch überhaupt in der „Göttlichen Komödie" sich ausschließlich an die Allegorie halten:

> Die Personen wie die Vorgänge haben immer neben ihrer sinnbildlichen Bedeutung ihre volle Existenz als wirkliche Individuen, als wirklich Geschehendes. Der Virgil der „Hölle" ist nicht blos eine allegorische Figur, sondern zugleich der historische Dichter der „Aeneis"; Beatrix ist nicht allein die vermenschlichte Theologie oder die gratia perficiens, sondern zugleich die schöne Florentinerin, die in dem Herzen des neunjährigen Dante die unverlöschliche Liebesflamme entzündet hatte. Dies Verfließen des eigentlichen und des symbolischen oder des allegorischen Sinnes geht durch das ganze Gedicht und auf ihm beruht zu nicht geringem Theile der poetische Eindruck.

Referent steht ganz auf demselben Standpunkte der Auffassung der „Commedia", und er hat denselben wiederholt öffentlich vertreten; die Schwierigkeit besteht nun freilich in der Abgrenzung des buchstäblichen und des allegorischen Sinnes, und hier wird der Erklärer, auch der vorsichtigste, stets freien Spielraum für sich in Anspruch nehmen. Und insbesondere noch Beatrice und ihre Deutung anlangend, sagt und warnt der Verfasser mit Recht:

> Die gelehrte Auslegung mag genöthigt sein, die geheimnißvollen Beziehungen von der Gestalt, wie der Dichter sie hinstellt,

abzuschreiben und mit harten Strichen tabellarisch zu ordnen; der Leser sollte sich hüten, diesen Proceß mitzumachen, vielmehr die Gestalt so nehmen, wie Dante sie geschaffen hat, als Einheit und Realität, aus der man wol vieles abstrahiren kann, die aber selbst sich nie einfach in eine Abstraction verwandeln läßt.

Referent geht hier einen Schritt weiter, indem er auch der gelehrten Auslegung ein solches Ergehen der Abstraction nur insoweit gestatten will, als sie sich ungezwungen nach dem alleinigen Sinne des Dichters von selbst bietet, nicht, wie der Historiker Schlosser in seinen „Studien über Dante" die Geheimnisse der „Göttlichen Komödie" als ein freies Feld für Auslegungskünste gelten lassen möchte. Wie viel in solchen das Wesen verleugnenden Abstractionen die alten Commentatoren der „Commedia" geleistet, ist sattsam bekannt; wir Neuern aber wollen den Unterschied des gelehrten und des populären Erklärers nicht in der Art des Stoffs, sondern nur in dem Mehr oder Weniger des zum Verständnisse Beigebrachten, in der schwierigern oder leichtern Darstellung desselben sehen. Berichtigend zur Einleitung ist beizufügen, daß S. 12 das Gefecht bei Campaldino aus Versehen in das Jahr 1279, anstatt 1289, wie sich zwei Seiten weiter richtig angegeben findet, gestellt ist.

Die Uebersetzung selbst, in der Strophenform gereimter Terzinen, zeichnet sich durch Vorzüge aus, die sie dem oben bezeichneten Probleme näher als die meisten ihr vorangegangenen bringen. Sie läßt nichts irgend Bedeutendes von dem Gedankeninhalt und der geistigen Form desselben der Versification und der Reimung zum Opfer fallen, sowie sie andererseits nur reine und lautere Reimklänge und ohne Zwang anwendet und damit der gereimten Strophe in dieser Dichtung, für deren Form sie so wesentlich ist, zu ihrem Rechte verhilft. Des Uebersetzers Vorgänger gestatteten sich hierin Freiheiten, welche die Anwendung des Reims in Miscredit gebracht haben: Gildemeister zeigt, daß die vollkommene Nachbildung der italienischen Terzine in einem umfangreichen Dichterwerke keine Unmöglichkeit ist. Kaum der Erwähnung bedarf es, daß der Uebersetzer, abweichend von dem Original, das mit wenigen bezeichnenden Ausnahmen nur weibliche Versausgänge hat, der Natur unserer Sprache gemäßer, sich den freien Wechsel von weiblichen und männlichen Versausgängen gestattet hat. Auch störende Hiaten und unerlaubte Elisionen finden sich nur selten, aber letztere fehlen nicht ganz, z. B. Fegefeuer, 1, 9: „Und etwas höher steig', Kalliope!", und Paradies, 5, 123: „Sprich ohne Furcht und glaub' wie Göttern ihnen!" Der Rhythmus des Verses erscheint ebenfalls nur an wenigen Stellen aufgehoben; so z. B. Paradies, 1, 116: „Der ist's, der díe sterblíchen Herzen schwellt", und 4, 46: „So stellt die Kirch'.euch áls menschlíche Wesen" (— vor's Gesicht). Erträglicher ist statt dessen jedenfalls ein Trochäus zu Anfang des Verses, wie Paradies, 2, 28: „Hátte sich froh und schön zu mir gewandt."

Besteht ein schöner Vorzug der Gildemeister'schen Uebersetzung in der zwanglosen Reimung, so verfällt doch auch er bisweilen der leidigen Reimnoth, um deren Willen der Uebersetzer schreibt, was er, unbeengt, anders gesagt hätte. So entstellt es selbst ein wenig den Sinn, wenn er Hölle, 2, 75, übersetzt: „Da schwieg sie, und ich sprach, bevor sie schied", da hier im Texte von dem Scheiden Beatricens noch nicht die Rede sein soll; ferner 3, 84: „Verruchte Seelen, zittert jetzt!" wo die Hervorhebung des gegenwärtigen Augenblicks in den Textesworten: guai a voi, anime prave! keine Begründung findet; in 4, 90: „Der dritte ist Ovid, Lucan ist der", macht sich der durch die Reimung erzwungene so handgreifliche Fingerzeig weder deutlich genug noch schön. Ebenso verschuldet lediglich Reimnoth die Anwendung von „bewachte" (st. beobachtete, sah, non viste mai, Fegefeuer, 1, 24), „fahren" (ließ die Blicke —, gli occhi drizzai, Fegefeuer, 4, 55), „rühren" (st. grenzen, Fegefeuer, 5, 69), „niedermachte" (st. tödtete, spense, Paradies, 4, 104), welches letztere ja doch im bessern Stile nicht anwendbar. Bei der Schwierigkeit einer gereimten Terzinenübersetzung ist mit dem Verfasser über dergleichen Mängel, zumal sie so selten vorkommen, nicht zu rechten, und sie werden hier nur hervorgehoben, um diese Schwierigkeit zu bezeichnen.

Referent hat von den hundert Gesängen der „Commedia" nur sechzehn, nämlich die je ersten fünf der drei Abtheilungen und seiner besondern Schönheit wegen den achtundzwanzigsten des „Fegefeuer" zur Vergleichung mit dem Texte einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Die obigen kleinen Ausstellungen sind diesem Bereiche entnommen; dazu mögen sich noch einige andere Bemerkungen, mehr den Sinn als die Form betreffend, gesellen. Im ersten Gesange der „Hölle", V. 105, hat sich der Uebersetzer vollkommen berechtigt über das Räthsel des doppelten Feltro hinweggesetzt, indem er, sinngetreu und verständlich, das unzweifelhafte „langobardisch Land" an dessen Stelle setzte. Die Uebertragung dagegen von per me si vegna, V. 126, in den Satz: (Jener Kaiser) „Hat nie durch mich zu seiner Stadt erhoben", läßt die Deutlichkeit und Schärfe des Originals vermissen. Die Ueberschrift der „Höllenpforte" zu Anfang des dritten Gesanges, die schon manchem Uebersetzer Kopfzerbrechen gekostet, ist auch dem unserigen nicht besonders gelungen. Die Wiedergabe des dreimal wiederholten, unvergleichlich drastischen per me si va durch das matte und allgemeinere „Ich führe zu" und „Ich führe hin" kann nicht den schlagenden Eindruck der Worte in ihrem Lapidarstil hervorrufen. Die Formel vero è che Hölle, 4, 7, und Fegefeuer, 3, 136, mit „wahr ist es" zu übertragen, entspricht nicht ihrer wirklichen Beziehung, die vielmehr eine rein adverbielle ist, wie „ja", „gewiß", „in der That". Trotz des bescheidenen Eingeständnisses der Unnachahmlichkeit der Terzinen des fünften Gesanges der „Hölle", worin Francesca ihr tragisches Geschick erzählt, sind diese Verse dem Uebersetzer doch trefflich gelungen. Woher aber hat der Verfasser die einleitende

Bemerkung, daß Boccaccio von einem alten Diener Dante's die Geschichte der Unglücklichen habe erzählen hören? Ist damit Piero Giardino gemeint, den Boccaccio in seinem „Commento" als einen der vertrautesten Freunde und Diener des Dichters in Ravenna nennt, so thut dieser es doch nur allgemein und ohne jeden Bezug auf den vorliegenden Fall.

Ferner im ersten Gesange des „Fegefeuer", V. 52, wo der Dichter den Virgil zu Cato sagen läßt: da me non venni, scheint dem deutschen Ausdruck ohne Noth zu viel zugemuthet, wenn übersetzt ist: „Nicht aus mir bin ich erschienen"; die Präposition „aus" kann unmöglich als gleichbedeutend mit „aus eigener Machtvollkommenheit" verstanden werden. Im zweiten Gesange, V. 76—78, ist so übersetzt, als ob die Umarmung zwischen dem lebendigen Dante und dem Schatten Casella's wirklich geschehen sei; der Text aber per abbracciarmi, V. 77, drückt nur das sehnsüchtige Verlangen danach aus. Im dritten Gesange, V. 41, ist das tai che sarebbe allerdings in gleicher Kürze und Prägnanz kaum wiederzugeben, und es ist dem Uebersetzer nicht zu verargen, wenn er sich den Knoten bequemer löste und die Andeutung der besondern Würdigkeit, die in tai che liegen soll, fallen ließ. In demselben Gesange, V. 106, erscheint die Auslassung eines wiederholten „einen" vor „genauen" (fiso), auf „Blick" bezogen, unserm Sprachgebrauche nach unstatthaft. Und in der Uebersetzung der ersten fünf Gesänge des „Paradieses", welcher der Verfasser, wie auch den vorangestellten Einleitungen zu den einzelnen Gesängen, besondere Sorgfalt gewidmet, fand Referent nur den verbesserungsbedürftigen Vers (Gesang 2, 85): „Wofern nicht durchstreckt diese dünne Stelle": die Wiedergabe von trapassi (d. i. durchgeht) mit dem ganz unverständlichen „durchstreckt" (intransitiv!), überdies innerhalb des Verses, also ohne Reimnöthigung, beruht vielleicht nur auf einem Versehen.

Schließlich noch einiges über den herrlichen achtundzwanzigsten Gesang des „Fegefeuer", dessen Uebertragung in deutsche Terzinen dem Uebersetzer an treuer und reizvoller Ausdrucksweise vortrefflich gelungen ist. Doch seien auch hier einige unbedeutende Ausstellungen gestattet. V. 40: „Ein einsam Weib, die singend kam zu mir", greift dem Texte vor, indem darin noch nicht die Rede vom Herankommen ist, sondern erst ein paar Verse weiter der Dichter die Aufforderung, sich ihm zu nähern, an sie richtet. Ebenda, in der Reimstelle des Verses 47, berührt es störend, wenn das Annähern bis zur Möglichkeit des Gehörtwerdens allzu leibhaftig mit den Worten bezeichnet wird: „Dem Ufer mehr zu nahn und meinen Ohren." In V. 94, 95: „Durch eigne Schuld verlor er's (nämlich das Asyl) und verfiel durch eig'ne Schuld in Thränen", hat der Uebersetzer den Ausdruck des nur kurzen Verweilens im irdischen Paradiese (qui dimorò poco) wegfallen lassen, obwol es sich leicht wiedergeben ließ, etwa so: „Durch eigne Schuld verlor er's bald, verfiel" u. s. w. Endlich V. 117 veranlaßte nur die Reimnoth den Uebersetzer — und man merkt dies sofort —, das vi s'appiglia des Originals, was von Pflanzen soviel heißt wie „Wurzel schlagen", altdeutsch „bekleiben", mit „währen" zu übersetzen: „Die keinen Samen zeigen, dennoch währen"; es handelt sich hier jedoch erst um das Entkeimen der Pflanze, noch nicht um ihre Dauer.

Damit genug! Der Verfasser wird ja zu den meisten der vorgeführten Einzelheiten sagen können: „Das alles sehe und weiß ich so gut wie der Referent, und tadeln ist leichter als besser machen"; aber es hat doch auch ein berechtigtes Interesse für den Leser, zu erfahren, inwieweit eine vortreffliche Uebersetzung der „Commedia", wie die von Gildemeister, ihr höchstes Ziel wirklich erreicht hat und wie weit sie vielleicht noch hinter demselben zurückgeblieben ist. Und so scheiden wir von dem innerlich und äußerlich stattlichen Werke mit dem Wunsche, daß es neben den schon vorhandenen Uebersetzungen noch zahlreiche Leser und Käufer finden möge.

Theodor Paur.

Feuilleton.

Ueber „Volkstheater und Localbühne" hat Anton Bettelheim eine Abhandlung (Berlin, Hermann) veröffentlicht. Der Verfasser wendet sich gegen Hans Herrig's Ueberschätzung der „Volksbühne", gegen die Versuche, unserm Theater durch längst überlebte Formen aufhelfen zu wollen. Volksthümliche Zuschauer sind für Bettelheim alle künstlerisch Empfänglichen, diese aber begehren ebenso sehr nach dem classischen Drama, wie nach Volksstücken. Ganz ausgezeichnet aber ist der Satz: „In den Händen des besten Pächters wird ein Schauspielhaus zum Geschäft, das lediglich nach den Regeln des kaufmännischen Betriebes, nicht aber nach den künstlerischen Principien eines der Mit- und Nachwelt verantwortlichen Dramaturgen vom Schlage der Schreyvogel, Immermann, Devrient, Laube geleitet werden kann." Sowol die Gesinnung wie die Erfahrung des Verfassers ist hochachtungswerth, und eine Beleuchtung der einschlagenden Theaterverhältnisse in einem größern Zusammenhange wäre von ihm zu wünschen.

— Ernst Melzer betrachtet „Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie" (Neisse, Graveur, 1888). Die Geschichtschreibung der Gegenwart ist im allgemeinen nicht getragen von philosophischen Ideen und hat ihre Stärke meist in Specialuntersuchungen. Ranke's „Weltgeschichte" kann als der letzte Versuch eines Historikers von Fach angesehen werden, im Geiste Herder's die Geschichte der Menschheit in großen Zügen zu charakterisiren. Der protestantische Theolog Rocholl hat 1878, die Altkatholiken, Reinkens und von Döllinger, haben schon vor ihm eine Philosophie der Geschichte vom positiv gläubigen Standpunkte aus zu construiren versucht. Da kommt nun Melzer und entwickelt aus der Philosophie Günther's eine sehr gründlich, lesbar und überzeugend geschriebene Studie, worin er nachweist, daß die Ideen der Schöpfung und der Menschwerdung die Geschichte beherrschen. Das Ganze ist eigentlich nur eine Umschreibung der christlichen Grundlehren, wie sie eben der katholische

Philosoph Günther in seiner speculativen und milden Weise aufgefaßt hat.

— Gustav Friedrich Klauß hat ein sehr umfängliches Buch erscheinen lassen unter dem Titel „Das Christenthum" (Löbau i. Westpr., Skrzeczek). Weil er alles Mögliche in dieses sein Buch hineinpackt, so hat er diesen Titel in folgender Weise noch umschrieben: „Pädagogisch-politisch und religiös-philosophische Betrachtungen, geeignet zu grundlegendem Selbstunterrichte auf den Gebieten der Pädagogik, Politik und Religion." Der Verfasser hält es für angezeigt, seine eigene Biographie dem Leser darzubringen und in derselben mit großer Selbstbespiegelung diesen oder jenen „vierwöchentlichen Aufenthalt in K. oder L." zu analysiren. Der Wendepunkt seines Lebens ist der Charfreitag 1865, an welchem Tage er „als einjähriger Primaner das heilige Abendmahl empfangen hat, ohne vorher in der kirchlich angeordneten Beichte Vergebung seiner Sünden empfangen zu haben". Dadurch ist er erschüttert worden, wie einst Luther vor seinem Eintritt in das Kloster, und — hat nun gelernt, sein großes Werk zu schreiben. Die Einsichtnahme in dasselbe hat uns das wehmüthige Gefühl beigebracht, daß wir es hier mit einem persönlich frommen, strebsamen und begabten Manne zu thun haben; leider nur geht alles Beherzigenswerthe, was er sagt, in dem Strudel eines wirren Durcheinander von Gedanken unter. Der Verfasser muß ein melancholischer Einsiedler sein, welchem die Zucht des praktischen Lebens fehlt; wenn er weniger eifrig bemüht wäre, seine Grübeleien als heilige Mumien auf die Nachwelt zu bringen, so könnte er der Jetztwelt mehr nützen, denn ohne Begabung ist er nicht.

Aus der Schriftstellerwelt.

Aus voller Schaffenskraft heraus ist Theodor Storm, der jugendfrische Dichter jenseit der Schwelle des Greisenalters, uns entrissen. Am 4. Juli hat zu Hademarschen das Leben des Einundsiebzigjährigen geendet, der in aller Stille einen der allerersten Plätze unter den Lieblingen der Nation errungen. Fand sie doch eigentlich erst zu seinem siebzigsten Geburtstage den Anlaß zum vielseitigen offenen Bekenntnisse des Werthes, den sie auf seinen Besitz, sein Schaffen legt. Storm's Novellen werden sein Andenken erhalten und einst zeugen, daß auch in unserm Zeitalter ein reiner reicher Quell echter Poesie geflossen ist. Für die wichtigern Angaben aus dem Leben des Geschiedenen verweisen wir auf den Aufsatz, den d. Bl. erst vor vier Wochen (Nr. 24) über ihn brachten.

Bibliographie.

Avenarius, R., Kritik der reinen Erfahrung. 1ster Bd. Leipzig, Fues. Gr. 8. 6 M.

Balder, Erwin Leonie. Roman. Wien, Konegen. 8. 4 M.

Baumann, F. L., Die Werdensteiner Chronik. Eine Quelle zur Geschichte des Bauernkriegs im Allgäu. Kempten, Kösel. 12. 1 M.

Beyer, C., Friedrich Rückert. Ein Lebens- und Charakterbild für Haus und Schule. Mit Porträt. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Beyttenmiller, T., Sagenkranz. Eine Sammlung episch-lyrischer Gedichte, ausgewählt. Der Jugend und den Vereinen Deutschlands gewidmet. Mit 12 Original-Illustrationen von W. Eißel. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 8. 6 M.

Bilder aus der Geschichte von Bonn und seiner Umgebung. Die Ueberrumpelung Bonns am 22. December 1587. Nach historischen Quellen dargestellt von F. Hauptmann. Bonn, Hauptmann. 8. 60 Pf.

— — Dasselbe. Die kurfürstliche Universität zu Bonn von A . . . . Bonn, Hauptmann. 8. 30 Pf.

Birt, T., Kaiser Wilhelm der deutsche. Gedächtnißrede. Marburg, Elwert. Gr. 8. 40 Pf.

Bleibtreu, K., Schicksal. Schauspiel. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Block, P., Anno Sturm. Historischer Roman. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Boltz, A., Hellenisch die allgemeine Gelehrtensprache der Zukunft. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 6 M.

Borges, Ueber Schillers Einfluß auf Göthes Dichtung. Leipzig, Fock. 4. 75 Pf.

Brachvogel, W., An Etsch und Eisack. Bilder aus Südtirol. Mit Illustrationen von T. Grubhofer. München, Knorr u. Hirth. 12. 2 M.

Brentano, L., Die klassische Nationalökonomie. Vortrag. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 1 M.

Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wyn. Nebst anderen Briefen zur deutschen Litteratur herausgegeben und erläutert von K. T. Gaedertz. Bremen, Müller. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von J. M. Raich. 9ter Bd. 6tes Hft.: Frankreichs Culturrückschritt durch die Revolution. Von A. Schumm. Frankfurt a. M., Foesser Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Brückner, A., Die Europäisirung Rußlands. Land und Volk. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 10 M.

Deutscher Bücherschatz. 1ster u. 2ter Bd.: Die Alsinge. Altdeutsches kulturhistorisches Zeitbild. Von Marie Hanstein. 2 Bde. Eisenach, Baemeister. 8. 4 M. 50 Pf.

Cassel, P., Der grüne Papagai. Eine Symbolik des Grün und Apologie der „Pfaffen". Berlin, R. Schaeffer. 12. 1 M. 60 Pf.

Charles, M., Zeitgenössische Tondichter. Studie und Skizzen. Leipzig, Roßberg. Gr. 8. 4 M.

Delitzsch, F., Iris. Farbenstudien und Blumenstücke. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 4 M.

Dilling's, L., Neue Novellen. Deutsch von E. Jonas. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Dittrich, M., Unter König Albert von Sachsen im Felde 1849, 1866, 1870/1871. Vaterländische Gedenkblätter. Dresden, Albanus. Gr. 8. 1 M.

Engel, E., Eisenbahnreform. Jena, Costenoble. Gr. 8. 4 M.

Engels, F., Ludwig Feuerbach und der Ausgang der klassischen deutschen Philosophie. Mit Anhang: Karl Marx über Feuerbach vom Jahre 1845. Stuttgart, Dietz. Gr. 8. 1 M.

Eschstruth, Nataly v., Hazard. Roman. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 10 M.

Esperanto, Internationale Sprache. Vorrede und vollständiges Lehrbuch. (Por Germano.) Warschau, Gebethner u. Wolff. 1887. 8. 40 Pf.

Fellner, R., Geschichte einer deutschen Musterbühne. Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Fink, P., Die Arbeiter-Orden. Ein Vorschlag zur raschen und endgültigen Lösung der socialen Frage auf friedlichem Wege. Allen Klassen der menschlichen Gesellschaft gewidmet. Stuttgart, Fink. Gr. 8. 60 Pf.

Fischer, R., Hundert Tage im Trappistenkloster auf dem Oelenberge. Eine Erinnerung aus dem Kriege 1870/71. Berlin, Heinicke. 8. 75 Pf.

Foerster, W., und E. Bleuck, Populäre Mittheilungen zum astronomischen und chronologischen Theile des königlich preußischen Normalkalenders für 1889. Berlin, Verlag des königl. statistischen Bureaus. Gr. 8. 1 M.

Gaedertz, K. T., Archivalische Nachrichten über Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zur deutschen Kultur- und Kirchengeschichte, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Bremen, Müller. Gr. 8. 4 M.

Ganghofer, L., Der Unfried. Ein Dorfroman. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 4 M.

„Gedenke Mein!" Dichtungen von W. v. St. zu den Zeichnungen aus dem Leben Jesu von H. Hofmann. Mit Benutzung zweier Predigten E. Bersier's. Reval. Gr. 8. 60 Pf.

Gleim, Eine vergebliche Brockenreise vor 100 Jahren. In luftigen Versen. Dem Brocken-Stammbuch vom Jahre 1786 entnommen. Harzburg, Stolle. 12. 50 Pf.

Harweck-Waldstedt, Brockenbuch. Führer und Erinnerungsgabe für Brockenwanderer. 2ter Thl.: Poesie und Prosa aus den Fremdenbüchern des Brockens vom Jahre 1753—1887. Harzburg, Stolle. 12. 80 Pf.

Hausmann, O., Freud' und Leid. Gedichte. Elberfeld, Bädeker. 12. 3 M.

Hérisson, Graf M. J. v., Die Legende von Metz. Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander mit einem einleitenden Original-Brief des Verfassers. Berlin, Ulrich u. Comp. 8. 3 M.

Der Berliner Hof und seine Politik. Von Baron St . . . . . r. 3te Aufl. Berlin, Steinitz. 8. 5 M.

Kaufmann, G., Die Geschichte der deutschen Universitäten. 1ster Bd.: Vorgeschichte. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 8 M.

Nachrichten über Kaiser Wilhelms-Land und den Bismarck-Archipel. Herausgegeben von der Neu-Guinea-Compagnie zu Berlin. 1888. 2tes Hft. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

Rückert, F., Poetisches Tagebuch. 1850—1866. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 5 M.

Smart, H., Vom Start zum Ziel. Ein Sportroman. In das Deutsche übertragen von F. Wohl. Leipzig, Freund. Gr. 8. 12 M.

Spielberg, O., Die Menschen-Rechte. Ein Wegweiser für diese Welt der Komödie. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 80 Pf.

Spitta, H., Ein Blick in unsere Zeit. Freiburg i. Br., Mohr. 8. 80 Pf.

Stählin, L., Kant, Lotze, Albrecht Ritschl. Eine kritische Studie. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 4 M.

Thieme, K., Glaube und Wissen bei Lotze. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 1 M.

Thikötter, J., Neue Rhein-Lieder. Bremen, Heinsius. 12. 2 M. 25 Pf.

Wachenhusen, H., Das Gespenst der Ehre. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Weerth, O., Die Grafschaft Lippe und der siebenjährige Krieg. Detmold, Hinrichs. 8. 2 M.

Widmann, J. V., Die erste Nacht oder die letzten Consequenzen. Ein Nachspiel zu Galeotto, Drama von José Echegaray. Breslau, Schottländer. 8. 50 Pf.

Wilderer- und andere Geschichten aus „Waidmanns Heil". Klagenfurt, Leon sen. 8. 1 M. 50 Pf.

Zur Einführung in die Weltsprache Volapük. Herausgegeben vom Weltsprachenverein Weimar. Weimar, Huschke. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 29. — 19. Juli 1888.

Epische Dichtungen.

1. Von Elisen bis Zwölisen. Ein wüster Traum nicht von Georg Ebers, sondern von Hans Merian (S. Rebeg). Leipzig, Werther. 1888. 8. 1 M.
2. Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen von Ernst von Wildenbruch. Zweite Auflage. Frankfurt a. O., Waldmann. 1887. 8. 2 M.
3. Das Kaiserfenster. Von Ebeling-Filhès. Berlin, Walther u. Apolant. 1888. Gr. 8. 30 Pf.
4. Volke von Bardenfleth. Episch-romantische Dichtung in vier Gesängen aus der Geschichte der Stedinger. Von Georg von Schulpe. Dresden, Pierson. 1888. 12. 75 Pf.

Wenn gegen verkehrte literarische Richtungen und eingewurzelte poetische Geschmacks- und Modeverirrungen nicht nur Publikum und Kritik eifern, wenn sich wider solche Abnormitäten die zeitgenössische Dichtung selbst erhebt, dann darf man immer mit Sicherheit hoffen, daß die Krankheit sich anschickt, ins Stadium der Genesung zu treten. Die antiquarische Epik und Romantik ist eine solche bedenkliche Geschmacksverirrung unserer Tage, und es ist ein gar nicht hoch genug anzuschlagendes erfreuliches Symptom, daß der Protest gegen dieselbe aus der Literatur selbst heraus immer lauter und lauter ertönt. In den Chor dieser literarischen Protestler mischt sich neuerdings eine sehr vernehmbare und sehr berufene Stimme: Hans Merian mit der Parodie „Von Elisen bis Zwölisen“ (Nr. 1). Der Merian'sche „wüste Traum“ wendet sich mit großem Geschicke gegen die neueste Ebers'sche Veröffentlichung, gegen „Elifên. Ein Wüstentraum“. Die Handlung der Merian'schen parodistischen Dichtung ist kurz diese: Der Verfasser ist über der Lektüre von „Elifên“ vom Schlafe überrascht worden und sieht sich im Traume nach Auerbach's Keller in Leipzig versetzt. Echt traumhaft vermischt sich ihm Erlebtes mit Gedachtem — Jugenderinnerungen, faustische Reflexionen, kritische Gedanken über unsere socialen und literarischen Zustände, über Zola, den Realismus und das jüngste literarische Deutschland, über die Emancipation der Sinnlichkeit und die Wiedereinsetzung der Schönheit in ihre alten Rechte — all das flicht sich ihm zwanglos in den Kranz klangvoller Octaven und alter urdeutscher Knittelverse, und mitten dahinein fällt der vom verkappten Mephisto gehaltene Vortrag des derbkomischen „Herrgottschnitzers von Phyle“, der im Schartenmeyerstile gehaltenen eigentlichen Parodie der Ebers'schen Dichtung. Merian's „Von Elisen bis Zwölisen“ ist eine echte Parodie und doch weit mehr als dies: das Gedicht hat ethische Bedeutung und ästhetischen Werth — das eine, indem es mit vollem Recht dem hohlen Romanticismus unserer archäologischen Dichtung satirisch den Garaus macht und bestimmte realistische Forderungen für die Poesie der Zukunft aufstellt; das andere, indem es die Einheit der Idee wahrt, eine strenge kunstvollendete Technik handhabt und eine feine Stimmungsmalerei bewährt. Dies letztere tritt namentlich in der Art hervor, mit welcher das Colorit des Traums und das seltsame Zickzack der visionären Dialektik von Bild zu Bild, von Gedanke zu Gedanke festgehalten und am Schlusse das scheinbare Launenhafte dieses bunten Durcheinander in lichtvolle Klarheit und Bestimmtheit aufgelöst wird. Merian's „wüster Traum“ ist ein echter Traum mit all seiner Hast, seinen Sprüngen, seiner Tollheit und Narrheit und doch eine wahre und wirkliche Dichtung voll Gehalt und Gestalt, voll Glanz der Darstellung und Bedeutsamkeit des geistigen Inhalts. Möge „Von Elisen bis Zwölisen“ das Seinige dazu beitragen, daß die deutsche Dichtung der Gegenwart sich mehr und mehr von einer gesundern Muse begeistert fühle als diejenige ist, unter deren Einfluß der größte Theil unsers heutigen Schriftthums steht — von jener modernen Muse, die unser Poet gegen den Schluß seiner Dichtung hin uns erscheinen und die er sagen läßt:

Ich nahe nicht auf eines Menschen Ruf,
Ich komme, weil die Zeiten sich vollendet,
Weil jener eine, der so schön mich schuf,
Zum andern male in die Welt mich sendet.
Ich war, da jener mit dem Pferdehuf
Noch nicht geschaffen, und hab' viel gespendet
An Wonn' und Seligkeit in alten Tagen,
Bis mich die Menschheit an das Kreuz geschlagen.

Fast zwei Jahrtausende die Gruft mich band.
Es ward die frohe Welt zum Jammerthale.
Doch nun ertönt der Weckruf. Ich erstand,
Das Grab besiegend, frei im Morgenstrahle.
In meine wunde Seite leg' die Hand
Und deine Finger in die Nägelmale,
Und glaub' an mich, daß ich mit Sieg dich kröne
Und dich erlöse, ich, das Wahre, Schöne!

Steht die Merian'sche Dichtung durchaus im Dienste des modernen Gedankens, so gilt dies auch von Ernst von Wildenbruch's nunmehr — nach dreizehn Jahren — in zweiter Auflage erschienenen Heldenliede „Sedan" (Nr. 2). Ist es dort eine vorwiegend sociale und literarische Idee, die den geistigen Kern des Ganzen bildet, so hier eine ausschließlich patriotische. Das große Jahr 1870—71 hat unsern Poeten ungezählte male die Feder in die Hand gegeben, aber so glücklich, mit so feurigem Herzen und zugleich so plastisch formender Dichterhand wie Wildenbruch haben nicht viele unter ihnen sich ihrer Aufgabe entledigt. In drei Gesängen und einer an die Form der ottave rime anklingenden, zu epischen Zwecken schon von andern Sängern häufig benutzten Strophe — ich werde gleich eine Probe geben — zeichnet uns der Dichter die blutige Schlacht am Strome der Maas und ihre großen Folgen für die Geschicke Europas und der Welt. Neben dem poetischen Feuer, das die Dichtung durchglüht, und der schwungvollen Sprache, welcher sie sich bedient, ist es besonders die geschickte Art, wie der Dichter Großes mit Kleinem, das Allgemeine mit dem Besondern, das Historische mit dem Genrehaften zu verbinden und so ein zugleich Erhebendes und Unterhaltendes zu schaffen verstanden hat. Wir sehen die Oertlichkeit der Schlacht, die Bewegung der Truppentheile, den ganzen großartigen Gang des gewaltigen Kriegsschauspiels lebendig vor uns und nehmen zugleich an dem Einzelnen sozusagen persönlich theil. Wie dramatisch Wildenbruch — das Drama ist ja später seine eigentliche Domäne geworden — auch im Epos zu schildern weiß, dafür legt unter anderm die in der Vorrede von ihm übrigens noch besonders hervorgehobene Schilderung der That Otto von Wittelsbach's im dritten Gesange beredtes Zeugniß ab, während als ein Beispiel dafür, wie scharf und knapp er eine bestimmte Sachlage aus der feingewobenen Textur seiner Dichtung hervorzuheben versteht, wol die drei nachfolgenden Strophen betrachtet werden dürfen; sie rücken uns den besiegten Napoleon vor Augen, wie er, von der Nemesis der Weltgeschichte zerschmettert, sich zur Capitulation der Festung und Gefangengabe seiner Person entschließt. Die drei Strophen lauten:

Da reckte er sich auf mit krankem Leibe:
„Rückt mir den Tisch, gebt Feder und Papier!"
Lautlos geschah's. Da saß er, daß er schreibe —
Nie grub die Feder Worte, so wie hier.
Kein Laut erscholl; in stummem, dumpfem Harren
So standen seine Generäle dort —
Rings alles todt — nur dort mit heis'rem Knarren
Die Feder quälte sich von Wort zu Wort.
Die Feder sank — es sanken ihm die Hände —
„Ihr wolltet Ende — wohl, hier ist das Ende."

Von seinen Treuen — ihrer waren wenig —
Berief er einen. Der war Reille genannt.
„Geh' hin zu dem gewalt'gen Preußenkönig,
Und diese Zeichen gib in seine Hand!
Getreuer Mann, ich leg' auf deine Seele
'nen Auftrag, tödlich herbe, tödlich schwer —
Noch einmal thu' nach deines Herrn Befehle!
Ist es vollbracht, bin ich dein Herr nicht mehr."
Und schluchzend hörte Reille des Kaisers Worte
Und nahm den Brief und wandte sich zur Pforte.

Die Schwelle tönte unterm Fuß des Boten;
Verhallend scholl sein Schritt — der Kaiser sprach:
„Nun liegt der Herrscher Frankreichs bei den Todten —
So folge Frankreich seinem Kaiser nach!
Ist Wimpffen da?" — „Hier bin ich; wollt mir sagen,
Was Ihr befehlt!" Des Kaisers Mund erblich:
„Mußt du den Tod mir aus der Seele fragen?
Du weißt's." — „Ihr seid Gebieter, Herr, nicht ich."
Schwer kam's herauf aus seiner Brust gestiegen:
„Die Fahne, Wimpffen, laß die Fahne fliegen!"

Der patriotische Gehalt des Wildenbruch'schen Sedanliedes und die künstlerische Form, in welcher er sich ausprägt, leihen diesem Jugendwerke des fruchtbaren Dichters eine Bedeutung, die es vor dem gewöhnlichen Schicksale auch der bessern und besten deutschen Dichtungen der nachclassischen Zeit schützen sollte, vor einem allzu frühen Verlöschen im Gedächtnisse der Nation.

An dieses Heldenlied von Sedan schließt sich passend die Erwähnung eines andern vaterländischen Gedichts an, die des soeben erschienenen „Das Kaiserfenster" von Ebeling-Filhès (Nr. 3). Die Erwähnung! Denn eines noch so kurzen Eingehens verlohnt das ganz knapp gehaltene Lied, das nur zwei Blätter umfaßt, kaum. Wie der Titel schon errathen läßt, ist es eine oft beobachtete und schon so häufig geschilderte Scene, die den Gegenstand dieser zwölf volksthümlich gehaltenen Strophen Ebeling-Filhès' bildet: der inzwischen heimgegangene Kaiser Wilhelm begrüßt an dem historischen Eckfenster seines Palais die Berliner. Die Verse sind gewandt, und der Inhalt ist wohlgemeint. Das ist alles, was sich über das kleine Poem sagen läßt.

Die letzte in der Reihe der heute hier zu würdigenden Dichtungen steht, im Gegensatze zu den drei bisher besprochenen, dem modernen Bewußtsein völlig fern; sie besteht in einer Verherrlichung der Stedinger und führt den Titel „Bolke von Bardenfleth" von Georg von Schulpe (Nr. 4). Der fleißige Verfasser, der alljährlich mit einem oder mehrern poetischen Producten aus Sage oder Geschichte

vor das Publikum tritt, richtet in diesem seinem neuesten Sange den tapfern Stedingern ein neues Ehrendenkmal auf. Der edle Stedingerführer Bolke von Bardenfleth ist der Held der Dichtung: Bolke sieht sich in den schweren Kampf zwischen Gesinnung und Liebe gestellt, in den Kampf zwischen seiner dem Papste und dem Kaiser feindlichen politischen Ueberzeugung und seiner Herzensneigung zu der schönen Tochter des Grafen von Egmont, dieses Befehlshabers des in Bremen liegenden kaiserlichen Heeres. Tragisch löst der Tod den Widerstreit, indem Bolke in der Schlacht bei Altenesch unter dem Schwerte des Grafen Dietrich von Cleve verblutet.

Golddämmerduft umwebt das rauschend schäumende Meer;
Der Tag des Kampfes erstarb, und es starb auch das Stedingerheer.
Ein matter Schein umglüht die Dünen am Strande fahl,
Und feuerfarben erflammt der letzte Abendstrahl.
Die Meereswellen erglühn, umstrahlt von Purpurglut;
Aufrauscht noch einmal wild die rollende Meeresflut.
Ein letzter Abendglanz die Ferne mild umwallt,
Doch er verschimmert leis, und er verzittert bald. —
Die Sonne sinkt; ein Schein am Himmel noch leuchtend steht;
Es starben die Stedinger all mit Bolke von Bardenfleth. —
Die Dünen im Kreise rings ein ferner Duft umwebt,
Doch auch der letzte Schein verdämmert und verschwebt. —
Die Sonne versank; tiefdunkel sinkt nieder schon die Nacht,
Doch hell durch alle Zeiten wird leuchten die Stedingerschlacht.
Mit hehrem Strahlengolde umwebt euch dieser Streit,
Und euer Ruhm wird glänzen in Ehren hochgefeit.

Wärme der Anschauung und des Empfindens kennzeichnet das kleine Epos, und der Gang der Handlung hat ebenso viel Leben, wie die Darstellung Farbe hat. Hie und da scheint indessen der Poet einigermaßen flüchtig über die logische Gliederung und das sprachliche Gefüge seines Textes hinzugehen, sodaß die Reinheit und Klarheit seines Vortrags wesentlich darunter leidet. Hier nur ein einziges Beispiel dafür! In den nachfolgenden Versen sind das „sein", das „sie" und das „ihr" (ich hebe die Wörter durch gesperrten Druck hervor) meines Erachtens ganz unklar und unverständlich:

Stedinger, hört mich an! Wir ziehn zum letzten Streit.
Groß ist der Feinde Macht; gewaltig ist sein Heer;
Er wälzt sich auf uns heran, wild brandend wie ein Meer.
Wir wollen ihm trotzen kühn mit friesischem Kampfesmuth;
Hinfließen fürs Vaterland soll unser Heldenblut.
Denn wir errangen sie schwer; nun halten wir sie fest;
Und lassen nicht von ihr; Fluch dem, der sie verläßt!

Es wäre zu wünschen, daß der vielleicht allzu schnell arbeitende talentvolle Verfasser dergleichen Flüchtigkeiten in Zukunft vermiede, wie auch ein Ablassen von diesen blos historischen und leider auch oft antiquarischen Stoffen, die er mit Vorliebe ergreift, seiner Muse nur förderlich sein könnte. Wollte er sich doch der Gegenwart und den sie bewegenden Ideen kräftig und rückhaltlos zuwenden! Nicht im Alt-Vergangenen soll der Dichter leben, sondern im Lebendig-Gegenwärtigen.

Ernst Ziel.

Transsylvanisches.

1. Das alte und neue Kronstadt. Von G. M. G. von Hermann. Ein Beitrag zur Geschichte Siebenbürgens im 18. Jahrhundert. Bearbeitet von Oskar von Meltzl. Zwei Bände. Hermannstadt, Michaelis. 1883 u. 1887. Gr. 8. 15 M.

Noch gibt es keine umfassende und zusammenhängende Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen; doch mehren sich, namentlich in den letztern Jahren, die Vorarbeiten zu einer solchen. Aus früherer Zeit sind außer einigen Schriften über das Kronstadt gehörige Bad Zajzon und verschiedenen Aufsätzen in Zeitschriften und Kalendern zu erwähnen: J. Dück's „Geschichte des Kronstädter Gymnasiums" (1845); F. Philippi's „Die deutschen Ritter im Burzenlande" (1861) und „Beiträge und Actenstücke zur Reformationsgeschichte von Kronstadt" (von J. Trausch, 1865). Reichlicher flossen die geschichtlichen Schriften über Kronstadt in den siebziger Jahren. Wir nennen: F. Philippi: „Aus Kronstadts Vergangenheit und Gegenwart" (1874); E. von Trauschenfels: „Kronstädter Zustände zur Zeit der Herrschaft Stefan Báthori's in Siebenbürgen" (1874), derselbe: „Vor 200 Jahren. Bilder aus dem Kronstädter Leben" (1875); derselbe: „Zur Geschichte der Errichtung des Bürgerkrankenhauses in Kronstadt" (1875); G. D. Teutsch: „Honterus und Kronstadt zu seiner Zeit" (1876); F. Philippi: „Der Bürgeraufstand 1688 und der große Brand von 1689 in Kronstadt" (1878). Auch die achtziger Jahre brachten bereits einige Beiträge zur Geschichte Kronstadts, so E. Gusbeth: „Zur Geschichte der Sanitätsverhältnisse in Kronstadt" (1884), „Verzeichniß der Kronstädter Zunfturkunden" (1886), „Kronstädter Drucke 1535—1886" von Julius Groß. Das bedeutendste geschichtliche Werk über Kronstadt aber ist ohne Zweifel „Das alte und neue Kronstadt von G. M. G. von Hermann, welches, vom Verfasser zu Ende des vorigen Jahrhunderts niedergeschrieben, bis vor einigen Jahren nur in wenigen abschriftlichen Exemplaren existirte, bis endlich der Verein für siebenbürgische Landeskunde dessen Drucklegung veranlaßte. Allerdings bedurfte das Werk zum Zwecke der Veröffentlichung im Druck einer wissenschaftlichen Bearbeitung, welche Universitätsprofessor Oskar von Meltzl in trefflicher Weise durchführte. So konnte denn im Jahre 1883 der erste Band erscheinen, welcher die Mitte des 18. Jahrhunderts behandelt. Kürzlich nun ist der zweite und letzte Band erschienen, welcher die Zeit vom Regierungsantritte Kaiser Joseph's II. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (1780—1800) behandelt. Dieser zweite Band umfaßt 665 Seiten Großoctav, ein Beweis der Ausführlichkeit, mit welcher der Verfasser die Geschichte seiner Vaterstadt in jener Zeit behandelt

hat. Wie im ersten Bande, ist auch im zweiten die allgemeine Geschichte des Landes und der sächsischen Nation, sowie die besondere Geschichte der Stadt Kronstadt abgesondert dargestellt worden. Durch diese eingehende Darstellung der allgemeinen Landesgeschichte gewinnt die Specialgeschichte der Stadt Kronstadt erst das rechte Verständniß und die richtige Beleuchtung. Der Bearbeiter O. von Meltzl hat das Werk mit zahlreichen Noten versehen, welche das bessere Verständniß fördern und manche erwünschte Erläuterung geben. Durch dieses Werk ist die lehrreiche Geschichte einer anziehenden Epoche der Stadt Kronstadt weitern Kreisen zugänglich geworden. Wir wollen nur noch den Wunsch aussprechen, daß sich nun eine berufene Kraft veranlaßt finden möge, die noch vorhandenen Lücken in der Geschichte Kronstadts durch Forschungen in den öffentlichen Archiven u. dgl. auszufüllen und dann an eine umfassende und zusammenhängende Darstellung der Geschichte Kronstadts heranzutreten, allerdings eine sehr schwierige, aber auch dankenswerthe Aufgabe, und es ist wol mit Grund anzunehmen, daß die Stadtgemeinde Kronstadts, welche zu einigen Vorarbeiten bereits namhafte Beträge flüssig gemacht hat, zu diesem Zwecke bereitwillig eine größere Summe Geldes bewilligen werde.

Eine weitere Schrift, welche die siebenbürgisch-sächsische Geschichtsforschung wesentlich zu fördern vermag, ist:

2. Das Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation. Von Franz Zimmermann. Hermannstadt, Verlag des Archivs. 1887. Gr. 8. 1 M.

Das gemeinsame Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation befindet sich seit 1545 in dem jetzt noch als Rathhaus dienenden Gebäude in Hermannstadt. Der gegenwärtige Archivar ist seit etwa zehn Jahren mit der Ordnung dieses Archivs beschäftigt, welches die werthvollsten Materialien zur Geschichte der siebenbürger Sachsen enthält. Die neue Anordnung ist, wie wir uns überzeugt haben, eine mustergültige. Die Benutzung eines solchen Archivs wird aber erst durch eine genaue und verläßliche Inhaltsübersicht ermöglicht. Eine solche ist nun vom Archivar Franz Zimmermann ausgearbeitet und im Druck herausgegeben worden. Es ist aber nicht eine einfache und trockene Inhaltsübersicht, sondern eine wissenschaftliche Beleuchtung des ganzen Archivbestandes, eine wahrhafte Gelehrtenarbeit. Der Inhalt des Archivs wird nach neun Hauptgruppen besprochen und zwar 1) Urkunden (im weitern Sinne des Wortes), 2) Acten, 3) Protokollbücher, 4) Rechnungsbücher, 5) Handschriften, 6) Repertorien, 7) Gesetzbücher, 8) Handbibliothek, 9) Bestimmungen über die Benutzung des Archivs zu wissenschaftlichen und andern privaten Zwecken.

Daß die siebenbürger Sachsen auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften mit der neuesten Zeit fortschreiten, beweist die Schrift:

3. Die Bedeutung des naturwissenschaftlichen Unterrichts. Von Julius Römer. Kronstadt, Gött u. Sohn. 1887. Gr. 8. 50 Pf.

Es ist recht zeitgemäß, die hohe Bedeutung des naturwissenschaftlichen Unterrichts, welche in manchen Kreisen noch immer nicht genügend gewürdigt wird, dann und wann, hier und dort ins rechte Licht zu stellen. Der Verfasser geht davon aus, daß es eine allgemein anerkannte Forderung der Erziehungslehre sei, den Unterricht so zu ertheilen, daß er nicht nur eine gewisse Summe von Fähigkeiten übermittle oder einen gewissen Grad von Fähigkeit zeitige, sondern daß er auch den Verstand bilde, das Gemüth anrege und den Willen stärke. Er führt sodann in ebenso schlagender Weise als ansprechender Form den Beweis, daß der naturwissenschaftliche Unterricht diese Forderung vollkommen erfülle. „Des Geistes treue Diener — die Sinne — führen dem Verstande im naturwissenschaftlichen Unterrichte ein reiches Baumaterial zu, aus welchem Kenntniß der Natur, weise Vorschrift gegen alles Schädliche und das Verständniß der die Natur beseelenden Gesetzmäßigkeit aufgebaut wird. Und in dem Maße, als diese mächtigen Gebäude aufgeführt werden, sinken in sich zusammen die Furcht vor natürlichen Dingen und Vorgängen, die Subjectivität und die Phrase, die Unwahrheit und der Aberglaube.“ Wenn andererseits „der naturwissenschaftliche Unterricht durch die Bedeutung des Formen- und Farbensinns zum rechten Genusse des Schönen, wie auch zur Liebe und Schonung für alles Erschaffene und zur Heimathsfreude leiten und der Natur erhabene Großartigkeit, sowie die eigene Unzulänglichkeit uns zum Bewußtsein bringen kann, so wird er in einer Weise unser Gemüth adeln, daß dasselbe gegen alle Verführungen der Geschmacklosigkeit, der Verrohung, des Lebensüberdrusses und der Selbstüberhebung gewappnet dastehen wird“. Der naturwissenschaftliche Unterricht wird endlich „durch die körperliche Zucht, durch Abhärtung und Selbstbeherrschung der Schwächlichkeit, Verweichlichung, der eigensinnigen Laune entgegenwirken, und die Anregung zu Sammlungen und Versuchen chemischer und physikalischer Art wird der Unordnung, der Unbeholfenheit und der Verachtung der arbeitenden Klasse steuern. Hierdurch aber bewirkt er Klärung und Festigung des Willens.“ Zu diesen drei Sätzen gelangt der Verfasser durch gründliche Untersuchung und Beweisführung. Die kleine, aber inhaltreiche Schrift sei allen, die sich für Erziehungslehre oder Naturwissenschaft interessiren, wärmstens empfohlen.

Das laufende Jahr hat im Sachsenlande kein ernsteres Drama gezeitigt, wol aber zwei harmlos heitere Kinder der dramatischen Muse:

4. Junggesellen. Schwank in drei Aufzügen. Kronstadt, Alexi. 1887. Gr. 8. 1 M.

Dieses anspruchslose Werkchen will als Schwank natürlich nicht nach den Regeln dramatischer Kunst beurtheilt werden. Es hat nicht die Absicht, eine tiefere Idee im Gewande des Lustspiels poetisch zu behandeln; es beschränkt sich auf die Hervorkehrung einiger komischer Seiten des Junggesellenstandes, welche der Handlung zu Grunde ge-

legt werden. Durch spannende Scenen, komische Verwickelung und humoristisches Gespräch will es unterhalten, und diesen Zweck erreicht es auch in bescheidenem Maße. Einzelne Monologe sind zu lang und würden durch Kürzung gewinnen. Der Bühnenerfolg wird zum guten Theil von einer gewandten Darstellung abhängen, welche es versteht, die Komik der Charaktere zur Geltung zu bringen.

Der anonyme Verfasser ist ein kronstädter Gymnasialprofessor.

5. Angelina oder die Türken vor Schäßburg. Romantisch-komische Operette in drei Acten. Von Michael Albert. Schäßburg, Jördens. 1887. Gr. 8. 1 M.

Hier begegnet uns ein bewährter Dichter auf einem neuen Gebiete. In seinem im vorigen Jahre erschienenen „Harteneck“ hat er bedeutendes dramatisches Talent, in diesem und mehrern Novellen poetische Gestaltungskraft bewiesen. Beide Talente treten auch in vorliegendem Libretto zu Tage.

Die Sage vom Heckepfennig, welcher immer wieder zum Besitzer zurückkehrt, so oft er auch ausgegeben oder weggeworfen wird und sich ins Unendliche vermehrt, so lange der Besitzer seine Eigenschaft nicht verräth, und eine Episode aus der sächsischen Geschichte sind zu einer Fabel verwebt, auf welcher sich die Handlung geschickt aufbaut. Die wohlbefestigte sächsische Stadt Schäßburg wird um die Mitte des 17. Jahrhunderts von einem türkischen Heere unter Hassan-Agha-Pascha belagert. Die Stadtbürger können das ungeheuere Lösegeld, welches der Pascha für seinen Abzug verlangt, nicht zusammenbringen, sind aber vom Kampf und Hunger bereits erschöpft. Aus dieser Noth werden die verzagten Bürger durch den Schuster Knoll errettet, welcher von der Fee Angelina einen Heckepfennig erhalten hat. Nun ist alles Leid vergessen, alle Noth hat ein Ende. Knoll wird zum Bürgermeister gewählt, da er das Geld mit vollen Händen ausstreut. Tag und Nacht wird gegessen und getrunken, getanzt und jubilirt. Im Freuden- und Sinnestaumel hat aber Knoll vergessen, dem Pascha das Lösegeld zu schicken und plötzlich brechen die Türken durch die unbewachten Stadtthore ein. Durch den unerschöpflichen Heckepfennig aber wird die Beutelust der Türken bald gestillt, und Türken wie Christen führen nun gemeinsam ein unsägliches Schlemmerleben. Der junge Patricier Lorenz rafft sich endlich auf, um diesem Schlaraffenleben ein Ende zu machen und die durch Wohlleben verweichlichten Türken aus der Stadt zu jagen. Als der zum Türken gewordene Knoll dem widerstrebt, verräth seine Frau Sarah, welcher Knoll's türkische Gewohnheiten nicht gefallen wollen, den Besitz des Heckepfennigs, womit der Zauber ein Ende hat.

Das Lied ist aus, die Lust ist aus;
Armuth wohnt wieder in jedem Haus.
Des Geldes Haufen sind verpraßt,
Und Arbeit bleibt nun unser Gast.

So singt der Chor. An Stelle Knoll's aber wird nun der Sieger Lorenz Bürgermeister und Knoll kehrt wieder zum Leisten zurück. Dies sind die Grundzüge der Handlung. Nebenher läuft eine Liebesgeschichte. Knoll's hübsche Tochter Lieschen liebt Lorenz, von welchem sie aber als Schusterstochter nicht beachtet wird. Erst als er sie in reichem Schmucke wiedersieht, wird er auf ihre Schönheit und Tugend aufmerksam und wirbt um sie. Nun aber glaubt sie, er sei nur von ihrem Reichthum geblendet. Als er indessen auch nach dem Verluste des Heckepfennigs ihr treu bleibt, werden die beiden ein glückliches Paar.

Wie wir sehen, liegt der Handlung zwar keine neue, aber doch eine tiefere Idee zu Grunde, die Idee, daß Reichthum und müßiges Wohlleben zu nichts Gutem führen und keine dauernde Befriedigung gewähren, welche nur in ehrlicher Arbeit zu finden ist. Die Handlung ist sehr correct aufgebaut und schreitet munter vorwärts. Die Komik liegt nicht so sehr in der Verwickelung, als in den Zwiegesprächen und eingestreuten Scenen, welche mit der Handlung nur lose zusammenhängen, wie die Prophezeiungen des Stadtschreibers Simeon, die Betrachtungen des Nachtwächters u. dgl. m. Mitunter nähert sich die Komik indessen allzu sehr der modernen Operettenkomik, welche nur im höhern Unsinn Komik zu suchen scheint. So, wenn der Pascha die hingerichteten Personen Knoll, Sarah, Simeon „wieder lebendig machen“ läßt. Auch daß Knoll das Lösegeld vergißt, ist etwas gewagt. Immerhin unterscheidet sich im ganzen Handlung wie Sprache vortheilhaft von den meisten modernen Operettentexten.

Joseph W. Filtsch.

Ernste und Unterhaltungsliteratur.

1. Die Anfänge des Christenthums im Rahmen ihrer Zeit. Von B. Volz. Leipzig, Spamer. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Gestützt auf gründliche und umfassende Kenntniß der einschlagenden Fragen, kommt dies Büchlein dem in immer weitern Kreisen sich regenden Interesse entgegen, das über die Zustände und Bedingungen, unter welchen die christliche Kirche entstand und während der ersten drei Jahrhunderte sich entwickelte, näher unterrichtet sein möchte. Es ist nicht für Theologen, sondern für Laien geschrieben, allerdings für solche, die ein gewisses Maß der Bildung mitbringen. In der Auffassung im ganzen ohne Voreingenommenheit, im Urtheil meist besonnen, behandelt es seinen Stoff mit wohlthuender Wärme, in übersichtlicher Anordnung; die Darstellung ist lebhaft und fesselnd.

Gepflanzt wurde das Christenthum als die Erfüllung der Weissagungen in die Enge des ihm abgeneigten Judenthums. Aber es hat die jüdische Hülle, in der es zur Welt kam, gesprengt. Emporgewachsen ist es unter schweren Stürmen des hart wider-

streitenden Römerthums. Aber es hat sie siegreich überwunden. Das ist der Inhalt seiner Jugendgeschichte.

Damit sind zugleich die Gesichtspunkte gegeben, nach denen die weitschichtige Materie in den vier Abschnitten, in welche die Schrift zerfällt, gestaltet ist. Es gilt die religiöse und politische Verfassung des Judenthums innerhalb und außerhalb Palästinas darzustellen, sein Fürstenhaus, seine religiösen Parteien, seine messianischen Hoffnungen, die römischen Herren — dies der Inhalt des ersten Theils. Der folgende ist den Samaritern, dem Auftreten des Täufers, Jesu Person und Werk, der Regierungsthätigkeit Herodes Agrippa's, Johannes und Paulus, der Organisation der Apostelkirche gewidmet. Der dritte behandelt den Zerfall der römischen Staatsreligion, den beginnenden Cäsarencultus, das Eindringen fremder Religionen, das Auftreten der ersten Christen in Rom und deren Stellung zum Staate, die weitere Ausgestaltung der Kirche, die Gnostik, die Wiedererstarkung des Heidenthums und die Verfolgungen. Die Ausführungen des letzten Abschnitts richten sich auf Konstantin den Großen, das Nicänische Concil, die christliche Gesellschaft und Kunst, die Anfänge des Mönchswesens, das Neue Testament nebst Apokryphen, Talmud und Kabbala, den Untergang des Heidenthums.

Besonders anziehend verbreitet sich der Verfasser über die religiösen Parteiungen in Israel. Dabei dürfte manchem neu sein, was er über die conservative, streng orthodoxe Auffassung der Sadducäer vorbringt, die ohne eine Spur von Freigeisterei von dem Gesetze Mosis kein Titelchen preisgeben wollen, aber, was darüber hinausgeht, ebenso bestimmt ablehnen und deshalb, gerade als conservativ und orthodox Gerichtete, einen Glauben an Unsterblichkeit der Seele, an Engel, eine göttliche Vorsehung, ein messianisches Reich ablehnen. Auch die Abschnitte über die heidnischen Sühnen der Isisweihe, der Taurobolien und des Mithrasdienstes, über die Prophetien des Daniel, das Buch Henoch, die Psalmen Salomo's, das Buch der Sibylle, das Buch der Jubiläen, über die neutestamentlichen Apokryphen, sowie über die spätjüdische Literatur bringen viel Anziehendes und weniger Bekanntes.

An einigen Stellen stört die kritische Grundrichtung des Verfassers, die ihn den negativen Resultaten eines Theils der modernen Theologie einen viel zu weiten Platz einräumen läßt. Statt von Jesu Auferstehung und Himmelfahrt ist nur von einer freudigen Gewißheit der Jünger über dieselben die Rede, die Pfingstgabe mit ihrer Begeisterung soll erst die Folge eines Umschlags in der allgemeinen Volksstimmung, das Abendmahl ursprünglich nur eine Erinnerung an das letzte Passahmahl Jesu sein, die Taufe, in der ersten Zeit blos ein Symbol der Reinigung und Verpflichtung gegen die Kirche, erst allmählich zu einem Sakrament der Wiedergeburt werden. Das Evangelium Johannis wird, als handelte es sich um die sicherste Sache von der Welt, für unecht erklärt und dem 2. Jahrhundert zugewiesen. Auch sonst macht sich öfter ein bedenklicher Mangel an Vorsicht geltend. Gewagte Behauptungen werden mit einer Zuversichtlichkeit vorgetragen, die kaum in einem Romane zu dulden wären. Da bekommen wir unter anderm zu hören, wie Maria und die Brüder von Nazareth nach Kapernaum eilen, um Jesum, den sie für geisteskrank halten, in die Heimat zurückzuholen; wie vier Brüder Jesu, Jakobus, Joses, Simon und Jonas, mit ihren Frauen nach Jerusalem übersiedeln, um sich der dortigen Christengemeinde anzuschließen (1 Kor. 9, 5?); wie die ersten Jüngerkreise die Bergpredigt zur Grundlage ihrer Gemeindeverfassung machen. Das alles sind doch nur Vermuthungen, und dazu recht unsichere, aber keine Thatsachen. In andern Fragen wieder wird die überlieferte herkömmliche Meinung zu Unrecht als gesicherte Wahrheit hingenommen. Denn wenn z. B. die Ohrenbeichte bereits um die Wende des 2. und 3. Jahrhunderts als kirchliche Sitte begegnen soll, so streitet das mit dem von Zezschwitz gelieferten Nachweise, daß dieselbe erst dem Klosterwesen, vornehmlich auf dem germanischen Missionsgebiet, ihren Ursprung verdankt. Oder wenn unter den Umständen, welche dem Klerus der ersten christlichen Jahrhunderte in den Augen der Gemeinden Ansehen und Weihe verliehen, auch das Meßopfer erwähnt wird, so widerspricht das unzweifelhaften Forschungsergebnissen. Auch wenn Irenäus Verfasser des apostolischen Glaubensbekenntnisses genannt wird, ist das unrichtig. A. Harnack hat durch seine Untersuchungen festgestellt, daß zwischen den Glaubensregeln nach Art der von Irenäus mitgetheilten, als der Summa freier unformulirter Tradition, und dem festen Bekenntnisse, über welches sich jene als ihre Grundlage aufbauen, wohl zu unterscheiden und das sogenannte Apostolikum in seiner kürzern römischen Fassung älter ist als Irenäus. Ueber die Erzählung Euseb's von der ihm durch Konstantin gemachten Mittheilung in Betreff des Labarum mag man inhaltlich denken, wie man will; daß ihrem Urheber subjectiv voller Glauben beizumessen sei, sollte nach der ebenso gründlichen wie unbefangenen Abwägung der Frage durch Leopold von Ranke nicht mehr bezweifelt werden. Bei der Angabe der sogenannten Apostelsitze hätten für die ältere Zeit auch Ephesus und Korinth genannt werden sollen. In Nicäa verweigerten mit Arius nicht zwei, sondern fünf Bischöfe die Unterschrift, wenigstens der Verdammungsformel. Und woher hat der Verfasser die Angabe, daß dort die Partei des Athanasius von vornherein nicht zahlreicher gewesen sei als die seines Gegners, welche etwa zwanzig Anhänger zählte? Ueberhaupt ist die Darstellung der nicänischen Concilsverhandlungen schief und irreleitend. „Mehr und mehr", heißt es bei Volz, „neigte sich die Menge dem Arius zu." Im Gegentheil, das erste, vorläufig allerdings rein negative Resultat der Debatten war die runde Zurückweisung des aufgestellten arianischen Bekenntnisses. „Da beendigte ein Machtgebot des Kaisers die Debatten." Wieder falsch. Nicht Einflüsse oder gar Machtgebote des Kaisers, sondern die von den Homousianern, vornehmlich von Athanasius

mit überlegener Dialektik vorgebrachten Gründe verhalfen ihrer Auffassung gegen die Ansichten der am zahlreichsten vertretenen Mittelpartei der Homöusier zum Siege.

Am wenigsten genügt, was Volz über das Mönchthum berichtet. Von Rechts wegen hätte dieses in den Rahmen seiner Schrift gar nicht aufgenommen werden dürfen, weil es erst jüngern Ursprungs ist. Nur das Anachoretenthum war zu besprechen. Aber das ist aus volksthümlichen, durchaus nicht christlichen Motiven der Askese hervorgegangen, keineswegs ein Kind der Verfolgung oder des Martyriums. Das sittliche Ideal dieses ältesten cynischen Mönchthums läßt jede Spur eines christlichen Zugs vermissen. Erst seit Basilius dem Großen sehen wir, wie der Ekel vor Selbstsucht, Gewaltthat und Servilismus der Zeit die Klöster zu bevölkern beginnt. Volz glaubt nun noch an die Geschichtlichkeit der pseudoathanasischen Vita Antonii ebenso wie der Vita Hilarionis von Hieronymus, während nach den schlagenden Ausführungen Weingarten's und Israel's beide, dieser Antonius und dieser Hilarion, ihren Platz nur noch neben ihrem mythischen Zwillingsbruder Paulus von Theben in der Phantasie tendenziöser Romanschriftsteller finden.

2. Lebensführungen. In jungen Jahren. Von A. Ebrard. Gütersloh, Bertelsmann. 1888. Gr. 8. 8 M.

Wenn ein hervorragender Mann seine Jugendgeschichte schreibt, dürfen sich die Leser freuen. Kommt dieselbe aus der Feder eines so vielseitig und gründlich gebildeten Mannes, wie Ebrard, der als Theolog, Historiker, Aesthetiker, Dichter uns schon mit so mancher werthvollen Gabe beschenkt hat, so darf ein erhöhter Genuß erwartet werden. In der That bieten denn auch diese „Lebensführungen", denen eine ursprünglich nur für den nächsten Familienkreis bestimmte Niederschrift zu Grunde liegt, des Anziehenden und Fesselnden so viel, gewähren so überraschende und weitreichende Ausblicke, gestalten sich unter der Darstellung des Verfassers zu einem so umfassenden Gesammtbilde früherer Zustände und Universitätskreise, daß sie in vielen Beziehungen über die Bedeutung eines nur der Einzelperson geltenden biographischen Denkmals hinausragen.

Die Familie Ebrard's, die sich bis in die Zeit der Westgothen verfolgen läßt, stammt von Vaterseite aus einem alten Sevennengeschlecht in Ardaliers, das unter Ludwig XIV. um des Glaubens willen aus der Heimat flüchten mußte, und fast will es scheinen, als ob die Mitgift des südfranzösischen Temperaments noch in dem Sohne des 19. Jahrhunderts erkennbar wäre.

Ungewöhnlich früh treten bei dem Knaben schon die Anzeichen einer hohen Begabung hervor. Zahlreiche poetische Versuche reichen bis in die Jahre der Kindheit zurück. Schon auf dem Progymnasium wagt er sich an eine Trilogie, auf dem Gymnasium entsteht ihm eine ganze Reihe von Tragödien, Lustspielen, epischen und lyrischen Ergüssen. Trägt vieles, besonders von den letztern, einen tief religiösen Charakter, so ist doch jetzt wie in der Folgezeit nichts pietistisch Enges und Krankhaftes wahrzunehmen. Musik, Poesie, Theater, Geselligkeit, alles Schöne und Edle zieht ihn an. Die Losung seines Christenthums ist: alles ist euer. Das religiöse Leben der erlanger Schulzeit ist von Schubert'schem Geiste beeinflußt, der in dem reformirten Prediger Krafft einen würdigen Vertreter fand. Nach frühem Verlust des wackern Vaters leitet die edle, fromme Mutter die Erziehung. Auf der Schule hat er das Glück, Männer wie Döderlein und Harleß als Lehrer zu finden. Bei K. von Raumer erhält er die erste Anregung zu mineralogischen Studien. Daneben fesselt ihn aber auch schon die Beschäftigung mit botanischen, physikalischen und astronomischen Arbeiten. Was sein inneres Leben bewegt, darüber geben ausführliche Auszüge aus dem Tagebuch jener Jahre Nachricht. Ein Freund gymnastischer Uebungen, gemeinsamer Fußwanderungen und Turnfahrten, des Schwimmens und Schlittschuhlaufens, ein Virtuos geistig belebter Geselligkeit und geistlich durchtränkter Freundschaft, rechnet er Wiesinger, Bertholdt, Pfaff, von der Golz, A. Schiller, Klemm zu seinem nähern Umgangskreis, Jünglinge, die zum großen Theil als Männer sich einen geachteten Namen errungen haben und mit denen bis in späte Jahre das Band der engsten Freundschaft erhalten blieb. Auch mit Zaremba, Spleiß, F. Rückert werden schon von der Schulbank aus Beziehungen angeknüpft. Darüber wird aber die nächste Berufsarbeit so wenig vergessen, daß Ebrard z. B. in der Oberklasse des Gymnasiums den ganzen Herodot und Tacitus privatim liest, und daneben findet er noch Zeit für die Lektüre Tasso's, Shakspeare's, Klopstock's, Schiller's, Goethe's, des Nibelungenliedes und wird durch ernste, angestrengte philosophische Denkarbeit in Anspruch genommen.

Für eine so reich beanlagte, frische und für alles Große empfängliche Natur muß die Hochschule eine besondere Bedeutung gewinnen. Und so gehören denn auch die Abschnitte, welche sich auf das erlanger und berliner Universitätsleben beziehen, zu den anziehendsten und reichsten des Buchs. Das Bild, das der Verfasser von dem studentisch frischen, frommen, freien, frohen, geselligen Treiben des erlanger Freundeskreises entwirft, ist ein Muster liebevoll eingehender Kleinmalerei. Die Mittheilungen über die Stiftung der erlanger Uttenruthia, der ersten christlichen Studentenverbindung, dürfte auch für weitere Kreise von Werth sein. H. J. Thiersch und Nägelsbach treten Ebrard dort näher. Zu theologischen Lehrern hat er Krafft, Harleß, Hofmann, Olshausen, Engelhardt, Drechsler, Höfling; bei Staudt hört er ebene und sphärische Trigonometrie, bei Kastner Experimentalphysik, bei Rückert und Döderlein Philologie, bei Koch ein Colleg über Pomologie. Von all diesen Männern und der Art ihrer akademischen wie persönlichen Wirksamkeit gewinnen wir durch die lebendige Schilderung des begeisterten, pietätvollen Schülers eine gründliche Anschauung, und da der Verfasser seine Darstellung auch mit Humor zu würzen versteht, ein ganzes Füllhorn von Scherzen und köstlichen

Anekdoten vor uns ausschüttet, so folgen wir ihr mit vermehrter Theilnahme.

Dasselbe gilt von der Zeichnung des berliner Aufenthalts. Hier sind es an der Universität Ritter, Winterfeldt, F. von Raumer, von Savigny, Leopold von Ranke, Steffens, Trendelenburg, die Theologen Twesten, Strauß, Neander, Marheineke, Hengstenberg, die uns Ebrard vorführt. Aber auch die Großhegelinge Michelet und Werder lernen wir kennen, und aus den Begegnungen mit Chamisso, Mädler, Fouqué, Phil. Wackernagel, Baron Kottwitz u. a. wird uns eine Fülle charakteristischer Züge mitgetheilt.

An den zweiten erlanger Aufenthalt schließen sich die Hofmeisterjahre im Pfarrhause von Friedrichsdorf, die wieder in anderer Weise des Anziehenden viel bieten, bis mit der Entscheidung für die akademische Wirksamkeit in Erlangen die „Lebensführungen in jungen Jahren" abschließen.

Es ist nur ein flüchtiger Umriß, der hier gegeben werden kann, dem Reichthum des Gebotenen gegenüber ärmlich und farblos. Doch soll ja auch das Lesen des Buchs selbst nicht ersetzt, sondern nur dazu angeregt werden. Wer dieser Anregung folgt, der wird, wir sind es überzeugt, dem wackern Veteranen eines langen, tüchtigen, reichgesegneten theologischen Wirkens und Schaffens mit uns dafür Dank wissen, daß er mit seinem Buche einem weitern Leserkreise die Möglichkeit gegeben hat, sich mit den Voraussetzungen und verheißungsvollen Anfängen desselben bekannt zu machen.

3. Die neuere Literatur im Wupperthale in Biographien und Charakteristiken. Von Albert Herzog. Barmen, Wiemann. 1888. 8. 2 M.

„Und ich bleibe, sprach die Poesie sanft, aber fest; ich war immer eine Freundin des Wupperthales" — zur Erhärtung dieses als Motto auf das Titelblatt gesetzten Wortes einer wupperthaler Dichterin, Thusnelda Neuhaus, entwirft der Verfasser ein Bild der neuern Literatur im Wupperthale, indem er uns gruppenweise die Männer und Frauen vorführt, die dem geistigen Leben desselben während der letzten Jahrzehnte sein Gepräge gaben. Er knüpft also die Arbeit gerade da an, wo das jüngst in Buchform erschienene Werk von F. Roeber: „Literatur und Kunst im Wupperthale, von der zweiten Hälfte des 17. bis zur ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts", mit seiner Schilderung abschließt. Und entfaltet sich hier vor unsern Blicken ein ungewöhnlich rühriges, erfolgreiches geistiges Schaffen, so erbringt Herzog's Buch den Beweis, daß auch in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit das dichterische Leben in jenen Industriecentren nicht gefeiert hat. Die materielle Arbeit, die Anspannung der Kräfte im Dienste des Fabrikbetriebs und Handels hat die geistige Thätigkeit nicht nur nicht gestört und gelähmt, sondern diese ist aus jener hervorgeboren und hat sich eng mit ihr verschwistert. Weitaus die meisten Dichter, denen wir begegnen, gehören unmittelbar dem kaufmännischen Kreise an.

Es ist eine stattliche Reihe von Schriftstellern, die uns da auf räumlich engbegrenztem Boden vorgestellt werden, Lyriker, Epiker, Dramatiker, Satiriker, Humoristen, politische und politisch-sociale Dichter, Novellisten, Romanschreiber, Redacteure. Dazu gesellen sich dann noch einzelne Vertreter der Theologie und Pädagogik, die auf ihrem besondern Berufsfelde in hervorragender Weise schriftstellerisch thätig gewesen sind. Einer ältern Gruppe, deren Schaffen in den vierziger und funfziger Jahren wurzelt, gehören R. Seel, Paul Lindau, A. Roffhack an, und ihr schließen sich Adolf Schults, Karl Siebel, Reinhard Neuhaus, F. Roeber, E. Rittershaus, Karl Stelter an. Eine jüngere Gruppe, deren Namen hauptsächlich in den sechziger und siebziger Jahren bekannt werden — theils sind es Eingeborene, theils Zugewanderte —, bilden F. Storck, O. Hausmann, Karl Richter, A. Auch, W. Bornefeld, Karl E. Fürer, Maria Döring, Thusnelda Neuhaus, Karl L. Wesenfeld jun., Victor R. Bredt, A. Möller, denen sich L. Salomon, Victor Blüthgen, Adolf Brennecke und Ernst Scherenberg zugesellen. In der Mitte zwischen beiden Gruppen haben die Dichter und Schriftsteller ihren Platz gefunden, die sozusagen als literarische Gäste während der funfziger und sechziger Jahre vorübergehend in den Wupperstädten lebten und wirkten: E. Steffann, P. E. Bockmühl, W. Berger, Karl Coutelle, E. A. König, Emil Frommel. Als wupperthaler Dichter in der Fremde lernen wir endlich Fritz Dannemann und H. Schults kennen.

Herzog behandelt seinen Stoff so, daß er in den biographischen Abriß der geschilderten Schriftsteller und Dichter die Angaben über deren Werke verwebt und aus den meisten der letztern kürzere und längere Proben mittheilt. Das gefällte Urtheil ist vorsichtig und nüchtern, das Heimatgefühl macht ihn bei aller Wärme nicht blind und befangen. Und dadurch erhebt er sein Buch zur werthvollen Vorarbeit für eine die provinziellen Schätze zusammenfassende Nationalgalerie. Denn es liegt auf der Hand, wie eine die Leistungen der verschiedenen Orts- und Landesgruppen gegeneinander abwägende Gesammtdarstellung unserer vaterländischen Literatur an solche Pionierarbeit, die sich auf einen bestimmten engern Raum beschränkt, als nothwendige Vorbedingung für die Aufrichtung ihrer höhern und weitern Hallen sich gewiesen sieht.

4. Emanuel Geibel als religiöser Dichter. Vortrag von E. Lindenberg. Lübeck, Quitzow. 1888. 8. 50 Pf.

Ein naher Verwandter Geibel's verfolgt in diesem am 12. Dec. 1887 im Casinosaal zu Lübeck gehaltenen Vortrage den innern Entwickelungsgang des Dichters, um festzustellen, was derselbe positiv an religiösen Wahrheiten ausgesprochen hat. Das Bild, welches uns in dem Rahmen seines Lebens und Dichtens entworfen wird, ist, was die Hauptfrage betrifft, dem von Jensen, Gaedertz und R. Waldmüller seinerzeit gezeichneten wenig ähnlich. Möchten diese Geibel's religiöse und kirchliche Stellung, weil ihnen

unbequem, aus zufälligen und nebensächlichen Umständen ableiten, oder geben sie sich gar die undankbare Mühe, dieselbe so darzustellen, als hätten die von Hause aus gehegten christlichen Grundanschauungen mit zunehmender Reife des Dichters sich mehr und mehr verflüchtigt und wären soweit verblaßt, daß beispielsweise die öfter bei ihm wiederkehrende Anrufung „des Herrn" mehr nur den Werth einer rhetorisch-poetischen Formel hätte, so erbringt Lindenberg den überzeugenden Nachweis, daß seine positiv religiöse Ueberzeugung gerade den tiefsten Kern von Geibel's Leben und Schaffen bildet. Es braucht nicht erst daran erinnert zu werden, daß damit dem Dichter noch keineswegs ein Platz unter den Orthodoxen und Confessionellen angewiesen wird. Das nachzuweisen wäre allerdings ebenso unmöglich, wie die Behauptung unhaltbar ist, es hätte sich dem Dichter bei dessen Gottesbegriff nur um eine müßige metaphysische Spielerei gehandelt.

Der Vortrag, dessen Erlös zum Besten der Lutherstiftung bestimmt ist, spricht durch wohlthuende Wärme an und dürfte mit seiner durch gründliche Belege unterstützten Beweisführung gegenüber den zahlreichen schiefen Urtheilen, die nach Geibel's Tode abgegeben worden sind, das Rechte getroffen haben.

5. Laßt Euch erzählen. Märchen von Luise Glaß. Leipzig, Peterson. 1887. 8. 2 M.

Die dreizehn Märchen sind sehr nett, zart und sinnig, ganz dazu angethan, der Jugend Ohr und Herz zu gewinnen. Sie haben uns alle, wie sie da sind, ausnehmend gefallen, ganz besonders aber Nr. 1, 5, 6, 11, 12; Nr. 11 jedoch mit Ausnahme der richterlichen Entscheidung Peter Dumms, die lange nicht so sinnig und einleuchtend, wie die beiden andern ihm abverlangten Klugheitsbeweise. Von Nr. 4 („Wie die Sternblume auf Reisen ging") ist der Schluß nicht glücklich erfunden. So wie er da lautet, klingt er wie eine Herausforderung zum Hochmuth. „Ohne es zu wissen — heißt es von der auf Reisen gegangenen Sternblume — hatte sie das Ziel erreicht, sie war hoch und herrlich und wie sehnsüchtig bewundert von denen, die in der Tiefe bleiben mußten." Auch befriedigt das Ende von Nr. 8 („Wie sich die Gänseblume mit der Butterblume verlobt hat") nicht völlig. Jedes Kind wird hier noch eine Frage auf den Lippen behalten.

Die Sprache ist leicht und durchsichtig, nur ein paarmal der Ausdruck etwas gesucht, wie „schäftern" statt schaffen, und einmal begegnet es der Erzählerin, daß sie von einem Reh mit einem Kinde auf dem Rücken sagt: „Die beiden ritten vorwärts" (S. 139). Wie machten sie das? Das bekannte rothe Käferchen mit den schwarzen Punkten nennt sie „Gutsgibchen". Ist ihr wohl bekannt, daß dasselbe in manchen deutschen Landschaften „Herrgottskühchen" heißt? Aus diesem ursprünglichern und poetischern dürfte jener erst durch Misverstand gebildet sein. Kaum rechtfertigen wird sich lassen die häßliche Form „stak" statt steckte, so gewöhnlich sie auch ist. Als Druckfehler vermerken wir: die Baumwipfeln, Abend statt abends, zeigt statt zeugt (S. 138, 1), Steinigt, schnabb, Fäßerchen.

6. Im stillen Walde. Novelle von Eugenie Tafel. Zürich, Schröter u. Meyer. 1887. Gr. 8. 1 M.

Eine Geschichte, die mit der Heirath schließt, d. h. nicht die Hauptpersonen kriegen sich, die sind schon verheirathet, aber eine böse, bitterböse Sieben, ein Fräulein Olga, die sich deren Eheglück entgegenstellte, bewahrt durch ihre Heirath das Ehepaar eines Pfarrhauses vor einem Zerwürfnisse, dessen Anfänge schon alles häusliche Glück zu vernichten drohten. Die Erzählung ist nicht frei von Flüchtigkeiten und erhebt sich durch nichts über das Niveau der Geschichten, die der Leser eines Provinzblattes unter dem Strich abgedruckt findet. Dazu sind Satzzeichnung und Schreibweise über alle Begriffe nachlässig und der Stil ist geradezu haarsträubend. Wollten wir Belege beibringen, müßten wir die Erzählung Seite für Seite ausschreiben.

7. Leonie. Familienroman mit besonderer Rücksicht auf jugendliche Leserinnen, von Emma von Brandis-Zelion. Paderborn, Junfermann. 1887. 8. 2 M.

Die anziehende Erzählung will gewissermaßen eine Brücke schlagen von der Kinderlektüre zu dem einfachen Familienroman. Das ist denn auch der Verfasserin gelungen. Nach Art der Johanna Spyri und Nathusius weiß sie das Rechte zu treffen und Menschen und Dinge in eine Beleuchtung zu bringen, wie sie dem Alter, für das sie schreibt, entspricht. Manchmal nur merkt man zu sehr die erzieherische Absicht, und das verstimmt. Der katholische Glaube der Verfasserin tritt nirgends störend hervor, obgleich religiöse Ansichten und Gebräuche oft begegnen. Nur der S. 145 nach der Vulgata angeführte Lobgesang der Engel befremdet. Ohne ein paar Flüchtigkeiten geht es nicht ab: S. 10 wird die Einnahme Straßburgs unter Ludwig XIV. in das Jahr 1684 gesetzt, obgleich S. 165 bei Erwähnung der Wiedergewinnung durch die Deutschen ganz richtig von einer einhundertneunundachtzigjährigen französischen Herrschaft die Rede ist. Daß der sechzehnjährige Kurt „die Kinder der Welt" im Munde führt, paßt nicht wohl zu dessen Alter. „Freilich blieb zwar noch viel zu thun übrig", ist auch gerade keine nachahmungswerthe Wendung. Und „die größte Hälfte", Fittig, Haus Gottes (Gotteshaus), unverholen, überwandt, zum musiciren, Freunde (137, 6 statt Fremden), Chaiselonge, Gardienen, Marslatours u. a. hätte sich bei sorgfältigerer Durchsicht leicht vermeiden lassen.

8. Heimwärts! Eine Geschichte aus vergangenen Tagen, von Max Vorberg. Zweite Auflage. Gotha, F. A. Perthes. 1887. Gr. 8. 4 M.

Eine Erzählung des Verfassers von „Der Lutherhof in Gastein" darf von vornherein auf Beachtung Anspruch machen. Die hier in zweiter Auflage vorliegende Geschichte verleugnet denn auch nicht die Vorzüge, welche Max Vorberg rasch zu einem bevorzugten Schriftsteller

weiter Kreise erhoben haben. In feiner, sinniger Weise sind auch hier die Fäden geschlungen, die Handlung ist reich an lebendigen, ansprechenden Bildern, die geschilderten Personen sind scharf und bestimmt gezeichnet und fesseln durch eine Fülle psychologisch tiefer und lebenswahrer Züge. Der groß angelegte Candidat Auer und die echt weibliche Anna Berg, um deren wechselvolle Schicksale es sich handelt, sind von einer dichten Gruppe charakteristisch geformter Gestalten umgeben, die hemmend oder fördernd auf den Gang der Handlung einwirken. Die Hofräthin Jung, der Lieutenant Adolar Jung, der problematische Adalbert Wendel, der Ackerstudent Harpe, der junge Klaviervirtuos Andrée, die schwergeprüfte Gräfin Maynhof, der donnerfrohe Herr von Brunner mit der Stentorstimme, neben ihm seine rührselige Frau und die Tochter Hedwig, diese kokett este der Evatöchter, der sarkastische Dr. Forster, der herzige Knabe Georg, Auer's Zögling und Liebling — alle gewinnen uns die lebhafteste Theilnahme ab und vielen müssen wir von Herzen gut sein. Die Schilderungen des adeligen Erziehungsinstituts, des Sonntagsmorgens auf dem Lande, des letzten Abschieds, den der kleine Georg von Maynhof von Mutter und Lehrer nimmt, der Hergänge bei dem methodistischen Camp-Meeting in den Prairien Amerikas sind kleine Meisterstücke in der Genremalerei. Die Lebensanschauung, von welcher das Ganze getragen wird, ist ernst und ideal gerichtet.

9. Verborgene Tiefen. Eine Geschichte grausamen Unrechts, von F. M. F. Skene. Mit einer Einleitung von W. Shepherd Allen. Mit Genehmigung der Verfasserin aus dem Englischen übersetzt. Hagen, Risel u. Comp. 1887. 8. 3 M.

Eine auf Thatsachen fußende Geschichte, durchweht von einem tiefreligiösen Ernst. Die Verfasserin ist, wie uns ein Geleitswort von Shepherd Allen und ein Vorwort der Erzählerin versichert, von einigen der in dem Buche geschilderten erschütternden Scenen selber Zeuge gewesen. An und für sich ist das ja noch kein Grund zur Empfehlung. Von durch Leichtsinn zu Grunde gerichteten Existenzen, geknickten Hoffnungen, grausamem Unrecht, von bodenlosen Abgründen des Unglaubens und der Fleischesgier weiß das Leben einem jeden aufmerksamen Beobachter genug zu erzählen. Mahnung und Warnung aber vor selbstverschuldetem Elend ist zunächst nicht Beruf der Dichtung, des Romans, sondern der Erziehung und Predigt. Aber muß auch das Werk des Dichters seine Rechtfertigung in etwas anderm finden, was durch die beste und wohlmeinendste Absicht nicht ersetzt werden kann, so kann es dem socialen Roman allerdings nur zum Vortheil gereichen, wenn das gezeichnete Bild der Wirklichkeit entnommen ist, und daran kann hier kein Zweifel aufkommen. Es ist auch eine gewisse Entwickelung der vorgeführten Charaktere vorhanden, freilich nur derjenigen, welche zum Gegenstande rettender Fürsorge gemacht werden. Die übrigen Kreise, sowol die der feinen Welt, deren höchstes Gesetz das der Convenienz ist, wie die der Erweckten, die sich in den Werken christlicher Barmherzigkeit üben, stehen von vornherein fertig da. Daß es der Verfasserin gelungen ist, auch da, wo sie uns in die verpestete Stickluft ekelhafter Laster führt — es handelt sich um die Arbeit an gefallenen Frauen —, uns ernsteste Theilnahme abzugewinnen, sei ihr gern bezeugt. Aesthetisch reiner freilich wird dadurch der Genuß des Lesens noch nicht. In einer Frage, welche die Verfasserin aufwirft — und es ist eine Hauptfrage, unter deren Beleuchtung die ganze Erzählung gerückt ist —, treten wir dem am Schluß ausgesprochenen Urtheile mit voller Ueberzeugung bei. Sie kleidet dasselbe in die Frage: „Will man die scheußliche Schlechtigkeit in den Verführern stets ignoriren, beschönigen oder leicht nehmen, während man die Verführten mit Schande brandmarkt und zu noch größerm Bösen treibt, durch die schwärzeste Ungerechtigkeit, die je ein christliches Land entehrt hat?" Es ist damit der Finger auf eine Wunde gelegt, an der nicht blos das moderne englische Volksthum krankt.

10. Erzählungen aus dem Wasgau. Von Hermann Ludwig. Leipzig, Grunow. 1887. 8. 3 M.

Aus dem verlorenen und glücklich wiedergewonnenen Elsaß, von dem einer seiner Dichtersöhne, Candidus, im Jahre 1871 jubelnd sang: „Nun sind wir deutsch und bliwen ditsch!" bietet uns der Verfasser fünf in sich abgeschlossene kleine Erzählungen, welche in freier Gestaltung eigenartige Begebenheiten, Sagen und Gebräuche aus Vergangenheit und Gegenwart unserer alten Westmark behandeln. Sie sind dem Erzähler unter wissenschaftlichen Arbeiten entstanden, die dem Elsaß gewidmet waren, und möchten dazu beitragen, im gemeinsamen Mutterlande zu Besuch und Kenntnißnahme des schönen Landes und seiner Bewohner anzuregen. Wird das schmuck ausgestattete Büchlein schon durch diesen nationalen Zug sich viele Freunde gewinnen, so verdienen die Erzählungen nicht minder um ihres schriftstellerischen Werthes willen Beachtung. Sie zeugen bei aller Schlichtheit von ungewöhnlichem Geschicke der Erfindung und reichem Erzählungstalent. Sinniges Naturempfinden, aufmerksame Beobachtung, liebevolles Versenken in Land und Leute verleihen jeder derselben einen hohen Reiz. Auch als einen werthvollen Beitrag zur Culturgeschichte heißen wir sie willkommen. Was die Vorrede darüber sagt, finden wir voll bestätigt:

> Die Schilderung von Natur und Menschenleben darin ist nicht das Ergebniß flüchtiger Eindrücke. Vielmehr sind es in wiederholter und andauernder Erfahrung und fortgesetzt rein menschlichen Bezügen vertiefte Kenntniß und Werthschätzung der in Tugenden und Fehlern ihre alte Stammeszugehörigkeit bekundenden Bevölkerung eines der schönsten deutschen Länder, welche innerlich und äußerlich Erlebtes und Beobachtetes mit Ausschluß jeder schönrednerischen oder zwecksüchtigen Färbung dichterisch verarbeitet wiedergeben.

Es ist schwer zu sagen, welcher unter den Erzählungen der Vorrang gebührt. Sie sind alle in ihrer Art ansprechend und voll frischen Lebens. Nur der tragische, mit einem schreienden Mislaut ausklingende Schluß der

vierten („Die Angräfin") befriedigt nicht. Daß die Mundart der Gemeinverständlichkeit näher gebracht ist, ohne doch die Eigenart zu verwischen, läßt hoffen, daß auch in Norddeutschland sich viele finden werden, die an diesen sinnigen und kernigen, naturwahren Erzählungen mit uns ihre Freude haben.

11. Gevatter Tod. Eine Weihnachtsgeschichte von L. Budde. Leipzig, Grunow. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Gevatter Tod ist ein Bild des Knochenmannes, das, als Erbe von den Aeltern überkommen, in dem Schlafkämmerlein eines jungen Dorfschulmeisters seinen Platz gefunden hat, und Gevatter ist unser Freund Hein geworden bei der Taufe des ersten Söhnleins seines unmehrigen Besitzers, der an demselben Tage bestattet wurde, als jenes seinen Namen empfing. Aber auch in der Folge knüpft sich Leben und Sterben aller Hauptpersonen, die wir kennen lernen, an jenes Bild vom Gevatter Tod. So geht allerdings durch das Ganze ein Zug ernster Wehmuth. Es ist keine lustige Geschichte, die wir da lesen. Aber traurig dürfen wir sie auch nicht nennen. Es strahlt vielmehr von diesem Gevatter Tod ein geheimnißvoller Schimmer der Verklärung aus, der auch aus den Augen derer, die furchtlos zu ihm aufblicken, in stillem Glanze widerleuchtet und deren Herzen mit eitel Freude und seligem Hoffen aufhellt. Die beiden Schulmeisterfrauen, die zur Witwe gewordene und die Frau des ihrem verstorbenen Manne zum Nachfolger gesetzten Collegen, der liebliche Knabe dieser Witwe mit seinem Geheimniß, wie man dem Tode die Macht über sich nehmen könne, vor allem aber die Figur des alten wackern Todtengräbers, der über der Erziehung seines Waisenkindes selbst erzogen und wieder zum Kinde wird — sie sind köstlich erfunden, und ihrem Thun und Treiben fühlt man den Pulsschlag eines so warmen, innigen, seelisch vertieften Gemüthslebens an, daß man sich unversehens in einen Kreis alter lieber Herzensfreunde hineingezogen fühlt, denen man gut sein und bleiben muß, und mit denen man all ihre Erlebnisse, kleine und große, gern theilt, als wären es die eigenen.

Karl Sallmann.

Philosophie.

1. Historisch-kritische Darstellung der dialektischen Methode Hegel's. Nebst dem gutachtlichen Berichte über die der philosophischen Gesellschaft zu Berlin eingereichten Bewerbungsschriften und eine Geschichte der Preisbewerbung. Von C. L. Michelet und G. H. Haring. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. 8. 3 M.

Die dem gemeinen Bewußtsein in der ihm verständlichen Sprache thunlichst entgegenkommende „Historisch-kritische Darstellung der dialektischen Methode Hegel's", zu deren Veröffentlichung der von der philosophischen Gesellschaft zu Berlin auf das gleiche Thema ausgeschriebene Preis Veranlassung gab, ist von dem Gedanken getragen, in Hegel's Methode das einzige wahrhafte Heil der Wissenschaft zu zeigen. Die Schrift bemüht sich in starrer Engherzigkeit und Einseitigkeit um den Nachweis, daß Hegel der princeps philosophorum, sein System alleinseligmachend, das Ergebniß und die zu sich selbst gekommene Seele der Systeme seiner Vorgänger sei. Und welches stolze Selbstbewußtsein aus ihr athmet! Der Sieg ist, wie in der Vorrede vorangeschickt ist, wol noch nicht errungen; allein es liegen unzweifelhafte Anzeichen vor, welche den Sieg in sichere Aussicht stellen. Ist dies nicht eine gewaltige Selbsttäuschung? Das goldene Zeitalter des Hegelianismus ist vorüber, es gehört nur mehr der Geschichte an; die auf die Spitze getriebene Speculation in dem absoluten Idealismus hat ihr Feuer verpufft und er schickt sich an, in das unermeßliche Grab der Vergangenheit zu tauchen. An seine Wiederauferstehung ist aber füglich bei unbefangener Betrachtung nicht zu denken. Freilich ist Europa alt geworden und allerorten macht sich in dem gesellschaftlichen Organismus eine rückläufige Bewegung fühlbar. Doch dies bekümmert die Wissenschaft nicht. Sie geht trotz alledem und alledem ihren Weg nach vorwärts; die künstliche Rückentwickelung prallt an ihr ab.

Urkomisch ist die an die wissenschaftliche Begründung der Hegel'schen Dialektik sich reihende politische Empfehlung derselben. Sie erstrahlt in den Augen der Herren Verfasser „als ein nicht zu verachtender Bundesgenosse dem mächtigen Friedensbündnisse, welches vom schneebedeckten Haupte der britischen Orkaden bis zur südlichen Stiefelspitze Italiens reicht, und am wieder muthvoller pochenden Herzen der bejahrten Jungfrau (sic!) seinen Mittelpunkt in Deutschland gefunden hat. Denn in den Schriften unserer großen Philosophen, welche die Zukunft vorahnend angedeutet haben, ist unter andern auch die Idee eines ewigen Friedens niedergelegt. Nunmehr erblicken wir diese Idee, wie durch einen werdenden, auf solchem internationalen Grundgesetze beruhenden Areopag der Menschheit, der Wirklichkeit etwas näher gerückt." Was doch ein gutmüthiger deutscher Kathederphilosoph alles zu Stande bringen kann! Die ganze Welt gärt, als wollte sie eine neue Welt aus sich gebären, der mächtige Friedensbund starrt in Waffen, eine männermordende Erfindung drängt die andere, die Verhältnisse sind zum Zerreißen straff gespannt, und die Herren Michelet und Haring sehen einen Vorboten der messianischen Zeit, einen Vorboten des ewigen Friedens winken. Der ewige Friede Hand in Hand mit der Maxim-Mitrailleuse! Ist dies nicht eine Kraftleistung der Phantasie, welche wol kaum ihresgleichen haben dürfte?

2. Platon's Symposion, ein Programm der Akademie. Gratulationsschrift von Ludwig von Sybel. Marburg, Elwert. 1888. 8. 3 M.

Es war eine feine und sinnige Idee von Ludwig von Sybel, seinem Vater Heinrich von Sybel, dem berühmten akademischen Lehrer und Akademiker, aus Anlaß seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums das Programm der ersten Akademie zu Füßen zu legen. Er findet dasselbe in der erhabenen philosophischen Dichtung Platon's niedergelegt, welche den Namen „Das Gastmahl" führt und, nach der in ihr vorkommenden Anspielung auf die im Jahre 385 vollzogene Auflösung der Stadt Mantinea durch die Spartaner zu schließen, nach dem ersten Jahresfeste der Akademie verfaßt worden ist, und sucht in bestechender Weise den Nachweis hierfür durch die Hervorhebung der dieses classische Drama leitenden Gesichtspunkte zu führen.

Die selbständigen, in einem Athemzuge sich ergießenden Reden zum Preise des Eros, welche in dem ersten Acte enthalten sind, bilden die Illustration des unbewußten, im Finstern tappenden und der Methode entrathenden Meinens in seiner fortschreitenden Entwickelung. Sie dienen nur zur Folie der zielbewußten, planvollen Methode der platonischen Hochschule, welche im zweiten Acte ihren Triumph feiert. Diese schließt einen thätigen, vortragenden Lehrer und einen empfangenden, lauschenden Schüler aus; sie läßt nur eine gemeinschaftliche Arbeit im forschenden Unterrichte gelten. Es kommt ihr bei weitem nicht darauf an, daß das Wissen abgerundet und abgeschlossen übertragen, gleich dem durch einen Wollfaden aus dem vollen Becher in den leeren hinüberfließenden Wasser von dem Wissenden dem Nichtwissenden mechanisch mitgetheilt werde; es handelt sich ihr vielmehr darum, den Nichtwissenden systematisch zum Wissen hinüberzuführen, ihm auf inductivem, zusammenschauendem Wege dasselbe zu entlocken, ihn durch fördernde Zwiesprache zur selbständigen Arbeit zu erziehen, in dem Schönen Dauerndes, Unsterbliches hervorzubringen; sie ist kurz gesagt die geistige Hebammenkunst, wie sie Platon von Meister Sokrates überkommen hatte: „Alle habt ihr in Gemeinschaft theilgenommen an der philosophischen Aufregung und dem Rausche, der uns ergriffen hatte." Dank der vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigenden mündlichen Erörterung gelangt der platonische Sokrates, das ist der zu Platon vollendete und idealisirte Sokrates an der Hand der Seherin Diotima zu der Erkenntniß des Wesens des Eros, zur Anschauung der den Gegenstand der Liebe ausmachenden Idee des Schönen, welche mit der Idee des Guten zusammenfällt und alle andern Ideen als die oberste im Bereiche derselben in sich schließt. Die Idee des Schönen oder das Schöne an sich ist ewig, weder entstehend noch vergehend, weder wachsend noch abnehmend, nicht in einer Beziehung zwar schön, in einer andern aber häßlich, nicht jetzt schön, zu einer andern Zeit aber nicht, sondern durchaus sich selbst gleichbleibend; auch kann es nicht durch die Phantasie vorgestellt werden, wie ein körperliches Ding; es ist auch nicht ein subjectiver Begriff oder ein Wissen; es ist ferner nicht in irgendeinem andern Objecte, in einem lebenden Wesen, auf Erden oder im Himmel, sondern existirt über Zeit und Raum erhaben an und für sich substantiell:

> Frei von jeder Zeitgewalt,
> Die Gespielin seliger Naturen
> Wandelt oben in des Lichtes Fluren
> Göttlich unter Göttern, die Gestalt.

So wird Platon durch die dialektische Methode in die heitern Regionen, wo die reinen Formen wohnen, emporgehoben. Er verhält sich zu der Welt wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm, um mit Goethe („Geschichte der Farbenlehre", zweite Abtheilung: „Ueberliefertes") zu sprechen, nicht sowol darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noththut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr, um sie mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs theilhaftig zu werden. Alles, was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Förderung er alsdann in jedem Busen aufzuregen bestrebt ist. Ein wahrer Weiser, wie er ist, hält er eben seine Aufgabe nicht mit der Auffahrt zu dem übersinnlichen Sein, mit der weltabgeschiedenen Anschauung desselben erschöpft, er kehrt vielmehr von der schwindelnden Höhe zeitweilig gleichsam am jenseitigen Berghange wieder in die ihm einst vertraute Stätte, in das Thal, wo Menschen leben, wohnen und fühlen, zurück, um in dieselben den Keim der erschauten Herrlichkeit zu senken, das sinnliche Sein nach Kräften zu einem würdigen Ebenbilde des ideellen zu gestalten. Aus dem Absoluten der Idee leitet er die Ethik ab. Sokrates' Wahlspruch war es gewesen: Tugend und Wissen sind eins. Auch Platon ruft, wiewol er die Daseinsberechtigung der Dialektik nicht auf die Ethik zurückführt, jene nicht in den Dienst dieser stellt, seinen Schülern zu: Durch die Wissenschaft zur Pflicht. Das philosophische Wissen hat für Platon nicht etwa nur theoretische Bedeutung; die Unbedingtheit des Wissens und die sittliche Reinheit des Willens sind für Platon etwas untrennbar Verbundenes. Die Philosophie ist ihm nicht eine von dem Leben getrennte Theorie, sondern die das ganze Leben verklärende und durchgeistigende Kraft. In diesem Sinne entwirft er in dem dritten Acte seiner duftigen, krystallklaren Dichtung ein wunderbares, hochdramatisches Gemälde von dem hehren, tapfern, pflichteifrigen Sokrates, welcher den Hochschülern allezeit, innerhalb wie außerhalb der Akademie, während der Studien wie im praktischen Leben, als Muster und Genius voranzuleuchten berufen ist. Um dem Gemälde der idealen Persönlichkeit des Sokrates die rechte Weihe zu ertheilen, es in das glänzendste Licht zu stellen, betraut er mit demselben den durch die glühende Sehnsucht nach politischem Schimmer dem Meister abwendig gemachten

und in seiner Art nicht minder dämonischen Alcibiades. In bacchischem Costüm stürzt dieser in später Stunde in den Kreis der zum heitern Mahle Versammelten und preist, da der Wein dem Trunkenen das Herz öffnet und unerhörte Bekenntnisse auf die Zunge legt, unter der lebhaftesten Spannung und Ergriffenheit der Zecher in lebenswahren und lebenswarmen Worten die selbsterlebte Heiligkeit des Zaubergewaltigen, dessen einem Silen vergleichbares häßliches Aeußere eine des Gottes volle Seele in sich birgt.

Es gibt Gelehrte, welche für das Antrittsprogramm der Lehrthätigkeit Platon's in der Akademie den gewöhnlich mit dem „Symposion“ in einem Zuge genannten „Phädrus“ erklären. So K. F. Hermann und Friedrich Ueberweg. Diese Ansicht hat manches für sich. Der Dialog „Phädrus“ wird nämlich von dem Gedanken durchzogen, daß die Philosophie der Mutterschos einer gedeihlichen öffentlichen Wirksamkeit sei; seine Aufgabe besteht, wie Hermann Bonitz in seinen unvergleichlichen, nicht zwischen den Zeilen, sondern in denselben lesenden „Platonischen Studien“ (3. Aufl., Berlin, Vahlen, 1886) anschaulich darthut, darin, der durch die ausschließliche Pflege der formalen Bildung und Gewandtheit der Rede brach darniederliegenden und unfruchtbaren Rhetorik als Grundbedingungen ihrer Blüte nach vorgängigem Nachweise ihrer Erfüllbarkeit in einem tiefsinnigen, schwungvollen Mythus, welcher die Verzückung der Liebe als die durch den Anblick der sinnlichen Schönheit in der Seele geweckte Erinnerung an die von ihr vor der Verbindung mit dem Leibe bewunderte Schönheit der jenseit des Himmelsgewölbes thronenden reinen Wesenheiten darstellt, die Dialektik zum Zwecke der wissenschaftlichen Einsicht in den jeweiligen Gegenstand und der organischen Verkettung der Redetheile und die Psychologie behufs erfolgreicher Anpassung der Reden an die Stimmung und den Charakter der jedesmaligen Hörer dringend zu empfehlen. Zum Schlusse wird noch die philosophische Schriftstellerei in ein Abhängigkeitsverhältniß zur mündlichen dialektischen Schulung gesetzt; jene gilt für Platon nur als ein schwacher Abglanz dieser, sie ist nur eine schöne Tändelei, die dem vollen Ernste eines gemeinsamen, der Forschung und Erziehung gewidmeten Lebens nachsteht. Der „Phädrus“ ist danach im Grunde eine Rechtfertigung und Begründung der von Platon geübten Lehrthätigkeit. Gleichwol sehe ich mich durch die Mängel in der Composition des „Phädrus“, durch die auffallende Bemerkbarkeit der Fragen der Gliederung, durch die nicht selten anorganisch sich vollziehenden Uebergänge und nicht zum wenigsten durch die Mangelhaftigkeit der Gesprächsform, welche in der Inhaltslosigkeit der von „Phädrus“ gegebenen Antworten zu Tage tritt, veranlaßt, der Ansicht Sybel's den Vorzug zu geben. Zudem ist über den „Phädrus“, von der zweiten Sokratischen Rede abgesehen, nicht jene Weihe gebreitet, welche wir füglich von einer Weiheschrift zu erwarten berechtigt sind und welche uns aus allen Ecken und Enden des „Symposion“ anweht. Der Componist des letztern Dialogs entzündet in uns ein heiliges Feuer der Begeisterung, demjenigen ähnlich, welches Sokrates in der Brust des Alcibiades entfacht hat. Um wie viel mehr müssen sich erst die Besucher der Akademie in ehrfürchtiger Scheu vor ihm gebeugt, in kindlicher Ergebenheit in ihm den gottbegnadeten und gotterfüllten Engel begrüßt haben, welchen Alcibiades in Sokrates gefunden hatte!

3. Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik, im Verein mit mehreren Gelehrten gegründet von J. H. Fichte und H. Ulrici, redigirt von A. Krohn und R. Falckenberg. Neue Folge. Dreiundneunzigsten Bandes erstes Heft. Halle, Pfeffer. 1888. 8. 3 M.

Von dem den laufenden Jahrgang eröffnenden ersten Hefte der altehrwürdigen „Zeitschrift für Philosophie“ können wir zu seinem Lobe nur sagen, daß es sich durch die Reichhaltigkeit des Stoffs, die Mannichfaltigkeit der selbständigen Beiträge und die stattliche Zahl von Besprechungen seinen Vorgängern würdig anreiht.

Bernhard Münz.

Zur Entstehung der „heiligen Allianz“.

Étude sur les orgines de la Sainte-Alliance. Par E. Muhlenbeck. Avec un portrait de M^me^ de Krüdener d'après Angelike Kauffmann. Straßburg, Heitz. 1887. 8. 6 M.

Nicht eine Geschichte der „heiligen Allianz“ oder deren Entstehung will der Verfasser geben, sondern lediglich klarstellen, weß Geistes Kinder die abenteuerliche Frau von Krüdener und deren Anhang gewesen sind, die sich an Alexander I. von Rußland herangedrängt hatten und bei dem Zustandekommen jenes Bundes mitgewirkt haben, welchen dieser Monarch mit seinen Nachbarfürsten schloß.

Juliane von Vietinghoff, 1764 zu Riga geboren, wuchs in glänzenden Verhältnissen in Livland auf den Gütern ihres Vaters, des hochverdienten Geheimraths Baron Vietinghoff, auf. Mit vierzehn Jahren ward sie dem livländischen Freiherrn von Krüdener vermählt, dem sie nach Venedig und Kopenhagen folgte, wo derselbe russischer Gesandter war. Sie schenkte ihrem Gatten einen Sohn und eine Tochter, trennte sich aber auf längere Zeit von ihrem Manne, und lebte nun abwechselnd allein in Riga, Paris und andern Orten, dann wieder mit dem Gatten vereint in Berlin, überall durch ihren Geist Aufsehen erregend; auch mit der Königin Luise trat sie in Beziehung (1806), ebenso später mit Jung(-Stilling). Schon frühzeitig hatte sie neben ihrer Neigung zur Leichtfertigkeit einen Anflug von pietistischer Schwärmerei gezeigt, welche sich in ihren spätern Lebensjahren mächtig steigerte und sie zur Verkünderin des tausendjährigen Reiches Christi werden ließ. Als solche erregte sie allerorten, wohin sie kam, das Volk

und wurde schließlich (1816—18) überall ausgewiesen, bis sie, in ihre Heimat zurückgekehrt, auf ihrem Gute Kosse unter steter Beaufsichtigung lebte, wol auch Petersburg besuchte und während eines Besuchs in der Krim 1824 starb.

Mühlenbeck deckt rücksichtslos an der Hand von actenmäßigen Beweismitteln die Irrthümer auf, welche kritiklose oder parteiische Biographen der Krüdener begangen und verbreitet haben. In die kleinsten Einzelheiten der verwickelten Familiengeschichte der Vietinghoff und Krüdener werden wir eingeweiht, sodaß uns die Gemüthsart der leichtfertigen Prophetin völlig klar wird. Noch schlimmer kommt die Umgebung der Krüdener weg, welche durchweg als eine von selbstsüchtigen und gemeinen Beweggründen geleitete Schwindlerbande erscheint, so insbesondere der eigentlich revolutionäre La Fontaines, die gemeine Betrügerin Marie Kummer, der fälschende Biograph Empeytaz, der Sündenbock Hiller und der Abenteurer Kellner. Jung-Stilling und andere Mitglieder des Pietistenbundes erscheinen nach der Mühlenbeck'schen Darstellung, so wie sie uns immer erschienen sind, als überzeugte Schwärmer, welche ohne böse Absicht, sagen wir in ihrer Gefühlsduselei, den betrügerischen Unfug geriebener Gauner förderten und so sich selbst und ihren Ruf in hohem Grade bloßstellten, zumal sie es hingehen ließen, daß die Krüdener sich als Mitglied des karlsruher Pietistenkreises ausgab. Höchst fesselnd ist geschildert, wenngleich gerade dieses nicht neu ist, mit welcher Keckheit sich Frau von Krüdener bei Alexander I. Gehör und Einfluß verschaffte und zu erhalten wußte, auch nachdem ihre Verbündeten durchschaut und entlarvt waren. Man möchte beinahe glauben, trotz allem Vorhergegangenen, daß Frau von Krüdener doch mehr eine Verführte und geistesgestörte Schwärmerin, als eine berechnende Verführerin gewesen sei. Freilich spricht für diese Vermuthung mehr ein wohlwollendes Gefühl und die Betrachtung ihrer schrankenlosen Wohlthätigkeit als der prüfende Verstand. Daß die Krüdener eine Frau von bestrickendem Geiste gewesen ist und sich wenigstens den Anschein der Ueberzeugtheit zu geben wußte, bezeugt das sonst geradezu unverständliche Verfahren Alexander's I., der seiner „Hofprophetin" die wichtigsten Geheimnisse preisgab; dann aber auch der Umstand, daß Männer wie Benjamin Constant, Chateaubriand, ja selbst eine Frau wie Madame de Staël sich dem Einfluß der Krüdener hingaben, sie mehr oder weniger ernst nahmen. Recht anziehend ist der Ausgang der „Prophetin", ferner derjenige ihrer Bestrebungen dargestellt, welche bald der verdienten Vergessenheit anheimfielen, aus der sie der forschende Geschichtschreiber im Dienste seiner Wissenschaft weckte. Die Geschichte der Krüdener dürfte mit dem Werke Mühlenbeck's ihren historischen Abschluß gefunden haben, es sei denn, daß dermaleinst die Briefe der Königin Luise und das Tagebuch der Frau von Krüdener veröffentlicht würden, welche im russischen Ministerium des Auswärtigen liegen sollen.*) Die Hoffnung, daß der achtzigjährige La Fontaines aus seiner Zurückhaltung heraustreten werde, hat Mühlenbeck anscheinend selbst aufgegeben.

Leon Wespy.

*) Daß die Forschung außer aus diesen Quellen noch mancherlei zur Geschichte der merkwürdigen und oben doch vielleicht zu scharf beurtheilten Frau mitzutheilen vermag, lehren die anziehenden Berichte über ihre Rückkehr in die Heimat und ihr Leben daselbst im eben erschienenen Buche: „Deutsch-protestantische Kämpfe in den Baltischen Provinzen Rußlands" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1888), S. 40—79. D. Red.

Feuilleton.

Der frühere Director der königlichen Hofoper zu Berlin, Ferdinand von Strantz, hat eine Broschüre erscheinen lassen unter dem Titel „Ein Theater-Conflict" (Berlin, Zenker). Er erzählt die bekannte Geschichte, wie er nach langjähriger ehrenvoller Thätigkeit wegen einer Kleinigkeit dem bureaukratischen Autoritätsprincip zum Opfer gefallen: er ist als alter Mann wegen eines nur zu begreiflichen Insubordinationsfehlers ohne Pension seines Amtes enthoben worden. So traurig das für ihn ist, so gibt es ihm doch die Möglichkeit, der Oeffentlichkeit einen solchen Fall wie den seinigen darzulegen. Seine actenmäßige Darstellung beweist, daß Gerechtigkeit und Billigkeit zwei voneinander sehr verschiedene Dinge sein können.

— Als Festgabe zum funfzigjährigen Priesterjubiläum des Papstes Leo XIII. ist bei H. R. Stein in Arnsberg eine Uebersetzung (von F. Rudolf) der Schrift Papst Innocenz' III.: „Ueber das Elend des menschlichen Lebens", erschienen. Für Katholiken mag diese Art immerhin geistvolle Schrift lesenswerth sein; die Protestanten haben die darin enthaltene Weltanschauung überwunden.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

In Nr. 25 d. Bl. berichteten wir über Sigmund Schott's Umschau in der heutigen deutschen Erzählungsliteratur, welche in der „Revue internationale" vom 25. Mai veröffentlicht worden. Wir fügen hinzu, daß diese Studie bereits im vorausgegangenen Hefte vom 10. Mai, welches uns erst später zur Hand gekommen, ihren Anfang genommen und der Verfasser seinen Lesern zunächst die verstorbenen Fritz Reuter, Berthold Auerbach und Victor von Scheffel, dann die Schweizer Gottfried Keller und K. F. Meyer als die Meister des erzählenden Stils der Jetztzeit geschildert hat.

— Die „Illustracion iberica" vom 9. Juni bringt eine Biographie der Königin Elisabeth von Rumänien (Carmen Sylva), die manche schiefe Auffassung verräth und auch im Thatsächlichen irrt. Es heißt zum Schlusse darin: „Ihre Laufbahn als Dichterin ist, soweit man sehen kann, beendet. Ihre Schaffenskraft versiegte, seitdem sie die Gewißheit erlangte, daß sie weder «Mutter der Helden», noch «Mutter des Thronerben» sein kann. Ihr Volk hat außerdem eine Stufe der Bildung erreicht, die sich nicht höher stellen läßt (?). Die Königin hat nichts mehr zu thun, nichts mehr zu hoffen, darum schwindet auch der Arbeitstrieb. Ihre Werke sind sehr zahlreich, in viele Sprachen übersetzt. Es sind Erzählungen aus dem gewöhnlichen Leben, aber natürlich von einem fürstlichen Boudoir aus betrachtet. Die «Märchen aus den Karpaten», «Gedanken», «Rumänische Gedichte» und «Jehovah» sind wunderschön nach Inhalt und Form, hingegen ist das Libretto der Oper «Neaga» weniger gelungen, ebenso wie eine Sammlung «Gedichte in Prosa». Was sie mit andern Personen zusammen

schrieb, ist verfehlt. Sie nahm sich eine Hülfe, als sie das Ende des eigenen Schöpfungsvermögens herannahen fühlte. Nur hin und wieder, wie Blitze aus dunkeln Wolken, findet man noch das tiefe Beobachtungsvermögen, die reiche Gedankenfülle, die wild bewegte, schimmernde Phantasie und den großen Gefühlsschatz wieder, den sie so formgewandt darzustellen vermochte, indem sie alles verpersönlichte und jede Zeile der königlichen Stellung der Schreiberin würdig war. . . . So ist Elisabeth von Rumänien mehr gekannt als Carmen Sylva, der zu Ehren die französische Akademie eine besondere Anerkennung schuf, die ebenso der Schriftstellerin als der Königin galt, welche bei der sehr verwickelten politischen Lage ihres Landes das Ansehen ihres Thrones aufrecht zu erhalten versteht, gleich angesehen unter den Schriftstellern, wie unter den gekrönten Häuptern."

— Die altdeutschen „Marienlieder" sind ins Spanische durch Don José González del Valle übersetzt. „La Illustracion española y americana" vom 12. Juni schreibt darüber: „Man spricht von einem allerchristlichsten Frankreich; es ist falsch; man sollte Deutschland so nennen. Nirgends ist der Cultus der allerseligsten Jungfrau so eifrig betrieben wie dort. Die herrlichsten Blüten der Kunst und Literatur sind aus ihm hervorgegangen. Das Mittelalter hat die prächtigsten Schätze edler Poesie ihm allein zu danken. Man muß tief beklagen, daß sie so in Vergessenheit gerathen sind. Den Deutschen erscheinen sie heute selbst fremd und doch haben sie die Kreuzzüge unternommen mit dem Gesange:

Freudvolle Rose, glänzende Sonne,
Stern, der nimmer untergeht,
Trösterin, Spenderin sel'ger Wonne,
Die da war und ewig besteht;
Topas und leuchtendes Edelgestein,
Bist du, o Jungfrau, Königin mein!

Es gibt keinen höhern Schwung, keine innigere Empfindung, keine heiligere Begeisterung als in diesen Worten. Wir sind dem Uebersetzer für die Vermittelung nur herzlich dankbar."

— Die „Literary World" vom 8. Juni tadelt heftig E. Marlitt's „Zweite Frau", die in einer Uebersetzung von Miß Mary E. Shepherd vorliegt: „Eine Liebesgeschichte unter Eheleuten voll Unwahrscheinlichkeiten und Unsinn, in der eigenthümliche Philosopheme versteckt sind, die durch ihr heimliches Gift um so schädlicher wirken."

Dasselbe Blatt ergeht sich in einer längern Besprechung über Goethe's „Reineke Fuchs", nach der Uebersetzung von Alexander Roger. Es heißt unter anderm: „Es ist nicht ein Werk der Einbildungskraft des großen Dichters, sondern eine Umschreibung von Gottsched's wohlbekannter Fabel. . . . Thiergeschichten sind in jeder Literatur zu finden; die deutsche weist deren nicht zahlreiche auf. Diese ist voll echter Komik und reich an Anspielungen auf die damaligen Zeitverhältnisse. . . . Für die englischen Leser mußten verschiedene Auslassungen gemacht werden, aber der Goethe'sche Humor ist nicht dabei verloren gegangen."

— Die „Public Opinion" kritisirt ein Buch von Dr. Müller, dem Leibarzt weiland König Ludwig's II. von Baiern: „Chloroform oder nicht?" „Der Verfasser faßt die Sache nicht ernst genug auf. Mit der Wissenschaft sollen nicht Scherze getrieben werden. Der Inhalt ist wohl durchdacht, wenn er auch viele Gegner finden wird, aber die Form ist verfehlt." Der Kritiker geht darauf gleich zur Besprechung eines andern ärztlichen Werks über: „Die Heilung der Lungenschwindsucht durch Schwefelsäure-Inhalationen" von Prof. Dr. Kußmaul. „Der gelehrte Autor weist die Vorzüglichkeit seiner Methode in leicht verständlicher Form nach. Er hebt selbst die ihm entgegengestellten Widersprüche auf und widerlegt sie. . . . Das Buch ist ein guter Kampfgenosse im Wettstreite der deutschen und englischen Mediciner."

— Die „Catholic World" vom 22. Juni bringt eine Besprechung vom „Raub der Sabinerinnen" von Paul und Franz von Schönthan: „Es ist sehr beliebt in Deutschland, aber blos eine Posse, die man mit dem Namen «Lustspiel» beehrt. Sie ist voll Unwahrscheinlichkeit und Uebertreibungen, welche wol bei den Zuschauern Lachen erregen, aber keinen literarischen Werth besitzen." Schönthan nennt sein Stück auch nur einen „Schwank".

— „Truth" bespricht in der Nummer vom 21. Juni den „Briefwechsel zwischen Wagner und Liszt": „Wenn man auf einer Seite Bewunderung für den Meister gewinnt, so drängt sich auf der andern Verachtung für den Menschen auf. Auf 400 Seiten engbedruckten Textes ist Wagner's einziger Gedanke, so viel Geld wie möglich aus Liszt's Taschen zu locken, mit der festen Absicht, nie einen Pfennig zurückzuzahlen. . . . Die Vorspiegelungen, in denen er sich ergeht, zeigen, daß er reif war für das Urtheil eines Gerichtshofs. . . . Die Zwischensätze sind angefüllt mit händelsüchtigen Klagen über jede Nation. . . . Er macht England in ganz gemeiner Weise schlecht und entblödet sich aber nicht, öfters dorthin zurückzukehren und in London Sammlungen veranstalten zu lassen, um seinen «Lohengrin» aufführen zu können. . . . Frankreich wird noch schlechter behandelt. . . . Das «theure Deutschland» nennt er «die Heimat der Querköpfe, in der ich nichts als kleinliche und erbärmliche Dinge entdecke»."

Bibliographie.

Bleibtreu, K., Die Entscheidungsschlachten des europäischen Krieges 18 . . 3ter Thl.: Die Schlacht bei Chalons. Mit 2 Karten. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Bolze, A., Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen. 5ter Bd. Leipzig, Brockhaus. 8. 6 M.

Leipziger Broschüren. Nr. 1: Die deutsche Invasion von General Boulanger. Aus dem Französischen übertragen und kritisch erläutert von G. Armand. Leipzig, Minde. Gr. 8. 30 Pf.

Custer, G., Wie erhält man die Wohnung gesund? Einige Winke für die häusliche Gesundheitspflege. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 50 Pf.

Dübi, H., Die alten Berner und die römischen Altertümer. Bern, Huber u. Comp. Gr. 4. 1 M. 20 Pf.

Eisenhart, W., Königthum und politische Freiheit. Ein offenes Wort zu den bevorstehenden Wahlen über die Parteiverhältnisse Deutschlands. Halle, Fricke. Gr. 8. 75 Pf.

Gabelentz, G. von der, Confucius und seine Lehre. Mit Titelbild. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 50 Pf.

Allgemeine Geschichte in Einzel-Darstellungen. Unter Mitwirkung von F. Bamberg, F. v. Bezold, A. Brückner ꝛc. herausgegeben von W. Oncken. 145ste Abth.: Geschichte der deutschen Reformation. Von F. v. Bezold. Berlin, Grote. Gr. 8. 3 M.

Goegg, A., Ueberseeische Reisen. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Gutheil, A., Erlebtes und Erdachtes. Novellen und Studien. Hamburg, O. Meißner. 8. 3 M.

Hellen, E. v. der, Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten. Mit einigen 30 Abbildungen; darunter 3 bisher nicht beachtete Goethe-Bildnisse. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. Gr. 8. 6 M.

Hettner, A., Reisen in den columbianischen Anden. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Jahrbuch der Naturwissenschaften 1887—1888. Enthaltend die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten: Physik, Chemie und chemische Technologie; Mechanik; Astronomie und mathematische Geographie; Meteorologie und physikalische Geographie; Zoologie und Botanik, Forst- und Landwirtschaft; Mineralogie und Geologie; Anthropologie und Urgeschichte; Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie; Länder- und Völkerkunde; Handel, Industrie und Verkehr. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von M. Wildermann. Mit 24 in den Text gedruckten Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Kallee, E., Der nordostfranzösische Kriegsschauplatz. Eine militär-geographische Skizze. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Keintzel, G., Ueber die Herkunft der Siebenbürger Sachsen. Bistritz. 1887. Gr. 4. 80 Pf.

Kleinpaul, R., Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 10 M.

Kohler, J., Das Wesen der Strafe. Eine Studie. Würzburg, Stahel Gr. 8. 80 Pf.

Müller-Bohn, H., Unser Fritz, deutscher Kaiser und König von Preußen. Ein Lebensbild. Mit zahlreichen Illustrationen von der Hand der ersten deutschen Künstler. 1ste Lfg. Kottbus, Kittel. Gr. 8. 50 Pf.

Paulitschke, P., Harar. Forschungsreise nach den Somâl- und Galla-Ländern Ost-Afrikas, ausgeführt von Dr. Kammel von Hardegger und Prof. Dr. Paulitschke, beschrieben von P. P. Nebst Beiträgen von G. Ritter von Beck, L. Ganglbauer und H. Wichmann. Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten. Leipzig, Brockhaus. 8. 15 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Zu Schopenhauer's 100jährigem Geburtstag.

(22. Februar 1888.)

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Edita und Inedita Schopenhaueriana.

Eine Schopenhauer-Bibliographie, sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's.

Festschrift zu seinem 100jährigen Geburtstag
von

Eduard Grisebach.

Mit Schopenhauer's Portrait, Wappen und Facsimile seiner Handschrift. 222 Seiten in Quart, auf deutschem Büttenpapier mit Schwabacher Schrift, Vignetten und Initialen.

Preis 10 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Praxis des Reichsgerichts in Civilsachen.

Bearbeitet von
Reichsgerichtsrath **A. Bolze.**

Fünfter Band. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Der praktische Gebrauchswerth dieses in juristischen Kreisen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Werkes wird durch die jetzt jedem Bande beigegebenen Register wesentlich erhöht.

Der Preis jedes Bandes beträgt geh. 6 M., geb. 7 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 8. Aufl. Mit Illustrationen. 8. 1 M.

JEDE BUCHHANDLUNG VERMITTELT DEN UMTAUSCH.

SIEBZEHN BÄNDE

50 Mark Vergütung

erhält vom April 1888 an jeder neue Käufer von

Brockhaus' Conversations-Lexikon

13. soeben vollendete illustrirte Aufl., gegen Rückgabe irgendeines älteren Conversations-Lexikon.

434 BUNTE U. SCHWARZE TAF.

IM UMTAUSCH GEBUNDEN 111½ M. STATT 161½ M.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Der Erdboden

nach Entstehung, Eigenschaften und Verhalten zur Pflanzenwelt.

Ein Lehrbuch für alle Freunde des Pflanzenreichs, namentlich aber für Forst- und Landwirthe
von

Hofrath Dr. Senft.

Gr. 8. 1888. 3 M. 20 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Confucius und seine Lehre.

Von
Georg von der Gabelentz.

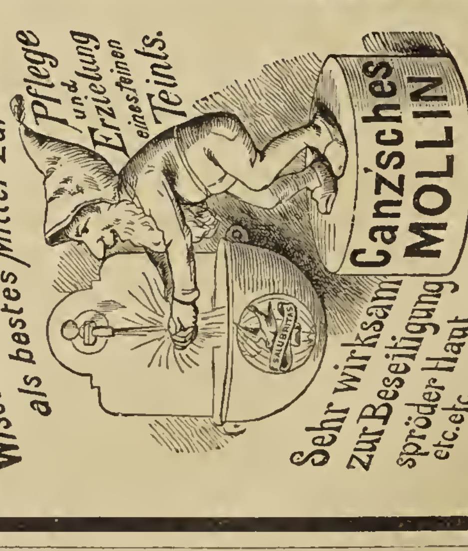
Mit Titelbild. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Der als hervorragender Kenner der ostasiatischen Sprachen und Literaturen bekannte Verfasser, Professor an der Universität Leipzig, gibt in dieser für weitere Kreise bestimmten Schrift eine Uebersicht über Entwickelung und Bedeutung der Lehre des Confucius und bietet dadurch zugleich interessante Einblicke in chinesische Sitten.

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



Das ärztlich sehr empfohlene u. anderen Präparaten, wie Vaseline und Lanolin unbedingt vorzuziehende **„Mollin"** ist als vorzügliches Toilettemittel à Büchse ℳ 1.— in den meisten bessern Parfümerie- und Droguengeschäften zu entnehmen.

Neue Depôts werden jederzeit errichtet.

Th. Canz & Co. in Leipzig.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 30. — 26. Juli 1888.

Neue Schriften.

1. Geschichte einer deutschen Musterbühne. Karl Immermann's Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. Von Richard Fellner. Stuttgart, Cotta. 1888. Gr. 8. 8 M.

Im Jahre des Heils 1870 erschien die von Gustav zu Putlitz herausgegebene Biographie Immermann's, die wir der Witwe des Dichters verdanken. Früher bereits — im Jahre 1851 — waren ebenfalls von Putlitz die „Theaterbriefe Immermann's" veröffentlicht worden. In beiden Publicationen ist auch über seine Leitung des düsseldorfer Stadttheaters so manches mitgetheilt, was unsers Interesses sicher sein darf. Ein vollständiges Bild seiner dramaturgischen Thätigkeit erhalten wir jedoch zum ersten male durch die „Geschichte einer deutschen Musterbühne" von Richard Fellner, ein Werk, das dem noch jugendlichen Verfasser, sowol was den Fleiß in der Beschaffung des Materials, wie das Geschick in der Bearbeitung desselben betrifft, das beste Zeugniß ausstellt. Das Fellner'sche Buch schöpft aus dem reichen Nachlasse des Dichters und entnimmt der Fülle des Anziehenden, das die Aufzeichnungen und Briefe bieten, die sich hier vorgefunden, zunächst alles, was sich auf die Geschichte des düsseldorfer Theaters unter Immermann's Leitung bezieht. Auch auf die persönlichen Beziehungen des Dichters des „Münchhausen" zu Schadow, Karl Schnaase, Heine, Amalie von Sybel, zur Gräfin Ahlefeldt und andern Zeitgenossen, die mit ihm durch gemeinsame künstlerische und literarische Interessen oder Bande vertrauterer Natur verknüpft waren, fallen hier bedeutungsvolle Streiflichter. Den breitesten Raum beansprucht selbstverständlich die Darstellung der dramaturgischen Bestrebungen Immermann's, der im Jahre 1832 die Leitung des düsseldorfer Stadttheaters übernahm, um sie bis zum Frühjahre 1838 mit begeisterter Hingabe an das schöne Unternehmen zu führen.

Es fehlt uns der Raum, um dem Fellner'schen Buche auch nur eine flüchtige Skizze der Thätigkeit Immermann's auf dramaturgischem Gebiete zu entnehmen. Hier sei nur bemerkt, daß die Bühne Immermann's in der That, was den hohen Flug seiner künstlerischen Unternehmungen und die Schulung der unter seiner Führung thätigen Kräfte betrifft, den Namen einer deutschen Musterbühne verdient. Daß diese Kräfte sich mit wenigen Ausnahmen nicht über das Mittelmaß erhoben, erscheint bei der Knappheit der Mittel, die dem Dichter zu Gebote standen, leicht begreiflich, wie denn überhaupt die Kleinlichkeit der Verhältnisse, mit denen er zu kämpfen hatte, der Verwirklichung seiner Ideale vielfach im Wege stand. Für darstellende Bühnenmitglieder ist insbesondere alles das in hohem Grade belehrend, was in dem Fellner'schen Buche in den Kapiteln „Dramaturgische Grundsätze", „Scenische Einrichtungen", „Erziehung der Schauspieler" mitgetheilt wird. Auch die Beziehungen Immermann's zu Felix Mendelssohn, den er zur Leitung der Oper berufen hatte, und zu Grabbe, der für die „Düsseldorfer Zeitung" die Theaterberichte schrieb, erscheinen hier in einem andern Lichte, als sie uns von weniger gut bewanderten Personen überliefert sind. Wir können daher diese „Geschichte einer deutschen Musterbühne", die zugleich so anziehende Beiträge zur Literatur- und Kunstgeschichte der dreißiger Jahre bringt, getrost als die werthvollste Bereicherung der Immermann-Literatur bezeichnen, die seit Jahrzehnten erschienen ist.

2. Literarische Reliefs. Dichterporträts von Ernst Ziel. Dritte Reihe. Leipzig, Wartig's Verlag. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Dieselben Vorzüge, durch die sich die beiden ersten Reihen der Dichterporträts von Ernst Ziel bemerkbar machten, zeichnen auch die dritte aus, die vier hervorragenden Talenten der neuern Zeit, Alfred Meißner, Gottfried Keller, Wilhelm Jordan, Heinrich Leuthold und

einem weniger bekannten, aber der allgemeinsten Werthschätzung würdigen Dichter, Heinrich Vierordt, gewidmet ist. Der Anhang bringt eine unterhaltende Plauderei über den berliner „Tunnel", eine literarische Gesellschaft, deren Gründer der dem Namen nach noch immer wohlbekannte, seinen Werken nach schon halb vergessene Saphir war, ferner Erinnerungsblätter an eine gleichfalls verflossene Größe, Franz von Gaudy, und einen Nekrolog über Victor Hugo, der sich nicht über die Höhe eines flüchtig hingeworfenen Zeitungsartikels erhebt. Die genauer und liebevoller ausgeführten Porträts sind nicht gerade von einer kritischen Meisterhand gezeichnet, die neben dem Lichte auch dem Schatten seine Stelle anweist und das erstere durch die dunkeln Linien der Umgebung um so leuchtender hervortreten läßt. Ziel gehört zu jenen enthusiastischen Kritikern, die dem Tadel nur selten das Wort geben, und in einer Zeit, in der unser literarisches Leben immer mehr einer trostlosen Verflachung verfällt, lassen wir uns gern jene Führer auf dem deutschen Parnaß gefallen, die mit ihren Sternen so freigebig sind, wie der gute Bädeker, wenn er auf Schönheiten der Natur oder Sehenswürdigkeiten der Kunst verweist. Wenn es die Bestimmung derartiger Bücher ist, die Liebe zur Literatur zu wecken und die nähere Bekanntschaft mit hervorragenden Talenten zu vermitteln, die ihrer vollen Bedeutung nach noch lange nicht genug gewürdigt sind, so kann man von den Ziel'schen Arbeiten sagen, daß sie dieser Bestimmung durchaus gerecht werden. Nur einige Bemerkungen gleich zu Beginn des ersten Aufsatzes über Alfred Meißner sind wohl geeignet, den Widerspruch herauszufordern. Wir lesen da unter anderm:

> Meißner ist gestorben, jüngsthin erst — das alte Ideal seiner großdeutschen Gesinnungsgenossen ist lange vor ihm zu Grabe gegangen. Seit 1866 bilden Deutschland und Oesterreich zwei separirte Staateneinheiten. Die Deutschen in Böhmen aber, täglich verfolgt und bedrängt, haben sich, „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Triebe", zum großen Theil czechisirt, ja, selbst ihre deutschen Namen ins Böhmische übersetzt. Wo bleiben bei einem so schmählich unterjochten Stamme — Knechtschaft macht die Seelen klein — die Ideale der Freiheit und der Duldung im Sinne unserer großen Denker und Dichter?

Ist das richtig? Haben sich die Deutschen in Böhmen wirklich „zum großen Theile czechisirt"? Kann man in der That von einem „schmählich unterjochten Stamme" reden, der „die Ideale der Freiheit und der Duldung im Sinne unserer großen Denker und Dichter" längst aufgegeben hat? Die Deutschen in Böhmen kämpfen einen guten Kampf und sie kämpfen ihn mit unverdrossener Ausdauer und mit der opferfreudigsten Hingebung an die nationale Sache, als deren Vorkämpfer sie von allen Deutschen Oesterreichs betrachtet werden. Weit entfernt, sich czechisiren zu lassen, sind sie gute Deutsche geblieben, so gut deutsch, daß sie schwerlich sich dazu bereit finden werden, die Worte zu unterschreiben, mit denen der Verfasser die gegenwärtigen Zustände des Deutschen Reichs schildert:

> Hier bei uns im Reiche selbst Schmälerung des Wahlrechts und des Parlamentarismus überhaupt, Agrarierthum und Judenhetzen, hierarchische Tücken und reactionäre Tendenzen aller Art; dort, in Böhmen, Deutschrußland und wo sonst im Auslande Deutsche ihre angestammten Sitze haben, Schul- und Religionszwang, administrative und polizeiliche Maßregelungen, Landesverweisungen und alle andern Gewaltthaten eines fanatisirten Russen- und Nationalitätenhasses! Meißner ist aus dem Leben geschieden als ein geistiger Bannerträger Deutschlands, der in dem neuen Deutschland keine rechte Stätte mehr fand.

Hierauf nur eins: Meißner selbst hat, wenn er auch seinem großdeutschen Ideal nie entsagte, doch die neue Ordnung der Dinge in Deutschland am Abend seines Lebens willig anerkannt, und diese Worte, in denen die einseitigste Parteiansicht Ausdruck gefunden, sind sicher nicht in seinem Geiste geschrieben.

3. Die Legende von Metz. Von Graf M. F. von Hérisson. Autorisirte Uebersetzung von O. T. Alexander. Mit einem einleitenden Originalbrief des Verfassers. Berlin, Ullrich u. Comp. 1888. 8. 3 M.

Ein französischer Bonapartist, der den Marschall Bazaine in Schutz nimmt und die Legende von Metz zerstört, soweit dieselbe auf die Schuld des Führers der Rheinarmee gegründet ist — sollte dies wirklich für Deutsche so viel Interesse besitzen, daß eine Uebersetzung als ein Bedürfniß erscheinen mußte? In Deutschland weiß man längst, daß Bazaine der Sündenbock des französischen Nationalstolzes war und daß der Proceß von Trianon nichts anderes gewesen als eine Komödie, die Gambetta inscenirt hatte und bei der der Herzog von Aumale die Hauptperson spielte. Die Eitelkeit der Nation, die ihre Niederlage für ein Räthsel ansah, für dessen Lösung sie nur in dem Worte Verrath den Schlüssel fand, forderte ein Opfer, und mit allem Pomp eines großen gerichtlichen Schauspiels wurde dieses Opfer auf dem Altar des Vaterlandes dargebracht. Einer Beweisführung, daß Bazaine unschuldig war, bedarf es für uns Deutsche nicht; die Beweisführung selbst bietet allerdings besonders für militärische Leser mannichfaches Interesse.

In der Vorrede sagt der Uebersetzer, daß „das nationale Gefühl eine Milderung vereinzelter Ausdrücke und zwei oder drei kleine Auslassungen in den beiden ersten Kapiteln zur Pflicht machte". Diese Auslassungen und Milderungen mögen allerdings ganz am Platze gewesen sein, wenn man nach dem urtheilen darf, was stehen geblieben ist. Wir begreifen es, daß es den Herrn Marquis „peinlich berührt, den Helden Kleber in der Haltung eines Siegers auf alle die Pickelhauben herabblicken zu sehen, die zu seinen Füßen wimmeln". Aber wenn wir weiter lesen: „Die Deutschen haben im Elsaß die französischen Namen mit solcher Strenge ausgerottet, daß man bisweilen besondere Studien machen muß, um sie zu verstehen, wie sie z. B. Diedenhofen aus Thionville, Rapoltsweiler aus Ribeauvillé gemacht haben", so sagen wir: Umgekehrt, Herr Marquis. Es gab ein Diedenhofen, ehe man ein Thionville, und ein Rappoltsweiler, ehe man ein

Ribeauvillé daraus gemacht hat. Die ganze Einleitung zeigt zur Genüge, daß ein Franzose, der unparteiisch über Deutschland schreiben will, immer noch national-engherziger und befangener ist als ein Deutscher, der parteiisch über Frankreich urtheilt.

4. Die Kunst, Mensch zu sein. Herzensworte und Lebensweisheit von E. J. Hardy und Bertha Katscher. Durchgesehen und herausgegeben von Leopold Katscher. Leipzig, Wartig's Verlag. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

„Es ist schwer, Mensch zu sein", lautet ein bekanntes Wort, das meist in scherzhaftem Sinne angewendet wird. Aber gewiß ist es nicht leicht, ein Mensch zu sein, der auf der Höhe der modernen geistigen, sittlichen und gesellschaftlichen Bildung steht. In diesem Sinne antwortete einst der verstorbene Präsident Garfield auf die Frage, was er werden wolle, mit den Worten: „Vor allen Dingen muß ich einen Menschen aus mir machen; gelingt mir dies nicht, so wird mir nichts gelingen." Man hat, um nur einen Punkt der Kunst, ein Mensch unter Menschen zu sein, hier zu berühren, dem natürlichen Takt des Herzens jenen gesellschaftlichen Takt gegenübergestellt, der die Blüte der modernen Bildung ist. Den erstern mag die Natur verleihen, wie sie ein Talent verleiht, den letztern aber kann man sich erwerben. Das Büchlein, das den Titel führt „Die Kunst, Mensch zu sein", gibt nicht gerade eine unfehlbare Anleitung, ein vollkommener Mensch zu werden in dem Sinne, wie es Führer auf den Parnaß gibt oder nach dem Muster des „liebenswürdigen Gesellschafters in der Westentasche". Aber es enthält so manchen beherzigenswerthen Wink, und da die Betrachtungen über die Pflichten des reinen Menschenthums mit einer Fülle von Anekdoten verwebt sind, so ist es ebenso unterhaltend wie belehrend. Der Herausgeber theilt in dem Vorworte zugleich ein Recept mit, wie man derartige Bücher lesen soll:

Zunächst eine langsame, mit Nachdenken verbundene Lektüre, während welcher all dasjenige, was man sich besonders gut einzuprägen wünscht, anzustreichen oder — noch weit besser — in kurzen Auszügen einem Notizbuch einzuverleiben ist. Die angestrichenen Stellen, beziehungsweise die Auszüge, müssen jede zwei Monate durchgesehen und durchdacht werden; das ganze Buch aber lese man noch mindestens zweimal nach je sechs Monaten wieder vollständig und sorgfältig. Es müßte seltsam zugehen, sollte man nach Ablauf eines Jahres nicht für immer alles behalten, was man des Behaltens für werth erachtet hat.

Ganz wohl; aber wenn man nach dieser Vorschrift auch nur die Classiker der Weltliteratur studiren wollte, woher sollte man die Zeit nehmen, auch ein Büchlein, wie „Die Kunst, Mensch zu sein", zu lesen?

5. Schatzkästlein der Kunst zur Verherrlichung des veredelnden und gemeinnützigen Wesens der bildenden Kunst. Eine Anregung für alle Gebildeten zusammengestellt von Friedrich August Ritter von Stache. Wien, Künast. 1888. Gr. 8. 3 M.

In dem sehr geschmackvoll ausgestatteten Büchlein hat der Erbauer des wiener Künstlerhauses gediegene Kernsprüche über das Wesen der Kunst aus dem Munde berühmter Dichter und anderer hervorragender Persönlichkeiten zusammengestellt, denen er „Aphorismen" zugesellt, die seinen eigenen Betrachtungen über die Aufgaben und das Wesen jener Kunst entsprangen, der er die Arbeit seines Lebens gewidmet. Wir haben es hier mit einer Anthologie von sinnigen Aussprüchen und geistvollen Bemerkungen zu thun, die nur für diejenigen Interesse haben dürfte, die von jener Begeisterung, welche bei dem Verfasser des Büchleins eine lodernde Flamme ist, wenigstens einen Funken in sich tragen; ihnen dürfte dies „Schatzkästchen der Kunst" mannichfache Anregung bieten. Schließlich sei noch bemerkt, daß das „Schatzkästlein" der Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich gewidmet ist, mit deren Bildniß das erste Blatt geschmückt ist.

Wilhelm Rullmann.

Aphorismenliteratur.

1. Das Buch der Bücher. Aphorismen der Weltliteratur, gesammelt und geordnet von Egon Berg. Zwei Bände. Sechste Auflage. Wien und Teschen, Prochaska. 1885. Gr. 8. 10 M.
2. Gedankenvoll. Aussprüche von Dichtern und Denkern gesammelt von Sophie Verena. Mit Illustrationen. Berlin, H. W. Müller. 1887. 8. 3 M.
3. Perlen aus dem Meere des Lebens, Sprüche zeitgenössischer Dichter, gesammelt von Georg von Schulpe. Dresden, Pierson. 1888. 12. 1 M. 20 Pf.
4. Lessing-Perlen. Eine systematisch geordnete Blumenlese aus Lessing's sämmtlichen Werken von S. Blumenau. Bielefeld, Helmich. 1887. 8. 1 M. 25 Pf.
5. Classische Sentenzen. Eine Spruchsammlung aus Goethe und Schiller, herausgegeben von Max Mandl. Leipzig, O. Wigand. 1887. 8. 4 M.
6. Gedankenlese aus Shakspeare's dramatischen Werken nach der deutschen Uebersetzung von A. W. von Schlegel und Ludwig Tieck. Ausgewählt und systematisch geordnet von G. Mühry. Hameln, Fuendeling. 1887. 8. 3 M.
7. Geburtstagsbuch. Ein Geschenk- und Gedenkbuch. Zusammengestellt von Katharina Kasch. Kiel, Lipsius und Tischer. 1887. 8. 6 M.

In Nr. 47 d. Bl. f. 1885 habe ich eine kurze Historiette der Anthologienliteratur geboten, worin in großen Umrissen nicht nur das System einer solchen niedergelegt erscheint, sondern auch der Versuch gemacht wurde, die anthologischen Erscheinungen in gewisse bestimmte Gruppen zu bringen.

Einen großen Bestandtheil hierzu stellen die zahlreichen beliebten Citaten-, Sentenzen- und Aphorismenwerke, deren einige neue wir heute kritisch beleuchten wollen. Da ich auch eine Geschichte der Aphorismenliteratur plane, so

sind mir die eben vorliegenden Erscheinungen doppelt willkommen. Unter die Aphorismen im allgemeinen fallen jene classischen Stellen, welche zu Citaten und geflügelten Worten geworden. Mag auch Büchmann in dieser Richtung der bekannteste Anthologe sein, das umfassendste Werk dieser Art, das deutscher Fleiß bisher geschaffen, ist unstreitig „Das Buch der Bücher" mit dem weitern Zusatze „Aphorismen der Weltliteratur", gesammelt und geordnet von Egon Berg (L. Auspitz) (Nr. 1). Zwei starke Bände in glänzender und sinniger Ausstattung, der eine „Geist und Welt", der andere „Herz und Natur" betitelt, enthalten nach Brennpunkten geordnet, jener 2359, dieser 3107 Citate aus der deutschen, sowie aus den antiken und modernen fremden Literaturen, die lateinischen und griechischen, die französischen, italienischen und englischen Stellen auch immer im Original mit trefflicher Verdeutschung, die übrigen fremdsprachlichen Stellen, darunter auch der Orient, vertreten nur in deutscher Uebertragung. Doch auch von diesem unter den ähnlichen Erscheinungen relativ monumentalen Werke, das in einer neuen, aber dem Umfange nach unveränderten Auflage vor mir liegt, möchte ich sagen, ein Mehr wäre wünschenswerth und es sollten die slawischen Literaturen nicht so stiefmütterlich behandelt sein. Bei weitern Auflagen sollte der namhafte Verlag doch an eine vermehrende Umarbeitung denken.

Thatsächlich existirt in dieser Gattung bereits eine Specialbibliothek, welche in unserm anthologischen Jahrhunderte ganz besonders gepflegt wird, besonders seit die Literaturstatistik, ohne noch selbst als Disciplin aufgestellt worden zu sein, unbewußterweise beherrschend geworden.

Die unter ihrem Pseudonym Sophie Verena bekanntere Sophie Alberti hat bereits in ihrer Anthologie „Von allen Zweigen" ihren guten Geschmack bei der Auswahl lyrischer Dichtungen erwiesen. In ihrem vorliegenden „Gedankenvoll" (Nr. 2) — der Titel ist gelungen — bietet die belesene Anthologin eine stattliche Zahl Dichter- und Denkeraussprüche, welche sie unter gewisse Gesichtspunkte gruppirt und wobei sie ältere und moderne Schriftsteller citirend ins Treffen führt. Doch ist dies eben eine nach eigenem Geschmack zusammengepflückte Blumenlese, deren wir bereits zahlreiche besitzen und doch nie genug besitzen können.

Da haben die „Perlen aus dem Meere des Lebens" (Nr. 3) von Georg von Schulpe den Vorzug, daß sie blos aus modernen, zeitgenössischen Dichtern gesammelt sind. Zwar ist Schulpe lange nicht der erste, der dieses Feld anthologisirend durchstreift, doch ist es immerhin eine willkommene Gabe seiner Belesenheit, und er ist auch als einer der Pionniere in dieser Richtung zu betrachten. Die Sammlung selbst ist sehr mager ausgefallen und kann nur als Ergänzung zu ähnlichen Erscheinungen mitgenommen werden. Eine besondere Gruppe dieser Gattung bilden jene Aphorismensammlungen, welche sich mit der systematischen Ordnung der bezeichnendsten Stellen eines Dichters befassen.

Dahin gehören die folgenden drei Bücher. Zunächst die „Lessing-Perlen" von S. Blumenau (Nr. 4), der bereits früher eine ähnliche Blumenlese aus Schiller unter dem Titel „Schiller-Garten" veranstaltete. Blumenau's „Lessing-Perlen" sind aus Lessing's sämmtlichen Werken gehoben, während z. B. Hans Ziegler seinerzeit blos aus der „Hamburgischen Dramaturgie" eine Aphorismensammlung zusammengestellt hat.

Nächst Lessing haben besonders Schiller und Goethe eine ganze Reihe solcher aphoristischer Citatensammlungen hervorgerufen, ist doch des letztern „Faust" allein eine Bibel, und eigentlich eine Aneinanderreihung der trefflichsten tiefsten Gedanken. Auch Mandl's „Classische Sentenzen" (Nr. 5) befassen sich nur mit den beiden Altmeistern, auch Mandl hat nur aus Schiller und Goethe seine Stellen gesammelt. Ein umfangreicher Band, der da in O. Wigand's bekanntem Verlage das Licht der Welt erblickt, und wäre er dünn ausgefallen, so müßten wir es tadeln.

Was die Anordnung der Themen anbelangt, so sind die „Classischen Sentenzen" in drei Abtheilungen gegliedert: „Gott", „Natur" und „Mensch", und zwar nehmen die Stellen über Gott bis Seite 24, jene über die Natur von da bis Seite 48, während die Citate über den Menschen, natürlich wieder in reicher Gliederung, die übrigen Seiten bis 360 füllen, also den größten Theil des Werkes ausmachen. Wigand's Specialität sind übrigens derlei Werke, haben doch mehrere berühmte Anthologien und andere Citatenwerke in diesem Hause die Presse verlassen.

Eine „Gedankenlese aus Shakspeare's dramatischen Werken" (Nr. 6) liegt von G. Mühry vor. Auch dieser fleißigen Sammelarbeit gebührt ihr wohlverdientes Lob. Die Gliederung unter gewisse Gesichtspunkte ist eine vortreffliche, und der Herausgeber hat mit den Gesichtspunkten nicht gegeizt, sich dadurch die Arbeit erschwerend, dafür aber durch sein Systematisiren das Werk um so werthvoller gestaltet.

Solche Werke werden oft nur als fleißige Compilationen verächtlich bezeichnet, doch erfordern sie mehr als nur ungemeinen Fleiß, und wie viele Feuilletonisten schmücken, derlei Werke fleißig nachschlagend, ihre Arbeiten mit solchen Perlen, die ein anderer Taucher für sie aus einem Gedankenocean gehoben, ein anderer Bergmann aus dem gedankenreichen Erzschachte geschürft hat.

Die Verfasser solcher Werke verdienen neben der gehässigen Bezeichnung Compilatoren das epitheton ornans der Pionniere der Literatur, sie sind ja oft die Faulenzer für andere, welche, die eigentlichen Faulenzer, sich mit fremden Federn schmücken und selbst, wenn sie die Quelle citiren, einfach sagen: „Shakspeare sagt dort und dort", aber selbst haben sie es nicht gelesen, es hat es ein anderer für sie gelesen.

Darum sei an dieser Stelle eine Lanze gebrochen für die Arbeiter auf diesem Gebiete; Anerkennung, Ehre und Preis auch diesem Fleiße.

Das „Geburtstagsbuch" (Nr. 7) von Katharina Kasch heißt ganz richtig ein Geschenk- und Gedenkbuch; es fällt auch unter die Geschenkliteratur, wozu es durch die elegante Ausstattung im voraus bestimmt ist. Es gliedert sich aber auch in den Rahmen der aphoristischen Literatur, nur erscheinen die zahlreichen, hier nach der Tagesanzahl im Jahre, also mindestens 365 Stellen nach einem andern, weniger psychologischen als sinnigen Princip geordnet.

So beispielsweise erinnert uns die erste, dem 1. Januar gewidmete Seite, daß an diesem Tage 1489 Zwingli geboren wurde, daß der 1. Januar 1618 der Geburtstag Frank's und der erste Tag des Jahres 1766 jener G. P. Smidt's gewesen. Zugleich wird eine passende Stelle G. P. Smidt's angezogen.

Und in dieser Weise ist das ganze Buch mit seinen 365 Tagen geordnet; ein rechtes originelles und sinniges literarhistorisches und literarstatistisches Kalendarium, ein wahres Geburtstagsbuch, zugleich eine eigenartige mnemotechnische Hülfe für Literarhistoriker.

Alle genannten fleißigen und verdienstvollen sieben Arbeiten eignen sich nicht nur für das große Publikum, sie sind auch praktische Werkzeuge und Handhaben für die Jedermenschen, und mögen so manchen, der nicht berufen Ureigenes zu schaffen, aber doch Fleiß mit Verständniß paart und mit jenem undefinirbaren Etwas versehen ist, was zu solchen Leistungen unbedingt nöthig, anregen, wenigstens in dieser Weise seine literarischen Kenntnisse, die freilich nicht gering sein dürfen, fruchtbringend anzulegen.

Eduard Maria Schranka.

Kunstgeschichtliche Werke.

1. Ferdinand David und die Familie Mendelssohn-Bartholdy. Aus hinterlassenen Briefschaften zusammengestellt von Julius Eckardt. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. 8. 5 M. 60 Pf.

Der mit der Familie David's, des berühmten leipziger Violinvirtuosen, verwandte Verfasser, jetzt kaiserlich deutscher Consul in Tunis, hat seinen frühern Beruf des Schriftstellers auch durch die Herausgabe dieser Schrift als einen vollgültigen erwiesen. Sein Buch gehört auf dem Gebiete der Briefwechsel zu den überaus seltenen Erscheinungen, wo der Commentar des Herausgebers werthvoller ist als die meisten der veröffentlichten Briefe. Mag immerhin die Mendelssohn-Literatur sowie die Geschichte der neuern Musik um einige interessante Züge hier vermehrt worden sein: die Hauptsache bleibt doch die Fassung, welche J. Eckardt dem Ganzen gegeben hat. Der rothe Faden in seinem Buche ist die Biographie von Ferdinand David, über dessen Lebenslauf ihm ebenso umfängliche wie zuverlässige Quellen zu Gebote standen. In diese Biographie sind eine große Anzahl von mehr oder weniger anziehenden Briefen verflochten, welche zwischen Mendelssohn und David innerhalb mehrerer Jahrzehnte gewechselt wurden. Unsers Erachtens liegt der Schwerpunkt dieses Briefwechsels weniger in den Einzelheiten von bleibendem Werthe, als vielmehr in der unwillkürlichen Selbstcharakterisirung der beiden Verfasser. Bei beiden Musikern tritt uns eine wahrhaft ideale Hingebung an ihre Kunst, bei Mendelssohn insbesondere eine staunenswerthe Anspruchslosigkeit entgegen. Unserm weitern Leserkreise aber hoffen wir einen Dienst zu erweisen, wenn wir die interessantesten Stellen aus dem Buche hier anführen:

Als die Familie Mendelssohn-Bartholdy im Jahre 1825 das bekannte Haus Leipzigerstraße 3 (das heutige Herrenhaus) bezog, klagten die Hausfreunde, daß Mendelssohns so weit aus der Welt in eine so abgelegene todte Gegend zögen, wo das Gras auf den Straßen wüchse, denn das Potsdamer Thor bildete das Ultima Thule, wo die berliner Geographie aufhörte. Die bevorstehende Eröffnung der städtischen Gasbeleuchtung und die Einfügung einer (vom Kaiser von Rußland geschenkten) Spiegelscheibe in das königliche Palais bildeten tagelang das Stadtgespräch. Noch galt die Fähigkeit, für den Druck zu schreiben, für eine Art Geheimkunst. — In der „Leipziger musikalischen Zeitung" vom Jahre 1805 wurden Beethoven's Compositionen sehr getadelt; man behauptete, als Tonsetzer würde nichts aus ihm, aber als Klavierspieler sei er freilich recht bedeutend. Auch Mozart hat man zur Zeit des „Don Juan" vorgeworfen, er habe viel zu viel Noten angewendet.

Unter dem 15. Mai 1838 schreibt David aus Leipzig an Mendelssohn:

Ich habe in dieser Zeit wirklich wie ein Pferd gearbeitet; an einigen Tagen habe ich zehn Stunden im Orchester gegeigt, sodaß ich einen schlimmen Arm bekommen hatte und mir zehn Blutegel ansetzen lassen mußte.

Am 30. Juli 1838 schreibt Mendelssohn an David:

Ich fühle, daß ich mit jedem Stück mehr dahinterkomme, ganz so zu schreiben, wie es mir ums Herz ist, und das ist am Ende die einzige Richtschnur, die ich kenne.

David an Mendelssohn vom 4. August 1841:

Gestern war (Robert) Schumann bei mir und hat mir eine Stunde lang was vorgeschwiegen, woraus mir dann endlich klar wurde, daß er seine Symphonie gern noch einmal vor dem Publikum hören möchte. Ich schlug ihm vor, sie mit bei der Hornprobe zu machen, worauf er aber durch Zeichen zu verstehen gab, daß er eine Probe bezahlen wolle, um sie recht gründlich durchzumachen. Hierauf rauchte er zwei Cigarren, fuhr sich zweimal über den Mund, da gerade eine Silbe herauswollte, nahm seinen Hut, vergaß seine Handschuh, nickte mit dem Kopfe, ging an eine falsche Thür, dann an die rechte, und weg war er.

Mendelssohn an David unterm 5. Februar 1842:

Liszt gefällt mir hier nicht halb so sehr wie an andern Orten; er hat ein großes Stück meiner Hochachtung durch die albernen Possen eingebüßt, die er nicht nur mit dem Publikum, sondern mit der Musik selbst treibt. Beethoven'sche, Bach'sche, Händel'sche und Weber'sche Sachen hat er hier so erbärmlich mangelhaft, so unrein und so kenntnißlos gespielt, daß ich sie von mittelmäßigen Spielern mit mehr Vergnügen gehört hätte.

Darauf antwortet David (7. Februar 1842):

Geist und Talent und ungeheuere Technik sind ohne eine gewisse Ehrlichkeit und Geradheit und Selbstverleugnung nicht möglich.

2. Daniel Chodowiecki, der Peintre-Graveur. Im Lichte seiner und unserer Zeit dargestellt von Ferdinand Meyer. Mit 18 Illustrationen und dem Porträt des Künstlers. Berlin, Mückenberger. 1888. Gr. 8. 6 M.

Bekanntlich war der große Maler-Radirer Daniel Chodowiecki im vorigen Jahrhundert der unerreichte Schilderer des norddeutschen bürgerlichen Lebens; der Satiriker Lichtenberg nannte ihn den Seelenmaler par excellence. Chodowiecki's Schilderungen seiner Zeit haben ebenso einen culturgeschichtlichen wie einen kunstgeschichtlichen Werth, und darum war es ganz berechtigt, daß ein Historiker uns hier das Lebensbild des berühmten Sittenmalers entwarf. Meyer's Arbeit beruht auf den sorgfältigsten Quellenstudien und muß als eine vortreffliche Unterlage für eine selbständig kunstgeschichtliche Würdigung des Chodowiecki angesehen werden. Aus der dankenswerthen Studie führen wir wiederum einige besonders merkwürdige Züge hier auf.

Chodowiecki war als Jüngling „Materialist", d. h. Lehrling in einer Speecerei-(Materialwaaren)Handlung, wo er von früh 6 bis abends 10 Uhr thätig sein mußte. Nach Schließung des Geschäfts fand regelmäßig eine längere Andachtsübung statt; dann erst zeichnete Chodowiecki beim matten Scheine des Lämpchens Dinge, zu denen als Vorbilder die während des Gottesdienstes verstohlen auf dem Innendeckel des Gesangbuches mit dem Bleistift copirten Kirchengemälde dienten. Im Reiche der berliner Kunst war damals Alleinherrscher der Franzose Antoine Pesne, welchen schon Friedrich I. mit einem Gehalt von 11000 Thalern als seinen Hof- und Cabinetsmaler nach Berlin berufen hatte. Diesem war es neben von Knobelsdorff allein vergönnt gewesen, das Bildniß des großen Friedrich nach der Natur malen zu dürfen. Chodowiecki fertigte anfangs nur Dosenbilder an, weil diese damals eine große Liebhaberei bildeten; seine ersten Versuche in der Staffeleimalerei konnte er nur in den Abend- und Nachtstunden wagen; 1756 machte er den ersten Versuch mit der Radirnadel, 1760—62 widmete er sich ausschließlich der Email- und Miniaturmalerei. Als der Siebenjährige Krieg beendet war, verherrlichte Chodowiecki den König in einer großen Allegorie, auf welcher Friedrich II. als römischer Imperator einherreitet. Dieser that gegen Chodowiecki die charakteristische Aeußerung: „Ce costume n'est que pour le héros du théâtre." Später hat niemand mehr dazu beigetragen, den Typus des „alten Fritz" festzustellen, als gerade Chodowiecki. Dessen Hauptstärke lag in graphischen Darstellungen kleinern und kleinsten Umfangs, womit er auch dichterische Erzeugnisse schmückte. So radirte er zwölf Blätter zu Lessing's „Minna von Barnhelm", die Illustrationen zu Lavater's berühmten „Fragmenten"; 1779 stach er das zum ersten male in die Oeffentlichkeit gelangte Porträt Goethe's, nachdem er schon 1776 die Titelvignette zu dessen „Werther" gefertigt hatte. Hochinteressant sind die zwölf Kupfer „Natur und Affectation", zwölf Blätter zu Lessing's Fabeln und Erzählungen, der „Orbis pictus", die Beiträge zum göttinger Taschenkalender u. s. w. Diese und fast alle andern Arbeiten Chodowiecki's hat der Verfasser mit Fleiß gesammelt und mit großer Sorgfalt beschrieben. Ganz besonders orientirt erweist er sich in Bezug auf die berliner Kunstverhältnisse im vorigen Jahrhundert.

3. Repertorium der Kunstwissenschaft. Redigirt von Hubert Janitschek. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. In Bänden zu 16 M.

Das dritte Heft des elften Bandes enthält zunächst folgende streng fachwissenschaftliche Abhandlungen: 1) „Der deutsche und niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen", von Max Lehrs; 2) „Die ersten Renaissancebauten in Deutschland", von Julius Groeschel; 3) „Die griechischen Inschriften im sogenannten Schatz des Attila", von Bruno Keil; 4) „Berichte und Mittheilungen aus Sammlungen und Museen, über staatliche Kunstpflege und Restaurationen, neue Funde". Hieran schließt sich der gewohnte umfängliche Literaturbericht, Notizen, Verzeichniß von Besprechungen, Bibliographie.

4. Geschichte der deutschen Kunst. I. Die Baukunst von R. Dohme. II. Die Plastik von W. Bode. III. Die Malerei von H. Janitschek. IV. Der Kupferstich und Holzschnitt von F. Lippmann. V. Das Kunstgewerbe von J. Lessing. Mit zahlreichen Illustrationen im Text, Tafeln und Farbendrucke. 20ste bis 22ste Lieferung. Berlin, Grote. 1887. Hoch 4. Jede Lieferung 2 M.

In der einundzwanzigsten Lieferung setzt Jakob von Falke auf Seite 49—96 die Geschichte des deutschen Kunstgewerbes fort. Außer 16 im Text befindlichen Abbildungen gehören zu ihr folgende große Beigaben: Zimmer aus Schloß Pöllnitz in Franken (1550, Reconstruction im berliner Kunstgewerbemuseum), Schrank von Eichenholz mit eingelegter Holzarbeit (Köln, Mitte des 16. Jahrhunderts), Thür mit gothischem Eisenbeschlag (15. Jahrhundert), gothischer Pokal im Schatze des Freiherrn von Rothschild (Frankfurt a. M.). Der Verfasser vollendet zunächst die Darstellung des rheinischen Grubenschmelzes zur Zeit des romanischen Stils; ihm ist maßgebend die Vermuthung, daß man nur nach der coloristischen Haltung bald auf deutschen, bald auf französischen Ursprung solcher Emailarbeiten schließen könne. In die Klasse der französischen Arbeiten gehören wahrscheinlich diejenigen, deren Farbenstimmung eine lebhaftere, buntere ist. An der Spitze der damaligen großartigen Leistungen der Goldschmiedekunst stehen die Reliquiarien, welche die Formen einer Kirche im kleinen angenommen hatten. Eine Fülle von Gold und Vergoldung, Silber und Erz, Email und Filigran, besonders aber von Edelsteinen ist daran verwendet; so z. B. befinden sich am Schrein der heiligen drei Könige zu Köln fast andert-

halbtausend Edelsteine. Sodann wird das kleinere kirchliche Bronzegeräth beschrieben, insbesondere die Kronleuchter. Der berühmte Kronleuchter im Dom zu Aachen hat einen Durchmesser von mehr als vier Meter, im Grundriß die Form einer achtblätterigen Rose, und war einst ganz vergoldet; den Boden seiner sechzehn Thürme bilden ebenso viele gravirte Platten, welche ihrer Technik nach gewissermaßen der Erfindung des Kupferstichs vorausgeeilt sind, denn sie lassen sich abdrucken wie gestochene Metallplatten. — Nachdem noch kurz das Eisengeräth jener Epoche besprochen, wird ausführlicher vom Holzmöbel gehandelt. Letzteres beginnt seine constructive und künstlerische Entwickelung, die Architektur dringt allmählich in das Mobiliar ein. Ferner erhebt sich als eine zunächst kirchliche, aber selbständige Kunst die Glasmalerei, deren Hauptstätte Tegernsee ist. Die fünf Glasgemälde im Dom zu Augsburg sind die ältesten, welche überhaupt existiren. Den Beschluß dieses Abschnitts macht die Geschichte der Weberei und Stickerei in der romanischen Zeit. Die Teppiche haben damals eine ungeheuere Rolle gespielt; die Leistungsfähigkeit in der Stickerei war so groß, daß sogar gelehrte theologische Darstellungen sich über die Flächen der geistlichen Gewänder ausbreiteten. Auch in Männerklöstern wurde die Stickerei geübt. So beschreibt auch Falke eingehend den ungarischen Krönungsmantel, den Kaisermantel Heinrich's II. im Domschatz zu Bamberg, das Pluviale zu Sanct-Paul u. s. w. Es folgt die Schilderung der gothischen Epoche, und zwar in den Emailarbeiten auf Silbergrund, Monstranzen, Kelchen und Pokalen, Schmuckarbeiten, Bronzegegenständen, Eisenarbeiten. Falke sagt sehr richtig:

Die berechnende messende Art der gothischen Architektur geht auf alles Geräth über, welches nur aus der Construction sich schaffen läßt, und setzt die starren Formen der Baukunst an die Stelle freier Bildungen. Was im großen, in mächtigen Steinmassen ausgeführt, eine gewaltige Wirkung übt, verliert dieselbe im kleinen, und sinkt herab zu steifer, schematischer Nüchternheit.

In der zwanzigsten und zweiundzwanzigsten Lieferung setzt Prof. Dr. Hubert Janitschek die Geschichte der deutschen Malerei fort (S. 193—240, 241—288). Aus den zahlreichen und werthvollen künstlerischen Beigaben der zwanzigsten Lieferung heben wir hervor: Kaiser Heinrich VII. auf seinem Zuge nach Neapel und sein Tod (aus dem Codex Balduini Trevirensis), Bildniß der Jane Seymour, von H. Holbein dem Jüngern, Kniender Apostel von Albrecht Dürer, Jüngstes Gericht von St. Lochner, Tod der Maria vom Meister des Todes der Maria in Köln, der Deichsel'sche Altar (Berlin), Madonna im Rosenhag von Stephan Lochner, Darstellung Christi im Tempel vom Meister von Sanct-Severin. Nachdem Janitschek die wichtigsten Wandmalereien aus der romanischen Zeit eingehend gewürdigt hat, beschreibt er den Aufschwung der Tafelmalerei. Ausgezeichnet ist seine Charakteristik der kölnischen Schule und der Schule des Meisters Wilhelm. Den Charakter der geistlichen Schauspiele, den Einfluß der Wissenschaft auf die Kunst in Italien, die künstlerische Ausbildung in Deutschland, den genter Altar, den Einfluß der niederländischen Malerei, die Werke Lochner's und seiner Werkstatt charakterisirt er mit jener Meisterschaft, welche nur ihm eigen ist. Wir gestatten uns, der Schilderung des weltberühmten genter Altars folgende Stelle zu entnehmen:

Selbst dem Gottvater, so ernst und feierlich er niederblickt, merkt man an, daß Blut durch seine Adern rolle und Mariens Anmuth ist mehr irdisch als himmlisch. . . . In den Gestalten der kölner Schule erlosch der Eigenwille in mystischer Hingenommenheit und Verzückung, und damit ward auch das Individuelle zum Typischen; bei van Eyck aber erscheint der Eigenwille nur geläutert im Feuer religiöser Gesinnung, und so wird denn auch jede Gestalt bei ihm zur Individualität.

Die Eigenart der kölner Schule entwickelt Janitschek folgendermaßen:

Köln war ein Hauptherd der mystischen Richtung. Letztere bezeichnet als Ziel des Reinigungsprocesses des Geistes und des Herzens die vollständige Entselbstung, ja mehr als dies: die vollständige Entpersönlichung. Der Weg zum Ziel ist nicht die That, sondern das Leiden. Im Kampfe gibt es keine „Schaulichkeit" — sondern nur in der Todesruhe aller Kräfte und Strebungen. Die Malerei hat nicht gezögert, dieser Stimmung künstlerische Aussprache zu verleihen. So treten denn die Heiligen der kölnischen Maler vom leuchtenden Goldgrunde aus uns entgegen wie himmlische Visionen. Ungern nimmt der Künstler eine bewegte Handlung zum Gegenstand; am liebsten schildert er den Frieden der Unschuld, den Ernst sinnender Betrachtung, die Vertiefung in das Geheimniß göttlichen Leidens, die demüthig-freudige Theilnahme an der Verherrlichung Christi und seiner Mutter. Kaum wagen diese Gestalten die Augen gegen den lockenden Schimmer der Welt aufzuschlagen; die Lider sind tief herabgezogen, den zarten Mund umspielt kein Lächeln, das Haupt mit dem freien, zarten Oval ist leise gesenkt. Die Gestalten sind schlank bis zur Gebrechlichkeit, schulterlos, schmalbrüstig, die Hände mit den feinen überlangen Fingern fast ohne Gliederung. Man denkt an die Lehren der Mystiker, welche in einem gesunden Körper das schwerste Hinderniß auf dem Wege zur Vergottung sahen. Der edle weiche Fluß der Gewandung, die milden, aber leuchtenden Farben vollenden den Eindruck, himmlische, von aller irdischen Schwere freie Gestalten vor sich zu haben.

Aus der zweiundzwanzigsten Lieferung heben wir hervor folgende ausgezeichnete künstlerische Beigaben: von H. Holbein dem Jüngern das Bildniß eines Mannes (Berlin), von Bartel Beham die Auflegung des Kreuzes (München), von Lukas Cranach dem Aeltern Ruhe auf der Flucht (München), von Hans Holbein dem Aeltern den Entwurf zu dem Gemälde der Pauls-Basilika, ferner Maria mit dem Kind (Nürnberg), die heilige Barbara, die heilige Elisabeth (beide in der münchener Pinakothek), von Martin Schongauer die Grablegung (Colmar), von H. Schüchlin die Grablegung (Tiefenbronn). Im fortlaufenden Texte behandelt Janitschek folgende Themen mit ganz besonderer Meisterschaft: die Spuren niederländischen Einflusses auf oberrheinische Maler, Kaspar Isenmann von Colmar, Martin Schongauer, Schüchlin's Altarwerk in Tiefenbronn, Zeitblom, der Eschacher Altar, die Schule von Augsburg, Hans Holbein der Aeltere. Es würde zu

weit führen, immer wieder einzelne Stellen als Belege für unsere Kritik anführen zu sollen; wir begnügen uns mit dem Zeugnisse, daß für den Kenner jede Seite des Janitschek'schen Buchs werthvoll ist.

5. Geschichte des Barockstils, des Rococo und des Classicismus. Von Cornelius Gurlitt. Zweiter Band. Mit 125 Illustrationen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1888. Gr. 8. 11 M. 20 Pf.

Dieser zweite Band enthält die Geschichte des Barockstils in Belgien, Holland, Frankreich und England und ist nach Jahresfrist dem ersten gefolgt, welcher den Barockstil in Italien behandelte. Die Vorzüge, welche wir wiederholt dem ersten Bande nachgerühmt haben, kehren ganz und voll im zweiten wieder. Der Verfasser hat die Geschichte der Baukunst um ein Quellenwerk bereichert, an welches er viele und schwierige Originalforschungen (an Ort und Stelle aufgenommen) gesetzt hat; aber nicht blos dies: er hat auch die ganze Summe seiner reichen Begabungen und wissenschaftlichen Durchbildung in dieses Werk hineingearbeitet, sodaß die Selbständigkeit und Ueberzeugungskraft seines Urtheils ebenso imponirt wie die vollständige Beherrschung der Form wohlthuend wirkt. Gurlitt gibt nicht blos eine Aneinanderreihung von geordneten Studien, sondern eine cultur- und kunstgeschichtlich tiefbegründete, eine ästhetisch wohlthuende Schöpfung aus einem Gusse. Nirgends drängen sich die zahllosen Einzelheiten hervor und dennoch erbauen sich die herrlichen Gesammtbilder harmonisch aus ihnen heraus; die Bedeutung der künstlerischen Phantasie kommt überall zu ihrem Recht und dennoch bleibt ihr Zusammenhang mit allen Factoren eines Volks oder einer Zeit gewahrt.

Es ist hier nicht unsere Aufgabe, auf gelehrte Einzelheiten einzugehen; wol aber dürfen wir solche charakteristische Stellen herausgreifen, welche auch dem nicht fachmännisch gebildeten Leser verständlich sind:

Zur Zeit der Gegenreformation, welche den belgischen Barockstil erzeugte, umfaßte der Katholicismus die Herzen der Niederländer mit neuem Feuer, ohne daß er sie wesentlich geändert hätte. Die Religiosität Belgiens war nicht ein Ergebniß eigenen Willens, sondern dem widerstrebenden Volke aufgedrängt durch feindselige Mächte. Aber sie war zur Vorbedingung der gesellschaftlichen und staatlichen Entwickelung des Landes geworden. Das sieht man denn auch deutlich in der Kirchenarchitektur, die bei dem üppigsten Schmuck, bei der vollen Prunkhaftigkeit barocker Anlage doch nicht jene schwüle Stimmung erhielt, nicht in jenem absichtlichen Verwirren der Grundrißformen sich erging, wie es z. B. Borromini liebte, sondern die heitere Festlichkeit, die lichte Klarheit und Weiträumigkeit fortführte, welche in den gothischen Bauten des Landes geherrscht hatten.... In vielen weltlichen Bauten des belgischen Barockstils spricht die germanische Freude an bunter Vielgestaltigkeit sich aus, am Spiel der ornamentalen Linien; bemerkenswerth ist die beginnende Verweichlichung, man möchte sagen Verfettung des Ornaments, welches den Frauengestalten des Rubens entspricht, die minder scharfe Zeichnung im Blattwerk, in den Kartuschen, sodaß die Ranken wie aus Teig gefertigt erscheinen und jenes fratzenhafte Wesen erhalten, das um die Mitte des 17. Jahrhunderts den deutschen Ornamentisten eigen wurde.... In dem Aufbau der Beguinenkirche zu Brüssel spricht sich das niederländische Wesen im Gegensatz zum italienischen vielleicht am klarsten aus. Dieses Aufstreben, diese Neigung zu lothrechten Gliederungen, zur Entfaltung in die Höhe, zu scharfem Trennen in selbständig wirkende Theile, diese unerschöpflich sprudelnde Schaffenslust im einzelnen, die launische, aber doch vollformige Behandlung des Profils, das ist die echteste Barockarchitektur.... Die Belgier und namentlich die belgischen Jesuiten sind die ersten, welche ältere Kirchen im modernen Sinne „restauriren“, indem sie das vorhandene Alte zu etwas Neuem, Zeitgemäßem umschufen.... Drüben in Belgien der Weihrauch, der Prunk jesuitischen Gottesdienstes, das sinnliche Feuer schaffensfroher Gestaltungskraft, hüben in Holland die Predigt, das Vertrauen auf den Sieg der Wahrheit, die Verständigkeit eines kaufmännisch berechnenden, kalt erwägenden Volks. Drüben Rubens, hüben Rembrandt. Malt jener ein kirchliches Bild, so sucht er die Figuren nach romanischer Weise zum Typischen umzugestalten, so sucht dieser sein Ideal in der ungeschminkten, aber möglichst scharf abgegrenzten Wiedergabe der ihn umgebenden Wesen. Jener erstrebt den mächtigen sinnlichen Ausdruck der Größe des Duldermuths, der Frömmigkeit, dieser die überzeugende Menschlichkeit auch in den kirchlichen Dingen; dort opferbereite Heilige, hier glaubensstarke Bürger.

Gustav Portig.

Militärliteratur.

1. Die Kriegswaffen. Eine fortlaufende, übersichtlich geordnete Zusammenstellung der gesammten Schußwaffen, Kriegsfeuer, Hieb- und Stichwaffen und Instrumente, sowie Torpedos, Minen, Panzerungen und dergleichen, seit Einführung von Hinterladern. Von Emil Capiteine und Ph. von Hertling. Rathenow, Babenzien. 1888. Lex.-8. In Heften zu 1 M. 50 Pf.

„Um ein klares und vollständiges Bild von dem Bestehenden auf dem Gebiete der Kriegswaffen zu erhalten“, heißt es in dem Prospectus des den vorgesetzten Titel führenden Unternehmens mit Recht, „war bisher das Studium einer großen Anzahl umfangreicher Werke und kleinerer Schriften nöthig, welches noch im besondern dadurch erschwert und langwierig war, daß der Stoff sich wiederholte.“ Diesem Uebelstande sind die „Kriegswaffen“ mit gutem Erfolge abzuhelfen berufen, denn sie enthalten einen Ueberblick über den Entwickelungsgang der Waffentechnik, und sollen außerdem in der durch klare Zeichnungen erläuterten, leicht faßlichen textlichen Darstellung sämmtlicher Waffenconstructionen, soweit sie nicht geheim gehalten werden, seit Einführung der Hinterlader in das Heerwesen ein getreues Spiegelbild bringen der riesigen, gerade auf dem Gebiete der Waffentechnik binnen weniger Jahrzehnte gemachten Fortschritte. Die Uebersichtlichkeit des Ganzen wird durch ein jedem einzelnen Bande beizugebendes Sach- und Namenregister in dankenswerther Weise erhöht. Die jetzt nach Abschluß des ersten Bandes fertig gestellten drei

ersten Hefte des zweiten Bandes legen erneutes Zeugniß von dem gewissenhaften Fleiße ab, mit dem die Verfasser die bedeutendsten Bibliotheken bei ihrer Arbeit zu Rathe gezogen haben und bekunden zugleich die gründliche Sicherheit, mit der sie ihr Thema beherrschen. Die „Kriegswaffen“ dürfen deshalb mit gutem Gewissen als werthvolles Handbuch des Waffenwesens empfohlen werden, um so mehr, da sie nicht nur einen Ueberblick über die ältern Constructionen gewähren, sondern in den spätern Heften den Leser fortlaufend in die Kenntniß der neuern Kriegsinstrumente einführen.

2. Dislocationskarte der russischen Armee (im europäischen Reichstheile), nebst tabellarischer Uebersicht der „Ordre de bataille“ und der Armeeverhältnisse im Frieden, in der Mobilisirung und im Kriege. Nach dem officiellen russischen Truppenverzeichnisse „Rosspissanie“ bearbeitet von E. S. Maßstab 1:4,500000. Wien, Artaria u. Comp. 1888. 2 Blatt. Imp.-Folio. 4 M. 80 Pf.

3. Universal-Administrativkarte der österreichisch-ungarischen Armee mit der Eintheilung des Reichs in die Territorial- und Ergänzungsbezirke des k. k. Heeres und der Kriegsmarine, der k. k. und k. ungarischen Landwehr und des Landsturms. Maßstab 1:1,500000. Mit Beilage: Uebersicht der regelmäßigen Ergänzungen an Truppen, welche die bestehenden Stellungsbezirke Oesterreich-Ungarns für das stehende Heer, für die Kriegsmarine, für die Landwehr und für den Landsturm zu leisten haben. Wien, Artaria u. Comp. 1888. Gr. 4. 4 M. 80 Pf. Beilage gesondert 1 M. 50 Pf.

Die langen Titel der beiden Kartenblätter, beziehungsweise ihrer Beilagen geben zugleich die Summe dessen wieder, was der Käufer von ihnen zu erwarten hat. Der gute Ruf, welcher den zahlreichen Karten dieses Verlags vorausgeht, überhebt den Berichterstatter der Mühe, etwas Besonderes zur Empfehlung der vorgenannten Blätter hinzuzufügen. Ich kann mich daher darauf beschränken, ausdrücklich zu betonen, daß die Karten in ihren Angaben bis auf die neueste Zeit fortgeführt, daß sie klar und in mehrern Farben übersichtlich gedruckt sind; daß auch die Angaben der Truppenmengen und Stärken, wie die übrigen auf die innern Heeresverhältnisse bezüglichen Mittheilungen auf den besten zugänglichen Quellen fußen, und daß beide Blätter demgemäß, wo nicht das beste, so doch unter allen Umständen ein vorzügliches und dem Soldaten wie dem Politiker bei seinen Studien geradezu unentbehrliches Hülfsmittel bilden.

4. Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Feldzug 1870—71 von Karl Tanera. Erste und zweite Reihe. Nördlingen, Beck. 1887. 8. 3 M. 60 Pf.

Alle Zeitungen sind in ihren Besprechungen voll des Lobes über diese beiden stattlichen Bände, in denen ein früherer bairischer Offizier frisch und anspruchslos seine persönlichen Erlebnisse oder wenigstens einen Theil derselben während des großen Kriegs erzählt, in welchem zum ersten male seit Jahrhunderten deutsche Söhne aller Stämme wieder Schulter an Schulter kämpften. Man darf dem allgemeinen anerkennenden Urtheile über diese Veröffentlichung rückhaltlos zustimmen. Die Schilderungen verrathen klaren Blick und scharfe Auffassungsgabe, und athmen die Ursprünglichkeit der Gefühle, welche sich in des jugendlichen Offiziers Brust geregt haben, als es ihm vergönnt war, theilzunehmen an den großen weltgeschichtlichen Ereignissen, und an seinem Platze nicht unwesentlich zum Gelingen beizutragen. Der damalige Lieutenant Tanera wurde im Laufe des Feldzugs aus dem Frontdienste herausgenommen und als Ordonnanzoffizier einer Infanteriebrigade des Armeecorps von der Tann zugetheilt. So fand er Gelegenheit, mehr zu sehen und zu hören als Tausende seiner Kameraden, und man kann es als ein dankenswerthes Unternehmen bezeichnen, daß er aus den Aufzeichnungen seines Tagebuchs nun vieles dem größern Publikum zugänglich gemacht hat. Die Bücher — sie sind selbständig nacheinander entstanden und unter dem gemeinschaftlichen Titel als erste und zweite Reihe bezeichnet — waren ursprünglich für die frühern Kameraden des Verfassers, für die Mitkämpfer in manchem blutigen Zusammentreffen bestimmt. Ihre Bedeutung reicht aber über einen solchen engen Leserkreis weit hinaus. Die wahrheitsgetreue, wenn auch mit poetischem Schimmer übergossene Wiedergabe des Selbsterlebten ist vor allen Dingen geeignet, dem heranwachsenden Geschlechte ein treues Stimmungsbild aus jener bewegten Zeit nationalen Aufschwungs zu vermitteln und die Jugend zur Nacheiferung anzuspornen.

Der Verfasser hat im besten Sinne des Wortes einen Treffer mit diesen Erinnerungen gemacht, auch in rein geschäftlicher Beziehung, denn beide Bände haben bereits die zweite Auflage erlebt, und werden in ihrem Siegeslaufe deren wahrscheinlich noch mehrere zu verzeichnen haben.

Wenn ich nach Vorstehendem voll und ganz das durchweg günstige Urtheil über die „Erinnerungen“ theile, so meine ich doch, der Verfasser sollte sich an dem erzielten Erfolge nicht genügen lassen. Wenn er sich entschließen könnte, die beiden Bände bei nochmaliger Durchsicht zu einem geschlossenen Ganzen zusammenzuziehen, die Schilderungen chronologisch zu ordnen, die einzelnen lebensvollen Darstellungen durch die trockene Aufzählung der einzelnen Daten aus der zwischen ihnen liegenden Zeit zu verbinden, die Sprache einer letzten Ueberarbeitung zu unterziehen, und die Namen der häufig nur durch den Anfangsbuchstaben bezeichneten Persönlichkeiten voll auszuschreiben, so würde er ein Werk von geschichtlichem Werthe schaffen, wahrscheinlich das beste, was die Memoirenliteratur über den französischen Krieg hervorgebracht hat.

5. Militärische und sociale Zukunftsträume eines pensionirten Offiziers. Hannover, Hahn. 1888. Gr. 8. 1 M.

Der Verfasser greift in seinen Ausführungen unter anderm auch auf einen Artikel des „Düsseldorfer Anzeigers“ zurück, in dem es wörtlich heißt:

> Die deutsche Armee hat durch ihre Leistungen den äußern Aufbau des neuen Reichs ermöglicht, während das deutsche Volk mit dem innern Ausbau fast nicht von der Stelle kommt.... Im deutschen Volke sind zur Erfüllung seiner Aufgaben die geistigen und moralischen Kräfte nicht nur nicht angespannt, nein, sie sind auf den

wichtigsten Gebieten bis zum Tode erschlafft. ... Fast überall, wo es sich um den innern Ausbau des Reichs in moralischer und volkswirthschaftlicher Hinsicht handelt, stößt der deutsche Vaterlandsfreund auf eine ebenso große Untüchtigkeit des deutschen Volks, wie man im Punkte des äußern Aufbaus auf eine ungewöhnliche Tüchtigkeit der deutschen Armee stieß. Das muß anders werden. Dieser schmachvolle Contrast muß schwinden!

Es wird ausdrücklich dagegen Verwahrung eingelegt, als ob in der vorliegenden kleinen Schrift „unsere bewährte Heeresinstitution" angetastet werden solle, wenn der Verfasser die Veränderungen aufzählt, die im Heere platzzugreifen hätten, um den erwähnten Gegensätzen abzuhelfen:

Bei den Offiziercorps des stehenden Heeres, speciell den Hauptleuten u. s. w. erster Klasse, im allgemeinen eine kürzere Dienstzeit und mithin geringeres Lebensalter, eine Verjüngung dieser Kategorien von Offizieren angestrebt. Dagegen aber die brauchbaren Elemente der Unteroffiziere etwas länger bei der Fahne behalten, sowie auch den Etat derselben erhöht. Ferner den jungen Offizieren der activen Armee eine für ihre Civilanstellung passendere wissenschaftliche Vorbildung gesichert, andererseits aber den Offizieren der Reserve eine zweckentsprechendere militärische Ausbildung gegeben, sodaß sie in Verbindung mit den ältern Unteroffizieren so weit es möglich bereits in der Garnison in der Lage sind, die in zu geringer Anzahl vorhandenen Compagnieoffiziere u. s. w. etwas entlasten zu können. Auch eine stärkere Heranziehung zur Pflichterfüllung derjenigen Elemente, die bisher in wissenschaftlicher oder militärischer Beziehung nicht den Anforderungen als Linien- oder Reserveoffiziere genügt. Endlich sei in der Cavalerie auch eine Verbesserung angestrebt, wo eine Vermehrung wegen der Kosten vorläufig ausgeschlossen.

Man erkennt aus dem Vorstehenden leicht, daß der Verfasser manche Punkte von actueller Bedeutung berührt. Wie er die aufgeworfenen Fragen zu lösen gedenkt, das mag jeder auf den 46 Seiten der Broschüre selbst nachlesen. Er wird dieselbe, trotz der etwas schweren Schreibweise, nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

Hermann Vogt.

Aus Oesterreich.

1. Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Heft 26 bis 57. Wien, Hölder. 1886—88. 4. Jede Lieferung 60 Pf.

Vor längerer Zeit wurde an dieser Stelle der ersten 25 Hefte des großen Prachtwerks gedacht, welches auf Veranlassung des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, dem ja das Ganze Entstehung und Durchführung verdankt, unter Theilnahme der hervorragendsten literarischen und künstlerischen Mitarbeiter in Wien herausgegeben wird. Jetzt, da bereits eine Zahl von Halbbänden dieses schönen Werks in den oben bezeichneten Lieferungen abgeschlossen vorliegt und einen vollständigen Ueberblick gestattet, erscheint auch hier die Besprechung des weiter Erschienenen geboten, zumal keins der bisherigen Werke über Oesterreich-Ungarn, sowol was den Umfang als auch was die ausführliche Behandlung der verschiedenen culturellen und ethnographischen Gebiete betrifft, mit diesem auch nur zu vergleichen ist.

Betrachten wir zunächst den sogenannten „Uebersichtsband", den eine Reihe von Heften zum Abschluß bringt. August von Wojsisovics, ein gewiegter Kenner der Thierwelt, liefert darin eine anziehende Darstellung der Thierwelt, soweit dieselbe auf dem Gebiete Gesammtösterreichs vorkommt. Obgleich die Ergebnisse der neuesten Forschung darin stets berücksichtigt erscheinen, haben wir es in dem umfassenden Aufsatze doch nicht etwa mit einer trockenen Gelehrtenarbeit zu thun, in wohlthuender Abwechselung schildert der Verfasser vielmehr die Fauna zunächst des österreichischen Gebirgslandes, sodann jene des Tieflandes, des Karstes und der Küste und bietet damit zugleich zum ersten mal eine Uebersicht der gesammten Thierwelt Oesterreich-Ungarns von den Säugethieren an bis zu den niedersten Thiergattungen. Nachdem wir von seiner kundigen Hand gelenkt die Alpenregion durchstreift, wo die Gemse, der Adler und der Geier hausen und den Spuren des Hochwildes in dem weiten Waldlande gefolgt, begleiten wir ihn mit demselben Interesse an die Gestade der Adria, aus deren Tiefen er Fische, Muscheln und andere Seethiere hervorzuholen und dem Leser deren Leben zu schildern weiß, nicht ohne auch durch kurze Umrisse die bemerkenswerthesten Eigenthümlichkeiten der Umgebung, des Landes zu entwerfen, in welchem die eine oder andere Thiergattung vorkommt. Wie eine Reihe von Bildern ziehen diese Schilderungen an dem geistigen Auge des Lesers vorüber; daß auch das leibliche Auge eine klare Vorstellung des einzelnen gewinnt, dafür haben tüchtige Künstler, voran der Thiermaler Franz von Pausinger sowie Heinrich Bauk gesorgt. Leben und Bewegung herrscht in den schön ausgeführten und trefflich geschnittenen Zeichnungen der Genannten, ob sie nun die Gemsen, die Vogelschar auf der Reiherinsel oder die Waldscenen mit der Wildkatze und dem Bären zum Vorwurfe gewählt haben. Auch in diesen Bildern ist überall die landschaftliche Umgebung mit den dargestellten Thieren in malerische Verbindung gebracht.

Was die zweite Hälfte des „Uebersichtsbandes" betrifft, so enthalten die Lieferungen derselben die Geschichte der Monarchie von Heinrich von Zeißberg. Dieselbe bildet nebst der ethnographischen Einleitung Baron Andrian-Werburg's und Hunfalvy's ein in großen Zügen entworfenes bewegtes Geschichtsbild, welches trotzdem nicht der Ausführung in Einzelheiten entbehrt und uns das Entstehen und Wachsen des Kaiserstaats von den ältesten Zeiten an bis auf den regierenden Herrscher Franz Joseph I.

darlegt. Es ist ein wichtiger Vorzug der Darstellung, daß sie klar und übersichtlich gehalten die Beziehungen jener einzelnen Nationen Oesterreichs in der historischen Entwickelung auseinandersetzt, welche so vielfache Wandlung erfahren haben und aus denen die Bevölkerung des Staats heute besteht. Die Verschiedenartigkeit dieser Nationen und ihrer Geschicke bis zu deren Vereinigung zum Gesammtstaate erschwert dem Geschichtschreiber Oesterreichs häufig in seiner Darlegung die Uebersichtlichkeit. Die Illustrationen passen sich dem Text an, sie bieten häufig Porträts nach zeitgenössischen Originalen, auch wol Waffen, Münzen, Medaillen und interessante Facsimiles von Handschriften berühmter Persönlichkeiten, unter denen etwa die charakteristischen Schriftzüge Joseph's II. und Maria Theresia's besonders angeführt seien. Vorwiegend sind als Zeichner für diese Abtheilung Fahrenbauer, L'Allemand, H. Charlemont und K. von Sigl zu nennen. Ein großes Facsimileblatt enthält die Belehnungsurkunde Rudolf's von Habsburg vom Jahre 1282.

Reichhaltig und abwechselungsvoll ist der Inhalt des ebenfalls zum Abschlusse gelangten Bandes „Wien und Niederösterreich". Da der „Wien" behandelnde Theil hier schon Berücksichtigung erfuhr, so wäre nur jener Abtheilung zu gedenken, welche das übrige „Niederösterreich" behandelt. Mit großer Frische sind darin besonders die landschaftlichen Schilderungen entworfen, welche den Wienerwald, das Voralpenland, die Donau-Auen und einige andere abgegrenzte Gebiete zum Gegenstande haben. Kronprinz Rudolf selbst ist der Verfasser der Schilderungen des Wienerwaldes und der Donau-Auen, seine schon aus den frühern Partien des Werks bekannte, nicht selten poesiedurchhauchte Sprache wirkt überaus wohlthuend, zumal der Leser den Eindruck gewinnt, daß der hohe Verfasser das gewählte Gebiet vortrefflich kennt und mit wahrer Liebe sich der Schilderung desselben hingibt. Bemerkungen über die Geschichte einzelner Orte, feinsinnige Betrachtungen über das Thier- und Pflanzenleben, welche eingestreut sind, erhöhen das Anmuthige dieser Schilderungen. Als Beispiel möge hier eine Stelle Platz finden, welche das Frühlingsbild der Donau-Auen entwirft:

Frühling ist es, lichtblau der Himmel, warm die Sonnenstrahlen, die an der Sandbank lecken, sodaß Tausende von kleinen Muscheln krystallhell glänzen, grünlich schimmert die Donau und niedrig ist ihr Wasserstand. Ueber Schotterbänke hinweg, zwischen leichtem Weidenanflug, dem großäugige Triele, kleine Sandläufer und Regenpfeifer mit langgedehntem Rufe entfliegen, gelangen wir an Wasserarmen und Laken vorbei; hoch ist schon das Schilf und zwischen breitlaubigen Wasserblumen und saftig grünen Blättern huschen Fische umher und unzählige Frösche; unter unsern Tritten knirscht der heiße Kies und gleich daneben versinkt der Fuß in tiefen Lehm. Stockenten, alle gepaart, plättern empor, erschreckt ihr Nest verlassend, und eine überraschte Otter gleitet in die klare Flut. Ueber ein steil überhängendes Ufer klettern wir hinauf und dringen in die Geheimnisse des Auwaldes ein. Hohe Reitgräser, dichte Gebüsche, mit Waldreben und wildem Hopfen umsponnene Erlen hemmen auf Schritt und Tritt die Wanderung. Die Pappeln duften so eigenthümlich stark, die letzten Veilchen verblassen und die ersten Maiglöckchen entsenden ihren Wohlgeruch, der Bärenlauch und andere Zwiebelpflanzen öffnen ihre Blüten, alles sproßt und grünt, nur dichtes Laubdach ist über uns ausgespannt, in welchem Grasmücken ihre Lieder schmettern und goldgelbe Pirole pfeifend umherhuschen, verliebte Turtel- und Ringeltauben girren in den Kronen der hohen Silberpappeln und Nebelkrähen sitzen krächzend bei ihren Nestern. Nun gelangen wir in einen lichten Bestand. Schlanke weiße Stämme ragen hoch empor, Raubvögelhorste stehen in ansehnlicher Zahl in den gabelförmigen Aesten; rothe und schwarze Milane, Bussarde, Blaufuß und kleinere Falken führen da ein herrliches Leben.... Ein niederer Hau am Rande des Hochwaldes, bedeckt mit dornenbewehrten Gebüschen, hohen Gräsern und einzelnem Röhricht muß durchschritten werden; Fasane fliegen lärmend auf und tänzelnden Flugs flattern allenthalben die am Boden nistenden blauen Wiesen-, weißlichen Korn- und rostbraunen Rohrweihen empor, ein Reh blickt schüchtern nach den fremden Eindringlingen und über dem nahen breiten Schönauer Arm kreist beutesuchend ein weißer Fischadler.

Diese kurze Probe der anschaulichen Darstellungsgabe des fürstlichen Verfassers möge genügen. W. A. von Becker, J. Nordmann, A. Bittner und F. Karrer sind es, welche, nicht minder genaue Kenner der ihnen zugewiesenen Gebiete, die Landschaft derselben und ihre hervorstechenden Eigenthümlichkeiten beschreiben und dem Leser damit geographische Bilder liefern, welche ihn in fesselnder Weise mit dem geschilderten Landstriche und seinen Eigenthümlichkeiten bekannt machen, ohne denselben mit dürren geographischen Daten zu überladen. Selbstverständlich sind gerade in diesem Theile die illustrativen Beigaben mit ein wichtiges Anschauungsmittel. Scheidler, Onken, R. Ruß, Ameseder, Marek und andere wohlbekannte Künstler und Landschaftszeichner wetteifern in der Vorführung malerischer Gebirgs- oder Ortsansichten, schöner Waldpartien oder anmuthiger Gegenden des Donauthals. Die fürstliche Gattin des Kronprinzen, Erzherzogin Stephanie, hat selbst einige zierliche, fein künstlerisch ausgeführte Zeichnungen zu dem Texte ihres Gemahls beigetragen.

Um die Einrichtung des ganzen Bandes, welcher dem Lande Niederösterreich gewidmet ist, kurz zu charakterisiren, sei nur bemerkt, daß eine vorgeschichtliche und geschichtliche Skizze, ein Abschnitt über Volksmusik und den Dialekt, sowie ein solcher über die Kunstgeschichte des Landes und eine Darstellung des „volkswirthschaftlichen Lebens" noch darin enthalten sind. R. von Muth's Untersuchung des Dialekts führt zu sehr bemerkenswerthen Folgerungen und es ist z. B. gewiß eine merkwürdige Beobachtung, welche der Verfasser angestellt hat, daß gewisse Wortformen, die in der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas vorkommen, nachdem sie jahrhundertelang in der Sprechweise nicht mehr gebraucht wurden und verschollen waren, sich in Ausdrücken der niederösterreichischen Mundart wiederfinden. Einen schönen culturgeschichtlichen Beitrag liefert Robert Weissenhofer, der in dem fesselnden Abschnitte „Zur Volkskunde" das Leben und Treiben, die Sitte und die Sagenwelt, die Mythen und Märchen des Volks schildert und damit werthvolle Beiträge zur Kenntniß vom Leben und Treiben der Bevölkerung bietet. Gewissermaßen eine Er-

gänzung hierzu liefert der rühmlichst bekannte Musikschriftsteller Hanslick, welcher auf die Schönheiten und die musikalische Bedeutung des volksthümlichen Liedes aufmerksam macht. Von den Illustrationen müssen Greil's zierliche und naturwahre Bilder aus dem Volksleben, welche uns Bräuche und Sitten daraus anschaulich machen, besonders hervorgehoben werden.

Ein kleinerer Theil der vorliegenden Hefte ist dem Gebiete Ungarns gewidmet. Das merkwürdige Land, über dessen Leben und Treiben noch immer nur wenig bekannt geworden ist, hat insbesondere in M. Jokai, dem tüchtigen Kenner desselben, einen Bearbeiter einzelner Abschnitte gefunden, welche besonders durch anziehende Darstellung ausgezeichnet sind. Was dieser der deutschen Lesewelt längst ebenfalls vortheilhaft bekannte Verfasser über das „magyarische Volk", insbesondere über die Sprache desselben, über das Familienleben, den Glauben und die Urreligion, über den Humor und die Volksdichtung dieser Nation mittheilt, ist durchweg neu und zeugt davon, wie der phantasievolle Dichter sich auch auf dem realen Gebiete historischer Untersuchung gewandt bewegt und die Ergebnisse derselben, ohne weitschweifig oder langweilig zu werden, darzulegen versteht. Wie in ein seltsames Zauberland blicken wir, wo er uns in die uralte magyarische Sagenwelt einführt und Märchengestalten von eigenthümlicher fremdartiger Gestaltung vor dem Auge des Lesers erstehen läßt. Alle diese Helden, Riesen und Zwerge haben manchen Zug mit den mythischen Gestalten der deutschen Lande gemein und sind doch so ganz verschieden von denselben. Ein orientalischer Zauber ruht auf allen den Aeußerungen des Volksgeistes, denen wir hier begegnen, ob dieselben nun der Sage, dem Liede oder dem Sprichworte angehören. Ueber das letztere hat A. Imoe, über die sogenannte „Palastmusik" S. Bartalus gehaltvolle Abschnitte geboten. Es kann hier nicht der Ort sein, aller einzelnen Kapitel zu gedenken; anzuführen wäre aber, daß die letzten derselben über „Landwirthschaft, Viehzucht und Weinbau", die drei wichtigsten Factoren im volkswirthschaftlichen Leben Ungarns (von Törs und Bedö), gediegen und fesselnd abgefaßt sind. Die Illustrationen der ungarischen Künstler stellen sich den übrigen Zeichnungen würdig zur Seite und insbesondere ist die wirkungsvolle phantastische Composition der Scenen aus der Urzeit des Volks von Michael Zichy hervorzuheben.

2. Geschichte Oesterreichs von Alfons Huber. Dritter Band. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 11 M.

Huber's „Geschichte Oesterreichs" wurde seinerzeit, als die ersten zwei Bände vorlagen, ihrer Bedeutung nach gewürdigt. Eine weitere Uebersicht dieses neuesten Werks über Oesterreichs Gesammtgeschichte gestattet der vor kurzem erschienene dritte Band, welcher das vierte, fünfte und sechste Buch und zeitlich die Jahre 1437 bis etwa 1527 umfaßt. Auch in diesem neuen Bande finden wir dieselbe Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit insbesondere bei der Prüfung der Quellen, welche Huber's Geschichtschreibung überhaupt auszeichnet. Es ist auch hier dem Historiker gelungen, manchen bisher in Daten und Angaben fortgeerbten Irrthum nachzuweisen und seiner Darstellung fehlt es nicht an fesselndem Reize, welcher dem Buche auch aus den Kreisen der Nichtgelehrten zahlreiche Leser sichern wird.

Der Band eröffnet eine bedeutsame Phase der Geschichte Oesterreichs, die Periode der ersten Verbindung Böhmens und Ungarns mit dem Reiche, welche die Erwerbung der beiden Königreiche durch Albrecht V. einleitet. Die folgenden Kapitel sind insbesondere der Regierungszeit des Königs Friedrich III. gewidmet, während welcher verschiedene für die Geschichte Oesterreichs wichtige Momente zu verzeichnen sind, so der Streit über die Vormundschaft Sigmund's von Tirol, das Emporblühen des mächtigen Grafengeschlechts der Cillier, das Verhältniß Friedrich's zu Ladislaus Posthumus, nach dem Tode des letztern die Wahl und Anerkennung nationaler Herrscher in Böhmen und Ungarn, die Empörung in Wien, der Krieg mit den Schweizern, die Beziehungen des Kaisers zu Matthias von Ungarn. Ein besonders bemerkenswerther Abschnitt aus Oesterreichs Geschichte ist es, welcher sodann zur Darstellung gelangt, nämlich die Regierungszeit Maximilian's I. und damit die Erhebung des Reichs zur europäischen Großmacht. Huber wendet dieser bedeutenden Zeitperiode auch ganz besondere Aufmerksamkeit zu. Er schildert Maximilian's Charakter und Machtverhältnisse, deutet insbesondere auf die wichtige Umgestaltung des Kriegswesens unter seiner Regierung hin, bespricht sodann eingehender die politischen Verhältnisse, Maximilian's Reformpläne, seine Kämpfe mit den Schweizern und Venedig, die Beziehungen Böhmens und Ungarns unter Wladislaw II. zu Maximilian. Dem culturellen Leben speciell gewidmet sind die Kapitel über des Kaisers organisatorische Thätigkeit und seine Bedeutung als Förderer der Wissenschaften und Künste. In den folgenden Kapiteln ist die Kaiserwahl von 1519 behandelt, woran sich die anziehende Darstellung der Anfänge des Protestantismus in den österreichischen Ländern und der Bauernaufstände in Tirol, Salzburg, Oberösterreich und Steiermark schließt. Die Kapitel: „Böhmen und Ungarn unter König Ludwig II." und „Die Wahl Ferdinand's von Oesterreich zum Könige von Böhmen und Ungarn", schließen den Band ab, welcher somit einen Zeitraum von kaum hundert Jahren behandelt, der aber für das Geschick des Reichs von hoher Wichtigkeit erscheint. Man kann dem Verlaufe dieses bedeutenden Geschichtswerks, das sich durch Genauigkeit und Klarheit besonders auszeichnet, mit Spannung entgegensehen, und der einzige Umstand ist zu bedauern, daß nach den bisher erschienenen Bänden und der breiten Anlage des Ganzen zu urtheilen, bis zum Abschlusse dieses Werks noch geraume Zeit vergehen dürfte. In der historischen Literatur über Oesterreich nimmt es aber jedenfalls einen hervorragenden Rang ein.

Anton Schlossar.

Zur Philosophie und Religion.

1. Philosophie der Freiheit. Eine Weltanschauung im Lichte der christlichen Wahrheit. Durch Johannes Claassen. Zweite, beinahe unveränderte Ausgabe. Gütersloh, Bertelsmann. 1887. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Von F. Wollny. Leipzig, O. Wigand. 1888. 8. 1 M.

Der alte Kampf zwischen den Gedanken und Anschauungen der Wissenschaft und den lebendigen Wünschen und Hoffnungen des religiösen Glaubens wird auch in unsern Tagen mit Eifer und Nachdruck von Berufenen und Unberufenen gekämpft. Die beiden obengenannten Beiträge haben, obwol sonst in ihrer Richtung durchaus entgegengesetzt, zweierlei gemeinsam: den guten Willen und die irrthümliche Ansicht vom Wesen der Religion. Während der eine in phantasievollen Farben eine Weltansicht entwirft, die alles im Lichte religiöser Betrachtung auffassen lehrt, und das Christenthum dadurch zu empfehlen meint, daß er eine mystisch-theosophische Deutung im Sinne Baader's und Schelling's allen Vorgängen der Natur beilegt, sucht der andere zu zeigen, daß die Religion aus einer alles umspannenden Weltanschauung gegenwärtig zum Phantom geworden, das die einzelnen Wissenschaften und die wissenschaftliche Philosophie zu ersetzen bestimmt und befähigt sei. Vielleicht kann die Wahrheit nicht deutlicher hervortreten, als in solchen Gegensätzen.

Das Buch von Johannes Claassen: „Philosophie der Freiheit" (Nr. 1), enthält fünf Abschnitte: „Die Freiheit an sich", „Die natürliche und die geistige Freiheit", „Die staatliche und die kirchliche Freiheit", „Die sittliche und die religiöse Freiheit", „Die Freiheit und die Geschichte". Wir wollen diese einzelnen Abschnitte durch einige Proben zu charakterisiren versuchen. In dem ersten heißt es:

> Die auffahrende, feuerflutende Bewegung (f), durch starren harten Widerstand (r) zu lichtem und leichtem Dasein (ei) gelangend: das heißt frei und Freiheit (S. 15). Jedwedes Wesen ist frei, wenn es dem Gesetz seines Wesens und Daseins, welches zugleich das Gesetz seines wahren Wohlseins ist, entsprechen, seine eigenthümliche Gabe verwerthen, seine besondern und allgemeinen Aufgaben erfüllen kann; und jedwedes beweist diese seine Freiheit, wenn es sie wirklich erfüllt und verwerthet, seiner Natur wirklich entspricht (S. 17—18).

Im zweiten Abschnitte werden naturwissenschaftliche Behauptungen geäußert, denen vielleicht am Anfange des 19. Jahrhunderts eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen war. Es ist die Schelling'sche Naturphilosophie, welche aus diesen Blättern zu uns redet. Als die drei materiellen Elemente erscheinen Erde, Wasser, Luft, als das vierte nichtmaterielle der Aether. An und in diesen Stoffen bethätigen sich sieben Kräfte, die im Grunde nur eine sind. Die Lebenskraft, die organische,

> ist der höhere, lichte Gegenpol zu jener finstern, mechanisch wirkenden Schwere; die Octave in jener Tonleiter der Kräfte, deren Grundton die Schwere, deren sechs Zwischentöne die andern sechs immer höher sich emporstufenden Naturkräfte darstellen, ähnlich den sechs Regenbogenfarben zwischen dem schwarzen Pol der Finsterniß und dem weißen des vollen Lichts (S. 36).

Im dritten Abschnitte wird eine constitutionelle erbliche Monarchie als bester Ausdruck staatlicher Freiheit ein wenig redselig empfohlen, mit Wärme der Socialismus bekämpft und der gesetzliche Schutz der Sittlichkeit und der Religion durch den Staat gefordert. Da nun die Kirche die eigentliche Trägerin dieser beiden Culturmächte ist, so wird auch sie der staatlichen Pflege überwiesen. Trotzdem verlangt der Verfasser unter gegenwärtigen Verhältnissen die Trennung von Staat und Kirche und sucht in ausführlicherer und im ganzen, wie wir meinen, zutreffender Weise den Antheil beider Institutionen an gemeinsamen Aufgaben abzugrenzen.

Der vierte Abschnitt beginnt mit einer Behandlung der Willensfreiheit, die angesichts der großen Verwirrung und Uneinigkeit in Bezug auf das genannte Problem, als kurz und klar, wenn auch keineswegs als erschöpfend und einwurfsfrei bezeichnet werden darf. Es folgen von idealem Sinn zeugende Auseinandersetzungen über Religion und Sittlichkeit. „Die Religion hat zum Inhalt und Ziel Gottbildlichkeit und Gottinnigkeit im Sein, die Sittlichkeit Gottähnlichkeit im Thun" (S. 199). Darauf gibt Claassen eine Darstellung der wesentlichen Züge des Christenthums, der wir eine Hinneigung zum Allegorisiren und Symbolisiren vorwerfen müssen. Als ob in einer mystischen Hervorhebung der Zahl etwas religiös Werthvolles zu finden wäre! Etwas mehr Freiheit jener Art, wie sie uns Luther in seiner Freiheit eines Christenmenschen vorführt, wäre dem Verfasser zu wünschen, aber sein Bestreben bleibt lobeswürdig. Als Anhang zu diesem Abschnitte werden Aeußerungen von Franz von Baader über die Freiheit mitgetheilt. Das Buch schließt mit einem Ausblick auf die menschliche Zukunft und rückblickender Deutung der Geschichte an der Hand der Heiligen Schrift. Die drei Principien oder Grundmächte der Weltgeschichte sind Gott, Satan und die Welt. „Durch Kampf zum Siege und durch Kreuz zur Krone! Das ist der Weg." Wir glauben, daß die edle Absicht des Verfassers reiner und wirksamer hervorgetreten wäre, wenn er auf theosophische Einkleidung seiner Ansichten verzichtet und die Verquickung mit naturwissenschaftlichen Lehren vermieden hätte.

Das letztere namentlich gibt dem Verfasser der zweitgenannten Schrift „Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft" (Nr. 2) allein das Recht, von einer Beseitigung der Religion durch die Wissenschaft zu sprechen. Aber welch einseitiges, ja durchaus falsches Bild von der Religion hat und entwirft F. Wollny! Sie ist ihm entstanden aus der causalen Zurückführung der Naturvorgänge auf persönliche Urheber und aus dem Bedürfnisse, sie mit denselben ins Einvernehmen zu setzen,

sie hat sich dadurch weiter entwickelt, daß höher begabte Naturen sich als Sendlinge der höhern Mächte ausgaben, die sie bei ihren Mitmenschen anerkannt fanden und als Priester vermittelnd und gesetzgeberisch auftraten. Auf der höchsten Stufe ist Monotheismus und Pantheismus zum Vorschein gekommen, und die Religion bedeutet hier „nichts anderes, als das Streben des Menschen in einer einheitlichen Auffassung von Welt und Leben Halt und Ruhe im Innern zu finden“. Danach wird eine materialistische Philosophie als die eigentlich wissenschaftliche in kurzen Worten geschildert und der praktisch-sittliche Vorzug derselben vor der religiösen Philosophie oder der Religion behauptet. Wir bedauern hier lebhaft, daß dem Verfasser, welcher es mit seiner Sache ernst zu nehmen scheint, die echte christliche Frömmigkeit und Sittlichkeit verborgen geblieben ist. Seine Vorwürfe sind deshalb auch keineswegs durchschlagend. Daß nun die Philosophie im Stande wäre, die Religion zu ersetzen, kann nur derjenige meinen, welcher das Wesen beider verkennt. Wir können den Verfasser nur dringend auf ein Buch, wie dasjenige von Kaftan: „Das Wesen der christlichen Religion“, hinweisen, woraus er reiche Belehrung zu schöpfen vermag. Den philosophischen Katechismus halten wir für vollends verfehlt. Er enthält als drittes Gebot: Es gibt kein Leben nach dem Tode; als viertes: Der Mensch soll die Natur heilig halten; als fünftes: Der Mensch soll nach Vollkommenheit, d. h. nach körperlicher und geistiger Gesundheit streben.

Oswald Külpe.

Uebersetzungen.

Fremdländische Blumen. Eine Sammlung mustergültiger metrischer Uebersetzungen von modernen Autoren. Gesammelt und geordnet von Georg von Schulpe. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 2 M.

Der Ausdruck mustergültig ist ein gewagter und wäre wol um so mehr zu vermeiden gewesen, als der Verfasser selbst eine Anzahl Uebersetzungen beigesteuert hat. Bei der Unmasse von deutschen Uebersetzungen, welche jährlich erscheinen, hat es überhaupt sein Bedenkliches, wie es in der Einleitung geschieht, Vollkommenes zuzusichern, denn aus der Natur der Schwierigkeiten, nicht des Verdeutschens, wol aber des Verdeutschens in streng metrischer Form entspringt die Unmöglichkeit, Vollkommenes auf diesem Gebiete zu leisten, und selbst nur dafür bürgen zu wollen, daß man aus jener Unmasse von Uebersetzungen das Beste biete, ist etwas viel zu weit Gehendes: niemand hat die Zeit zu solcher Auslese und nur ganz wenige hätten dazu die ausreichenden Sprachkenntnisse und das genügende Maß poetischen Geschmacks. Der Verfasser hat nun, wie er sagt, lediglich lebenden Uebersetzern das Wort geben wollen (einzig ein Geibel'sches Gedicht bildet eine Ausnahme), und da lebende Dichter kein Interesse dabei haben können, den von ihnen herausgegebenen und im Buchhandel käuflichen Uebersetzungen durch Sammlungen, wie die vorliegende, eine Concurrenz bereitet zu sehen, so schließt dies Anleiheverhältniß die zum Abgeben einer freimüthigen Kritik erforderliche Unbefangenheit selbstverständlich aus, und er hätte sicherlich gut gethan, statt Uebersetzer wie Voß, Schlegel, Tieck u. a., als durch die Uebersetzer „der zweiten Hälfte unsers Jahrhunderts“ in „unsterblichen Werken“ überholt, in den Hintergrund zu verweisen, sich einfach auf wenige sachgemäße literarische Notizen über die betreffenden Epigonen zu beschränken. Auch mir, als Uebersetzer der Fischeridylle „Enoch Arden“, hat der Verfasser weit mehr Weihrauch gespendet, als angesichts der zahlreichen andern Verdeutschungen dieser Dichtung mir, wie ich vermuthe, zukommen dürfte; auf alle Fälle halte ich des Verfassers Meinung, der Culminationspunkt sei erreicht und „überschritten könne er kaum noch werden“, für durchaus anfechtbar. Jeder begabte neue Uebersetzer findet durch seine Vorgänger seinen Weg in so hohem Grade erleichtert, daß er ohne allzu große Mühe bei sonst ausreichender Beanlagung auf das von andern geleistete Gute das Bessere folgen lassen kann. Aber über dieses nicht allzu erquickliche Kapitel habe ich erst unlängst in den October- und Novemberheften 1887 der Zeitschrift „Unsere Zeit“ mich eingehend ausgesprochen. Die in dem Buche enthaltenen Uebersetzungen sind Proben aus der alt- und neuhellenischen, der französischen, der englischen, der italienischen, der spanischen und der orientalischen Literatur. Da vieles bereits in anderer Form unter der Buchdruckerpresse gewesen und auch kritisch schon gewürdigt worden ist, läßt sich hier nicht näher darauf eingehen.

Robert Waldmüller.

Feuilleton.

Die „Zeitschrift für Geschichte und Politik“, herausgegeben von H. von Zwiedineck-Südenhorst (Stuttgart, Cotta), auf deren erweitertes Programm wir zu Anfang des Jahres (Nr. 7) hingewiesen haben, hat in ihren folgenden Heften neben manchem anziehenden historischen Aufsatze auch der politischen Betrachtung sich zugewendet. Wir nennen unter jenen besonders den umfänglichen von Karl Jentsch: „Staat und Kirche in Toscana unter dem Großherzoge Leopold I.“, die anziehende Mittheilung von Briefen Friedrich's von Gentz an den Consistorialrath Böttiger in Weimar über den Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. von Preußen durch M. Spieß, die Studie Karl Theodor Heigel's über „Das westfälische Friedenswerk von 1643 bis 1648“

und die Otto Eduard Schmidt's über „Die Visconti und ihre Bibliothek zu Pavia", endlich den Bericht Rudolf Hanncke's über die handschriftliche pommersche Chronik des Cosmus von Simmern aus dem ersten Drittel des 17. Jahrhunderts, ein adeliges Seitenstück zu den bekannten Aufzeichnungen Bartholomäus Sastrow's. Von den politischen Artikeln halten wir für sehr beachtenswerth die Auslassung des Herausgebers über „Das böhmische Staatsrecht und die deutschnationale Politik in Oesterreich", eine ernste Mahnung an seine Landsleute, in Berücksichtigung der thatsächlichen Lage und in Erwägung der Nutzlosigkeit ihres bisherigen Verhaltens die Stellung anzustreben, in der sie wieder ein thatkräftiger Factor des Staatslebens der Monarchie und ihrer Kronländer werden könnten. — Auf die Verhältnisse bei uns selbst geht R. G. mit einem gehaltvollen Worte über die „Wandlungen der Parteigegensätze im Deutschen Reiche" ein, das in dem Vorschlage gipfelt, dem Sonderstandpunkte der Linken und Rechten den Staatsgedanken mit voller Schärfe entgegenzusetzen und so den Plan der Bildung einer Mittelpartei mit verschwimmenden Grenzen und auf- und niedertauchenden Zielen gegen die Gründung einer Staatspartei auszutauschen, die ihre Antriebe den unmittelbaren Bedürfnissen des staatlichen Lebens in seinem gesammten Umfange entnehmen würde.

— Wir haben schon einmal hingewiesen auf die von Julius Stettenheim herausgegebene illustrirte Zeitschrift „Das humoristische Deutschland" (Breslau, Schottländer). Von ihr liegen uns vor Heft 8—13 des dritten Jahrgangs, deren jedes so zahlreiche Erzählungen und Gedichte enthält, daß wir unmöglich einzelne daraus namhaft machen können. Es genüge, die reiche Fülle des Gebotenen, die schlagende Charakteristik in erheiternder Form, die trefflichen Gedichte und Sinnsprüche auch diesmal wieder rühmend hervorzuheben. — In einem Heft sind zwei Humoresken aus dem Soldatenleben vereinigt: „Der Flankierbaum. Die erste Instructionsstunde"; Verfasser ist der auf diesem Gebiete sehr heimische Victor Laverrenz, Zeichner G. Brandt. Die (doch wol übermäßig glänzend ausgestatteten) Humoresken sind von sehr leichtem Kaliber, bereiten aber einige angenehme Minuten durch ihre drastische Satire auf gewisse Zustände unsers Soldatenlebens. — Aus den Heften 4—7 der „Deutschen Worte" von Engelbert Pernerstorfer heben wir den Aufsatz hervor: „Der Wucher und die Bauern in Deutschland", von J. Platter. — Aus der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff, haben wir zu nennen Heft 23 und 24 der zweiten Serie der Neuen Folge (Hamburg, J. F. Richter), deren Themen lauten: „Entwickelung des Welthandels", von Victor Pfannschmidt; „Der culturgeschichtliche Werth der römischen Inschriften", von A. Zimmermann. Heft 49/50 der dritten Serie enthält: „Die erste Entdeckung von Amerika", von Rasmus B. Anderson, übersetzt von Mathilde Mann. Heft 51: „Byron im Lichte unserer Zeit", von Immanuel Schmidt; Heft 52: „Goethe — und noch immer kein Ende", von Karl Friedrich Jordan. Aus den in demselben Verlage erscheinenden „Deutschen Zeit- und Streitfragen", herausgegeben von F. von Holtzendorff, heben wir hervor Heft 16, 33 und 34, welche die Behandlung folgender Themen enthalten: „Ueber den Werth der deutschen Sprache für nationales Bewußtsein", von Heß; „Die Aufgabe der Medicin in der Schule", von W. Loewenthal; „Lessing und die heutigen Schauspieler" von Karl Michel. — Heft 4 und 5 des dreizehnten Bandes der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens" (Heilbronn, Gebr. Henninger) enthalten die für conservative Kreise sehr lesenswerthen umfänglichen Abhandlungen: „Die Verfassung der evangelischen Kirche", von Martin von Nathusius; „Der Weltsprachschwindel", von Karl Feyerabend. — Aus dem dritten Heft der reichhaltigen Monatsschrift „Frauenberuf", herausgegeben von Frau J. Kettler (Weimar, Weißbach) heben wir hervor die Artikel: „Erwerbsthätigkeit", „Haushalt", „Aus dem geistigen Leben unserer Tage". — Endlich führen wir aus den vorzüglichen Heften „Gegen den Strom" (Wien, Gerold's Sohn) das siebzehnte und achtzehnte an mit den zeitgemäßen Themen: „Pikante Lektüre"; „Moderne Wohlthäter".

Bibliographie.

Bax, A. E. R., Zur Reform der Orthographie. Blicke auf die Mängel der gegenwärtigen Rechtschreibung und Fingerzeige zur Beseitigung derselben. Danzig, Axt. Gr. 8. 60 Pf.

Erhardt, F., Kritik der Kantischen Antinomienlehre. Leipzig, Fues. Gr. 8. 2 M.

Fischhof, A., Der österreichische Sprachenzwist. Ein Wort aus Anlass der diesjährigen historischen Gedenktage, an seine Mitbürger gerichtet. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Flach, J., Die Zukunft Deutschlands. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 1 M.

Fragmente einer neu entdeckten Bibel. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M.

Gaquoin, K., Die Grundlage der Spencerschen Philosophie, insbesondere als Basis für die Versöhnung von Religion und Wissenschaft, kritisch beleuchtet. Nebst einem Anhang: Zur Kritik des Laasschen Positivismus. Berlin, Haude u. Spener. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Giesecke, G., Knospen und Blüthen. Gedichte. Hildesheim, Lax. 12. 2 M.

Höfer, P., Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Holst, H. v., Verfassung und Demokratie der Vereinigten Staaten von Amerika. I. Thl.: Staatensouveränetät und Sklaverei. 5te Abth.: Von der Inauguration Buchanan's bis zur Zerreißung der Union. 1ste Hälfte. — A. u. d. T.: Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. 4ter Bd. 1ste Hälfte. Berlin, Springer. Gr. 8. 6 M.

Israel, A., M. Valentin Weigels Leben und Schriften. Nach den Quellen dargestellt. Mit Weigels Bildnis und einer Nachbildung seiner Handschrift. Zschopau, Raschke. Gr. 8. 3 M.

Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. 23. Jahrgang. Weimar, Huschke. Gr. 8. 12 M.

Kohut, A., Friedrich Wieck. Ein Lebens- und Künstlerbild. Mit zahlreichen ungedruckten Briefen. Dresden, Pierson. 8. 5 M.

Kranewitter, F., Lyrische Fresken. Gedichte. Innsbruck, Gaßner u. Comp. 12. 1 M.

Der Krieg von 1870—71, dargestellt von Mitkämpfern. 3ter Bd.: Die Schlachten von Beaumont und Sedan von Hauptmann z. D. C. Tanera. Mit 1 Karte. Nördlingen, Beck. 8. 2 M.

Lange, M., Goethe's Quellen und Hilfsmittel bei der Bearbeitung des Reineke Fuchs. Colberg, Warnke. Gr. 4. 1 M.

Lippmann, J., Der Tugendpreis. Novelle. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 1 M.

Masing, E., Die Luft in ihrem Einfluss auf unsere Gesundheit. Vortrag. St. Petersburg, Ricker. Gr. 8. 1 M.

Meschtschersky, W. Fürst, Die Kursistin oder weibliche Studenten. Roman. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Russischen in's Deutsche übertragen von F. Leoni. 2 Thle. Breslau, Schottländer. 8. 9 M.

Mittheilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Freiherrn v. Danckelman. 1888. 1stes Hft. Berlin, Asher u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Möller, F., Gedenkbuch zum 24. März 1888, dem 40. Geburtstage der Erhebung Schleswig-Holsteins. Nachrichten über die bestehenden Kampfgenossen-Vereine, Denkmäler 2c. Festspiele und Lieder. Verzeichnis der Offiziere 2c. der Armee. Altona, Reher. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Müller, W., Deutsche Geschichte bis zum Jahre 1888. Illustrierte Volksausgabe. Stuttgart, Krabbe. 8. 4 M.

Natzmer, G. E. v., Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. I. Tl.: 1840—1848. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Nonnemann, F., Die Völkerwanderung und die Kultur ihrer Zeit. Leipzig, Werther. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Ohorn, A., Fürst und Bürger. Historisches Schauspiel. Gotha, F. A. Perthes. 8. 1 M. 20 Pf.

Perk, M. A., Der Protestantismus im Grossherzogthum Luxemburg. Aus dem Niederländischen übersetzt. Weimar, Zuckschwerdt. Gr. 8. 60 Pf.

Pfeil, J. Graf, Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ost-Afrika. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Placzek, B., Wiesel und Katze. Ein Beitrag zur Geschichte der Hausthiere. Brünn, Epstein. Gr. 8. 1 M. 36 Pf.

Prel, C. du, Die Mystik der alten Griechen. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 3 M.

Rethwisch, E., Kaiser Friedrich. Gedicht. Berlin, Schneider u. Comp. Lex.-8. 25 Pf.

Schneider, L., Aus dem Leben Kaiser Wilhelms. 1849—1873. Mit dem Bildniß des Kaisers und einem Autogramm. 3 Bde. Berlin, Janke. Lex.-8. 30 M.

Wildenbruch, E. v., Unser Fritz. Gedicht. Berlin, R. Kühn. Gr. 4. 50 Pf.

Ziel, E., Litterarische Reliefs. Dichterportraits. 3te Reihe. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 3 M. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständig liegt vor:

BILDER-ATLAS
der
Wissenschaften, Künste und Gewerbe.
Volksausgabe.

444 Bildertafeln in Stahlstich, Holzschnitt und Chromolithographie.

In Octav
(mit einmal gebrochenen Tafeln). 80 Lieferungen à 50 Pf. Complet 40 M. 3 Einbanddecken hierzu 5 M.

In Querquart
(mit ungebrochenen Tafeln). Geb. in zwei Bänden 50 M. **Erläuternder Text.** 2 Bände. 8. Geh. 10 M. Geb. 12 M.

Der „Bilder-Atlas der Wissenschaften, Künste und Gewerbe", das einzige Werk, welches eine alle Wissensfächer umfassende, systematisch geordnete und möglichst vollständige Bilderencyklopädie, **ein Conversations-Lexikon in Bildern** darbietet, hat beim deutschen Publikum sowol wie im Auslande unbestrittene Anerkennung gefunden. Auf vielseitig geäusserten Wunsch veranstaltete die Verlagshandlung eine Volksausgabe des trefflichen Werks zu wesentlich ermässigtem Preise. Dieselbe liegt vollständig vor und ist in Octav- oder in Querquart-Format, mit oder ohne Erläuternden Text, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken
in Sachen der **Magnetisation** auf telepathischem Wege von **Dr. F. Wollny.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
Kleines Conversations-Lexikon.

Vierte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit zahlreichen Karten und Abbildungen.

Zwei Bände.

Geheftet 15 M. In Halbfranzband 18 M.

(Auch in 60 Heften à 25 Pf. zu beziehen.)

Brockhaus' Kleines Conversations-Lexikon hat sich bei dem deutschen Publikum als ein alle Wissensgebiete umfassendes, kurze, aber ausreichende und zuverlässige Auskunft gebendes encyklopädisches Nachschlagebuch für den Handgebrauch fest eingebürgert und jedem, der es einmal benutzte, unentbehrlich gemacht. Dasselbe umfaßt 120 Bogen Text sowie Karten und Abbildungen auf 90 schwarzen und farbigen Tafeln.



Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.







Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 31. — 2. August 1888.

Neue Dramen.

Bei einer Besprechung neuer Dramen scheint es uns nicht unangebracht, einleitend an eine Schrift zu erinnern, die 1885 in Göttingen bei Vandenhoeck u. Ruprecht erschien: „Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung" von A. Oehlen. Dieselbe beschäftigt sich in geistreich sinnvoller Weise mit der Untersuchung der Theorie, welche Aristoteles für die Tragödie aufgestellt, indem sie sich bemüht, solche mit der Verfassung und dem Zustande unserer heutigen Wissenschaft in Einklang und Uebereinstimmung zu bringen. Ausgehend von dem Satze Herder's: „So verschieden die Zeiten sind, so verschieden muß auch die Sphäre des Geschmacks sein, obgleich immer dieselben Regeln wirken", erörtert sie zunächst die Vorschriften des griechischen Aesthetikers bezüglich des Trauerspiels, weist an den Stücken des Aeschylos, Sophokles und Euripides deren Innehalten nach und geht dann auf das Drama des Mittelalters über, indem sie verlangt, daß dieses, ähnlich wie sich die griechische Tragödie mit der griechischen Weltanschauung erfüllt hatte, sich, von der Kirche ausgehend, mit der christlichen erfülle. „Die großen Passionsspiele des 14. und 15. Jahrhunderts sind das herrlichste Erzeugniß der christlichen Weltanschauung, wie die Tragödien des Sophokles der antiken." Aber sie verkamen und verlüderten mit dem Verfalle des Klerus und stürzten mit dem Ablaßkram Tetzel's vor der Wahrheit Luther's. Luther setzte indeß an den Platz der alten christlichen Weltanschauung keine neue, sondern reinigte und erweiterte sie nur in gewissem Sinne. „An die Stelle des Menschenschicksals traten die Schicksale der Menschen, die Erlebnisse, durch welche, wenn auch nicht Mitleid und Furcht, so doch dem Mitleid Aehnliches, das Interesse, bewirkt werden konnte. Die mittelalterliche Tragödie hatte die reinigende Kraft des Todes als Schicksalsbesiegers gezeigt und der Tod als solcher behielt im Volksbewußtsein diese Kraft, obgleich er doch nur noch der Beschließer der Schicksale war. Aus diesem Grunde wird in die Definition der Tragödie eine Bestimmung aufgenommen, die mit ihrem Wesen durchaus nichts zu thun hat: der Tod des Helden wird das Charakteristikum der Tragödie. Die Tragödie, ihres Wesens beraubt, wird Trauerspiel."

Wir sind damit an die Zeit Hans Sachs', Jakob Ayrer's, des Herzogs Julius von Braunschweig und der englischen Komödianten gelangt. Schreck und Grausen beherrschen, entsprechend dem Dreißigjährigen Kriege, die Breter. Opitz, Gryphius, Lohenstein und Christian Weise bestreben sich dann, der deutschen dramatischen Dichtung mehr künstlerische Form zu geben, Gottsched regelt sie nach französischem Muster und Lessing leitet sie auf Shakspeare und schafft selbst das erste bürgerliche Trauerspiel.

Inzwischen hat „die französische Philosophie des 18. Jahrhunderts, allen voran Rousseau, versucht, das menschliche Leben in seinen Bedingungen zu ergründen, gewissermaßen naturwissenschaftlich zu zergliedern". Daraus entwickelt sich allmählich eine neue Weltanschauung, die naturwissenschaftliche, und nun forscht der Verfasser: „Ist diese im Stande, der dramatischen Kunst, ebenso wie die antike, wie die christliche, ein Schicksal zu geben? Ist auf ihrer Basis eine Tragödie möglich?"

Unser Autor meint: Ja. Davon ausgehend, daß die naturwissenschaftliche Weltanschauung im Leben einen Kampf ums Dasein und in ihm das Mittel zur Vervollkommnung der Lebewesen sieht, erkennt er in den Factoren der Bildung das moderne Schicksal und erklärt: der Held einer modernen Tragödie darf wie in der alten Tragödie weder vollkommen gut oder schlecht, so in der Harmonie seiner Bildung nicht ungefährdet sein. Im Kampfe ums Dasein muß sich zeigen, daß die guten Factoren noch keinen

endgültigen Sieg über die schlechten, die schlechten keinen über die guten davongetragen und daß schließlich nur ein versöhnlicher Austrag durch Opferung oder Untergang der eigenen Existenz des Helden erreicht wird.

„Shakspeare und Schiller haben mit bewunderungswürdiger Klarheit das Leben nach naturwissenschaftlicher Intuition geschildert und die Tragödien «Hamlet» und «Maria Stuart», «Coriolan» und die «Räuber» sind Muster der naturwissenschaftlichen Tragödie von fast idealer Reinheit. Ihnen schließen sich an: Lessing mit seiner «Emilia Galotti», Goethe mit seiner «Iphigenie», Gutzkow mit seinem «Uriel Acosta». Spuren dieser Anschauung finden sich in der «Jungfrau von Orleans», in «Kabale und Liebe», «Tell» und «Don Carlos»."

Dies alles erläutert eingehend die anziehende Schrift, die wir darum im Eingange unserer diesmaligen Beurtheilung neuer Dramen glaubten strebsamen Dramatikern zum Studium empfehlen zu sollen; denn eben im Studium, d. h. in der Erkenntniß desjenigen, was der dramatischen Schöpfung zeitgemäße Bedeutung und Wirkung gibt, finden wir sie meistentheils gar sehr im argen liegend.

1. Agnes von Meran. Geschichtliches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Victor Altermann. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1888. 8. 2 M.

Wir müssen zunächst erstaunt fragen: In welcher Zeit leben wir und in welcher der Verfasser? Er hat sein Stück zum größern Theil in gereimten oder ungereimten Alexandrinern, zum kleinern in den kurzen Reimzeilen der spanischen Tragödie geschrieben, also in Versmaßen, von denen das erste bei uns ganz überwunden, das andere aber so wenig noch gebräuchlich ist, daß Adolf Wilbrandt es selbst für die Dramen Calderon's durch die Jamben ersetzt hat. Und in diesen abgelebten Formen führt uns Victor Altermann seine „Agnes von Meran" vor, die dann freilich, dieser Einkleidung gemäß, auch dem ganzen dramatischen Inhalt und Wesen nach steif und aufgebauscht, ohne frisches, gesundes Leben und jede natürliche und ergreifende Bewegung genannt werden muß. In dieser Art durfte etwa Andreas Gryphius um 1648 eine „Agnes von Meran", aber kein Dramatiker am Ende des 19. Jahrhunderts schreiben, wenn er sich nicht eines dramatischen Anachronismus und einer Versündigung gegen den Zeitgeschmack schuldig machen wollte.

Das Stück beginnt im Kloster Beaurepaire, in das Philipp August II., König von Frankreich, seine rechtmäßige Gemahlin, Ingeburg von Dänemark, gesteckt hat, um Agnes von Meran, seine Geliebte, heirathen zu können. Die erstere lebt der Meinung, daß es nur geschehen sei, daß sie „Frömmigkeit und Zucht" lernen und dann zu dem Gemahl zurückkehren solle. Aber Pierre Lorrain, der ihr aus dem Heimatlande gefolgte Hofnarr, belehrt sie eines Bessern und läßt sie eine Klage an den Papst unterschreiben, in der das Unrecht, welches ihr Gatte gegen sie begangen, eingehend erörtert wird. Die zweite Hälfte des ersten Acts gehört dann Agnes, die durch ihre Umgebung von jener Klage und deren Ueberreichung an den heiligen Vater Kenntniß erhält und sich Sorge darüber macht. Der König tröstet sie jedoch, beruft sich darauf, daß der Hofkaplan Benedict seine erste Ehe kirchlich getrennt und seine zweite ebenso kirchlich eingesegnet. Er ruft zum Schluß dieses ersten Aufzugs:

O Agnes, heißgeliebte, du bist mein starkes Weib,
Mein ist die Seele dein, mein ist dein süßer Leib —
Laß dräun die Klerisei, laß dräun die ganze Welt —
Der Gott, der uns vereinigt, uns treu zusammenhält.

Im zweiten Aufzuge macht ein römischer Cardinallegat dem Hofkaplan Vorwürfe über sein Verhalten und fordert um jeden Preis Lösung der zweiten Ehe des Königs und Wiederknüpfung der ersten, und während er selbst nun geht und Philipp August erst gütlich zu überreden, dann durch Bann und Interdict des römischen Stuhls vergeblich einzuschüchtern versucht, beschließt Benedict, Agnes durch Gift aus dem Wege zu räumen. Einer bigotten Dienerin, der ehemaligen Amme der Königin, bedient er sich dabei als Helferin, indem er ihr vorspiegelt, ihr ein Gesundheitstränklein für die leidende Herrin anzuvertrauen. Indeß nun der König, aufs äußerste getrieben, zornig ausruft:

Bei Saint-Denys! die Schmach! Das muß ein Ende nehmen,
In meinem Land will ich allein der Herrscher sein,
Ich müßte wahrlich tief mich meines Thrones schämen,
Wenn man von Petri Stuhle ein Wörtchen spräche drein.
Ich geh' nicht nach Canossa, wie Kaiser Heinrich that.
Und Innocenz der Dritte ist nicht Gregor der Siebte (!),
Ich will nicht Roms Gericht, will nicht der Kirche Rath
In dem, was mir zu thun auf meinem Thron beliebte —

und daran denkt, sich von Rom loszusagen und unter seinem Protectorate eine eigene Kirche zu gründen, spricht am Ende dieser Handlung der Cardinallegat vor der Kathedrale von Notre-Dame in Paris den großen Bannfluch über den Herrscher und sein Land aus.

Der dritte Act zeigt den Jammer des Volks und den Schmerz der Agnes darüber, die ihre Oberhofmeisterin, Marquise von Montferrat, vergebens zu trösten sucht, indem sie sehr aristokratisch äußert:

Doch seid Ihr erregt ohne Grund, denn Ihr schlaget bei weitem zu hoch an
Der Stellung des Königs entgegen die Lage der Unterthanen
Zum Herrschen sind Fürsten geboren, zum Dienen die Völker der Erde,
Und was sie an Freuden genießen — den Fürsten sollen sie's danken.

Sie mahnt Agnes zur Gewissensruhe und zum Genusse ihrer Stellung. Denn, sagt sie:

Denn Minne, wie Ihr sie erfahren, ist wie eine Tanzmelodie,
Die ohne Besinnen im Kreise die wirbelnden Füße Euch führt,
Sie ist das himmlische Feuer, das Gott in den Menschen geschürt,
Was kann dann der Mensch nun dafür, daß es ihm so brennet und siedet.

Im vierten Aufzuge sieht sich der König von aller Welt verlassen, ohne Macht, ohne Einfluß, vergebens ringend,

sich dem Joche Roms zu entziehen. Agnes, die bereits die Spuren des Gifts zeigt, kommt, ihn anzuflehen, sich vor dem Papst zu beugen und um seinen Segen für die neue Ehe anzugehen. Philipp August verspricht es, wenn auch aussichtslos. Er verabredet vorher mit Benedict, wenn der heilige Vater unzugänglich bleibt, die eigene Kirche in Frankreich zu begründen. Der schlaue, vor nichts zurückschreckende Benedict, der es mit Papst und König hält, gelobt sich unter allen Umständen, auf seiten des Siegers zu bleiben. Inzwischen wird Ingeburg durch den Hofnarren Lorrain mittels Verkleidung und List aus Schloß Étampes, in das man sie eingesperrt und der Wachsamkeit des Schloßhauptmanns Guesquelin, den seine eifersüchtige Gattin wacker unter dem Pantoffel hält, anvertraut hat, befreit.

Im fünften kurzen Acte scheitert Philipp August mit der Lossagung vom päpstlichen Stuhle und entschließt sich, mürbe gemacht, Buße zu thun und Agnes zu entsagen. Der Cardinallegat kehrt zurück, verurtheilt den seine Mordthat beichtenden Benedict zur Bußfahrt nach Rom und segnet die Ehe des Königs mit der wiederkehrenden Ingeburg aufs neue ein, während Agnes, von ihr beleidigt und geschmäht, in bittern Leiden ihren letzten Athemzug verseufzt.

So der Verlauf des Dramas. Daß es seinem Stoffe nach wohl geeignet ist, eine Tragödie abzugeben, wird sich nicht leugnen lassen. Er ist dazu auch schon mehrfach verwendet worden, in Deutschland von Franz Nissel in Wien und in Frankreich von Legouvé. Der Bearbeitung von Victor Altermann, mit der wir es hier zu thun haben, wird sich, wie sich unsern Lesern aus Inhaltsangabe und Proben ohne Zweifel darthun muß, leider keinerlei Anerkennung spenden lassen. Von der Sprache, in welcher die Handlung erscheint, ist bereits geredet worden. Die Handlung selbst zeigt in ihrer dramatischen Durchführung wenig technische Kenntniß. Sie ist in der Anlage breit und im Aufbau lose, schwach in der Katharsis und ohne eigentliche tragische Bedeutung in der Peripetie. Hoffentlich ist das Werk die Arbeit eines Anfängers, den Studium noch fördern kann. Studire er dann, ehe er ein neues Drama beginnt, und lerne er die Forderungen der heutigen Bühne, ihren Stil, ihre Fassung, ihren Geist und die zeitgemäße künstlerische Ausgestaltung des gewählten Gegenstandes.

Etwas Aehnliches bleibt zu wünschen bei:

2. Ulrich von Hutten. Schauspiel in fünf Aufzügen von Seeger an der Lutz. Dresden, Pierson. 1888. 8. 2 M.

Zwar ist diese Dichtung ihrem Ausdruck und ihrer ganzen Behandlung nach durchaus modern und den Stempel eines feiner durchgebildeten Geistes tragend, allein ein wahrhaft und wirklich ausgetragenes dramatisches Gebilde zu bieten, vermag sie noch keineswegs. Sie zerfällt in lauter einzelne Auftritte und Bilder aus dem bewegten und bunten Leben des Helden, die chronologisch aneinandergereiht, eine ungefähre Vorstellung von dem Schicksale desselben geben und von den Ideen, die es beherrscht und bestimmt haben. Ein geschlossenes, in sich abgerundetes, sicher angelegtes und ausgeführtes Schauspiel entrollt sich indessen nicht. Der Verfasser hat nach der bekannten Biographie Hutten's von David Strauß gearbeitet, ist in seiner Arbeit aber zu bruchstückartig und lückenhaft geblieben, als daß sich ein wohlgegliedertes, aufsteigendes und geschickt gegipfeltes Ganze hätte herausstellen können. Wir finden im Beginn Hutten auf einer Jagd in der Nähe Roms, ohne daß wir erfahren, daß er Studirens halber nach Italien gegangen. Er erweist sich als tüchtigen Nimrod und zugleich als lustigen Junker, der es liebt, mit einem armen Bäuerlein, dem eine seiner Rüden ein Lamm zerrissen, einen ziemlich grausamen Spaß zu treiben. Sehr ausführlich und genau werden die Weidmannsgebräuche vergegenwärtigt. Im zweiten Aufzuge nimmt Hutten Abschied von seinem Jugendfreunde, dem Dichter Eoban Hesse, der nach Deutschland zurückkehrt und den er ein Stück Wegs begleitet. Auf der Rückkehr wird er von Banditen angefallen, überlistet sie jedoch in ihrem Anschlage, sprengt sie auseinander und nimmt den einen sogar gefangen; dann trifft er in einer Herberge mit jungen Franzosen aus dem Gefolge einer Gesandtschaft an den Papst zusammen und geräth, weil die eiteln Gecken den Deutschen übermüthig zu necken sich herausnehmen, mit denselben in Streit, tödtet einen und jagt die andern in die Flucht. Im dritten Acte treffen wir Hutten auf dem Stammschloß seiner Väter Steckelberg, im literarischen Streite mit den Dunkelmännern in Köln, Hochstraten, Pfefferkorn u. s. w. und in herzlicher Zuneigung zu seiner Base Mathilde. Seine Freunde Eoban, Pirkheimer und Crotus kommen ihm melden, daß Kaiser Maximilian ihn nach Augsburg fordere, ihn dort als Dichter zu krönen. Diese Krönung findet auch wirklich, aber in nur sehr kärglicher Darstellung statt. Im vierten Aufzuge ist der gute Kaiser Maximilian gestorben und Hutten vor seinen Feinden, die ihn gern nach Rom ausliefern möchten, auf der Flucht. Gewarnt und beschützt von Sickingen auf dessen Burg Landstuhl, sieht er den edeln Freund von dem Landgrafen von Hessen belagert und bestürmt, dem Tode erliegen und rettet sich selbst durch einen Ausfall mit einem Häuflein treuer Kriegsknechte aus der Gewalt der mächtigen Gegner. In der letzten Abtheilung wird er, als Pilger verkleidet, von Anhängern, die er sich durch seine Schriften im Volk erworben, über den Rhein geschifft und in Zürich bei Zwingli in Sicherheit gebracht. Krank auf die Insel Ufnau geführt, stirbt er hier in Gegenwart Mathildens, die zu seiner Pflege herbeigeeilt ist.

Dies ist das Stück; wie man sieht: ein Stück in Stücken, d. h. in Abtheilungen, die wol untereinander zusammenhängen, aber nicht derart, daß sich aus ihrem Zusammenhange eine innere dramatische Entwickelung ergäbe, wie sie ein lebensfähiges Bühnenwerk erfordert. Das Schauspiel ist eben auch nur ein Lesedrama, lose und zerfahren

in der Mache, ohne festen dramatischen Plan und jede Steigerung in der tragischen Handlung. Kann man ihm freilich eine gewisse Beweglichkeit und geistige Frische nicht abstreiten, so mangelt ihm doch noch viel zu einer darstellbaren und wirksamen Schöpfung.

3. Der Fürst von Eisen oder Armin's Tod. Patriotische Tragödie von Karl Schmidt. Wiesbaden. 1888. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

ist ernsthafter und nachdrücklicher darauf angelegt, ohne indeß darum bedeutend mehr zu erreichen. Der Stoff ist einheitlicher, straffer, schon durch die Unverändertheit des Schauplatzes innerhalb eines Actes für die Darstellung geeigneter abgefaßt, dabei in der Sprache lebhaft, oft von mächtig ergreifendem Ausdruck und in einzelnen Auftritten von erschütternder Großartigkeit. Jedenfalls besitzt der Dichter dramatische Begabung und einen nicht hinwegzuleugnenden Zug zur Größe, wir möchten sagen, einen Hauch von dem Genius Heinrich von Kleist's. Was ihm jedoch gebricht, das ist dessen Knappheit und volle drastische Natur. Mit Kleist's „Hermannsschlacht" vermag sich Karl Schmidt's „Fürst von Eisen" nicht zu messen, obschon er eine Art Fortsetzung und zweiter Theil derselben ist. Er spielt nach dem Siege über Varus und die römischen Cohorten, indem er den Widerstand und die Kämpfe behandelt, welche Hermann gegen die germanischen Großen und Fürsten zu bestehen hat. Seine Hauptgegner sind Segest und dessen Sohn Sigmund, die es heimlich mit den Römern halten und ihm Schaden thun, wo sie können. Hermann hat Segest's jüngere Tochter Gerta, die Schwester Thusneldens, gefangen genommen, und obschon er der Gothenfürstin Thora verlobt ist, ein Liebesverhältniß mit ihr begonnen. Gerta, die den Feind und Verfolger der Ihren schon lange heimlich liebt, sich aber tapfer gegen diese Liebe wehrt, wird endlich doch von ihrer Empfindung überwältigt und gibt ihr nach, indem sie hofft und voraussetzt, der Geliebte werde als ihr erklärter Bräutigam und Gemahl sich mit Vater und Bruder versöhnen und sie zu Ehren bringen. Aber Hermann, der zu sehr Vaterlandsfreund und zielbewußter Herrscher ist, ist weit davon entfernt, sich von seinem Gefühl in seiner Handlungsweise bestimmen zu lassen und hat gerade, als er sich gegen Gerta erklärt, Auftrag gegeben, Segest gefangen zu nehmen und vor das Tinggericht zu bringen. Zunächst wird auf diesem Krieg gegen Marbod beschlossen und Armin für diesen wieder zum Herzog erwählt. Kaum ist dies jedoch geschehen, so klagt er Segest des Verraths an und fordert seinen Tod, um im Streite keinen Feind im eigenen Heerlager zu haben. Nach großem Tumult und Widerspruch bekommt Hermann und sein Anhang das Uebergewicht und Segest wird gefangen.

Hieraus erwächst das Fatum für Hermann, der trotz dieser Gewaltthat noch immer sich Rechnung auf Gerta's Hand macht und deswegen einen Vetter, den Priester Reinhart, schnöde abweist, der gleichfalls um sie wirbt. Dieser verbündet sich nun mit Sigmund, Segest's Sohn, und Gerta, die er und der Bruder überzeugen, daß der Mörder ihres Vaters nicht leben dürfe. Damit Hermann falle, sagt sie sich Reinhart zu, bis zum letzten Augenblicke doch von Verehrung für ihn entflammt.

So kommt das Ende. Hermann, als Sieger aus dem Kriege heimkehrend, wird auf dem Triumphzuge im Tempel ermordet, Gerta vergiftet sich und stirbt ihm nach, und während der erbärmliche Reinhart die Herrschaft an sich reißt, erhebt Uta, die alte Mutter Hermann's, ihre Stimme, um ihren Fluch über Germanien zu schleudern, das seinen größten Mann meuchlings umgebracht und nun, von dreihundert Reinharts geknechtet, viele hundert Jahre vergeblich nach einem andern Hermann jammern werde. Sie schließt:

Cherusker, Chatten, Gothen auf die Knie!
Fleht, daß sein Geist zu seinen Enkeln komme!
— Die Götter haben uns erhört: er kommt
In ferner Zeit, Armin, jetzt ist er Greis,
Doch jugendfrisch, der wendet meinen Fluch.

Die Bezugnahme ist leicht herausgefunden. Das Stück ist in der That eine „patriotische Tragödie" und immerhin von einer Kraft und einem Saft im dramatischen Leben, daß man einige Hoffnung von dem Verfasser hegen darf. Sein „Tod Armin's" erhebt sich mindestens bis zur Stufe der „Conflictsdramen", die A. Oehlen in der in unserm Eingang erwähnten Schrift gleichsam als die Ueberbrückung zum modernen und zeitgemäßen Drama ansieht. Der Seelenkampf der Gerta zwischen Liebe und Rache, des Hermann zwischen seinem Herzen und seiner Pflicht sind vielfach nicht ohne fein psychologische und charakteristische Züge; dabei darf man einzelne Auftritte als hochdramatisch und von durchgreifendem Erfolge bezeichnen. Nur fehlen wie in der Sprache hie und da, so auch in der scenischen Ausgestaltung die volle Durchsichtigkeit und Klarheit. Die Beweggründe und Ursachen der geschehenden Thaten und Vorgänge treten nicht immer hell ins Licht und auch die Charaktere gewinnen nicht stets die volle dramatische Plastik, wie es bei Kleist der Fall ist. Hier bleibt dem Dichter noch wesentlich nachzuhelfen.

4. Doctor Faust's Ende. Tragödie in fünf Aufzügen von Adolf Müller. Ilfeld, Fulda. 1887. Gr. 8. 2 M.

Eine Dichtung ziemlich sonderbarer Art. Man möchte sagen, sie spielt in der geistigen Garderobe von Goethe's „Faust". Sie zeigt nicht nur zum Theil dieselben Personen: Faust, Mephistopheles, Wagner, die drei Erzengel, sondern sie bewegt sich auch in denselben Ausdrücken, Versen und Vorstellungen. Daß sie etwas mehr oder ein tieferes Verständniß für die Grundidee der Sache erschließt, als es der zweite Theil von des großen Olympiers unsterblichem Werke thut, ist nicht wohl zu behaupten. Das Ganze ist eine sinnvolle An- und Nachdichtung, aber nichts weiter. Faust wird aus einem beschaulichen Stillleben in der Gebirgswelt in das Treiben der Reformation, zu

Tetzel's Ablaßkram und Luther's Kirchenstreit geführt. Er nimmt Partei für den Protestantismus und lehrt in diesem Sinne vor seinen Studenten, die der Teufel dann in der Kleidung und Maske des Doctors ärgerlich untereinander zusammenhetzt und entzweit. Auch Luther versucht er bei seiner Bibelübersetzung zu stören, und um den Wirrwarr voll zu machen, veranlaßt er Faust, an den Hof Kaiser Karl's V. zu gehen, wo er wie ein philosophischer Marquis Posa für Gedankenfreiheit spricht und durch Maria, die verwitwete Königin von Ungarn und Statthalterin der Niederlande, in Gunst genommen, den spanischen Herrscher in der Absicht bestärkt, sich vom Heiligen Stuhle loszusagen und sich zum Herrn einer eigenen Kirche zu machen. Aber mitten in dieser Unternehmung wird er von Gewissensbissen und Reue ergriffen, fällt in die Gewalt Alba's und Granvella's zurück und überläßt Faust der Gefangenschaft und Inquisition. Als Ketzer zum Holzstoß verdammt, kommt Mephistopheles, ihm Beistand und Hülfe zu bieten. Faust bittet um Gift und der Teufel, gierig auf Faust's Seele, reicht es ihm, aber während sie noch miteinander verhandeln, hört man draußen in den Gängen und an den Thüren Lärm und Gepolter und Faust, der Folter und Feuerpein erwartet, fleht: O rette mich! — Um welchen Preis? forscht der Satan, und Faust antwortet in Verzweiflung: Um jeden! Triumphirend entgegnet darauf Mephisto:

Wohlan, um unsern Pakt und anders nicht.
Mit allem Streben
In Tod und Leben
Hast du dich mir ergeben —
Leb' — oder trink'!

Da besinnt sich Faust eines Bessern; Gift und Rettung seines Verführers von sich weisend, beschließt er, durch die Krone des Märtyrers seine Vergangenheit mit allen ihren Sünden zu sühnen. Nun springt die Kerkerthür auf und statt der Henker eilen seine Studenten herbei, ihn zu befreien, denn Herzog Moritz von Sachsen hat inzwischen den Kaiser mit den Seinen überfallen und vertrieben. Faust soll frei sein und lehren. Aber zu spät! Faust's Lebenskräfte sind erschöpft und er sinkt in himmlischer Entzückung dem Tode in die Arme. Bei seinem Verscheiden beugt sich Mephisto über ihn, rufend: Er ist mein! Aber die niederschwebenden Erzengel vertreiben ihn, indem sie singen:

Hinweg! Hier ist der Markstein deiner Macht,
Entflieh' mit deinem Erdtheil, Geist der Nacht!

So ist das neue Ende des Faust nicht sehr verschieden von seinem alten, wie man einräumen wird. Goethe's Faust erlöst sich durch sein Thun und Wirken, der Adolf Müller's durch seine religiöse Ueberzeugung; aber leider tritt dieselbe nirgends recht ergreif- und faßbar hervor, wie es denn der Dichtung überhaupt an Entschiedenheit mit scharfumrissenem Ausdruck gebricht. Sie ist nicht ohne Feinheit und Geschmack, auch nicht ohne Geist und poetisches Wesen; allein es mangeln große und kecke Züge, Erfindung und mächtige Gestaltungskraft. Das Ganze ist blaß und dürftig in Sinn wie Form, für so anmuthig, gefällig und sauber es sonst immer gelten mag. Luther, Karl V., Alba, Granvella, die Regentin der Niederlande — welche Figuren wären in ihnen hinzustellen gewesen, hätte der Verfasser einen derben Pinsel und kräftige Farben auf seiner Palette zur Verfügung gehabt! Welche Zeit bot sich mit ihnen als geschichtlicher Hintergrund für seine Arbeit! Allein er umriß Epoche und Menschen nur mit dünnen und flüchtigen Strichen und hatte nur ein mattes und verwaschenes Colorit für sie. Nichts in seinem dramatischen Gemälde verletzt, beleidigt oder verstimmt, aber nichts fesselt, erregt und spannt auch besonders. Doch immer wird man anerkennen müssen, daß ein wahrhaft vornehmes Denken und Streben sympathisch daraus spricht.

Aus derberm und knorrigerm Holze geschnitzt ist:

5. Patriot und Rebell. Vaterländisches Volksschauspiel in fünf Acten von R. T. Lüscher. St. Gallen, Hasselbrink. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Ereignisse dieses Stücks entrollen sich in einer bernischen Landschaft der Schweiz vom Herbst 1797 bis zum Frühjahr 1798 und sind im Grunde wol mehr für eine Erzählung als ein Drama geeignet; wenigstens hat der Verfasser nicht vermocht, dieselben echt und wahrhaft dramatisch auszugestalten, wie eine kurze Inhaltsmittheilung schon einigermaßen darzuthun im Stande sein wird.

Der Landbezirk, in dem die Handlung vor sich geht, steht unter einem Landvogt von Trachselwald, der mit Gattin und Sohn, dem Junker Eduard, das Aristokratenwesen aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts vertritt. Adel, Paris und feine Lebensart sind immer ihr drittes Wort. Das Volk wird selbstverständlich auf das gründlichste verachtet und nur als zum Dienst und zur Erlustigung der höhern Stände auf die Welt gesetzt angesehen. Junker Eduard besonders ist dieser Ansicht. Er hat die Tochter des Schloßverwalters Wacker, Annaliese, verführt und dann herzlos verlassen, um sich einer neuen Geliebten, der Rösi, Tochter des Dorfwirths zum Bären, zuzuwenden. Diese liebt aber einen Bauernsohn, Fritz Leuenberger, und wird von ihm wieder geliebt, und da er den Bewerbungen des Junkers sich widersetzt und in einem Tumult beim Tanze sich an dem Wachtmeister der Schloßwache thätlich vergreift, so läßt Junker Eduard durch seinen Vertrauten, den Jäger Anton, welcher sein Helfer bei allen seinen schlechten Streichen ist, ihn verhaften und mit Zustimmung seines Vaters ihn ein abscheuliches finsteres Gefängniß werfen. Während der arme Fritz, Tannenfritz im Dorfe genannt, hier traurige Wochen elend verschmachtet, nimmt der Junker die Gelegenheit wahr und sucht Rösi zu berücken. Da ihm dies in Güte indeß nicht gelingen will, greift er zu List und Gewalt und betäubt Vater und Tochter durch einen Schlaftrunk, nachdem er mit Anton die Entführung der letztern verabredet. Allein seine Rechnung bekommt einen

Querstrich und zwar durch Annaliese, welche hinter seine Schliche gerathen, zur Stunde der Unternehmung Fritz heimlich aus dem Gefängniß befreit und Anton, der diese Befreiung vereiteln will, ermordet. Junker Eduard, allein gelassen und von Fritz überrascht, wird von dem durch französische Emissäre aufgewühlten Volke aufgehoben und im Sturme gegen das Schloß seines Vaters geführt, das man ohne Zweifel zertrümmern und dessen Insassen man tödten würde, wenn nicht Tannenfritzens Vater, der alte würdige Patriot Leuenberger, sich ins Mittel legte. Dieser spricht zum Frieden, tritt gegen die Emissäre auf, warnt vor dem Anschluß an Frankreich und erreicht, daß sein Sohn, der zur Besserung sich neigende Junker und selbst Annaliese und Rösi zum Schutze gegen die Grenze ziehen. Annaliese findet den Heldentod und im Sterben die Anerkennung des Junkers als rechtmäßige Gattin; Fritz und Rösi werden ein Paar und Landvogt und Landvögtin entschließen sich, es mit den neuen Verhältnissen zu versuchen.

Die Arbeit ist bunt, wirrig, breit in Anlage und Ausführung und in letzterer weder kunstgemäß geschürzt, noch regelrecht ausgetragen. Sie ist entschieden wohl gemeint und mit sichtlicher Lust und Liebe verfaßt; allein, um etwas Stichhaltiges und Bühnenwürdiges zu Stande zu bringen, hat es auch hier an tieferm Studium der scenischen Technik gefehlt.

Meisterlich in dieser bewähren sich in ihrer Art dagegen:

6. Fastnachtspiele von Heinrich Kruse. Leipzig, Hirzel. 1887. 8. 2 M.

Diese kleinen lustigen Schwänke im Geschmack Hans Sachs' sind aus dem gesunden Humor des Volks geschöpft und ganz in dem naiven Tone und der drolligen Weise hergestellt, die den Bretern des Mittelalters eigen gewesen sind. Auch hier zeigt sich Heinrich Kruse als echter und dieses mal sogar sehr glücklicher Dramatiker. Die deutschen Theater der Gegenwart sollten nicht versäumen, in der Faschingszeit diese „Fastnachtsspiele“ aufzuführen, denn sie dürften ohne Zweifel, zweckmäßig eingerichtet und einstudirt, eine äußerst heitere Wirkung hervorzubringen nicht verfehlen.

Das Buch enthält drei Stückchen.

„Der Teufel zu Lübeck“ führt uns einen ehr- und tugendsamen Maler vor, bei dem sich der Böse mit dem Ansinnen einstellt, der Künstler möchte für Geld und gute Worte ihn auch einmal hübsch und gefällig abkonterfeien. Da derselbe aber dazu nicht zu bewegen ist, so fährt der Satan erzürnt von dannen, fest entschlossen, an dem Halsstarrigen Rache zu nehmen. Rasch verwandelt er sich in des Malers Gestalt und geht in dieser zu einem Kaufmann in den Laden, in dem er, ohne Zahlung zu leisten, ein Stück Zeug entnimmt, welches er in des Meisters Schlafkammer versteckt. Als nun der Kaufmann Bezahlung heischt, leugnet natürlich der Maler den Handel und fordert Untersuchung, bei der dann das Tuch gefunden und infolge dessen der vermeintliche Dieb zum Galgen verurtheilt wird. Aber Gott läßt keinen Unschuldigen leiden und, in der Luft erscheinend, murrt der Teufel:

Schwer'noth, wer hätte das gedacht?
Der Alte gibt doch immer acht,
Und hat 'ne Stimme, wenn er brummt,
Als ob die Glock' in Erfurt summt.
Er hat den Kleckser arg gelobt,
Er sei sein Diener und erprobt;
Was ich ihm eingebrockt, zu essen,
Sie mir als Strafe zugemessen,
Er solle frei von dannen gehn
Und mir der Strick als Halsband stehn.

Stehenden Fußes muß er sich in den Kerker des ungerecht Verurtheilten begeben, diesen befreien und in dessen wieder angenommener Gestalt sich hängen lassen, während der Maler nachher den ihm gespielten und vom Bösen gebeichteten Streich öffentlich erzählt und so seinen guten Ruf wieder herstellt.

„Der eifersüchtige Müller“ zeigt uns, wie dessen fromme, harmlose Frau in seiner Abwesenheit den sinnlos in sie verliebten Pfarrer mit allerlei Leckerbissen bewirthet, während sie kurz zuvor einen fahrenden Schüler, der um karge Wegzehrung und Nachtherberge in der Scheune ersucht hat, ungerührt hat abweisen lassen. Da es inzwischen Nacht und Regenwetter geworden, so hat sich der Wanderer draußen unter dem Vorraum des Dachs verkrochen und die Herrichtung des leckern Abendessens wie das Verhalten des Pfarrers und der tugendhaften Müllerin belauscht. Als nun der Müller, von Eifersucht und der inzwischen ungünstig gewordenen Witterung zurückgetrieben, nach Hause kommt, gewahrt der Schüler auch, wo man in der Eile die leckern Gerichte und endlich den Pfarrer versteckt. Vom Hunger gestachelt, stellt er sich darauf dem Müller als Zauberer vor, hext ihm die Speisen ins Haus und den bösen Feind in Gestalt des Vicars aus demselben hinaus, dabei dem Müller, der Frau und dem verliebten Geistlichen die besten Lehren gebend.

„Standhafte Liebe“ ist mehr ernstern Sinns, aber dabei voll Laune und Witz. Der Inhalt ist folgender:

Tourangeaud, ein reicher und stattlicher Goldschmied von Paris, verliebt sich in Tienette, eine hübsche Kuhhüterin, welche eine Leibeigene der Abtei von Saint-Germain ist. Er will, nachdem er sich ihrer Neigung versichert, sie freikaufen, um sie zu heirathen, muß aber zu seinem Schrecken erfahren, daß der Abt des Klosters, Hugo von Sennesterre, nicht gewillt ist, Tienette loszugeben, sondern im Gegentheil auf seinem alten Rechte besteht und verlangt, daß, wenn Tourangeaud die Kuhhüterin zum Weibe nehme, er dadurch selbst zum Hörigen der Abtei sich erkläre. Lange widersteht der Goldschmied, endlich aber, von seiner unbegrenzten Liebe bestimmt, gibt er nach, nimmt Tienette zur Frau und wird Knecht des Klosters. Dadurch gerührt, besinnt sich der Abt, begibt sich in feierlichem Aufzuge nach Paris in das Haus des Ehepaars und erklärt dasselbe los und ledig aller Hörigkeit, indem er es wegen seiner Ausdauer, Standhaftigkeit und gegen-

seitigen Hingebung höchlich preist und in Gottes Namen segnet. Zum Dank dafür verspricht Tourangeaud dem Altar der Abtei eine Silberstatue des Heilands, umgeben von seinen Jüngern und vielem Volk.

So schließt befriedigend und erhebend dies dritte Fastnachtspiel.

Alle drei aber sind im sogenannten Knittelvers derb und leicht zugleich, in der Handlung voll Bewegung und straffer Haltung und im Sinn von durchaus gesunder und kecker Moral. Man kann diesen dichterischen Schöpfungen unbedingten Beifall zollen, nach unserer Meinung wenigstens.

Feodor Wehl.

Romane.

1. Gold und Glück. Roman von Georg Hartwig. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.

„Gold und Glück" gehört zu jener zweifelhaften Art deutscher Romane, welche in gefährlicher Masse in den Tagesblättern erscheinen und keinen andern Zweck haben, als das gemeine Lesebedürfniß zu befriedigen, flüchtige Zerstreuung zu gewähren. Einmal als Buch herausgekommen, nimmt sie der Leihbibliothekar in Empfang und empfiehlt sie dem geistigen Pöbel als unterhaltende Lektüre. Georg Hartwig hat seine Aufgabe nicht ernst genommen und verdient darum auch nicht ernst genommen zu werden. Keinen höhern Anforderungen, weder in menschlicher noch in dichterischer Hinsicht, vermag er zu genügen. In allen Hauptsachen ist sein Roman schluderig: die Erfindung, die Composition, der Stil, die Charakteristik, alles dürftig, alles banal; nicht einmal eine Tendenz ist vorhanden, welche das Ganze adelte. Nur ein Beweis der Mangelhaftigkeit, z. B. der Charakterzeichnung. Rotmar, der Held, wird vom Verfasser jeden Augenblick mit den zärtlichsten und schmeichelhaftesten Kosenamen beschenkt. Rotmar ist von Adel, schön, unwiderstehlich, geistreich, vielseitig begabt, genial, er hat eine herrliche, zum Herzen sprechende Stimme, eine berückende Empfindungsfähigkeit der Seele, kurz er ist ein Ausbund an Talent und Tugend, ein Mann, wie geschaffen, um die unverstandene Frau und den Pensionatsbackfisch zu entzücken — so sagt Georg Hartwig. Leider läßt er ihn nichts thun, was diese hohen Eigenschaften bewiese. In seinen Handlungen ist der gepriesene Herr Guido von Rotmar ein rechter Lump. Er ist Assessor, blutarm und unbesoldet, aber er muß um jeden Preis auf vornehmem Fuße leben, denn er ist ein Herr von, die Familie ist alt, und er hat Verpflichtungen der — nun natürlich der Gesellschaft gegenüber. Was würde irgendein Windbeutel Herr von X. und irgendeine Abenteurerin Frau von Y. sagen, wenn Guido von Rotmar nicht in Comfort und Luxus lebte, nicht all die nobeln Passionen hätte, welche die Gesellschaft nun einmal fordert, diese schale, verlogene, schwindelhafte Macht, die auch für einen so genialen, bedeutenden Mann, wie der Assessor, das höchste Forum ist. Also Aufbesserung der nothvollen Verhältnisse. Zuerst ein Hazardspiel — das ist jedenfalls fashionabel. Natürlich verliert man, nun macht man Spielschulden, lumpige Tausende; am andern Tage großer Katzenjammer, Selbstmordgedanken, man spielt mit einem Revolver, das ist ja eine salonfähige Waffe. Aber man bringt sich nicht um, die liebenswürdige Leserin will am Schlusse eine glückliche Ehe. Zum Glück existirt ein Baron Gemming, ein etwas verlebter Löwe der Gesellschaft, ein Allerweltsvermittler, der immer in verzweifelten Lagen als helfender Deus ex machina auftaucht. Von ihm wird Rotmar zum Leben und seinen gesellschaftlichen Gelüsten zurückgeschwatzt. Geld nur Geld, seufzt der edle Assessor. Das Spiel ist misglückt, aber noch leben heirathsfähige Mädchen auf der Welt, die reich sind. Baron Gemming übernimmt die Kupplerrolle. Er führt Rotmar zu einer Gelegenheitsmacherin, wo er ein reiches, junges Mädchen kennen lernt, Ruth Hilding. Sie wurde zwar in einem Pensionat erzogen, ist jedoch eine rechte Landpomeranze, im ganzen ein frisches, natürliches, unverdorbenes Kind. Für Rotmar ist sie shoking, denn sie ist nicht salongedrillt, und das ist für diesen hochherzigen, bedeutenden Menschen immer die Hauptsache. Er heirathet sie doch, denn sie hat Geld. Aerger hat er genug und Widerwillen flößt sie ihm ein; sie ist sogar nicht chic oder, wie die Pariser jetzt sagen, pschütt. Er nimmt sie in harte Zucht. Die bunte Kleidung, die Fülle des Schmucks, wie schmerzt das alles den empfindungsvollen Mann. Er spielt ihr gegenüber den Cavalier, behandelt sie sehr von oben herab; sie erträgt alles geduldig, läßt sich willig schulmeistern, denn sie liebt ihn abgöttisch. Was ihn, wenn er wirklich der Mensch wäre, als den ihn der Verfasser mit Worten bezeichnet, und kein eitler Geck, am meisten freuen müßte, Ruth's Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, das Ursprüngliche ihrer Natur, bringt ihn fortwährend in Harnisch. Er bemüht sich, sie zur gesellschaftlichen Lüge zu erziehen: jede starke Regung müsse sie unterdrücken, zu jeder Dummheit müsse sie beifällig nicken, höchstens sei eine geistreiche Medisance erlaubt, ihren Gefühlen, weder fröhlichen noch schmerzlichen, dürfe sie keinen herzhaften Ausdruck verleihen — unterdrücken, herabstimmen, abtönen, sich verstellen: das ist der gute Ton der vornehmen Gesellschaft, das ist die höhere Bildung. Kann einer noch dazu auf dem Klavier radebrechen und in drei Sprachen einen Unsinn reden, so ist das Ideal vielleicht erreicht — nicht wahr, genialer Herr von Rotmar? Widernatürlich fühlt er sich an das arme Weib gefesselt. Das Schönste ist, daß er sich nicht selbst Vorwürfe macht, sondern, was allerdings billiger ist: den

Zuständen und Ansprüchen der Zeit! O wenn er sie „hätte vor die Schranken fordern können!" Man wendet sich ab von diesem unwahren Jammermann.

Wie die Geschichte sich weiter entwickelt? Nun, wir werden von Salon zu Salon, von Gesellschaft zu Gesellschaft gehetzt. Aber deren Blödheiten in ironischem und satirischem Lichte zu zeigen, fällt dem Verfasser nicht ein. Er nimmt sie alle ernsthaft, fast pathetisch. Jener abgetakelte Salonheld, der ebenfalls höchst geistvolle und bedeutende Baron Gemming, verliebt sich in Ruth und macht ihr eine Liebeserklärung. Sie weist ihn zurück. Er rächt sich, indem er ihr anzeigt, daß sie von Rotmar durch seine Vermittelung und nur ihres Reichthums wegen geheirathet habe. Nun beginnt erst das wahre Eheunglück. Ruth wendet sich von ihrem gemeinen Gatten ab, während dieser sie allmählich zu lieben beginnt — sie ist ja nach und nach Salondame geworden. Ende gut, alles gut. Es fehlt nicht die Versöhnung. Um seinem interessant sein sollenden, wirklich aber schalen Leben ein interessant sein sollendes, wirklich aber schales Ende zu bereiten, bringt sich Baron Gemming um; die Motivirung bleibt der Verfasser schuldig. Mit ihm verschwinden noch ein paar andere Nichtsnutze vom Schauplatze der Handlung; nur die Guten und die Gebesserten bleiben zurück. So wünscht es der optimistische Leser. Außer Rotmar und Ruth laufen noch zwei andere Paare nach mannichfaltigen abenteuerlichen, echt romanhaften Verwirrungen und Verwickelungen in den Hafen einer glücklichen Ehe ein. Drei Ehen am Schlusse eines deutschen Romans — mein Herz, was willst du noch mehr? Befriedigt klappt die freundliche Leihbibliothek-Romanleserin den dritten und letzten Band von „Gold und Glück" zu und blickt träumerisch ins Weite.

All den Nichtigkeiten gegenüber, was will es besagen, wenn ein paar gelungene Scenen in das Ganze verwoben sind und ein paar gut gezeichnete Charaktere, z. B. Ruth, vorkommen? Der Gerechtigkeit halber sei darauf hingewiesen.

2. Der Fluch von Braneck. Roman von E. von Wald-Zedtwitz. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 12 M.

Etliche Grade höher steht dieser Roman, obwol ihm zum dichterischen Kunstwerk Erhebliches fehlt. Stoffliches Interesse, welches bei der Masse der Lesenden jedes andere überwiegt, vermag er zu erregen, allenfalls auch Spannung, und daran ist der Mehrheit wiederum ungeheuer viel gelegen; der Roman ist frisch und flott geschrieben, ein bischen burschikos, ein bischen kasernenmäßig — in diesem Falle freilich kein Unglück, eher ein charakterisirendes Moment, denn er spielt unter Cavalieren und Reiteroffizieren. Es ist bemerkenswerth, daß sich Wörter wie „schneidig" und „Schneid" häufig wiederholen. Die Handlung trägt sich abwechselnd auf einem Landschlosse, abwechselnd in einem Stadtpalaste zu; wir werden in den Pferdestall geführt, auf die Rennbahn, ins Offizierscasino; manch Reiter- und Wagenlenkkunststückchen, echte Husarenabenteuer, erleben wir; ein Manöver machen wir mit, gehen ins Theater, in Gesellschaften und auf Bälle. Soviel über Schauplatz und Personen der bunt bewegten, dramatisch hin- und herflackernden Handlung.

Vor grauen Jahren hatte einer aus dem Geschlechte der Freiherren von Isensee einen reichen Anverwandten aus Haß und Neid umbringen lassen. Für diese That erhielt er von seinem Herzoge des Ermordeten Herrschaften Isensee und Braneck und den Grafentitel dazu. Im Sterben rief der Ermordete dem Mörder zu: „Fluch über ihn und seine Sippe! Das Unglück — die Sünde und der Selbstmord hefte sich an ihre verfluchten Fersen! Keiner überschreite das funfzigste Lebensjahr! Erst mit dem letzten Athemzuge des letzten seiner männlichen Nachkommen sei mein Fluch begraben! Nur ein Weibsbild — soll — —" Das ist der Fluch von Braneck. Der Verfasser zeigt, wie dieser Fluch an den letzten Stammhaltern sich erfüllt. Es leben drei Grafen von Isensee, reiche Leute, und ein armer Freiherr, Benno von Isensee. Dieser ist der Held der Begebenheiten. Er kommt bei einem Manöver als Quartiermacher auf Schloß Braneck, das rechtmäßige Besitzthum seiner Vorfahren, also auch das seinige. Der jetzige Herr ist Graf Magnus von Isensee. Er lebt auf dem Schlosse mit seinen Kindern, dem Junker Fritz und zweien Töchtern. Benno, welcher erst bei dieser Gelegenheit seine gräfliche Verwandtschaft kennen lernt, verliebt sich in die eine, Marie Luise, und findet Gegenliebe. Nun existirt noch ein Graf Isensee, der wilde, zügellose Willibald. Dieser ist der Verlobte der andern Tochter, Namens Eva. Zwischen diesen Personen wird hin- und hergeplänkelt, viele andere laufen nebenher. Durch langathmige Gespräche wird das Fortschreiten der Handlung unnöthigerweise verzögert, am Schlusse dagegen überstürzen sich die Ereignisse. Während es in allen Kapiteln zwar lebhaft, aber ganz gemüthlich hergeht, häuft sich im letzten Greuel an Greuel. Das wäre zwar an sich kein ästhetisches Unglück, aber es fehlt die feine, überzeugende Motivirung und eine zu große Rolle wird dem Spitzbuben Zufall eingeräumt, welcher freilich für einen Romanschreiber der bequemste Held ist, denn er kann mit ihm alles machen, alles schlichten und lösen und kann ihn auftreten lassen, wenn er es nicht vermag, aus der Brust seiner Menschen ein Schicksal abzuleiten. Graf Magnus ist ein Spieler. Er schwört, keine Karte mehr anzurühren. Von einer Cocotte dazu verführt, thut er es doch, verliert und nimmt sich das Leben, denn ein Graf Isensee darf einen Schwur nie und nimmer brechen. Vorerst wird er der unfreiwillige Mörder seines Sohnes Fritz, welcher ihm in die Arme fällt, als er die Kugel abdrückt. Noch lebt Graf Willibald. Er holt sich den Tod auf einer verwegenen Fahrt. Freiherr Benno heirathet Marie Luise. Aber auch ihre Schwester Eva lebt nach, und eine dunkle Prophezeiung sagt: „Nur ein Weib" —. Um das Schicksal zu erfüllen, greift sie zum Selbstmord. Der Fluch weicht von dem

Hanse-Braneck. Freiherr Benno ist wieder im Besitze seiner Väterburgen und lebt zufrieden mit seiner Gemahlin — sie ist das „eine Weib", das versöhnende Element. Was dem Romane Gutes nachgesagt werden kann, ist: daß die Charaktere nicht aus sich herausfallen. Und das ist etwas.

3. Wolfram von Eschenbach. Historischer Roman von L. Lang. Zweite Auflage. München, Zipperer. 1888. Gr. 8. 3 M.

Dieser Roman, welcher nun in zweiter Auflage vorliegt, ist vor fast dreißig Jahren zum ersten male erschienen. Das Urtheil, welches damals A. Henneberger in d. Bl. darüber fällte, kann ich nur wiederholen und bestätigen. Dem genannten Kenner der mittelhochdeutschen Literatur erschien es ein „sehr glücklicher Gedanke, aus dem «Parzival» selbst theilweise das Leben Wolfram's zu construiren.... Aber auch was der Verfasser hinzuerfunden hat, ist vortrefflich in Ton und Farbe gehalten und dem aus dem Gedichte Entnommenen so angepaßt, daß das Ganze aus Einem Guß erscheint. Zur Erhöhung des Eindrucks tragen diejenigen Stellen bei, welche am passenden Orte wörtlich aus Wolfram eingeschaltet oder vielmehr eingewoben sind.... Was Wirnt von Gravenberg im «Wigalois» sagt: «her Wolfram ein wise man von Eschenbach, sin herz ist ganzes sinnes tach, ein munt nie baz gesprach», das ist dem Verfasser gelungen, in seiner dichterischen Biographie zu bestimmten Gestalten abzurunden und dem Leser vor die Seele zu führen: ein ergreifendes Bild, welches nicht ohne freundlichen Eindruck bleiben kann.... Der Verfasser hat sich so in seinen Stoff versenkt, daß sein Buch selbst wie das Gebild der Sage, wie das unmittelbare Erzeugniß der volksmäßigen Tradition, wie ein mittelalterliches Epos erscheint.... Da uns der Verfasser die ganze Erzählung hindurch in der Stimmung zu erhalten weiß, als ob wir einem alten Sänger zuhörten ... so versenken wir uns, wie der Verfasser, so tief in jene glorreiche Zeit, daß wir auch in Gesinnung und Glauben auf kurze Zeit unsern Standpunkt opfern und Ritterthum und Katholicismus mit den Augen jener Epoche betrachten."

Der Antheil der Gegenwart an der deutschen Literatur des Mittelalters ist lebhaft. Geweckt haben ihn unsere Romantiker zu Anfang des Jahrhunderts. Sie gaben, wie Altmeister Ludwig Tieck, verschiedene Dichtungen der altehrwürdigen Sänger heraus oder bearbeiteten selbständig, wie der tief sinnige Friedrich Novalis, mittelalterige Stoffe und Sagen. Das Verdienst der Romantiker um die schlichte, tiefe, gemüthsinnige Poesie des Mittelalters ist unendlich, erst auf ihre Anregung hin beschäftigte sich die Wissenschaft mit derselben, die seither unter dem Namen Germanistik Wichtiges geleistet hat, besonders in früherer Zeit und vor allem durch die Gebrüder Grimm, welche für den Gegenstand nicht allein den engen Kreis der Professoren, sondern auch, weil sie ebenso wissenschaftgewaltig als poetischen Geistes waren, den weitern Kreis des Volks zu fesseln wußten. In den letzten Jahrzehnten sind verschiedene Dichter wieder zur alten Zeit zurückgekehrt, aus ihrem verjüngenden Borne schöpfend. Das größte Verdienst hat Richard Wagner, der durch die Behandlung alter germanischer Stoffe dieselben wieder im Volksbewußtsein geweckt und für die Hebung des Nationalgefühls Unendliches gethan hat. In seinem „Parsifal", seinem letzten und reinsten musikalischen Drama, hat er bekanntlich die Sage vom heiligen Gral bearbeitet, mit den ihr zu Grunde liegenden Ideen moderne Ideen Schopenhauer's verbindend.

Mit derselben Sage beschäftigt sich auch die vorliegende Romandichtung, richtiger gesagt mit Wolfram von Eschenbach, dem großen Sänger des „Parzival". In dieser gewaltigen Epopöe, welche die romantisch-christliche Ritterzeit in ihren sinnlichen und geistigen Erscheinungen, ihrer frohen Weltlust und ihrer weltabgewandten Askese widerspiegelt, wird mit einer psychologischen Tiefe, die in Deutschland erst Goethe wieder mit seinem „Faust" gezeigt hat, der Lebenslauf eines Menschen veranschaulicht in allen Phasen, deren eine bedeutende Natur fähig ist. Als naives Kind steht Parzival zuerst vor uns, mit seiner Mutter ein unbefangenes, stilles, idyllisches Leben führend, er tritt in die Welt hinaus, an deren bunten Abenteuern er theilnimmt, er ist zwar muthigen und hohen Geistes, aber auch kindlich und thöricht. Die Geheimnisse der Welt und des Lebens beschäftigen ihn, mit schaudernder Ahnung eines höhern, göttlichen Daseins wird sein Gemüth erfüllt und zugleich mit dem Zweifel an Gott und Gerechtigkeit. Nach mannichfachen Irrfahrten und Irrthümern, nach treuem Suchen und Forschen nach der Wahrheit gelangt er in die Burg des heiligen Gral, wo sein Gemüth Versöhnung, sein Herz Befriedigung findet im Glauben. Das Leben und Ringen Parzival's, wie es Wolfram dargestellt hat, überträgt L. Lang in seinem Romane auf diesen selbst. Aus seiner Dichtung schöpft er sein Daseinsschicksal, von dem wir nur wenig wissen, und die Lücken ergänzt er mit sinnigen, im Geiste der Zeit gehaltenen Erfindungen. Der Stil ist poetisch und einheitlich, doch ist der Vorwurf einer gewissen Monotonie dem Verfasser nicht zu ersparen; bei der Ausmalung entscheidender Katastrophen wäre eine kräftigere Farbengebung zu wünschen. Auch finden sich Wiederholungen, welche ermüdend wirken: so erzählt Lang ausführlich die Sage vom heiligen Gral, später gibt er den Inhalt von Wolfram's Heldengedicht an, wodurch wir schon Mitgetheiltes aufs neue vernehmen. Mitunter fällt der Verfasser aus der rein historischen Darstellung heraus, indem er Betrachtungen über unsere Zeit einflicht, was sehr störend wirkt. Gelegentlich der Schilderung der Kreuzzüge, die zu den besten des Buchs gehört, heißt es:

Es muß weit mit einer Zeit gekommen sein, die wie die unserige kein Verständniß mehr hat für die Ehre der Christenheit und deren höchste Pflichten, und den Beginn des Abfalls vom alten Glauben, von der kernhaften thatkräftigen Frömmigkeit darf man von der Zeit an datiren, wo das Schwert des deutschen

Volks nicht mehr für die Reinerhaltung der ehrwürdigsten Stätte der Erde gezückt wurde. Im 12. Jahrhundert aber dachte die Christenheit noch dankbar des Landes, das ihr den Erlöser geschenkt, das unter seinen Füßen geblüht und gegrünt, sein Blut tief erschauernd getrunken, das darum als ihr Vaterland gelten muß, so lange der christliche Name genannt wird unter den Völkern der Erde. Und vor allen umfaßte das deutsche Volk in jenem 12. Jahrhundert sein Vaterland jenseit des Meeres mit hingebender Liebe. Darum, weil es so eng und innig an das Herz der Mutter sich anschloß, weil es mit Hinopferung seiner frischesten Kraft, seines edelsten Blutes damals für die Ehre des Herrn eiferte, war es so groß und mächtig im 12. Jahrhundert; es sank aber im 13. und in den folgenden immer tiefer und tiefer, und nie wird es sich wieder erheben, nie wird es wieder werden, was es einst gewesen: das auserwählte Volk inmitten der Christenheit, wenn es nicht das Heilige Land wieder mit begeisterter Liebe umfaßt und Gut und Blut opfert, um es aus der Hand der Heiden und Ketzer zu reißen und zu bewirken, daß an derselben Stelle, wo das heiligste Opfer dargebracht und eingesetzt worden, die Erneuerung desselben nur im Geiste des Heilandes geschehe.

Diese moderne Kreuzzugspredigt ist gut und schön, gehört aber nicht in einen mittelalterigen Roman. Auch ist es nicht künstlerisch, eine Tendenz, wäre sie auch, wie in diesem Falle, eine rechtschaffene, nämlich eine christliche, mit nackten Worten auszusprechen. Es genügt und muß genügen, wenn sie aus der Sache selbst spricht. Von diesen Fehlern abgesehen, ist L. Lang's Roman „Wolfram von Eschenbach" wie gesagt vortrefflich. Er verdient gelesen zu werden um seiner selbst willen, als Anregung zur Lektüre von Wolfram's „Parzival", als Vorbereitung zu einer Fahrt nach Bairenth, dem modernen Olympia, um Wagner's herrliches Musikdrama „Parsifal" zu genießen und zu bewundern. Fritz Lemmermayer.

Zur classischen Alterthumswissenschaft.

1. Die schönsten Lustspiele der Griechen und Römer. Zur Einführung in die antike Komödie nacherzählt und erläutert von Arthur Fränkel. Mit einem Bildniß des Aristoteles und einem Plan des griechischen Theaters. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1888. 8. 3 M.

In der kurzen Vorrede des Buchs, mit dem eine Einführung in die Geschichte des alten Lustspiels beabsichtigt wird — und zwar für das größere Publikum, aber auch für Schüler und angehende Philologen —, treffen wir auf einige sonderbare Behauptungen, als da sind: Plautus und Terenz seien aus dem Gymnasium verbannt. Das ist, so allgemein, durchaus nicht der Fall. Gerade das schönste Stück des Plautus, das Fränkel allerdings weggelassen hat, vermuthlich weil es weniger ein Lustspiel als ein rührendes Schauspiel ist, die „Gefangenen", die einem Lessing die freilich übertriebene Behauptung entlockten, es sei das in seiner Art vollkommenste Stück, wird sehr häufig und mit vollem Recht auf Schulen gelesen, und wir sehen von seiten der Sittlichkeit keinen Grund, warum nicht auch, mit reifen Primanern, das Charakterstück „Die Brüder" oder das „Mädchen von Andros" des Terenz gelesen werden könnte und sollte, wie es denn thatsächlich auch geschieht, ohne Schaden für die Moral, zu Nutz und Frommen aber der Verstandesbildung. Zunächst freilich ist es nur die Kenntniß der urbanen Latinität, welche durch diese Lektüre gefördert wird; einen ästhetischen Genuß auf dieser Stufe zu bewirken, sind die Terenz'schen Lustspiele wahrlich nicht geeignet, es hält auch in reifern Jahren schwer genug: „Terenz" und „Lustspiel" sind beinahe zwei Gegenpole, jedenfalls gibt es in der Weltliteratur keinen zweiten Komödiendichter, dem die vis comica so ganz und gar abginge wie ihm. Er wird auch als Charakterschilderer blos ein „halber Menander" gewesen sein. Die Zahl der Philologen, die an den dichterischen Vorzügen des Tunesiers — das war er nämlich — Geschmack oder Gefallen finden, ist, fürchten wir, eine sehr kleine, und selbst diese wiegen sich in einer süßen Täuschung, indem ihnen unbewußt und unvermerkt das sprachliche Element beim Urtheil unterläuft und dieses beeinflußt. An diesem kann allerdings, wer Sprachkenner ist, seine Freude haben. Nun fällt ja aber gerade dieses, das einzige Ehrenzeichen, bei einer Uebersetzung, vollständig weg — und was bleibt nun noch, möchten wir fragen, für das lesende Publikum von Terenz übrig? Wie will man diesem Publikum durch eine Uebersetzung oder gar Analyse der Terenz'schen Stücke, auch der „schönsten", einen Genuß verschaffen? Denn, bei Lichte besehen, ist es auch mit der gerühmten feinen Charakteristik des Dichters nicht so weit her, daß sie uns für andere Mängel entschädigen könnte. Damit soll natürlich die große literarische Bedeutung dieser Lustspiele nicht geleugnet werden, das heißt die Thatsache, daß sie unser modernes Lustspiel geschaffen haben und typisch für dasselbe geworden sind. An dieser Thatsache wird dadurch nichts geändert, daß unsere modernen Koryphäen das Gebiet nach Umfang und Inhalt erweitert und vertieft haben. Ohne Terenz ist kein Molière und kein Goldoni denkbar. Man kann die Typen und Figuren der Komödie in ihren allmählichen Wandlungen durch die Jahrhunderte hindurch verfolgen und ihren Entwickelungsgang nachweisen. Wenn Fränkel in seiner Vorrede sagt: „Diese alten Komödiendichter haben den neuern sogar den Stoff zu ihren Dramen geliefert; so hat Shakspeare die «Zwillinge», Molière den «Geizhals» des Plautus zur Verfertigung eines neuen Lustspiels verwerthet" — so versteht er unter „Stoff" die einzelne Handlung, denn rechnet man den Apparat der Personen, welcher das Fleisch und das Blut der Komödie ausmacht, auch zum Stofflichen, so ist dieses beinahe vollständig — etwa den „Kuppler" und den „Parasiten" ausgenommen — dem modernen Drama einverleibt worden. Uebrigens hätte Fränkel auch für jene Stoff-

anleihe, die er meint, noch eine Anzahl Beispiele anführen können, wie sie Rapp in seiner „Geschichte des griechischen Schauspiels" (Tübingen 1862) nachgewiesen hat. In diesem Buche, das mit freiem, von der stereotypen Bewunderungsschablone uneingenommenem Geiste geschrieben ist, findet der Leser eine Analyse sämmtlicher griechischer und auch römischer Dramen — römischer, insofern sie eben alle griechischen Vorbildern nachgeahmt sind. Allerdings ist die Analyse knapper als bei Fränkel und es fehlen die übersetzten „oder vielmehr nachgedichteten" Stellen, die, beiläufig gesagt, bei Fränkel ziemlich mager ausgefallen und nicht gerade musterhaft sind (vgl. S. 200).

Was nun Plautus betrifft, von welchem Fränkel blos die Analyse zweier Stücke: der „Zwillingsbrüder" und des „Geizigen", mitgetheilt hat, so ist bekanntlich der Aufbau seiner Stücke nichts weniger als tadellos und kunstgerecht; der Witz, der im Gange der Handlung liegt, ist unmotivirt, auch plump und für unsern feinern Gaumen durchaus nicht mehr schmackhaft — noch viel, viel weniger als in den Shakspeare'schen Lustspielen —, der Witz aber, in dem Plautus sich geradezu auszeichnet und unsterblich ist, die vis comica, der Wortwitz, kann auch durch die beste Uebersetzung nicht zu seinem Rechte gelangen — geschweige durch eine Analyse. Ein „analysirter" Plautus ist ein Messer ohne Klinge, dem das Heft fehlt. Also eine den „Geist und Witz bewahrende Inhaltsangabe", wie sie der Verfasser in der Vorrede verspricht, gibt es für Plautus schlechterdings nicht. Viel eher für Aristophanes, weil seine Fictionen, so phantastisch sie auch ausgestattet sind, einen Inhalt bieten, der nicht sowol (wie das regelrechte Lustspiel) aus der Wahrheit als aus der Wirklichkeit des Lebens entnommen ist, dessen Werth also gerade an dem Gegensatze gemessen werden kann, d. h. in dem Hohlspiegelbilde besteht, worin das Wirkliche, die Zustände und Persönlichkeiten der Gegenwart zurückstrahlen. Gerade das Gegensätzliche gibt diesem Inhalte Reiz, und da er wirklich ist, läßt er sich nacherzählen, auch „nachdichten". Um ihn vollständig zu genießen, ist aber eine Kenntniß jenes antiken Lebens unumgänglich nothwendig. Dies hat Fränkel durch ein einleitendes Kapitel und eine Reihe von begleitenden Anmerkungen zu erreichen gesucht, auch dem Verständnisse des Scenischen und Literarischen wird durch einige orientirende Kapitel nachgeholfen. Es versteht sich, daß er auch in seiner Nacherzählung „die groben Unflätigkeiten weggelassen" hat, „welche sich damals zwar des Beifalls der Jugend erfreuten" — blos der Jugend? o utinam! Nein, die Wahrheit ist, daß Jung und Alt ihre Freude daran hatten, „heute aber wenig Liebhaber finden würden". Freilich viele jener Nuditäten und Naturalien gehen auf Rechnung der allmächtigen Zeit, aber bei weitem nicht alle; mag der Anstands- und Sittlichkeitscodex von damals noch so verschieden gewesen sein von dem heute geltenden: es ist im antiken Lustspiele ein Ueberschuß vorhanden, der über den Rahmen des auch dort Erlaubten und für schicklich Geltenden hinausquillt, und es ist geradezu unbegreiflich, wie man behaupten kann — Fränkel thut es — Aristophanes sei nie „plump und gemein" gewesen. Es soll sich das zwar zunächst auf die Verspottung seiner Gegner beziehen, aber gerade hier ist er es in unerhörter, nie zu billigender Weise. Das Wort von dem „ungezogenen Liebling der Grazien" ist wahr. Wem thut man denn einen Gefallen, wenn man es leugnen will? Dem Dichter Aristophanes gewiß nicht — denn seine Neigung zur Zote ist menschliche, nicht dichterische Schwäche —, der Wahrheit noch weniger, denn diese kennt kein anderes Gesetz als sich selbst, und was den Modernen recht ist, ist den Alten billig. Man schadet dem Kredit des Alterthums, wenn man seine Gestalten nur mit Rosa und Himmelblau malt. Aristophanes ist von seinen eigenen Collegen in Apollo mehr als einmal auf die „Poetenwage" gestellt worden, wie er auch sie gelegentlich und den Euripides ex officio darauf gestellt hat. Schade daß uns keine jener Schilderungen mehr erhalten ist, parteiisch sind sie gewiß im höchsten Grade gewesen, sie haben aber ebenso gewiß auch Wahrheiten enthalten, die man jetzt übersehen will.

2. Die Mystik der alten Griechen. Von Karl du Prel. Leipzig, E. Günther. 1888. Gr. 8. 3 M.

Du Prel's philosophischer oder soll man sagen naturwissenschaftlicher Standpunkt ist bekannt und in dem vorliegenden Buche ist keine Verrückung desselben wahrnehmbar. Das Unfaßbare, Geheimnißvolle im Wesen und Weben der Naturkräfte ist sein Gebiet, das Uebernatürliche sein Glaube, die Skepsis seine Gegnerin, die Physik mündet für ihn in die Geheimnisse der Metaphysik. So weiß er denn auch die vier Probleme, welche er unter der Mystik der Alten zusammenfaßt: den Tempelschlaf, die Orakel, die Mysterien und das (sogenannte) Dämonium des Sokrates aus den Gesetzen der Mystik zu erklären. Aber freilich wird, wer nicht auf denselben Geleisen wie du Prel wandelt, von vornherein einen Widerspruch finden zwischen dem Wort „Erklärung" einerseits und der „Mystik" als Erklärungsprincip andererseits, denn die Mystik verzichtet ja eben auf verständniß- und vernunftmäßige Erklärung. So bewegt sich denn du Prel mehr oder weniger in einem Cirkel, wenn er das Orakel und den Tempelschlaf auf Somnambulismus, die Mysterien auf den „modernen Spiritismus" und den Dämon des Sokrates auf die „transscendentale Psychologie" zurückführt. Wir sagen: mehr oder weniger, denn allerdings sucht der Verfasser, dem ja jener Cirkel nicht entgehen konnte, auch jene Erscheinungen des Uebersinnlichen zu erklären, aber eben nach seiner Art, und diese ist für einen Nicht-Mystiker keineswegs beweiskräftig. Darin hat er gewiß recht, daß nicht alle jene Räthsel mit dem Worte „Betrug" abgefertigt werden können. Aber wir wissen zu wenig von jenen Bräuchen und Gepflogenheiten des Alterthums, um sicher darüber urtheilen zu können. Was wissen wir denn heute gewiß und unumstößlich von dem, was um uns her

vorgeht aus vielleicht ähnlichen oder gar denselben Grundursachen und mit denselben Wirkungen? Zu wenig, um darüber Bücher zu schreiben, obschon diese jährlich zu Hunderten erscheinen. Daß es den Forscher reizt, den genannten Dingen auf die Spur zu kommen, ist natürlich, und ebenso natürlich, daß jeder gewissenhafte, d. h. aber auch gründliche Versuch nach dieser Seite hin willkommen ist, wenn er auch einstweilen mehr negative als positive Ergebnisse bringen wird. Auch du Prel bringt manches wenigstens geschichtlich Interessante, wenn auch nichts Neues, und man würde seiner Darstellung mit noch höherm Interesse folgen, wenn die Forschung mehr Gründlichkeit verriethe. Auch einem Nichtphilologen, der aus den Quellen schöpfen will und ab und zu sein Griechisch citirt, sollte eine manus medicus (sic!) nicht entschlüpfen und ebenso wenig sollte er griechische Autoren, wie Hippokrates und Jamblichus, in lateinischem Gewande vorführen. Bei noch so großer Empfänglichkeit für die Offenbarungen des Spiritismus, wie sie der Verfasser besitzt, sollte doch einem Forscher der Sinn für solche materiellen Kleinigkeiten auch nicht versagt sein.

3. Des Q. Horatius Flaccus Oden. Im Originalversmaße übersetzt von Aloys Fritzen. Düsseldorf, Voß u. Comp. 1888. 8. 3 M.

Jedesmal, wenn dem Referenten eine neue Horaz-Uebersetzung ins Gesichtsfeld tritt, überfällt ihn eine Art von Grauen. Warum? braucht dem Leser, der von der Sache etwas versteht und sich für dieselbe interessirt — leider ist beides nicht immer beisammen —, nicht gesagt zu werden. Jeder der Uebersetzer, sei er es nun von Gottes oder von seiner Freunde oder gar von seines eigenen Talents Gnaden, hat eine „bestimmte Klasse von Lesern" im Auge, für die er seinen Pegasus sattelt: so auch Aloys Fritzen. Für die Kritik ist die einzig richtige und mögliche Frage die: Ist die Uebersetzung dem Original entsprechend; hält sie in dieser Beziehung Stich, so ist sie auch gut. Nun gibt es wirklich Uebersetzungen des Horaz, die besagtes Lob verdienen. Warum also eine neue? Fritzen scheint zu meinen, daß er einen Comparativ, nämlich „besser", geleistet habe, „der Verfasser", heißt es S. XVIII, „nimmt ... nicht die Absicht in Anspruch, in jeder Hinsicht etwas Besseres zu leisten, als was seine Vorgänger geleistet haben" — in dieser Bescheidenheit liegt doch offenbar das erhebende Bewußtsein ausgesprochen, daß dieses „besser" in mancher, ja in der meisten Hinsicht eingetroffen sei, und ist dies wahr, so ist auch Fritzen's Uebersetzung gerechtfertigt. Aber er irrt sich gewaltig. Mit Recht rügt er es, daß es oft das Bestreben der Uebersetzer sei, das Original verschönern zu wollen — und wir dürfen die Leser versichern, daß er selber, in seiner Uebersetzerpraxis, dieser Rüge sich niemals ausgesetzt hat —, aber verunstalten darf man es auch nicht! Wer nun etwa finden sollte, daß Strophen wie folgende:

> Ach die wilde Erzeugerin
> Süßer Lust und der Sohn bacchischer Semele
> Nebst dem üppigen Uebermuth
> Zwingt beendeter Lieb wieder das Herz mir zu.
> Mich zünd't (sic!) Glycera's holder Glanz ... —

und gleich nachher:

> Venus, welche verließ Cypern und duldet nicht,
> Daß ich Scythen und Parther preis',
> Kühn auf flüchtendem Roß oder was Sonstiges (!) —

den Uebersetzer legitimiren, dem können alle Musen nicht helfen. Uns widerstrebt es, noch „was Sonstiges" anzuführen.

4. Die Sagen von den Göttern und Heroen der Griechen und Römer. Von J. C. Neuhaus. Ein mythologisches Handbüchlein für die Schüler der untern und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Mit 25 in den Text gedruckten Abbildungen. Zweite verbesserte Auflage. Düsseldorf, Schwann. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

„Ein mythologisches Handbüchlein für die Schüler der untern und mittleren Klassen höherer Lehranstalten" nennt der Verfasser seine Publication, die ohne weitern Anspruch auftritt und, wollen wir gleich beifügen, ihren Zweck vollkommen erfüllt und zwar bereits in zweiter Auflage. Man sollte denken, bei der Hochflut pädagogischer Schriften, insonderheit der Lehrbücher für die philologischen Disciplinen, welche jährlich den Büchermarkt überschwemmt, ohne weitern Zweck oder Nutzen, als daß zu den bestehenden hundert Schattirungen dieser oder jener Gattung noch eine (als Nummer 101) hinzukommt — man sollte denken, ein solches Handbüchlein sei gewiß überflüssig und es sei Aehnliches in Hülle und Fülle, ja im Ueberflusse vorhanden. Doch man würde sich irren, merkwürdigerweise irren (denn ein Irrthum auf diesem Gebiete, der pädagogischen, insonderheit philologischen Vielschreiberei und Publicationswuth ist selten möglich). Wohl gibt es Hand- und Lehrbücher für die Jugend in lexikalischer oder anderer Form genug, aber theils sind sie für rasche Orientirung zu breit und weitschichtig angelegt, oder zu theuer, oder sie leiden an sonst einem Gebrechen; ein knappes, nur das Nothwendigste des mythologischen Hausraths bietendes „Handbüchlein", das zugleich in der Darstellung correct wäre — das heißt: einfach, frei von Schwulst auf der einen, von Trockenheit auf der andern Seite — ist dem Referenten bisher nicht bekannt geworden. Jetzt kennt er ein solches, eben das vorliegende, und kann es mit bestem Gewissen empfehlen. Ein sehr sorgfältiges, die Bezeichnung der richtigen Aussprache enthaltendes alphabetisches Register vermehrt wesentlich seine Brauchbarkeit. J. Mähly.

Zur Gesundheitspflege.

1. Vorlesungen über die öffentliche und private Gesundheitspflege von J. Rosenthal. Mit 64 Abbildungen. Erlangen, Besold. 1887. Gr. 8. 12 M.
2. Gesundheitspflege in Haus und Schule. Ein Lesebuch für Aeltern und Erzieher von J. Kastan. Berlin, J. J. Heine. 1887. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.
3. Der Kinderarzt oder die naturgemäße Pflege des Kindes in gesunden und kranken Tagen von Karl Neumann. Berlin, Breitkreuz. 1886. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Ueber Volksbäder. Vortrag, gehalten in der dreizehnten Versammlung des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege zu Breslau am 13. Sept. 1886 von Oskar Lassar. Zweite vermehrte Auflage. Mit 4 Abbildungen. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1888. Gr. 8. 80 Pf.

Auch die Wissenschaften ändern je nach Volks- und Zeitcharakter ihre Gestalt und ihren Inhalt. Unter den medicinischen Fächern erweist sich das vielleicht am besten in der Disciplin, die man heute als öffentliche Gesundheitspflege bezeichnet. Bei den Israeliten und Aegyptern hatte sie den Charakter religiöser Gebote, bei den Römern gehörte sie zur Staatspolizei. Diesen Charakter behielt sie infolge der Annahme des römischen Rechts bis in die neueste Zeit. Die heutige Gesundheitspflege dagegen hat einen mehr communalen und privaten Charakter, entsprechend der entwickeltern Selbstverwaltung, die nach Englands Vorgang sich auch unter uns mehr herausbildete. Die Methode der heutigen Gesundheitswissenschaft — denn um eine solche handelt es sich, nicht mehr um Polizei, sogenannte Medicinalpolizei — entstammt den Naturwissenschaften, ist eine experimentelle geworden. Man kann deshalb von einer Naturwissenschaft der Gesundheitspflege sprechen. Diese Art der Bearbeitung ist noch neu und die ganze Disciplin noch in den Anfängen ihrer Entwickelung begriffen. Daher kommt es denn auch naturgemäß, daß es, wie J. Rosenthal in der Vorrede seiner „Vorlesungen über die öffentliche und private Gesundheitspflege" (Nr. 1) sagt, noch an brauchbaren Lehrbüchern fehlt. Das vorliegende will diesem Mangel abhelfen und man darf sagen, daß dies so weit gelungen ist, als es gelingen konnte, d. h. soweit die Wissenschaft heute die Mittel an die Hand gibt. Was die Form anlangt, so will uns für die unfertige Disciplin die der Vorlesung, welche heute fast zu häufig gewählt wird, besonders passend erscheinen, weil in ihr „die systematische Ordnung nicht durchgeführt werden kann", richtiger vielleicht, nicht durchgeführt werden soll. Denn letzteres ist in einer so jungen Disciplin an sich nicht erwünscht, weil den strengen Anforderungen einer solchen doch nicht genügt werden könnte. Gerade die Form verleiht dem Buche auch den Vorzug, daß es nicht allein für den Studenten der Medicin und den Arzt verständlich ist, sondern auch von Laien mit Nutzen gelesen werden kann. Im guten Sinne ist es ein volksthümliches Buch, obwol der Verfasser das nicht wird gelten lassen wollen, weil in akademischen Kreisen dies als Makel, nicht als Vorzug betrachtet wird. Jedes hygienische Buch sollte aber ein volksthümliches sein, damit es auf das Volk wirke, ohne dessen verständige Mithülfe die Gesundheitspflege eine todte Disciplin bleibt.

Man kann das Buch auch dem gebildeten Laien zum Studium empfehlen, mehr als J. Kastan's „Gesundheitspflege" (Nr. 2), die von Haus aus volksthümlich geschrieben, aber zu sehr „Lesebuch", wie es der Verfasser bezeichnet, ist, aus dem „Aeltern und Erzieher" übrigens mancherlei Nützliches lernen können. Das Buch verbreitet sich über Wochen- und Kinderzimmer, Kleidung, die Wohnung (im allgemeinen), das Badezimmer, die Speisekammer, die Küche, das Speisezimmer, das Wohnzimmer, und gibt im Anhang die Zusammensetzung einer Hausapotheke und Anleitung zur Wohnungsdesinfection. Es eignet sich besonders zur Lektüre für Frauen, denen es empfohlen sei.

Karl Neumann's „Der Kinderarzt" (Nr. 3) schmeckt zu sehr nach dem Lehrbuch der Kinderheilkunde, dem es offenbar entnommen ist; hat es doch selbst dessen lateinische Benennungen, wie catarrhus ventriculi acutus, Hydromyelus, morbus maculosus Werlhofii u. s. w. herübergenommen! Oder soll das zeigen, daß wir Deutsche ohne lateinische Brocken nicht auskommen? In einem „populären" Buche nehmen sie sich geradezu komisch aus, besonders da „vorliegendes Werk (!), wie auch schon sein Titel deutlich genug hindurchblicken läßt" — wie geschmackvoll ist das gesagt! — „für Aeltern, sie mögen bemittelt oder unbemittelt, reich oder arm sein, einen Wegweiser bilden" soll. Mit der größten Bescheidenheit behauptet Verfasser, daß der, welcher „die in diesem Werkchen angegebenen Winke, Grundsätze, Regeln und Behandlungsweisen, unter Beobachtung einer unbeugsamen Ausdauer, anzuwenden versteht, der wird für seine Kinder in kranken Tagen niemals — es sei denn in ganz seltenen Fällen und in Fällen schwerer körperlicher Verletzungen — einen Arzt, und zwar dann auch nur einen tüchtigen Naturarzt, nöthig haben". Beschränkte Compendienweisheit mit naturärztlicher Drapirung ist das Kennzeichen dieses „Werks", vor dem wir Aeltern — mögen sie bemittelt oder unbemittelt, reich oder arm sein — behütet sehen möchten.

Der Vortrag „Ueber Volksbäder" von Oskar Lassar (Nr. 4) beruht auf gründlichen statistischen Erhebungen, die den geradezu verblüffenden Nachweis liefern, daß wir in Bezug auf die einfache Reinlichkeit heutzutage weit hinter dem Mittelalter zurückständen, wenn man die Zahl der Bäder als Maßstab dafür gelten lassen wollte. Während im Mittelalter jedes Dorf seine Badestube und die Städte meist viele hatten — beispielsweise gab es in Ulm im Jahre 1489 nicht weniger als 168, heute 4 —, die regelmäßig allwöchentlich benutzt wurden, fehlen Bäder jetzt selbst großen Städten ganz! Besonders feierliche Bäder waren unter andern die Hochzeitsbäder, die niemand

versäumte, der etwas auf Anstand hielt — heute waschen sich Braut und Bräutigam in Volkskreisen höchstens Hände und Gesicht; für die Armen gab es Freibäder, die gewöhnlich Sonnabends verabreicht wurden. Besonders für Errichtung von billigen „Volksbädern" soll das Schriftchen Stimmung machen. „Volksbäder" müssen aber jedenfalls Freibäder sein, wenn sie benutzt werden sollen; denn kostet das Bad auch nur 3 Pfennige, so ergibt das für eine Arbeiterfamilie von fünf Personen bei nur einmaliger Benutzung in der Woche eine jährliche Ausgabe von über 8 Mark, für einen Arbeiter schon eine Ausgabe, zu der sich nur die allerwenigsten entschließen werden! Also nicht „Volksbäder", sondern „Freibäder" für Arbeiter muß man erstreben, bezw. errichten, wenn sie benutzt werden sollen.

Aus dem Ghetto.

Sippurim. Ghettosagen, jüdische Mythen und Legenden. Volksausgabe. Herausgegeben, revidirt und geordnet von J. Brandeis. Prag, Brandeis. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Dieses von Juden für Juden geschriebene Buch wird bei der Zusammengehörigkeit und dem Stammesbewußtsein der Juden seinen Erfolg haben, wenn wir ihm auch keine Empfehlung mitgeben können. Welchen Eindruck es auf jüdische Leser macht, wissen wir nicht; sie werden schon aus Pietät um des Stoffs willen das Buch lieben; sie mag auch anheimeln, was uns unerträglich ist, nämlich die Vermischung des Deutschen mit dem Jüdischdeutschen, ja sogar die Einfügung hebräisch geschriebener Sätze. Für einen nichtjüdischen Leser ist es eine Aufgabe, das Buch zu lesen. Einmal ist fast nur die Judenschaft Prags berücksichtigt, wodurch schon eine gewisse Einförmigkeit entsteht. Dann ist der Inhalt fast aller Erzählungen der gleiche: die Helden träufen förmlich von Edelmuth, Redlichkeit, Frömmigkeit gegenüber ihren Volksgenossen und gegenüber den Christen; entweder vergelten sie letztern Wohlthaten bis ins tausendste Glied und empfangen dafür von den Christen Schutz, oder aber thun sie aus reiner uneigennütziger selbstloser Liebe den Christen Gutes, und diese sind so anständig, das den Juden zu vergelten. Als Gegensätze wirken ein paar jüdische und ein paar christliche Scheusäler, und eine Erzählung ist fertig. Wenn nur die Erzähler (Kohn, Weisel, Klapp, Wallerstein, Teller u. s. w.) auch bessere Erzähler wären! Aber ihre Kunst steht auf der ersten Anfangsstufe; von irgendwelcher geschichtlichen Farbe ist keine Rede, in welchem Jahrhundert auch die Erzählung spiele; von einer Oekonomie in der Anlage ebenfalls nicht; überlange Reden und Schilderungen ermüden und ganze Seiten scheinen nur geschrieben, um die Juden von irgendwelchen Vorwürfen weiß zu waschen. Interessant war uns die Erklärung der Anklage des Gebrauchs von Christenblut. S. 163 fg. sagt ein den Juden sehr wohlwollender Arzt, der sich zuletzt selbst als Jude entpuppt:

Ich denke, die Sage stammt von den Juden selbst her; die Hartnäckigkeit, mit welcher dieses Volk an kleinlichen Observanzen hängt, mag den Stoff dazu gegeben haben. Ein Rabbi hatte die Caprice, seinen Schülern anzurathen, an den beiden Passahabenden nur rothen Wein zu trinken, damit sie sich an die Verwandlung des Nilflusses in Blut erinnerten. Ein nachfolgender Frömmler setzt noch hinzu: damit die Grausamkeit des ägyptischen Königs, der sich in jüdischem Kinderblut gebadet, stets in frischem Angedenken bleibe. Diese Absurdität eines von kabbalistischem Wahn verbrannten Gehirns ward mit der Zeit ein unlösliches Gesetz, man trank an Farbe dem Blut ähnlichen Wein und gab den Judenfeinden ein Mittel in die Hand, die schreckliche Sage zu verbreiten.

Wir bemerken hierzu, daß die Anklage, Kinder bei religiösen Gelegenheiten zu morden, bekanntlich schon von den Heiden gegen die ersten Christen erhoben wurde, und zwar ohne Zweifel auf jüdische Verleumdung hin. Es würde sich also in dieser bekanntlich noch heute spukenden Anklage gegen die Juden ein Stück weltgeschichtlicher Vergeltung vollziehen. Uebrigens hat die Kirche des Mittelalters den Ketzern ganz das Gleiche nachgesagt und noch Schlimmeres, und wenn man die jetzige Zeit an die scheußliche Behandlung der Juden zu mahnen für gut findet, so vergesse man nur nicht, daß die Ketzer um kein Haar besser behandelt wurden als die Juden. Man darf deshalb auch die schlechten Eigenschaften dieses Volksstammes nicht ohne weiteres von der mittelalterlichen Verfolgung herleiten, sonst müßten die verfolgten Ketzersekten und deren Nachkommen, z. B. die Waldenser, eine ähnliche Entwickelung ins Schlechte zeigen. Vielmehr wird man den Rassenunterschied, der freilich bei den Juden eng mit der Religion verbunden ist, ins Auge fassen müssen.

Der Geist, in dem diese Erzählungen abgefaßt sind, ist ein sehr verschiedener; in den einen treibt orthodoxes Judenthum sein Wesen und wird der Talmud gerechtfertigt, in den andern spricht Reformjudenthum mit Verhöhnung des Talmuds. Ueberall aber läuft die Sache auf eine Verherrlichung des Judenthums sowol als einer Nation wie als einer Religion hinaus, und so wird das Buch nicht zur Ausgleichung der Gegensätze zwischen dem Judenthum und Christenthum, zwischen der semitischen Rasse und der arischen Rasse beitragen, sondern den Gegensatz nur verschärfen. Dazu sind einzelne dieser Erzählungen nichts anderes als ins Jüdische übersetzte fromme Tractätleinsgeschichten; andere, wie „Mönch und Jüdin" von S. Wallerstein, stehen auf der Stufe des allergewöhnlichsten Colportageromans, der durch den religiösen Aufputz nur noch widerwärtiger wird.

Das Buch ist nach Titel und Vorwort zu einem jüdischen Volksbuch und für die jüdische Jugend bestimmt. Alle Achtung vor der Pietät für die Leiden der Vorzeit und vor dem Stammesbewußtsein; aber wenigstens die deutschen Juden, welche Deutsche sein wollen, werden gut thun, sich für ihre Jugend nach bessern Jugendschriften umzusehen, als das vorliegende Buch ist. Richard Weitbrecht.

Feuilleton.

Von Herrn Dr. Ludwig Wilser ist uns unter irrthümlicher Berufung auf das Preßgesetz eine „Berichtigung" zu der Besprechung seines Trauerspiels „Ariovist" in Nr. 28 d. Bl. zugegangen. Da die Einsendung jedoch eine Antikritik ist, die Zeitschrift aber Antikritiken von jeher ausgeschlossen hat, beschränken wir uns auf die Mittheilung der einzigen thatsächlichen Berichtigung: „S. 442 d. Bl. gebraucht der König die ihm von der Kritikerin in den Mund gelegten und in seinem Munde allerdings sinnlosen Worte: «Den Sueben Sieg, dem kühnen König Heil» u. s. w. weder im Schlachtgetümmel (fünfter Aufzug) noch sonst, sondern es sind dies die durcheinander schallenden Rufe der Helden in der Königshalle bei der Nachricht vom bevorstehenden Kampfe mit den Römern (zweiter Aufzug)."

— Vom Verfasser des mit dem Ausgange des verflossenen Jahres beendeten Werks: „Die europäischen Heere der Gegenwart", von Hermann Vogt, Oberstlieutenant a. D. (Rathenow, Babenzien), wird bald in demselben Verlage die „Geschichte der deutschen Reiterei in Einzelbildern" und zwar wie die „Europäischen Heere" zunächst in Einzelheften, deren jedes ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, dann aber auch als Gesammtband zur Ausgabe gelangen. Der Verfasser beabsichtigt mit diesem Werke keine neuen Forschungen zu veröffentlichen, sondern verfolgt vielmehr den Zweck, unter Ausnutzung der besten zugänglichen Quellen anschauliche, lebensfrische und dabei militärisch völlig genaue Bilder einzelner Großthaten deutscher Reiter den gebildeten Kreisen unsers Vaterlandes vorzuführen, die in ihrer endlichen Zusammenstellung eine Uebersicht ermöglichen können über das, was deutsche Reiterei im Laufe der Jahrhunderte auf den Schlachtfeldern des europäischen Festlandes geleistet hat. Das in der Ausführung begriffene Unternehmen wird sich zweifellos um so anziehender gestalten, als Richard Knötel, der genaue Kenner deutscher Armeeverhältnisse und auf dem Gebiete des Heerwesens bedeutende Maler, auch in diesem Falle die gewandten und zutreffenden Schilderungen des Verfassers durch seine meisterhaften Zeichnungen gleichsam handgreiflicher zu gestalten übernommen hat.

Von demselben Verfasser ist soeben im gleichen Verlage zunächst für Freunde des Weidwerks und des Rosses, aber auch für Liebhaber leichter angenehmer Lesestündchen ein hübsches kleines Buch: „Durch Dick und Dünn. Allerlei Sport aus Wald und Feld", mit Illustrationen von Richard Knötel, erschienen. Der Mehrzahl nach sind die zwölf kleinen Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht gewesen. In launiger, anregender, lebendiger Art weiß der unsern Lesern wohlbekannte Verfasser durch Schilderungen und Erzählungen aus dem Leben des edeln Thieres, dem das Büchlein gewidmet ist, auf der Jagd, der Rennbahn und dem ernsten Schlachtfelde zu fesseln.

— „Briefe eines Junggesellen" nennt S. Fritz einen Briefwechsel zwischen einem Junggesellen und dessen verheiratheten Freunde (Leipzig, O. Wigand). Die Correspondenz reicht vom neunundzwanzigsten bis zum siebzigsten Geburtstage und schildert den Wechsel der Scenerie von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Die hier gegebenen Stimmungsbilder athmen eine feinere Komik und sind trefflich nach dem Leben gezeichnet. Die Art, wie das Junggesellendasein sich selbst verspottet, ist ausgezeichnet; wir empfehlen diese erheiternde Lektüre darum herzlich gern allen Betheiligten.

— In Nr. 6 der „Literarischen Volkshefte" bringt Wolfgang Kirchbach eine sehr eingehende Abhandlung über die Frage: Was kann die Dichtung für die moderne Welt noch bedeuten? Er wendet sich nicht ohne eine gewisse Heftigkeit gegen die allzu große Pflege der heutigen Musik auf Kosten der Poesie. Nur die Dichtung vermag mit dem unendlichen Reichthum der sich wandelnden Gefühle der Menschheit Schritt zu halten. Das höchste Zukunftskunstwerk kann nur reine Dichtung sein, weil sie allein mit der Intelligenzsteigerung Schritt zu halten vermag. Nun aber ist durch Darwin die Menschheit um ihren anthropocentrischen Standpunkt der Lebensauffassung betrogen, wie einst die kopernikanische Weltauffassung ihre geocentrische Lebensansicht nahm. Alles, was Jahrtausende lang poetisch galt, muß in gewissem Sinne unpoetisch werden, wenn auch nur die Metamorphose der Pflanzen sich als eine Wahrheit bewährt. Die Poesie auf ihrer Höhe sucht die Dinge aus sich selbst heraus, ohne Anlehnung an bereits gegebene poetische Werthe, zu begreifen und unserer Seele nahezubringen.

Bibliographie.

Alberti, C., Wer ist der Stärkere? Ein socialer Roman aus dem modernen Berlin. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 9 M.

Ammann, A., In ernsten und heiteren Stunden. Dichtungen. Mit einem Titelbild in Heliogravüre. Heidelberg, C. Winter. 12. 5 M.

Arendt, C., Bilder aus dem häuslichen und Familienleben der Chinesen. Mit 1 Plane. Berlin, Reuther. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Bauer, B., Der Einfluß Frankreichs auf die preußische Politik und die Entwickelung des preußischen Staates. Historische Studie. Hannover, Weichelt. Gr. 8. 2 M.

Berger, H., Die Herbart-Ziller'schen Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Religionsunterricht. Altenburg, Dietz. Gr. 8. 50 Pf.

Dessoir, M., Bibliographie des modernen Hypnotismus. Berlin, C. Duncker. Lex.-8. 1 M. 80 Pf.

Dryander, K., Erinnerungen aus der Kriegszeit (1870—71). Aufzeichnungen, aus dessen Nachlaß herausgegeben. Halle, Niemeyer. 8. 1 M. 60 Pf.

Güntzel, F. E., Reflexionen bei Betrachtung der Erde. Eine philosophisch-naturwissenschaftliche Darstellung. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 2 M.

Hildebrandt, H., Ohne Feigenblatt. Realistische Erzählungen. Berlin, Jacobsthal. 8. 2 M.

— — Wahre Worte und schöne Lieder. Eine Anthologie. Stolp i. P., H. Hildebrandt. 12. 2 M.

Hoffnaaß, Franziska v., Maria Felicia Orsini (Herzogin Montmorency). Ein Lebensbild. Donauwörth, Auer. 12. 90 Pf.

Im rechten Licht. Eine Antwort auf die Res Tirolenses. Ein Beitrag zur Nationalitätenfrage in Oesterreich. Von einem Zentralisten. Meran, Ellmenreich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jenseits der Vogesen. Neue Bilder aus dem französischen Soldatenleben vom Verfasser der Gallicae res. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 2 M.

Judeich, H., Ein Schulmeister-Märchen. Dramatischer Scherz. Dresden, Morchel. 8. 1 M.

König, E. A., Unter schwarzem Verdacht. Roman. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Kulturbilder aus dem klassischen Altertume. III. Bd.: Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer von O. Seemann. — IV. Bd.: Das Kriegswesen der Alten von M. Fickelscherer. Leipzig, Verlag des Litterarischen Jahresberichts (A. Seemann). 8. à 3 M.

Loos, J., Die Bedeutung des Fremdwortes für die Schule. Eine methodische Abhandlung. Prag, Neugebauer. Gr. 8. 1 M.

Lüthi, H., Erinnerungen an eine fünfjährige Dienstzeit in der französischen Fremdenlegion, mit besonderer Berücksichtigung der daselbst bestehenden allgemeinen Zustände (Algier und Tonkin 1880—1885). Bern, Jenni. Gr. 8. 2 M.

Marshall, W., Spaziergänge eines Naturforschers. Mit Zeichnungen von A. Wagen in Basel. Leipzig, Verlag des Litterarischen Jahresberichts (A. Seemann). Gr. 8. 8 M.

Meyer, U. T., Die deutschen Klassiker und das Kirchenlied. Eine Betrachtung. Emden, Schwalbe. Gr. 8. 60 Pf.

Neumann, F. J., Volk und Nation. Eine Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 3 M. 20 Pf.

Pfaunder, L., Die Entwerthung der Materie. Vortrag. Wien, Tempsky. 8. 50 Pf.

Quellen zur Geschichte der Juden in Deutschland. Herausgegeben durch die historische Commission für Geschichte der Juden in Deutschland. I. Bd. Berlin, Simion. Gr. 8. 10 M.

Tait, P. G., Die Eigenschaften der Materie. Autorisirte Übersetzung von G. Siebert. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 7 M.

Volkelt, J., Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen. Nördlingen Beck. Gr. 8. 3 M.

Was dünket euch um Heine? Ein Bekenntniß von Xanthippus. Leipzig, Grunow. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Wechsler, E., Wiener Autoren. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Willkomm, O., Didaktik als Bildungslehre, nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt. 2ter Bd. Die Bildungszwecke. Der Bildungsinhalt. Die Bildungsarbeit. Das Bildungswesen. 1ste Abtlg. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

P. P. **Berlin, NW. 7.**

Der geehrten Schriftstellerwelt gestatte ich mir die vorbereitende Mittheilung zu machen, daß ich z. Z. mit der Organisation eines neuen **literarischen Instituts** beschäftigt bin, welches demnächst unter der Firma:

Greiner & Comp., Literarisches Institut

ins Firmenregister eingetragen wird.

In meiner bisherigen Thätigkeit habe ich mir hinreichende Erfahrungen erworben, um ein Institut wie das entstehende im vornehmsten Sinne führen zu können. Der Erfüllung dieser ehrenvollen Aufgabe werde ich mich um so vollständiger unterziehen können, als dem Institute **ungewöhnlich reichliche Mittel** zur Verfügung gestellt sind.

Die neue Firma wird **belletristische Arbeiten** kaufen und hat für dieselben, da ich mit den hervorragendsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Verbindung stehe, gute Absatzgebiete. Ich habe u. A. an die hiesige **„National-Zeitung"** allein innerhalb der letzten zwei Jahre **acht große Romane** geliefert.

Bei Angeboten ersuche ich die geehrten Schriftsteller um Beantwortung folgender Fragen:

a. Wie stark ist das Werk (in Zeilen ausgedrückt, die Zeile zu 45—50 Buchstaben)?
b. Ist es noch unveröffentlicht? oder wenn gedruckt, wo und wann ist es erschienen? (in letzterem Falle finden event. nur Romane Berücksichtigung, welche **einmal** in einer politischen Tageszeitung erschienen sind; Feuilletons und kleinere Erzählungen sind ausgeschlossen).
c. Welchen Redactionen oder literarischen Agenturen wurde die Arbeit angeboten oder hat sie bereits vorgelegen?
d. Welches Honorar wird für den Abdruck in Zeitungen und Zeitschriften, welches für die Uebernahme incl. Buchausgabe verlangt? (Die Zahlung erfolgt unmittelbar nach Annahme des Manuscriptes in Baar.)

Im Verlage von **Greiner & Comp.** erscheint, redigirt von **Ernst Wechsler**, die

„Feuilleton-Zeitung"

für Redactionen als Manuscript gedruckt unter Mitarbeit von 152 der ersten deutschen Schriftsteller. Dieselbe bringt nur Original-Artikel und öffnet ihre Spalten Allem, was sich im Rahmen eines geschmackvollen und künstlerisch abgerundeten Feuilletons gestalten läßt; sie widmet besondere Pflege den hauptstädtischen Briefen, dem kurzen populärwissenschaftlichen, culturhistorischen, ästhetischen Aufsatz, der novellistischen Skizze und der actuelle und interessante Fragen behandelnden Causerie.

Ich werde gern mit Schriftstellern neue Verbindungen anknüpfen.

Briefe und Sendungen bitte ich bis zum 10. August an mich persönlich zu richten.

Mit vollkommener Hochachtung

Ludwig Greiner,
Unter den Linden 40.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 32. — 9. August 1888.

Der Charakter der Lustspieldichtung.

I.

Leidenschaft bedeutet eine jede menschliche Eigenschaft, sie sei moralisch guter oder böser Art, die als ungebändigte Naturkraft wirkt; solcher Gestalt kann jene nicht anders als durchgehends wahr sein.

Die Leidenschaft, welcher die Gesellschaft eine ungehinderte Bethätigung versagt, leidet, und um diesen Zustand des Leidens aufzuheben, nimmt dieselbe ihre Zuflucht zu einer phantastischen Welt, in der sie sich ganz ihrem Wesen getreu auszuleben vermöchte. Dieses künstliche Leben wird zur Kunst, denn um jenem Bedürfnisse von Grund aus zu genügen, muß dasselbe unabänderlich sinnvoll sein.

Der Inhalt der Kunst ist zwischen Leid und Lust getheilt; denn obschon jene von dem Leide anhebt, so ist doch ihr Endzweck Aufhebung eben dieses und das ist endliche Lust. Alle menschlichen Laute des Wehs und der Seligkeit, so mannichfache Wandlungen dieselben immer zulassen, sind ihrem Ausdrucksvermögen unentbehrlich und gewiß.

Das Kunstgebilde, welches die dazu befähigte Leidenschaft erzeugt, muß vollinhaltlich wahr sein, da die Erzeugerin selbst unverfälschte Natur ist.

Wie die Kunst nur vermöge der Leidenschaft besteht, so ist sie auch lediglich der letztern halber vorhanden. Die leidenschaftslose Welt bedarf der erstern nirgends, noch bringt sie ihr je das geringste Verständniß entgegen.

Der Kaltsinn ist die gesellschaftlich dressirte Unnatur und demzufolge inhaltlich durchweg verlogen.

Die behinderte Leidenschaft hat das seelische Bedürfniß nach einem Leben in der Kunst, das durch nichts anderes in der Welt ersetzt werden kann; der Kaltsinn dagegen, dem die Gesellschaft alles zugesteht, verlangt nur nach Zerstreuung und davon wird ihm, soviel er gerade braucht.

Der Kaltsinn mag die von der Leidenschaft kunstvoll geschaffenen Formen nachahmen, aber er kann dieselben nur mit dem erfüllen, was er selbst hat und ist, nämlich mit der bewußten und unbewußten Lüge.

Empfindelei und Verständigkeit bekunden denselben Kaltsinn, sie offenbaren sich nur verschieden. Die erstere sucht in der Kunst den Naturlaut der Empfindung, die letztere das Maß der Lebensweisheit zu treffen: umsonst!

Dem Kaltsinn ist es nicht gegeben, irgendwie in der Tiefe zu empfinden; er kennt nur Behagen und dessen Gegentheil, besten Falles vielleicht noch Kummer und Freude, aber nie Weh und Seligkeit. Und ebenso bleiben demselben für immer die Pforten der tiefern Lebenserfassung verschlossen, weil den Schlüssel dazu sich die Seele erst in ihren Prüfungen erwirbt, und der Grund zu all solchen ist wiederum einzig die Leidenschaft.

Die Regeln der Weltklugheit beruhen allein auf der Schulweisheit eines verständigen Eigennutzes und können nur durch die Fälschung eines jeden echten Gefühls gewonnen werden.

Der Kaltsinn hat kein Bedürfniß für eine kunstvoll gestaltete Welt, aber er ahmt die einmal vorhandene nach und bewundert allein die mehr oder weniger gelungene Nachäfferei. Derselbe vermag nicht das Wahre vom Falschen in der Kunst zu unterscheiden, denn er selbst ist ausschließlich gesellschaftliche Unnatur. Nur die Leidenschaft zieht die Grenzen der Kunst und der Künstelei, weil diese ihrem Wesen nach selbst ganz Natur ist und gleichwol die Unnatur kennt, da sie unausgesetzt zu engster Berührung mit der letztern gezwungen wird.

Der idealste Mensch wäre jener, der seelisch lauter Leidenschaft ist. Ein solcher ist schwer denkbar. Wollen

wir einem derartigen Wesen in unserer Vorstellung näher kommen, so müssen wir uns zu den Göttern erheben. Der Gott der Christen gewährt nicht dieses volle menschliche Ideal, denn er ist wesentlich die vollkommenste Güte — schlechthin göttlich: wollte man ihn vermenschlichen, so müßte sich ihm Satan zur Seite stellen. Der Jehovah des alten Testaments ließe sich schon eher dem Menschen vergleichen, doch fehlt auch diesem noch alle Sinnlichkeit; in dem Sohne des Kronos dagegen erblickten die Griechen das Urbild ihrer Menschlichkeit. Alle Eigenschaften der Menschennatur waren in diesem Götterbilde zusammengetragen und wirkten daselbst in ungeschmälerter Naturkraft und in scheinbarer Harmonie. Solches ist keinem Irdischen erreichbar. Möglich auch, daß eine einzige Menschenbrust die volle Summe der Leidenschaften bärge, die Eintracht zum mindesten wäre gestört. Der innere Friede ist nur gesichert, solange sämmtliche Triebe von der gleichen moralischen Beschaffenheit sind; erscheinen dieselben verschiedenartig gemischt, so ist der Kampf gewiß.

So viel der Menschen, so mannichfach deren Naturen; nicht einer gleicht dem andern völlig, aber in der Masse sind sie schwer voneinander zu unterscheiden; erst dort, wo sich die menschlichen Eigenschaften zu Leidenschaften erhöhen, macht sich ein größerer Abstand bemerklich. Man vermag alsdann hier die Vorherrschaft guter, dort die Uebergriffe böser Triebe wahrzunehmen, und oft genug deckt eine einzelne That den Widerstreit beider Mächte in ein und demselben Busen auf.

Wenn die Leidenschaft sich in dem gesellschaftlichen Verbande nicht vollauf bethätigen darf, und wenn sie darum in einem Leben, welches ihr die Kunst gewährt, einen Ersatz sucht, so ist es auch klar, daß der leidenschaftlich bewegte Mensch sich mit Vorliebe gerade derjenigen dichterischen Welt zuwenden wird, die den Wünschen seiner Natur am weitesten Rechnung trägt, und ebenso klar, daß der Schöpfer dieser neuen Ordnung in deren Ausstattung vor allem diejenigen Leidenschaften berücksichtigen wird, denen er sich selbst zumeist verpflichtet fühlt. Doch das ist nicht alles.

Sowol der genießende Mensch wie der Künstler werden für ihr Kunstwerk eine Ausgestaltung verlangen, die der Stellung beider zur Wirklichkeit vollkommen entspreche. Und so wird es zu einem Umstande von höchster Bedeutung, ob der eine wie der andere sich der Welt, in der er lebt, noch zu erfreuen vermag, oder ob er dieselbe flieht oder sie verlacht. Je nachdem das Verhältniß ist, wird der leidenschaftliche Mensch sich in der dramatischen Kunst für das Lustspiel, für die Tragödie oder für die Posse entscheiden. Es würde sich also hierbei nicht mehr wie beim Liede darum handeln, einer einzelnen Leidenschaft Weh und Lust im Worte zu erwecken: dieselbe soll darüber hinaus fortan eine That sein, d. h. die Natur soll nicht länger blos reden, vielmehr vornehmlich handeln, und dies, wie es sich von selbst versteht, inmitten der Gesellschaft.

Es wäre möglich, sogar die bedeutendste Begebenheit ausschließlich mit einer Leidenschaft zu erfüllen, und hierfür würde auch der einfache Liederdichter genügen, der uns sonst schon dieselbe, sein einzig naturrechtes Gefühl, allen zur Freude gesungen hat; aber die Unnatur in dem dichterischen Weltbilde fordert die gleiche charakteristische Wahrheit. Der Dichter muß vorerst die Gesellschaft in ihrer unverhüllten Hohlheit geschaut haben, ehe er es unternehmen kann, auch diese ganz ihrem Wesen getreu zu gestalten, denn sowol in der Zeichnung der Natur wie der Unnatur soll dasselbe nie anders als durchweg wahr sein. Je weniger nun ein solcher an Leidenschaften besitzt, desto häufiger wird er sich noch mit dem durchaus künstlichen und verlogenen Wesen der Gesellschaft innerlich berühren, und er wird echt wähnen, was zweifellos gefälscht ist. Die Darstellung des gesellschaftlichen Lebens könnte daher einem so gearteten Künstler zufolge immer nur eine sehr bedingt richtige sein. Hingegen wird es einem Dichter um so besser gelingen, auch die Unnatur lebenswahr im Bilde wiederzuspiegeln, je weiter er sich der überkommenen gesellschaftlichen Lüge entfremdet hat, je reicher er mithin an Leidenschaften — kurzum! je mehr er selbst ausschließlich Natur ist.

Die vollkommene Natur trägt ihren Gegensatz, d. h. die Unnatur, als Erkenntniß in sich.

Das Drama bedeutet die Leidenschaft als That. Da eine solche aber in der Kunst nur des Menschen halber zulässig ist, nur darum geschieht, damit dieser von einer seelischen Qual befreit werde, so muß sich auch jene nicht als ein vereinzeltes Ereigniß, vielmehr ausnahmslos inmitten ihrer Ursache und Wirkung darstellen, d. h. sie muß ihren Gründen nach vollkommen verständlich sein und in ihrer Folge der besondern dramatischen Idee gemäß verlaufen.

Eine That der Leidenschaft, ihre vorhergegangene Begründung und desgleichen ihre die Menschenbrust entlastende nachfolgende Wirkung: das alles zusammen macht erst eine Handlung aus.

Nur insofern kann eine That seelische Wirkung ausüben, als sie durchaus verständlich ist: darum ist ihr eine klare Begründung erste Nothwendigkeit, und eben dieselbe That wird nur dann befreiend wirken, wenn sie ihrem wesentlichen Inhalte nach hedonischer (erfreulicher), tragischer oder satirischer Natur ist: eins davon zu sein bedeutet die Idee des Stücks.

Ein Drama als echte Dichtung muß stets zu seinem Inhalte eine That der Leidenschaft haben, die in ihrem Ausgange die wahre Menschlichkeit befriedigt, oder es ist nicht dramatische Poesie. Und in einem Drama als Kunstwerk muß dazu noch eben jene That der Leidenschaft die Mitte der Handlung bilden, an die sich sowol der Aufgang wie Ausgang der letztern in harmonischer Gliederung derartig anreihen, daß ein jeder spätere dieser drei Haupttheile in seiner Entwickelung die nothwendige Folge des frühern ist: die Mitte muß in dem Anfange, das Ende in der Mitte der Handlung ihre unbedingt ausreichende Erklärung

erfahren. Es folgt daraus, daß die Architektur des Dramas unabänderlich drei oder fünf Acte erheischt: zwei- und vieractige Dramen sind zweifellose Misgeburten.

Ein dramatisches Kunstwerk hat folgenden Bedingungen zu genügen: dasselbe muß eine Handlung enthalten, deren architektonische Mitte eine That der Leidenschaft ist, und alles, was daraufhin und danach geschieht, muß unter dem Charakter der Nothwendigkeit erscheinen. Nur in diesem Falle darf die dichterische Schöpfung ein Drama genannt werden.

Dichtungen, welche zu ihrem Inhalte wol die Leidenschaft haben, die aber den kunstvollen Bau vermissen lassen, sind nicht mehr Dramen, sondern nur noch dramatische Gedichte; denn obwol keine Kunstwerke, gehören sie doch ihrem Wesen nach zur Poesie und können sogar Meisterwerke sein.

Schauspiele, deren Inhalt keine That der Leidenschaft ist, liegen bereits — sie mögen sonst noch so kunstreich gebildet sein — außerhalb eines jeden Kunstbereichs; solche sind keine Dramen, auch nicht dramatische Dichtungen mehr; man mag sie eben Schauspiele nennen, wie sie das Kunstgewerbe oder gar das Handwerk unermüdlich auf den Markt wirft.

Eine dramatische Handlung, welche in uns durch Erregung des Mitgefühls Freude am Leben erweckt, kennzeichnet sich dadurch als ein — Lustspiel.

Emil Mauerhof.

Neue Lyrik.

1. Graue Lieder. Von Ludwig Wolff-Kassel. Zweite Auflage, vom Verfasser berichtigt. Kassel, Klaunig. 1887. 8. 2 M.
2. Lieder der Huldigung von C. G. Häbler. Leipzig, Liebeskind. 1887. Gr. 8. 1 M.
3. Distichen. Politisches und Unpolitisches. Neue Folge. Von Wilhelm Reuling. Leipzig, Veit u. Comp. 1888. 8. 1 M.
4. Des Menschen Herz. Gedichte von Siegfried Martin Langen. Berlin, Zenker. 1888. 12. 3 M.
5. Buch der Liebe. Von M. Stona. Wien, Konegen. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Thautropfen. Gedichte von Alexander von Schmauß. Hamburg, Schardius. 1888. 8. 5 M.
7. Wilde Rosen. Vorträge und lyrische Gedichte. Von Wilhelm Hüttmann. Leipzig, Werther. 1888. Gr. 4. 6 M.
8. Liebeszauber. Elegie an einen Freund. Von Anton Gauser. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1888. Gr. 16. 80 Pf.
9. Anatolische Volkslieder aus der „Kaba Dili" von Leopold Grünfeld. Leipzig, Liebeskind. 1888. 16. 2 M.
10. Vom Weichselstrand. Ein ost- und westpreußisches Dichterbuch. Herausgegeben von D. Koriothh. Danzig, Dr. B. Lehmann. 1887. 12. 3 M. 50 Pf.

Zu allen Zeiten fanden die tiefer eindringenden und höher aufstrebenden Naturen unter den dichterisch Schaffenden nur ein kleines Publikum. Il n'y a que l'esprit qui sente l'esprit. Wäre es nicht von jeher so gewesen, heute könnten wir es in Deutschland lernen, wie kaum je zuvor. Die sich täglich wiederholende Wahrnehmung wirft natürlich ihren Schatten ins Gemüth unserer Dichter zurück, und der starke sarkastische und pessimistische Zug in der zeitgenössischen Dichtung, zumal in der Lyrik, ist ganz gewiß zu einem guten Theile auf die Verständnißlosigkeit des heutigen Publikums gerade für die geistigsten Strömungen in unserer Dichtung zurückzuführen. Wer eine Zeit lang beide scharf aufs Korn nimmt, die Schaffenden wie die Genießenden auf unserm Büchermarkte, der kann sich der Ueberzeugung unmöglich verschließen, daß dieser innere Zusammenhang in der That besteht.

Vielleicht läßt sich aus dem Mangel an entgegengebrachtem Verständnisse auch der herbe Zug erklären, der den Dichter kennzeichnet, mit dem ich meine heutige Ueberschau eröffne. „Graue Lieder" nennt Ludwig Wolff-Kassel (Nr. 1), der talentvollste unter den diesmal zu würdigenden Poeten, eine in „zweiter berichtigter" Auflage vorliegende Sammlung von Gedichten verschiedenen Inhalts. Es ist ein kraft- und saftvolles Talent, welches uns hier entgegentritt. Dem Inhalte nach mehr gedacht als empfunden, fallen die Wolff'schen Gedichte nicht selten ziemlich stark aus dem lyrischen Stile heraus. Neben einer Reihe schwungvoller Oden und Hymnen sind es überwiegend satirische und sarkastische Kleinigkeiten, die der Dichter uns bietet, die aber kaum jemals das sub specie aeterni entbehren lassen. Der Form nach sind sie meist gedrungen, fast niemals melodisch, häufig zerhackt und barock, diese Hervorbringungen eines eigenartigen Dichtergeistes, wobei dessen Vorliebe für originellen Strophenbau, Doppelreime und neue Wortbildungen scharf und oft mit großem Geschicke hervortritt. Das sangbare Lied liegt ihm somit fern. Wolff's Weltanschauung ist eine im wesentlichen pessimistische. Aber wenn er auch begreift, daß die Welt schlecht ist, er wirft sich doch — vielleicht gerade deshalb — dem Genusse mit durstigen Sinnen in die Arme. „Pessimistisch-fidel", dieses burschikose Motto lesen wir auf dem Titelblatte der „Grauen Lieder", und die hierin ausgesprochene Dissonanz muß als der eigentliche Grundton der nicht uninteressanten Sammlung bezeichnet werden. Die Variationen, die Wolff diesem Grundtone abzugewinnen weiß, sind sehr mannichfach: da sind bitter pessimistische Klänge, wie „Wer noch lachen kann" und „Grabhügel", satirische Angriffe wie „Die fünften Räder" und „Geniesslug", Verherrlichungen des Genußlebens, wie „Wo Leben noch um Liebe wirbt" und „Was fangen Christ und Muselmann", hymnenartige Aufschwünge, wie „Strom der Liebe" und „Ode an die Geduld", welche letztere hier einen Platz finden möge:

Heilige Geduld!
Du still Tröstende!
Barmherzige Schwester,

Aus Himmelshöhe gesandt
Zum Dienste der leidenden Menschheit:
Ohne dich wäre der Selbstmord
Des Menschen gewöhnlichstes Ende;
Ohne dich würd' alle Liebe
In Haß verkehrt,
Ohne dich aller Glaube
In zweifelnden Hohn,
Und alle Hoffnung
In thatlos Brüten
Und stockigen Stumpfsinn.
Ohne dich wär' jedes Streben
Im Keim vereitelt,
Kein Ziel erreichlich,
Aller Zweck verfehlt,
Und unser Wille —
Sich selbst ein Hohn:
Des Zufalls Windfang.

Amerika
Hast du entdeckt —
Den Sinn erfüllend dem edeln Columbus —
Du ließest erstehn
Aus ungeschwächtem Stammesmark,
In Fülle der Kraft und Gesundheit —
Das lang ersehnte,
Das endlich gewonnene,
Das treu zu wahrende:
Der Deutschen neues, gewaltiges Reich. — —
Du hast Iliaden gedichtet — —:
Und deinen Liebling,
Odysseus, den göttlichen Dulder,
Durch Stürme des Kriegs und der See,
Durch Wildniß und wildere Menschennatur,
Durch Drangsal des Hasses, der Liebe,
An des Hades Pforten vorbei und Nymphengrotten —
Geführt nach unsäglicher Irrfahrt, gehäufter Fährniß,
Geführt an das Heimatgestad'
Und in die Arme
Der wiedergefundenen Gattin,
Der treu bewiesenen: —
Die, von deiner Macht gestärkt,
So lange geharrt in Demuth und Liebe,
In Schmerz und Entsagung —:
Bis du ihr Dulden verklärt
In Wonnenfülle
Und beider harrend Beharrlichsein
Herrlich gelohnt durch beseligten Gattenkuß —
Und durch unvergänglichen Ruhm bei den fernsten Geschlechtern.

Das Zerklüftete und Sprunghafte, das den Hymnenstil charakterisirt, hat Wolff in seinen bezüglichen Dichtungen mit dem Instincte des echten Talents zu treffen gewußt. Hierin ist ihm der Dichter verwandt, zu dem ich mich jetzt wende: C. G. Häbler in seinen „Liedern der Huldigung" (Nr. 2). Es sind drei Gesänge, in welchen der Dichter seine Ehrerbietung dem Grafen Moltke, dem Fürsten Bismarck und dem Kaiser Wilhelm darbringt, die Gesänge „An den Feldherrn des Reichs", „An den Kanzler des Reichs" und „An den Kaiser"; dazu kommen ein Vorgesang „An Pindar" und ein Nachgesang „An das Vaterland". In dem Vorgesange fragt der Dichter bescheiden:

Hab' ich mich selber
Zu hoch geschätzt? Hab' ich nur
Zwitschernden Laut
Der Schwalbe, die unter ländlichem Dach ihr
Nestchen sich baut?

Nein! Sein Gesang hat nichts vom „zwitschernden Laut der Schwalbe" — er bewährt den stolzen Flug des Adlers. Wenn Häbler daher an die Spitze seiner „Huldigungen" eine Apostrophe an den Sänger von Theben stellt, so ist er dazu vollberechtigt: seine kernhaften und hochpathetischen reimlosen Strophen bekunden in ihrem streng schematischen Bau wie in ihren schwunghaften Gedankengängen den echten Hymnenstil Pindar's in germanischem und modernem Gewande; sie zeichnen sich sämmtlich durch Tiefe der historischen Anschauung, durch philosophische Reife und dichterischen Flug aus, und ihre gedrungene, durchaus plastische Sprache leiht ihnen einen besondern Reiz. Das Bedeutende in diesen Hymnen aber ist der sie alle durchwehende Zug des Historischen. Mag der Dichter, indem er den Schlachtenlenker Moltke preist, seinen Helden einem Hannibal, einem Alexander, einem Cäsar, einem Prinzen Eugen, einem Marlbourough, einem Napoleon vergleichen, mag er ferner, den eisernen Kanzler verherrlichend, die Geschicke der beiden großen Kriege von 1866 und 1870 vor uns entrollen, mag er sodann, dem Kaiser Wilhelm ein Loblied singend, dieses wunderbare Herrscherleben von der Wiege bis an die Schwelle des Grabes im Gesange begleiten, oder mag er endlich, indem er das Vaterland erhebt, in jene Zeit zurückgreifen, da unsere Altvordern sich „bärengleich auf die riesige Schlange Rom" warfen, und von jener fernen Zeit ab bis in diese Gegenwart hinein die Großthaten Deutschlands in markigen Zügen zeichnen — immer ist es der große Stil der Historie, den die Häbler'sche Muse bewährt. Es ehrt den Dichter dabei, daß seine Huldigungen sich niemals zu blinden Anbetungen erniedrigen, und neben dem ersten und letzten Gesange darf namentlich die Hymne auf Graf Moltke des ungetheilten und allgemeinsten Beifalls sicher sein — soweit in Deutschland für die Lyrik hohen Stils und vornehmer Haltung überhaupt noch Verständniß vorhanden ist.

Die vornehme Haltung haben mit Häbler's „Liedern der Huldigung" Wilhelm Reuling's „Distichen" (Nr. 3) gemein. Das kleine, mit allzu großer Papierverschwendung hergestellte Heft — meist ist einem Distichon eine ganze Seite eingeräumt — bezeichnet sich als „Neue Folge". Angesichts dieser Eintheilung in „Folgen" kann man den Wunsch kaum unterdrücken, es möchte uns statt dieser Mehrheit lieber eine Einheit, statt solcher kleiner Hefte vielmehr ein etwas stärkerer Band — nur ein einziger — geboten worden sein. Der Dichter hätte dann zum Vortheile seines Werks strenger sichten und sieben können und vermuthlich noch immer eine stattlichere Reihe zusammengebracht, als dieses spärliche Heft sie aufweist. Die Form ist im ganzen das Lobenswertheste an den Reuling'schen „Distichen", denn diese bekunden, wie gesagt, eine gewisse

vornehme Haltung, hierin, wie zum Theil auch dem Inhalte nach, an den Meister des deutschen Distichons, an Platen, nicht selten erinnernd. Dem Geiste nach erheben sie sich indessen kaum über das Mittelmaß der Begabung; erfüllen sie doch oft nicht einmal das erste Gesetz künstlerischen Schaffens: sie dringen nicht immer zur Klarheit des Gedankens durch. Was nützt mir aller Schliff der Form, wenn ich mit dem, was darin steckt, nichts anzufangen weiß? Man möchte häufig genug diesen fein geschliffenen Hexametern und Pentametern zurufen: weniger bewußte Feile, mehr Instinct und Natur! Und das treffende chinesische Sprichwort: „Allzu klares Wasser hat keine Fische", will einem bei der Lektüre dieser politischen und unpolitischen Verse gar nicht aus dem Sinne; die politischen leiden einigermaßen an Farbenblindheit, die unpolitischen an Physiognomielosigkeit; beiden gebricht es an Temperament — und diese drei Dinge sind jedem Epigramme doch so sehr nöthig! Ich setze hier statt aller weitern Betrachtungen einige Proben der Reuling'schen Zeilenpaare her, die ich beliebig aus dem Hefte herausgreife:

Wohlthaten.

Willst du den Armen begaben, so thu' es mit doppelter Güte,
Daß dir der Arme verzeiht, was du ihm Gutes gethan!

Ehrgeiz.

Nimmer suche den Ruhm, lass' ihn dich suchen; den echten
Ehrgeiz lohnet den Schweiß schon die gelungene That.

Menschenschicksal.

Kühn erklomm er die steilsten Gehänge und Klippen, bis jäh ihn
Brachte ein Kiesel zu Fall nahe dem gastlichen Dach.

Physiognomielos wie die Distichen von Wilhelm Reuling sind auch die übrigen fünf heute noch zu betrachtenden Sammlungen zeitgenössischer Lyrik. Da ist zunächst ein zierlich ausgestattetes kleines Liederbuch mit dem blassen Titel „Des Menschen Herz" von Siegfried Martin Langen (Nr. 4). Zum großen Theil Schemen und Schatten, die flüchtig vorüberziehen und durchaus keinen Eindruck hinterlassen! Man lese zum Beispiel auf Seite 47 das längere Gedicht „Mondnacht am Meere", und dann gebe man dem Naiven, der solcher Lyrik gegenüber überhaupt noch fragt: „Was soll das?" eine Antwort! Ein Narr kann mehr fragen als zehn Weise beantworten können. Zu den bessern Stücken der Sammlung gehören übrigens „Der Vergeßliche", „Sein Blick", „Dichtererlebniß", „Stelldichein" und „Gelöbnisse" wie einige spruchartige Kleinigkeiten.

An Langen's „Des Menschen Herz" reiht sich ebenbürtig M. Stona's „Buch der Liebe" (Nr. 5), das Blasse an das Bleiche, an. Durchschnittswaare ohne alle Selbständigkeit, in der Form leidlich gewandt, alles liederartig und erotisch. Hie und da läuft freilich ein leidlich hübsches Liedchen mit unter, so „Isolde", „Mein Herz ist eine Welt voll Liebe" und die nachfolgenden recht frischen und kecken Strophen:

Diese schöne stolze Erde
Ist ein liebekrankes Weib;
Feuer tobt in ihrem Innern;
Beben fliegt durch ihren Leib.

Frühlingszauber ist ihr Lächeln;
Wellen sind ihr weiches Haar,
Und Vulkane ihre Augen,
Flammensprühend, wunderbar.

Liebster ist der blaue Himmel,
Sieht sie an mit Liebesglühn,
Doch es fehlt ihm die Courage,
Sie an seine Brust zu ziehn.

„Thautropfen" ist ein prächtiger Titel. Er klingt so süß; er wird Backfischen gefallen. Den hat Alexander von Schmauß (Nr. 6) seinen Gedichten an die Stirn geschrieben. Und er hatte recht, es zu thun. Es glitzert und schimmert und schwimmt alles ineinander in diesen „Thautropfen", ganz wie die „Thränen des Himmels" es in der Natur auch thun. Das Büchlein enthält Liebespoesie im süßesten Liqueurgeschmack, dann einige Betrachtungen ohne Tiefe und Eigenart, hierauf eine Reihe erzählender Gedichte ohne Phantasie und Rundung und zum Schluß eine Handvoll Sonette, unter denen das folgende vielleicht das beste ist:

Leonardo da Vinci.

Ich steh' vor deinem „Letzten Abendmahle" . . .
Und während deine Kunst mich macht erheben (!),
Entrollt vor meinem Geiste sich dein Leben
In seines Glanzes lichtgetränktem Strahle.

Ruhm trankst du aus Italias Pokale
Für deine Meisterschaft, dein hohes Streben
Und schlürftest Ruhm, den Frankreich dir gegeben,
Berauschend aus der königlichen Schale.

Es stand auf deinem prächtig schönen Haupte
So classisch Margarethens Lorberkranz,
Daß man Apelles auferstanden glaubte.

Du warst der Held in Kunst, bei Spiel und Tanz,
Bis unbarmherzig jäher Tod dich raubte
Und du verschiedst im Arm von König Franz.

Die Form der Schmauß'schen Gedichte ist oft hölzern und ungelenk, zum Theil ganz incorrect und undeutsch, wie z. B. eine Lieblingsmanie des Verfassers in der Weglassung des Artikels besteht. So heißt es auf Seite 144: „hoch an Polenkammes Grenze", und weiter unten: „der berufen ward auf stolze Burg". Man glaubt an solchen Stellen Uebersetzungen aus artikellosen Sprachen zu lesen. Andere sprachliche Verschrobenheiten sind bei Schmauß zahlreich. Auf Seite 161 — um nur ein Beispiel anzuführen — heißt es: „Seit vielen, vielen hinentfloh'nen Jahren." („Hinentflohen!" welch ein sonderbarer Pleonasmus!) Und solche Wendungen sind in den „Thautropfen" gar nicht selten.

Auf einer bedeutend höhern Stufe des Könnens als die drei zuletzt gewürdigten Gedichtsammlungen stehen die „Wilden Rosen" von Wilhelm Hüttmann (Nr. 7), aber eigenartiges Gepräge fehlt auch ihnen. Die „Wilden

Rosen" bilden einen Strauß aus mehr oder weniger umfangreichen, zum Theil cyklisch gegliederten geschichtlichen Dichtungen und vorwiegend persönlich gefärbten kürzern Liederstrophen. Lucretia Mazan, das Heldenweib von Florenz, Napoleon auf St.-Helena, Meinrad von Hohenzollern, König Enzio, Richard Löwenherz und andere geschichtliche Gestalten treten uns aus Hüttmann's Gedichten entgegen, wobei eine gewisse Breite und Umständlichkeit der Darstellung sich nicht selten störend fühlbar macht. Daneben aber findet das Menschenherz in seinen Beziehungen zu Gott, Natur und Welt sein volles Recht, und hier schlägt Hüttmann seine besten und vollsten Töne an. Mit einem großen Maßstabe darf man sie freilich nicht messen; sie halten sich meistens auf einer bescheidenen Höhe, wie sie etwa das nachfolgende Lied bezeichnet:

Vergib!

Höchster aller Lebenstriebe,
Höchstes Glück im Erdenthal
Ist die heil'ge Macht der Liebe,
Himmelswonne, Götterstrahl.
Schaffend hauchte mit dem Leben
Gott, der Schöpfer, Liebe ein;
Gottes Odem, frei gegeben,
Schmücket unser Erdensein.

Ohne Rang und Zunft zu messen,
Herrscht der Liebe Allgewalt;
Reich und arm, keins ward vergessen,
Krüppel nicht, noch Wohlgestalt.
Frei aus hohen Himmelshöhen
Kommt der Liebe heil'ger Trieb;
Ist ein Fehl aus Lieb' geschehen,
Zaudre nicht, vergib, vergib!

Die reine und edle Gesinnung, die aus den Hüttmann'schen Gedichten spricht, macht sie, wie man auch über ihren Kunstwerth denken mag, unserer Achtung werth.

Dies gilt auch von Anton Ganser's formgewandter Elegie an einen Freund: „Liebeszauber" (Nr. 8), die im übrigen mit ihren breiten Gedankengängen und philosophischen Auslassungen die Geduld des Lesers ziemlich stark auf die Probe stellt.

Zum Schluß noch einen Blick auf zwei Anthologien! Leopold Grünfeld beschenkt die deutsche Literatur mit einer Auswahl mustergültig von ihm übertragener „Anatolischer Volkslieder" (Nr. 9). In der Vorrede sagt er:

Bei keinem andern Volke ist der Gegensatz zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie ein so in die Augen fallender, wie bei den Osmanen. ... Die zünftige osmanische Poesie ist nie in die breiten Massen des türkischen Volks eingedrungen. ... Anders dagegen verhält es sich mit der osmanischen Volkspoesie, mit den Volksliedern und Volksmärchen, welche sich in türkischer Sprache, und zwar in der „Kaba Dili", d. i. der „groben Sprache", von Generation zu Generation forterben.

Die osmanischen Volkslieder sind bisher niemals niedergeschrieben worden, selbst nicht in türkischer Sprache; die Quellen, aus denen sie geschöpft werden können, sind der Volksmund und die türkischen Liebesromane, in die sie vielfach eingeschaltet worden. Dieser Verschollenheit gegenüber ist es doppelt dankbar anzuerkennen, daß Grünfeld eine Sammlung und Uebertragung der an sich so interessanten Lieder unternommen hat. Sein Zweck war dabei, „ein ansprechendes, buntfarbiges und poetisches Bild von dem Volksliede des anatolisch-osmanischen Volks zu geben", und die Kritik kann freudig zugestehen, daß der Sammler und Nachdichter diesen Zweck in seinem ganzen Umfange erreicht hat. Er theilt seine Auslese in fünf Abschnitte: in „Kerem-Lieder", „Garib-Lieder", „Massal-Lieder", „Köjli-Lieder" und „Mani-Lieder", wobei zu bemerken ist, daß die beiden erstgenannten Abtheilungen ihren Namen den darin in erster Linie gefeierten Helden Kerem und Garib verdanken, während die dritte Rubrik Märchen und Parabeln, die vierte Dorflieder und die fünfte Sinnsprüche enthält. Die Liebe bildet das Grundthema aller dieser Poesien, und es kommt in ihnen eine eigenthümlich feine Erotik mit bestrickendem exotischen Dufte zum Ausdruck. Manches darin erinnert an Bodenstedt's Mirza-Schaffy-Poesie, aber es ist im ganzen ein tieferer, mehr der Welt des Herzens als der Sinne entstammender Ton darin. Was an diesen Liedern besonders fesselt, das ist die jedem echten Volksliede eigenthümliche unverfälschte und quellfrische Naivetät, die aus ihnen spricht. Originell ist die Form, die sich mit Vorliebe in Antithesen und Parallelismen bewegt. Hier eine Probe:

Ich frug: Wem sind die Perlensträhne?
Sie sagte: Das sind meine Zähne!
Ich frug: Was ist denn zehn und drei?
Sie sagte: Daß so alt sie sei.
Ich frug: Was ist so roth, mein Kindchen?
Sie sagte: Das ist ja mein Mündchen!
Ich frug: Und darf's geküßt nicht sein?
Sie sagte: Nein, nein, nein, nein, nein! —

Ich frug: Wer lindert Seelenqualen?
Sie sagte: Meiner Augen Strahlen.
Ich frug: Und wo ist Liebeslust?
Sie sagte: Hier, in meiner Brust.
Ich frug: Wann wird gestillt mein Jammer?
Sie sagte: Einst, in meiner Kammer.
Ich frug: Läßt du mich heut nicht ein?
Sie sagte: Nein, nein, nein, nein, nein! —

Ich frug: Wen täuschen leicht die Frauen?
Sie sagte: Die, so leicht vertrauen.
Ich frug: Wen hab' ich stets im Sinn?
Sie sagte: Mich, die Sultanin!
Ich frug: Wer pflegt mich zu belügen?
Sie sagte: Das ist mein Vergnügen.
Ich frug: Und wird das stets so sein?
Sie sagte: Nein, nein, nein, nein, nein! —

Freunden volksthümlicher Poesie ist in diesen „Anatolischen Volksliedern" Grünfeld's ein Jungbrunnen des Genusses und der Erquickung erschlossen.

Von Anatolien wenden wir uns nach Ermland und Kulm. Der Weg ist weit. Ebenso weit ist auch die Kluft, die zwischen jener soeben besprochenen anatolischen und der nun zu beleuchtenden ermländischen Anthologie liegt. Dort die volle gesunde Lebensfülle des Orients,

hier ein gewisser enger und einseitiger Standpunkt abendländischer Cultur! Die Anthologie also, zu der wir uns wenden, nennt sich „Vom Weichselstrand. Ein ost- und westpreußisches Dichterbuch. Herausgegeben von D. Koriotli" (Nr. 10). „Katholischer Priester" fügt der Herausgeber seinem Namen hinzu und kennzeichnet damit sein Buch gleich auf dem Titelblatt als ein ausschließend confessionelles. Um aber den Eindruck des Tendenziösen zu erhöhen, trägt dann das erste Gedicht der Sammlung die Ueberschrift „Dem heiligen Vater zu seinem Jubeltage am 23. December 1887", und sehen wir uns nun gar das mit biographischen Daten ausgestattete Dichterverzeichniß an, so befinden wir uns in einer Gesellschaft, die sich zum größten Theil aus katholischen Geistlichen und Schulmännern zusammensetzt. Will man ein Sammelwerk von religiösem Inhalte, ein Andachtsbuch oder Aehnliches zusammenstellen, gut! so ist diese Ausschließlichkeit durch die Sache selbst geboten. Aber ein Buch von allgemein menschlichem Charakter, das in seinen einzelnen Abschnitten die alten Themata der Lyrik behandelt, „Heimat und Fremde", „Natur", „Liebe und Freundschaft", „Betrachtendes", „Sagen und Legenden", „Balladen und Erzählungen", und nur in einem wenig umfangreichen Abschnitte „Religiöses" bringt — ein solches Buch prägt sich durch die tendenziöse Wahl seiner Mitarbeiter und somit durch seine ganze Haltung den Stempel katholischer Particularität auf. Warum diese Ausschließlichkeit, die durch die Sache in keiner Weise geboten ist? Wenn nicht einmal die Kunst mehr neutral bleiben, wenn sie confessionelle Schlagbäume und Grenzsteine aufrichten will — wo in aller Welt wird noch der Mensch sich dem Menschen gesellen dürfen, ohne zuvor sein Glaubensbekenntniß hersagen zu müssen? Solche beschränkte Standpunkte rächen sich übrigens stets durch sich selbst. Dafür ist auch dieses ost- und westpreußische Liederbuch ein Beleg. Die kirchliche Schranke, in die es sich zwängt, wird ihm zu einer beengenden Schlinge, die ihm Luft und Leben wehrt: die ausschließlich christlich-katholische Weltanschauung, die in diesen Gedichten aus Ost- und Westpreußen zum Ausdruck kommt, schließt jeden gesunden Hauch modernen Geistes und fortgeschrittener Lebensansicht aus und drückt dem Buche ein stark anachronistisches Gepräge auf. Was die Beiträge ihrem Gesammtgepräge nach betrifft, so tragen sie im allgemeinen den Charakter einer farblosen Lyrik, für die sich schwerlich jemand erwärmen wird. Die Dichternamen, welche sich hier ein Stelldichein gegeben, sind in weitern Kreisen durchweg unbekannt, und ich wüßte aus ihrer Reihe keinen hervorzuheben, der vermöge seiner uns dargebotenen Poesien verdiente, aus seiner Verborgenheit gezogen und der Beachtung der Welt empfohlen zu werden. Ernst Ziel.

Zur außerdeutschen Literatur.

1. Der altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen von Michael Haberlandt. Leipzig, Liebeskind. 1887. 8. 4 M.

Der Titel gibt die beiden verschiedenen Bestandtheile des Buchs an. Der erste Theil nämlich enthält Aufsätze der wiener „Neuen Freien Presse", der andere Skizzen, die wahrscheinlich auch früher oder später einmal Aufsätze werden sollten, nun aber den schon gedruckten Aufsätzen als noch ungedruckte Beilagen angefügt worden sind. Die Aufsätze sind zum Theil auf äußere Veranlassung hin geschrieben worden, so gleich der erste „Bei den indischen Göttern" bei Gelegenheit einer Ausstellung im Oesterreichischen Museum, andere als Besprechungen neu erschienener Bücher. Diese Zusammenstellung zeigt recht deutlich, wie viele Fäden doch auch uns ferne Westländer mit dem asiatischen Osten verknüpfen; und dabei ist der Zusammenhang der Sprachen, der bekanntlich vor achtzig Jahren für uns Deutsche zuerst von Friedrich Schlegel in seinem Buche „Ueber die Sprache und Weisheit der Inder" entdeckt wurde, noch gar nicht einmal berücksichtigt, sondern die Aufsätze bewegen sich vorzugsweise auf culturgeschichtlichem und dichterischem Gebiete. Daß wir z. B. das Schachspiel aus Indien überkommen haben, ist bekannt; der zweite, höchst anziehend geschriebene Aufsatz theilt uns darüber Näheres mit. Daß auch unsere sogenannten „arabischen" Ziffern aus Indien stammen, wie gleichfalls feststeht, hätte ebenso gut Gegenstand eines Aufsatzes werden können. Ob nicht auch der Thierkreis indisch ist? Dies nur zum Beweis, ein wie ergiebiges Thema sich der Verfasser ausgesucht hatte. Mehrere unserer bekanntesten Getränke verrathen schon durch ihre Namen gleichfalls indischen Ursprung; eins der beliebtesten, den „Punsch" (aus pantscha, fünf, weil er aus fünf „Elementen" besteht, nämlich außer den vier bekannten Schiller'schen noch dem Thee, also bei den Indiern schon mehr „Bowle" ist — übrigens nehmen die Inder wirklich auch fünf Elemente an, nämlich außer den vier griechischen noch den Aether), behandelt der Verfasser in Nr. 7: „Der Sylvestertrank". Aber auch Rum (roma, Wasser) und Arak (rakschasura, Dämonenwein) sind indische Namen. Die „Lotosblume" (Nr. 4) ist mit Hinblick auf Heine's Dichtungen geschrieben. Es muß ein entzückendes Schauspiel sein, einen solchen Lotosteich zu sehen, umschwärmt von hansâs (= Gans, doch ist die indische Gans, die wir Flamingo nennen, ein wunderschöner, mehr reiherähnlicher Vogel), die den Samen dieser Blume verzehren. Flamingo und Lotus sind bei den indischen Dichtern eine Art Liebespaar, wie Rose und Nachtigall bei den Persern. So sagt Bhartrihari, nach Rückert:

Bliebe auf Erden gleich
Nirgends ein Lotusteich,
Doch kratzte nicht der Schwan
Im Miste wie der Hahn.

Andere dieser Aufsätze behandeln weniger den historischen Zusammenhang zwischen indischer und deutscher Bildung, als sie das nachgerade bei uns erwachte Bedürfniß, uns um indische Bildung zu kümmern, befriedigen sollen. So Nr. 5: „Buddha, seine Lehre und seine Kirche"; Nr. 8: „Das Fleischverbot der Fasten"; Nr. 9: „Die Vedânta-Philosophie"; das berühmte Kapitel der indischen Witwenverbrennung behandelt Nr. 20: „Die indische Frau".

Daß der Verfasser selbständige Studien aus den Quellen gemacht hat, zeigt sich zwar nirgends in aufdringlicher Weise, läßt sich aber überall durchfühlen; auch hat er sich schon mit Geschick in dichterischen Uebersetzungen indischer Sagen und Epopöen versucht; recht ansprechend ist die Probe einer Uebersetzung eines indischen Kunstepos, die er uns bei Gelegenheit eines Aufsatzes über indischen Bergcultus zum besten gibt (S. 189):

Da sieht er nach den luft'gen Höhen droben,
Wo steil des Berges Gipfel auf sich baut,
Als hätt' er sich im Riesendrang erhoben,
Des Weltalls fernste Welten noch zu schaun,
Als wollt' er kühn des Himmels Feste tragen,
Den Weltenberg aufstrebend überragen.

Wie steht er da, belebt von tausend Wesen,
Wie eine zweite Welt so groß und reich:
Es treibt der Mensch tief unten still sein Wesen,
Und Geister wohnen hoch im luft'gen Reich:
Ihn schuf der große Gott, um seine Macht zu zeigen,
Denn diese zweite Welt, sie ist sein eigen.

Aus Felsengipfeln, die den Himmel streifen
Und schneebedeckt hell schimmern wie Demant,
Durchglänzt von Erzesadern, goldnen Streifen,
Hat aufgebaut den Berg des Gottes Hand:
Dem Herbstgewölke gleich, das leicht sich ballt,
Vom Wetterschein vergoldet und durchstrahlt.

Jedem Freund einer erfrischenden, geistreichen Lektüre kann das Buch warm empfohlen werden.

2. Longfellow's Dichtungen. Ein literarisches Zeitbild aus dem Geistesleben Nordamerikas von Alexander Baumgartner, S. J. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Longfellow's Porträt. Freiburg i. Br., Herder. 1887. Gr. 8. 4 M.

Gleich von vornherein muß ich erklären, daß ich vor Longfellow's Dichtergabe bei weitem die Hochachtung nicht habe wie der Herr Verfasser. Das „Lied von Hiawatha", sein berühmtestes Werk, hat mich sehr kühl gelassen und ich gestehe, daß mir in einem einzigen Kapitel Cooper's, wie in Cora's Aufenthalt bei den Delawaren von den Bergen oder in der Klage der „großen Schlange" um Unkas im „Letzten Mohikaner" trotz der prosaischen Form mehr echte Poesie enthalten zu sein scheint als im ganzen „Hiawatha". Wilde können nur anziehend in der Dichtung wirken, wenn sie mit Gebildeten in Berührung gebracht werden, und gerade dieser Aufgabe scheint Longfellow wie sein Held geflissentlich aus dem Wege gegangen zu sein. Der Versuch, in „Evangeline" den Hexameter, der schon im Deutschen ein misliches Experiment und nur durch große Muster erträglich geworden ist, in die Reihe der englischen Dichtungsformen einzuführen, scheint mir ein höchst unglücklicher. Mag Longfellow in Anbetracht der mannichfachen Hindernisse, die sich in dem jugendlichen Nordamerika bisher der Poesie entgegenstemmten und die nun hoffentlich nach dem glücklichen Ausgange des Kriegs mit den Sklavenstaaten allmählich verschwinden werden, immerhin Großes geleistet haben, uns Deutschen bietet er deshalb noch keine rechte Handhabe der Bewunderung, so wenig wie sein Freund, der englische poëta laureatus Tennyson, der sich bei Baumgartner mit Longfellow in die Bewunderung theilen muß. Was mag nun wol dem protestantischen Amerikaner die Bewunderung des Jesuitenpaters für das „Lied von Hiawatha" und für den ganzen Longfellow erworben haben? Man lese, was da gedruckt steht (S. 193), nachdem vorher die Verdrängung der Rothhäute durch die Weißen gegeißelt worden ist und die Rothhäute geschildert worden sind, wie folgt:

Sie waren ebenso unermüdliche als geschickte Jäger und Fischer, wilde Krieger, soweit ihr unstetes Jagdleben und die gegenseitige Eifersucht der Stämme häufigen Krieg und grausames Kriegsrecht begünstigten, aber auch hinwieder gutmüthige Naturkinder im heimatlichen Wigwamdorf, voll Liebe und Treue zu ihren Sippen, opferwillige Beobachter des Gastrechts und Bekenner einer Religion, welche unter einem kindischen Gewebe von Zauberei und Aberglauben noch manchen Zug der Uroffenbarung durchschimmern ließ, der sie weit erhob über den blutlechzenden Fetischismus der afrikanischen Neger.

Nachdem dann ihre Grausamkeiten möglichst entschuldigt worden sind, heißt es weiter so:

Die katholische Kirche übernahm deshalb frohen Muthes jenes, wie Albrecht von Haller sagt, „so schöne, der Menschheit so vortheilhafte Project, die in den Schrecknissen des Urwaldes zerstreuten Völker zu sammeln und sie dem Zustand der Wildheit, der ein unglücklicher Zustand ist, zu entreißen, ihren grausamen und zerstörenden Kriegen ein Ende zu machen, sie mit dem Lichte der wahren Religion zu erleuchten und sie zu einer Gesellschaft zu vereinen, welche durch Gleichheit der Bürger und Gemeinschaft der Güter einigermaßen das goldene Zeitalter darstellt". Wie dieses große civilisatorische Werk durchkreuzt und vereitelt ward, ist sattsam bekannt. Goldgierige Krämer erschienen auf dem Schauplatz, um an der Kindeseinfalt des Indianers sich betrügerischerweise zu bereichern. Dem Kinde des Urwaldes wurde seine reiche Jagdbeute gegen das verheerende Feuerwasser umgetauscht. Dieses machte den Indianer zum grausamen Raubthier, der dazu kommende Betrug und die Gewaltthat reizten ihn zum verzweifelten Kampfe. Das „Raubthier" glaubte man schießen, das Hinderniß der Civilisation aus dem Wege schaffen zu dürfen, und so begann dann die barbarische Hetzjagd der „Civilisation" auf den unglücklichen Indianer, den sie selbst durch Hinterlist und Barbarei zu ihrem Feinde gemacht hatte. Nur einige Trümmer der alten Ureinwohner, in die Felsengebirge zurückgedrängt, von katholischen Missionären dem Christenthum gewonnen, von Methodistenpredigern, Regierungscommissaren und Krämern gequält und ausgesogen, erinnern die erleuchtete humane Gegenwart noch daran, daß die ganze Rasse für das Christenthum und durch das Christenthum für die Civilisation hätte gerettet werden können.

Da haben wir's! Das hat die Vorsehung wirklich nicht gut gemacht, daß sie nicht die Indianer von ganz Amerika in die Hände katholischer Europäer fallen ließ. Mit Stolz

kann die katholische Kirche auf die Indianer Südamerikas blicken, ungefähr wie König Philipp dem Marquis Posa gegenüber auf die Kirchhofsruhe Spaniens in Vergleich mit dem blutigen Aufstande der Niederländer. „Und diese Ruhe gönn' ich den Flamändern.“ Wie beschaulich, still in ihrem Christengott vergnügt war nicht das Los der Peruaner in den Bergwerken! Nein, wer in einem Glashause sitzt, sollte doch nicht mit Steinen werfen. Das also ist das Verdienst Longfellow's, daß er es unternahm (S. 194), „der Homer dieser untergegangenen Stämme zu werden“.

Longfellow ist in der Universalität seiner literarischen Bildung ein echter Nordamerikaner und zeigt auch darin eine gewisse Verwandtschaft mit dem deutschen Geiste, mit dessen literarischen bedeutendern Erzeugnissen er sich bekannt gemacht, die er in seinen Dichtungen reproducirt hat. Wenn er seiner „Goldenen Legende“ die schöne Dichtung vom „Armen Heinrich“ zu Grunde legt, so erwirbt ihm das begreiflicherweise das Wohlwollen des Jesuitenpaters; wenn er sich aber dabei unterfängt, auch die Verderbtheit der Klöster zu schildern und etwa ein Gaudiolum der Mönche darzustellen, so wird er nach Gebühr dafür abgekanzelt. Aber die meiste Sympathie hat er sich bei Pater Baumgartner dadurch erworben, daß er auch den europäischen Süden bereiste und den Amerikanern die Schönheiten katholischer, romanischer Dichtungen erschloß; besonders wird seine Uebersetzung des Dante als eine Ruhmesthat gepriesen. Daß von jeher deutsche Protestanten sich mit den Katholiken in die Bewunderung dieses Dichters neidlos getheilt, ja gewissermaßen ihn als den Ihrigen betrachtet haben, weil er wie jeder Protestant ein echter Ghibelline war, weil er, wie die Juden auf den Messias, so auf den Römerzug Heinrich's VII. hoffte, verschweigt der Herr Pater. Und doch ist es ein unbestreitbarer Vorzug der protestantischen Gewissensfreiheit, daß wir uns dem Schönen und Großen aller Völker und Religionen hingeben, mit ihm sympathisiren können, ohne deshalb Beängstigung in unserm protestantischen Gewissen zu empfinden, wie sie der Herr Pater gewiß empfinden würde, wenn er sich mit Liebe und Bewunderung in die Goethe'schen Dichtungen versenken sollte. Jeder protestantische Forscher der ältern deutschen Literatur wird mir zugeben, daß er, wenn er sich in die glaubensinnigen Dichtungen des deutschen Mittelalters versenkte, katholisirt habe — ohne darum ein schlechterer Protestant zu sein.

3. Thomas Carlyle's religiöse und sittliche Entwickelung und Weltanschauung. Studie von Ewald Flügel. Leipzig, Grunow. 1887. 8. 5 M.

Auch hier kann ich mich nicht zu dem Standpunkt der Bewunderung des Helden emporschwingen, auf dem doch der Verfasser eines solchen Buchs nothwendig stehen muß, um die Abfassung desselben für eine Pflicht und sich für berufen zu halten, sich derselben zu unterziehen und die mühevolle Arbeit zu übernehmen. Daß aber der Verfasser, seines Gegenstandes voll, keine Mühe gescheut hat, und daß ihm das Buch recht wohl gelungen ist, stehe ich keinen Augenblick an, zu bezeugen. Ich wünschte nur, daß es recht bald ins Englische übersetzt würde, denn jedenfalls können die Engländer immer noch mehr von Carlyle lernen als wir Deutsche. Carlyle ist groß als Essayist; um dies werden zu können, muß man das Glück und das Geschick gehabt haben, dem Impresario einer englischen Riesen- und Weltzeitung näher getreten zu sein — ein Glück, um welches ich niemand beneide. Daß der Essayismus nach englischem Muster immer mehr auch in Deutschland überhand nimmt und zu der Ueberproduction auf dem deutschen Büchermarkte beiträgt, scheint mir eben kein Segen zu sein. Carlyle's religiöse Weltanschauung formulirt der Verfasser in die Worte (S. 127):

> Ein unendliches, göttliches Wunder ist die Welt, wie sie uns umgibt — ein unendliches, göttliches Wunder sind wir selbst, wie wir uns dieser Welt und all ihren Erscheinungsformen gegenüber gestellt fühlen. Das einzige, was wir — selbst eine Offenbarung Gottes — der andern unendlichen Offenbarung Gottes, der Welt, gegenüber fühlen und empfinden können: ist Ehrfurcht, Verehrung des Heiligen, Ewigen. Diese Ehrfurcht vor dem Höchsten — wie es sich in unserm Innern und überall in der Welt offenbart — ist Religion; Religion, welche nicht blos als Gefühl, Empfindung unsere Seele erfüllt, sondern sich in unserm Leben, in unsern Werken zeigt, welche untrennbar mit der höchsten sittlichen Schönheit verbunden ist, dieselbe zur Folge hat.

Kommen mir nun auch Carlyle's religiöse Ideen etwas verschwommen vor, so bekenne ich mich um so rückhaltsloser zu seinen Ideen über die Kunst, besonders über die Dichtung, und ich denke, daß sicherlich hierin Carlyle's wahre Bedeutung liegt. Diese Feinfühligkeit, mit der er sich in die deutschen Dichter hineinlas, mit der er Goethe für die Engländer geradezu entdeckte (der Verfasser gibt in den Beilagen ergötzliche Beispiele von Misverständnissen Goethe's bei Carlyle's englischen Zeitgenossen), hat ihn zu einem beliebten Essayisten gemacht. Ihm ist der Dichter noch der Prophet, der Mund der Gottheit, und mit Recht. Bitter klagt er über das Zeitalter der Maschinen, in dem er geboren sei:

> Wir haben nun glücklich Maschinen zur Erziehung, Lancaster- und Hamilton-Maschinen, Monitors u. s. f. Erziehung, der geheime Verkehr der Weisheit mit der Unkenntniß, ist nicht mehr ein unbestimmter feinfühlender Proceß, der genaue Kenntniß des Schülers und genaues Eingehen auf des einzelnen Schülers besondere Fähigkeiten erfordert und beständigen Wechsel der Erziehungsmittel und Methode auf das eine Ziel hin, Erziehung ist jetzt ein vollständig sicheres, universelles und höchst einfaches Geschäft, das im groben und großen betrieben werden kann, freilich mit der gehörigen Maschine!

4. Shakespeare-Charaktere. Von Julius Thümmel. Zwei Bände. Halle, Niemeyer. 1881—87. 8. 6 M.

Die erste Anregung, ein solches Buch zu schreiben, scheint dem Verfasser aus Vorträgen erwachsen zu sein, die er über einzelne Gruppen von Charakteren gehalten hat (er redet einmal seine Leser noch mit „Sie“ an), wol auch aus Aufsätzen für das Shakespeare-Jahrbuch. Leider ist der, wie es scheint, noch nicht sehr alte Verfasser über

dem Erscheinen des Werks dahingestorben, hat aber, wie uns Luise von François in einem Vorwort zum zweiten Bande mittheilt, auch das Manuscript zu diesem Bande fast druckreif hinterlassen.

Mangel ist nun freilich an dergleichen Büchern nicht. Und wenn auch Shakespeare's Dichtergröße würdig ist, bis ins Einzelnste hinein durchforscht zu werden, so stellt sich doch gerade einem solchen Werke ein anderes Bedenken entgegen. Wenn ich die Charaktere Lessing'scher, Goethe'scher, Schiller'scher Dramen, weniger schon der griechischen, weil diese mehr typisch geschaffen sind, durchforscht habe, so habe ich den Charakter des Dichters selbst, seine menschlichen und dichterischen Vorzüge und Mängel, seine Neigungen und Abneigungen näher kennen lernen, bin also in der Kenntniß des Dichters weiter gekommen. Nicht so bei Shakespeare. Dessen Universalität und Objectivität macht es, worüber schon Schiller in seiner Jugend in Verzweiflung gerieth, unmöglich, in den Charakteren seiner Dramen Züge des Dichters selbst gewahr zu werden. Ihn zu einem Rechtskundigen, zu einem Katholiken und wer weiß was noch aus seinen Dramen stempeln wollen, ist ein nutzloses Beginnen; er bleibt eben der dramatische Dichter schlechtweg.

Ein zweites Bedenken mag ich gleichfalls nicht verschweigen. Es treiben sich unter Shakespeare's Dramen immer noch einige herum, die des reifen Dichters durchaus nicht würdig sind; ich meine besonders „Titus Andronicus" und „Troilus und Cressida". Kennten wir von ihnen wie von den unvollkommenen Jugenddramen unserer großen deutschen Dramatiker Zeit und Art der Entstehung genau, so würde das Eingehen auf dieselben für das Studium des Dichters sogar sehr lehrreich sein; so aber, da sie gewissermaßen in Reih und Glied mit seinen Meisterwerken stehen, können sie die ästhetische Würdigung des Dichters nur stören und der Verfasser hätte besser gethan, von einer Besprechung ihrer Charaktere ganz abzusehen.

Der Verfasser hat die Charaktere in Gruppen geordnet; er bespricht die Kinder, die Frauen, die Greise, die Narren, die Bösewichter u. s. w. Aber jeder, der sich seiner Shakespeare-Lektüre genauer erinnert, wird sogleich finden, daß Shakespeare in jeder dieser Gruppen wieder universell ist; jede Gruppe ist eine kleine Welt und über ihr schwebt der Geist ihres Dichters ungesehen und unerkannt. Ich will nicht hoffen, daß man deshalb das Buch für unnütz ansehen werde. Habe ich wenig Belehrung daraus geschöpft, so gibt es doch mannichfache Anregung, es füllt müßige Stunden durch die Beschäftigung mit einem großen Dichtergeiste würdig aus. Es ist nicht gerade in schwungvollem, vielmehr durchaus in schlichtem, aber in einem so klaren, maß- und gehaltvollen Stile geschrieben, daß ich freilich davon absehen muß, hier eine Probe desselben zu geben, da sie doch nichts Auffallendes zeigen würde, aber das ganze Buch um so wärmer empfehlen kann.

Robert Borberger.

Aus dem Frauenschriftthum.

1. Zwölf Bilder aus dem Leben. Erinnerungen von Fanny Lewald. Berlin, Janke. 1888. 8. 6 M.
2. Rauch. Sechs Novellen aus dem Alltagsleben von Luise Westkirch. Berlin, A. Duncker. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.
3. Romeo's Debut. Erzählung von A. Plothow. Berlin, Janke. 1888. 8. 4 M.
4. Milian. Von Amalia Crescenzia. Wien, Konegen. 1888. 8. 4 M.
5. Im Freiheitskampfe. Gedicht aus dem serbischen Volks- und Kriegsleben von Eugenie Wohlmuth. Wien, Konegen. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.

Unter den vorliegenden fünf Büchern sind die beiden ersten literarische Gaben, die wir mit Freude und Dank entgegennehmen und in die Gattung jener Frauenwerke reihen, bei deren Lesen wir mit Ueberzeugung ausrufen: Ein Mann hätte das auch nicht besser gemacht! Dieser gebräuchliche Ausdruck will eigentlich nichts anderes sagen als: die Frau erreicht als Dichterin oder Schriftstellerin den Reifegrad erst dann, wenn es ihr gelingt, so zu schreiben, wie gottbegnadete Herren der Schöpfung zu thun pflegen. Man ist dann auch gewillt, ihr in Gnaden zu verzeihen, daß sie in ihren Mußestunden überhaupt nach dem Gänsekiele greift. Dieser Gradmesser ist ungerechtfertigt und man wird sich mit der Zeit daran gewöhnen müssen, bei der Beurtheilung von Frauenschriftwerken — zumal belletristischer Natur — eben auf jene Merkmale hinzuweisen, die als Kennzeichen des Ewig-Weiblichen den betreffenden dichterischen Erzeugnissen zu eigen sind und zugleich auch die Begründung der Eigenartigkeit und der individuellen Färbung enthalten. Die beiden vorliegenden Werke haben diesen Zug. Frau Fanny Lewald hat schon oft genug gezeigt, daß sie im Vollbesitze einer feinen Beobachtungsgabe, wahrhaft humaner Gesinnung und eines zur Wiedergabe empfangener Eindrücke ganz besonders reichen Talents ist. Ihre Werke („Italienisches Bilderbuch", 1847, „England und Schottland", 1851—52 und „Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich", 1880) sind ebenso viele Belege für das Gesagte und gehören zu dem besten, was auf diesem Gebiete in der deutschen Literatur entstanden. Ich möchte der Verfasserin „Zwölf Bilder nach dem Leben" (Nr. 1) in diese Kategorie einreihen. Sie zeichnet uns diese Bilder aus dem Schatze ihrer Erinnerungen und öffnet zu deren Vervollständigung oder Abrundung auch ihre gewiß reiche Briefmappe. Alle sind mit festem Griffel und doch frauenhafter Anmuth gezeichnet. Wenn das eine oder andere erhöhtes Interesse in uns erregt, so trägt wol die Persönlichkeit, die als Modell

diente, den Grund zu diesem Umstande in sich. Lebenswahrheit ist das charakteristische Merkmal all dieser Bilder; was sie bietet, und sei es noch so klein, ist in sich fertig, abgeschlossen; nicht, wie es sonst in ähnlichen Werken vorkommt, ein Sammelsurium anekdotenhafter Züge, wobei die einzelnen mehr oder minder anziehenden Geschichten oder Geschichtchen als ebenso viele verschiedenfarbige Steine ein Mosaik bilden, das durch den schwachen Kitt der Darstellung nur lose zusammengehalten wird. Die hier gesammelten Erinnerungen werden seinerzeit für größere, eingehendere Biographien äußerst nothwendige und wichtige Behelfe abgeben, denn noch ein zweites charakteristisches Merkmal ist ihnen eigen; die Verfasserin hat mit dem den Frauen eigenthümlichen Scharfblicke den hier verewigten Persönlichkeiten Züge abgelauscht, die manchem andern Beobachter entgangen wären. Da ist es zuerst Johanna Kinkel, die wir so recht als treues deutsches Weib kennen lernen, Heinrich Heine, der ewig im Sturm und Drang festgebannte, der Fürst Pückler-Muskau, dessen an die Verfasserin gerichtete Briefe manch prophetisches Wort enthalten, dann die bedeutende Wilhelmine Schröder-Devrient, Franz Liszt, hier mehr als edler, opferfähiger Mensch, denn als Künstler geschildert, der liebenswürdige Maler Gustav Richter, der um die Entwickelung des Farbendrucks und der Kunstgewerbe so hochverdiente Professor Wilhelm Zahn, die Sängerin Karoline Ungher-Sabatier, der Arzt Wilms, der einst so ausgezeichnete Lear-Darsteller Theodor Döring, der französische Schriftsteller von Lamennais und endlich die Jugendfreundin Napoleon's III., Hortense Cornu. All diese Stücke tragen in ihrer Durchführung den Stempel künstlerischer Ruhe und geben Zeugniß von der Objectivität und Unparteilichkeit der Verfasserin. Was die Charakteristik anbelangt, ist dieselbe oft nur in einem knappen Satze mit haarscharfer seelischer Analyse enthalten, aber er wiegt die bestgedrechselten Perioden auf. Da ist Kern und Kraft und das Bild wird uns stets in mit Maß aufgetragenen Farbentönen vor die Seele gezaubert. Wie oft gereicht es ähnlichen Schilderungen zum Nachtheil, daß der Verfasser oder die Verfasserin (besonders bei letzteren ist dies häufig der Fall — vgl. Fräulein L. Ramann's Schriften über Liszt) sich ganz unversehens in den Gegenstand verliebt zu haben scheinen, dessen lebenswahres Conterfei sie uns geben wollen; in diesen Fehler verfällt Fanny Lewald nicht: das weiß übrigens jeder, der ihre geistige Eigenart, die in den Vordergrund tretende Verstandeskraft, kennt. Für das Werk, das sie uns geschenkt, sagen wir ihr herzlichen Dank und wünschen nur, daß ähnliche schriftstellerische Erzeugnisse — bei den Franzosen und Engländern ist dies schon seit lange her gang und gäbe — immer mehr und mehr auch aus dem Boden des deutschen Schriftthums emporblühen mögen.

Die andere dankenswerthe Gabe ist die Novellensammlung „Rauch" (Nr. 2). Die Verfasserin, Fräulein Luise Westkirch in Hannover, tritt mit diesem Buche in die Reihe der besten Erzählerinnen. Die kurze, knappe, markige, psychologisch fein durchgeführte Erzählung ist nicht nur mit Recht beliebt, sondern scheint auch mehr denn je von unsern weiblichen Schriftstellern mit Glück gepflegt zu werden. Erst kürzlich wurde das reizende Buch „Aus meiner Heimat" der schwäbischen Dichterin H. Villinger in diesen Blättern mit besonderer Anerkennung besprochen und manch eine deutsche Frau ergeht sich mit Geschick auf diesem schwierigen Gebiete. Westkirch und Villinger können sich die Hand reichen; beide greifen ihre Stoffe aus dem Volks- und Alltagsleben. Fräulein Westkirch ist in solchen Kreisen zu Hause und bietet uns in ihren sechs Novellen ebenso viele Cabinetstückchen im edeln künstlerischen Sinne durchgeführter realistischer Erzählung. Personen, Ereignisse, Schicksale und Handlungen sind dem wirklichen Leben entnommen, demselben nachgeschildert und durch die Kunst der Darstellung verklärt. Alle sind ausnahmlos schön, packend, spannend, oft zu Thränen rührend; besonders aber mögen hervorgehoben werden: „Rauch", „Ein Lied" und „Der Kuß eines Kindes". Das Buch wird seinen Weg machen und Fräulein Westkirch sich auf dieser Bahn noch eines schönen Namens erfreuen, denn sie wird auch nach höherer Vollendung in der künstlerischen Abrundung ringen, d. h. einzelne Fehler vermeiden, wie z. B. — es kommt allerdings in dem starken Bande nur zweimal vor — das Hervortreten der Erzählerin mit ihrem Ich, inmitten der Abwickelung von Begebenheiten, die mit der Person des Schildernden nichts zu thun haben.

Ueber die drei nun folgenden Bücher kann ich in Kürze berichten. „Romeo's Debut" von A. Plothow (Nr. 3) scheint ein literarischer Erstling. Der Vorwurf zu dieser Erzählung ist nicht ohne Interesse: die Licht-, mehr aber noch die Schattenseiten des Schauspielerstandes. Der Held, ein junger gebildeter Photograph, erglüht für die edle Kunst und wird Mime. Mit der ganzen Hingabe kämpft er gegen alle Hindernisse, um aber doch zu erliegen, wieder in den Hafen stiller Arbeit einzulaufen und die Segnungen derselben an der Seite eines treuen Weibes zu genießen, nachdem er in der Liebe zu dem Mädchen, das die eigentliche Triebfeder seines Strebens gewesen, ebenfalls Schiffbruch gelitten. Wenn auch einzelne Figuren brav geschildert sind und das Beiwerk, im guten Sinne verwendet, das Interesse am Helden zu nähren vermag, fehlt doch die künstlerische Durchführung; es ist viel zu viel Schablone, selten ein Erheben aus den Eisenklammern derselben; es fehlt mit einem Worte die Kraft tüchtiger Darstellung dessen, was Herz und Kopf der Verfasserin sich ganz hübsch ausgedacht und zurecht gelegt.

Noch schwächer ist „Milian" von Amalia Crescenzia (Nr. 4). Der Stoff ist karg, in seinen Einzelheiten mit allzu behaglicher Breite und nichts weniger als formgerecht durchgeführt; manches ganz ungerechtfertigt, die Sprache oft genug widerborstig — das Ganze ein schwächliches Erzeugniß, bei dem nur der hie und da durchleuchtende gute Wille anzuerkennen ist. Das beste an der Erzählung scheinen mir einzelne der eingestreuten Tagebuchblätter der

Heldin Valentine, da sie in ihrer Märchenform den Stempel der Originalität tragen.

Was nun „Im Freiheitskampfe" (Nr. 5) anbelangt, fällt es mir in der That schwer, durchaus nichts Erfreuliches sagen zu können. Fräulein Eugenie Wohlmuth in Wien hat durch ihre mundartlichen Erzählungen („Was Moidl erzählt", 1882 und „La Christana", 1884) die Anerkennung der Kritik eingeheimst und sich um die Pflege der südlichen deutschen Dialekte ein Verdienst erworben. Im vorliegenden Gedichte verläßt sie das Gebiet der Prosa und bietet uns im Kleide der Reime eine ungenießbare literarische Kost. In dem stofflich nicht uninteressanten Gedichte, das nur dort eine höhere poetische Temperatur erreicht, wo des Helden Frau durch ihr muthiges Auftreten den verlorenen Sieg zurückgewinnt, wimmelt es von Fehlern gegen die Form. Eine Menge von ungerechtfertigten Apostrophirungen, von an Verrenkung gemahnenden Inversionen vergällen den Genuß der Schöpfung; auch die Trochäen sind lahm. Eine kleine Lese möge meine harte Beurtheilung rechtfertigen:

Und sie zog mit den Gespiel'n ...
Sie die Schönste auch von all'n ...

Wie der | Wurm in | der Rin | de ...
Seit dem jäh'n, gellen Schrei ...
Der geknecht'te arme Sklav' ...
Und der Haß geg'n die Feinde ...

Mein unmaßgeblicher Rath wäre: die Verfasserin möge nach diesem misglückten Versuche wieder das Gebiet der Prosaerzählung betreten.

Karl Schrattenthal.

Zur preußischen und deutschen Geschichte.

1. Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verbindung mit F. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. von Taysen und H. von Treitschke herausgegeben von Reinhold Koser. Erster Band. Erste Hälfte. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 6 M.

Die stärkere Betonung des nationalen Standpunktes, die wir in den letzten Jahren im Deutschen Reiche mehr und mehr um sich greifen sahen, macht sich auch in der historischen Wissenschaft deutlich fühlbar: weit eindringender und umfangreicher als noch vor kurzer Zeit wendet sich die historische Forschung der deutschen und innerhalb derselben vor allem der preußischen Geschichte zu. Während wir uns noch sehr gut der Periode erinnern, in der die äußere preußische Geschichte nur die Aufmerksamkeit einer geringen Anzahl Historiker auf sich zog, unter denen sich freilich Geister ersten Ranges befanden, während noch vor einem Jahrzehnt für die Durchforschung der innern preußischen Geschichte nur wenige Anfänge vorlagen, bringt jetzt jedes Jahr eine reiche Fülle von Veröffentlichungen zur innern und äußern Geschichte des vornehmsten der deutschen Staaten. Kein Wunder, daß sich da das Bedürfniß geltend machte, diesen Studien in einer speciell der preußischen Geschichte gewidmeten Zeitschrift einen Mittelpunkt zu geben. Von dieser Zeitschrift liegt jetzt der erste Halbband vor, und sein Inhalt zusammen mit den Namen des Herausgebers und der diesen unterstützenden Kräfte gewährt uns die sichere Bürgschaft, daß die preußische Geschichtsforschung hier eine durchaus würdige Vertretung erhält. Wenden sich auch die „Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte" in erster Linie an die Fachgenossen, ist es vornehmlich ihr Zweck, neue Aufschlüsse über die Vergangenheit zu bieten — sei es, daß dieselben durch Benutzung von noch in dem Schose der Archive ruhendem Material, sei es, daß sie durch bessere Verwerthung schon bekannter Quellen gewonnen werden —, so findet sich doch unter dem reichen Inhalte des vorliegenden Halbbandes eine ganze Reihe von Aufsätzen, die auch für einen weitern Kreis Interesse haben, alle diejenigen fesseln werden, denen die Kenntniß der Vergangenheit des Staats, dem Deutschland seine Einheit verdankt, als ein unabweisliches Erforderniß moderner Bildung erscheint. Nur von den Abhandlungen, die in diesen Kreis gehören, sei hier kurz die Rede, während die von rein fachwissenschaftlichem Interesse nicht erwähnt werden können. Eröffnet wird die Zeitschrift in würdigster Weise durch eine Arbeit des Herausgebers, die in kurzen großen Zügen einen Ueberblick über die Entwickelung der brandenburgisch-preußischen Geschichtsforschung gibt, und dabei so recht zeigt, wie hier seit den grundlegenden Werken Ranke's und Droysen's die Thätigkeit sich immer reicher entwickelt und jetzt fast alle Epochen und Seiten der brandenburgisch-preußischen Geschichte gründlich in Angriff genommen hat. Ja augenblicklich scheint die innere Geschichte Preußens noch größere Anziehungskraft zu besitzen als die äußere. So gelten auch jener in unserer Zeitschrift zwei werthvolle Aufsätze. Der auf diesem Gebiete berufenste Kenner, Schmoller, schildert das brandenburgisch-preußische Innungswesen von 1640 bis 1806; vorerst zeigt er, wie gründlich verrottet die Zustände um 1700 hier waren, und wendet sich dann zu den Reformversuchen der Staatsregierung, die erst unter Friedrich Wilhelm I. lebhafter werden; indessen führt Schmoller die Darstellung dieser Reformbestrebungen diesmal nur bis 1730, sodaß er die einschneidenden Aenderungen des Jahres 1731 nicht mehr mit behandelt. Landwehr schildert auf Grund des archivalischen Materials die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten in Bezug auf die Mark Brandenburg, wobei vielfach die Sachen in anderm Lichte erscheinen, als man sie bisher gesehen; besonders

sucht der Verfasser nachzuweisen, daß die Reformirten von Friedrich Wilhelm auf Kosten der Lutheraner begünstigt sind, daß nicht die Lutheraner allein die Friedensstörer gewesen, ohne daß man jedoch behaupten könnte, diese Ausführungen des Verfassers machten immer einen überzeugenden Eindruck. Kurz erwähnt sei noch ein Aufsatz von Mamroth über die Luxussteuer in Preußen von 1810 bis 1814 und eine Studie von Naudé über Bruchstücke von Memoiren der Brüder Friedrich's des Großen, wo die weitgehende Parteilichkeit dieser Memoiren nachgewiesen wird. Etwas befremdend ist es, wie in eine Zeitschrift für preußisch-brandenburgische Geschichte ein — an sich recht anziehender — Aufsatz H. von Treitschke's über den Herzog von Cumberland und das hannoversche Staatsgrundgesetz von 1833 kommt; es wird hier gezeigt, wie Ernst August die hannoversche Verfassung, die er später umstieß, als Thronfolger, wenn auch in zweideutigen Ausdrücken, anerkannt hat. Eine sehr dankenswerthe Beigabe der Zeitschrift bildet die Bibliographie der neuen Veröffentlichungen zur preußischen Geschichte, größtentheils mit kurzer objectiver Inhaltsangabe.

2. Brandenburg-Preußens Rechtsverwaltung und Rechtsverfassung, dargestellt im Wirken seiner Landesfürsten und obersten Justizbeamten. Von Adolf Stölzel. Zwei Bände. Berlin, Vahlen. 1888. Gr. 8. 22 M.

Jener eindringenden Beschäftigung mit der innern preußischen Geschichte, die wir oben hervorhoben, ist auch das Werk Stölzel's entsprungen, welches uns die Entwickelung eines der wichtigsten, wenn nicht des wichtigsten Zweiges der Staatsverwaltung durch fünf Jahrhunderte, von den Ascaniern bis zu der Verfassung von 1850 vorführt. Auf Grund umfassender Durchforschung sowol des reichen archivalischen wie des umfänglichen gedruckten Materials wird uns hier eine eingehende Geschichte der obersten preußischen Justizbehörden gegeben. Da im Anfang natürlich die Justizverwaltung von der sonstigen Staatsverwaltung nicht streng geschieden ist, erweitert sich Stölzel's Darstellung für die frühern Jahrhunderte der Monarchie sehr oft zu einer Geschichte der preußischen Verwaltung überhaupt. Ebenso ist eine strenge Sonderung zwischen Verwaltung und materiellem Recht nicht möglich, und das Buch gewährt daher in allen wesentlichen Punkten zugleich eine Geschichte des preußischen Rechts. Ist es doch, wie gerade Stölzel hier nachweist, für die preußischen Monarchen und ihre Räthe stets die erste Sorge, für die Rechtsverwaltung in doppelter Weise die Grundlagen zu schaffen, durch Feststellung einmal des processualischen Verfahrens, sodann des materiellen Rechts. Als Grundzug der ganzen Entwickelung erscheint in dem Buche Stölzel's die allmähliche Losmachung der Gerichte von der Autorität des Monarchen: während durch die Reception des römischen Rechts der Landesherr die oberstrichterliche Gewalt bekommt, macht sich schon im 16. Jahrhundert eine Gegenströmung geltend, die allmählich immer mehr an Kraft gewinnt und immer größere Siege davonträgt. Schon seit 1534 verlangen die Stände, daß der Justiz ihr stracker Lauf gelassen werde; im 18. Jahrhundert erklärt sich die allgemeine Stimme immer mehr gegen die Machtsprüche des Monarchen, die über die Sprüche der Gerichte weg in die Rechtspflege eingreifen, und gegen die Suppliken, welche mit Uebergehung der Gerichte sich an den Herrscher selbst wenden. Nachdem zuerst nur die auf Grund falscher Angaben erschlichenen Machtsprüche für ungültig erklärt werden, verspricht endlich 1804 Friedrich Wilhelm III., daß Cabinetsordres, die in die Rechtspflege eingreifen, überhaupt wegfallen sollen. Ganz in derselben Richtung liegt es, daß auf criminellem Gebiete das Bestätigungsrecht des Monarchen, das ursprünglich auch die Strafverschärfung umfaßte, schon im 18. Jahrhunderte nur auf Strafmilderung beschränkt wird, sodaß später die wenigen Fälle, wo der König die Strafe verschärft, als Ungerechtigkeit von der öffentlichen Meinung empfunden werden. Im 19. Jahrhunderte verwandelt sich dann das landesherrliche Bestätigungsrecht auch bei der Todesstrafe, wo es sich am längsten erhält, in ein Begnadigungsrecht. Die Richter selbst, die ursprünglich als Diener des Regenten von diesem nach Belieben entlassen werden können, werden bereits durch das allgemeine Landrecht als nur durch Urtheil und Recht entlaßbar erklärt. Den Abschluß der ganzen Entwickelung bildet in gewissem Sinne die Verfassung von 1850, welche die vollkommene Unabhängigkeit der Gerichte ausspricht, und deshalb hat Stölzel mit ihr sein Werk geschlossen: die Richter sind nach der Verfassung unabsetzbar und unversetzbar, Cabinetsbefehle haben für sie keine Autorität; Ausnahmegerichte sollen nicht stattfinden.

Das groß angelegte Buch gewährt natürlich eine Fülle von neuen Aufschlüssen; so sei nur erwähnt die vollkommen neue Auffassung Stölzel's von dem durch Joachim Friedrich gestifteten geheimen Rathe, die in ihm nicht etwa eine Behörde für die oberste Leitung aller Landesangelegenheiten erblickt, sondern lediglich eine Specialbehörde für die geheimen Sachen, d. h. für die schwebenden Fragen der äußern Politik. Geschrieben ist das Werk in klarem und verständlichem Stile; mit besonderer Wärme ist die Wirksamkeit Cocceji's und Savigny's behandelt, während die zwischen beiden liegende Zeit etwas kurz fortgekommen ist. Daß es in einem so monumentalen Werke an kleinen Irrthümern nicht fehlt, ist selbstverständlich; sie aufzumutzen wäre Splitterrichterei. Zwei größere Bedenken dagegen will ich nicht unterdrücken; einmal ist der Endpunkt doch etwas willkürlich gewählt, da die Verfassung wol die Ergebnisse der bisherigen Entwickelung zusammenfaßt, keineswegs aber mit ihr die Fortdauer der Entwickelung durchbrochen wird. Sodann beschränkt sich Stölzel's Darstellung im wesentlichen auf die Centralinstanz; die Organisation und die Veränderung der Justizverwaltung in den Unterinstanzen wird kaum gestreift. Beides freilich, was eben gerügt wurde, sind Mängel der

vom Verfasser gewählten Stoffabtheilung, und über diese kann man bekanntlich mit einem Schriftsteller nicht gut rechten.

3. Denkwürdigkeiten aus der Paulskirche. Von W. Wichmann. Hannover, Helwing. 1888. 8. 9 M.

Noch immer harrt jene Periode unsers Jahrhunderts, in der man dem nationalen Staate, dessen wir uns erfreuen, scheinbar bereits so nahe stand, die Zeit von 1848 bis 1850, einer eingehenden Darstellung. Vom allgemein deutschen Standpunkte ist aus dieser Zeit wol am bedeutsamsten das Frankfurter Parlament, das jetzt so ganz unverdientermaßen oft mit kaltem Spott und Hohn übergossen wird. Wol besitzen wir eine Reihe von Schriften über die Versammlung der Paulskirche, aber alle sind mehr oder weniger tendenziös, bestimmt entweder den Parteistandpunkt oder die eigene Person zu vertheidigen. Es ist deshalb jede Veröffentlichung, welche zur Vermehrung unserer Kenntnisse über jene Versammlung beiträgt, freudig zu begrüßen. Dem vorliegenden Werke kann bis zu einem gewissen Grade uneingeschränkte Anerkennung gezollt werden. Der Verfasser war Mitglied des Parlaments, hat nur in zehn Sitzungen desselben gefehlt, hat die gleichzeitigen Broschüren gesammelt und aufbewahrt. Er war also wohl befähigt, aus seiner Erinnerung die frankfurter Versammlung zu schildern. Höhern Werth noch erhalten seine Aufzeichnungen durch das maßvolle Urtheil über andere, das eng mit dem gemäßigten Standpunkte zusammenhängt, den er selber einnimmt. Er gehörte der großdeutschen Partei an, war anfangs Mitglied des Casino, in dem die Professoren die entscheidende Stimme hatten, trat aus diesem aus, weniger von sachlichen als von persönlichen Motiven bestimmt, um den Landsberger Club mit zu bilden. Das Programm von Kremsier stimmte ihn wie andere Großdeutsche um und er gehörte seitdem zu dem Anhange Gagern's. Wenn auch Wichmann's Erinnerungen keine überraschenden neuen Aufschlüsse geben, so gewähren sie doch für das einzelne manchen neuen Zug und — hierin liegt ihr Hauptwerth — bieten ein im ganzen richtiges und ein wenn auch keineswegs objectives, doch im ganzen wahrheitsgetreues unparteiisches Bild des Frankfurter Parlaments. Soweit sie sich darauf beschränken, das zu sein, was der Titel sagt, „Denkwürdigkeiten", sind sie allen Lobes werth. Aber die Vorrede erhebt höhere Ansprüche, das Werk soll sein „eine unparteiische, vom Standpunkte des Richters, welcher, ehe er sein Urtheil spricht, den Thatbestand erst vollständig und wahrheitsgetreu darlegt, geschriebene Geschichte des ersten deutschen Parlaments". Das ist das Buch nicht. Hierzu hat der Verfasser schon zu wenig die bisherige Literatur verwerthet; wichtige Memoirenwerke sind nicht benutzt, unter anderm merkwürdigerweise die Denkwürdigkeiten des Mannes nicht, dem das Buch gewidmet ist, des Herzogs Ernst. Eine Reihe von Fehlern und Flüchtigkeiten, die in Denkwürdigkeiten niemand tadeln wird, sind bei einem abschließenden Werke nicht entschuldbar. Die Darstellung ist von dem Parteistandpunkte des Verfassers stärker beeinflußt, als es die Vorrede zugibt; abgesehen von Einzelheiten zeigt sich dies namentlich bei der Kritik des Verhaltens der Erbkaiserpartei, über das, trotzdem der Verfasser jener Partei zuletzt selbst angehörte, oft recht absprechend geurtheilt wird. Mit einem Worte, das Buch ist nicht eine Geschichte des Frankfurter Parlaments, wol aber ein recht schätzbarer Beitrag zu einer solchen.

4. Histoire des relations de la France et de Danemarck sous le ministère du comte de Bernstorff, 1751—1770. Par le Comte Edouard de Barthélemy. Complément de la „Correspondance ministerielle du comte J. H. E. Bernstorff", publiée par P. Veld. Copenhague, Gyldendal. 1887. 8. 6 M.

Den drei besprochenen Büchern sei noch ein Werk angereiht, das allerdings mit der deutschen Geschichte nur in losem Zusammenhange steht. Es ist die Schilderung der dänischen Politik in den zwanzig Jahren von 1751 bis 1770, entworfen vom Grafen Barthélemy, auf Grund der Papiere des Ministers Bernstorff und der pariser Archivalien. Die Haltung Dänemarks erscheint in dieser Zeit als eine durchaus besonnene; dem ihm von den verschiedensten Seiten zugemutheten thätigen Eintreten in den Weltkrieg weiß es stets auszuweichen und beschränkt sich auf eine den Verhältnissen des Landes allein angemessene Neutralität. Im allgemeinen neigen sich die Sympathien Dänemarks entschieden Frankreich zu; der leitende Minister Bernstorff sucht stets mit Frankreich ein möglichst enges Einvernehmen zu bewahren, bis ihm dies durch die unkluge Haltung Frankreichs selbst unmöglich gemacht und er zu einer Annäherung an England und Preußen veranlaßt wird. Die Darstellung dieser Verhältnisse durch Barthélemy ist im ganzen klar und unparteiisch; die Schwächen der französischen Politik werden nicht verschwiegen; nur die preußische Politik erscheint in einem zu dunkeln Lichte.

Walther Schultze.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Saturday Review" vom 30. Juni bringt eine Besprechung eines ebenso originellen wie interessanten Werks: „Die Sprache der Zigeuner" von Erzherzog Joseph von Oesterreich. „Erzherzog Joseph ist zwar kein regierender Fürst, aber doch der Obercommandirende von Ungarn, wenn der österreichische Kaiser nicht in Budapest wohnt. Er ist nicht nur das mildthätigste, sondern auch das gelehrteste Mitglied des Hauses Habsburg. Er kennt die achtzehn verschiedenen Sprachen seines Landes so gut, daß er sie sämmtlich vollendet spricht. Die Magyaren sind auch stolz auf ihren Erzherzog und zeigen es bei jeder Gelegenheit.

Unter den vielen «Wundern», die man Sr. kaiserlichen Hoheit zuschreibt, ist das größte, daß er monatelang wie ein Zigeuner unter den Zigeunern an der rumänischen Grenze gelebt hat. Daß er das halbe Dutzend verschiedener Zigeunerdialekte vortrefflich beherrscht, ist aus dem vor uns liegenden Buche erwiesen, das ein vollständiges Wörterbuch, eine Grammatik und Vergleichstabelle mit den indischen Sprachen des Sanskrit, Prakrit, Hindustani, Bengali, Sindhi, Maharatti, Kaschmiri, Malabar und Tamil enthält. Dieses Werk ist mit seltener Energie durchgeführt und wohlgelungen; es ist viel bedeutender als Pott's «Die Zigeuner in Europa und Asien». Der Verfasser hat einen klarern Stil und eine deutlichere Ausdrucksweise, sowie eine größere Vertrautheit mit dem behandelten Gegenstande. Pott in seiner eingebildeten Büchergelehrsamkeit rühmt sich, daß er nie mit Zigeunern verkehrt hat, während Erzherzog Joseph, obgleich er dessen nicht erwähnt, bei einem Satze hören kann, ob der Sprecher ein Musikant der Städte, ein Straßenwanderer ist, oder einer Uebergangsklasse zwischen beiden angehört. Wenn das Werk nicht ganz vollständig erscheinen mag, was die Anklänge an die indischen Idiome betrifft, so liegt dies darin, daß noch niemand das geheimnißvolle Bhât entziffert hat, das von Zigeunern gesprochen wird, die durch Syrien, Persien und Arabien, von Indien kommend, wandern, und das aus den verschiedenen Misgestaltungen der dort gesprochenen Dialekte besteht. . . . Den zweiten Theil des Werks bildet eine genaue Angabe der Bücher und Artikel, welche über die Zigeuner geschrieben sind. Da dasselbe nicht nur Märchen, Novellen und geschichtliche Studien enthält, sondern auch Opern wie «Preciosa», «Troubadour», «Das Zigeunermädchen» und «Carmen», so kann man sagen, daß nichts unterlassen ist, um die Arbeit vollständig zu machen. Der gelehrte Verfasser hat gewiß nur aus Versehen die Namen von Crabbe, Hoyle, George Smith, Wilson und Grellmann übergangen, sowie das 1863 erschienene «Amerikanische Buch der Zigeuner». Derartige Vergeßlichkeiten sind bei der ersten Ausgabe eines solchen Buchs verzeihlich, aus dem auch der erfahrenste Tsiganologe noch viel Neues lernen kann. . . . Die Ansprüche können nicht höher gestellt werden, als sie dieses Werk, von dem schon Uebersetzungen in alle Sprachen vorbereitet werden, erfüllt."

Dieselbe englische Wochenschrift kritisirt in der Nummer vom 14. Juli eine Uebertragung von Heinrich Heine's „Buch der Lieder" durch Rennell Rodd, welche derselbe der „unbekannten Madonna" gewidmet hat. „Wer kann die Poesie lieben, ohne Heine zu verehren, und wer sich an Heine begeistert hat, kann keinen andern Dichter mehr vertragen, so gut auch seine Absichten sein mögen. (Da hat der englische Kritiker wol halb unbewußt eine sehr richtige Bemerkung gemacht. D. Red.) Uebersetzungen aber, mögen sie noch so sehr dem Original sich anlehnen, können den Zauber des letztern nicht erreichen. Man vergleiche z. B.:

The world is dull, the world is blind,
More tasteless every day:
It gives you no good name, my child,
And has a deal to say.
The world is dull, the world is blind
And must judge you amiss;
The world has never known the fire,
The sweetness of your kiss.

Das ist «hübsch genug, sehr niedlich», wie unsere Großmütter sagen würden, aber es ist nicht Luft und Feuer Heine's:

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter!
Sie spricht von dir, mein schönes Kind:
Du hast keinen guten Charakter.
Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Und dich wird sie immer verkennen;
Sie weiß nicht wie süß deine Küsse sind,
Und wie sie beseligend brennen.

Fünftausend Pfund Sterling in Gold — keine geringe Summe bei diesen schlechten Zeiten — bieten wir dem, der diese letzte Zeile wirklich sinngemäß und wortgetreu zugleich übersetzen kann, und nicht mehr Versfüße als Heine dazu braucht!"

Bibliographie.

Anders, R. J., Kornblume und Veilchen oder „unser Wilhelm" und „unser Fritz". Patriotische Erzählung. 1stes bis 5tes Hft. Berlin, W. Grosse. Gr. 8. à 10 Pf.

Armstrong, B. L., Im Spätsommer. Gedichte. Wien, Konegen. 8. 1 M. 20 Pf.

Autier, J., Der Erfolg. Ein Gemälde von Grenze. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 60 Pf.

Beetschen, A., Jugendeiland. Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Berkow, K., Aus dunkeln Tagen. Historischer Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Armenische Bibliothek. Herausgegeben von A. Joannissiany. VII. Die ruinirte Familie. Lustspiel von G. Sundukianz. Aus dem Armenischen von L. Rubenli. Leipzig, Friedrich. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Bild im Walde. Eine Erzählung aus dem münsterländischen Landleben von Rusticus Guestfalus. Münster, Theissing. 8. 2 M.

Döllinger, J. v., Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen. Sieben Vorträge. Nördlingen, Beck. 8. 2 M.

Falch, E., Gedanken über eine Reform unseres Mittelschulwesens. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 M.

Flach, J., Zeitgemäße Schulfragen. Braunschweig, Bruhns. Gr. 8. 80 Pf.

Frobnan, G. J., Einheits-Mittelschule und Gymnasial-Reform. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Garbovicianu, P., Die Didaktik Basedows im Vergleiche zur Didaktik des Comenius. Bucarest. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Gemoll, A., Das Gymnasium und seine Stellung zu der Petition der akademischen Vereinigung für deutsche Schulreform. Eine Studie. Breslau, Wohlfahrt. 8. 50 Pf.

Kempneriana. Allerhand gereimte und ungereimte Gedanken von *** Dresden, Engelhaupt u. Beyer. 8. 75 Pf.

Kindt, A., Madame amüsirt sich. Loses und Treuloses. Leipzig, Steffens. 8. 2 M.

— — Aus der Schule geplaudert. Moderne Gesellschaftsbilder. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Koch, J., Deutschlands Milde. Eine Dichtung. Gesprochen als Prolog auf der Abendunterhaltung zum Besten der Ueberschwemmten am 8. Mai 1888. Bremen, Kühtmann. Gr. 8. 50 Pf.

Meyer, G., Die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Moleschott, J., Franciscus Cornelius Donders. Festgruß zum 27. Mai 1888. Gießen, Roth. 8. 1 M.

Monnier, M., Litteraturgeschichte der Renaissance von Dante bis Luther. Deutsche autorisirte Ausgabe. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 7 M.

Moser, H., Grundriß einer Geschichte der Weltsprache. Nach der natürlichen Entwickelung des menschlichen Geistes. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Natorp, P., Einleitung in die Psychologie nach kritischer Methode. Freiburg i. Br., Mohr. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Neubert, K. H., Im Banne Moskaus. Die evangelisch-lutherische Kirche in den russischen Ostseeprovinzen. Barmen, Klein. 12. 1 M.

Reich, E., Schopenhauer als Philosoph der Tragödie. Eine kritische Studie. Wien, Konegen. Gr. 8. 2 M.

Rey, A., Keime und Knospen. Gedichte. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Rist's, J. G., Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. 3ter Tl. Nebst einem Anhang: I. Einige Nachrichten von dem Leben des verstorbenen Etatsrat Amtmann Campe; II. Andeutungen und Erinnerungen zu J. E. v. Bergers Leben; III. Schönborn und seine Zeitgenossen und 12 Faksimiles. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 7 M.

Rosegger, R., Licht und Dunkel. Dichterische Versuche, veröffentlicht von dessen dankbaren Freunden und Pfarrangehörigen. Mit Porträt und Facsimile in Lichtdruck. Graz, Moser. 16. 1 M.

St. Jean, Lebensbeschreibung des Gregor Alexandrowitsch Potemkin des Tauriers, des heiligen römischen Reiches Fürsten etc. Als Beitrag zu der Lebensgeschichte der Kaiserin Catharina II. von Russland. Nach dem ungedruckten Manuscripte des Verfassers, frei aus dem Französischen übersetzt von einem seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von F. Rothermel. Karlsruhe, Verlagsverein für Wissenschaften. 8. 5 M.

Steen, A., Der Erbe von Dunmore oder Arzt und Missionar. Dem Englischen nacherzählt. Bevorwortet von C. Krummacher. Mit 15 Illustrationen. Elberfeld, Buchhandlung des Erziehungs-Vereins. 8. 1 M. 50 Pf.

Die ersten Tage in Feindesland. Der Zukunftstraum eines Chasseur à cheval. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Trotha, T. v., Zur Geschichte der russisch-österreichischen Kooperation im Feldzuge von 1759. Nach der russischen Dokumenten-Sammlung des Masslowski bearbeitet. Hannover, Helwing. Gr. 8. 4 M.

Unverricht, H., Zur Reform unseres Schulwesens. Berlin, Fischer's medicinische Buchhandlung. Gr. 8. 50 Pf.

Warschauer, A., Die Chronik der Stadtschreiber von Posen. Herausgegeben von A. W. Posen, Jolowicz. 8. 5 M.

Zenker, W., Die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche. Nach seiner von der Académie des Sciences zu Paris gekrönten Preisschrift neu bearbeitet. Mit 1 lith. Tafel. Berlin, Springer. Gr. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Zusendung **guter** spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

Paul Köhler's Verlag.
Berlin N., Weißenburger-Str. 8.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Werke von Henry M. Stanley.

DER KONGO

und die Gründung des Kongostaates. Arbeit und Forschung. Aus dem Englischen von **H. von Wobeser.** Mit über 100 Abbildungen, 2 grossen und mehrern kleinern Karten. Zweite (wohlfeile) Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 16 M. Geb. 20 M.

Darstellung des Verlaufs und der Ergebnisse der 1879—1884 so erfolgreich ausgeführten Expedition Stanley's von der Mündung des Kongostroms aufwärts bis tief ins Innere des Landes und der daraus hervorgegangenen Gründung des Kongostaates.

WIE ICH LIVINGSTONE FAND.

Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika. Mit 54 Abbildungen in Holzschnitt und einer Karte. Zweite Auflage, mit einem Lebensabriss Livingstone's vermehrt. 2 Bände. 8. Geh. 20 M. Geb. in 1 Bande 22 M. 50 Pf.

Schilderung der ersten abenteuerlichen Afrikareise Stanley's (1871—72) zur Aufsuchung Livingstone's.

DURCH DEN DUNKELN WELTTHEIL

oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem Atlantischen Ocean. Aus dem Englischen von **C. Böttger.** Mit Karten und Abbildungen. Zweite Auflage. 2 Bände. 8. Geh. 32 M. 50 Pf. Geb. 37 M. (Auch in 33 Lieferungen zu 1 M. zu beziehen.)

Das Hauptwerk Stanley's: Beschreibung seiner Reise quer durch Afrika (1874—77) und der Entdeckung des Kongo.

REISE DURCH DEN DUNKLEN WELTTEIL.

Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Dr. **Berthold Volz.** Vierte Auflage. Mit 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Eine populäre Bearbeitung des Hauptwerkes Stanley's über seine zweite grosse Entdeckungsreise in Afrika.





Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha.

Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern.

Herausgegeben von
Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Friedrich Ratzel
mit Unterstützung von Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub.

Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniß.

8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Name Emin-Pascha's, unsers seit mehrern Jahren durch den Aufstand des Mahdi in dem nördlichen Centralafrika in Wadelai abgesperrten deutschen Landsmanns Dr. Schnitzer, ist besonders seit der von Stanley zu seiner Befreiung unternommenen Expedition in aller Munde. Die zahlreichen werthvollen Arbeiten Emin-Pascha's waren bisher nur theilweise in verschiedenen Zeitschriften abgedruckt. Die auf dem Titel genannten vier Gelehrten vereinigten sich deshalb zu einer sorgfältigen Sammlung und Sichtung aller Arbeiten Emin-Pascha's und namentlich der in seinen ausführlichen Reisebriefen enthaltenen Berichte.

Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft.

Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre.

Nebst einem Anhange: Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker, 1883—1885.

Bearbeitet und herausgegeben von **Richard Buchta.**

Mit einem Titelbild und zwei Karten.

8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dr. Wilhelm Junker hat auf seinen vielfachen Wanderungen in Afrika auch längere Zeit den Kämpfen im Sudan in Gemeinschaft mit Emin-Pascha nahegestanden. Auf Grund seiner Tagebücher und der sonstigen zumeist an Ort und Stelle gemachten Forschungen gibt Richard Buchta hier zum ersten mal eine zusammenhängende historische Schilderung der Ereignisse, welche zu dem Mahdi-Aufstand in den Sudanländern führten und so bedeutenden Einfluß auf die Machtstellung Aegyptens und auch Englands ausübten. Das Werk bildet zugleich eine Ergänzung zu der gleichzeitig in demselben Verlage erschienenen Sammlung der Briefe und Berichte Emin-Pascha's.



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. Nr. 33. 16. August 1888.

Der Charakter der Lustspieldichtung.

II.

Will ein Drama sich als echtes Lustspiel behaupten, so müssen die guten Leidenschaften darin vorherrschen und den endlichen Sieg davontragen. Ob dabei auch noch etwas Spaß mitunterläuft, ist im äußersten Maße belanglos. Das Lachen gehört ebenso in das Leben hinein wie das Weinen: beides stößt in der wirklichen Welt unausgesetzt hart aufeinander. Oft genug schon hat ein Hanswurst dem tragischen Leid ins Angesicht seine Witze gerissen; Derartiges sinnvoll gemischt und das dichterische Weltbild wird um so vollkommener erscheinen. Aber die Tragödie sowol wie das Lustspiel können des Gelächters entrathen; das letztere hat sich seinen Namen nicht aus der Lustigkeit, sondern aus der Lust zum Leben geholt, für welche dasselbe die Seele des Menschen zu gewinnen trachtet. In der „Iphigenie" Goethe's fällt auch nicht ein einziger Scherz, und dabei ist gerade diese Dichtung der Idee nach eines der vollkommensten Lustspiele, von denen wir Kenntniß haben. Die edelste Wahrhaftigkeit siegt hier in vollem Umfange, triumphirt über die Schwäche in der eigenen Brust und bezwingt zuletzt Feindseligkeit und Barbarei. Nie fiel ein größeres Wort denn jenes der Tochter Agamemnon's, als sie dem Könige der Taurier den Plan zu ihrer Flucht entdeckt:

> Uns beide hab' ich nun, die Ueberblieb'nen
> Von Tantal's Haus, in deine Hand gegeben:
> Verdirb uns — wenn du darfst!

Und der König zeigt sich der stolzen Forderung vollauf gewachsen: „Lebt wohl!" Dafür wird ihm auch ein Wort des Abschieds zuteil, wie es gleich herrlich noch in keines Sterblichen Ohr geklungen:

> Bringt der Geringste deines Volkes je
> Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
> Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
> Und seh' ich an dem Aermsten eure Tracht:
> Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
> Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
> Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden
> Und nur nach dir und deinem Schicksal fragen —

Schöne Welt, wo bist du? Aber so wundervoll auch diese „Iphigenie" als Dichtung ist, als dramatisches Kunstwerk hält sie die Prüfung nicht aus. Die Handlung ist zu dürftig gerathen. Der dramatische Höhepunkt derselben — hier die Enthüllung des Geheimnisses an Thoas — der stets die Mitte des Stücks ausfüllen muß, fällt ohne jeglichen Uebergang mit dem Ende zusammen; die zweite Hälfte des Dramas ist ohne jede Entwickelung geblieben.

Von entscheidender Bedeutung für den lustspielartigen Charakter eines Stücks ist es, wenn der Sieg einer edeln Leidenschaft nicht durch Mittel herbeigeführt wird, welche geeignet wären, den Charakter des Helden zu erniedrigen oder gar zu entehren. Der Kampf gegen die Bosheit in der Welt ist oftmals ein so schwieriger, daß die Vertreter einer großen Sache dieser häufig genug nur zum Triumphe verhelfen können, indem sie zu Auskünften greifen, welche nicht mehr auf dem Gebiete einer schönen Sittlichkeit liegen. Hierbei das rechte Maß einzuhalten und die Wahl so zu treffen, daß der allgemein seelische Werth des Handelnden nicht sinkt — diese Aufgabe gehört zu den schwierigsten Problemen der dichterischen Kunst, verlangt zu ihrer befriedigenden Erledigung den feinsten, sittlichen Verstand und ist darum nur von dem Genie zu lösen. Solche Kampfesmittel dürfen nur der äußersten Noth gehorchen, verlangen des Weitern völliges Aufgehen der Persönlichkeit in eine ewige Idee und müssen zu alledem noch in ihrer Verwendung stets menschlich zu begreifen sein.

Wie solches erreicht wird und wo solches verfehlt wurde, läßt sich höchst lehrreich aus den Werken zweier Dichter ersehen, die beide den deutschen Landen angehören und von denen der eine zum wenigsten des scheinbar gesicherten Rufs genießt, der erste Dramatiker der Nation zu sein.

In der „Hermanusschlacht", die Heinrich von Kleist gedichtet, ist Vaterlandsliebe die thätige Leidenschaft. Die Legionen des Augustus überschwemmen Deutschland. Die Lage ist eine verzweifelte. List, Treubruch, Verrath sind die Waffen, mit denen der Römer am wirksamsten die uneinigen Stämme befehdet. Ist Rettung überhaupt noch möglich, so wird sie es nur, indem man dem Eroberer mit derselben Münze heimzahlt, die er verausgabt. Es ist nun zum Entzücken, wie Heinrich von Kleist seinen großen Vorwurf begreift. Alles Persönliche wird in diesem furchtbaren Streite aus dem Wege geräumt und nur die Ideen werden aufgerufen. Dem Führer in dieser Bewegung entzieht er jeden selbstischen Grund. Der Cherusker-fürst Herman ist nicht mehr Herrscher, nicht mehr Gatte, nicht mehr Vater — er ist einzig Deutscher; derselbe unterwirft sich dem Fürsten der Sueven, huldigt diesem als König, sendet ihm seine Söhne als Geisel. Und während er so durch die Marken den Vertilgungskampf gegen die Unterdrücker predigt, befindet er sich selbst mit seiner Gemahlin im Lager der Feinde; er sichert sich nicht. Die römischen Soldaten schänden, plündern, morden; mit düsterer Freude empfängt er solche Kunde, und indem er sie zur Verbreitung weitergibt, vergrößert er absichtlich den Sachverhalt; die träge Masse des stumpfern Volks soll in Fluß gerathen. Sollte es wider alles Erwarten geschehen, daß der Feind selbst jede kränkende Ausschreitung vermeidet, so wird er, der Fürst, in die eigene Teutoburg den Brand schleudern, wird er die eigene Mannschaft, römisch verkleidet, zu allerlei Schandthaten anleiten, um an solch brennender Schmach das Rachegefühl der Unterjochten zu entzünden. Als der verhaftete Anführer Septimius ihn an das Völkerrecht mahnt, erwidert er:

> Du weißt, was Recht ist, du verfluchter Bube,
> Und kamst nach Deutschland, unbeleidigt,
> Um uns zu unterdrücken?
> Nehmt eine Keule doppelten Gewichts
> Und schlagt ihn todt —

Bravo! ein jedes Herz, in dem noch ein Fünkchen Liebe für Freiheit und Vaterland und — Recht glüht, wird zu allem, was ein solcher Mann thut, Ja und Amen sagen: und vermag das ohne jeglichen Zwang, weil jedes kleine und gemeinere Interesse in dieser Gestalt wie ausgelöscht erscheint, weil hier der ganze Mensch mit all seinem Fühlen und Streben in die reine Idee aufgegangen ist, diese so gleichsam verkörpert und nur als solche noch handelt. Von Anfang bis zu Ende ist er groß, heroisch, bewunderuswerth und — makellos: das letztere darum, weil er selbst überall nur der willenlose Diener eines hehren Glaubens ist.

Die Lösung einer ähnlichen Aufgabe ist Schiller in seinem „Wilhelm Tell" weniger gelungen. Auch in diesem Stücke wird des Oeftern und sogar mit Emphase von der Freiheit geredet; aber der Held des Stücks geht ganz im Persönlichen auf. Die Sache ist überaus kläglich. Nur weil Tell sich und seine Familie gefährdet sieht, sucht er schleunigst einen Hohlweg auf, verbirgt sich hinter einem Hollunderstrauch und flieht in die Berge, nachdem er aus seinem sichern Verstecke den Tyrannen meuchlerisch ermordet hat. Der Landvogt fällt nicht als Opfer der Freiheitsliebe, sondern weil der lebenslustige Tell außer dieser Lebenslust noch ein paar Kinder hat und überdies ein sehr vorsichtiger Mann ist. Dieser Bogenschütze ist eine etwas confuse Natur, doch darüber hat er mit seinem Schöpfer abzurechnen. Eigentlich lebt er nur für sich, sein Weib und seine Kinder: daneben aber ist er im Stande, auch einen Verfolgten unter augenscheinlicher Lebensgefahr zu retten. Wie ist das zu verstehen? Ist er vielleicht unbedacht und kurz an Gedanken? Das würde allerdings viel erklären. Wenn er Augenzeuge eines allgemeinen Elends ist, so sagt er am liebsten: „Hier ist nicht gut sein. Laßt uns weiter gehn." Als man ihm davon spricht, durch eine große That die Noth zu enden, antwortet er:

> Die einz'ge That ist jetzt Geduld und Schweigen —
> Ein jeder lebe still bei sich daheim;
> Dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden.
>
> Stauffacher.
>
> Wir könnten viel, wenn wir zusammenstünden.
>
> Tell.
>
> Beim Schiffbruch hilft der Einzelne sich leichter.

Unbedacht und vorbedacht! je nachdem es sich gerade trifft. Er ist ein wenig Prahlhans: „Der Tell holt ein verlorenes Lamm vom Abgrund" — aber am liebsten duckt er sich, denn er ist ganz ohne wirklichen Mannesmuth. Dem Hute des Landvogts geht er, ohne die gebotene Reverenz zu machen, stolz vorüber: „Was kümmert uns der Hut!" um sogleich darauf zu betheuern:

> Verzeiht mir, lieber Herr! Aus Unbedacht,
> Nicht aus Verachtung Eurer ist's geschehn —
> Ich bitt' um Gnad', es soll nicht mehr begegnen.

Darauf verlangt der Reichsvogt zur Sühne des Unrechts einen Schuß und der Vater schießt auf achtzig Schritt Entfernung von dem Haupte seines Sohnes einen Apfel herunter. Goethe hatte sich diese Sage vom Schützen Tell mit aus der Schweiz nach Hause gebracht; er vermeinte zuerst, ein gutes Epos daraus machen zu können; zuletzt überließ er den Stoff dem Freunde zu beliebigem Gebrauch; er selbst wußte damit nichts anzufangen. Es liegt offen vor aller Augen, warum. Der Vorgang war dem menschlichen Empfinden einfach nicht nahe zu bringen. Es ist durchaus unmöglich, daß unter den gegebenen Bedingungen je ein liebender Mensch nach dem Haupte des Geliebten ziele — wenn die Umstände derartig sind, daß derselbe in der entsetzlichen Aufregung seines Herzens nicht den Apfel, vielmehr mit Sicherheit den Kopf darunter treffen wird: der Schuß ist undenkbar; kein menschliches

Geschöpf wagt solches. Der Landvogt ist ein Tyrann und er verlangt Unmenschliches; als es jedoch heißt: Der Apfel ist getroffen! ruft er erstaunt: „Er hat geschossen? wie? der Rasende!“ Wie man sieht: der Schuß des Tell übertrifft als Wagniß noch die kannibalische Folterschraube, die der finstere Gebieter mehr zur Kurzweil als im Ernste jenem anlegte; selbst einem Geßler kam das Schauspiel unerwartet. Die Lage des Tell war gewiß eine unerhörte; fehlte er, so verlor er sein Leben; schoß er überhaupt nicht, so sollte sein Sohn mit ihm sterben. Der lieblose Vater hätte fraglos geschossen, der liebreiche dagegen hatte zwischen zwei Entschlüssen zu wählen. Der letztere konnte in dem Bewußtsein, die bittere Zwangslage selbst verschuldet zu haben — denn Tell wußte, daß auf der unterlassenen Reverenz Todesstrafe stand —, sich einfach dem Gebote unterwerfen und absichtlich falsch zielen: das Leben war durch eigene Schuld verwirkt, ob so oder so, gleichviel! Oder er durfte, da der Landvogt über das Recht hinaus auch das Leben des Kindes bedrohte und insofern mit seiner Forderung ein ruchloses Unrecht anstrebte, sich gegen ein solches Schicksal empören und in dieser äußersten Noth den Pfeil in die Brust des Ungeheuers selbst schießen; er durfte dies hier, und wie die Umstände lagen, nur hier. Das erstere hätte ihm den Charakter der Erhabenheit aufgedrückt; das letztere lag eigentlich näher, da es einfach menschlich gewesen wäre. Sich selbst hätte zwar Tell allem Anscheine nach geopfert, aber er hätte auch zugleich in gerechter Empörung seine Mitmenschen von ihrer Geißel, ja die Menschheit überhaupt von einem Auswurfe befreit; denn an dieser Stelle und in diesem Augenblicke war die Menschlichkeit an sich bedroht und die Nothwehr sogar eine geheiligte Sache. Freilich, was wäre dann aus dem Schusse nach dem Apfel geworden? Die Handlungsweise Tell's im Stücke heißt nicht so sehr Gott versuchen, als vielmehr den Teufel herausfordern, und dieser nimmt denn auch den Handschuh auf. In dem Hohlwege zu Küßnacht ist unser Bogenschütze eine kleine Weile darauf nichts mehr und nichts weniger als ein gewöhnlicher Meuchelmörder; jetzt ist er selbst sicher, jetzt drückt er los. Dieselbe äußerliche That zu verschiedenen Zeiten hat nie ein zweites mal die gleiche innere Berechtigung für sich: Stunde, Ort, Umstände ändern sich und mit diesen wechselt auch das Recht. Der Tod des Reichsvogts wäre vordem ein Act der Nothwehr gewesen; jetzt, in dem Hohlwege, klagt er auf Mord. Tell ist frei, ebenso seine Familie; möglich, daß der Vogt ihn verfolgen; sehr fraglich, daß er die Kinder bedrohen wird; ganz dahingestellt bleibt, was der Himmel beschließt, der soeben erst den unbedachten Mann auf der tobenden See aus aller Gefahr errettete. Wofern aber Tell die Rache Geßler's auch wirklich zu fürchten hatte, so blieb ihm nach Stand der Dinge nichts anderes übrig, als Weib und Kind, sei es durch Flucht oder wie immer, in Sicherheit zu bringen, um sodann, nachdem er an sich selbst erfahren, was es heißt, unter Tyrannei zu stehen, die früher bekundete eigennützige Gleichgültigkeit gegen fremde Noth abzuschütteln und in dem Sturze dieser unerträglichen Zwingherrschaft die Sache aller zu der seinigen zu machen. Das wäre der nächste Schritt und wäre der eines guten und tüchtigen Mannes gewesen. Aber von solchen Betrachtungen findet sich in unserm Apfelschützen keine Spur. Er denkt niemals über sich hinaus. Sein Verhältniß zu Geßler ist rein persönlicher Natur; nicht den Menschenfeind will er vertilgen, sondern lediglich seinen Feind. Die That — Verbrechen, wie sie ist — würde sich gleichwol um ein Wesentliches gehoben haben, wäre sie auch noch andern als rein selbstsüchtigen Beweggründen zugänglich gewesen, hätte Tell sie mehr als freiheit- oder rechtliebender Mensch, denn als Vater anzusehen vermocht; aber:

— An euch nur denkt er, liebe Kinder,
Auch jetzt — euch zu vertheid'gen, eure holde Unschuld
Zu schützen vor der Rache des Tyrannen,
Will er zum Morde jetzt den Bogen spannen.

So weitsichtig und so kurzsichtig zugleich! Er sieht sich und die Seinen schon verloren, wenn er nicht sofort losdrückt, und bedenkt nicht, daß die Ermordung des Gegners erst recht seinen Untergang zur Folge haben muß: denn Geßler ist doch nur ein vorgeschobener Posten, die Hauptmacht steht in der Person des Kaisers hinter ihm; dieser ist der eigentliche Bedrücker der Lande; auf den ermordeten Mann muß menschlicher Voraussicht nach ein weit schlimmerer folgen, der dazu noch die Aufgabe haben wird, vor allem den Mord zu rächen. Die That ist einfältig, sie ist ganz selbstsüchtig, und weil so, darum noch feige. Die Schmach der Hinterlist wird nur durch die vollkommenste Selbstlosigkeit im Dienste eines hohen Ideals aufgehoben, andernfalls bekundet sie unwidersprechlich einen niedrigen Sinn. Kein Mann von Ehre würde so handeln können wie Tell, und das um so weniger, wenn er wie der letztere durch eigene Schuld den Groll des Gewalthabers auf sich gezogen hat. Die Verfügungen in Betreff des Hutes mögen noch alberner sein, als sie schon sind: sobald dieselben aber Gebote der Obrigkeit geworden, hat ein jedes halbwegs verständige Geschöpf seine Stellung danach zu bemessen. Auf dem Ungehorsam stand Todesstrafe; Tell selbst war auf dem Platze, als dies verkündet wurde. Er konnte dem Orte ausweichen: er that es nicht; er mochte das Gebotene verweigern: aber dann hatte er auch ohne Widerrede mit seiner Person für alle Folgen einzustehen. Zu trotzen, und da dies übel abläuft, nichts Besseres zu wissen, als sich in einen Busch auf den Hinterhalt zu legen, verräth ein dickthuerisches und unüberlegtes Wesen. Es steht in genauem Zusammenhange mit diesem eigennützigen und sittlich niedrigen Verstande, wenn er späterhin sein Weib aus der Nähe des Herzogs von Schwaben weist:

Fort! fort! die Kinder dürfen es nicht hören,
Geh' aus dem Hause — weit hinweg — du darfst
Nicht unter einem Dach mit diesem wohnen.
(Zu Johannes Parricida.)
— Ihr habt den Kaiser
Erschlagen, Euern Ohm und Herrn.

Johannes Parricida.

Er war
Der Räuber meines Erbes.

Tell.

Euern Ohm
Erschlagen, Euern Kaiser! Und Euch trägt
Die Erde noch! Euch leuchtet noch die Sonne!

Es ist zum Lachen! wie sich dieser Pharisäer an die Brust zu schlagen versteht.

Parricida.

Auch Ihr nahmt Rach' an Eurem Feind.

Tell.

Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Tell vergißt unter dem Reichthum all solcher Phrasen nur eins: vor dem Apfelschusse wäre es Nothwehr gewesen. Denn war es auch Geßler nicht völlig Ernst mit seinem Verlangen, so war doch auf eine so unmenschliche Prüfung der Tod nur die gebührende Antwort; aber im Hohlwege gibt es nichts zu vertheidigen, da beugt der Schütze lediglich etwaigen Ereignissen vor. Kinder und Besitz sind irdische Güter. Menschlich betrachtet stehen Kinder höher im Werth, weltlich genommen gar zu häufig niedriger: die meisten Väter geben lieber die Kinder als ihr Eigenthum daran. Es spricht für Tell, daß in seiner Schätzung Menschen mehr als Geld bedeuten. Im übrigen ist der eine Mord um nichts leichter als der andere. Man darf ein jedes nennenswerthe Gut, wenn nöthig, selbst bis aufs Blut vertheidigen, aber es ist nicht erlaubt, sich dasselbe schon im voraus durch ein Verbrechen zu sichern: das Einzelwesen mit seinen kleinen selbstischen Interessen wiegt zu gering, um für sich allein die Aufhebung sittlicher Gesetze beanspruchen zu dürfen. Um solches thun zu können, muß das Wohl und Wehe einer großen Allgemeinheit in Frage kommen. Der Cheruskerfürst metzelt an einem Tage ganze Legionen nieder, aber das Leben bleibt gleichwol begehrenswerth: denn diese That war die einzige, um ein freies Volk vom gänzlichen Verderben zu retten, und der Befreier desselben, der, aller Selbstliebe bar, ausschließlich in den Dienst des Vaterlandes und der Freiheit aufgeht, bietet die Gewähr, daß aus dem Untergange der alten Ordnung ein neues und schöneres Leben erblühen wird. Tell — dem Gewalthaber im Rücken: keck; in dessen Gegenwart: demüthig; vor eine harte Wahl gestellt: unnatürlich; in seiner Rachsucht: niedrig; in seinem ganzen Treiben: vorherrschend selbstsüchtig und gleichwol im äußersten Maße stets mit sich zufrieden: würde als vielbewundertes Ziel aller Augen und Herzen eine Gesellschaft bedeuten, die besser nicht wäre. Bedauernswerth ein jedes Volk, in dem eine solche Erscheinung je zu einem allgemeinen Vorbilde würde. Daß dem Dichter des „Wilhelm Tell“ die moralische Stellung seines Helden selbst nicht ganz unbedenklich schien: der beste Beweis dafür ist das Gespräch mit Johannes Parricida am Schlusse des Stücks, das sich völlig unvermittelt plötzlich der Scene bemächtigt. Aber hochtönende Worte allein schaffen kein sittliches Gebrechen aus der Welt; dasselbe lebt nach wie vor und fordert Sühne.

An solchen Beispielen läßt sich lernen, wie man als Dramatiker Schlachten gewinnen und verlieren kann.

Emil Mauerhof.

Erzählungen.

1. Die Perlenschnur und anderes. Von Julius Stinde. Berlin, Freund u. Jeckel. 1887. 8. 2 M.

Mit der ganzen Fülle eines glücklichen Humors ausgestattet, bietet uns Stinde in diesen vier Erzählungen ein reizvolles Versteckspiel. Das Thierepos, hier mit den Arabesken märchenhaften Zierraths umrankt, tritt mit köstlicher Satire leicht und anmuthig uns entgegen, nimmt uns gefangen und erst, wenn wir bedauernd zu Ende sind, gewahren wir, daß der Verfasser uns ernste, die Zeit bewegende Fragen in diesem harmlosen Gewande vorgeführt. So begegnen wir in der „Bienenkönigin“ dem socialdemokratischen Staate mit all seinen Stichworten, und mancher Agitator dürfte im „Stutzflügel“ sein Ebenbild in überraschender Aehnlichkeit wiederfinden. Ob zu seinem Behagen, lassen wir dahingestellt.

Viel harmloser ist das Märchen von den vier Eidechsen. Wer kennt nicht solch einen selbstgefälligen Onkel Frosch, weiland im Besitz des hohen C, der im Nachgefühle längst vergangener Triumphe heute noch die Umgebung tyrannisirt, siegesgewiß dem lauschenden Publikum seine Weisheit zum besten gibt und dieses Auditorium, die Eidechsenfamilie, in der er Sitz und Stimme hat, wahrscheinlich zu einer erlauchten Zuhörerschaft mit Hülfe seiner Phantasie umwandelt.

In der „Perlenschnur“ und der „Seerose“ hat Stinde dieses Gebiet verlassen und den bestrickenden Reiz seiner Sprache und Darstellung mehr fein psychischen Fragen zugewandt; in kleinem Rahmen ohne große Zuthat wirkt er fesselnd und ergreifend, weil er uns durch die schlichte Größe der Wahrheit rührt. So zeigt er uns in der „Perlenschnur“, wie ein verwöhntes Menschenkind, das die Schätze, die ihm durch ein glückliches Lebenslos geworden, nutzlos vergeudet, zur Würdigung des Lebens und seiner hohen Aufgaben aber gelangt in dem Augenblicke, wo das Leben, das ihm bisher freudlos erschien, ihm angesichts der Insel des Todes zu verschwinden droht. Die erste opfermuthige Wallung des Herzens besiegt die drohenden Schatten des Todes.

Weitaus die schönste der Erzählungen bietet uns der

Verfasser in der „Seerose“. Diese Mischung von Märchen und Wirklichkeit vereinigt sich hier zu so reiner Harmonie, daß wir selbst das Schreckliche in verklärtem Lichte erblicken.

Aber auf dem Verdecke steht der blühende Jüngling, Grüße werfend den weinenden Aeltern, den Schwestern, der Braut. Ruhelos treibt es ihn fort, „das Glück will er suchen“. Und die Wellen flüstern es zu, eine der andern: „das Glück will er suchen“. Das Flüstern dringt bis in die Tiefe, bis zur Seerose, die da unten am Schneckengehäuse bis nun mit dem Gefährten Krebs ein bescheidenes Dasein führte. Auch sie beschließt, das Glück zu suchen. Die Fahrt geht nun schon jahrelang, sie führte durch Untiefen und Klippen, durch unwirthliche Gestade, noch immer finden sie nicht das Glück.

„Wollen wir das Glück noch ferner suchen?“ fragte der Krebs. „Ich fürchte, je mehr wir ihm nachstreben, in um so weitere Ferne rückt es, je näher wir ihm zu sein glauben, desto fährlicher werden die Hindernisse. Und so viel und so oft wir fragten: keiner hat das Glück gefunden, niemand vermochte zu sagen, was es sei und wo es wohne.“ — „Einer weiß es, der fahrende Mensch auf dem Schiffe.“ Furchtbar zog der Sturm daher, heulend hetzte er die Wogen, daß sie im wilden Aufruhr daherstürzten. Blitze zuckten und der Donner krachte und sie antworteten mit hohlem Rollen. Dazwischen hallten Nothrufe von dem Schiffe, das die Wellen umwirbelten. Schon hatte der Wind den Mast zerknickt, zerschellt war das Steuer. „Trügerisches Glück“, rief eine Stimme in dem brausenden Sturm, „du führtest mich in die Irre.“ Da kam eine Woge, die gewaltigste von allen. Sie wälzte sich über das Schiff, das sich auf die Seite legte und sank. Ein Strudel schloß sich über ihm. Der Schein der Blitze beleuchtete einen Mann, der an eine Planke geklammert mit den Wellen rang, allein als der Morgen grau über dem Meere hing, war auch er nicht mehr zu erblicken. Drunten ruhte er auf dem weißen Sande des Grundes, grünliches Seegras zu Häupten. Als der erste Sonnenstrahl hinabdrang, machten zwei Wanderer Halt bei dem Ruhenden. Es waren der Krebs und die Seerose. — „Ein Mensch liegt hier“, sprach die Seerose. „Ob ihm die Wellen die klagenden Verse singen?“ — „Was singen die Wellen?“ fragte die Seerose. „Sie singen von dem Menschen, der hinauszog, das Glück zu suchen, und von dem Sehnen, das nun gestillt ist.“ — „Fand er die Heimat?“ — „Neige dich mit mir. Unaussprechliches durchzittert unsere Herzen. Er hat das Glück gefunden.“ Die dunkle Wölbung des Abendhimmels zertheilte sich. Goldener Glanz brach hervor und lichtumsäumt waren die Wolken. Selige Engel schwebten empor, sie trugen den Entschlafenen. Und in dem Glanz des geöffneten Himmels stand eine Gestalt, zu schauen wie die eines Menschensohnes. Die breitete die Arme aus in milder Barmherzigkeit und küßte seinen bleichen Mund, daß er zu ewigem Leben erwache. Ein heiliger Schauer durchbebte die ganze Natur bis in die Tiefen des Meeres.

2. Das Nessusgewand. Roman von Fedor von Zobeltitz. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 9 M.

Eine internationale Gesellschaft im Hôtel Métropole in Genf, Amerikaner, Russen, Deutsche, Pfarrer und Weltkind kommen hier zusammen. Es ist also ganz natürlich, daß die Erlebnisse und Enthüllungen über die gewohnte Heerstraße hinausgehen. Der Verfasser gehört aber entschieden zu den Optimisten und weben auch Schatten und Wolken in manchem kritischen Augenblick düster gefahrdrohend, wir sind sicher, daß wir alle in den geschützten Hafen gelangen. Das Schlußkapitel zeigt uns auch wirklich glückliche Paare, die sich nach Irrfahrten durch den Jahrmarkt des Lebens wiederfanden. Der Roman ist flott anregend geschrieben und dürfte schon durch seine Ausdehnung sich auf der Oberfläche erhalten. Frida Brasch.

Schriften über Rußland.

1. Die Europäisirung Rußlands. Land und Volk. Von A. Brückner. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 10 M.

In diesem umfangreichen Buche hat sich der Verfasser zur Aufgabe gesetzt, die Geschichte des Einflusses von Westeuropa auf Rußland in einer noch nicht dagewesenen Weise darzustellen. Ueber das Neue seines Planes und den aus der Ausführung erwachsenden Gewinn spricht er sich im Vorworte aus:

Unzweckmäßig, wenn es sich um den wissenschaftlichen Hinweis auf die Ergebnisse großer historischer Metamorphosen handelt, ist das Zerlegen einzelner Völker und Staaten in Regierungsepochen.... Bei der Darstellung der allermeisten historischen Entwickelungsprocesse können sie keinen Eintheilungsgrund abgeben. Selbst bei der politischen Geschichte erweist sich die Gruppirung des Stoffes nach zufälligen Thronwechseln als ein Hinderniß für die wissenschaftliche, d. h. zusammenfassende Betrachtungsweise. . . . Will der Historiker nicht blos durch Erzählung von Geschichten unterhalten, sondern Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit vorlegen, so muß er durch Verfolgung längerer Thatsachenreihen, durch Massenbeobachtung zur Verallgemeinerung vorschreiten. So gelangt er, durch Vergleichung zwischen früher und später, sonst und jetzt zu einer höhern Auffassung von mehr oder weniger, schlechter oder besser; eine derartige Anordnung berechtigt und nöthigt den Forscher Schlüsse zu ziehen, den Fortschritt in der Geschichte nachzuweisen.

Bei dem Umfange seiner Aufgabe beschränkt sich der Verfasser auf die Darstellung der Europäisirung Rußlands „in Betreff der Territorialverhältnisse und des Habitus eines Theils der Bevölkerung“. „Ich glaube“, sagt er, „zu ganz bestimmten Ergebnissen gelangt zu sein.“ Er faßt diese am Schlusse des 600 Seiten starken Bandes in die Worte zusammen:

Wir erkennen unschwer, wie das Werk der Annäherung Rußlands an Westeuropa ein Ergebniß des Zusammenwirkens sehr verschiedener und sehr zahlreicher Bedingungen gewesen ist. Die räumliche Annäherung an die höher cultivirten Staaten Europas hing in allererster Linie mit der politischen Nothwendigkeit einer Ausdehnung des russischen Areals nach Westen zusammen; die Entfernung zwischen Rußland und den Culturcentren wurde durch eine Steigerung der Reisemöglichkeit und durch die Herstellung von Verkehrsanstalten reducirt; der Habitus der russischen Städte änderte sich allmählich infolge der Berührung mit dem Westen, infolge der Entwickelung von Handel und Industrie, für welche

die wirthschaftliche Thätigkeit anderer Völker zum Muster diente; während ein Zurücktreten der nichteuropäischen, fremden Elemente in der Bevölkerung im Osten des Reiches wahrgenommen wird, gelangen westeuropäische Völker dazu, auf die Moskowiter einen umgestaltenden Einfluß zu üben. Neben den Kleinrussen, welche als Lehrmeister ihrer großrussischen Stammverwandten auftreten, neben den Deutschen der Ostseeprovinzen, welche die Rolle von Mitarbeitern an der politischen und socialen Entwickelung Rußlands übernehmen, ist die Einwanderung von Ausländern in das Reich von sehr schwerwiegender Bedeutung; aller religiösen Opposition, aller nationalen Voreingenommenheit zum Trotz behaupten sich diese westeuropäischen Elemente: ihr Einfluß steigert sich; als Sachverständige und Lehrmeister erscheinen sie unentbehrlich; inzwischen treten die Russen ihrerseits ihre Reise ins Ausland an; diese Wanderjahre sind von den tiefgreifendsten Folgen begleitet. Das Ergebniß ist, daß wenigstens ein Theil des russischen Volkes, die höhern Klassen desselben, dazu gelangt, die Höhe westeuropäischer Bildung und Gesittung (!) zu erklimmen; sie stehen auf gemeinsamem Boden (!) mit den Vorgeschritteneren im Westen; sie hören auf, Russen in dem frühern Sinne zu sein. Die Principien der Intoleranz werden von denjenigen der Duldsamkeit (!) abgelöst; an die Stelle starren Chinesenthums tritt der Grundsatz der Internationalität, des Weltbürgerthums. Diese durchaus europäisirte (!) Minderheit des russischen Volks hat die Mission, den Proceß der Europäisirung Rußlands weiterzuführen, zwischen den Errungenschaften der allgemein-menschheitlichen Entwickelung und den Volksmassen in Rußland zu vermitteln. Daß ein solcher Fortschritt bereits angebahnt ist, wäre an vielen Thatsachenreihen im einzelnen darzulegen.

Nehmen wir zunächst einen Werth dieser Ergebnisse an, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wem hat der Verfasser sie mittheilen wollen? Er gibt uns in seinen ersten Zeilen die Antwort: sowol einem weitern Leserkreise, als auch den Fachgenossen. Aber diese Antwort weckt nur die weitere Frage: warum er das beabsichtigt? Denn wen irgend die Geschichte Rußlands anzieht, der wird unausweichbar schon auf ein Buch, einen Aufsatz des fleißigen und sehr belesenen Schriftstellers gestoßen sein, in welchem der eine oder der andere, im ganzen der weitaus größte Theil der hier mitgetheilten Thatsachenreihen bereits ausführlicher und wiederholt erzählt ist. Im großen und ganzen möchte ich nur die aus Jadrinzew's Werk über „Sibirien als Colonie" geschöpften Mittheilungen und die Auslassungen über Johann Jakob von Sievers, die aber sonst bekannt sind, hiervon ausnehmen. Die sechs Kapitel über die Ausländer in Rußland und die Russen im Auslande z. B. liegen in der „Baltischen Monatsschrift" und als besonderes Buch, in den „Beiträgen zur Culturgeschichte Rußlands" und als ergiebiger Auszug in den vordern Partien „Peter des Großen" und auch in „Katharina II.", vor; anderes wieder in der „Russischen Revue", im „Zarewitsch Alexei". Neu sind diese „Thatsachenreihen" nur dem, der zu Beginn seiner historischen Studien über Rußland gerade nach diesem Buche zuerst greift. Wer aus dem weitern Leserkreise den Verfasser kennt und nun gar die Fachgenossen vermöchten sich des Buchs einzig um der Zusammenfassung willen zu erfreuen, welche die Thatsache der Europäisirung Rußlands erhärten soll.

Bei den sehr genügsamen Vorstellungen, die der Verfasser mit diesem Begriffe verbindet, wird es ganz verständlich, wie er des guten Glaubens ist, seine Aufgabe wirklich gelöst zu haben. Und wenn ihm nur hinreichende Lebenszeit beschieden sein sollte, ist nicht zu zweifeln, daß er es fertig brächte, auch in Hof und Staat, in Wirthschaft, Kunst und Wissenschaft, in Literatur, Schule und Religion die Europäisirung Rußlands nach seiner Auffassung derselben nachzuweisen. Die ihm eigene mechanisch äußerliche Vergleichsmethode und die verderbliche Anpassung des statistischen Grundsatzes, durch Massenbeobachtung zur Verallgemeinerung fortzuschreiten, auf die geschichtliche Forschung, noch unterstützt durch des Verfassers Vorliebe für den Gegenstand seiner Studien lassen ihn leicht finden, daß „zwischen früher und später, sonst und jetzt" Wandlungen sich vollzogen haben, daß in der That auf allen Gebieten, auf die er sein Auge richtet, ein Mehr von europäischen Einflüssen wahrzunehmen ist; ja sogar das letzte Wort seines Buchs können wir ihm zugestehen, „daß es für dieses Land und für dieses Volk kein Zurück gebe". Um so mehr bestreiten wir freilich die unmittelbar vorausgehende Behauptung, „daß der Gewinn Rußlands durch den Anschluß an die Culturwelt des Westens ein unverlierbarer sei", und zwar deshalb, weil dieser angebliche Gewinn gar nicht vorhanden ist, vielmehr die zahlreichen Berührungen mit der westeuropäischen Culturwelt jene Zersetzung des russischen Volksthums zu Wege gebracht haben, die um so verhängnißvoller ist, je breiter die Masse sich erstreckt, in welcher der Auflösungsproceß zur Vollziehung gelangt.

Dem Verfasser ist es nun einmal nicht gegeben, in das Wesen der Dinge zu dringen, es scheint ihm sogar das Organ zum Verständnisse dieser Forderung zu mangeln, er haftet nur am Aeußerlichen. Der weitere Leserkreis vermag dieses aus seinen Hauptwerken „Peter der Große" und „Katharina II." zu ersehen. Schwerlich werden sich einem ungeachtet der Fülle aller Einzelmittheilungen aus dem erstern Buche die Grundzüge petrinischer Politik nach außen, oder die Wirkung seiner Reformen auf Rußland ergeben haben. Die Kaiserin aber beurtheilt er, wie man das Charakterbild eines Schriftstellers zu zeichnen pflegt, ausschließlich nach ihren literarischen und mündlichen Aeußerungen und nicht, wie es einer Herrscherin gegenüber sich gebührt, nach ihren Regierungshandlungen, welche hinsichtlich der Verwaltungssphäre nur aufs flüchtigste erwähnt und in ihrer Tragweite und ihren Folgen gar nicht dargestellt werden.

Die im vorliegenden Werke angeführten zahllosen Einzelthatsachen sind, hie und da vielleicht mit einer Ausnahme, richtig. Auch die mitgetheilte Zusammenfassung der Ergebnisse ist unter Vorbehalt richtig. Wo der Verfasser in seinen Folgerungen uns zu weit gegangen scheint, haben wir uns ein Ausrufungszeichen erlaubt. Aber der Zustand, der geschaffen worden, ist keine Europäisirung. Daß einige wenige Einzelne, ich nenne nur Tatischtschew,

Karamsin, in der That sich zu ihr durchgerungen, beweist blos die Nothwendigkeit, die Annahme einer Unmöglichkeit der Europäisirung des Einzelnen auszuschließen, aber nichts Weiteres. Und selbst bei diesen Wenigen — wer zählte zu diesen aus unsern Tagen nicht den edeln Iwan Turgenjew — bleibt mitunter ein Bodensatz nach, den der Westeuropäer denn doch nicht zu verwinden vermag. Wie eigen und abstoßend berührt es diesen, wenn er den feinbesaiteten Dichter im vertraulichen Briefwechsel mit seinem Landsmann Kolbassin scherzenden Tons reden hört: „O Du Schwein! Du Hundesohn! Ich wollte Dir alle Knochen zerbrechen!" Das ist beileibe nicht böse gemeint, ist eben russische Koseweise, in die auch ein Turgenjew verfällt; aber sie zeigt immerhin eine Kluft zwischen dem Empfinden hüben und drüben, über welche für uns keine Brücke führt, während dort die Trennung gar nicht wahrgenommen wird.

Unter Europäisirung wird — wollen wir den Werth unserer Cultur nicht in den äußern Erscheinungsformen derselben sehen — das Durchdrungenwerden von den sittlichen und religiösen Anschauungen zu verstehen sein, welche in Westeuropa sich gebildet und es befähigt haben, die Höhe der Culturmittel und Culturäußerungen zu erreichen, die als nachahmenswerth gelten. Solange es sich nur um die Annahme letzterer handelt, bleibt der Unterschied zwischen der Großmacht, die sich darauf beschränkt, und dem Neger- oder Papuastamm, der auch nicht weiter geht, lediglich ein gradueller. Für die Einbürgerung dieser sittlichen Anschauungen in Rußland zu irgendeiner Zeit hat aber der Verfasser auf keiner seiner 600 Seiten den Beweis geliefert.

Wie bei der Behandlung des Hauptthemas der Verfasser die Klarstellung der zu lösenden Frage versäumt hat, wie er den Nachweis schuldig geblieben ist, daß alle westeuropäische Arbeit einen Wandel der sittlichen Anschauungen der höhern Klassen in Rußland zu Wege gebracht, daß alle die Westeuropa entlehnten Kenntnisse und Einrichtungen die Denk- und Empfindungsweise auch nur jenes Theils der Nation der occidentalen genähert, so begegnen auch in untergeordnetern Fragen und Behauptungen in rascher Folge Widersprüche, die da zeigen, daß der Verfasser seine Aufgabe nicht beherrscht. Auf S. 158 z. B. in der Besprechung der „Inorodzy", Fremdvölker, heißt es:

> Die Vermischung der Slawen mit den Finnen ergab das Großrussenthum. Nicht unwesentliche, im ganzen sympathische Züge unterscheiden den Großrussen von dem Kleinrussen oder dem Südslawen. Die Beimischung des finnischen Elements hat nicht schädlich gewirkt. Es ist dadurch ein besonderer nationaler Typus entstanden.

Dreißig Seiten später, im Kapitel über Polen und Kleinrussen, S. 188, erklärt der Verfasser:

> Die Frage von dem Grade der ethnographischen Verschiedenheit der Klein- und Großrussen, welche wol aufgeworfen, aber nicht ausreichend beantwortet worden ist, kann auch an dieser Stelle offen bleiben. Auch über die Eigenart und Selbständigkeit des kleinrussischen Idioms bedarf es für unsere Zwecke keines abschließenden Urtheils.

Welchen Werth hat der Leser nun dem ersten Ausspruche beizumessen?

Oder, zu Anfang desselben Kapitels, S. 175, wird erklärt:

> Weder die Polen, noch die Balten, noch die Finländer haben als Lehrer Rußlands eine so große Bedeutung gehabt wie die Kleinrussen.

Im nächsten Abschnitt, über die Balten, S. 222, aber lautet es:

> Livland und Brandenburg, die Niederlande und Großbritannien sind eine Schule für den Osten Europas gewesen. Der Lehrcursus hat länger gedauert und nachhaltiger gewirkt als der Unterricht, welchen die Männer aus der Ukraine ertheilt hatten. Auch kam mit den zahlreichen Einwanderern aus Westeuropa ein frischeres, die russische Welt besser ergänzendes Element in das moskowitische Reich, als es die Schüler der geistlichen Akademie zu Kijew sein konnten.

Die unerquickliche, aber nothwendige Erörterung sei nicht geschlossen, ohne hervorzuheben, daß im Gegensatze zu frühern Aeußerungen des Verfassers in vorliegendem Buche sich eine unparteiischere Anerkennung des finnisch-tatarischen Mischcharakters des russischen Volkes und so mancher seiner Schäden, wie der Corruption des Beamtenthums, findet, die nachgerade ihm zur Eigenart geworden sind. Doch wird hierdurch das Gepräge des blindesten Optimismus, das der Verfasser seinem Buche aufgedrückt, nicht im mindesten verwischt. Unwillkürlich erinnert schon dessen Titel an das 1885 erschienene Werk Ernst von der Brüggen's „Wie Rußland europäisch ward", und manchmal steigt beim Lesen die Vermuthung auf, ob es nicht geschrieben sei, um den Eindruck, welchen dieses hervorgebracht haben könnte, auszugleichen. Wenn nur ein Mehr von Einzelkenntnissen diese Wirkung auszuüben vermöchte, so wäre der Erfolg wol gesichert; der urtheilsfähige Leser beider Bücher wird nicht im Zweifel bleiben, auf welcher Seite der klarere Blick, die geistige Durchdringung des Stoffs und das gereiftere Urtheil zu finden sei.

2. Rußland und die europäische Lage. Von Hermann Remmer. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 3 M.

Diese Aufsätze sind recht lesenswerth. Ungeachtet einiger Irrthümer in den geschichtlichen Kapiteln „Russische Anfänge" und „Russischer Fortschritt" zeigt sich der Verfasser als kundiger und geistvoller Mann. Von den ethnographischen Grundlagen des Zarenreichs ausgehend, bespricht er den Einfluß des skandinavisch-russischen, des slawischen und des finno-tatarischen Völkerelements. Beiläufig irrt er, die normannische Eroberung ihren Weg von der kurisch-estnischen Küste über den Peipus nehmen zu lassen. Sie ging von der Newamündung aus über den Ladoga den Wolchow aufwärts zum Ilmensee. Von der Brüggen im ebengenannten Buche stark überbietend, greift der Verfasser in seiner Anschauung über die lange Geltung germanischer Art unter den russischen Fürsten

weit über das Maß, wie er denn auch die Sitze der Slawen gegenüber den Finnen zu knapp bezeichnet — eine Auffassung, die in den Worten gipfelt: „die Kleinrussen, d. h. die slawischen und bis vor 200 Jahren die einzigen Russen". Alle andern Russen, die Großrussen, seien slawisirte Finnotataren. In nothwendiger Schlußfolgerung wären auch die Slawen von Pskow und Nowgorod Kleinrussen gewesen. Dem widerstreitet nun doch die Geschichte. Professor Brückner wird mit seinem obenerwähnten Ausspruche recht haben, daß die Vermischung der Slawen mit den Finnen das Großrussenthum ergeben hat. Nur darf dieser Vermischungsproceß, diese Entwickelung eines besondern Stammes der Russen nicht erst von der aus dem Großfürstenthum Kiew hervorgegangenen Colonisation abgeleitet werden; er hat vielmehr in viel frühern, für uns nicht mehr erkennbaren Zeiten, lange schon vor der Berufung der Warägerfürsten begonnen, unter jenen Slawen, die an den Marken der finnischen Völker saßen und sich immer mehr in deren Gebiet hineinschoben. Das eine russische Urvolk wird sich in seiner nordwestlichen und südwestlichen Ausdehnung gerade so verschiedenartig entwickelt haben, wie die finnischen Stämme der Tavaster und der Karelier auseinander gingen. Das Colonisationsgebiet, welches sich der nordwestlichen Gruppe der Großrussen darbot, war nur ein so viel umfangreicheres, daß ihrer Vermischung mit fremden, finnischen, später auch tatarischen Stämmen bis auf den heutigen Tag sich viel mehr Spielraum bot als der südwestlichen kleinrussischen Gruppe, die zumal in ihren östlichen Sitzen sich fast nur mit tatarischen Völkern zu vermengen Gelegenheit hatte. Das Verfahren, in einem bestimmten Volkstheile alle Volksthümlichkeit abgeschlossen zu sehen und alle Abweichungen vom selbstgewählten Musterschema als Fremdes zu bezeichnen, dürfte nicht vor der Wissenschaft bestehen.

Die Gegensätze zwischen den beiden Stämmen sind übrigens gut gekennzeichnet.

Auch im Verfolge der geschichtlichen Uebersicht fehlt es nicht an einzelnen Unrichtigkeiten: Jürgen Farensbach, dem die Einnahme Kasans zugeschrieben wird, war kein Schwabe, sondern Livländer u. s. w. Die Charakteristik der Zustände und ihrer Entwickelung ist aber treffend. In seinem Urtheil über die Wirkungen der Reform Peter's I. schließt Remmer sich völlig Brüggen an, so sehr, daß es vielleicht geboten gewesen wäre, ihn an dieser Stelle als Gewährsmann zu nennen.

Mit dem dritten Kapitel „Innere und äußere Wechselbeziehungen. Katkow" gelangt der Verfasser zur Zeitgeschichte, dieselbe in den Abschnitten, welche „die Bildung der diplomatischen Lage" darlegen, wie billig bis zum Ausbruch des Krimkriegs zurückdatirend. Ihre Darstellung und Würdigung fesselt durchaus das Interesse, aber diese Gebundenheit des Lesers ist freie Unterordnung unter Sachlichkeit und Klarheit. Auch hier fehlt es nicht an einigen Verstößen gegen immer wünschenswerthe Genauigkeit der Redeweise. Wenn S. 69 es heißt: „Alexander I. bestieg den Thron (nämlich 1801) . . . und erließ «bald danach» heftige Befehle gegen die geheimen militärischen Gesellschaften, welche die aus dem deutsch-französischen Feldzuge mitgebrachten freisinnigen Ideen in Rußland verwirklichen wollten" — so hätte die Angabe des Jahres 1818 vor der zu kurzen Fristbestimmung schützen können. Bei der Betrachtung „Centralasien und die europäische Frage" könnte der ironische Ton, in welchem S. 126 fg. die durch die Grenzverhältnisse gebotene Ausdehnung Rußlands nach Turkestan hin geschildert wird, zu einer Abschwächung der Wirksamkeit — nicht sagen wir der nebenbei einflußübenden Motive, sondern — der vorhandenen Thatsachen verleiten.

Nachdem wir das ganze Büchlein durchgelesen, hätten wir nun alles andere eher erwartet als den Schluß: „Die Nation, die eines so mannichfaltigen, wenn auch zunächst vielfach zerfließenden Strebens fähig ist, hat das Recht, eine bessere Zukunft zu erwarten." Den Beweis ist der Verfasser schuldig geblieben, oder man müßte auch Trauben lesen können von den Disteln.

3. Rußland am Scheidewege. Beiträge zur Kenntniß des Slawophilenthums und zur Beurtheilung seiner Politik. Berlin, Wilhelmi. 1888. 8. 5 M.

Die überschwenglichen Trompetenstöße, welche bei der Ausgabe dieses Buchs in einigen großen Tagesblättern erschollen, hätten gegen seinen Werth einiges Mistrauen erregen können. Doch wäre dieses nicht gerechtfertigt. Das Buch ist in der That nicht nur sehr anziehend, sondern mit guter Kenntniß und sachgemäßer Beurtheilung des Gegenstandes geschrieben, durchaus geeignet, richtige Anschauungen über jene die heutige russische Politik bewegenden Mächte zu verbreiten, welche im Dienste des Absolutismus mit ihm um die Vorherrschaft ringen oder nach des Verfassers Ansicht sie bereits errungen haben. Für die auswärtigen Beziehungen geben wir das, auch abgesehen von den aussichtsvollern Tagen des Kaiserbesuchs in Peterhof, in denen diese Zeilen geschrieben werden, doch noch nicht zu. Aber im ganzen großen Geschäftsbereiche der innern Verwaltung, in einem beträchtlichen Theile des laufenden diplomatischen Kleinbetriebs dürfte im beliebigen Augenblicke und an beliebiger Stelle die Stichprobe darauf angestellt werden, ob die selbstherrschende Gewalt im Falle eines Auseinandergehens ihres Willens von dem der slawophilen und der nihilistischen Partei noch die Werkzeuge fände und die Mittel besäße, ihre Entschlüsse zur Ausführung zu bringen. Wie es zu dieser Sachlage gekommen, lehrt in gedrängter Uebersicht das leider nur zu begründete erste Kapitel: „Rußland seit Alexander III." In äußerlich lose verbundenen Abschnitten, deren Zusammenhang und logische Folge dem Fernerstehenden wol etwas mehr hätte verdeutlicht werden können, wird dann die slawophile Lehre dargelegt und die Thätigkeit und Person ihres letzten alten Führers Iwan Akssakow geschildert. Daran schließt sich an der Hand des Staatsrechtslehrers Gradowski die nüchterne Kennzeichnung Skobelew's, „des

weißen Generals", des Sturmredners der Slawophilen und ihres auserſehenen Sturmbocks in dem erſehnten Kampfe gegen den Westen. Den deutschen Leser wird diese Enthüllung der einst vielgenannten Persönlichkeit vermuthlich überraschen. Der Schilderung jenes Krieges, der bei währendem Frieden mit dem Auslande inzwischen innerhalb des Reichs gegen die baltischen Lande von den herrschenden Mächten einmüthig geführt wird, ist das folgende Kapitel gewidmet. Bei richtiger Darstellung der Gesammtlage in Rußlands dem Verderben geweihten deutschen Provinzen fallen die zahlreichen Flüchtigkeiten unangenehm auf, während sie so leicht sich hätten vermeiden lassen. S. 160 ist der pflichtmäßige Widerstand, den das rigasche Stadthaupt 1885 den ungesetzlichen Forderungen des Gouverneurs entgegensetzte, dem revalschen Stadthaupte zugeschrieben, und die Angelegenheit des rigaschen Stadthaupts als eine angeblich gleiche daran gereiht. Die Verschiedenartigkeit beider Fälle ist aber in der Presse wiederholt zur Darstellung gelangt. S. 177 soll der estländische Ritterschaftshauptmann 1885 auf allerhöchsten Befehl seines Amtes entsetzt sein. Das ist nie geschehen. S. 185 ist der livländische Gouverneur Ssinowjew unbegründet günstig beurtheilt. Nach S. 216 ist Professor Schirren's „Livländische Antwort" „vor mehr als zwanzig" Jahren erschienen. Es sind in diesem Frühsommer erst 19 Jahre seitdem verflossen. S. 219 wird ein Ausspruch dem Fürsten Meschtschersky zugeschrieben, den er wol auch gethan haben mag, dann aber der russischen „St.-Petersburger Zeitung" nachgesprochen hat. Ebenso wird auf der folgenden Seite das Wort Kaiser Alexander's II. aus dem Jahre 1861, „nirgend im Reiche fände er mehr Sicherheit für sein Haupt als in den Ostseeprovinzen", dem Kaiser Nikolai in den Mund gelegt. Anderes dergleichen übergehen wir.

Das Bemühen des Verfassers auf S. 213 fg., die Erklärung für die fast vollständige Theilnahmlosigkeit zu finden, mit der das deutsche Volk den Versuchen zur Ausrottung seiner ältesten, kräftigsten und erfolgreichsten Colonie gegenübersteht, wollen wir hier nur anzeichnen, unter dem Vorbehalt an anderer Stelle auf dasselbe zurückzukommen und es zu ergänzen.

Der nächste Abschnitt: „Die Legende von der Zarentreue", fällt durch die zu ausführliche Wiedergabe der Ergebnisse einer verdienstvollen Studie Erwin Bauer's in der „Historischen Zeitschrift" fast aus dem Rahmen des Buchs. Die der Geschichte hohnsprechende Taktik der Slawophilen wäre durch kürzere Behandlung der Frage über Iwan Ssussanin, den angeblichen Retter des ersten Zaren aus dem Hause Romanow, anschaulich genug erläutert worden. Dagegen ist die unsers Wissens erste deutsche Wiedergabe der Rede Dostojewski's über Puschkin aus dem Jahre 1880, in welcher dieser zum Propheten der slawophilen Mission Rußlands gestempelt werden sollte, und die darangeknüpfte Würdigung dieser Auffassung sehr belehrend und anziehend. Eine Charakteristik Katkow's, „des Knechts des Zaren", wie er sich nannte, deckt die sittliche Beschaffenheit des weiland allmächtigen Führers des jüngsten Rußland auf. Das Buch schließt mit einem Auszuge aus dem bekannten, mit kaiserlicher Vollmacht geschriebenen Briefe Pobjedonosszew's an den Präsidenten der schweizer Abtheilung der „Evangelischen Allianz", der so aus erster Hand beurkundet, daß die Endziele der russischen Politik der Gegenwart fest gesteckt sind, wenn sie auch zeitweilig zurückgehalten werden können. Wie sehr diese Ziele auf Sand gebaut sind, wird aufs schlagendste durch das eben erschienene Buch Victor Frank's: „Rußland, seine Hilfs- und Machtmittel" (Paderborn, Schöningh), erwiesen, das uns leider zu spät zugegangen ist, um hier noch Besprechung zu finden.

4. 988. Eine Erinnerung an das neunhundertjährige Jubiläum der russischen Kirche. Mit einer Publication und Erklärung des Briefes von Johannes Smera an den Großfürsten Wladimir. Ein kirchengeschichtliches Blatt von Paulus Cassel. Zum 19. Juli 1888. Berlin, Schaeffer. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.

Auch diese kleine, lebensvolle und gedankenreiche, an sehr gebildete Leser gerichtete Schrift ist hier zu nennen, die einzige, welche der im Titel erwähnten Feier das Augenmerk des Abendlandes zuwendet. Sie gehört in den Zusammenhang der hier besprochenen Bücher durch ihren letzten Abschnitt, welcher der russischen Kirche gewidmet ist. Die Erörterungen der ersten Kapitel wieder aufnehmend, sagt der Verfasser:

> Die neunhundertjährige Jubiläumsfeier des Christenthums in Rußland durch die Taufe Wladimir's erinnert allerdings an die Gründung von Konstantinopel. Denn diese war mit Konstantin genau verbunden. Sie erinnert auch an den Sturz des christlich-römischen Reichs im Jahre 1453. Denn es war auch der Verfall der Kirche — ihre verknöcherte Form —, ihr Zwiespalt mit der römischen Kirche, welche am Untergange des schönen Reichs nicht wenig betheiligt war.

Damit ist der Ton angeschlagen, der, zu dieser Jubelfeier einzig passend, nach einem durchaus originellen Vergleiche der Geschichte Rußlands und Frankreichs ausklingt in die Mahnung an die unbefugt feiernde Kirche, ihr Pfund, das sie vor neun Jahrhunderten empfangen und alsbald vergraben hat, wieder hervorzuthun. Das vermöchte sie freilich nicht ohne die vorangegangene Einsicht in ihr schweres Siechthum und, statt der Selbstgerechtigkeit und Selbstgenügsamkeit, wie sie aus jenem Schreiben Pobjedonosszew's hervorgleißt, ohne sich die Frage vorzulegen, was ihr fehle. Mit sinnigem Hinweis auf die Bedeutung der Parzivalsage schließt der Verfasser sein Wort an die russische Kirche. Auf den anziehenden, doch rein wissenschaftlichen Anhang haben wir an dieser Stelle nicht einzugehen.

Friedrich Bienemann.

Altgriechische Epen- und Dramendichter.

1. Homer und die Ilias. Von Elard Hugo Meyer. Berlin, Oppenheim. 1887. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Ueber die Frage, ob es einen Homer gegeben habe, der dem Griechenvolke und damit der ganzen gebildeten Welt die beiden großen Epen „Ilias" und „Odyssee" geschenkt, waren die glücklichen Alten eigentlich, von verschwindend wenigen Ausnahmen abgesehen, miteinander einig, indem sie davon ausgingen, daß die Frage so gut wie unbedingt zu bejahen sei. Dagegen haben die Gelehrten der neuern Zeit, seit Friedrich August Wolf, der übrigens bereits in dem Italiener Giambattista Vico einen Vorgänger gefunden, nie recht einig über diese Frage werden können, obwol die Mehrzahl der Stimmen — und zwar der gewichtigsten Stimmen — dafür sind, daß, wenn es auch einen Homer gegeben, doch dieser unmöglich beide Epen gedichtet haben, ja daß er nicht einmal eins der beiden Epen ganz als sein geistiges Eigenthum in Anspruch nehmen kann, daß vielmehr namentlich die „Ilias" aus einer Reihe nur lose miteinander verbundener und zu den verschiedensten Zeiten gedichteter Bestandtheile sich zusammensetzt. Den Kern der „Ilias" bildet die Achilleussage, mit der dann eine Reihe weiterer Sagenstoffe nothdürftig vereinigt worden sind. Dies ist schon des Oeftern dargethan worden. Unter Benutzung des bisher darüber vorliegenden Materials hat nun Elard Hugo Meyer, übrigens auch auf eigene fleißige Forschungen fußend, unter Weglassung des gelehrten Ballastes einer Untersuchung über die „Achilleis", die den zweiten Band seiner „Indogermanischen Mythen" bildet, es unternommen, in allgemeinverständlicher Weise einem weitern Leserkreis einen Einblick in diese Frage zu verschaffen und in anschaulicher Weise darzulegen, was zu der „Ilias" in ihrer ursprünglichen Gestalt gehört haben muß, beziehungsweise was später dieser ursprünglichen „Ilias", d. i. der „Achilleis", gewaltsam angeschweißt worden ist. Meyer steht, wie er im Vorwort glaubt besonders hervorheben zu sollen, auf der Seite derer, welche sich nicht „bei der alten bequemen Ansicht beruhigen, daß die entgegengesetzte Meinung von einer Vielheit der Ilias- und Odysseedichter eine bloße Grille der Gelehrten und diesen füglich zu alleinigem Genusse zu überlassen sei". Doch Meyer tröstet seine Leser damit, sie brauchten nicht zu befürchten, daß seine Kritik ihnen den naiven Genuß der Schönheit verleiden werde; echte Kritik zerstöre nicht nur, sondern richte auch wieder auf, und in diesem Falle lasse sie, wie er meine, „schönere Wohnungen auf dem in Trümmer gelegten alten Bauwerk sichtbar werden". Im ersten Kapitel zeigt er uns, was übrigens keinem Kenner der antiken Sagenwelt fremd gewesen sein wird, aber immerhin sich ganz hübsch liest, daß es schon vor Homer eine „Achilleis" gab und daß, ebenso wie die weit spätere Siegfridsage, auch die Achilleussage aus einer Mischung von geschichtlichen und mythologischen Elementen hervorgegangen ist. Nach Meyer's Annahme hat Homer weiter nichts gethan, als daß er in allerdings „mustergültiger" Weise, „ein großer Genius" (also doch?!), eine Reihe bald einfacherer, bald schon kunstvollerer epischen Lieder „zu einem wirklichen Epos umgoß und zusammenfaßte und ein Kunstwerk von ewiger Dauer schuf". Von den 24 Gesängen der „Ilias" aber sind nach Meyer's Ansicht nur drei echt und von Homer selber gedichtet, beziehungsweise zu einem organischen Ganzen vereint. Im zweiten Kapitel nun führt uns Meyer anschaulich den eigentlichen Plan der ursprünglich homerischen, also nach Meyer's Meinung allein echten Achilleis vor Augen. Danach wählte Homer aus dem trojanischen Kriege die in der That wichtigste Action desselben, die der Eroberung von Troja vorausgehende Peripetie, den Umschwung der Dinge aus, der durch Achilleus und dessen Zorn allein herbeigeführt ward. Es ist nicht zu leugnen, daß Meyer hier vollständig recht hat, obwol diese seine Ansicht für uns eigentlich nicht mehr den Reiz der Neuheit hatte. Da nun zwischen den Zeitpunkten des Entstehens und Vergehens alle Leidenschaft in einem dritten Punkte gipfelt, so schien dem Dichter das Gesetz der Dreitheiligkeit mit Recht als das maßgebende. So zerlegte er sich seinen Stoff in drei Gesänge. Der erste Gesang der „Achilleis", der auch mit Ausnahme von etwa 100 später eingeschmuggelten Versen der erste Gesang der „Ilias" ist, gilt der Menis, dem Zorn des Helden Achilleus. Dieser erste Gesang zerfällt gleich den beiden andern echten wiederum in drei Theile, deren Inhalt hier, dem Erklärer folgend, eingehend zu zergliedern wir uns versagen müssen. Wir begnügen uns, diese drei Theile kurz dahin zu charakterisiren: der erste Theil, „Im Griechenlager", gipfelt in der Drohung Achill's, dem Kampfe fern zu bleiben; der zweite Theil, „Am Meerstrand", in Achill's wirklichem Beschluß, durch dies Fernbleiben die Erniedrigung Agamemnon's herbeizuführen, während im dritten Theil, „Bei den Olympiern", diesem Beschlusse des Achill durch den Willen des Zeus Erfüllung verheißen wird. Der zweite Gesang der „Achilleis" trägt nach Meyer den Titel „Die Agamemnonsschlacht". Dieses Gesanges einzelne Theile haben sich nach Meyer lediglich im elften, funfzehnten und achtzehnten Gesange der „Ilias" erhalten, alles Dazwischenliegende soll späteres nachhomerisches Einschiebsel sein. In der Einleitung zu diesem zweiten echten Achilleis-Gesange läßt Zeus den Agamemnon durch trügerische Siegeshoffnung zum Kampfe gegen die Trojaner antreiben. Im ersten Theile dieses Gesanges dringt Agamemnon unaufhaltsam bis zum skäischen Thore Trojas vor. Im zweiten Theile weicht Agamemnon verwundet vor den vorstürmenden Trojanern zurück, auch der tapfere Odysseus muß dem Ansturme der Feinde endlich weichen und nur Aias behauptet das Feld. Aber auch dieser muß im dritten Theil vor Hektor zurückgehen, der nun sogar

die Griechenschiffe bedroht. Erst da wird Achilleus selber durch die Iris, die Botin des Zeus, zum Kampfe aufgereizt und scheucht unbewaffnet die Troer zurück, nachdem die ihm von Agamemnon angethane Unbill durch dessen Verwendung und Niederlage vom Göttervater glänzend gerächt ist. Der dritte und Schlußgesang der „Achilleis" nun dreht sich um den Achilleuskampf und setzt sich nach Meyer aus dem neunzehnten, zwanzigsten, einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Gesange der „Ilias" oder doch aus den Haupttheilen dieser vier Gesänge zusammen, obwol Meyer selbst zugeben muß, daß es „recht mühsam ist und nicht immer gelingt, die zerrissenen Theile aus vier Gesängen (der «Ilias») zusammenzulesen". Die Einleitung zu diesem Schlußgesange bildet die Versöhnung Achill's mit Agamemnon und die Zurückgabe der vom ersten Gesange an dem Achill vorenthaltenen Briseis. Im ersten Theile weiterhin dringt Achill siegreich vor, entgeht im zweiten Theile noch einmal der ihm drohenden Gefahr, um, dem Xanthos entronnen, im dritten Theile des Schlußgesanges den gefährlichsten der Gegner, den Hektor tödlich zu treffen, der ihm sterbend vergeblich um Schonung seiner Leiche fleht, indem er an Achill's eigenes nahes Ende erinnert. Das also ist, wie Meyer annimmt, der Kern der homerischen „Achilleis", wie er sich aus den vierundzwanzig Gesängen der „Ilias" herausschält, ausklingend in den Päan der Griechen: „Den großen Hektor schlugen wir!"

Wir müssen gestehen, daß Meyer, der in seiner Beweisführung und in der Ausscheidung der nicht ursprünglichen Elemente der ebenso großartig wie folgerichtig angelegten Originaldichtung viel weiter geht als alle seine Vorgänger, und daß er trotzdem uns, die wir anfangs seiner Beweisführung mit so manchen wohlbegründeten Zweifeln entgegentraten, doch voll und ganz überzeugt hat. In der That hat Meyer, falls wir uns nicht gleich ihm geirrt haben, was indeß nach Meyer's klarer und jedenfalls selbst dem Gegner seiner Ansichten imponirenden Begründung wenigstens in der Hauptsache nicht wohl möglich ist, sich um die Homer-Erklärung hoch verdient gemacht, und seine Arbeit dürfte viel dazu beitragen, die Ansichten über das Entstehen der einzelnen Theile der „Ilias" zu klären. Um den Leser d. Bl. wenigstens ein annäherndes Bild von dem, was Meyer will, zu geben, mußten wir ausführlicher, als es sonst im Plane d. Bl. und in unserer eigenen Absicht gelegen hätte, das Gerippe des zweiten Kapitels von Meyer's Arbeit hier bloßlegen, da dies uns der bedeutsamste Theil der Arbeit zu sein schien. Wir können uns dafür in der Besprechung der folgenden Kapitel, welche gleichsam die Probe auf das Exempel abgeben, um so kürzer fassen, indem wir dem freundlichen Leser überlassen, sich eingehender darüber in dem empfehlenswerthen Buche Meyer's selber zu unterrichten.

Im dritten Kapitel weist Meyer nach, wie in die ursprüngliche „Achilleis" die Böotier ihren Diomedes, im vierten Kapitel die opuntischen Lokrer ihren Patroklos einschmuggelten, während ein Homeridentriumvirat dann den Aias als die eigentliche Seele des Kampfes im zwölften, dreizehnten, vierzehnten Gesang und der ersten Hälfte des funfzehnten Gesanges der „Ilias" erscheinen ließ; nur der zweite dieser drei spätern Dichter, der den vierzehnten Gesang, die erste Hälfte des funfzehnten und die Einleitung des dreizehnten Gesanges gedichtet zu haben scheint, war ein wirklich origineller Geist und wird von Meyer mit Recht als eine Art epischer Aristophanes bezeichnet. Einen hochbegabten jüngern Homeriden (um 700 v. Chr.) lehrt uns Meyer dann im sechsten Kapitel seines Werks kennen und schätzen in dem Verfasser der „Hektoreis", dieses freilich mehr lyrisch angehauchten, aber doch nicht unwürdigen Gegenstücks zur „Achilleis". Diese „Hektoreis" umfaßt nach Meyer den ganzen dritten Gesang und das erste Drittel des vierten, sowie Hauptmassen des sechsten und verschiedene Theile des neunzehnten, zwanzigsten, einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Gesanges, und war und ist noch nach ihrer Losschälung aus der „Achilleis", zu der sie eigentlich nicht gehört, an sich eine schöne, kunstgerechte und in sich abgeschlossene epische Dichtung, der letzte bemerkenswerthe Versuch, die „Achilleis" in einigermaßen entsprechender, wenn auch, wie aus der Natur beider Dichtungen sich von selbst ergibt, immerhin nur rein äußerlichen Weise zu ergänzen. Im siebenten Kapitel weist dann Meyer nach, wie die letzten Iliashomeriden, um das 7. Jahrhundert v. Chr., zunächst von der Absicht ausgingen, die „Hektoreis" zu zerstückeln, und wie sie dann dem ursprünglichen heroischen Epos gewaltsam einen ganz neuen, durchaus unheroischen Geist aufoctroyirten.

In den folgenden drei Kapiteln zeigt uns Meyer den Homer bei den Griechen, in der Fremde und in der neuen Heimat (Deutschland), sowol auf dem Gebiete der Wissenschaft, wie auf dem der dichtenden und darstellenden Kunst, und wenn er uns auch hier im Gegensatze zu den frühern Kapiteln seines Buchs so gut wie nichts Neues vorzubringen vermag, so muß man dem Verfasser doch den Ruhm lassen, daß er sein Thema auch hier ebenso klar wie nahezu erschöpfend behandelt hat, allerdings nur nahezu erschöpfend; denn bei der Besprechung der Behandlung der Achilleussage durch die neuern deutschen Dichter hätte Meyer sich die „Penthesilea" von Heinrich von Kleist und ihrer alles versengenden Liebe zu Achilleus eigentlich unmöglich entgehen lassen können, vielmehr hätte unsers Erachtens dies groß- und eigenartige Drama in ganz besonderer Weise Berücksichtigung verdient. Doch wir geben gern zu, daß bei der Bewältigung eines so reichhaltigen Stoffs, wie sie Meyer zu seiner Aufgabe gemacht hatte, es begreiflich ist, wenn doch der eine oder andere Punkt des Themas von Meyer übersehen worden ist. Am Schlusse dieses zehnten Kapitels („Homer in der neuen Heimat") faßt Meyer kurz gleichsam seinen bisher eingenommenen Standpunkt dahin zusammen, daß schon 1839 Düntzer und nach ihm Grote in der Ueberzeugung, daß die „Ilias" nicht das Werk eines einzigen Verfassers sein kann, als

Ur-Ilias ein umfassenderes Kunstepos, eine „Achilleis", annahmen, welche durch einzelne Gesänge später zur „Ilias" erweitert worden sei. Auf dieser Bahn bewegt sich auch die Darstellung Meyer's. Er sagt darüber:

Sie unterscheidet sich aber von ihren Vorgängerinnen dadurch, daß sie jenem homerischen Urgedicht den nur geringen äußern Umfang von drei Gesängen, damit aber einen um so höhern innern Kunstwerth zuweist und insbesondere die „Patroklis" nicht als einen ursprünglichen Bestandtheil der „Achilleis" anerkennen kann, daß die zwei Epen, ein kleineres und ein größeres, die „Diomedis" und die „Hektoreis", als ursprünglich von ihrem Verfasser selbständig gedachte Dichtungen ansieht und außerdem noch eine ganze Reihe eigenartiger Gesänge sehr verschiedener Homeriden annimmt, deren jüngster durch mehr als zwei Jahrhunderte von Homer getrennt war. Sie sucht ferner die Individualität und Reihenfolge der einzelnen Dichter und daraus das Entwickelungsgesetz des epischen Stils genauer zu bestimmen und endlich ein Bild von der Vorgeschichte des Ganzen, von der volksthümlichen Sage zu geben, die den Hintergrund dieses Kunstepos bildet.

Ja der Verfasser steigt zuletzt noch weiter in die Urzeit auf, „um die Quelle auch jener volksthümlichen Achilleussage aufzusuchen, deren älteste Heimat, deren ältesten Sinn". Die Sage von Peleus und Achilleus ist danach uralt, ist indogermanischen Ursprungs und stammt aus jener Zeit, da die Griechen vielleicht noch neben so vielen andern indogermanischen Völkern im Innern Rußlands zusammensaßen. In dem Heros Achilleus aber soll sich nach Meyer's Ansicht, die auf alle Fälle viel Bestechendes, ja nahezu Ueberzeugendes für sich hat, die sieghafte Erscheinung des Blitzes verkörpern, und so wäre der eigentliche Held der „Ilias", beziehungsweise „Achilleis", der Blitzheros Achilleus, ganz wie der Held der „Odyssee" ein die Welt durchwandernder Windheros wäre. Erwähnen wir noch, daß Meyer, um ganz kritisch zu verfahren und dem Leser den Ueberblick über seine Zergliederung der „Ilias" zu erleichtern, in den Anmerkungen noch kurz die Versgruppen hintereinander aufzählt, aus denen die einzelnen kleinern Epen sich zusammensetzen, welche ihrerseits zu dem unorganischen großen Ganzen der „Ilias" vereinigt worden sind, so erübrigt nur, daß wir das auf alle Fälle hochinteressante Meyer'sche Buch auch weitern literarischen Kreisen warm empfehlen.

2. Sophokles' Tragödien übersetzt von G. Wendt. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. 1885. Gr. 8. 7 M.

Der unserm ganzen Denken und Fühlen von allen griechischen Dramatikern am nächsten stehende Sophokles hat aus diesem Grunde, wie begreiflich, auch insbesondere die deutschen Uebersetzer wieder und wieder angereizt, ihre Thätigkeit gerade diesem Tragiker zuzuwenden. Neuerdings hat auch Oberschulrath Gustav Wendt in Karlsruhe die sieben Tragödien des Sophokles ins Deutsche übertragen und zwar gleich seinem berühmten Vorgänger J. C. Donner und so vielen andern im Versmaße des Originals und von letzterm auch in den Chorpartien nur insofern des Oeftern nothgedrungen abweichend, als er mit Recht den vergeblichen Versuch nicht unternimmt, das Hauptgewicht, das wir Neuern auf die Tonhöhe der Silben legen, auf die Quantität der Silben legen zu wollen, wie dies die alten Griechen thaten. Was die Reihenfolge der einzelnen übersetzten Dramen betrifft, so sind wir allerdings nicht der Ansicht Wendt's, daß es das Beste ist, die Dramen nach der nicht einmal bei allen genau bekannten Zeit ihres Entstehens aufeinander folgen zu lassen; vielmehr halten wir es doch für gerathen, daß wenigstens „König Oedipus", „Oedipus auf Kolonos" und „Antigone" in der hier von uns angegebenen Reihenfolge erscheinen und nicht die „Antigone" den beiden Oedipus-Dramen vorangestellt wird. Daß wir es bei diesen drei Dramen nicht mit einer förmlichen Trilogie zu thun haben, geben wir dem Uebersetzer gern zu; dieser aber muß dafür uns seinerseits wiederum zugeben, daß ein gewisser Zusammenhang zwischen diesen drei Dramen denn doch besteht, und daß diese Dramen, wenn auch in der von Wendt angenommenen Reihenfolge entstanden, ihrem Inhalt nach nichtsdestoweniger die von uns angenommene Reihenfolge einhalten müssen; und es verschlägt hierbei sicher nicht allzu viel, wenn der Charakter des Kreon in dem einen Drama schroffer als in dem andern gehalten ist. Jedem der sieben Dramen hat Wendt eine kurz über die betreffende Dichtung belehrende Einleitung vorangeschickt, die ihrem Zweck vollständig entspricht und auch weitern Leserkreisen gute Dienste zu thun geeignet ist. Was nun die Uebersetzung der Dramen selbst anlangt, so versichert Wendt, daß seine Sophokles-Uebersetzung seit einundzwanzig Jahren erst nach und nach entstanden sei, und er im Laufe dieser Zeit gelernt habe, mit immer strengern Anforderungen an seine Aufgabe heranzutreten. Diese Versicherung ist im Grunde überflüssig, weil der Name des Uebersetzers an sich schon die Gewähr bot, daß hier das Bestmögliche dem deutschen Publikum vorgelegt werde. Der Uebersetzer zeigt denn auch auf jeder Seite, daß er sich seiner schwierigen Aufgabe mit voller Hingabe bewußt gewesen ist und diese Aufgabe mit ebenso großem Geschick wie anerkennenswerthem Geschmack und mit einem tiefen Verständnisse für den Geist dieses Dramatikers bewältigt hat, und daß infolge dessen seine Uebersetzung sich nahezu wie eine Originaldichtung liest, ohne daß der Uebersetzer genöthigt war, das bessere Verständniß zumal der lyrischen Partien durch erhebliches Abweichen vom Original zu ermöglichen; im Gegentheil schmiegt sich dem Original seine Uebersetzung bei aller unerläßlichen Freiheit, mit der jeder Uebersetzer um der größern Deutlichkeit willen an seine Uebersetzung herangehen muß, liebevoll an, wo und soweit es immer thunlich ist. Wir wählen als Probe zunächst die erste Strophe aus dem ersten großen Chorgesang des „Oedipus auf Kolonos", die in Donner's durch die Mendelssohn'sche Musik überall eingebürgerter Verdeutschung also lautet:

Zur roßprangenden Flur, o Freund,
Kommst du, hier zu des Landes bestem Wohnsitz,
Des glanzvollen Kolonos Hain,

Wo hinflatternd die Nachtigall
In helltönenden Lauten klagt
Aus den grünenden Schluchten,
Wo weinfarbiger Epheu rankt,
Tief im heiligen Laube des
Gottes, dem schattigen, früchtebeladenen,
Dem stillen, das kein Sturmwind
Bewegt, wo der begeisterte
Freudengott Dionysos stets hereinzieht,
Im Chor göttlicher Ammen schwärmend.

Dieselbe Stelle übersetzt dagegen Wendt folgendermaßen:

Roßreich, Fremder, ist dieses Land,
Dessen herrlichsten Stätten du genaht bist.
Schimmernd glänzt der Kolonos hier,
Flötend klaget die Nachtigall,
Zahlreich nistet sie unter dem
Laubesdache der Waldschlucht.
Denn das Dunkel des Epheulaubs
Und des Gottes heiligen Hain
Liebt sie, den früchtebeladenen, schattigen;
Hierhin dringt der Stürme Wehen
Niemals; aber den Reigen führt
Gott Dionys in schwärmendem Tanze,
Umkreist von den göttlichen Ammen!

Beide Uebersetzungen geben in verständlicher und zugleich poetischer Weise den Inhalt des Originals getreu wieder; jede von beiden Uebersetzungen hat ihren besondern Reiz, ihre eigenen Vorzüge. Wirklich fragwürdig erscheinen uns bei beiden gleichermaßen nur „die göttlichen Ammen" des Dionysos; es ist ja richtig, daß das hier verdeutschte Wort „τιθήνη" Amme heißt, ebenso aber auch Wärterin, Pflegerin, Erzieherin, was sich doch entschieden besser als das von Donner und von Wendt gebrauchte Wort „Ammen" ausnimmt. Den richtigsten Weg hat aber vor gerade hundert Jahren (1787) doch wol der gute alte Christian Graf zu Stolberg eingeschlagen, der hier den Bakchos einfach gleich „im Reigen der Nymphen tanzen" läßt, oder Stäger, der die Stelle deutet: „Die Schar göttlicher Nymphen um ihn". Zwar geben zu dem Wort „Ammen" sowol Wendt als Donner gleichfalls in einer Anmerkung die richtige Deutung: „Nymphen". Da ein Drama aber weniger zum Lesen, als zum Vorlesen oder Vortragen da ist, so ist es doch am besten, wenn man, wo immer thunlich, sich zur Verdeutlichung des Textes nicht erst auf die Anmerkungen verlassen muß. Auch die Verdeutschung gleich des ersten Worts dieser Strophe, des „εὔιππον" von seiten Donner's durch „roßprangend", ziehe ich vor, statt der Wendt'schen Uebersetzung „roßreich", was das griechische Wort eigentlich gar nicht bedeuten soll; vielmehr soll letzteres besagen: „schöne Rosse habend", was ungefähr dem poesievollen und wuchtigen „roßprangend" entspräche. Im übrigen gibt die Uebersetzung Wendt's derjenigen Donner's nichts nach, übertrifft ihre Rivalin im Gegentheil in gar vielen Fällen, indem Wendt den Gedanken gewöhnlich noch klarer, anschaulicher wiedergibt, als dies Donner gethan.

Als eine weitere Probe für die Trefflichkeit der Wendt'schen Uebersetzung endlich mögen aus der „Antigone" die Schlußverse der ersten Scene zwischen Antigone und Ismene dienen, wo Ismene die Schwester warnt, nicht dem Befehl Kreon's zum Trotz den toten Bruder zu beerdigen. Die Stelle lautet bei Wendt also:

Ismene.

Mir gilt es nicht verächtlich. Doch mir fehlt die Kraft,
Den Bürgern trotzend, eine solche That zu thun.

Antigone.

So brauche das als Vorwand! Aber ich will gehn,
Das Grab zu schütten für des theuern Bruders Leib.

Ismene.

Weh, weh, du Arme! Wie ergreift mich Furcht um dich!

Antigone.

Nicht sorge meinetwegen: sichre dein Geschick!

Ismene.

So gib nur niemand vorher Kunde von der That,
Verbirg sie als Geheimniß, ich will Gleiches thun.

Antigone.

O rede immer! Viel verhaßter wirst du mir
Durch Schweigen, als wenn du es laut der Welt verräthst.

Ismene.

Heiß wallt dein Blut, wo andere kaltes Grausen faßt.

Antigone.

Ich weiß, sie freu'n sich, welche ich erfreuen muß.

Ismene.

Wenn du's vermagst! Unmöglich ist, was du beginnst.

Antigone.

Kann ich's zum Ziel nicht führen, nun so steh' ich ab.

Ismene.

Auch nicht beginnen muß man, was unmöglich ist.

Antigone.

Wenn du so redest, wirst du nicht nur mir verhaßt,
Verhaßt auch machst du dem entschlafnen Bruder dich.
Mich aber laß in meiner Unbesonnenheit
Erleiden, was mich jetzt bedroht. Kein Leiden wird
So groß sein, das mir wehrte einen edeln Tod.

Ismene.

Geh' hin, wie du's beschlossen. Doch du bleibst mit Recht,
Bist du gleich unverständig, deinen Lieben lieb.

Wir sind überzeugt, daß auch diese Wendt'sche Sophokles-Uebersetzung zahlreiche Freunde und Verehrer findet, und wir wünschen dem geistvollen Uebersetzer dazu von ganzem Herzen Glück.

Karl Siegen.

Aus der Technologie.

Die Schreibmaterialien und die gesammte Papierindustrie. Eine Studie von W. Raab. Mit einem Vorwort von Daniel Sanders. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Vorliegendes Werk soll nicht etwa mit den für Fachleute berechneten Arbeiten über die Beschreibstoffe und die Materialien zum Beschreiben derselben in Wettbewerb treten. Es ist vielmehr für das große Publikum bestimmt, bei welchem, wie überhaupt über viele Dinge des täglichen Lebens, selten eine genauere Kenntniß der Gegenstände anzutreffen ist, die zur Vermittelung des Gedankenaustausches dienen. Demnach vermeidet das Buch allzu gelehrtes Beiwerk und begnügt sich der Verfasser mit den für das Verständniß durchaus nothwendigen technischen Einzelheiten. Daß es hier schwierig ist, die richtige Mitte einzuhalten, weiß ich aus langjähriger Erfahrung.

Der Verfasser bespricht der Reihe nach die Gegenstände, welche beschrieben, beziehungsweise bedruckt werden, wobei er in das Alterthum zurückgreift und unter anderm dem Papyrus eine eingehende Besprechung widmet. Den Hauptinhalt dieses Abschnitts bildet selbstverständlich das Papier, d. h. die Stoffe, welche zu dessen Herstellung dienen, sowie die verschiedenen Papierarten. Sodann geht der Verfasser zu den Gegenständen über, welche zum Beschreiben, beziehungsweise Bedrucken des Papiers und der andern Beschreibstoffe dienen. Den Beschluß bilden unter anderm Betrachtungen über den Bucheinband und die viel bestrittenen Papiernormalien.

Ich will bei zwei Abschnitten des Raab'schen Buchs einen Augenblick verweilen, welche vom Publikum noch nicht hinlänglich gewürdigte Schreibmittel betreffen: das Hartglas und die Schreibmaschine.

Ob es andern Leuten so ergeht wie mir, weiß ich nicht, vermuthe es aber. Beim bloßen Befühlen, ja beim bloßen Anblick einer Schiefertafel geht es mir durch Mark und Bein und ich empfinde namentlich ein höchst unangenehmes Gefühl in den Zähnen. Kein Wunder daher, wenn ich die Schiefertafel endlich in die Rumpelkammer verwiesen zu sehen wünsche, und hoffe, die Schieferbrüche werden fortan ihr Augenmerk ausschließlich auf die Bedachung unserer Häuser werfen. Ich hoffe es um so zuversichtlicher, als es dem genialen Friedrich Siemens in Dresden gelungen ist, einen Ersatz für die Schiefertafel herzustellen, der diese so weit hinter sich läßt, wie etwa die Lokomotive das Pferd, und vor allem die Eigenschaft besitzt, daß er auf die Zahnnerven nicht wirkt. Ich meine die unzerbrechlichen, milchweißen, doppelseitig beschreibbaren Tafeln aus Preßhartglas. Dieses Glas darf beileibe nicht mit dem nicht gut beleumundeten Hartglas von La Bastie verwechselt werden. Während dieser sich mit dem Eintauchen des erhitzten Glases in ein erhitztes Bad begnügt, schreckt Siemens halb erstarrtes Glas in einem kühlen Bade ab und, was die Hauptsache, preßt er es zwischen Metallformen. Dadurch erlangt das Glas eine solche Härte, daß es selbst Stahl in dieser Hinsicht übertrifft. Siemens liefert kleine Glastafeln für den Handgebrauch, wie auch größere für Schulen berechnete, welche die üblichen Schiefer- und Holzwandtafeln fast in jeder Hinsicht übertreffen. Auf die Tafeln schreibt man am besten mit einem mittelharten Bleistift, wobei sich kein Geräusch hören läßt. Die Schrift läßt sich dann mit einem Tuche und allenfalls mit etwas Seife bequem entfernen.

Die Schreibmaschine anlangend, welche bereits einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit erlangt hat, so habe ich bereits an andern Stellen mein Bedauern darüber ausgedrückt, daß der Apparat in Deutschland erst so spärlich Eingang gefunden, hierbei aber betont, daß die Schreibmaschine, welche sich für Kaufleute, Kanzleien ꝛc. so vorzüglich eignet, schwerlich jemals bei denjenigen in Aufnahme kommen werde, welche am schlechtesten schreiben, d. h. bei den Männern von der Feder, weil das Geräusch, welches sie verursacht, einen nervös macht und weil das Ueberlesen des Geschriebenen nicht gut möglich ist. Auch ist der Preis einer leistungsfähigen Schreibmaschine (4—500 M.) noch immer viel zu hoch. Trotzdem hat sie in den Vereinigten Staaten eine Verbreitung gefunden, von der wir uns in Europa keinen Begriff machen. Interessant ist es namentlich, daß viele Zeitungs- und Buchverleger es vortheilhaft finden, die für die Druckerei bestimmten Manuscripte der für sie arbeitenden Schriftsteller erst mittels Schreibmaschine abschreiben zu lassen. Die Kosten hierfür werden dadurch reichlich aufgewogen, daß die Setzer rascher und fehlerfreier arbeiten.

Hoffentlich findet das Raab'sche Werk namentlich bei den Schriftstellern die günstige Aufnahme, welche es in reichem Maße verdient.

G. van Muyden.

Feuilleton.

Außerordentlich beliebt in der Kinderwelt und auch dieser Verbreitung vollkommen würdig ist die „Kinder-Gartenlaube", welche bereits vier Jahrgänge hinter sich hat. Sie wird in Leipzig redigirt von dem dortigen rühmlichst bekannten Schuldirector Albert Richter, hat aber ihren Verlag in Nürnberg. Bei monatlich zwei Heften kostet sie vierteljährlich nur 60 Pfennige, was für diese farbig illustrirte Zeitschrift mit ihrem reichen Inhalt beispiellos billig ist. Sie bietet eine Fülle von Stoff zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend im Alter von sieben bis funfzehn Jahren und ist ein in seiner Art einzig dastehendes Unternehmen. Referent kann aus jahrelanger Erfahrung bezeugen, wie die Ankunft dieses wirklich gediegenen Blattes für seine Kinder stets ein Fest ist, und wünscht, diese Lektüre in immer weitern Kreisen verbreitet zu sehen.

— „Für Jung und Alt“ nennt sich eine neue Zeitschrift, welche im Süddeutschen Verlags-Institut zu erscheinen begonnen hat (das Heft 50 Pf.). Der Jahrgang 1888 soll achtzehn Hefte umfassen (in Großoctavformat), deren jedes zwei bis drei Vollbilder, darunter ein Farbendruckbild, und vier Bogen Text mit zahlreichen Illustrationen enthält. Die Ausstattung ist eine reiche, die Mitarbeiter haben Namen von gutem Klang, das Gebotene fesselt durch trefflichen Inhalt. Die neue Zeitschrift soll hauptsächlich der reifern Jugend Stoff und Anregung bieten. Es ist da doch zu bemerken, daß sie darin an der gleichfalls in Stuttgart seit zehn Jahren erscheinenden „Jugendfreude“, herausgegeben von Lauxmann, eine hervorragende Nebenbuhlerin besitzt.

— „Krupp und sein Werk“ ist der Titel eines Lebensbildes, welches Schmidt-Weißenfels in ziemlicher umfänglicher Weise nach den Quellen entworfen hat (Berlin, Rosenbaum u. Hart). Das Büchlein ist außerordentlich geeignet für seinen Zweck, den Entwickelungsgang eines Mannes und das Werden eines Unternehmens zu veranschaulichen, auf welche beiden alle Deutschen stolz sind. Wir wünschen lebhaft, dieses völlig objectiv gehaltene Werkchen in den Händen von möglichst vielen Arbeitern zu sehen, damit sie lernen, nicht nur an andern, sondern vor allem an sich selbst die höchsten Forderungen zu stellen.

— „Faxenfriede uffen Dichterferde“, von August Bäbchen (Leipzig, Reinboth). Für Sachsen geschrieben von einem Sachsen, den die Lorbern von Friedrich Bliemchen nicht ruhen ließen, der sie aber besser hätte ruhen lassen sollen. Diese Dialektdichtung ist denn doch nicht so leicht, wenn sie auf den Eingeweihten den Eindruck des Naturwüchsigen machen soll. Eben dieser Eindruck ist hier nicht erreicht; die Manier, das Erkünstelte überwuchert das Gesunde. Immerhin werden die Biedermeier unter den Sachsen ihr eigenes Conterfei in diesem Büchlein wohlgefällig anlächeln.

— Es liegt uns die erste Lieferung vor der vierzehnten Auflage von J. A. Eberhard's „Synonymischem Handwörterbuch der deutschen Sprache“, besorgt von Otto Lyon (Leipzig, Th. Grieben). Das Buch ist als ausgezeichnet in seiner Art so hinreichend bekannt, daß wir nur auf die zeitgemäße Umarbeitung und Vermehrung desselben als eine höchst gelungene hinzuweisen brauchen. Es wird sich jedenfalls auch in dieser Gestalt allgemeine Verbreitung zu erwerben wissen.

— Eine vorzügliche streng fachwissenschaftliche Abhandlung hat Theodor Wittstein veröffentlicht unter dem Titel „Grundzüge der mathematisch-physikalischen Theorie der Musik“ (Hannover, Hahn). Auf mathematischer Grundlage entwickelt er die Tonleiter, handelt über die gleichschwebende Temperatur, die Tonarten in Moll, die Ober- und Untertöne. Es ist nicht möglich, Einzelheiten aus dieser Broschüre hier anzuführen; nach wiederholtem Studium derselben müssen wir aber Musikern wie Mathematikern dringend empfehlen, die Bekanntschaft des trefflichen Schriftchens zu suchen.

— Einige Züge zu dem Bilde von „Theodor Storm“ hat Johannes Wedde zusammengetragen (Hamburg, Grüning). Der Verfasser beherrscht seinen Stoff als ein feinsinniger Kritiker und versteht es vorzüglich, alle Freunde des Dichters in ein tieferes Studium desselben einzuführen.

Bibliographie.

Adler, G., Die Frage des internationalen Arbeiterschutzes. Nebst einer Kritik der Ansicht Gustav Cohns. München, Hirth. Lex.-8. 1 M. 50 Pf.

Bastian, A., Allerlei aus Volks- und Menschenkunde. 2 Bde. Mit 21 photolithographirten Tafeln. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 18 M.

Boehne, W., Die pädagogischen Bestrebungen Ernst des Frommen von Gotha. Nach den archivalischen Quellen dargestellt. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 4 M. 40 Pf.

Brandes, G., Ferdinand Lassalle. Ein literarisches Charakterbild. 2te, mit bisher unveröffentlichten Briefen und dem Porträt Lassalles vermehrte Auflage. Aus dem Dänischen. Leipzig, Barsdorf. 8. 2 M. 50 Pf.

Buchholz, G., Aus der Weser in den Hudson. Plaudereien eines Vielgereisten. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 1 M. 25 Pf.

Bugenhagen's, J., Briefwechsel. Im Auftrage der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde gesammelt und herausgegeben von O. Vogt. Stettin, Saunier. Gr. 8. 10 M.

Cramer, W., Die Aufgaben und das Ziel der anthropologischen Forschung. Metz, Scriba. Gr. 8. 1 M.

Endris, A., Die Erziehung zur Arbeit, eine Forderung der Zeit. Betrachtet vom Standpunkte der Schulerziehung und des praktischen Lebens. Leipzig, Siegismund u. Volkening. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Finsch, O., Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Beschreibender Katalog einer Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Mit einem Vorwort von F. Heger. 1ste Abth.: Bismarck-Archipel. Mit 5 Tafeln, davon 2 in Farbendruck. Wien, Hölder. Lex.-8. 10 M.

Glossy, C., Zur Biographie des Wiener Bürgermeisters Johann Andreas von Liebenberg. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 40 Pf.

Hallada, W., Schillers Ansichten über die Erziehung des Einzelnen und des Volkes. Znaim, Fournier u. Haberler. Gr. 8. 40 Pf.

Hoffmann, F., Nachklänge altgermanischen Götterglaubens im Leben und im Dichten des deutschen Volkes. Hannover, Hahn. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Holyoake, G. J., Selbsthilfe des Volkes. Geschichte der redlichen Pioniere von Rochdale, ins Deutsche übersetzt, mit einem Anhang und statistischen Mittheilungen versehen von H. Häntschke. Mit einem Vorworte von F. Schenck. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Hypnotismus in der Pädagogik. Von einem Schulmanne und mit einem Vorwort von J. G. Sallis. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 60 Pf.

Jansen, E., Der Kampf gegen die Fremdwörter ein Kampf gegen die Welschsucht. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 1 M. 20 Pf.

Deutsch-protestantische Kämpfe in den Baltischen Provinzen Rußlands. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 M.

Krafft-Ebing, R. v., Eine experimentelle Studie auf dem Gebiete des Hypnotismus. Stuttgart, Enke. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Knothe, W., Erste geographische Darstellung der Schutzländer und Colonieen des Deutschen Reiches. Schweidnitz, Brieger u. Gilbers. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Küßner, G., Kritik des Pessimismus. Versuch einer Theodizee. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Levinstein, W. T., Ueber die Nothwendigkeit der Findelhäuser. Jena, Fischer. Lex.-8. 1 M.

Logander, L., Ein Wort für unsere Fremdwörter. Kiel, Lipsius u. Tischer. 8. 80 Pf.

Mallende, E., Alte und neue Irrthümer über die Oderquelle. Eine historisch-geographische Studie. Freiwaldau, Blazek. Gr. 8. 20 Pf.

Römer-Berlin, Volapük und deutsche Professoren. Polemische Arabesken. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Salburg, Edith, Gedichte. Gewidmet der grünen Steiermark. Graz, Styria. 8. 3 M.

Sallûm, Nedschib, Trauer-Ode auf den Tod des deutschen Kaisers Wilhelm I., im transscribierten Urtext herausgegeben, aus dem Arabischen ins Deutsche übertragen und mit einem Vorwort begleitet von E. Lang. Berlin, v. Decker. 8. 75 Pf.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 129: Der Turnvater Jahn. Von F. Straube. — Nr. 130: Die Weltsprache. Nach ihrer Geschichte dargestellt von H. Moser. Prag, Deutscher Verein. Gr. 8. à 20 Pf.

Sarrazin, J., Das moderne Drama der Franzosen in seinen Hauptvertretern. Mit zahlreichen Textproben aus hervorragenden Werken von Augier, Dumas, Sardou und Pailleron. Stuttgart, F. Frommann. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Schumacher, H. A., J. G. Kohl's amerikanische Studien. Mit Bildnis J. G. Kohl's. Bremen, v. Halem. Gr. 8. 2 M.

Schwab, G., Tisiphone. Eine Geschichte aus dem Dekumatenlande. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 3 M. 60 Pf.

Straud, G., Julia Alpinula. Eine Tragödie. Lübeck. 8. 2 M.

Suphan, B., Friedrich Rückert. Vortrag. Weimar, Böhlau. Gr. 8. 60 Pf.

Tanger, G., Muß der Sprachunterricht umkehren? Ein Beitrag zur neusprachlichen Reformbewegung im Zusammenhange mit der Ueberbürdungsfrage. Berlin, Langenscheidt. Gr. 8. 75 Pf.

Tolstoi, Graf L., Iwan der Dummkopf und andere Geschichten. Deutsch von A. Scholz. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Troeger, C., Die Memoiren des Marschalls von Gramont. Ein Beitrag zur Quellenkritik der französischen Geschichte im XVII. Jahrhundert. Halle, Niemeyer. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Türk, H., Hamlet ein Genie. Zwei Vorträge, in Berlin und Hamburg gehalten. Reudnitz-Leipzig, M. Hoffmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Universal-Bibliothek. Nr. 2430: Der Todesring. Der Venusdurchgang. Zwei Gelehrten-Novellen für Ungelehrte von A. Friedmann. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 20 Pf.

Vischer, A., Die Geschichte des 3. August 1833. Mit urkundlichen Belegen und 3 Karten. Basel, Schneider. 8. 2 M. 40 Pf.

Literarische Volkshefte. Gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart. Herausgegeben unter Mitwirkung von G. Brandes, H. Bulthaupt, M. Carriere &c. von E. Wolff und L. Berg. 7tes Hft.: Ernst von Wildenbruch und das Preußenthum in der modernen Litteratur. Von L. Berg. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Wittich, W., Ueber Euripides' Iphigenie unter den Tauriern und Göthes Iphigenie auf Tauris. Cassel. Gr. 4. 75 Pf.

Zerbst, M., Karl Bleibtreu's pathologischer Roman „Grössenwahn“. Eine kritische Studie. Jena, Manke. 8. 75 Pf.

Zieliński, G., Der Kirgise. Eine Erzählung, übersetzt von S. Ludomir. Holics. 16. 50 Pf.

Zoller, E. v., Der königliche und ausgezeichnete Orden Carl des Dritten. Mit 1 Ordenstafel. Frankfurt a. M., Rommel. Lex.-8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

(Mit einem Prospect über A. Hinrichsen's „**Deutsche Denker**“.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 34. — 23. August 1888.

Der Charakter der Lustspieldichtung.

III.

Dem Wesen des Lustspiels ist damit keineswegs genug gethan, daß die Verwirklichung einer hohen Idee verfolgt und, gleichviel wie, ungefähr erreicht wird. Der erhabene Zweck heiligt zwar alle Mittel, aber nur, wenn diesen auch nicht einmal ein Gedanke vom Erdenstaube anhaftet: dieselben müssen die einzig möglichen sein und müssen einzig dem Ideale dienstbar erscheinen. Dabei ist es nur natürlich, daß dazwischen und daneben überhaupt nichts geschehe, was dem menschlichen Empfinden unfaßlich bliebe: denn solches würde die Freude am Gelingen und schließlich auch die unerläßliche Schönheit des Ziels nothwendig beeinträchtigen. Auch zu diesem Ansprache hat uns Heinrich von Kleist in seiner „Hermansschlacht“ eine Probe seines großen Könnens geliefert. Die Bärenscene wird bei einer Aufführung für gewöhnlich ausgelassen. Unser Empfinden hat sich dermaßen verfeinert, daß wir Derartiges nicht mehr zu ertragen wissen — so sagt man wenigstens. Die Sachlage aber ist folgende. An dem Hofe des Cheruskerfürsten befindet sich auch der römische Gesandte Ventidius Carbo. Derselbe verfolgt die schöne Fürstin mit seinen Aufmerksamkeiten, er schwärmt für sie, er scheint sie anzubeten. Thusnelda duldet dies, weil der Gemahl es wünscht. Ventidius bittet die Fürstin gelegentlich um eine Haarlocke: sie wird verweigert; der junge Mann weiß sie gleichwol heimlich abzuschneiden und drückt dieselbe verzückt an seine Lippen. Obschon voller Unwillen über die Keckheit, vermag die Frau, wie leicht begreiflich, dem anmuthig schwärmenden Narren nicht ganz gram zu werden. Da erfährt sie, daß der Untergang aller Römer ohne Ausnahme beschlossene Sache ist. Echt weiblich und schön menschlich bittet sie für diejenigen zum wenigsten, die ihr lieb geworden sind. „Auch die Guten, die Menschenfreundlichen, die Opferfreudigen?“ fragt sie weinend. Die zu allererst, antwortet Hermann, denn sie beirren zumeist das Rachegefühl des Volks. So fleht die Fürstin endlich nur noch um das Leben des Ventidius: laß ihn entfliehen! Der Fürst sagt es zu; aber indem er's thut, überreicht er ihr zugleich einen Brief des Römers, der die abgeschnittene Locke enthält. Derselbe wurde dem Boten mit mehrern andern nach Rom gesandten Schreiben abgejagt und in ihm schreibt Ventidius an die Kaiserin Livia:

> Varus, o Herrscherin, steht mit den Legionen
> Nun in Cheruska siegreich da!
> Cheruska, faß mich wohl, der Heimat jener Locken
> Wie Gold so hell und weich wie Seide,
> Die dir der heitre Markt von Rom verkauft.
> Nun bin ich jenes Wortes eingedenk,
> Das deinem schönen Mund, du weißt,
> Als ich zuletzt dich sah, im Scherz entfiel.
> Hier schick' ich von dem Haar, das ich dir zugesagt,
> Und das sogleich, wenn Hermann sinkt,
> Die Schere für dich ernten wird,
> Dir eine Probe zu, mir klug verschafft —
> Es ist vom Haupt der ersten Frau des Reichs,
> Vom Haupt der Fürstin selber —

Das Spiel des Römers kann nicht erbärmlicher, der zugedachte Schimpf nicht niedriger erdacht werden. Die Entdeckung schlägt um so vernichtender ein, als die Frau soeben noch um diesen selben elenden, trügerischen Menschen gefleht und geweint hatte.

> O Hertha!
> Nun mag ich diese Sonne nicht mehr sehn.

Und zu gleicher Zeit erhält sie von dem Nichtswürdigen ein billet doux um ein Stelldichein in der Nacht. Das war der Gipfel in der Fülle all der Schamlosigkeiten. Sie faßt sich. Um die erbetene Stunde schleicht sie in den Park und führt den lüsternen Galan einer Bärin zu:

Ach, wie die Borsten, Liebster, schwarz und starr,
Der Livia, deiner Kaiserin, werden stehn,
Wenn sie um ihren Nacken niederfallen —
Sag' ihr, daß du sie liebst, Ventidius,
So hält sie still und schenkt die Locken dir —

dann sinkt sie ohnmächtig zusammen. Was diese Scene vornehmlich zu einer Eingebung des Genies stempelt, ist der Umstand, daß sich hierbei Schimpf und Genugthuung vollkommen decken: es ist da nirgends zu viel, nirgends zu wenig. Die Fürstin rächt sich, ja! Aber die Rache, die sie nimmt, entspricht in allen Theilen völlig der schmachvollen Hinterlist und wird so zur fehllosen Gerechtigkeit. Und mehr noch! Die Frau selbst zeigt sich während der Begebenheit nicht als gleichgültige Zuschauerin: sie ist im Gegentheil außer sich, in wilder Ekstase. Ihre Zurufe sind nicht blos eisiger Hohn: sie selbst leidet dabei. Der Vorgang ist ganz gegen ihre Natur und es graut ihr davor; aber sie thut sich Gewalt an, weil ihr eine innere Stimme zuruft: es muß sein! das Gericht will es. Und so übermäßig ist zugleich ihre seelische Qual, daß sie zum Schlusse bewußtlos zusammenbricht. Wir fühlen mit ihr von Anfang bis zu Ende, und nicht einen Augenblick verliert die Fürstin und die Frau unsere menschliche Theilnahme. In der Art, wie sich dieselbe rächt, ist sie ganz Weib, und das Urtheil, das sie spricht, ist nur eine gerechte Strafe. Nur das Genie vermag derartige Dinge so einhellig zu stimmen.

Dagegen blicke man auf die „Jungfrau von Orleans!" Mitten im Schlachtgetümmel, nachdem sie schon links und rechts ungezählte Menschenköpfe gemäht hat, stößt diese „zarte" Jungfrau auf den jungen Walliser Montgomery. Derselbe hat Schwert und Schild weggeworfen:

Zu deinen Füßen sink' ich wehrlos, flehend hin,
Laß mir das Licht des Lebens —

Nein!

O bei der Milde deines zärtlichen Geschlechts
Fleh' ich dich an. Erbarme meiner Jugend dich!

Johanna.

Nicht mein Geschlecht beschwöre, nenne mich nicht Weib!

Montgomery.

Daheim gelassen hab' ich eine holde Braut;
Sie harret weinend des Geliebten Wiederkunft —

Nein!

O so erbarme meiner jammervollen Aeltern dich,
Die ich zu Haus verlassen. Ja, gewiß auch du
Verließest Aeltern, die die Sorge quält um dich —

Nein!

O schwer ist's, in der Fremde sterben unbeweint —

„Stirb, Freund!" Sie nöthigt dem jammernden Jungen die Waffen auf und macht ihn selbstverständlich nieder. Nach diesem Metzgerstückchen stellt sich die „zarte" Jungfrau gedankenvoll hin und hält folgendes Selbstgespräch:

Erhab'ne Jungfrau, du wirkst Mächtiges in mir!
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du.
In Mitleid schmilzt die Seele und die Hand erbebt,
Als bräche sie in eines Tempels heil'gen Bau,
Den blühenden Leib des Gegners zu verletzen,
Schon vor des Eisens blanker Schneide schaudert mir,
Doch wenn es noththut, alsdann ist die Kraft mir da —

Also hier that es noth! Ein Schwächling weniger, wo die Tapfern entkommen, das thut auch noth. Man vergleiche hier die Ohnmacht der Cheruskerfürstin mit der kaltblütigen Pose dieser „zarten" Jungfrau! Wer ist denn nun die eigentliche Bestie von beiden? Und gerade diese letzte Scene behaupten unsere sonst so empfindlichen Culturmenschen auf der Bühne nicht entbehren zu können. Gleichwol darf man nicht zögern, zu bekennen, daß der Dichter an dieser Stelle sittliches Feingefühl in bedauerlichem Maße vermissen läßt. Es sei! die „zarte" Jungfrau morde in der Hitze des Kampfes, soviel es angeht; aber sie lasse sich vorher nicht in längere Unterhaltungen mit ihren Opfern ein. Nachdem sie sich eine gute halbe Stunde zu Montgomery vertraulich ausgesprochen, macht sie ihm den Garaus. Das ist unmöglich für ein weibliches Wesen von „edlem" Gemüth. Nachdem sie all sein Gewinsel geduldig an sich genommen, konnte sie ihm schlimmsten Falls mit der flachen Klinge über den Rücken fahren und ihn laufen heißen. Schon der Ekel vor der Winselei hätte sie abhalten müssen, anders zu verfahren. Ihn aber nach alledem zu tödten, ist nicht blos unweiblich — sie will ja auch kein Weib sein —, sondern mehr noch unmenschlich. Selbst der roheste Kürassier thäte das nach all den Vorgängen nicht, wofern er kein Unthier ist. Freilich, die „zarte" Jungfrau beruft sich auf die Mutter Gottes, auf das huld- und erbarmenreichste Geschöpf der ganzen Christenheit:

Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klau'n,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt —

welch gräßlicher Bombast! —

Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit,
Doch tödlich ists, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen,
Verbindet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu tödten alles Lebende, das mir
Der Schlachten Gott verhängnißvoll entgegenschickt.

Das sind Flausen! Kein Gott und am allerwenigsten der Christengott kann gebieten, daß überflüssig Blut vergossen werde, und dies hier war überflüssig. Wenn es noththut — alle! Ja, aber hier handelte es sich nur um diejenigen, welche in des Mädchens Hände fielen, und solche Ausnahmen stehen in keinem göttlichen Gesetze. Das ist der Punkt, wo diese Abgesandtin der gütigen Mutter Gottes anfängt, überhaupt bedenklich zu werden. Es ist schade, daß sich Schiller in Ort und Person so sehr versah, als es ihm einfiel, auch einmal einen Geist erscheinen zu lassen. Wer es doch zu ergründen vermöchte, welches Geschäft den „schwarzen Ritter" in die Tragödie führt! Keine Menschenseele hat Bezug auf ihn; ungerufen kommt er, ungeheißen geht er, derselbe hätte weitaus am besten wegbleiben können. Wenn wir statt seiner lieber die Mutter Gottes leibhaftig und an richtiger Stelle gesehen

hätten, uns und dem Mädchen von Orleans wäre viel klarer danach zu Sinn geworden; wir und vornehmlich auch diese hätte genau gewußt, was sie eigentlich soll. Zwar, als sie von ihren Bergen und geliebten Triften Abschied nimmt, berichtet sie zugleich, was für Offenbarungen sie gehabt hat:

Geh' hin! Du sollst auf Erden für mich zeugen —
Denn wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen.
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen,
Und Rheims befrein und deinen König krönen!

Darin steht doch nichts, daß sie alle, die ihr in die Hände fallen, unterschiedslos hinschlachten müsse? Sollte sie später weitergehende Anweisungen erhalten haben? Hat sie überhaupt welche erhalten? Ach, wer das wüßte! Sie nennt sich zwar eine Gesandtin des demüthigsten Herzens, wenn man aber sieht, wie sie sich in ihrem Berufe fühlt und den Ton hört, mit dem sie zwischen gekrönten und ungekrönten Häuptern zu unterscheiden weiß, so glaubt man das dreiste Benehmen einer Gauklerin vor sich zu haben. Es ist nur gut, daß sie selbst immer von sich als von einer „zarten" Jungfrau spricht, man wäre sonst schwerlich in ihrer Gegenwart auf die entsprechenden Gedanken gerathen. Dies ist der Grund, warum sie auch auf unsern Schaubühnen unabweichlich als Dragoner aufmarschiren muß. Sie will scheinen, was sie nicht ist. Die Unnatur ihres Wesens tritt vollends zutage, als sie dem Engländer Lionel den Helm vom Kopfe reißt und bemerkt, daß er ein — hübscher Kerl ist. Vorher wollte sie nicht menschlich sein, dafür ist sie jetzt — nur zu menschlich. Und das trifft gut zusammen. Sie mochte nicht Mensch, nicht Weib sein, so verblieb ihr naturgemäß nur das — Weibchen. Das arme Mädchen von Orleans! Der Ausflug in die Dichtkunst ist ihr schlecht bekommen; sie war im wirklichen Leben ein gutes, liebes, weiches, schwärmerisches Kind; in ihrem Stücke heißt sie nur „zart", aber sie ist es nicht; und wenn wir uns eine wirkliche „zarte" Jungfrau anschauen wollen, so müssen wir dieselbe ganz wo anders suchen.

Wer es doch verstünde, den ganzen bestrickenden Liebreiz des guten Käthchens von Heilbronn zu schildern, ohne bei diesem Versuche in dem blos verzückten Stammeln des verliebten Friedrich Wetter vom Strahl zu scheitern!

O du — wie nenn' ich dich? Käthchen! Warum kann ich dich nicht mein nennen? Warum kann ich dich nicht aufheben und in das duftende Himmelbett tragen, das mir die Mutter daheim im Prunkgemach aufgerichtet hat? Käthchen! Käthchen! Käthchen! Du, deren junge Seele, als sie heut' nackt vor mir stand, von wollüstiger Schönheit gänzlich triefte, wie die mit Oelen gesalbte Braut eines Perserkönigs, wenn sie, auf alle Teppiche niederregnend, in sein Gemach geführt wird. Käthchen! Mädchen! Käthchen! warum kann ich es nicht? Du Schönere, als ich singen kann, ich will eine andere Kunst erfinden und dich weinen. Alle Phiolen der Empfindung, himmlische und irdische, will ich eröffnen und eine solche Mischung von Thränen, einen Erguß so eigenthümlicher Art, so heilig zugleich und üppig, zusammenschütten, daß jeder Mensch gleich, an dessen Hals ich sie weine, sagen soll: sie fließen dem Käthchen von Heilbronn.

Wir sind nicht verliebt und auch sonst nicht ganz in der Gemüthsverfassung des Grafen vom Strahl, aber wir dürfen genau so schließen wie er: „Wenn ich jemals ein Weib finde, Käthchen, dir gleich: so will ich die Länder durchreisen und die Sprachen der Welt lernen und Gott preisen in jeder Zunge, die geredet wird" — und der Ueberzeugung leben, daß der süßen Unschuld dieser Erscheinung nur ein gerechter Zoll entrichtet wurde. Anmuthigeres als dieses Mädchen hat kein Dichter, nicht Goethe, auch nicht Shakespeare ersonnen. „Die alte Romanze von der wunderbaren Treue und Ergebenheit eines liebenden Weibes hat der Dichter auf seine Weise verwandelt und ein Gemälde gebildet, so ganz vom reinsten Hauche der Liebe beseelt und erfüllt, so beweglich und bezaubernd, die Wunder des Märchens und doch zugleich der höchsten Wahrheit so verschwistert, daß es gewiß als Volksstück immer unter uns leben wird. Der Charakter dieses Käthchens von Heilbronn und ihres Geliebten, der sein Gefühl für sie kaum gestehen will, ist so zart und kräftig, so rührend und erschütternd, daß sich wol nur wenige Gemüther diesen Eindrücken verschließen können."

Was hier Tieck sagt, ist viel, aber noch immer nicht alles; denn dieses Käthchen ist zugleich die duftigste Verkörperung einer noch ganz unberührten Jungfräulichkeit. So völlig mädchenhaft ist sie gebildet, ganz naive Schamhaftigkeit und ohne jedes Gelüste, daß sie zu einem Gebilde wird, wie es die Literatur aller Völker nicht wieder kennt. Schon diese eine Gestalt, die sein volles Eigenthum ist, stellt Heinrich von Kleist in die vorderste Reihe der ersten Dichter.

Herrlicher, unglücklicher Heinrich von Kleist! Das Schicksal hat es mit den Deutschen auch einmal gut gemeint und sandte ihnen dich als einzigen und ebenbürtigen Nachfolger des großen Briten. Sie haben demselben diese höchste Gunstbezeigung derartig zu danken verstanden, daß du selbst einen stillen Winkel an einem träumerischen, märkischen See aufsuchtest, um das dankbare Volk von der gewürdigten Göttergabe zu befreien. Und noch jetzt! wenn dein hehrer Schatten in die Sonne der winzigen Geister fällt, schnappen sie in ihrem unnachgiebigen Hasse wie böswillige Hunde danach. Das kommt davon, wenn der Gesellschaft Natur aufgedrungen wird! Unausgeglichen währt der alte Streit. Die Unnatur will alleinige Erbin der Welt sein und will dies mit der gleichen Hartnäckigkeit wie Shylock Antonio's Fleisch: und keine Porzia stand dem jugendlichen Dichter zur Seite, um den verwickelten Rechtsfall in höherm Sinne und zu seinen Gunsten zu entscheiden: so kam er um.

Wäre diese Erde der Sitz einer schönen Menschlichkeit, erstünde in ihr wie in dem „Kaufmann von Venedig" Shakespeare's aller Heimtücke, allem Neide und aller

Niedertracht entgegen immer von neuem ein weiser Daniel, im Stande, dem Adel menschlicher Natur zum Siege über jede Bosheit zu verhelfen, so würde eine solche Welt eitel Lust sein und der gute Mensch könnte kein Verlangen nach einer andern haben. Aber es ist völlig anders! Und gäbe es auch eine Porzia, so würde dieser doch wieder die Wirklichkeit zumeist jede That versagen. Die Kräfte zu solcher Wirksamkeit fügen sich in unserer Welt nicht leicht und wie von selbst zusammen, sie sind zerstreut in der Gesellschaft, von dieser zersplittert, getrennt und müssen sich erst mühsam zurechtfinden und verbinden. Wo sich die Verwirrung gar nicht klären will, greift schließlich der Dichter ein und ihm huldigt bei dem Werke die vornehmlich reine Natur. Diese letztere ist so recht das Wesen der idealisch-schönen Welt; aber in dem irdischen Getriebe ganz vereinsamt, wendet sie trauervoll den sehnsüchtigen Blick dem Leben in der Kunst entgegen, um sich in dieser das Zusammenwirken mit gleichwerthigen sittlichen Kräften und das Aufgehen in deren Streben zu erflehen. So ersteht das Lustspiel. Emil Mauerhof.

Romane und Novellen.

1. Am Abgrunde der Ehe. Novelletten von F. von Kapff-Essenther. Mit einem Vorwort von F. Groß. Zwei Theile in einem Bande. Leipzig, E. Wartig. 1888. 8. 4 M.

Frau von Kapff-Essenther gehört zu den fruchtbarsten und talentvollsten Vertretern der wiener Belletristik. Sie tritt mit einer männlichen Energie an die heikelsten Probleme heran und gestaltet sie mit einer bittern Schärfe, einer schneidigen Folgerichtigkeit, wie wir sie selten bei ihren Brüdern in Apoll gefunden haben. Im vorliegenden Buche befaßt sie sich mit den Vorfällen, an denen das eheliche Leben so reich ist und welche trotz ihrer Alltäglichkeit das häusliche Glück untergraben. Im „Knöpfchen" weigert sich die junge Frau, ihrem Mann eine kleine Reparatur zu besorgen, und der Mann zweifelt schon an dem ehelichen Ernst seiner Gemahlin. Sie weilt gern im „Luftzug", ihm verursacht das Schnupfen und Rheumatismus, keiner will dem andern nachgeben und im Nu stehen sie sich feindlich gegenüber. („Eine unglückliche Ehe.") Er nennt sie in einer zornigen Aufwallung und wie mir scheint nicht ohne Grund eine dumme Gans; in ihrem tiefsten Innern verletzt eilt sie schluchzend zur Mutter. („Auch ein Scheidungsgrund.") Dann handelt es sich um mehr oder minder harmlose Geheimnisse: kleine Erlebnisse der beiden vor ihrer Verheirathung bringen Mistrauen, Zank und Sturm in die Ehe. („Keine Geheimnisse.") Oder sie besprechen miteinander, was sie thäten, wenn er einen Haupttreffer machte, sie will in dem Fall einen Brillantschmuck, er tadelt sie derb ob des thörichten Wunsches — und ein ehelicher Sturm bricht wieder herein. („11,214.") Allerdings streift die Verfasserin sehr oft in ihrem Streben nach dem Typischen die Caricatur. Im ersten Bande finden sich außer den genannten noch zwei Skizzen von besonderer Schönheit: „Der Abgrund", welcher der Verfasserin den ersten Preis bei dem letzten Preisausschreiben der „Wiener Allgemeinen Zeitung" einbrachte, und „Ihr Schatten", zwei Skizzen voll tiefer Stimmung und markiger Kraft.

Der zweite Theil enthält neben recht Mittelmäßigem viel Werthvolles. „Eine Theaterheirath" ist eine der gelungensten Arbeiten der Verfasserin. Hier stellt sie das Leben, so wie es ist, dar und hebt es doch in die Region der Kunst empor. Ebenso befreundete ich mich mit dem prächtigen Feuilleton: „Der kleine Felix". Harmlos und unbedeutend erscheint mir die Skizze: „Was in der Feder stecken blieb". In der Novelle „Der Verhaßte" finden sich vielleicht die schönsten Partien des ganzen Buchs. Eine junge Schauspielerin haßt einen Journalisten, den sie für den Verfasser der sie verurtheilenden Theaterkritiken hält. Der Journalist verliebt sich in das bildhübsche Mädchen, welches seine Werbung annimmt, denn vom Haß zur Liebe ist bekanntlich nur ein Schritt Wegs. Die beiden sind schon eine Weile verheirathet, als die junge Frau erfährt, daß der Haß, dem sie ihrem Gatten entgegenbrachte, ein unbegründeter sei, denn die bewußten Kritiken entstammten gar nicht der Feder ihres Gemahls, sondern der einer seiner Collegen. Die Geschichte ist theilweise glänzend durchgeführt, theilweise schablonenhaft behandelt. Reinste Schablone ist die längste Erzählung des Buchs: „Starre Liebe". Auf diese Geschichte näher einzugehen, muß ich mir aus räumlichen Gründen untersagen. Hier wandelt F. von Kapff-Essenther auf den Spuren der seligen Marlitt. Aber ich muß gestehen, wenn ich schon die sentimentalen Geschichten von dem herrlichen heldenmüthigen Mann und der herrlichen unverstandenen Frau lesen will, so greife ich lieber zur Marlitt als zur Kapff-Essenther. Eine Schriftstellerin, die so emancipationsfeurig das Althergebrachte verachtet und selbständig ihre eigenen Bahnen wandelt, sollte es doch verschmähen, schmachtlappiges Zeug zu schreiben und damit ihre Verehrer zu enttäuschen, indem sie dieselben langweilt. Abgesehen von dieser Geschichte ist das neueste Buch der Kapff-Essenther eine werthvolle Leistung auf dem Gebiete moderner Belletristik; sie ist eine Frau, die scharf und gerecht über die Geschlechter urtheilt, die Schwächen des Weibes scharf geißelt, die Schwächen des Mannes lächerlich macht. Sie blickt tief ins Leben, sie schreibt ihre Beobachtungen rücksichtslos, mit tapferer Unerschrockenheit nieder, mit einem Wort, sie ist eine Schriftstellerin, welche nicht allein von gescheiten Frauen, sondern auch von ernsten Männern gelesen und beachtet zu werden verdient.

2. Wer ist der Stärkere? Ein socialer Roman aus dem modernen Berlin von Konrad Alberti. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 9 M.

Das neueste Werk Alberti's habe ich mit einem gewissen Bangen aufgeschlagen, denn er beginnt seine Bücher gewöhnlich mit einem fürchterlichen Spektakel, dem er den Titel „Vorrede" gibt. Da wird die ganze Literatur vor und neben ihm zu Schanden gehauen, bombastisch verkündet er die neue „Heilslehre" der Literatur und sucht gewissermaßen mit Händen und Füßen für sein Buch Stimmung zu machen. Obwol nicht geleugnet werden kann, daß in Alberti's Vorreden Geist zu finden ist, so kann nicht genug betont werden, daß die „biedermännisch-trutzige", vorlaute Art derselben dem vornehmen Charakter eines echten Kunstwerks, und ein solches will ja schließlich auch der radicalste Realist schaffen, sehr Abbruch thut. Diesmal aber — ich traute meinen Augen kaum — hat der Roman keine Vorrede und sie ist auch nicht etwa aus Versehen an den Schluß des Buchs geheftet worden; die freudige Thatsache steht eben fest, daß „Wer ist der Stärkere" ohne Vorwort erschienen ist. Was den Roman selbst anbelangt, so kann man vor allem einen bedeutsamen Fortschritt anerkennen. Alberti hat in diesem Buch einen Riesenanlauf genommen, und daß ihm der nicht vollständig gelang, liegt weniger in seinem hochernsten Wollen als in seinem kleinern tüchtigen Können. Alberti erweist sich in den meisten seiner Feuilletons und Essays — seine Ueberstürztheiten und Voreiligkeiten abgerechnet — als einer der geistreichsten, schärfsten und selbständigsten Köpfe unter den jüngern Schriftstellern. Ich bin überzeugt, daß er sich als Essayist und Feuilletonist binnen wenigen Jahren eine leitende Stellung erobert haben wird. Etwas anders steht die Sache mit seinen Versuchen auf belletristischem Gebiete. Hier scheint mir Alberti mehr Schriftsteller als Dichter, mehr denkender Journalist als Künstler. Wie viel ihm zu einem wirklichen Dichter — und ein solcher muß auch der eingefleischteste Realist sein — abgeht, werden wir bei der Analyse des vorliegenden Romans sehen. Gewiß, es ist ein kühner, großartiger Gedanke, den Alberti poetisch verkörpern will: er schleudert in trotzig-jugendlichem Uebermuthe der Welt einen Fehdehandschuh hin, wirft ihr alle ihre Fehler vor, ohne die eben im Grunde genommen die Welt in Trümmer fallen würde, und scheut sich sogar nicht, zum Beweise für seine Ansichten Leute, auf die er es besonders abgesehen hat, ganz deutlich in seinen Roman zu bringen. Alberti wollte mit juvenalischer Furchtbarkeit, mit aristophanisch-vernichtendem Hohn ein Spiegelbild der modernen Gesellschaft zu Stande bringen; wenn man aber tiefer in dieses Bild blickt, dann treten einem die begehrlichen Züge des Autors selbst entgegen, der die Welt ungefähr so haßt, wie ein schönes Weib einen spröden, verführerisch schönen Mann haßt. In dreifacher Gestalt hat sich Alberti in diesem Roman incarnirt, in dreifacher Gestalt führt er den Kampf gegen die Welt, in dreifacher Weise sucht er seinen Beweis zu führen. Ein poetisch angesäuselter ehrenhafter Offizier, ein königlicher Baumeister, ein junger Arzt sind die Haupthelden des Buchs, das allerdings die Welt in einem großen socialen Querschnitte zeigt. Der Offizier liebt eine Dame aus der Gesellschaft, aber von zweifelhafter Vergangenheit; er geht in der leidenschaftlich tollen Liebe zur Frau beinahe unter und kann sich nur durch Betheiligung an einer Expedition nach Afrika retten. Der königliche Bauführer, ein charaktervoller Mann, hält treu zu seinen Arbeitern, die ihn in schmählicher Weise fallen lassen; er wird in Deutschland unmöglich und wandert mit seiner wackern Braut nach Amerika. Der Arzt, ein feurig darauf losschlagender Geselle, der nur zufällig nicht Schriftsteller ist und nur zufällig nicht Konrad Alberti heißt, hat eine neue Bacillentheorie erfunden, die von epochemachender Bedeutung ist. Er kommt aber mit seiner Entdeckung sehr schön bei seinen Collegen an, die in cliquenhafter Verblendung ihn zu einer komischen Gestalt machen wollen. Und warum leiden eigentlich die drei edeln, wackern Männer so entsetzlich? 1) Weil die berliner Gesellschaft stark mit gemeinen unflätigen Elementen versetzt ist, weil sie einem Sumpfe gleicht, in den anständige Leute versinken müssen; 2) weil das Volk nur seinen rohen Trieben gehorcht und in robustem Eigennutze selbst seine idealsten Verfechter dem sich darbietenden augenblicklichen Vortheile preisgibt; 3) weil in der geistigen Welt eine schauderhafte Cliquenherrschaft besteht, die alles, selbst das Größte und Schönste, abweist, wenn es in unbequemer oder das Bestehende gefährdender Weise auftritt. Nun, Offiziere und Baumeister geben den Kampf auf und suchen das Weite. Der Arzt aber, nachdem er alles Mögliche versucht hat, mit seiner Theorie durchzudringen, überall aber verschlossene Thüren findet — was mich gar nicht wundert, denn das Auftreten des gänzlich unbekannten Herrn Doctor gegenüber anerkannten und bewährten Männern war mitunter höchst anmaßend —, dringt infolge eines lächerlich kleinen Zufalls dennoch durch und wird über Nacht zum berühmten und umworbenen Gelehrten. Er, dessen Leben in seiner Wissenschaft aufging, sollte nun, wie man annehmen muß, mit Feuereifer daran gehen, seine Entdeckung zu vervollkommnen, überhaupt weiter zu streben, nachdem er den Widerstand der Welt besiegt hatte. Was aber läßt ihn Alberti thun? Man lese folgende Stelle:

> Ja, er hatte den Kampf glücklich zu Ende geführt — aber in den langen, harten, entbehrungsvollen Monaten desselben hatte er eines verloren, was ihm bis dahin ein treuer Besitz gewesen war sein Leben lang: den Glauben an das Ideale, an die Wahrheit um ihrer selbst willen, an eine Vernunft, die über den Wirren der Gegenwart thronte und dem Echten, Guten, Schönen zum Siege verhalf. Nein, es gab keine solche Macht! es gab nur eine thörichte, niederträchtige menschliche Gesellschaft, welche grundsätzlich alles Neue, Reine, Heilige, das in ihre Mitte trat, begeiferte, befehdete, zu vernichten bemüht war, um nicht aufkommen zu lassen, was ihr den Spiegel ihrer eigenen Niedrigkeit vorhalten konnte — und nur der war in derselben der Stärkere, nur der vermochte alle Niedrigkeiten, allen Mitbewerb zu besiegen und sich auf der Höhe derselben zu erhalten, der mit dieser Gemeinheit, dieser Selbstsucht

und Bornirtheit zu rechnen und sie für seine eigenen Zwecke zu benutzen verstand. Zum Teufel mit aller Begeisterung, aller Forschung — Titel wollte er haben, Orden, hohe Einnahmen.... Wofür plagte man sich denn auch? Zuletzt, wenn er sich's offen gestehen sollte, nur für sich selbst! Und was nützte das stille Bewußtsein des eigenen Werthes, wenn man bei demselben durch Jahre verkannt, verspottet, vereinsamt bleiben konnte. Gesellschaftliche Stellung und — Weiber: wahrhaftig, das war das Einzige, was wägbaren Werth besaß auf dieser Welt! Aber jetzt war er am Ziel, jetzt wollte er genießen und den tollen Rausch dieses Lebens zu Ende kosten.

Diese in bombastischer Unreife sich blähenden Worte „werfen" das ganze Buch und machen den vermeintlichen Zweck derselben zu Schanden. Die Weltanschauung, die Alberti in obiger Stelle den Doctor aussprechen läßt, ist die eines vollendeten Strebers; nun zeichnet aber Alberti gerade diesen Doctor als einen Mann, der nur deshalb nicht durchdringt, weil er kein Streber ist. Wozu hat sich dann der Verfasser zwei Bände hindurch geplagt, um zu zeigen, daß die Welt das ernste Streben verhöhnt? Hat denn die Gesellschaft nicht vollkommen recht, einen Mann zurückzustoßen, der nach einem wenige Monate währenden Kampfe die Begeisterung, die Forschung zum Teufel wünscht? Blickt nicht aus allen Ecken dieses Buchs die Begehrlichkeit des Verfassers hervor? Statt die Welt zu verachten und den offen vor ihm liegenden Weg benutzend ganz seiner angebeteten Wissenschaft zu leben, wird der Arzt ein raffinirter Genußmensch, eine jener Cliquennaturen, die er am Anfange seiner Laufbahn bekämpft hatte. Dies alles zeigt, daß Alberti wol den Anlauf zu einem eine große Idee tragenden Werke nahm, daß er aber vorläufig weder die philosophische Reife noch die Dauerkraft eines echten Künstlers zu besitzen scheint, um ein großes Beginnen thatsächlich zu Ende zu führen. Was die Composition anbelangt, so erweist sich allerdings Alberti als geschickter Fabulist, der aber noch über eine etwas ursprüngliche Technik verfügt, der noch nicht vollkommen im Stande ist, die zahlreichen Zwischenfälle und Nebenhandlungen in eine logisch nothwendige und künstlerisch wirkende Beziehung zur Hauptsache zu setzen. Sein Stil ist noch kein entwickelter, er klingt energisch, ist aber bei näherer Prüfung verwildert und ungepflegt. Die Charakteristik ist ebenfalls keine abgerundete, sie ist eher zerhackt, aber sie weist sehr oft ungemein scharfe, sogar packende Momente auf. Alberti gehört der Richtung Bleibtreu's und Kretzer's an; ihm fehlt aber die elementare Kraft Kretzer's und die tiefsinnig dämonische Knappheit und Vieldeutigkeit Bleibtreu's. Gerade der Realismus, dem Alberti so bedingungslos huldigt, wird für ihn gefährlich und zeigt den Mangel seiner dichterischen Befähigung. Bleibtreu's denkwürdiger Ausspruch, welcher vortrefflich das Ziel des Realismus charakterisirt, erweist sich für Alberti verhängnißvoll: „Gerade durch den Gegensatz höchster Sentimentalität zu der völlig ungeschminkt dargestellten Roheit des realen Lebens kann jener unheimliche Eindruck künstlerisch erzeugt werden, den das Wesen des Menschen bei jedem denkenden Beobachter wachruft." Die ungeschminkte Roheit des Lebens trifft Alberti allerdings, aber die Sentimentalität, die zugleich uns in metaphysische Abgrundtiefen der menschlichen Natur blicken läßt, fehlt ihm gänzlich; je mehr man das Leben in seiner Nacktheit darstellt, um so schärfer muß auch jenes sentimentale metaphysische Element entwickelt sein. Alberti zeigt uns den Sumpf der menschlichen Gesellschaft, am helllichten Tage, unter der brennenden Sonne. Oede, trostlos ist alles und die Düfte des Morastes belästigen die Nase. Ein echter realistischer Dichter, wie Zola, Dostojewski, hätte uns auch die dämonischen Irrlichter gezeigt, die uns anlocken, hätte geheimnißvoll-deutliches Dunkel über die Gegend gebreitet und in unser Herz ahnungsvolle Schauer des Symbolischen, Ueberirdisch-Großartigen gesenkt. Alberti ist eben mehr Kritiker, Schilderer, Essayist als Poet. Sein Pathos ist meistentheils Schreien, seine Empfindung Schwulst und seine Liebesscenen sind oft geradezu komisch, weil innerlich unwahr. Daß er Leute aus der Gesellschaft, wie sie gehen und stehen, in das Buch verpflanzt und höchstens nur ihren Stand verändert, ist ein Unfug: Alberti will doch Romane, aber keine Pamphlete schreiben. Gewiß muß der Romanschreiber seine Gestalten dem Leben entlehnen, aber deswegen braucht er noch keine literarischen Steckbriefe auszustellen. Trotz der zahlreichen Untugenden und bedenklichen Mängel, an denen Alberti und sein Roman krankt, ist er ein Schriftsteller von großer literarischer Zukunft und sein Werk eine Leistung, die sich thurmhoch über die blassen und schmächtigen belletristischen Arbeiten zahlreicher unbekannter und selbst berühmter Autoren erhebt. Er hat sich in großem Streben die Zähne an einem tiefen Probleme ausgebissen, das er allerdings nicht mit vollster Ehrlichkeit seines Herzens behandelte und an welches auch sein Talent nicht hinanreichte. Wäre sein Buch nicht so anspruchsvoll, müßten wir sogar noch ein viel besseres Urtheil über dasselbe fällen. Sein oft lärmendes Auftreten, seine unpassenden, jugendlich-vorlauten Angriffe fordern zu ungünstigen Vorurtheilen über ihn heraus, dermaßen, daß man sehr oft vergißt, wie viel Neues, Geistvolles, Scharfgesehenes sich in seinen Schriften vorfindet, daß er wirklich eine ernst zu nehmende literarische Richtung verfolgt und daß er schließlich zu jenen Schriftstellern zählt, die dem großen Dichter der Zukunft, dem modernen Shakespeare, die Wege bahnen.

3. Sternbanner-Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten. Vierter Band: Curiose Geschichten von Frank R. Stockton. Ausgewählte Sammlung, übersetzt von Marg. Jacobi. Stuttgart, Lutz. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Den drei ersten Bänden (Stockton: „Ruderheim", Swain: „Unterwegs und Daheim", „Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der Short-Story") dieses ebenso trefflichen als interessanten Unternehmens habe ich bereits in d. Bl. ein freundliches Geleitswort gegeben. Namentlich der dritte Band („Short-Story") hat mir große Hochachtung vor der modernen eigenartigen amerikanischen Belletristik eingeflößt. Der Verfasser des vorliegenden Bandes

ist den Lesern der „Sternbanner-Serie" kein Fremder mehr: das in allen Farben eines gesunden dichterischen Realismus funkelnde „Ruderheim", d. h. die häuslichen Erlebnisse eines jungen Ehepaares, das auf einem Schiffe seine Wohnung aufschlug, rührt von Stockton her und wir lernten in ihm einen ebenso humor- als gemüthvollen Poeten kennen. Die „Curiosen Geschichten" stehen im allgemeinen nicht ganz auf der Höhe des „Ruderheim", einige seiner Erzählungen beweisen allerdings des Verfassers Meisterschaft der „Short-Story", aber die Mehrzahl der in diesem Bande vereinigten Novellen und Skizzen ist Mittelgut und wäre besser unübersetzt geblieben. Hätte der Uebersetzer das Buch auf die Hälfte beschränkt, so würde der Werth desselben ums Dreifache sich erhöht haben. Die erste Geschichte: „Die verstorbene Schwester seiner Frau", ist in ihrer Art ein Meisterstück, welches weitaus Skizzen wie „Ein Stückchen rother Calicot", „Unter der Eisenbahn", „Eine Predigt von Onkel Pete", „Mein Bullenkalb", „Die Kutsche von Cloverfield" überragt. Eine drastische, echt amerikanische Idee enthält die „Doppellandschaft". „Unser Kaminschirm" bildet eine vortreffliche Geißelung der auch in Amerika herrschenden Unsitte, die Wohnungen durchweg altdeutsch zu möbliren und sich so um jede Bequemlichkeit zu bringen. Die beiden Stücke „Wie ich meinem Schicksale nachhalf", „Schicksalsherrschaft" sind höchst schwache Leistungen. Dem Veranstalter dieser Sammlung scheint es entschieden an kritischem Geiste gefehlt zu haben. Derlei Skizzen dritten Ranges werden auch in Deutschland übergenug geschrieben und solche noch aus dem Auslande einzuführen, ist ein ganz überflüssiges und werthloses Beginnen. Ein anmuthiges, poesiereiches Genrebild tritt uns in „Herr Polman" entgegen: ein reicher blasirter Kaufmann zieht sich für einige Zeit in einen kleinen Ort zurück, kauft daselbst einen Papierladen und erlebt die nettesten Dinge, die erfrischend auf ihn einwirken. „Das Weib — oder der Tiger? II." entstand offenbar unter der Wirkung des Erfolgs, den die erste gleichnamige Vexiererzählung davontrug. Das zweite Vexierstück ist gerade albern zu nennen. Die beiden letzten Erzählungen: „Eine Zwangsanleihe" und „Negative Anziehungskraft", sind eigenartige und anziehende Gestaltungen einer scharfen, glänzenden Phantasie; sie streifen bald das Gebiet des scharfsinnigen Poe, bald des raffinirten J. Verne. In der ersten wird das Problem von der Uebertragung einer Krankheit durch den Willen auf eine meilenweit entfernte Person zu einem prächtigen Intriguenstück benutzt, während in der zweiten ein speculativer Kopf eine Maschine erfindet, welche die Schwerkraft eines Körpers aufhebt und vermittels welcher man die schwersten Lasten mühelos heben und fortbringen kann. Man kann allerdings sagen, derlei Dinge sind müßige Hirngespinste, und doch wird sich niemand des merkwürdigen Eindrucks erwehren können, den so geschickt gemachte Skizzen, wie die beiden genannten, ausüben.

4. Sternbanner-Serie. Amerikanische Humoristen und Novellisten. Fünfter Band: Leben auf dem Mississippi von Mark Twain. Deutsch von A. Brachvogel und Frank Siller. Stuttgart, Lutz. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

In der sehr lesenswerthen Einleitung wird uns Mark Twain's Lebenslauf und Lebensweise geschildert und gewissermaßen so Stimmung für das Werk des Schriftstellers gemacht. Wenn auch in diesem „Leben auf dem Mississippi" ein großer Theil unserm Verständnisse sich entzieht und infolge der specifisch amerikanischen Färbung unser Empfinden fremdartig berührt, so findet dennoch jedermann so viel Interessantes, Derbwitziges, daß keiner die Lektüre des Buchs bereuen wird. Namentlich die den Schluß des Bandes bildende Novelle „Königthum auf dem Mississippi" ist ein Prachtstück amerikanischen Humors. Twain schildert da zwei Spitzbuben so drastisch, daß wir Deutschen herzlich froh sein müssen, daß solche abgefeimte Lumpe bei uns doch nicht existiren können.

Ernst Wechsler.

Neue Blüten der Lyrik.

1. In der Dämmerung. Gedichte von Georg Papperitz. München, Bassermann. 1887. 8. 2 M.

Papperitz widmet die „Dämmerung" (zwar nicht die „Götterdämmerung") „seinen Freunden". In schöner Ausstattung umfaßt sie, $6^1/_2$ Bogen stark, 41 vermischte Gedichte, 26 Liebeslieder und 29 Nummern Nachlese. Fangen wir bei der „Liebe" an, so finden wir zwar reichlich durch Hiatus verunzierte und hie und da durch unreine Reime (schimmern — verkümmern; blühet — siehet; wissen — Küssen; Maid — Seligkeit; selig — fröhlich; früh — Marie u. s. w.) verunglimpfte Dichtungen, jedoch darunter auch mancherlei Beachtenswerthes und Schwungvolles, ja Phantasievolles. Wir führen an das im Hinblick auf den gegenwärtig herrschenden, mit Anbetung des goldenen Kalbes verknüpften allgemeinen Materialismus als recht ideal, ja geradezu leichtsinnig zu bezeichnende:

Für einen Kuß von ihrem Mund
Geb' ich den Flitterkram des Lebens
Mit Freuden hin zu jeder Stund'
Als schönsten Lohn jedweden Strebens.

Und bötet ihr mir Ehr' und Geld,
Genüsse, leckerste Gerichte,
Das Herrlichste, was auf der Welt
Die Sänger feiern im Gedichte,

Was ihr erachtet auch als Glück —
Ich geb' es hin zu jeder Stunde,
Kehrt es auch nimmermehr zurück,
Für einen Kuß von ihrem Munde.

In „Ruheloses Glück“ wird der unabweisbare unvergleichliche Trieb der Liebe geschildert, in „Liebessehnen“ die unerfüllte Sehnsucht nach dem „Ewig-Weiblichen“. In „Ich liebe dich“, sonst schwungreich und vortrefflich, tadeln wir das „mit gier'gem“: wir würden „mit heißem“ vorziehen. Wir erwähnen noch „Mein Himmel“, „Weine nicht!“, „Venedig I. und II.“ (namentlich I.), „An L. von G.“ (welches wir gern noch zum Abdruck gebracht hätten), „Die ew'gen Sterne schienen“, „O laß das bange Zagen“, „Tanhäuser“, „Das war die schönste“, „Ich schlich zu ihr“ (schwach darin: „An ihrem Herzen liege ich“), „Nun wiederkehrt“, „Treibt's mich“. Schwach hingegen: „Begegnung“ (mit dem köstlichen Reim „voll Eleganz“), „Lied“ und mehrere andere nur mittelgut. Die „Vermischten Gedichte“ sind durchgehends frisch und mannichfaltig. In der Widmung tadeln wir die Schlußzeile wegen des nachgesetzten Zeitworts: „Nun des Lebens Herbst beginnt!“ In dem sonst recht „molligen“ „Im Atelier“ haben wir an drei Stellen den häßlichen Hiatus zu beklagen: „Sterne in“, „Denke ich“ und „Töne aus“. Es sind das Misklänge wie falsche Geigenstriche.

Die freundliche Mahnung („O lieb so lang' du lieben kannst!“) „Greif' zu!“ bringt wieder Reimfehler wie klingt — winkt, Leid — Zeit, dergleichen auch in später folgenden nicht ausbleiben: Glüh'n — Kamin, blühen — ziehen, Mär — mehr, Blicken — entzücken u. s. w. Wir begreifen nicht recht, wie ein Dichter nach falschen Reimen greifen kann; es ist genau dasselbe, als wenn ein Maler nicht die richtige Farbe trifft, es stört Auge und Ohr zugleich! Wir sagen hier „Auge und“ — zur Erklärung diene, daß in der Prosa der Hiatus zwar erlaubt, aber ebenfalls thunlichst zu vermeiden ist; deshalb verbessern wir unsern eigenen Satz folgendermaßen: es stört Ohr und Auge zugleich. Wir geben die niedliche Reimspielerei „Abendfeier“ wieder:

Wie streicht der Wind   so lind
Durch hohe Wipfel,
Verscheidend glühn   im Grün
Der Berge Gipfel,
Es blinkt ein Stern   so fern
Am Himmel droben,
Es trinkt das Reh   im See
Von Duft umwoben,
Fern tönen leis   zum Preis
Der Glocken Klänge
Wie Engelchor   empor
Und Lobgesänge.

Zum Nachtisch folgt die „Nachlese“, die uns auch fünf Sonette bringt, deren Form im ganzen wohlgelungen ist. I. beginnt recht kräftig:

Es bebt der Grund, der Berge Wasser toben,
Wild zuckt der Blitz ums Haupt den graden, schlanken,
Gewalt'gen Fichten, die im Sturme wanken.
Nacht rings umher, es glänzt kein Stern von oben.

So tobt in meiner Brust und hat erhoben
Gar oft mein Herz der Kampf. . . .

In II. lautet die sechste Verszeile nur neunsilbig:

Mein Los, daß ich dich nur ergötze —

In IV. misbehagt uns:

Du stolzer Sänger, hänge auf . .

Ferner:

Die Harfe an die harten Schädel schmettern,
Wenn die Kritik dich duldete, die scharfe.

Die Distichen in „Sorrento“ sind metrisch höchst mangelhaft. „Antikes Chorlied“ zeigt den Versuch anschmiegender Daktylen. „Das Bild in Krähwinkel“, „Dualismus“, „Pegasus“, „Stoßseufzer“, „An die Grazien“, „Frommer Wunsch“ verrathen epigrammatischen Humor. Die Papperitz'schen Dichtungen athmen gesunden Geist, Lebensfrische und Feinheit der Empfindung; wenn sie in Form, Reim und Metrik noch manches zu wünschen übriglassen, so ist dieses ein Uebel, an dem die Erzeugnisse weitaus der Mehrzahl unserer heutigen Sonntagsreiter auf dem Dichterpferde leiden.

2. Wegekraut. Gedichte von Nataly von Eschstruth. Dresden, Pierson. 1887. 12. 2 M.

Das neun Druckbogen starke Bändchen bietet 141 Poesien dieser ziemlich fleißigen und nicht unbeliebten Dichterin und Schriftstellerin. Darunter sind Herbstlieder, deren Melodien recht wehmüthig berühren, beispielsweise das zum Componiren geeignete VI.:

Die Schwäne ziehn zum Süden
In hoher Wanderlust,
Da schleicht auch mir ein Sehnen
Sich in die kranke Brust;

O hätt' ich weiße Schwingen,
Die trügen schnell mich fort,
Ich weiß im fernen Süden
So manchen lieben Ort;

Da wollt' ich bald vergessen
In raschem Geisterflug
All jene tausend Wunden,
Die mir die Heimat schlug.

Ferner: „Es fallen die Blätter“, „Das Schilf ist braun geworden“ und das kleine:

Es keimte das Grün aus den Knospen herauf —
Da blühte im Herzen die Liebe mir auf —
Nun sinket das Laub so gelb und so roth,
Und die Liebe im Herzen ist lange schon todt.

Die drei Sonette sind — keine Sonette, die Dichterin scheint es mit der Bezeichnung etwas leicht zu nehmen: wir möchten ihr, welcher im Gedankenausdrucke keineswegs natürliche Frische mangelt, empfehlen, doch ja gelegentlich einmal ein geeignetes Werkchen über Prosodie und Metrik durchzunehmen. Dies würde auch zur Abrundung mitunter holperichter Stellen dienlich sein, z. B. der anapästischen Strophen:

Es küßte der Reif in der Herbstnacht sie todt

. . . . die Zeit schneit sie ein —

ja auch zur Verfeinerung etwas schwerfälliger Trochäen:

> Kennst du, Dichter, das Verhängniß,
> Das an deinem Herzblut zehrt?
> . . . .
> Schwer schon beugt die Last . . .

In demselben, sonst vortrefflichen Gedichte („Lorber") steht „rastlos", „Und sein", in unrichtiger Messung. Das Gedicht schließt recht schön:

> Schnell verrauscht des Dichters Leben,
> Und was bleibt von Glück und Glanz?
> — Auf vergessnem Grab dein Schicksal,
> Welk und todt — ein Lorberkranz!

Was aber, so fragen wir die Dichterin, was bleibt von dem Glück und Glanz, von dem Leben der übrigen Mitmenschen? „Wer antwortet?"

Die ziemlich reichhaltige, niedliche kleine Sammlung enthält vielerlei hübsche Sächelchen. Die Verse entquellen frisch und natürlich, wie ein kleiner Waldbach hüpfend, springend und rauschend der Kehle der Sängerin, obwol mitunter einige schrille oder unreine Töne unterlaufen. Auf Formvollendung können sie eben keinen Anspruch machen, doch würde der Kritiker ungemein erfreut sein, wenn die augenscheinlich recht begabte Dichterin hinsichtlich der Auswahl aus ihrer Mappe wählerischer zu Werke ginge und das Ausgewählte künftig vor der Veröffentlichung sorglich säuberte und feilte, damit aus dem „Wegekraut" nicht gewöhnliches „Unkraut" emporwuchere.

3. Gedichte von **Albert Dulk**. Ausgewählt aus seinem Nachlaß. Stuttgart, Dietz. 1887. 12. 1 M. 50 Pf.

Vor uns liegt ein wohlausgestattetes, sechs Bogen starkes Bändchen, welches ohne sonstige weitere Einleitung Poesien eines Verstorbenen enthält, die in drei Abtheilungen gesondert sind. „Lieben und Lassen" enthält 25 Dichtungen in edler Sprache und tiefempfundenen Gedanken, die uns einen ziemlich hohen Begriff von des Dichters geläuterter, freier, ja freigeistiger Weltanschauung beibringen und gleichzeitig des Dichters verzehrende Liebesglut widerspiegeln. Wir verweisen auf „Liebeskampf I.":

> Als wie ein Traum aus klaren Höhn
> Bist du in mich herabgestiegen:
> So himmelsmild, so engelsschön
> Seh' ich dein Bild in meiner Brust sich wiegen.
>
> Hell wie von überird'schem Licht
> Ergänzt die Stirne dir, die reine,
> Und doch erglüht dein Angesicht
> In erdentstammtem, minniglichem Scheine.
>
> Durch dich hat sich das süße Wort
> Der Jungfrau-Mythe mir entschleiert,
> Das in der Mutter fort und fort
> Die Weiblichkeit, die fleckenlose, feiert.
>
> Sie ist nicht Weib und Jungfrau nicht,
> Marie, die Rafael gemalet:
> Sie ist ein Mutterangesicht,
> Das ihres Kindes Lächeln widerstrahlet.
>
> Und du, so hold erblüht und hehr,
> Du meine menschliche Madonne (!) —
> Auch dich verklärt ein Strahlenmeer
> Jungfräulich-mütterlicher Liebeswonne. . . .

Ferner II., IV. (mit folgenden Strophen):

> Soll ich in meiner Glut vergehn
> An deinem bedächtigen Sinne? —
> Du seist nicht jung, du seist nicht schön
> Und fremd sei dir die Minne?
> . . . .
> Ja, nenn' du nur so zart und lind
> Mich „Kind" und „Bruder" vor allen —
> Du bist doch bebend dem großen Kind
> Ans klopfende Herz gefallen!
>
> Und willst du, daß ich dir Bruder bleib',
> So werd' ich dich dennoch minnen —
> Aus Adam's Kindern ward Mann und Weib,
> Zeus durfte Here gewinnen!

Sodann das besonders schöne VI., welches wir gern ebenfalls anführten, das originelle „Auf dem Vaikisee in Lappland", „Anakreontikon" I.—V., „Jugendbild" („Und Schicksal wird der Wille!") und andere. Die zweite Abtheilung: „Leben und Leiden", enthält elf Gedichte, von denen wir „Ruhen" und „Gebet" erwähnen. Die dritte Abtheilung: „Vermischte Gedichte", umschließt vorzugsweise Gelegenheitsgedichte aus des Dichters pädagogischem Wirkungskreise, sodann Sprüche, von denen:

> Unverhofft
> Kommt oft,
> Und was man zu lang bedenkt,
> Ob verhofft, wird abgelenkt —

eine Umschreibung des alten Sprichworts: „Der Mensch denkt, Gott lenkt" ist. Das ganze Werkchen durchzieht ein durchaus edler, obwol etwas freigeistiger Hauch. Der Dichter offenbart sich als eine strebsame innige Natur, nicht heißblütig, jedoch von der Liebe verzehrendem Feuer erfaßt. Seine Ausdrucksweise ist ziemlich glatt und sprachvollendet, und nur hie und da sind kleine Härten und unreine Reime vorhanden, beispielsweise in dem recht mangelhaften Verse:

> Du hast in deinem weichen Arm
> Mein heißes Blut entzündet,
> Doch meiner Glut, daß Gott erbarm!
> Kein Hauch in dir sich findet.

4. Gedichte von **Philipp Quenzer**. Heidelberg, C. Winter. 1887. 12. 3 M.

Von demselben Verfasser, welcher deutscher Pfarrer in Manchester ist, erschien bereits 1884 eine Dichtung in sieben Gesängen: „Silber und Myrte". Der vorliegende 233 Seiten starke Band umfaßt sieben Abtheilungen, nämlich: „Lenz und Liebe" mit 16, „Akademisches" mit 7, „Kissinger Distichen" mit 36, „Beschauliches — Erbauliches" mit 14, „Sprüche und Einfälle" mit 44, „Zeit- und Gelegenheitsgedichte" mit 12 und „Vermischte Gedichte" mit 24 Dichtungen und Sprüchen. Wir haben es hier mit einem naturfrischen, geist- und humorvollen Dichter zu thun, welcher die Poesie nicht im Ziergarten zieht,

sondern im Wald und auf der Heide sucht. Gleichwol können wir ihm nur in bedingtem Grade beistimmen, wenn er sagt:

Nicht Zählkunst und fade Reimerei,
Nicht leere Linsenspalterei —
Die Poesie ist Himmelsglut,
Die auf der Stirne strahlend ruht
Und lodert aus tiefstem Seelengrund
Und mit geweihtem Flammengrund
Offenbarung kündet der träumenden Welt,
Daß wie Schuppen es ihr von den Augen fällt.
Nichts ist ihr zu groß und nichts zu klein,
Es kann des Geistes Erwecker sein.
. . . .
Die Welt belächelt die Poesie
Als heiligen Wahnsinns Energie
Und kanonisirt das Streberthum.

Zugegeben, daß „die Poesie nicht Zählkunst und fade Reimerei" u. s. w. sei und „von der Welt belächelt werde", müssen wir doch entgegenhalten, daß weder die Ph. Quenzer'sche „Metrik" noch seine „Reimerei" uns völlig zufriedenstellt, obgleich wir keineswegs unter Metrik „Zählkunst" verstanden wissen wollen. Denn des geschulten Dichters feinfühliges Ohr oder vielmehr das feine Gefühl des Denkvermögens meistert die Metrik ganz unwillkürlich von innen heraus, ohne „Zählkunst". Nur in seltenen Fällen — beim Sonett, bei trochäischen Tetrametern, oder bei Hinkiamben nun schon gar nicht! — wird ein Dichter von Beruf die Versfüße zu zählen nöthig haben, vielleicht um sich von der Richtigkeit des Hervorgebrachten zu vergewissern. Anders freilich verhält es sich mit schwierigern Odenversmaßen, doch wird auch hier nicht gezählt, sondern — gemeißelt und gestochen! „Fade Reimerei" sodann können doch nur immerhin hübsche Reimspielereien sein, oder was versteht Quenzer darunter? Reimt er doch selber in „Zum Geburtstage von J. P." (Geleise, Kreise, leise, weise; gehen, flehen, sehen, drehen; Lebens, Strebens, Webens, Hebens; und — horribile dictu! — Gezelte, Bälde, fehlte, quälte . . . nun mache sich daraus einer einen Vers!) fade genug! Wenn Quenzer sodann ferner behauptet: „Die Welt belächelt" u. s. w., so geben wir ihm hierin zwar recht, erheben jedoch gegen den Nachsatz „Und kanonisirt das Streberthum" Einwand. Was versteht er unter „Streberthum"? Jeder Dichter selbst, jeder „strebsame" Mensch ist doch „Streber", ist einer, der es vorwärts bringen, der in die Höhe kommen will, gelangen will zu Ehre und Gut, zu Bedeutung und Stellung in der Gesellschaft. Diese Welt von Streberthum, ohne dessen Vorhandensein der Mensch ja im Alltagsleben versumpfen würde, wird aber nichts weniger als kanonisirt, obgleich es mit Recht kanonisirt zu werden verdient. Vielmehr wird es von der Welt verdammt und angefeindet und, soweit thunlich, niedergehalten: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen" — da haben wir es ja!

Am schlimmsten hat Quenzer die Sprache geradebrecht in den „Kissinger Distichen". Diese Hexameter und Pentameter kommen einem vor wie unebener, durchschnittener Boden, wo man über Wurzeln stolpert, in Sümpfen stecken bleibt, auf den Rücken fällt und die Nase bricht. Daß er erst unserm Bismarck „Afrikas Geographie" verdankt, ist jedenfalls nicht des ehernen Reichskanzlers („Vor Bismarck's Standbild") geringstes Verdienst! Von „Sprüchen und Einfällen" erwähnen wir:

Ein Riese ohne Ruhe
Ist ein König ohne Schuhe.

Victor Hugo's Begräbniß.

Todt ist Frankreichs Dichter — Victor Hugo,
Gestern begrub's ihn in dulci jubilo;
Daß doch öfters stürbe dieser Dichter:
Solch ein Fest macht frohe Gesichter.

Abgesehen von den erwähnten Schwächen und irrigen Ansichten, sowie hinweggesehen über mancherlei Nebensächliches, welches zu erläutern hier nicht mehr Raum ist, können wir der Quenzer'schen Gedichtsammlung Beifall zollen namentlich wegen ihres herzerfreuenden und humorvollen frischen Wesens. Hans Minckwitz.

Historisch-politische Schriften.

1. Papst Leo XIII. und der Protestantismus. Von Theodor Brecht. Barmen, Klein. 1887. 12. 2 M.
2. An Herrscherhöfen Frankreichs. Am dänischen Königshofe. Im Haag. Am Hofe des Königs der Belgier. Berlin, Walther u. Apolant. 1888. 8. 6 M.
3. Aus den Papieren des königlich bairischen Staatsministers Maximilian Freiherrn von Lerchenfeld, herausgegeben von Max Freiherrn von Lerchenfeld. Nördlingen, Beck. 1887. Gr. 8. 9 M.
4. Fürst Bismarck und die deutschconservative Partei oder eine politische Abrechnung. Vom Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach. Frankfurt a. M., Foesser Nachfolger. 1887. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.
5. Die Zerstreuung des Volkes Israel. Von Wilhelm Pressel. Zweites Heft. Die Stufen dieser Zerstreuung. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1887. Gr. 8. 2 M.

Bevor der Cardinal Pecci zum Nachfolger des Papstes Pius IX. gewählt wurde und als Leo XIII. den päpstlichen Stuhl bestieg, wurde er von dem ehemaligen italienischen Ministerpräsidenten Rattazzi, welcher sich auf seine Gespräche mit König Leopold I. von Belgien berief, in einem Privatschreiben mit folgenden Worten charakterisirt: „Dieser Pecci ist ein Mann von unbestreitbarem Gehalte, der mir oft zu denken gegeben und mich besorgt gemacht

hat. Er verbindet große Energie und die äußerste Strenge in der Verwaltung mit den angenehmsten Umgangsformen der Welt. König Leopold, welcher denselben als Nuntius in Belgien genau studirt und ihm sogar zum Purpur verholfen hatte, verhehlte sich nicht, daß Pecci höchstens scheinbare Zugeständnisse machen wird, in Formsachen, entsprechend seinem Charakter als Weltmann; er würde vielleicht, wenn der Fall einträfe, daß er Papst würde, sich williger in die Anordnungen der Vorsehung fügen, aber seine Hingebung für den heiligen Stuhl ist grenzenlos, seine Grundsätze unabänderlich, und seine unbezähmbare, fast wilde Energie macht ihn für Schwäche unzugänglich. Man muß wol zugeben, Pecci gehört zu den Geistlichen, die man ehren und bewundern muß; er ist ein großes politisches Talent, aber die Doctrin beherrscht ihn noch."

In ähnlicher Weise, wie Rattazzi, beurtheilt ihn Theodor Brecht in seinem Buche „Papst Leo XIII. und der Protestantismus" (Nr. 1). Er ist ihm ein Mann, der von seinem ersten Auftreten als Papst nur Friedensworte gebrauchte, der mit aller Welt, selbst mit den schwierigsten Gegnern des Papstthums, Frieden zu schließen suchte und Unterhandlungen eröffnete, immer aber dem Gegner es überließ, Zugeständnisse zu machen, und selbst nur solche bewilligte, welche ihm nicht das geringste Aufgeben von Macht kosteten und in den wichtigsten Dingen den Gegner auf die Zukunft verwiesen. Er hat der preußischen Regierung in dem langjährigen Streit um die Anzeigepflicht nur soviel zugegeben, daß er für die Besetzung der ständigen Pfarreien die Anzeigepflicht des Bischofs und das Einspruchsrecht der staatlichen Behörde zugestand. Wie es aber gehalten werden solle, wenn letztere und der Bischof sich über die Person des anzustellenden Pfarrers nicht verständigen können, darüber äußerte er sich nicht und wollte die Entscheidung den weitern Verhandlungen überlassen. Das ist aber bei der Anzeigepflicht gerade die Hauptsache; denn was hilft das Einspruchsrecht, wenn das staatliche Veto keine unbedingte Gültigkeit hat? Leo XIII. macht den Eindruck eines Unterhändlers, der mit den liebenswürdigsten Manieren und mit den verbindlichsten Worten die Unterhandlungen eröffnet, sein Ziel fest im Auge behält, was er heute nicht erreichen kann, auf morgen verschiebt, wenn das Ganze nicht zu erlangen ist, vorderhand sich auch mit einem Theile begnügt, in dem sichern Glauben, daß der Gegner sein letztes Wort noch nicht gesprochen habe und infolge innerer Verlegenheiten zu weitern Zugeständnissen genöthigt sein werde. Der Verfasser bezeichnet daher Leo XIII. als Realpolitiker, in ähnlichem Sinne wie Fürst Bismarck, und findet in seiner Politik consequentes Festhalten an den Principien und Zielen, kluge Compromisse mit dem Gegebenen und Möglichen, größte Leidenschaft gezügelt durch berechnenden Verstand, rastlos energisches Weiterarbeiten dem Ziele entgegen. Die Ursachen seiner Erfolge sieht er großentheils in der Schwäche und Zersplitterung seiner Gegner.

Wie alle Päpste, so hat auch Leo XIII. sich zum Ziel gesteckt die Ausrottung des Protestantismus, den er für einen „pestilenzialischen Irrthum", für den Vater des „Socialismus, Communismus und Nihilismus" erklärt. Wenn er von Frieden spricht, so versteht er darunter die „bedingungslose Unterwerfung" der Protestanten, dieser „Abgefallenen", „unter das Papstscepter". Er verlangt, daß die katholische Religion zur Staatsreligion erklärt werde und der weltliche Arm ihr zur Verfügung stehe, und verwirft Religionsfreiheit, Denkfreiheit, Preßfreiheit, Parität und Toleranz. Die Spannung der politischen Lage, wie sie seit fünfzehn Jahren besteht, hat es dem Papste ermöglicht, jede Macht gegen die andere auszuspielen und vor allem, von einer nach der andern Zugeständnisse zu erlangen und seinem Ziele, der „Rekatholisirung Deutschlands und der Papstherrschaft über die Welt" immer näher zu kommen. Unter solchen Umständen bezeichnet der Verfasser es als unsere Aufgabe, den Protestantismus zusammenzuschließen zu fester, gedrängter Einheit, zu gemeinsamer Erfüllung seiner hohen sittlich-religiösen Aufgaben, ohne die Preisgebung der eigenen Ueberzeugung des Einzelnen zu verlangen. Er hält die Gründung des evangelischen Bundes, welcher die Protestanten zu gemeinsamer Abwehr gegen Rom sammeln will, für eine Nothwendigkeit und stellt auf politischem Gebiete den deutschen Protestanten die Aufgabe, die Wiederkehr einer ultramontanen Parlamentsherrschaft zu verhüten, wenn wir nicht wollen, daß wir alle deutschen Reichsgesetze mit kirchenpolitischen Zugeständnissen an Papst und Centrum auch fernerhin bezahlen müssen. Denn Leo XIII. ist mit dem Friedensschlusse von 1887 noch nicht zufrieden und zweifelt nicht daran, „daß wir noch bessere Dinge erreichen werden".

Der ungenannte Verfasser des Buchs „An Herrscherhöfen Frankreichs" (Nr. 2) will nicht eine Geschichte der Regentenhäuser schreiben, sondern den in denselben herrschenden Geist „möglichst lebendig vergegenwärtigen, das Leben und Treiben daselbst durch Vorführung typischer Ereignisse veranschaulichen". Er greift daher mitten ins Volle hinein, wählt die ihm für seine Darstellung geeignet erscheinenden Personen und Thatsachen aus und beschreibt sie in der anziehendsten Weise, seine Schilderungen durch eine Menge von interessanten Anekdoten belebend und schmückend. Er beschäftigt sich in diesem Buche hauptsächlich mit Frankreich, zuerst mit dem königlichen Frankreich am Hofe der Bourbonen und der Orléans, dann mit dem kaiserlichen Frankreich am Hofe des ersten Napoleon und Napoleon's III., schließlich mit Frankreich unter der dritten Republik. Aus dem ersten Abschnitte heben wir die Schilderung des Lebens der Königin Marie Antoinette, welche in den ersten Jahren ihrer Ehe „an nichts dachte, als die Herrschaft über die Mode königlich auszunützen", die Beschreibung der Flucht des Königs Karl X. von Rambouillet nach England und die Charakterisirung des Grafen Chambord hervor. Im zweiten Abschnitt ist es

der Bürgerkönig Ludwig Philipp, Herzog von Orléans, dem der Verfasser seine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Jener selbst hatte während der Restauration den unabänderlichen Entschluß gefaßt, sein und seiner Kinder Schicksal von dem seines Landes nicht zu trennen; er war, wie Guizot sagt, gleichmäßig entschlossen, weder Verschwörer noch Opfer zu sein, und entschied sich erst dann für die Annahme der Krone, als er sah, daß Frankreich nur die Wahl habe zwischen einer neuen Monarchie und der Anarchie. Von dem Grafen von Paris und seiner Gemahlin, von dem Herzog von Aumale, von der Prinzessin Waldemar und der Herzogin von Alençon werden bemerkenswerthe Erlebnisse, bekannte und unbekannte, mitgetheilt. Von Napoleon I. rühmt der Verfasser seinen „ausgeprägten, wahrhaft rührenden Familiensinn, das Hauptmotiv vieler seiner Handlungen", und sucht seine Behauptung durch Mittheilung von Briefen zu begründen, welche dieser an seinen Vater, an seinen Oheim, den nachherigen Cardinal Fesch, und an seine Mutter geschrieben hat. Auch bespricht der Verfasser das Leben der Kaiserin Marie Luise, ihr Verhältniß zu den Grafen von Neipperg und von Bombelles und das Schicksal des unglücklichen Königs von Rom, der sich im Kummer über seine Lage und über die Unthätigkeit seiner edelsten Kräfte verzehrte. Napoleon III., sagt der Verfasser, nahm man, als er noch Prinz war, zu wenig ernst. Er führt die Aussprüche des Grafen Vitzthum und des Prinzen Albert von England über denselben an und gibt eine treffliche Schilderung der Kaiserin Eugenie, welche in der unglücklichen Marie Antoinette ihren „type" sah. Einen starken Gegensatz zu den Zuständen an den bourbonischen, den orleanistischen und napoleonischen Höfen bilden die Zustände der dritten Republik, wo die „Gesellschaft" die legitimistische, die napoleonische und die orleanistische Aristokratie in sich schließt, zu welcher als vierte noch die Geldaristokratie hinzukommt, die besonders seit dem Kriege von 1870/71 sich eine hohe Stellung verschafft hat, sodaß Verschwägerungen der ältesten Adelsfamilien Frankreichs mit der Geldaristokratie nicht mehr zu den Seltenheiten gehören. Der Verfasser bespricht die Stellung des Präsidenten Grévy, dessen Charakter vom Fürsten Bismarck so günstig beurtheilt wurde, die Reise des Grafen Lesseps nach Berlin und äußert sich sehr bedenklich über den Mangel an Mannszucht unter den Offizieren der Armee.

Die Königin Luise von Dänemark, eine Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel, bezeichnet der Verfasser als eine umsichtige Mutter, deren feiner weiblicher Verstand sich hauptsächlich darauf richtet, das Glück ihrer Kinder zu schaffen und ihnen Throne in fernen Reichen zu gewinnen. Prinzessin Alexandra ist die Gemahlin des Prinzen von Wales, Prinzessin Dagmar ist Kaiserin von Rußland; Prinz Friedrich ist Thronfolger von Dänemark, Prinz Georg König von Griechenland, Prinz Waldemar, der den Bulgarenthron ausgeschlagen hat, hat die Prinzessin Marie von Chartres geheirathet; nur mit der Prinzessin Thyra, der Gemahlin des Herzogs von Cumberland, hat die Königin kein Glück gehabt. Die Ankunft des Kaisers Alexander III. von Rußland in dem stillen Fredensborg verursacht in der dänischen Königsfamilie, welche sonst in bürgerlicher Gemüthlichkeit zu leben pflegt, beständige Spannung und Unruhe wegen der Verantwortung für das Leben des Zaren. Am holländischen Hofe ist es das bevorstehende Erlöschen des oranischen Mannsstammes, am belgischen die Person des liebenswürdigen und deutschfreundlichen Königs Leopold II. und seiner Schwester, der irrsinnigen Kaiserin Charlotte von Mexico, welche von dem Verfasser besonders hervorgehoben werden.

Es soll dem ebenso unterhaltenden als belehrenden Buche keinen Eintrag thun, wenn schließlich noch ein paar Irrthümer angeführt werden! S. 75 wird der Prinzregent Philipp von Orléans als der Gemahl einer pfälzischen Prinzessin bezeichnet, während er eine illegitime Tochter Ludwig's XIV., sein Vater, der Bruder Ludwig's, jene Pfälzerin, Elisabeth Charlotte, zur Gemahlin hatte. S. 121 wird Napoleon's Bruder Lucian König von Holland genannt, obgleich dieser der einzige unter dessen Brüdern war, der nie einen Thron von ihm annahm; König von Holland war Ludwig Bonaparte. S. 186 gilt General Leflô als Urheber des geflügelten Wortes „archiprêt", während dasselbe vom Kriegsminister General Leboeuf herrührte.

Die über den Staatsminister Maximilian Freiherrn von Lerchenfeld (Nr. 3) herausgegebene Schrift enthält eine von seinem Enkelsohn verfaßte Biographie desselben und als Beilagen seinen Briefwechsel mit dem Kronprinzen Ludwig von Baiern und andere Actenstücke. Dem Enkelsohne, Max Freiherrn von Lerchenfeld, war es, als ihm aus den Acten und Schriftstücken der Mann immer lebendiger entgegentrat, Bedürfniß geworden, ihn zu schildern mitten in seiner Zeit und als ein Kind derselben, des philosophischen Jahrhunderts, als Kämpfer für eine freiheitliche Verfassung gegen den Feudalismus und Aristokratismus, gegen die Uebergriffe des römischen Stuhls, zugleich aber als eifrigen und überzeugten Verfechter der Particularsouveränetät und Bekämpfer der revolutionären Demagogie, als eine durch unerschütterliches Pflichtgefühl, durch inneres Gottvertrauen und durch eine seltene Reinheit der Gesinnung geadelte Persönlichkeit. Wer die bairische Geschichte der ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts studiren will, dem bietet dieses Buch ein äußerst schätzbares Material, das nicht übersehen werden darf.

Aus der Biographie erfahren wir, daß der am 18. November 1778 in Ingolstadt geborene Maximilian von Lerchenfeld an der dortigen Universität die juristischen und kameralistischen Studien betrieb und in die neugegründete diplomatische Pflanzschule in München eintrat. Da er in der Diplomatie keine Anstellung fand, so ging er zur Verwaltung über, war als Rath bei der Besitznahme der 1803 neuerworbenen Gebiete thätig und wurde 1805 zum Director der staatsrechtlichen Abtheilung bei der

Landesdirection in Ulm ernannt. Dort verheirathete er sich mit der Tochter des Patriciers Friedrich von Hailbronner. Bei den Verhandlungen des österreichischen Generals Mack über die Capitulation von Ulm war Lerchenfeld betheiligt; doch fehlen nähere Aufschlüsse hierüber. Die Regelung der Grenzverhältnisse mit Würtemberg führten ihn nach Stuttgart und nach Reutlingen, wo er den damaligen Gerichtspräsidenten Karl August von Wangenheim kennen lernte, mit dem ihn bald die innigste Freundschaft verband. Von 1808 bis 1814 war er Generalcommissar in Ansbach, in Nürnberg und in Innsbruck. An letztern Ort kam er im October 1810; seine Verwaltungsthätigkeit erstreckte sich über den Innkreis, wozu, nach Ausscheidung der südlichen Gebiete, das Pusterthal, Brixen, Klausen und Meran noch gehörten. Er trat hier in sehr schwierige Verhältnisse. Nach Bewältigung der Volkserhebung in Tirol war die äußere politische Lage sehr unsicher, die Unzufriedenheit war allgemein, die materielle Noth groß. Seine Berichte an das Ministerium zeugten von seiner Rechtlichkeit und von seinem Scharfsinn in Auffassung der wahren Ursachen der Landescalamität. Mit großer Umsicht führte er sein Amt bis zum Januar 1814, nachdem er einen neuen Aufstand der Tiroler, denen nach Abschluß des Vertrags von Ried die Rückkehr zu Oesterreich zu langsam von statten ging, glücklich beschwichtigt hatte. Bei seiner Ankunft in München wurde er von König Maximilian, vom Kronprinzen Ludwig und vom Ministerpräsidenten Montgelas mit großer Auszeichnung empfangen und volle Anerkennung ihm gezollt. Bei den Verhandlungen über den Besitz von Tirol, das die österreichische Regierung vollständig zurückerhalten wollte, verlangte Lerchenfeld in einer Denkschrift „Ueber die militärischen Grenzen des Königreichs" den nördlichen Theil von Tirol bis zum Brenner, da dies die Vorbedingung der Selbständigkeit Baierns sei, das ohne diesen Besitz, von Oesterreich von zwei Seiten umklammert, von dieser Macht abhängig werden müsse. Aber solche Ansprüche konnten von dem bei den Großmächten damals sehr unbeliebten Baiern nicht durchgesetzt werden. Dasselbe mußte ganz Tirol an Oesterreich abtreten und erhielt dafür das Großherzogthum Würzburg, das Feldmarschall Fürst Wrede in Besitz nahm, während Lerchenfeld als Hofcommissar die Leitung der Geschäfte übernahm. Seine dortige Thätigkeit wurde durch seine Theilnahme an den Arbeiten der Verfassungscommission unterbrochen, in welcher er in den Fragen des Auswanderungsrechts, der Preßgesetzgebung, der Zusammensetzung und Befugniß der beiden Kammern, der Verfassungsbürgschaft in liberalem Sinne weiter ging, als es dem König angenehm war. Es folgte ein misbilligendes königliches Schreiben, eine rasche Beendigung des Verfassungswerks und Lerchenfeld's Rückkehr nach Würzburg, nachdem er kurz vorher eine Denkschrift an den Fürsten Wrede nach Wien abgeschickt hatte, in welcher er die Mängel der vorgeschlagenen Verfassung ausführlich darlegte und darauf hinwies, daß die Völker nach den großen Opfern der letzten Kriege, nach den feierlichen Versprechungen, die man ihnen gemacht, wohl ein Recht hätten, eine Besserung ihrer innern Zustände zu erwarten; man solle dem König nur die Augen darüber öffnen, daß eine mangelhafte Verfassung das Vertrauen der Nation nicht erlangen werde, daß aber der König durch eine zweckmäßige Verfassung seine Macht nach außen wesentlich erhöhen und auch im Innern nur die Macht der Minister, nicht die seinige schmälern werde. Die Leitung der Verhandlungen über die Scheidung der bairischen Prinzessin Charlotte, welche in Würzburg wohnte, vom Kronprinzen Wilhelm von Würtemberg wurde 1815 Lerchenfeld übertragen, der bald das gewünschte Ziel herbeiführte. Nach dem Sturze des allmächtigen Ministers Grafen Montgelas, der am 2. Februar 1817 erfolgte und durch den Einfluß des Kronprinzen und des Fürsten Wrede herbeigeführt wurde, übertrug der König dem bewährten Lerchenfeld die Leitung des Finanzministeriums. Letzterer behielt dasselbe von 1817 bis 1825.

In diese Zeit fielen die wichtigen Berathungen über das Concordat, über das Religionsedict, über das Verhältniß beider zueinander, über die Verfassung, die Karlsbader Beschlüsse und die Ministerconferenzen in Wien. Lerchenfeld behielt seinen liberalen Standpunkt bei, verfaßte einen trefflichen Bericht über die Wahrung der Rechte des Staats in dem abzuschließenden Concordat, sprach sich voll Entrüstung über die Karlsbader Beschlüsse aus und setzte es in der bairischen Ministerconferenz durch, daß die Beschlüsse über die Universitäten, über die Presse und die Einsetzung einer Untersuchungscommission in Mainz zwar veröffentlicht wurden, aber mit der Klausel, sofern sie der in der Bundesacte und den Staatsverträgen anerkannten Souveränetät, der Verfassung und den bestehenden Gesetzen nicht entgegenständen. Nach der Thronbesteigung Ludwig's wurde Lerchenfeld, der sich des Wohlwollens und der Unterstützung des Kronprinzen bisher immer so sehr erfreut hatte, ohne irgendeine ihm bewußte Veranlassung der Leitung des Finanzministeriums enthoben und zum Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannt, welche Stelle er von 1826 bis 1833 inne hatte. Im Mai 1833 berief ihn König Ludwig wieder ins Finanzministerium. Er nahm dasselbe ungern an, konnte aber dem ausdrücklichen Willen des Königs nicht widerstreben. Die Schwierigkeit seiner Stellung lag weniger in den Verhältnissen seines Departements, als in dem Verhältnisse der Minister zum König, der eigentlich selbst sein einziger verantwortlicher Minister war, der von den Ministern rastlose Thätigkeit, unbedingte Fügsamkeit, Eingehen in jede Einzelheit seiner Pläne forderte, die er denn aber selbst öfters wieder aufgab, nur in einem beständig, in der Durchführung seiner großartigen und meist schönen und zweckmäßigen Bauten. Als die schon 1830 von Baiern und Würtemberg mit Oesterreich eröffneten Unterhandlungen, welche den Abschluß eines Handelsvertrags bezweckten, dringend wurden, ernannte König Ludwig Lerchenfeld zum Gesandten in

Wien, da er der einzige Mann sei, dem er unter den obwaltenden Verhältnissen diesen Posten anvertrauen könne. Diesen Posten behielt Lerchenfeld von 1835 bis 1842. Er hatte dort Gelegenheit, mit Metternich und andern Staatsmännern 1837 über den hannoverschen Verfassungsstreit und über den Streit der preußischen Regierung mit dem Erzbischof von Köln bezüglich der gemischten Ehen zu verhandeln. Lerchenfeld hielt ein vermittelndes Einschreiten des Bundes in den hannoverschen Conflict für nothwendig, da Ruhe und Ordnung nur erhalten werden könnten, wenn man die Gewißheit habe, daß der Rechtszustand in Deutschland erhalten werde. Die Tragweite des kölner Streits erkannte er vom Augenblicke seiner Entstehung. Er äußerte: „Preußen hat uns einen übeln Dienst erwiesen; denn ich besorge, daß nun die Geistlichkeit auch bei uns schwieriger als bisher werden wird.“ Im März 1842 verließ er Wien und übernahm wieder den Posten eines Bundestagsgesandten. Seine Gesundheit ließ bereits viel zu wünschen übrig. Im folgenden Jahre suchte er Erholung in Heinersreuth, starb aber dort am 17. October. Einer der anwesenden Aerzte schrieb über seinen Tod an Herder: „Ich habe schon viele, viele sterben sehen, aber nie noch hat mich ein Sterbender religiös erhoben und wahrhaft erbaut wie Lerchenfeld. Den Tod eines Mannes, der so zu sterben weiß, sollte ein ganzes Volk sehen können. So endete ein Leben, rein und fleckenlos wie selten eins.“

Die Schrift „Fürst Bismarck und die deutschconservative Partei oder eine politische Abrechnung“ des Reichsfreiherrn von Fechenbach-Laudenbach (Nr. 4) ist ein politischer Erguß von Mislaune der unerquicklichsten Art. Der Verfasser will sich gegen Anschuldigungen der „Conservativen Correspondenz“, als hätte er sich seit Ende des Jahres 1884 in irgendeiner Weise geändert, rechtfertigen und den Nachweis führen, daß er gerade deswegen, weil er auf dem social-conservativen Standpunkte verharre und an der kaiserlichen Botschaft von 1881 festhalte, die Angriffe der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ und der gesammten gouvernemental-conservativen Presse erfahren habe. Er hält sich daher für herausgefordert, eine gründliche „Abrechnung“ mit Leuten zu halten, welche „mit affenartiger Geschwindigkeit“ ihre Standpunkte wechseln, wenn das vom Reichskanzler gewünscht wird, und die noch obendrein so „naiv oder unverfroren“ sind, diese periodischen Häutungen auch von andern zu verlangen. Die deutschconservative Partei hat, nach der Ansicht des Verfassers, eine vollständige, politische Umwandlung erfahren, indem sie eine gouvernementale, eine Partei Bismarck sans phrase geworden ist. Er nennt diese Partei die Mamelukken des Herrn Fürsten von Bismarck und bringt einen Artikel der „Augsburger Postzeitung“ vom 31. Januar 1887 zum Abdruck, worin die große preußische conservative Partei eine politische Lüge genannt wird, da nur ein ganz kleiner Bruchtheil von ihr nicht aus Gouvernementalen bestehe, und an die Wähler die Aufforderung ergeht, Männer zu wählen und keine Leute, welche „Töpfe“ des Fürsten Bismarck sind, da man nicht wisse, was alles der Herr Kanzler aus ihnen gießen werde; sie sollen an das Tabacks- und Branntweinmonopol, an die Gefahr für das allgemeine und geheime Wahlrecht denken. Der Abschluß des Wahlcartells zwischen den zwei conservativen Parteien und der nationalliberalen Partei ist nicht nach des Verfassers Geschmack, da als Hauptfactor für dieselben doch nur der Wille des Herrn Kanzlers in Betracht komme und diesem gegenüber die Wünsche, Hoffnungen und die speciellen Parteiwünsche und Rücksichten mehr oder weniger ganz in den Hintergrund treten. Wir sagen „Gottlob!“ zu diesem Resultat; denn wie weit hat es die Mehrheit des vorigen Reichstags, die sich nur von ihren Parteiwünschen und Parteirücksichten leiten ließ und den „Willen“ des Kanzlers und des Feldmarschalls von Moltke, welche identisch waren mit dem Willen des Kaisers Wilhelm, gar nicht beachtete, gebracht? So weit, daß man sich dieses Reichstags schämte und erst dann wieder froh aufathmete, als Bismarck am 14. Jan. 1887 die Auflösungsverordnung vorlas. Wenn dann der Verfasser sagt, Fürst Bismarck sei kein schaffender Geist, dem zugleich das Genie zur Seite stehe, dem Geschaffenen auch den nöthigen innern Halt zu verleihen, und wenn er die „Germania“ sagen läßt, daß seit Anfang der siebziger Jahre die staatszerstörenden und autoritätslosen Elemente in Deutschland sich mindestens bereits verfünffacht hätten, so steht der Verfasser angesichts dessen, daß die ganze Welt uns um unsern Reichskanzler beneidet, mit seinem Urtheil ziemlich einsam da, und wenn irgendwo der innere Halt fehlt, so ist weit weniger Fürst Bismarck schuld, als jene „staatszerstörenden und autoritätslosen Elemente“, welche im Reichstage ein System daraus gemacht haben, alle staatliche Autorität zu untergraben, die Minister zu verdächtigen und zu verleumden, das Volk gegen die Obrigkeit aufzuhetzen, die Verlängerung des Socialistengesetzes zu hintertreiben, das Militärwesen nach Zahl und Wesen zu verschlechtern. Auch diese Parteien haben ihre „Mameluken“ und ihre „Töpfe“.

„Die Zerstreuung des Volkes Israel“ hat Wilhelm Pressel (Nr. 5) zum Gegenstand einer besondern Schrift ausgewählt, die in einzelnen Heften erscheint. Nachdem das erste Heft den Charakter dieser Zerstreuung behandelt hat, beschäftigt sich das vorliegende zweite Heft mit den verschiedenen Stufen derselben. Der Verfasser unterscheidet neun Stufen: die assyrische, die babylonische, die persische, die macedonische, die heidnisch-römische, die christlich-römische, die mohammedanische, die germanische des Mittelalters und die der neuen Zeit. Von diesen bildet den Mittelpunkt die heidnisch-römische Stufe mit den zwei Wendepunkten, der Erscheinung Christi und der Zerstörung des Tempels und der Stadt Jerusalem unter Titus. Der Schauplatz der vier ersten Stufen ist der Orient, mit der fünften beginnt die Wendung vom Orient nach dem Occident. Die erste Stufe enthält die Eroberung des Reiches

Israel und die Abführung der Bevölkerung in die assyrische Gefangenschaft; die zweite die Eroberung des Reiches Juda und die Abführung der Bewohner nach Babylon; die dritte die Unterwerfung der gefangenen Juden unter die Perser, deren Könige sie begünstigten und ihnen die Erlaubniß zur Rückkehr gaben, von der jedoch nur wenige Gebrauch machten; die vierte die Unterwerfung unter die Macedonier, von denen Alexander der Große und die Ptolemäer das jüdische Volk freundlich, die syrischen Könige feindselig behandelten, daher ein Aufstand der Makkabäer erfolgte, welcher der syrischen Herrschaft ein Ende machte und einen jüdischen Staat gründete unter dem hohenpriesterlichen und fürstlichen Geschlechte der Makkabäer; die fünfte die Eroberung Palästinas durch die Römer, zunächst unter Pompejus, dann unter Titus, zuletzt unter Kaiser Hadrian durch Severus und die Ausbreitung des Judenthums nach Rom und dem übrigen Italien, nach Gallien, Spanien und Deutschland. Ueberall in der Zerstreuung hatten die Juden eine rechtlose Stellung, im Römischen Reich eine würdigere, zumal als unter Caracalla der Unterschied zwischen Peregrinus und Civis aufgehoben wurde und sämmtliche Juden in die bürgerliche Stellung eintraten, womit die erste Emancipationserklärung sich vollzog. Auf der sechsten Stufe erfolgte mit dem Eintritte des Christenthums in die römische Welt ein großer Rückschlag, dem zwar bessere Zeiten wieder folgten, aber der Anschluß der Juden an die Arianer und die Beschneidung ihrer heidnischen und christlichen Sklaven riefen die orthodoxe Kirche immer wieder gegen sie auf. Sie sahen sich unter den Merovingern in Gallien und im westgothischen Reich in Spanien heftigen Verfolgungen ausgesetzt, daher sie sich beim Einbruche der Araber an diese anschlossen und eine günstigere Stellung für sich gewannen. Der Mohammedanismus unter Omar, welcher in Arabien keine zwei Religionen dulden wollte, trat vernichtend gegen das Judenthum in Arabien auf, duldete sie aber später im türkischen Reiche. Im Mittelalter wurden die Juden in mehrern Ländern aufs grausamste verfolgt, am meisten in Spanien im 15. Jahrhunderte, zumal nach Einführung der Inquisition, während in Deutschland bis zur Zeit der Kreuzzüge großentheils Ruhe herrschte, von da an aber die schändlichsten Verfolgungen eintraten, denen selbst die Reformation nicht sofort ein Ende machte, obgleich Luther sich aufs humanste über sie aussprach. Erst das Toleranzedict des Kaisers Joseph II., die Emancipation der Juden in Nordamerika, das preußische Edict von 1812 und die Beschlüsse des deutschen Parlaments von 1848 führten allmählich die Emancipation der Juden in ganz Europa durch, außer in Portugal, Griechenland und Rußland. Die jüdische Diaspora in den fünf Welttheilen schätzt der Verfasser auf wenigstens 12 Millionen, wovon über 5 Millionen auf Europa kommen. Wir stehen schließlich nicht an, diese Schrift als eine sehr lehrreiche und interessante zu bezeichnen, in welcher der Verfasser ein ungeheueres Material verarbeitet und in kurzen klaren Zügen ein treffliches Bild von der Zerstreuung des Volkes Israel entworfen hat.

Wilhelm Müller.

Feuilleton.

Edmund von Hagen, der bekannte Wagner-Apostel, hat die literarische Welt um eine neue Geburt seines tiefsinnigen Denkens bereichert. Er nennt sie „Deutsche Sprachweisheit“ (Hannover, Schüßler). Wir führen daraus einige der von ihm entdeckten „etymologischen Aphorismen“ an: „Das Wort «Verdienst» kommt vom Dienen her. Weil nun in der Welt das Gemeine das Mächtige ist, so sind die meisten Verdienste sehr zweifelhafter Art: es sind «verkehrte Dienste». Ebenso ist Vergnügen soviel wie verkehrtes Genügen.“ — „Im Geschlechte liegt das Schlechte, in dem Weibe das W und das Ei, im Licht das Ich, in der Nacht das Ach, im Abendtheuer das Theuer (die meisten Abendtheuer sind theure Abende).“ — „Die gemeinschaftliche höhere Quelle vom Guten und Bösen ist die Urschuld. Die Quelle der Wunder ist die Wunde; indem man sich über die Weltwunde wundert, kommt es zum Bewundern und dadurch zum Geiste und zum Guten.“

— „Ueber Ehe, Ehescheidung und Cölibat“ handelt in wohlmeinender, aber flach populärer Weise eine Schrift, welche anonym (Leipzig, Friedrich) erschienen ist. Sie umfaßt kaum 38 Octavseiten und mag für völlig unorientirte Leser nicht ohne Werth sein.

Bibliographie.

Adami, Eva, Liebesherrschaft der Frauen. Intimes aus dem Frauenleben. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M. 50 Pf.

Bahr, H., La marquesa d'Amaëgui. Eine Plauderei. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 80 Pf.

Carmen, F., Grüß Gott in München! Ein humoristischer Wegweiser für Fremde und Einheimische. Ansbach, Eichinger. 8. 60 Pf.

Ehrenberg, F., Deutsche Worte für deutsche Kunst! Ein Mahnruf an die Bühne. Straßburg, Schmidt. 8. 30 Pf.

Gizycki, P. v., Autoritäten. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 1 M.

Julius Glaser. Bibliographisches Verzeichniß seiner Werke, Abhandlungen, Gesetzentwürfe und Reden. Wien, Manz. Gr. 8. 2 M.

Kohut, A., Heinrich Heine und die Frauen. Mit einem Gedicht an die Kaiserin und Königin Elisabeth von Oesterreich von F. v. Hohenhausen und mit 6 Porträts. Berlin, Fried. 8. 4 M.

Lesseps, F. v., Vierzig Jahre Erinnerungen. 2 Bde. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. Gr. 8. 12 M.

Pressel, W., Die Zerstreuung des Volkes Israel. 3tes Hft.: Der Talmud. Berlin, Reuther. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Schulte vom Brühl, Deutsche Schlösser und Burgen. 1stes u. 2tes Hft. Leipzig, Voß. 8. à 50 Pf.

Solms-Rödelheim, O. Graf zu, Friedrich, Graf zu Solms-Laubach, erster regierender Graf zu Rödelheim (1574—1635). Ein Zeit- und Lebensbild aus der Periode der deutschen Religionskämpfe. Seiner Familie geschildert. 1ster Bd. Berlin, F. Luckhardt. Lex.-8. 12 M.

Struder, G., La Plata-Klänge. Humoristisches und Satyrisches aus Süd-Amerika. Antwerpen, Bölting u. Ackermann. 8. 1 M. 25 Pf.

Der unglückseelige Todes-Fall Caroli XII. Ein Drama des XVIII. Jahrhunderts. Herausgegeben von C. Heine. Halle, Niemeyer. 8. 2 M. 80 Pf.

Tolstoi, Graf L., Yermak und andere Geschichten. Deutsch von C. Wild. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Turgenjew, J., Die Kameraden. Erzählung. Deutsch von A. Gerstmann. Berlin, Janke. 8. 1 M.

Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Redigirt von A. Hruschka und W. Toischer. 1ste Lfg. Prag, Deutscher Verein. Gr. 8. 1 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Sein Mörder. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Westarp, A. Graf v., Die Königsschlösser Ludwig II. (Linderhof. — Neuschwanstein. — Herrenwört.) Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

Wölfflin, H., Renaissance und Barock. Eine Untersuchung über Wesen und Entstehung des Barockstils in Italien. Mit 22 Abbildungen. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 35. — 30. August 1888.

Der Charakter der Lustspieldichtung.

IV.

Die „Minna von Barnhelm" Lessing's hat von jeher mit Recht für unser heiterstes und liebenswürdigstes Lustspiel gegolten. Von den ersten beiden Acten desselben kann man in der That nie genug Rühmens machen; gleich vorzüglich möchten die letzten erscheinen: die Schwäche des Stücks liegt in der Mitte. Während des ganzen dritten Aufzugs stockt die Handlung vollständig. Derselbe wird mit allerlei Gesprächen ausgefüllt, die entweder nicht mehr zur Sache gehören oder schon Bekanntes wiederholen. Der Gipfel des ganzen Dramas ist endlich der Inhalt eines Briefs, der als ungelesen zurückgegeben wird und überhaupt gar nicht zur Verlesung kommt. Der Major von Tellheim ist der Bestechlichkeit verdächtigt worden: das ist sein oberster Grund, warum er glaubt dem Fräulein von Barnhelm seinen Namen nicht geben zu können. „Wenn meiner Ehre nicht die vollkommenste Genugthuung geschieht, so kann ich, mein Fräulein, der Ihrige nicht sein. Das Fräulein von Barnhelm verdient einen unbescholtenen Mann. Es ist eine nichtswürdige Liebe, die kein Bedenken trägt, ihren Gegenstand der Verachtung auszusetzen." Das ungefähr mag in dem Briefe gestanden haben; wir bekommen es wenigstens im vierten Aufzuge, also um einen vollen Act zu spät, zu hören. Es ist dies ein erheblicher Mangel in der künstlerischen Anlage des Stücks. Und nicht genug damit! Auch der Charakter des Helden zeigt sich an ebenderselben Stelle in einem zweifelhaften Lichte. Wenn ein Tellheim unter den obwaltenden Umständen einen Brief wie den erwähnten schreibt, so würde alles andere eher verständlich sein, und am verständlichsten, daß er mit seinem Wachtmeister stracks nach Persien abginge: nur das eine nicht, daß er eine halbe Stunde darauf wieder im Vorzimmer des Fräuleins ist. Dieses letztere ist der Sachlage nach einfach unmöglich. Sie kann ihm über die ganze Welt hin nachlaufen und soll nicht eher ruhen, als bis sie ihn findet; er muß ihr nach jenem Schreiben dagegen aus dem Wege gehen, wofern er ernsthaft genommen werden soll, und dies soll er. Dieser Verstoß gegen die Wahrheit des Charakters schmälert in nicht geringem Maße die Vollkommenheit des Werks: im übrigen erscheint es von den schönen Leidenschaften der treuen Liebe und Redlichkeit ganz durchglüht. An einer so handlungsarmen und widerspruchsvollen Mitte hätte ein geringerer Geist, als der Lessing's war, nothwendig scheitern müssen: das seelische Interesse, mit dem der Zuschauer so lange das Geschick der beiden Liebenden verfolgte, wird auf einmal jählings unterbrochen; der Hauptschlag, den man sofort erwartet, bleibt fürs erste aus: und es ist nur der Anmuth und Beweglichkeit des Lessing'schen Witzes zu danken, daß die Enttäuschung darüber nicht hörbar wird.

Das Drama verlangt eine spannende Handlung. Der Dichter schafft zwar aus eigenem Drange, aber sobald es sich um ein Kunstwerk handelt, hat er im letzten Grunde für die Welt gearbeitet. Jenem möchte sehr bald etwas genügen; dieser darf in ihrer vornehmsten Gestalt nur das Vollkommene gefallen. Der Künstler kann die Menschen nur an sich fesseln, indem er sie innerlich erregt. Er darf nicht ihren Verstand beschäftigen wollen, denn dieser würde, wenn auch nicht immer versagen, so doch häufig gar zu schnell ermüden, sondern er muß das seelische Interesse jener durch eine bedeutende That und deren planmäßige und klare Vorbereitung wachzurufen und zu erobern verstehen. Bedeutend ist aber eine solche That nur dann, wenn die Leidenschaft sie gebiert. Je feiner das Spiel des Witzes ist und je höher sich dasselbe erhebt, desto weiter entfernt es sich auch dem allgemeinen Verständnisse und ist zuletzt nur den erlesenen Geistern

zugänglich. Die Leidenschaft dagegen trifft nicht blos ein jedes Ohr, sie rüttelt auch an jedem Herzen. Wie groß auch immer der Abfall der Gesellschaft von der idealen Menschlichkeit sein mag, eine dunkle Ahnung von der letztern bewahrt sogar die völlig entartete Seele: selbst eine solche berührt der Strahl, den die Leidenschaft sendet, wäre es auch nur für den Augenblick. Der Endzweck aber aller wirklichen Kunst ist, den Menschen innerlich zu befreien: es kommt dabei also einzig dessen Seele in Betracht. Darum muß auch das ganze Streben des Dichters vor allem darauf ausgehen, diese letztere vorbehaltlos für sich zu gewinnen, und solches vermag er nur, indem er erst die Gemüther stimmt, um sie alsdann mit der Macht der Leidenschaft völlig zu fassen.

Den Höhepunkt der dramatischen Zustände auf die Mitte des Stücks zu verlegen, ist keine Künstelei und nicht entbehrlich, sondern in dem Wesen der daran betheiligten Dinge begründet und darum nothwendig. Die Seele des Menschen soll in ihrem Innersten bewegt werden, und das kann einzig durch die Leidenschaft geschehen, und diese wiederum muß allmählich eingeleitet und verständlich gemacht werden, wenn sie wirklich Besitz ergreifen und nicht blos verwirren soll. Der Dichter ist als Künstler nicht um seinetwillen da, sondern um derentwillen, die seiner bedürfen; er darf also nicht, wie es ihm gerade paßt und bequem ist, sondern soll durchaus so, wie es die andern brauchen: und in diesem Falle kann er nicht anders als jenen angedeuteten Weg beschreiten. Das ist ein ewiges Kunstgesetz. Das Gewerbe kennt dergleichen nicht, da sich dasselbe nur um die Zerstreuung der Menge bemüht und diese in ihrer Laune unberechenbar ist; die Kunst dagegen befaßt sich ausschließlich mit der Seele des Menschen, deren einziges Bedürfniß keine Zeit und kein Ort zu ändern vermag. Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß der geborene Dramatiker bei seinen künstlerischen Gebilden vor allem immer zuerst die Mitte und deren gesetzmäßige Endfolge dichterisch schauen wird, weil diese beiden eben den eigentlichen Inhalt des Stücks ausmachen: alles übrige wird für ihn erst in zweiter Reihe in Betracht kommen. Denn hat er einmal die Hauptsache, nämlich eine wirkliche That der Leidenschaft, so bedarf er nur noch des Verstandes und der Phantasie, um jene vollauf zu begründen und dieselbe darauf in folgerichtiger Entwickelung zum Schlusse weiterzuleiten. Verfährt er derart mit diesen Mitteln, so muß sein Werk vollkommen sein.

Die That der Leidenschaft kann als solche nie anders als im höchsten Sinne bedeutend sein und wirken, weil sich in ihr nicht blos ein besonderer menschlicher Charakter, sondern vornehmlich weil sich in ihr und nur in einer solchen die ideale Natur überhaupt enthüllt. Wo dergleichen ausbleibt, stumpft sich das seelische Mitgefühl bestenfalls zu einer lauwarmen Theilnahme ab. Grillparzer hat in seinem Lustspiel „Weh dem, der lügt" ein sehr anmuthiges Beispiel hierfür geliefert. Wenn sich Leon, der Küchenjunge des Bischofs Gregor von Châlons, nach dem Rheine aufmacht, um den Neffen des letztern aus der Gefangenschaft zu befreien, und bei diesem Versuche immer nur bestrebt ist, blos mit Worten nicht zu lügen, dagegen durch ein verstelltes Wesen unausgesetzt täuscht, so muß das Ganze, wie natürlich, vorwiegend auf ein zierliches Spiel des Witzes hinauslaufen. Es ist eine dramatisch geführte Intrigue, die wesentlich nicht von dem Charakter der handelnden Menschen, sondern von allerlei Zufälligkeiten abhängig ist, die darum auch niemals eine bedeutende Wirkung zu erzielen, wol geistig anzuregen, aber nicht im Innersten zu bewegen vermag. So ist denn auch hier zuletzt der Angelpunkt der Handlung nicht eine seelische Eigenschaft des Helden, sondern der ganz zufällige Umstand, daß sich das Töchterlein des Grafen Kattwald, Edrita, ein klein wenig in den Küchenjungen verliebt. Nicht weil er durchaus wahr geblieben wäre, löst er seine Aufgabe, sondern die gutmüthige Verliebtheit des Mädchens bringt dies zum wenigsten äußerlich zu Wege.

Zu dem Inhalte eines Lustspiels ist, leicht begreiflich, nur die gute Leidenschaft tauglich; denn einzig der Sieg dieser kann mit dem Leben versöhnen. Nun sollte man allerdings glauben, daß in Anbetracht der Mischung von gut und böse in dieser Welt auch die Vorherrschaft des letztern von Bedeutung für die seelische Befriedigung des Menschen sein müßte: der Lügner, der Habsüchtige beispielsweise würden sicherlich eher den Thaten verwandter Naturen Beifall spenden, als solchen der Wahrhaftigkeit und des Wohlthuns. Dem ist auch wirklich so! und die Kunst würde den Winken selbst der Bosheit ohne Zögern gehorchen und ihr zur Lust dichterische Welten schaffen müssen, wenn solches schließlich nichts als eitel Freude und Behagen gewährte. Aber gerade dies ist nicht der Fall. Die guten und die bösen Leidenschaften trennen sich in dem entscheidenden Punkte, daß jene selbstlos, diese selbstsüchtig sind; jene wollen das Wohl anderer, diese nur ihr eigenes. Wenn der gute Mensch innerhalb einer schlimmen Welt eine andere, seinem Trachten mehr gemäße, phantastische erstehen sieht, so vermag derselbe, da er eben nichts für sich will, in dem Wirken jener gänzlich und sich selbst zum Troste aufzugehen: der böse dagegen, der zuerst mit vollem Behagen das ihm schmeichlerisch ersonnene Dasein genießt, würde zum Schlusse seine Qual lediglich vermehren, da derselbe bei allem immer nur sich sucht und auch an fremdem, eingebildetem Wohlleben nicht anders kann, als das Feuer des eigenen Gelüstes noch mehr zu schüren. Dort mindert sich, hier mehrt sich das Leid. Das letztere ist der Grund, warum sich das Lustspiel den Erscheinungen der schlimmen Leidenschaft in der Hauptsache versagen muß: nicht weil der Sieg der Bosheit unmoralisch wäre, sondern weil derselbe sowol den Guten wie den Bösen — beiden, wenn auch aus verschiedenen Gründen zur Pein gereichen würde. Nur auf einem Schauplatze siegen die bösen Leidenschaften: siegen, um unterzugehen; und dieser einzige Schauplatz ist die Welt des — tragischen Leides.

Emil Mauerhof.

Novellen und Märchen.

1. Prinzeß Ada. Novelle von Ferdinande Freiin von Brackel. Zweite Auflage. Köln, Bachem. 1887. 8. 3 M.

Unter den schriftstellernden Frauen der Gegenwart begegnen wir wenigen, die über eine solch feingeistige Darstellungsart verfügen, wie die Verfasserin der vorliegenden Novelle. Ferdinande Freiin von Brackel gehört nicht zu der Masse der nach der Schablone arbeitenden Romanfabrikantinnen, sie geht ihre eigenen Wege, die sie sich selbst gebahnt und geebnet hat, und ist nie verlegen, neue Pfade zu entdecken, die sie mit ihrem unleugbar starken Talent lichtet und verschönt. Die Handlung der vorliegenden Novelle ist folgende.

Prinzeß Ada Ransdorf ist mit ihrer Tante und ihrer Freundin, der Gräfin Lori Hochberg, in dem kleinen süddeutschen Badeort Aussee eingetroffen, der überhaupt in diesem Sommer zum Sammelpunkte des Hochadels geworden zu sein scheint. Hier lernt die Prinzessin den Baron Rothkirch, einen Landsmann der Gräfin Hochberg, kennen, für den sich die letztere schon seit Jahren in schwärmerischer Weise interessirt hat. Das ungezwungene Badeleben, das sich unter der Aegide der Gräfin Behr hier entwickelt, führt auch den Baron Rothkirch der Prinzessin und ihrer Freundin näher. Aber während letztere glaubt, daß die Aufmerksamkeit Baron Herbert von Rothkirch's ihr selbst gelte, hat sich dieser bereits in die stahlblauen Augen der stolzen Prinzeß verguckt, von der er, als er sie das erste mal erschaut, behauptet: „Jeder Zoll eine Königin!" Prinzeß Ada fühlt sich gleichfalls zu dem männlichen Baron Rothkirch hingezogen, und obwol es ihren Beobachtungen nicht entgangen ist, daß ihre Freundin dem Baron eine schwärmerische Neigung entgegenträgt, so gibt sie sich doch ganz dem Zuge ihres Herzens hin. Auf Anregung der Damen soll in dem kleinen Aussee ein Picknick in Masken stattfinden. Prinzeß Ada wird mit dem alten Grafen Sparenberg und dem Baron Rothkirch beauftragt, eine hierzu geeignete Oertlichkeit auszukundschaften. Auf diesen Spaziergängen treten sich Baron und Prinzessin immer näher zum größten Leidwesen der Gräfin Lori, die vom Fenster aus die kleine Expedition, soweit sie diese verfolgen kann, beobachtet. Das Fest selbst sollte auf den Vorschlag Ada's, der allgemeine Beistimmung erfuhr, einen Zigeunerzug darstellen und Gräfin Hochberg wird mit der Rolle der Preciosa, Baron Rothkirch mit der des Zigeunerhauptmanns betraut. Ada selbst gibt sich die nur erdenklichste Mühe, ihren Liebling Lori so schön wie möglich herauszuputzen. Ihr leitender Gedanke ist es, daß sie alle andern Damen überstrahlen soll; an ihr eigenes Costüm denkt sie gar nicht. Das Fest selbst führt die Prinzessin und den Baron noch inniger zusammen. Rothkirch's Herz zieht ihn stets in ihre Nähe, und als er beobachtet, daß sie ein stilleres Plätzchen aufsucht, folgt er ihr dahin.

„Sie haben recht behalten, die Freude des Menschen ist der Mensch", sagte er leise. . . . „Freude und Glück sind nicht identisch", fuhr er nach einer kleinern Pause fort, da sie ihm nicht antwortete; „aber es gibt Tage, wo sie sich einen." — „Wie die Schönheit von Himmel und Erde", gab sie zurück, und der Ton ihrer Stimme vibrirte, indeß ihr Blick auf der Landschaft ruhen blieb. Die Sonnenscheibe, die eben purpurn glühend im See zu versinken schien, war eine hübsche Illustration ihrer Worte. „Glück aber flieht vielleicht vor der Freude, und Freude erlischt im Glück", fuhr sie träumerisch fort. „Ich beneide Lori", setzte sie mit rascher Gedankenwendung hinzu, „daß sie so ganz von der Freude kann hingenommen sein. Wo sie ist, verbreitet sie Freude. Der Dichter hat recht, Répanse de joie den Gral tragen zu lassen: «Irdischen Segens vollster Strahl», wie er sagt." — „Répanse de joie", wiederholte Rothkirch. „Die Freude gehört vielen; aber der Mensch sehnt sich nach Ausschließlicherm. Source de bonheur sagt mehr. Wissen Sie, wie jene Stelle von der Freude des Menschen weiter heißt?" fuhr er erregt fort. „Was dem Menschen während dieses kurzen Lebens wichtig ist, ist, daß er liebe und geliebt werde, daß er einem Menschen über alles theuer sei. Glauben Sie nicht, daß man sein Leben daransetzen möchte, diese Quelle des Glücks zu erringen, daß sie das Höchste in sich schließt, was der Mensch ersehnen kann?" Rothkirch erschrak fast selbst vor dem leidenschaftlichen Worte, das sich ihm auf die Lippen drängte. Hatte er für ihr rasches Verständniß schon zu viel gesagt, die Grenze überschritten, die er bisher noch streng gewahrt? Würden die stolzen Augen kalt und abweisend ihn fühlen lassen, daß er zu viel gewagt? Aber sie regte sich nicht; die Augen blieben gesenkt. „Source de bonheur", sagte sie leise. „Nein, der Mensch darf dem Menschen nicht die Hauptquelle des Glücks werden. . . . Lori würde Ihnen sagen, daß die Quelle unsers Glücks einzig von oben stammen darf. . . . Lori ist unendlich viel weiser und besser als ich", setzte sie hinzu, und die stahlblauen Augen blickten jetzt zu Rothkirch auf; sie hatten etwas von der alten Schalkhaftigkeit, als wollte sie seine Meinung herausfordern. Aber Thränen bebten an den langen Wimpern, und um den Mund zuckte es weich. Nein, es war kein Spiel der Phantasie, daß ihm der Blick immer inniger zu werden dünkte. Aber im selben Augenblicke wandte sie sich hastig um, da ein leises Geräusch das Herantreten eines Dritten anzeigte. Es war Lori, die schüchtern nahte und Ada einen Shawl reichte.

Durch das Dazwischentreten Lori's wird eine weitere Aussprache der Liebenden verhindert. Gräfin Behr ersucht Rothkirch, sie in dringenden Geschäftsangelegenheiten auf ein paar Tage nach der Residenz zu begleiten. Sie war hierbei zumeist von der Absicht geleitet, ihren Neffen, von dem sie annahm, daß er Lori liebe, zur Erklärung zu drängen. Herbert sagt zu, da er glaubt, daß die folgenden Tage zu einem entscheidenden Schritte bei Ada nicht geeignet sein würden und verläßt am andern Tage mit seiner Tante auf kurze Zeit Aussee. Da erhält Ada einen Brief der Fürstin Welsenheim, in welchem sie ihr mittheilt, daß der Herzog Anton von D., der Bruder des regierenden kinderlosen Herzogs und Thronerbe desselben, vor einiger Zeit Ada's Bild bei der Fürstin gesehen habe und den sehnlichsten Wunsch hege, Ada's Bekanntschaft zu machen, doch habe er sie gebeten, sie von seiner beabsichtigten Bewerbung vorher in Kenntniß zu setzen, da sein Alter

und sein Verhältniß als Witwer und Vater bei Prinzeß Ada's Jugend vielleicht als Hinderniß erscheinen könne. Die Fürstin, die gerade im Begriff steht, mit ihren beiden Töchtern eine Reise nach dem Süden anzutreten, fordert Ada auf, entweder nach der Residenz zu kommen, oder, da die Zeit dränge, an der Station vor Aussee sich ihr anzuschließen und ihr dieses durch ein Telegramm mitzutheilen.

Dieser Brief der Fürstin Welsenheim bringt eine förmliche Revolution in Ada's Sinnen und Denken zu Stande. Die sich ihr bietende Herzogskrone und der Thron eines der schönsten Ländchen Deutschlands erfüllen ihr Herz mit freudigem Stolze, aber ihre Liebe gehört Herbert und noch schwankt sie, einen entscheidenden Schritt zu thun.

Lori Hochberg befindet sich unterdessen in trübster Stimmung. Ihr ist die Annäherung Rothkirch's an die Prinzessin nicht verborgen geblieben und sie befürchtet, daß er sich Ada erklären werde. In dieser Verstimmung begibt sie sich mit ihrem Skizzenheft nach einem der nächstliegenden Aussichtspunkte und wird hier von dem Prinzen Sipolsky, der sich schon längst mit dem Gedanken trägt, um ihre Hand zu werben, überrascht. Sipolsky benutzt die sich ihm bietende günstige Gelegenheit und macht ihr hier einen förmlichen Antrag, der aber von Lori in ziemlich schonungsloser Weise zurückgewiesen wird.

Inzwischen hat sich Ada entschieden, die Stimme des Herzens unbeachtet zu lassen und sie telegraphirt der Fürstin, daß sie sich ihr anschließen werde. Ohne selbst ihre nähere Umgebung völlig aufzuklären, tritt sie die Reise an. Baron Rothkirch kommt zurück nach Aussee, und da er Ada nicht wiederfindet und erfährt, daß sie die Fürstin Welsenheim nach Venedig begleitet habe, beschließt er, ihr nachzureisen. Er steigt in Venedig in demselben Hotel ab und erfährt hier, daß Ada mit der Fürstin die Oper besucht habe. Auch er nimmt ein Billet und trifft im Theater mit dem Prinzen Sipolsky, der seinen Liebesschmerz um Lori zu vergessen sucht, zusammen. Am andern Tage sucht Rothkirch den Kammerherrn der Fürstin auf, um sich durch diesen bei ihr einführen zu lassen und erfährt hier zu seinem Entsetzen, daß Ada die Braut des Herzogs Anton ist. Ada hat unterdessen mit der Fürstin Welsenheim und dem Herzog von D. einen Ausflug in die Umgebung gemacht und kehrt erst gegen neun Uhr in ihr Hotel zurück. Im Portal stellt sich ihr Rothkirch entgegen und wirft ihr einen Blick eisigster Verachtung zu. Der Herzog führt sie die Stufen des Hotels hinan und Rothkirch folgt ihnen.

> Das Steigen schien Ada schwer zu fallen. Der Herzog machte dem Fremden höflich Platz, ihn vorüberzulassen, da Ada nur langsam von Stufe zu Stufe kam. Er schritt vorüber. Ada's Kleid streifte ihn. An der Wendung der Treppe blieb er stehen, als erwarte er jemand. Aber Ada schien im selben Augenblick zu straucheln; ihr Fächer entglitt ihr, und sie würde gefallen sein, hätte der Herzog sie nicht umfaßt. Der Fremde bückte sich, hob den Fächer auf und gab ihn Ada zurück — noch einmal jener Blick kalter, unsäglicher Verachtung. Herbert Rothkirch grüßte abermals; vielleicht galt es dem Herzoge, der ihm Dank für seine kleine Mühe aussprach. Dann stieg er langsam, als sei nichts geschehen, die Stufen zu dem höhern Stock hinauf.

Die Folge dieser Begegnung ist eine heftige Erkrankung Ada's. Baron Rothkirch verläßt Venedig und schließt sich einer wissenschaftlichen Expedition an. Ada übersteht glücklich die Diphtheritis, verfällt aber dann in eine Lungenkrankheit, die sie allmählich aufreibt. Sie setzt sich mit dem Herzog Anton auseinander und gibt ihm sein Wort zurück, das dieser nicht annehmen will. Rothkirch trifft auf der Rückreise wieder in Venedig ein und wird von ihr an ihr Krankenlager gebeten. Trotz der Verachtung, die er ihr entgegenbringt, bricht hier noch einmal sein früheres Gefühl für die stolze Prinzeß hervor. Ada, unendlich beglückt darüber, entsagt trotzdem, weil sie ihre frühere Schuld sühnen will und ruft dem Baron das Bild Lori's ins Gedächtniß. Herbert scheidet von ihr, um sich der Krankenpflege auf dem Kriegsschauplatze zu widmen und erhält bald darauf die Nachricht, daß die Prinzessin Ada Ransdorf zu Venedig ihren langen Leiden erlegen sei. Nach Verlauf einiger Jahre heirathet Baron Rothkirch die Gräfin Lori Hochberg und findet in diesem Bunde das ersehnte Glück.

Die Verfasserin hat in dieser Novelle ein sorgfältigst ausgeführtes Seelengemälde entworfen, das in allen einzelnen Theilen den Leser ungemein fesselt. Der eigenartige Charakter der Prinzeß Ada, die ihre innigste Liebe dem Fürstenstolz aufopfert, wird in feinsinnigster Weise entwickelt. Ueberhaupt bekundet die Verfasserin selbst in den Episoden ihrer Novelle ein durchaus ursprüngliches Charakterisirungstalent. Der Ausbau der Handlung vollzieht sich in ungezwungenster Weise und wird durch eine ebenmäßige Sprache unterstützt, die nirgends einen Anlauf zum Banalen nimmt. Jedenfalls verdient diese Novelle einen Merkstein in unserer zeitgenössischen Literatur.

2. Bachem's Novellensammlung. Eine belletristische Haus- und Familienbibliothek. Dreißigster Band: Ein Geheimniß des Königsee. Novelle von Sophie Gräfin Brockdorff. Djamar. Friesische Novelle von Andrä H. Fogowitz. Köln, Bachem. 1888. 8. 1 M.

Einen tiefern Eindruck beim Leser hinterläßt auch die Novelle „Ein Geheimniß des Königsee" von Sophie Gräfin Brockdorff.

Else, die Tochter des Malers Benter, verliert als kleines Mädchen ihren Vater und wird von dessen Freunde Herzberg in sein Haus genommen. Zwar die Gattin Herzberg's, die in dem Banne der Majorin Reinhard steht und sich zumeist von deren bösen Einflüsterungen bestimmen läßt, sieht das Samariterwerk ihres Gatten nicht gern, aber sie läßt es doch geschehen. Else entwickelt sich ganz unter der Leitung Herzberg's. Als sie funfzehn Jahre zählt, wird sie nach München gesandt, um in einem dortigen Institut ihre weitere Ausbildung zu erhalten, da ihr großes Zeichentalent dem Onkel Herzberg nicht verborgen geblieben war. Nach drei Jahren kehrt Else, zur anmuthigen Jungfrau herangewachsen, zum Onkel zurück, der nun

wieder seine täglichen Spaziergänge mit ihr aufnimmt. Von einem solchen Spaziergange zurückkehrend, begegnen sie einst einer Anzahl Offiziere, unter denen ein Mann in bürgerlichem Anzuge dahinschritt. Er grüßt Else artig und die Offiziere folgen seinem Beispiele. Herzberg fragt Else verwundert, wem dieser Gruß gegolten habe, und diese erzählt nun, daß jener sie schon in München mit seinen aufdringlichen Blicken belästigt habe. Ein Baron Rottwitz ist der Bruder der Majorin Reinhard, der sich nun auch hier in aufdringlichster Weise um Else bewirbt. Obwol ihn diese eher zurückschreckt als ermuthigt, wagt er es doch, sich mit einer bestimmten Erklärung an sie zu richten. Else weist seinen Antrag zurück, und erweckt infolge einer unklaren Andeutung in Baron Rottwitz den Eindruck, als wenn sie ihm diesen Korb nur darum ertheilt habe, weil sie Herzberg liebe. Die Majorin Reinhard übermittelt den Verdacht wieder der Gattin Herzberg's und diese eilt an das Krankenbett ihres Gatten, um ihm dort eine ordentliche Scene zu machen.

Herzberg meinte anfangs, sein Fassungsvermögen müsse gelitten haben, es sei schwach geworden, wie er selber; denn er begriff durchaus nicht den wunderlichen Sinn dieser Worte. Dann plötzlich war es, als erzitterten alle seine Glieder; ein Schatten flog über seine milden Züge und krampfhaft griff die Rechte zum Herzen. Das war zu viel. „Halt ein, Marie!" fleht er matt. „Ich kann nicht mehr. Lass' mich allein."

Frau von Herzberg verläßt hierauf das Zimmer und als Else sich zu ihrem lieben Onkel Herzberg begibt, kommt sie gerade noch recht, um Abschied von ihm zu nehmen; ein Herzschlag tödtet ihn. Die lieblosen Anklagen, die nun Frau von Herzberg gegen Else erhebt, bestimmen diese, plötzlich das Haus zu verlassen. Sie nimmt bald darauf eine Stelle als Gouvernante bei einer ungarischen Gräfin an. Hier trifft sie wieder mit Baron von Rottwitz zusammen, der sie der Gräfin gegenüber verleumdet und sie verläßt ihren kaum errungenen Zufluchtsort. Inzwischen hält Frau von Herzberg Einkehr in sich selbst und erkennt, daß sie Else, den Liebling ihres verstorbenen Gatten, in die Welt hinausgetrieben, wie eine Verbrecherin fortgejagt habe. Im Traume sieht sie Else als Leiche und sie beschließt, Nachforschungen nach ihr anzustellen. Diese bleiben vergeblich. Mittlerweile trifft die Nachricht ein, am Königsee sei eine weibliche Leiche gefunden worden. Als Frau von Herzberg Kunde davon erhält und ihr nahegelegt wird, daß es vielleicht Else sein könne, beschließt sie hinzufahren und glaubt dort dieselbe zu erkennen. Unterdessen weist ein Brief, von Else aus Ungarn, in hülflosester Lage geschrieben, darauf hin, daß man sich getäuscht habe und daß Else noch am Leben sei und auch Frau von Herzberg wird für diese Ansicht gewonnen. Sie reist nach München, um die Pensionsvorsteherin Frau Hilger, bei der Else früher gewohnt, nach ihr zu befragen, aber muß deren Rückkunft von einer Reise abwarten. Dann spricht Frau von Herzberg abermals bei ihr vor und trifft hier mit Else zusammen. Letztere war in Preßburg nahe daran gewesen, in der Donau ein Grab zu suchen. Frau Hilger hatte sie dort getroffen und sofort in ihre Obhut genommen. Der Schleier des Geheimnisses aber, der die Unglückliche vom Königsee beschattete, ist nicht gelöst worden.

Die anziehende Handlung dieser Novelle, die ohne eigentliche Liebesgeschichte verläuft, wird uns in höchst fesselnder Weise erzählt und bekundet nach jeder Richtung hin das stark ausgeprägte Talent der Verfasserin.

Die friesische Novelle „Djamar" von Andrä Heinrich Fogowitz, welche die letzte Hälfte dieses Bändchens ausfüllt, ist gleichfalls empfehlenswerth. Die Novelle führt uns in die Vorzeit der an der Küste Schleswigs gelegenen Insel Föhr zurück, deren Bewohner damals zumeist vom Fischfange und Strandlaufen lebten. Djamar, eine Verwandte des Fischers Hening Swyn, die diesem und dessen Sohn Hinrik den Haushalt führt, rettet einst den Professor Berthold Kallenbach und dessen Töchterchen, die als Schiffbrüchige von den Verwandten Djamar's, die gleichfalls vom Strandraube leben, verfolgt werden und verbirgt sie in ihrer Kammer. Als Hening und Hinrik von ihren vergeblichen Nachstellungen zurückkehren und von Djamar erfahren, daß sie in deren Kammer verborgen, wollen sie eindringen, um die Gestrandeten zu tödten. Djamar widersetzt sich ihnen. Als am andern Tage die Ebbezeit eintritt, führt Djamar den Professor nach Amrum, von wo aus ihn der Schiffer Schepeler Lübken nach Hamburg übersetzt, während Aennchen, das kranke Töchterchen des Professors, bei Djamar so lange zurückbleiben soll, bis der Vater sie holen kann. Die kurze Begegnung des Professors mit Djamar hat in diesem eine heftige Neigung für das edelmüthige Friesenmädchen geweckt und auch Djamar fühlt, daß sich ihr Herz für den Fremdling zu regen beginnt. Annken, wie Djamar das Töchterchen des Professors nennt, richtet in den Anschauungen Hinrik's eine förmliche Umwandlung an. Er gibt den Strandlauf auf und benimmt sich auch gegen Djamar, der er vorher mit aufdringlichen Anträgen lästig wurde, rücksichtsvoller. Bald darauf erhält Djamar einen Brief von Aennchen's Vater, worin ihr dieser meldet, daß er sein Kind jetzt nicht holen könne, daß er aber sehnlichst wünsche, Djamar möchte es nach Hamburg geleiten. Hinrik befürchtet, daß sie nicht wiederkommen werde und nimmt keinen Abschied von ihr. Djamar trifft mit Aennchen in Hamburg ein, aber so sehr sich auch Professor Kallenbach bemüht, ihr den Aufenthalt aufs angenehmste zu gestalten, sie fühlt sich von dem unbekannten Treiben der Großstadt und ihrer verfeinerten Cultur abgestoßen und sehnt sich nach ihrer friesischen Insel zurück. Kallenbach wirbt um die Hand Djamar's, aber sie, obwol sie seine Neigung erwidert, schlägt ihn aus, und als der Professor dringender wird, sagt sie:

„Herr, so muß ich Euch das Letzte sagen! Ich bin nicht Hinrik's Braut, aber seine vor Gott Verlobte. Hinrik war ein böser Mensch; aber er hat sich zum Guten gewandt, und Eure Tochter war der Engel, welcher ihn sich selbst zurückgab. Als ich

ihn einstens vor dem Bett des schlafenden Kindes auf den Knien fand, Reuethränen weinend, da bin ich in die Einsamkeit gegangen, und da ich wußte, daß er leicht rückfällig werden könnte, und auch wußte, welche Macht ich über den wilden Mann hatte, und was ich ihm war, so gelobte ich's dem allwissenden Gott im Himmel, ihm ein treues Eheweib zu werden und mit ihm vereint für den Himmel zu leben. Nun frage ich Euch, kann ich, darf ich die Eure sein? Wenn auch Hinrik meine Gedanken nicht kennt und kein Versprechen von mir hat, muß ich denn nicht Gott mein Versprechen halten?" — „Djamar, wie groß, wie edel seid Ihr!" rief Berthold bewundernd aus. „Ach, hätte ich Euch nie gesehen, mir wäre besser." — „Ich will fort", sagte das Mädchen erschöpft. „Es thut mir und Euch nicht gut, so zu reden." — „Ich kann Euch nicht so gehen sehen!" flehte Berthold. „Noch einmal laßt mich aus Eurem Munde hören, daß Ihr mich geliebt." — „Ich hab' es gesagt, Herr, und meinem Wort dürft Ihr glauben", antwortete sie traurig. „Ich begehe damit kein Unrecht gegen Hinrik; denn ich werde ihm alles bekennen. Meine Liebe für Euch ist rein und unentweiht. Laßt uns jetzt scheiden — morgen fahre ich."

Und Djamar kehrt zurück in ihre Heimat. Sie erzählt Hinrik, was sich in Hamburg zugetragen, die Liebeswerbung des Professors, daß sie diese ausgeschlagen und mit einem tiefen Seufzer wünscht ihr Hinrik gute Nacht und schleicht fort. Er meidet nun das Haus, so sehr auch sein Herz ihn dahinzieht und betheiligt sich an den waghalsigsten Rettungswerken. Eines Abends kehrt er heim, krank und müde; er sucht sein Lager auf und erhebt sich am andern Morgen nicht wieder. Eine schwere Krankheit hat ihn ergriffen, die um so heftiger auftritt, als die Natur des jungen Mannes eine kräftige ist. Djamar pflegt ihn mit der rührendsten Sorgfalt und als das Frühjahr kommt, gesundet Hinrik und kann seine Arbeit wieder aufnehmen. Bald darauf erhält er das rückhaltlose Jawort Djamar's.

Ein durchaus eigenartiges Erzählungstalent tritt uns in dieser Novelle entgegen, die uns die Liebesprüfung der schönen Djamar schildert. Die Charaktere sind lebenswahr gezeichnet und fesseln besonders durch das nationale Colorit, das der Verfasser ihnen zu verleihen wußte. Zu diesen Vorzügen gesellt sich eine einfache, beinahe knappe Sprache, die den Leser unbedingt anheimeln muß.

3. Der Regenbogen. Sieben ausgewählte Novellen und Erzählungen von Neera. Einzige autorisirte Uebersetzung aus dem Italienischen von Moritz Smets. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Die Verfasserin der vorliegenden Novellen und Erzählungen erfreut sich in Italien einer weitgehenden Beliebtheit. Der nicht gerade umfangreiche Band weist folgenden Inhalt auf: „Nora", „Die erste Cur eines Doctors", „Auf dem Dache", „Meine Frau", „Pauline", „Ein Glas Wasser" und „Die Tabackspfeife des Onkels Bernhard". Aber wir sehen nicht ein, warum hierfür der Gesammttitel „Der Regenbogen" gewählt wurde. Sollte vielleicht jede Erzählung eine Farbe des Regenbogens bedeuten? Einzelne der Erzählungen sind von derselben Grundstimmung, die uns sogar in den meisten Fällen nicht immer sympathisch berührt. In „Nora" schildert uns die Verfasserin die erwachende sinnliche Liebe eines zwölfjährigen Mädchens zu dem Bräutigam ihrer Schwester, das sich, als letztere von der Hochzeitsreise zurückkommen, ins Wasser stürzt. „Die erste Cur eines Doctors" behandelt die Schicksale eines deutschen Arztes in Italien, der Göttingen verläßt, weil ja nach dem Ausspruch Heinrich Heine's die Göttingerinnen Elefantenfüße haben, und der sich nun in Italien eine Gattin „mit kleinen, zarten Endgliedmaßen" sucht. „Auf dem Dache" schildert uns den kleinen Liebeskrieg zweier sich anfangs abstoßenden Charaktere, die im Ueberschwemmungsgebiete des Po eine Bootreise machen und infolge der Unbilden der Strömung gezwungen werden, auf dem Dache eines überschwemmten Hauses, wo sich ihre Herzen finden, zu übernachten. „Meine Frau" ist eine im Superlativ geschriebene Anklageschrift gegen die gefallsüchtigen Modedamen, die, eben weil sie in zu gesättigten Farben aufgetragen wird, geradezu widerlich berührt. „Pauline" schildert uns die Empfindungen eines jungen Mädchens, das frühzeitig ihre Mutter verloren, deren Vater sich nun zum zweiten male verheirathet und über dem neuen Eheglücke das Kind der ersten Frau nicht mehr mit der frühern Aufmerksamkeit behandelt. Die beiden Erzählungen „Ein Glas Wasser" und „Die Tabackspfeife des Onkels Bernhard" sollen das humoristische Element des Bändchens vertreten, doch ist in der erstern der Humor etwas grobkörnig, während die zweite sich in gefälligerer Weise darbietet.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Neera, die Verfasserin des „Regenbogens", über eine individuelle Schreibart verfügt, aber es will uns nicht gefallen, daß ihre Darstellungsweise zu sehr an das Frivole streift.

Auch die uns vorliegende Uebersetzung können wir nicht in allen Theilen gutheißen; sie ist zu sehr mit österreichischen Dialektwendungen durchsetzt.

4. Blätter eines Waldkirschbaumes. Erzählungen von A. Feiertag. Wien, Konegen. 1888. Gr. 8. 2 M.

Auch hier ist es uns ziemlich unerfindlich, warum der Verfasser den Gesammttitel „Blätter eines Waldkirschbaumes" gewählt hat. Das Bändchen enthält die Erzählungen: „Aus dem Leben", „Bergauf! bergab!" und „Das Kloster Schwanhorst". Es sind anspruchslose Schilderungen des österreichischen Volks- und Klosterlebens, die, ohne einen tiefern Eindruck zu hinterlassen, doch den Zweck der Unterhaltung ganz leidlich erfüllen.

5. Wintermärchen von Vicomte Eugène Melchior de Vogüé. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von J. Brendel. Neubrandenburg, Brünslow. 1888. 8. 3 M.

Die Erzählungen dieses Bändchens tragen durchweg eine culturhistorische Gewandung; es sind: „Onkel Fedja", „Petruschka", „Barbara Afanassjewna" und „Ein Jahr später", die uns einen tiefen Einblick in das russische Volksleben gestatten. Besonders zeichnet sich „Onkel Fedja"

durch die lebenswahre Wiedergabe eines christlichen, allgemein mißachteten Hausirers aus, der sich für eine Frau, die unter der falschen Anklage der Brandstiftung steht, aufopfert und sich selbst als Thäter fälschlich angibt. Er wird nach Sibirien verschickt und als sechs Jahre später der wahre Schuldige auf dem Sterbebette das Verbrechen eingesteht, ist Onkel Fedja trotz aller Nachforschungen nicht mehr zu ermitteln. „Petruschka" soll das Hohelied vom russischen Soldaten sein, aber es macht sich oft solcher Uebertreibungen schuldig, daß wir dabei unwillkürlich an den miles gloriosus erinnert werden. „Barbara Afanassjewna" liefert uns eine Schilderung der mit dem Nihilismus verwachsenen russischen Frauenemancipation. Die Darstellungsweise des Verfassers ist in jeder Beziehung anziehend.

6. Der Harrichstein. Ein Märchen aus Schlesien von Karl Ludwig Antony. Freiwaldau, Blažek. 1887. 8. 80 Pf.

Der Verfasser knüpft an die Sage vom Harrichstein an, „daß es sich dort alljährlich am Charfreitag aufthue, gleich einem Thore, das in das Innere führe. Hier ist eine Halle, in der sich Gold in Menge aufgespeichert findet. Glücklich der, der zu guter Stunde gekommen. Er mag vom Golde nehmen, wie viel er nur tragen kann. Um 1 Uhr aber schließt sich wiederum das Thor und wehe dem, der in der Halle die Stunde des Thorschlusses überhört." Antony's Märchen, das in ziemlich glatten Trochäen geschrieben ist, behandelt die Liebe der Nixe Wellfriede, die gegen den Willen des mächtigen Waldur sich einem Menschen zu eigen gibt. Es ist eine kleine, anspruchslose Dichtung.

Friedrich Kueffer.

Aus der Weltliteratur.

1. Mahabharata. Der große Krieg. Gedichtet von J. H. Becker. Saga I. Berlin. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
2. Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben durch F. A. Leo. Dreiundzwanzigster Jahrgang. Weimar, Huschke. 1888. Gr. 8. 12 M.
3. Deutsche Nationalliteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 410—431. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

„Anklagen ist mein Amt und meine Sendung, es ist mein Herz, das gern beim Lob verweilt." So hat sich wol schon mancher Recensent mit Questenberg im stillen gesagt, wenn er auch nicht gerade dabei an Questenberg's Worte gedacht hat. Jedenfalls ist es die Stellung, die ich zu J. H. Becker's „Mahabharata" (Nr. 1) einnehme. Ich will daher die „Anklage" vorneweg möglichst rasch abthun, um mein Herz desto länger beim Lobe verweilen zu lassen. „Erst das Geschäft, dann das Vergnügen", der Verfasser hat seinem Titel auch ein Motto zugefügt, das ich anführen muß:

Heil'ge Schrift der Inder spiegelt in schon altersgrauem Lied,
Wie sich gegen Amelungen feindlich Gunther's Sippe schied,
Mit dem Ohm, dem Tronjer Hagen; wie in deutscher Sage Born
Zeigt sich schwank der alte König, unvergleichlich der im Horn.
Diesen trifft der Tod von hinten; Iring's Blut vergießt der Krieg
Zweifach; Hagen fällt und Gunther; Amelungen bleibt der Sieg.

Es ist also auf eine Vergleichung der indischen Heldensage des „Mahabharata" mit dem deutschen Nibelungenliede abgesehen, und zwar nicht auf eine solche, die schließlich auf eine durch die Identität des Menschengeistes bedingte Aehnlichkeit hinausläuft, sondern auf eine solche, die aus Vererbung des Sagenstoffs von dem indogermanischen Urvolk einerseits auf die Inder, andererseits auf die Deutschen zu erklären wäre. Das wäre ja nun an sich nicht unmöglich, ja es ist schon durch Görres, am gründlichsten und methodischsten aber durch Uhland darauf hingewiesen worden, daß die persische und die gothische Heldensage gemeinsame Züge haben (Afrasiab, Wolfdietrich; Rustem, Hildebrand), die sich nicht aus der allgemeinen Aehnlichkeit des dichtenden Volksgeistes erklären lassen, sondern auf historischer Vererbung beruhen, also aus einer gemeinsamen Urzeit stammen, wo Perser und Deutsche noch Ein Volk waren. Damals aber waren Perser und Inder erst recht noch Ein Volk und an sich also wäre ein gemeinsamer Ursprung indischer und deutscher Sagen nicht unwahrscheinlich. Aber dergleichen zu erweisen, dazu gehört mehr methodische Besonnenheit, als sie der Verfasser bisjetzt bewährt hat, und noch viel mehr, als er, wie es scheint, in der Folge zu bewähren gedenkt. Er verräth uns nämlich auf dem Umschlag auch schon etwas aus „Saga II":

Ham-Helgi's Sohn wurde jener Hrolf Kraki, der mit Bauer Hrani die oben erwähnten Berührungen hatte. Kraki führte zum Krokodil Sebek und zum Cipak nach Amerika, wo im Popol Vuh, dem Buche der heiligen Volksüberlieferungen der Quiches, eines toltekischen, zur Zeit der spanischen Entdeckung in Guatemala herrschenden Stammes, sich folgende Sage findet.

Nachdem dieselbe erzählt ist, fährt der Verfasser fort:

Zwillinge spielen bekanntlich in der Gründungssage der Stadt Rom, in der die Sabiner mit ihrem Picus-Specht auftreten, eine Rolle; ihre Wolfsäugungsgeschichte erinnert auffallend an das deutsche Wolfdietrichslied, in der Saben als Gegner des Helden auftritt. Auch an die Geburts- und Rettungsgeschichte des Kyros durch die Spaki; diese erinnert wiederum an die Geburtsgeschichte der Brüder Bala-Rama und Krischna (des Schwarzen) indischer Sage. Des Jordanes Sar und Ammius, der Edda Sörli und Hamdir gehören zur Gruppe der „Sibich- und Zwillingssage". Mit ihr vergleiche man folgende Erzählung Saxo's . . .

und nun folgt eine Erzählung von „Schwerting dem Sachsenherzog", die mit der „Sibichs- und Zwillingssage" nicht die geringste Aehnlichkeit hat, so wenig wie die amerikanische mit der dänischen von Hrolf Kraki. Das ist der Dilettantismus in ausgeprägtester Form auf einem seiner gefährlichsten Gebiete. Der Dilettantismus geht

immer in die Breite, statt in die Tiefe. Er ahnt nicht, daß, je mehr er umspannt (eine Fülle, die nur aus der vollständigen Machtlosigkeit dem auf ihn eindringenden Stoffe gegenüber entsteht; der Stoff beherrscht ihn, statt daß er den Stoff beherrschen sollte), desto schwächer seine Beweiskraft wird. Nun ließe sich das allenfalls auch noch hören und ich kenne wenigstens einen sehr belesenen Gelehrten, der mit ähnlichen Zusammenstellungen unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt und danach gewähltem Titel, wie „Symbolik des Bluts" oder „Eddische Studien", sogar Glück gemacht hat; aber, wenn mir recht ist, hat dieser Gelehrte damit nicht historische Verwandtschaft der Sagen begründen wollen, sondern er weist eben nur auf die Aehnlichkeit des dichtenden Menschengeistes hin. Der Dilettant aber steht erstaunt vor dem vermeintlichen Wunder; er liest ohne Wahl darauf los, erweitert den gemeinsamen Gesichtspunkt immer mehr und so paßt schließlich alles darunter. Oder um ein Bild zu brauchen: er steigt einen Berg hinan, sagen wir den Himalaja, die Urheimat der Indogermanen, und freut sich der schönen Aussicht; er steigt höher, die Aussicht wird weiter; er ruht nicht, bis er den höchsten Punkt erreicht hat; von da hat er nun freilich die weiteste Aussicht, aber das Land zu seinen Füßen, von dem aus er emporgestiegen ist, sieht er nicht mehr, auch das Uebrige ist in Nebel gehüllt. Aber desto besser! Was er nicht wirklich sieht, glaubt er zu sehen, und im Geiste sieht er die ganze Welt zu seinen Füßen. Der Nebel verdichtet sich immer mehr (man wird gleich sehen, warum ich dieses Wort gebrauche) und um so mehr dichtet ihm seine Phantasie vor die Augen. So auch hier. Der Verfasser ist in „Saga II" schon auf dem Ursitz der Menschheit angelangt und hat deren Geschichte an Ort und Stelle studirt. Er schließt seinen Prospect:

Auf Grund der in „Saga II" dargelegten Anschauung vom urgeschichtlichen Charakter und Werthe der Ueberlieferung wird in folgenden Sagaheften eine Dichtung (stoffliche Zusammendrängung) der deutschen Heldensage in der durch internationale Sagenvergleichung sich ergebenden Anordnung als die auf wirklichen uralt heiligen Ueberlieferungen beruhende „Urgeschichte des Menschengeschlechts" versucht werden.

„Saga II" soll den Titel führen: „Zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung" und das Motto:

Aus dem Buch der Sage dichte
Weißen Siegvolks Urgeschichte.

Er gesteht also selbst, daß seine „Urgeschichte" eine Dichtung sein wird. — Ich kenne nur noch ein Gebiet, das für den Dilettantismus noch gefährlicher und infolge dessen noch lockender ist als das der Sagenforschung, nämlich das der Wortforschung; einen dilettantischen Wortforscher habe ich in Nr. 23 dieses Jahrgangs für unheilbar erklärt. Und auch zu dieser Art des Dilettantismus verräth der Verfasser schon in diesem Hefte Neigung. Es mag noch hingehen, daß er die Mutter der Kurus, „Gandhari" etymologisch mit „Gunther" (Gontharis) des Nibelungenliedes, deren Bruder Sakuni mit Hagen (Haguno), Ambalika mit Amelung identificirt, obgleich ihm diese vermeintliche Entdeckung wahrscheinlich den ersten Anstoß zu seiner „Dichtung" gegeben hat. Wenn aber Iring auf dem Motto nur deshalb erwähnt wird, weil er im Bruderkriege eines der ersten Opfer ist wie Irawat in der Schlacht der Kurus und Pandus, also Iring hier mit Irawat, S. IV aber mit Arjuna (ob auch etymologisch) identificirt wird, worauf wol auch im Motto das räthselhafte „Iring's Blut vergießt der Krieg zweifach", so hört für mich schon alle Methode auf, so läßt sich schon aus allem alles beweisen.

Doch damit genug des Tadels. Der wesentliche Inhalt dieses ersten Hefts ist eine gedrängte Darstellung in poetischer Form von der Sage des großen indischen Heldengedichts „Mahabharata", wobei man leider wieder durch das „Gedichtet von" auf dem Titel mistrauisch wird, ob der Verfasser nicht, seiner wackeligen Hypothese zu Liebe, natürlich im besten Glauben, doch den Hauptinhalt des indischen Gedichts gefälscht hat. Denn mir wenigstens fehlen die Mittel zur Controle. Auch hätte der Verfasser gut gethan, uns das Werk zu nennen, aus welchem er seine Kenntniß von dem Inhalte des „Mahabharata" geschöpft hat. Daß es nicht die vier dicken Quartbände des calcuttaer Drucks sind, möchte ich wol behaupten, ja nach seiner Behandlung der indischen Eigennamen ist es mir überhaupt fraglich, ob er Sanskrit versteht. Den indischen Gott des Reichthums, den wir alle, da er im Indischen bekanntlich immer lang ist, Kuvéra nennen, nennt er im Texte nie anders als Kuvra; der arme Name „Yudhischthira" muß sich seine Silben und Buchstaben zerfetzen lassen, wie sein Träger auf dem Schlachtfeld im Kuru-Gau. „Ghatotkatscha" wird zu „Ghat't'" oder „Ghatt". Das, sollte ich meinen, hätte ein Kenner des Sanskrit nicht fertig gebracht. Aber ich bin schon wieder beim Tadel. Ich wollte vielmehr sagen, daß der Verfasser ein entschiedenes Geschick zeigt, uns in poetischer Form und Weise eine gedrungene Darstellung von dem Hauptinhalt eines so umfangreichen und so locker zusammengefügten Sagencyklus, wie der des „Mahabharata" ist, zu geben, in welcher die Hauptzüge erhalten bleiben und auch noch dichterisch belebt sind. Anfangs freilich erscheint die Sprache herb, der Inhalt trocken; aber das kommt von des Verfassers Neben- oder in seinem Geiste wohl Hauptabsicht her. Holtzmann fängt gleich mit dem Spiele der verwandten Königsgeschlechter in Hastinapura („Hastingsburg", wie es unser Verfasser wieder mit etymologischer Nebenabsicht nennt) an, und er thut wohl daran, denn von nun an belebt sich auch bei unserm Verfasser die Darstellung, die Sprache wird fließender, der Inhalt anziehender. Er hat den Alexandriner mit durchgehend weiblicher Cäsur gewählt, aber diesem an sich matten Versmaße durch Kürze und Gedrungenheit eine gewisse Männlichkeit verliehen, die wohlthuend berührt. Doch ich muß eine Probe geben. Ich wähle dazu den Inhalt einer der berühmtesten Episoden des „Mahabharata", der Bhagawadgita (nicht Bhagavatdwipa, wie der Verfasser sagt), den der Verfasser, allerdings mit Beiseitelassung

des ganzen theosophischen Inhalts, in die Verse zusammengedrängt hat (S. 108):

In gall'gem Zorn ging Krischna zum Panderheer zurück,
Traf Arjun dort vorm Heere, der bang mit irrem Blick
Sich zeigt und seufzend anhob: „Frostschauer überzieht
Die Haut mir und am Leibe erzittert jedes Glied! —
Dort stehen meine Lehrer! Soll ich sie tödten? Wär'
Es besser nicht, zu betteln? Nein! Nein! ich kämpf' nicht mehr!"

Losbrach da Krischna: „Pfui, bist du ein feiger Wicht?
Willst du in Schande leben? Lockt dich das Swarga nicht?
Was jetzt du sprachst, geziemt nur dem niedern, dunkeln Blut!
Die Pflicht der hellen Farbe ist heil'ger Heldenmuth! —

Was soll die Furcht des Todes? Hat 's Leben für dich Werth,
Das den, der feig, als Diener in Dürftigkeit nur nährt?
Nein! Für den Tapfern gibt es nichts Bess'res als den Krieg!
Er führt zum Glück im Tode, er führt zum Glück im Sieg!
Du sündigst; du wirfst Ehre von dir; den Füßen hängst
Du an der Schande Fessel, wenn furchtsam Flucht du denkst!

Die Weisen schau! Sie kümmert kein Schicksal, weder Noth
Des Lebens, weder Kälte, noch Hitze, noch der Tod!
'S ist alles Wetterlaune! Das kommt und das vergeht!
Der, der die Welt geschaffen, der Geist allein besteht!

Die Seele ist unsterblich, sie wechselt nur den Leib!
Wirft ab die alten Glieder, wie sein Gewand ein Weib!
Es folgt Geburt dem Tode; der Tod folgt der Geburt
Fortwährend: und ein Narr nur ist der, der drüber murrt.

Was ist, muß sein! Was nicht ist, das kann nicht sein! Es weint
Der Weise nicht, weil flüchtig ihm aller Schmerz erscheint!
Wie leer sind deine Sorgen! — Hier Siegesherr zu sein,
Bestrebe dich, sonst gehe zum Himmel Indra's ein!" —

Mit frischem Muth erhebt sich Arjuna . . .

Wer sich einen Ueberblick über die Sage des „Mahabharata" zugleich mit poetischem Genusse verschaffen will, dem wüßte ich nichts Besseres zu empfehlen als dieses Buch, denn Holtzmann's Uebersetzung ist gar zu geschmacklos. Dem Verfasser aber wüßte ich nichts Besseres zu empfehlen, als seine Sagenforschungen fahren zu lassen und auf der hier so glücklich betretenen Bahn einer gedrängten poetischen Darstellung der Heldendichtungen des Morgenlandes fortzufahren. Und was für ein weites Feld hat er da noch vor sich! Da wäre zunächst das Seitenstück zum „Mahabharata", das „Ramayana", die indische Odyssee oder Kudrun, wenn wir das „Mahabharata" die indische Ilias oder Nibelungenlied nennen wollen. Nach meiner durchaus feststehenden Ansicht ist das „Ramayana" dem Plane nach das großartigste Heldengedicht der ganzen Welt; die Ausführung leidet, wenn auch weniger als beim „Mahabharata", aber doch immer noch genug an Ueberfüllung mit locker eingefügten Episoden von zum Theil speciell indischem, nicht rein menschlichem Interesse. Welch dankbare Aufgabe, diese Episoden herauszuschneiden und den Kern poetisch rein darzustellen! Dies war schon der Gedanke Rückert's, der uns einen nur zu gedrängten Inhalt des „Ramayana" in seinen „Brahmanischen Erzählungen" gibt (Werke III, S. 268):

Von einem Sagenmeer vernehmt den Inbegriff,
Das nie zu Ende fuhr der Dichtung Götterschiff.
Wir selber, wenn wir einst die Furcht vor Felsenriffen
Bezwungen, wollen es ausführlicher beschiffen.
Das ist der heil'ge Stoff des Buchs Ramaiana . . .

Es war früher ein Lieblingsgedanke von mir, diesen „heil'gen Stoff" in einen Cyklus von Balladen nach Art von Tegnér's „Frithjofssage" aufzulösen und so dem deutschen Publikum aufzutischen. Ich trete dem Verfasser den Gedanken mit Vergnügen ab, wenn er mir dafür versprechen will, „Saga II" und folgende ins Feuer zu werfen.

Wir kommen zu einem neuen Jahrgange, dem dreiundzwanzigsten, des „Shakespeare-Jahrbuchs" (Nr. 2), dessen Besprechung ich nicht übernommen haben würde, hätte ich nicht geglaubt, es sei auch für Shakespeare-Kenner ersprießlich, einmal die Stimme eines literarisch gebildeten und wohlgesinnten Laien zu hören.

Ich glaube einmal gelesen zu haben, das „Shakespeare-Jahrbuch" habe an Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit in seinen letzten Jahrgängen verloren. Das kann ich nun schon als Laie bei dem vorliegenden Jahrgang nicht finden; ob aber davon mein subjectives Urtheil oder der Wechsel der Redaction, von dem ich auch nicht weiß, wann er eingetreten ist, die Ursache ist, vermag ich nicht zu sagen, da ich die vorigen Jahrgänge nicht kenne. Und um nun gleich mit einem rechten Laienurtheil anzufangen, greife ich aus dem reichen Inhalt des diesjährigen Jahrgangs den zugleich anziehenden und gründlichen Aufsatz von Dr. Wilhelm Wendlandt über „Shakespeare's Timon von Athen" heraus. Ich muß nämlich zu meiner Schande gestehen, daß ich „Timon von Athen" bisher immer für eins der vorzüglichsten Stücke von Shakespeare gehalten habe, ja noch mehr, daß ich auch fortfahren werde, ihn dafür zu halten trotz der Zweifel, die man, wie ich erst aus diesem Aufsatz erfahre, gegen die Echtheit des Stücks erhoben hat. Freilich kenne ich es blos aus der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung, und in dieser mag manches geglättet worden sein, was sich im Original wol recht holperig ausnimmt. Aber gleichwol sollten sich die gelehrten Herren Shakespeare-Forscher durch den Unmuth über die schlechte Textüberlieferung nicht zu Zweifeln an der Echtheit hinreißen lassen. Schiller — was mich einigermaßen tröstet, da dieser die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung doch noch nicht kennen konnte — war gleicher Ansicht. Er gedachte den „Timon" für die mannheimer Bühne zu bearbeiten und nannte ihn eine wahre Goldgrube, die noch auszubeuten wäre. Die Berechtigung zu ihren Zweifeln will ich den Gelehrten durchaus nicht bestreiten, aber ich meine, gerade darum ist es gut, auch einmal eine Stimme aus dem Publikum zu hören, die sie anfleht: Nehmt uns unsern „Timon" nicht! Nehmt lieber „Titus Andronicus", nehmt „Troilus und Cressida" dafür! Wie würde ich mich gefreut haben, wenn gegen diese beiden Stücke ein Zweifel an ihrer Echtheit laut geworden wäre; aber nichts dergleichen! Es ist also sehr nach meinem Sinne, daß Dr. Wendlandt die Echtheit des „Timon" zu retten sucht, indem er annimmt, es sei das letzte Stück des Dichters gewesen und die Herausgeber

hätten es nach einer „Kladde“ abgedruckt. Ebenso begreiflich wird man es aber finden, daß ich seinem Ausspruche (S. 118) nicht zustimmen kann: „Daß «Timon of Athens» nicht populär gewesen sein kann, liegt in der Natur des Vorwurfs: die Menschheit ist kein Freund des Menschenhassers. Noch heute wird «Timon» auch von hochgebildeten Lesern nicht recht goutirt und die Bühne macht kein Glück mit ihm.“

Nächst diesem Aufsatze zog mich am meisten an die Fortsetzung von „Das parömiologische Sprachgut bei Shakespeare“ von meinem verstorbenen Landsmann M. C. Wahl zu Erfurt, mit dem als Schriftsteller ich hier zuerst Bekanntschaft mache. Der Aufsatz scheint mir werthvoll, auch über die Kreise der Shakespeare-Forschung hinaus. Besonders sinnreich scheinen mir die von ihm aufgestellten Kriterien, woran man die Sprichwörtlichkeit eines Ausdrucks erkennen könne.

Die übrigen wissenschaftlichen Abhandlungen sind: „Ueber die Fabel in Shakespeare's Beiden Veronesern“, die man mit wenig Berechtigung, wie mir nach diesem Aufsatz scheint, auch zu einem Vorbilde von Schiller's „Räubern“ hat machen wollen, von Zupitza; „Englische Komödianten in Dänemark und Schweden“, eine verdienstliche Zusammenstellung von Joh. Bolte; „Eine Bühnenanordnung des Kaufmanns von Venedig“, von Gisbert Freiherrn Vincke; eine Charakterschilderung der Volumnia im „Coriolan“, mit deren Uebersetzung man, wie es scheint, der englischen Shakespeare-Gesellschaft und ihrer Verfasserin Grace Latham ein Compliment hat machen wollen; „Der bestrafte Brudermord oder Prinz Hamlet aus Dänemark und sein Verhältniß zu Shakespeare's Hamlet“, von Gustav Tanger; ferner ein recht anziehender Aufsatz von Th. Vatke: „Gastmähler und Mahlzeiten in Shakespeare's England“; „König Lear 1692 und Titus Andronicus 1699 in Breslau aufgeführt“, von A. Cohn; „Emendationen und allerlei Bibliographisches“ vom Herausgeber, Nekrologe und Statistisches. Den Uebergang zu dem folgenden Werke will ich mir mit der allgemeinen Bemerkung Wendlandt's über Shakespeare-Forschung bahnen (S. 137):

> Die Literaturgeschichte ist bei dem größten aller Poeten leider fast ausschließlich auf ihren gesunden Menschenverstand und ein inductives Verfahren angewiesen, da wir über Leben und Entwickelungsgang Shakespeare's außer durch seine Werke nirgends genügende Aufschlüsse erhalten. Die mit so großem Fleiß ausgearbeitete Goethe-Forschung rückt uns deshalb des Dichters Werke immer näher, weil die Verbindung von Goethe's Dichtung mit seinem Leben Zug um Zug herzustellen bemüht ist, sodaß durch Analyse der persönlichen Erfahrungen und Gewohnheiten des Dichters sogar der zweite Theil des „Faust“ auch in seinen Einzelheiten nicht mehr als ein dunkles Geheimniß beiseite gelegt zu werden braucht. Auf diese — nennen wir es Genesis des Poeten müssen wir bei Shakespeare fast ganz verzichten, so groß auch die Verlegenheit der Kritik sein mag.

Dieses Lob der Goethe-Forschung aus dem Munde der Shakespeare-Forschung ist sehr anerkennenswerth. Aber wenn die deutschen Goethe-Philologen in der glücklichen Lage sind, über ausgiebige Mittel zur Forschung zu gebieten, so sind die Shakespeare-Philologen dafür in der glücklichen Lage, es mit keinem großen deutschen Dichter zu thun zu haben; denn schwerlich würden sonst heutzutage solche statistische Zusammenstellungen wie die „Parallelzählung der Globe-Edition und der Ersten Folio“ dem Spott unserer feuilletonistischen Allerweltsschreiber entgehen. Ja, daß den Mitarbeitern dieses Jahrbuchs Shakespeare für den „größten aller Poeten“ gilt, geht ihnen nur deshalb hin, weil es kein Deutscher ist, den sie verherrlichen. Wie würde man höhnen, wenn sich jemand beikommen ließe, Schiller den größten Dramatiker zu nennen! Gleichwol bin ich von dieser Ketzerei gar nicht mehr weit entfernt, nur daß ich mich eben vor dem Spott meiner deutschen Landsleute noch fürchte, daß ich es wagen kann, einen Deutschen so hoch zu stellen. Zu diesen Betrachtungen veranlaßt mich ein Artikel, den Kürschner auf dem Umschlage seiner „Nationalliteratur“ (Nr. 3), Lieferung 430 (es ist zufällig ein Heft meiner Ausgabe Lessing's), hat wieder abdrucken lassen unter dem Titel „Goethe-Sport“, wo mit wohlfeilem Spotte Schröer's Bemühung um eine durchgehende Zählung der Verse im „Faust“ heimgeleuchtet wird. Glücklich der Ladendiener, der dies liest und nun kalt lächelnd auf diese Pedanten herabsieht! Da weiß er freilich seinen Goethe besser zu würdigen; hat er doch neulich erst in einem Liebhaberconcert zum Klavier gesungen: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn?“

Doch darüber ließe sich wol einmal in einem besondern Aufsatze handeln; für jetzt war es mir auch darum zu thun, einmal wieder auf die kleine Literaturzeitung hinzuweisen, die Kürschner den Lieferungskäufern seiner „Nationalliteratur“ umsonst (gratis, nicht frustra) mitgibt, während sie freilich der entbehren muß, der sie bandweise entnimmt. Im übrigen ist der Inhalt der hier zu besprechenden Lieferungen ein recht mannichfaltiger. Sie schließen zunächst den von Düntzer herausgegebenen zweiundzwanzigsten Band von Goethe's Werken mit der „Campagne in Frankreich“ und der „Belagerung von Mainz“ ab und bringen den von mir herausgegebenen sechsten Band von Lessing's Werken, der Recensionen, die „Briefe“ aus den „Schriften“ und die berühmten „Rettungen“ enthält (Lieferung 410—415). Es folgen Bobertag's „Vierhundert Schwänke aus dem 16. Jahrhundert“ (Lieferung 416—418), Vetter's „Lehrhafte Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts“ (419—422), mit Lieferung 423 und 425 beginnt der siebente Band von Lessing, der mit Lieferung 430 beendigt wird; die übrigen Lieferungen bis 430 enthalten eine der sorgfältigsten Arbeiten von einem der berufensten Mitarbeiter, den zweiten Band von Piper's „Deutscher Spielmannsdichtung“, wo der Begriff freilich recht weit genommen zu sein scheint, denn auch die Dichtungen von Geistlichen, wie das Rolands- und das Alexander-Lied fallen darunter. Endlich mit Lieferung 431 beginnt ein neuer Band, der einundzwanzigste von Goethe's

Werken, in der Ausgabe von Düntzer. Auch dieser immer noch rüstig fortarbeitende hochverdiente Gelehrte hat bisher die Anerkennung noch nicht gefunden, die ihm gewiß zutheil geworden wäre, hätte er fortgefahren, seine Bemühungen den griechischen und römischen „Classikern" zu widmen; dann würde man ihn vielleicht den „deutschen Bentley" genannt haben. Vielleicht findet er die ihm gebührende Anerkennung nach seinem Tode, denn auch das ist ja eine „berechtigte Eigenthümlichkeit" der Deutschen.

Robert Boxberger.

Zur römischen Geschichte auf deutschem Boden.

1. Die Varusschlacht, ihr Verlauf und ihr Schauplatz. Von Paul Höfer. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Sieht man sich das durch seinen Umfang imponirende (voriges Jahr erschienene) Buch von Knoke („Die Kriegszüge des Germanicus in Deutschland") näher an, dessen Verfasser aus eigener Anschauung die in Frage kommenden Oertlichkeiten studirt und die massenhaft darüber erschienene Literatur zur endlichen Entscheidung der Frage aufs gewissenhafteste benutzt hatte, so dürfte man sich der Hoffnung hingeben, daß nun einmal das erlösende Wort gesprochen sei. Aber die Leiche des armen Varus scheint noch immer keine Ruhe finden zu sollen, und wie gegen Erwarten sofort nach Mommsen's und gegen Mommsen's „Die Oertlichkeit der Varusschlacht" (1885) ein neuer Kämpe aufgetreten war — Knoke —, der die aus den Münzfunden bei Barenau gezogenen Schlüsse, soweit sie für das Schlachtfeld selber verwerthet wurden, bestritt und für dieses eine neue Localität ausfindig machte, so muß es sich nun auch Knoke gefallen lassen, daß ihm ein Gegner an Paul Höfer ersteht, demselben Höfer, der sich schon früher über die gleiche Frage hatte vernehmen lassen. Zunächst ist allerdings sein Widerspruch gegen Mommsen's Darstellung und — Autorität gerichtet, letzteres insofern mit Recht, als der blendende Name des großen Forschers in engern und sogar weitern Kreisen für identisch mit der Unfehlbarkeit gehalten zu werden pflegt. Auch gegen andere Zumuthungen, welche besonders in dieser Frage von Anhängern Mommsen's an Geschichtsforscher gestellt werden, darf und soll man protestiren, so gegen die, daß nur ein gewiegter Numismatiker sich ein Urtheil über die Oertlichkeit der Varusschlacht bilden dürfe, weil nämlich jene barenauer Münzen geradezu, und zwar sie allein, entscheidend seien. Es ist ja wahr, daß der Münzstempel die meisten der gefundenen Stücke jener Zeit, d. h. jenem Regenten zuweist, unter welchem die Schlacht geschlagen wurde; andere Umstände aber, welche ebenso sehr, ja noch mehr ins Gewicht fallen, hat nicht der Numismatiker, sondern schlechterdings der „gesunde Menschenverstand" zu entscheiden, auf den ja auch Mommsen gerade in seiner Schrift über die Varusschlacht ein so großes Gewicht legt. Nun hat aber Höfer, und auch er mit vollem Rechte, den Umstand betont, daß der „gesunde Menschenverstand" für ein wirkliches Schlachtfeld andere, und zwar sprechendere, ja nothwendigere Zeugen erwarte, als Münzen, nämlich — Waffen und Knochen! Diese aber sind bisher merkwürdigerweise auf dem Barenauerfelde nicht zum Vorschein gekommen. Merkwürdigerweise, sagen wir, und man kann doch wol nicht anders sagen, ja, die Sache ist so überaus merkwürdig, daß sie Kopfschütteln und Zweifel an einer dort geschehen sein sollenden Schlacht bewirken muß. Freilich drängt sich hierbei gleich die andere Frage auf: Wie und auf welche Veranlassung sind denn jene Münzen dorthin gekommen? Die einzig richtige und erlaubte Antwort hierauf ist: „Ignorabimus." Zwischen dem, was nicht sein kann, und dem, was sein muß, liegen so viele Möglichkeiten in der Mitte, daß man in zahllosen Fällen auf eine Antwort lieber verzichtet. So auch hier. Man hat an eine Begräbnißstätte gedacht — ganz unwahrscheinlich, denn in diesem Falle müßten sich doch auch menschliche Ueberreste gefunden haben. Höfer sucht die Veranlassung in einem plötzlichen Ueberfalle — etwa der Angrivarier durch Stertinius —; möglich, denn bei einem solchen ist ja ein rasches Beiseiteschaffen (Verbergen) von Geld denkbar, sogar von römischem Gelde; denn nichts hindert anzunehmen, daß dieses seinen Weg auch über die Grenzen hinaus gefunden habe. Die Hauptaufstellungen Höfer's sind, kurz gefaßt, folgende: er folgt andern schriftlichen Quellen, als die meisten seiner Vorgänger, d. h. er verwirft die Autorität des Dio Cassius und schließt sich an Vellejus Paterculus und Florus an.

Er verlegt den Schauplatz der Schlacht wieder in die Gegend, wohin er von alters her unbeanstandet (bis auf die neuere Zeit) verlegt wurde, nämlich in die Gegend von Lippe-Detmold, bezw. der Stadt Detmold. Er gibt der Schlacht einen ganz andern Charakter als die bisherigen Forscher: nicht ein Angriff auf ein marschirendes Heer, auf einem für letzteres ungünstigen Boden, im Vereine mit entfesselten Naturkräften — Sturm, Regen — war es, sondern ein plötzlicher Lagerüberfall, ausgeführt von den schon im römischen Lager befindlichen Germanen. Mehr nebensächlich ist es, daß die Belagerung der Feste Aliso (Elsen?), in nächsten und zwar ursächlichen Zusammenhang mit der Varusschlacht gesetzt, als eine unmittelbare Folge der Katastrophe angesehen wird. Was nun zunächst die Quellen betrifft, so weichen diese allerdings in erheblichem Grade voneinander ab und Höfer kann sich für seine Bevorzugung des Vellejus und Florus neben dem wichtigen Umstande, daß denn doch Vellejus das Ereigniß als Zeitgenosse beschreibt, während die bisher befolgte Quelle, Dio Cassius, durch einen Zeitraum von zwei Jahr-

hunderten davon getrennt ist, auf eine Autorität wie L. Ranke berufen, der gleichfalls dem Zeitgenossen die erste und entscheidende Stimme zuerkennt, im übrigen die Quellen als unverträglich und unvereinbar miteinander erklärt. Mommsen dagegen und mit ihm die meisten Forscher wollen sich von dem rhetorischen Prunk eines Declamators wie Florus nicht imponiren lassen und sehen von dessen Darstellung vollständig ab. Wer die Art des Florus kennt, kann ihnen das in der That nicht verargen. Anders aber würde sich die Sache stellen, wenn seine Angaben mit denen des Vellejus übereinstimmen und letztere hinwiederum denen des Dio geradezu widersprechen würden. Beides ist aber nicht in dem Grade der Fall, wie Höfer annimmt. Die Frage hängt natürlich aufs engste mit dem zusammen, was wir oben als den Charakter der Schlacht bezeichnet haben, und es ist hier nicht gestattet, auf Concordanz oder Discordanz der Quellen näher einzutreten und aus dieser Vergleichung das wirklich Vorgefallene zu erschließen und zu combiniren. Nur auf folgende Punkte möchten wir aufmerksam machen: 1) Wenn Vellejus von den Unbilden der Witterung schweigt, von der Dio so viel zu erzählen weiß, so liegt darin kein Auseinandergehen und kein argumentum ex silentio. Dio erzählt ausführlich, Vellejus kurz, und zwar darum, weil er beabsichtigt, den Verlauf der unheilvollen Begebenheiten in einem besondern Werke darzustellen. 2) Vellejus spricht von einer „acies" und dieser Ausdruck weist auf etwas anderes als auf Ueberrumpelung und Niedermetzelung im Lager. 3) Er läßt das römische Heer von Wäldern, Sümpfen und Hinterhalt eingeschlossen sein — auch dies paßt schlechterdings nicht zu einem gewöhnlichen römischen Standlager (Sommerlager), in welches Höfer die Katastrophe verlegt — denn welcher römische Feldherr, mag man sich denselben auch noch so untüchtig vorstellen, ist jemals so thöricht, so wahnverblendet gewesen, für einen längern Aufenthalt gerade eine solche Oertlichkeit, die in jeder Beziehung ungünstigste, zu wählen, denn Varus hatte wirklich die Wahl, jedes Terrain stand ihm zur Verfügung; daß er aber verrückt gewesen sei, wird nirgends gemeldet. Ferner: wenn die ganze Begebenheit sich innerhalb des Lagers abgewickelt hätte, sei es nun des ersten oder des zweiten Lagers — denn Höfer nimmt allerdings eine blutige Fortsetzung, gleichsam ein Nachspiel, in einem zweiten Lager an —, wie hätte dann die gesammte Reiterei sich aus dem Staube machen können?

Von diesem zweiten Lager, das also Höfer annimmt, spricht nun aber gerade die Quelle, welcher Höfer nicht folgt, während diejenigen, denen er folgt, es nicht erwähnen. Er wird sagen: es läßt sich zwischen den Zeilen lesen, und er hat recht, aber gerade so gut läßt sich zwischen den Zeilen bei Vellejus lesen, daß sich das Heer, als die Katastrophe einbrach, auf dem Marsche befand; nur ein solches kann „von Wäldern, Sümpfen und Hinterhalt" eingeschlossen sein. Wie weit nun freilich das erste und ursprüngliche Standlager von dem zweiten, rasch und in der höchsten Noth hergerichteten entfernt war — ob eine Tagereise, wie Dio anzunehmen scheint, ob in unbedeutender Entfernung, wie Höfer meint —, läßt sich nicht bestimmen; aber schon die Annahme eines solchen widerspricht völlig der Höfer'schen Darstellung der ersten und Hauptbegebenheit. Entweder die drinnen im und draußen um das Lager aufgestellten Germanen wurden des Lagers Meister — dann aber kam kein Römer, geschweige denn die ganze Reiterei mit dem Leben oder der Freiheit davon; oder sie wurden nicht Meister — dann aber waren die Germanen drinnen verloren, und es ist nicht abzusehen, wie für die Römer hätte eine Katastrophe eintreten und diese ein zweites Lager hätten beziehen können.

Ueberhaupt aber, wie stellt sich, d. h. wie völlig unrichtig und absurd stellt sich Höfer ein regelrechtes, verschanztes römisches Lager und die Disciplin in einem solchen vor? Glaubt er denn wirklich, man habe in ein solches, nur damit Varus seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Rechtsprechen, obliegen könne, ganze Scharen bewaffneter Germanen hineingelassen, und zwar so ziemlich ins Centrum, um das Prätorium herum? Wenn auch Varus so sorglos und hirnlos war — seine Offiziere und Unteroffiziere hätten im Lager sicherlich dafür gesorgt, daß diese bösen Eigenschaften ihres Chefs nicht verhängnißvoll werden konnten. Gesetzt aber auch, die deutschen Scharen im Lager seien wirkliche, keine blos gedachten Größen, und gesetzt ferner, sie hätten auf gegebene Zeichen dreingeschlagen, und zwar gerade in dem entscheidenden und gut gewählten Augenblicke, als der Feldherr seiner Liebhaberei, des Rechtsprechens, pflog — so stellt sich nämlich Höfer, auf Florus gestützt, den Verlauf vor —, und sie wären direct dem Feldherrn auf den Leib gegangen: so schlecht wird doch kein Unparteiischer von der Mannszucht und Tapferkeit der Römer denken, daß er sie nicht sofort über die Tumultuanten und Eindringlinge Meister werden und diese übel heimschicken ließe! Wie viele Beispiele kennt denn die Geschichte, daß ein ordentliches römisches Lager von einem regelrecht in geordneten Linien angreifenden Feinde erstürmt worden wäre? — und nun vollends von ungeordneten Scharen? Nein, diese Darstellung trägt ihre Widerlegung in sich selber. Man wird nicht einwenden wollen, daß diese Unwahrscheinlichkeit denn doch beim zweiten Lager sich in die Wirklichkeit verwandelt habe? Denn erstlich: was mag das für ein Lager gewesen sein, das man rasch und in höchster Bedrängniß herstellt, um für die Nacht Ruhe zu haben! Und zweitens ist es nicht einmal wahrscheinlich, daß selbst dieses improvisirte Lager von den Germanen erstürmt worden sei, sondern die Römer haben es wol freiwillig verlassen, weil sie einer Aushungerung ausweichen mußten. Das Bleiben im Lager bot keine Hoffnung, der Versuch zum Durchbruch hatte doch wenigstens die Möglichkeit des Gelingens in Aussicht. Und bei diesem Versuch brach die eigentliche vernichtende Endkatastrophe über das Heer herein — diese Annahme widerspricht auch dem Berichte des Vellejus nicht.

Daß ein zweites Lager errichtet werden mußte, berichtet auch Tacitus und er spricht, deutlich genug, von dem „hart mitgenommenen Rest“ des Heers, das dort campirte, es war, nach seiner Darstellung, nicht weit vom ersten Lager entfernt, und die vollständige Vernichtung dieses „Restes“ muß ebenfalls, nach Tacitus, nicht mehr im Walde, sondern auf einem freien Platze — bis wohin, wie es scheint, die Ausbrechenden sich durchgeschlagen hatten — stattgefunden haben. Und darf man den geographischen Angaben des berühmten römischen Geschichtschreibers trauen — dessen Ruhm nun allerdings nicht gerade in seiner geographischen Genauigkeit besteht —, so kann der Kampf, der als Schlacht im „Teutoburger Wald“ bezeichnet wird, nicht in der Gegend stattgefunden haben, wohin sie Mommsen verlegt (etwa zwei Meilen nördlich von Osnabrück), sondern sie muß „nicht weit“ von der Gegend „zwischen Ems und Lippe“ stattgefunden haben, und so vag auch diese Bezeichnung ist, so hat Höfer nachgewiesen, daß der Zwischenraum von dem obern Laufe der beiden Flüsse zu verstehen ist; von dort aber bis zum Teutoburger Walde, wenn dieser nämlich wirklich nördlich von Osnabrück gelegen war, kann es ein gewissenhafter Schriftsteller für ein schwer bewaffnetes, mitten im Feindeslande marschirendes Heer unmöglich „nicht weit“ sein lassen, für ein solches ist ein Marsch von zehn bis zwölf deutschen Meilen keine Kleinigkeit. Die Gegend von Lippe liegt dem Quellgebiete jener Flüsse viel näher, und wenn dort, nach Höfer's Versicherung, Waffenreste und Gebeine gefunden werden, so hat diese Oertlichkeit, Tacitus' Glaubwürdigkeit, bezw. Genauigkeit angenommen, als Schlachtfeld viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich als die Gegend von Barenau. Freilich hängt der Name „Teutoburger Wald“ zusammen mit Düte (einem kleinen Flusse, der in der Nähe von Iburg entspringt), so ist es wieder um Detmold (Lippe) geschehen. Nun aber hat Höfer (nach frühern Vorgange) nachgewiesen, daß an einigen Stellen des Lippeschen Waldes sich Districte finden mit dem Namen Tent, ferner Höfe mit Namen Tötehof oder Teutehof („in dem Toyte“ liegend), ja, auch ein Berg, Teuteberg, findet sich zwischen den Städten Detmold und Horn — Momente, auf die er nicht mit Unrecht Gewicht legt.

Aber auch in der deutschen Heldensage will Höfer einen Reflex der in jener Gegend geschlagenen Entscheidungsschlacht und im weitern der Schicksale des Helden Arminius widergespiegelt finden, und zwar örtlich fixirt, was der Mythus sonst nicht thut, außer wenn eben historische Erinnerungen hineinspielen, nämlich im Kampfe Siegfried's mit dem Drachen auf der Gnitaheide (= Knetterheide), deren Name also sogar vom deutschen Boden aus in die nordische Edda übergegangen sei u. s. w. Auf diesem Streifzuge vermögen wir dem Verfasser nicht zu folgen, er führt in ein anderes Gebiet, wo Skepsis die Mutter der Weisheit ist und die Pfade durch Wald und Sumpf noch verschlungener und schlüpfriger sind als im Teutoburger Walde.

2. Virunum. Von Fritz Pichler. Graz, Leuschner u. Lubensky. 1888. Gr. 8. 12 M.

Wer weiß heutzutage etwas von Virunum? Die Gelehrten, speciell die österreichischen Archäologen. Die Oertlichkeit der ehemals römischen, in späterer Zeit bedeutendsten Handelsstadt im innern Noricum entspricht ungefähr der des heutigen Klagenfurt. Und nun hat sich der patriotische Verfasser, dem auch andere Schriften über Virunum verdankt werden, die zuvörderst von seinen Landsleuten gewiß nach Verdienst gewürdigte Mühe gegeben, ein alles, selbst die peinlichsten und unwesentlichsten Einzelheiten umfassendes Gesammtbild der frühern Stadt zu geben. Die Mühe war eine ganz maßlose, vielleicht nicht immer fruchtbare, und Fernerstehende müssen, wenn sie sehen, was da alles zusammengelesen, ausgerechnet, combinirt, gemessen u. s. w. wurde, um Gestalt, Lage, Wesen und Bedeutung jedes, auch des unbedeutendsten Grundstücks zu bestimmen, den Eindruck erhalten, daß dem Aufwande unermüdlichen Forscherfleißes die Ergebnisse nicht gerade entsprechen. Es ist des Guten zu viel gethan im Kleinen, zu wenig in der Methode der Darstellung, es fehlt das stoffbeherrschende, vergeistigende Element, und die Bildbeilagen mit der Masse von Profilen, Grund- und Aufrissen, Linien und Zahlen dienen nicht dazu, die mangelnde Plastik und Uebersichtlichkeit der Darstellung zu ergänzen. Architekten von Fach mag es gelingen, sich in diese Schematik hinein- und in ihr sich zurechtzufinden, uns hat es nicht gelingen wollen, so gern wir auch einen andern Eindruck kundthun möchten. Dabei sei aber unverhohlen ausgesprochen, daß die Schuld vielleicht mehr am Referenten als am Verfasser liegt. Einen allgemein gültigen Werthmesser für archäologische Funde gibt es nicht und wird es kaum je geben, weil die Subjectivität sich gerade hier so gern und so anspruchsvoll eindrängt und die wissenschaftlichen Kreise verwirrt. Aber ist es auch, hiervon abgesehen, je denkbar, daß die Wissenschaft eine mit logischer Schärfe, mit unwiderleglichen, aus ihrem innersten Wesen entnommenen Gründen und Beweisen eine Linie ziehen werde und ziehen könne, welche das Werthvolle vom Werthlosen scheidet? Einstweilen — und wol noch lange und schon lange — steht es so: was Schutt und Grund und Erdenschos wieder von sich geben, gilt dem archäologischen Forscher und Schatzgräber für „heilig“, und er darf sich getrost auf seinen geistigen Bruder, den Buch- und Handschriftenjäger, berufen, der auch jeden neu entdeckten, verstäubten und vermoderten Quark, den er zum ersten male aus einem vergessenen und entlegenen Winkel der Bibliothek hervorzieht, mit Halleluja begrüßt. Selbst wenn solche Funde durchaus nichts Neues, noch Schönes, noch Wissenswerthes bieten, im Gegentheil nur die Masse des Schlechten vermehren — sie werden unerbittlich veröffentlicht, denn (so lautet der landläufige Spruch) „sie bieten werthvolles Material für die Culturgeschichte“. Man darf es diesen Byzantinern gegenüber — sie sind gar zahlreich — kaum denken, geschweige denn sagen: „Wohlthätig ist des Feuers Macht“;

ja, wohlthätig wäre sie auch für manches, was jetzt lebt im rosigen Licht, von Forschern und Sammlern heraufgehebelt. Der Liebhaberei hat die Archäologie ungemeine Errungenschaften zu verdanken (man denke an Schliemann!), aber entschieden auch manchen Auswuchs. Es wäre nun gegen Recht und Gewissen, wollten wir letztern Ausdruck auf das Pichler'sche Buch anwenden, doch erscheint es unserm subjectiven Ermessen als ein „zu viel“. J. Mähly.

Drei neue Anthologien.

1. Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen. Eine Gabe für das Frauenherz von E. Rudorff. Gotha, F. A. Perthes. 1888. 8. 4 M.
2. Die Musik in der deutschen Dichtung herausgegeben von A. Stern. Leipzig, Kahnt Nachfolger. 1888. 8. 7 M.
3. Rheinisch-Westfälisches Dichterbuch. Herausgegeben von Paul Baehr. Paderborn, F. Schöningh. 1888. 8. 4 M.

Meine seinerzeit als Leitartikel in d. Bl. erschienene allgemeine Studie über Anthologien im Auge, sind wir im Stande, jede neue anthologische Erscheinung auf Grund dieses Werthmessers sofort zu bestimmen und zu beurtheilen.

„Ideale Lebensbilder“ (Nr. 1) bezeichnet E. Rudorff selbst als Zusammenstellung, und es ist auch nichts mehr, als eben die einfachste Art derselben, eine Dutzend-Anthologie, wie solche heute den Büchermarkt überschwemmen. Es finden sich darin schwache, bessere und gute Gedichte, bekannte und dazwischen eingestreute unbekannte Namen. Der Titel „Ideale Lebensbilder in Dichtersprüchen“ ist übrigens auch nicht richtig, es ist ja keine Spruch-, sondern eine einfache Gedichtsammlung.

Anders stellt sich schon Nr. 2 dar: „Die Musik in der deutschen Dichtung“, freilich auch von dem Literarhistoriker A. Stern mit kundiger Feder literarstatistisch redigirt. Das Thema wendet sich an eine stattliche Anzahl theilnahmvoller Leser, ist systematisch gegliedert, aber nur noch lange nicht genügend erschöpft. Das wäre der einzige Vorwurf, den ich machen könnte, welchen indeß der Herausgeber leicht von sich abwälzen kann, indem er sich darauf beruft, daß sein Buch ja eben eine Anthologie, eine Auslese sei. Dem Thema nach ist das Werk Otto Ginschner's „Musikalischen Aphorismen“ an die Seite zu stellen.

Paul Baehr's „Rheinisch-Westfälisches Dichterbuch“ (Nr. 3) ist das Beste dieser Terne; hier wird uns ein Stück specieller Literaturgeschichte geboten, welche sich mit einem bestimmt abgegrenzten Gebiete befaßt. Wir haben es hier mit einem Ausschnitt, ich möchte sagen geographischer Literatur zu thun. Das macht solche Arbeiten werthvoll und gibt ihnen zugleich ein heimatliches Gepräge. Diese Art geographisch begrenzter Literatur zu treiben ist nicht immer anwendbar, man denke z. B. an den Versuch einer österreichischen Literaturgeschichte. Eine solche ist schon vom nationalen Standpunkte nicht gut möglich. Ein rheinisch-westfälisches Dichterbuch hingegen ist ein ganz geeignetes Thema. Hier ist das locale Moment ganz leicht erfaßbar, ja fordert geradezu heraus, als leitender Faden benutzt zu werden. Es war demzufolge ein guter Griff, den Baehr gethan, als er sein Werk entstehen ließ, und eine derartige Anthologie hat auch literarhistorischen Werth.

Die erste Hälfte des Werks behandelt die rheinischen, die zweite die westfälischen Dichter in alphabetischer Folge. Ueber jeden werden kurze biographische und bibliographische Angaben und dann einige charakterisirende, gleichsam illustrirende Proben geboten.

Machen wir eine Stichprobe. Seite 538 fg. ist Friedrich Wilhelm Weber, der Dichter des Epos „Dreizehnlinden“, behandelt. Wir erfahren das Wissenswertheste über diesen beliebten modernen Poeten, worauf ihm selbst das Wort ertheilt wird und in einigen gut gewählten Proben der Dichter für sich selbst spricht.

Baehr's stattliches Buch darf durchaus nicht mit andern Anthologien in eine Reihe gestellt werden; mag die größere Menge von Anthologien mit Recht ablehnend behandelt werden, eine solche wie die vorliegende und Stern's „Musik in der deutschen Dichtung“ erbringen den Beweis für die Berechtigung und Nothwendigkeit anthologischer Literatur. Eduard Maria Schranka.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

„Zwei kurze Studien über Dante“ ist der Titel einer Schrift von Franz Delitzsch, die in der „Academy“ vom 21. Juli ihre Würdigung findet: „Der Veteran unter den Hebraisten hat zum zweiten male in seinem Leben genaue Forschungen über Dante angestellt und das Ergebniß der bedeutenden Arbeit liegt nun vor uns. Denselben unermüdlichen Fleiße, den wir in allen Werken Delitzsch's begegnen — wir brauchen nur auf seine «fortgesetzten Studien» hinzuweisen —, begegnen wir auch hier. . . . Den Italienern, die gewohnt sind Dante's «Göttliche Komödie» als eine zweite Bibel anzusehen, kann Delitzsch's Werk warm empfohlen werden, besonders was die Erklärungen im ersten Gesange des «Inferno» anbelangt. . . . Die Vielseitigkeit des großen Gelehrten wird neuerdings durch seine Veröffentlichung «Iris. Farbenstudien und Blumenstücke» bewiesen. Diejenigen, welche die Vereinigung schulgerechter Genauigkeit und poetischen Gefühlsreichthums billigen, werden diesem kleinen Werke ein herzliches Willkommen zutheil werden lassen. Es sind reizende Vorträge und Studien über Gegenstände, die mehr oder minder mit Blumen zusammenhängen. Der Stil läßt sich oft als «Plauderei» bezeichnen. Die Mannichfaltigkeit literarischer und historischer Notizen kann mehrfach als ein «zu viel» angesehen werden. . . . Die Ideen erscheinen auch den praktischen Leuten unsers Jahrhunderts zu entfernt vom

wirklichen Leben und tragen dazu bei, den Vorwurf zu bestätigen, der dem Verfasser wegen seiner überströmenden Empfindsamkeit gemacht wird. Aber alles in allem ist das Buch ein durch und durch aufrichtiger Ausdruck des Charakters, und es ist gut, daß einige Gelehrte diese Mischung von männlicher und weiblicher Anschauungsweise sich zu veröffentlichen getrauen. . . . Viel Vergnügen und Nutzen kann dieses Buch liefern, wenn es in der rechten Stimmung gelesen wird. Zwei Essays: «Die Bibel und der Wein» und die «Beziehungen des Tanzes zu den Vorschriften des Pentateuch» sind bereits ins Englische übertragen." (Vgl. unsere Anzeige in Nr. 24 d. Bl.)

Dieselbe Nummer der „Academy" äußert sich über „Theodor Althaus, ein Lebensbild" von Friedrich Althaus dahin, daß in diesem Werke „ein edles brüderliches Denkmal einem Manne errichtet ist, der 1848—49 großen Antheil an den politischen Kämpfen Deutschlands nahm, eines jener Helden, die für Freiheit und Einheit starben. . . . Als einen historischen Beitrag zur Kenntniß dieser Sturm- und Drangperiode, in welcher Luftschlösser mit der größten Leidenschaftlichkeit verfolgt wurden, und während derselben unzählige Märtyrer litten und bluteten, ist dieses Buch von unantastbarem Werthe und steht demselben eine große Zukunft bevor."

F. W. Marfill spricht sich in demselben Blatte über zwei Werke aus, die sich die Literatur und Sprache in Georgien zum Vorwurf genommen haben: R. von Erckert's „Der Kaukasus und seine Völker" und Leist's „Georgische Dichter". „Es gibt wenige Länder in der Welt, welche dem großen Publikum so unbekannt sind, wie der Kaukasus, trotzdem derselbe noch zu Europa gehört (?). Wir wissen kaum den Unterschied zwischen Mingrelisch, Suanetisch und Lazisch anzugeben, obgleich über 1,100000 Menschen jede dieser verschiedenen Sprachen reden. Es ist daher ein außerordentliches Verdienst dieser deutsch-russischen Offiziere, solche Wissenschaft aus dem Dunkel hervorgezogen zu haben. Es ist doppelt anzuerkennen, da Mingrelien keine geschriebene Literatur besitzt oder irgendwelche andere Werke, die als Studium dienen konnten. Es beruht alles auf mündlicher Ueberlieferung. Man weiß noch nicht einmal, zu welcher Sprachfamilie die kaukasischen Idiome gezählt werden sollen. R. von Erckert schreibt sie den «iberischen» Dialekten zu, weil ihre Wort- und Satzbildung, sowie einige Vocale mit dem Baskischen übereinstimmen. . . . Die georgische oder kartwelische Literatur ist sehr reich. Ihre Hauptsitze liegen in den Klöstern um Tiflis, doch lernen wir auch Laiendichter kennen. . . . Durch beide Bücher ist der Philologie ein sehr bedeutender Dienst geleistet."

Frederick Wedmore kritisirt in derselben Nummer „Die altchristliche Fresken- und Mosaikmalerei" von Otto Pohl und die Abhandlung von Max Lehrs: „Der deutsche und der niederländische Kupferstich des 15. Jahrhunderts in den kleinern Sammlungen" aus dem jüngsten Heft des „Repertorium für Kunstwissenschaft". Von ersterm heißt es: „Der größte Werth dieses kleinen Buchs liegt in dem zweiten Kapitel: «Die Monumente der altchristlichen Malerei», in den andern kommen verschiedene paradoxe Ansichten vor. . . . Es kann als interessante Studie gelesen werden. Max Lehrs sucht seinerseits den Spuren der altdeutschen und niederländischen Kupferstecherei nachzugehen. Die Haltung des Verfassers zu seinem Gegenstande ist freundlich und anerkennenswerth, versinkt aber leicht in das schmelzende Eis des Nordpolmeers." (?)

— Die „Illustracione iberica y americana" vom 19. Juli bespricht Dr. Eckstein's „Besuch im Carcer", der im Spanischen den Titel führt: „Aventuros de los Amigo de colegio". „Wenn man der Arbeit auch nicht gesunden Humor absprechen kann, so fehlt ihr jedoch jedes literarische Verdienst, und müssen wir uns streng gegen die Wiederholung solcher «Blödheiten» verwahren. Bei den jugendlichen Lesern, für die sie nur berechnet sind, wecken sie Nachahmungstrieb und Abenteuerlust, revolutionären Sinn, Unehrerbietigkeit und Faulheit. . . . Sie lockern die Zucht und bringen Zweifel in die Autorität des Lehrers. Die verehrten Patres der Gesellschaft Jesu, denen die Erziehung unserer männlichen Jugend anvertraut ist, haben schon Mühe genug mit unsern Söhnen. Ihr schweres Los braucht ihnen nicht von einem deutschen unchristlichen Schriftsteller erschwert zu werden."

Bibliographie.

Antal, G. v., Die holländische Philosophie im 19. Jahrhundert. Eine Studie. Utrecht. Gr. 8. 2 M.

Baumgarten, H., Zum Gedächtniß Kaiser Friedrichs. Rede. Straßburg, Heitz. Gr. 8. 40 Pf.

Das Bild der Wendengöttin. Sagen-Dichtung von W. Arminius. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Binder-Krieglstein, C., Világos. Historisches Trauerspiel. Dresden, Pierson. 8. 2 M. 50 Pf.

Bleibtreu, K., Friedrich der Große bei Collin. (18. Juni 1757.) Eine Studie. Berlin, F. Luckhardt. 8. 3 M.

Böhme, A., Eine Radfahrer-Brautfahrt. In volkstümlicher Naivität verfaßtes Radfahrer-Lustspiel. Leipzig, Knaur. 8. 50 Pf.

Boulanger, Deutschlands Feldzug gegen Frankreich 1870—71. 1ste Lfg. Wien, O. Frank's Nachf. Lex.-8. 40 Pf.

Braun, J., Vier Tage. Der Himmelstag. Der Erdentag. Der Gerichtstag. Der ewige Tag. Lieder und Weisen. Paderborn, F. Schöningh. 12. 4 M. 50 Pf.

Claus, C., Ueber die Werthschätzung der natürlichen Zuchtwahl als Erklärungsprincip. Vortrag. Wien, Hölder. Gr. 8. 1 M.

Danilewsky, G. P., Fenitschka. Erzählung. Aus dem Russischen von L. A. Hauff. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Dedenroth, E. H. v., Für Sie! Erzählung. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Ehrlich, H., Wagner'sche Kunst und wahres Christenthum. Offener Brief an den Hofprediger und Garnisonprediger Emil Frommel. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 8. 60 Pf.

Fest-Schrift zur Centenar-Feier Ludwigs I., Königs von Bayern. Von bayerischen Schriftstellern und Künstlern. München, Franz. Gr. 4. 1 M.

Fischer, K., Goethe-Schriften. I. Goethes Iphigenie. Festvortrag. Heidelberg, C. Winter. 8. 1 M. 20 Pf.

Güdemann, M., Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der abendländischen Juden während des Mittelalters und der neueren Zeit. 3ter Bd. — A. u. d. T.: Geschichte des Erziehungswesens und der Cultur der Juden in Deutschland während des XIV. und XV. Jahrhunderts. Nebst bisher ungedruckten Beilagen. Wien, Hölder. Gr. 8. 7 M. 20 Pf.

Heer, J., Ferien an der Adria. Bilder aus Süd-Oesterreich. Frauenfeld, Huber. 8. 2 M. 40 Pf.

Kral, F., Die Alkoholfrage in Oesterreich und der Gesetzentwurf zur Hintanhaltung der Trunkenheit. Eine socialstatistische Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Augustin Lerchheimer (Prof. H. Witekind in Heidelberg), und seine Schrift wider den Hexenwahn. Lebensgeschichtliches und Abdruck der letzten vom Verfasser besorgten Ausgabe von 1597. Sprachlich bearbeitet durch A. Birlinger, herausgegeben von C. Binz. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Prutz, H., Gedächtnißrede auf weil. Se. Maj. Friedrich, deutschen Kaiser und König von Preußen, Rector magnificentissimus der Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. Königsberg, Koch. Gr. 8. 50 Pf.

Publicationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. Veranlaßt und unterstützt durch die k. Archiv-Verwaltung. 35ster Bd.: Die Verhandlungen Schwedens und seiner Verbündeten mit Wallenstein und dem Kaiser von 1631 bis 1634. Von G. Irmer. 1ster Thl.: 1631 und 1632. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 9 M.

Reidelbach, H., Ludwig I., König von Bayern. Mit besonderer Berücksichtigung seiner Kunstschöpfungen geschildert. Volks- und Schulausgabe des größeren Prachtwerkes: König Ludwig I. von Bayern und seine Kunstschöpfungen. Mit 167 Abbildungen. München, Franz. 8. 3 M. 60 Pf.

Schellwien, R., Optische Häresien, 1ste Folge, und das Gesetz der Polarität. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Schneider, F. J., Die zwölf Kämpfe des Herakles in der älteren griechischen Kunst. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Stokes, G. G., Das Licht. 12 Vorlesungen nebst 2 Vorlesungen über Absorption und Fluorescenz des Lichtes. Autorisirte deutsche Uebersetzung von O. Dziobek. Leipzig, Barth. Gr. 8. 5 M.

Tewes, F., Unsere Vorzeit. Ein Beitrag zur Urgeschichte und Altertumskunde Niedersachsens. Mit 140 Abbildungen. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 1 M.

Verne, J., Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen. 6te Serie. 39ste bis 62ste Lfg.: Der Archipel in Flammen. — Mathias Sandorf. — Robur der Sieger. Wien, Hartleben. Lex.-8. à 50 Pf.

Weiss, K., Richard Brinsley Sheridan als Lustspieldichter. Leipzig, Fock. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Wolf, G., Das Erdbeben an der Riviera am 23. Februar 1887, beschrieben nach seinem Verlauf, seinen Folgen und beleuchtet nach seinen Ursachen. Siegen. Gr. 8. 2 M.

Wolff, M., Unsere Erde keine Kugel!! Eine Zeit- und Streitschrift. Berlin, Wagner. Gr. 8. 50 Pf.

Zehren, C., Ueber Klippen. Erzählung. Dresden, Minden. 8. 3 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

HARAR.

Forschungsreise nach den Somal- und Galla-Ländern Ost-Afrikas.

Von

Dr. Philipp Paulitschke.

Nebst Beiträgen von **Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer** und **Dr. Heinrich Wichmann.**

Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die unter der Leitung von Dr. Kammel von Hardegger und Prof. Dr. Paulitschke unternommene österreichische Expedition führte nach Harar, der bedeutendsten Handelsstadt auf dem geheimnissvollen Osthorn Afrikas. Vom Golf von Aden durch eine weite, von den blutgierigen Somal durchzogene Wüste getrennt, sind diese Theile Afrikas, die fruchtbaren Gallaländer, das Ziel der colonialen Bestrebungen Englands, Italiens und Frankreichs. Der Verfasser bringt die reichen Ergebnisse der Reise in diese noch wenig bekannten Gegenden in einer den Fachmann wie den Laien gleich anziehenden Weise zur Darstellung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Confucius und seine Lehre.

Von

Georg von der Gabelentz.

Mit Titelbild. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Der als hervorragender Kenner der ostasiatischen Sprachen und Literaturen bekannte Verfasser, Professor an der Universität Leipzig, gibt in dieser für weitere Kreise bestimmten Schrift eine Uebersicht über Entwickelung und Bedeutung der Lehre des Confucius und bietet dadurch zugleich interessante Einblicke in chinesische Sitten.

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage. **Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge** bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- und Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch **die Direktion,** sowie durch die Filialen der Firma **Rudolf Mosse.**

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Günthner, E., Calderon und seine Werke. Zwei Bände. 8. (XLVIII u. 774 S.) M. 8; geb. in einem Band (Leinwand mit Lederrücken und Rothschnitt) M. 10.50.

I. Band: Calderon-Literatur. Leben des Dichters. Religiöse, symbolische, mythologische und Ritterschauspiele. Mit Calderons Bildniß. (XL u. 336 S.) M. 4.

II. Band: Lustspiele. Heroische und geschichtliche Dramen. Geistliche Festspiele. (VIII u. 438 S.) M. 4.

Die Ueberzeugung, daß trotz der vielen, gerade in Deutschland über Calderon erschienenen literar-historischen Schriften, Ausgaben und Uebersetzungen, gleichwohl die Bekanntschaft mit den Werken des großen Dichters in weiteren Kreisen noch vieles zu wünschen übrig läßt, bestimmten den Verfasser zur Veröffentlichung seiner Calderonstudien. Als Hauptzweck schwebte ihm vor, die vorzüglichsten Werke des Dichters durch ausführliche, den Gedankengang und die Schönheiten des spanischen Originals getreu wiedergebende Analysen des Inhaltes sammt den nothwendigsten Erläuterungen, namentlich in ästhetischer Hinsicht und in Bezug auf die Entstehung oder geschichtliche Grundlage des betreffenden Stückes, weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 8. Aufl. Mit Illustrationen. 8. 1 M.



Die 114te Königlich Sächsische Landes-Lotterie

enthält unter **100,000** Nummern **50,000** Gewinne im Betrage von **18,135,000** M., dabei Haupttreffer von

500,000, 300,000, 200,000, 150,000, 100,000 Mark u. s. w.

Diese Gewinne sind auf 5 Ziehungen vertheilt, welche in **Leipzig** stattfinden wie folgt: die 1. mit **3,500** Gew. im Betrage v. **567,750** M. am 9. u. 10. Juli, die 2. mit **3,500** Gew. im Betr. v. **813,000** M. am 6. u. 7. Aug., die 3. mit **3,500** Gew. im Betr. v. **1,062,990** M. am 3. u. 4. Sept., die 4. mit **3,500** Gew. im Betr. v. **1,320,920** M. am 1. u. 2. October und die 5. mit **36,000** Gew. im Betr. v. **14,370,340** M. v. 3.—24. November 1888. **Original-Lose** dazu sind von dem unterzeichneten konzessionirten Kgl. Sächs. Lotterie-Kollekteur zum Planpreise zu haben, welcher beträgt

für Voll-Lose: (exkl. 55 Pf., vom Auslande 75 Pf. für Porto und Liste) 210 M. — Pf. für 1/1. 105 M. — Pf. für 1/2. 42 M. — Pf. für 1/5.

für Klassen-Lose: (exkl. 1 M. f. Porto bis mit 5. Klasse und Listen) 42 M. — Pf. für 1/1. 21 M. — Pf. für 1/2. 8 M. 40 Pf. für 1/5.

Voll-Lose haben für alle 5 Klassen Gültigkeit und erfordern dadurch für die ganze Lotterie nur einer einmaligen **eingeschriebenen** Zusendung. — Für **Voll-Los**-Nummern, welche in einer der ersten vier Klassen gewinnen, werden die im Voraus bezahlten Einlagen, Schreibgebühren und Reichsstempelsteuern bei Erhebung des Gewinnbetrags gleichzeitig mit zurück vergütet. — **Klassen-Lose** gewähren nur Anspruch auf Gewinne in der Klasse, auf welche solche lauten und sind zu jeder folgenden Ziehung zu erneuern. — Bei **Kauf-Losen,** d. i. bei **Klassen-Losen,** welche erst nach Ziehung der 1., 2., 3. oder 4. Klasse gekauft werden, sind die bereits gezogenen Klassen nachzuzahlen. — **Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit. — Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort.**

Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorfer-Strasse No. 5.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 36. — 6. September 1888.

Des „Goethe-Jahrbuchs“ neunter Band.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Neunter Band. Mit dem dritten Bericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1888. Gr. 8. 10 M.

Das Erscheinen eines neuen Bandes des „Goethe-Jahrbuchs“ ist immer ein wichtiges Ereigniß für die Goethe-Gemeinde, wenn auch nicht ein Band so Reichhaltiges und Neues bringt wie der andere. Der vorliegende neunte Band wird eingeleitet durch eine schwungvolle Dichtung von Paul Heyse: „Das Goethe-Haus in Weimar“:

Thut sie sich endlich auf mit Feierklang,
Gehorsam einem edeln Fürstenworte,
Die eigensinnig streng verschlossne Pforte?
Die Schwelle, die ein halb Jahrhundert lang,
Trotz ungeduld'gen Pochens, frommer Bitten,
Kein andachtsvoller Fremdling mehr beschritten,
Von Staub und Moder ist sie rein gekehrt,
Kein Hüter lauert, der den Zutritt wehrt,
Und wie des abgeschiednen Hausherrn Gruß
Erglänzt das Salve! unter deinem Fuß.

Wir treten mit dem Dichter ein in das Goethe-Haus, steigen die Stufen hinan:

Warum so zaudernd mußt du aufwärts streben?
Sieht dich nicht alles traulich heiter an?
Doch du, mit scheuen Herzensschlägen,
Wie unter mächt'gem Geisterbann,
Als gingst du Offenbarungen entgegen
Aus jener Welt, draus keiner wiederkehrt,
Vermagst den Fuß nur stockend zu bewegen
Und stehst und träumst? Siehst du Gesichte
Aus des Jahrhunderts goldnem Morgenlichte,
Wo Er noch dieser Stufen sanfte Bahn,
Das Haupt hochtragend, schritt hinan,
Als wandle nur sein Schatten dir zur Seite,
Dem schüchternen Besucher zum Geleite,
Das Herz dir treffend mit dem Feuerblick?
O kehrt' er von den Schatten heut zurück,
Er spräche Muth dir ein: „Sei nicht verzagt,
Du, dem noch hell des Wirkens Sonne tagt.
In diesen Mauern, die ihr heilig sprecht,
Durchlebten unsern Tag wir schlecht und recht,
Thut nun das Eure, thut's und wartet still,
Ob Zeit auch eure Saaten reifen will.
Doch wenn ihr hoher Vorwelt Geister ehrt,
Zu wandeln, wo sie wohnten, seid ihr werth.“

Der Dichter führt uns nun an Goethe's gesammelten Kunstwerken vorüber, an den Bildern Christianens, der Vielgelästerten, des Sohnes, der Schwiegertochter, der Enkel, der Freunde und Freundinnen. Wir durchwandern die Sammlung der Majoliken, Bronzen, Gipse, Handzeichnungen:

So ward zum Pantheon dies enge Haus
Und schmückte sich mit Götterbildern aus.
Gemächer, Säle, Winkelchen und Gänge —
Sie fassen kaum der Kostbarkeiten Menge.
O Tage, Wochen, Monde hier verweilen,
Nicht nur mit Neugierhast vorübereilen,
In diesen Mappen jedes Blatt betrachten,
Im Glasgehäuse jedes Ziergeräth,
An Wand und Sims das Kleinste selbst beachten,
Geweiht durch seines Blickes Majestät,
Und in den Zügen dieser Büsten spähn,
Was geistverwandt sein Auge drin gesehn!

Und nun die Gebilde der Natur, Gesteine, Erze, Pflanzen, die Zeugen seiner Studien. Wir treten in den einfachen Empfangssaal, welchen Goethe edelster Geselligkeit geweiht. Mit kurzen geistvollen Schlagworten schildert uns der Dichter die Gäste dieses Hauses: Schiller, Herder, Wieland, die Brüder Humboldt, Voß, die Staël, den Knaben Mendelssohn-Bartholdy und seinen Lehrer Zelter, Grillparzer u. a.:

Doch wir — von Schatten nur sind wir umringt,
Die unser Herzblut nicht zum Sprechen bringt.

Wir sehn sein leuchtend Bildniß an der Wand,
Den ernsten Blick groß von uns abgewandt,
Und nur mit Zögern naht sich unser Fuß
Dem Allerheiligsten des Genius,
Der stillen Werkstatt, wo dem Lärm entrückt
Der Immerthätige geforscht, gesonnen
Und sich und uns das Köstlichste gewonnen.
Wie aber wird das Herz uns hier bedrückt!
Wie unfroh dieser Raum, wie eng umschränkt!
Wie tief herab die Decke hängt!
Kein Bild, kein Teppich, keine Zier
An Sesseln, Tischen, Pulten hier,
Nur was dem nacktesten Bedürfniß diene,
Daß einem Pfarrer, Lehrer, Richter,
Und lebt' er auf dem Dorf in schlichter
Genügsamkeit, zu arm der Hausrath schiene.
Ihm aber gnügt' er. Nur gekehrt nach innen,
Nichts Sinnliches darf stören ihn im Sinnen.
Wie tausendmal durchschritt er dies Gemach,
Indeß gebückt am Tisch der Schreiber lauschte,
Aufzeichnend, was beseelt die Lippe sprach,
Wenn von dem innern Ohr der Quell der Dichtung rauschte.
Sein Blick hing an dem Sonnenstrahl,
Der durch des Ladens Spalt sich in das Dunkel stahl,
Und farbenreich durch den Krystall gebrochen
Geheim Gesetz ihm ausgesprochen. —

Und wenn von strengem Werk ermattet
Er innehaltend hin zum Fenster trat,
Sah sprossen er des Gärtchens junge Saat
Und hörte, wie in Spiel und muntrem Lauf
Der Enkel Stimme klang herauf,
Daß auf der Menschheit Höhn, wo sich sein Geist erging,
Ein warmer Lebenshauch sein Herz umfing. —
Ach, wird in diesen engen Wänden
Die Seele trauervoll beklemmt,
Als ob wir in dem leeren Käfig ständen,
Der eines Adlers Flügelkraft gehemmt!
Nicht kann der Frühlingssonnenstrahl,
Der sanft den Garten überglänzt, uns trösten.
Wie hätten jenem Edelsten und Größten
Ein Leben wir gegönnt fern jeder dumpfen Qual!
Statt daß er hier im niedern Raum
Zu Ende träumte seines Lebens Traum
Und, wenn er späte Mitternacht
Einsam am Pult herangewacht,
Im schmalen Kämmerlein zur Seiten
Sich ließ sein dürftig Bett bereiten,
Wo ihm das Haupt ein leichter Schlaf umwob,
Bis ihn ein letzter allen Erdenmühen
Mit sanfter Freundeshand enthob.
Doch kaum, daß dieser Flammenblicke Glühen,
Erloschen war, so ging ein tief Erschüttern
Rings durch die Welt, als sei sie selbst bedroht
Von Todesnacht, und durch die Lüfte zittern
Hört man den Klageruf: der große Pan ist todt! —

An seiner Gruft vorüber gehn die Zeiten,
Und wechselnd regt sich der Parteien Toben
Im Kampf, den nimmer wir zu Ende streiten.
Er aber steht in seiner Ruhe droben,
Und wie der Nordstern, jetzt von Nebeldunst umwoben,
Jetzt klar herabglänzt in der Wogen Spiel,
Ein unverrückbar leuchtend Ziel
Dem Schiffer weisend, so aus Sternenklarheit
Hernieder sendet er den Strahl der Wahrheit
Und leitet durch den Sturm den schwanken Kiel.
So wird die Spur von seinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn,
Und die in dunklen Lebensfragen
Verirrt und bang nach einem Führer spähn,
Hierher, zu dieses Hauses ernstem Frieden
Hinflüchten mögen sich die Zweifelsmüden,
Zu lernen, wie entsagungsvoll begnügt
Des Glückes Liebling selbst sich dem Geschick gefügt.
Und scheiden sie von diesem heil'gen Ort,
Wird als Geleitspruch sie umschweben
Das tapfere und siegesfreud'ge Wort
Deß, der ein Kämpfer war: Gedenk zu leben!

Es ist eine unliebe Aufgabe, aus einem schönen Werke der Dichtung einen dürftigen Auszug herzustellen, und da doch diese Blätter der literarischen Unterhaltung gewidmet sind, glaubte der Berichterstatter einige Glanzstellen des Gedichts vorführen zu dürfen, zugleich um zu erweisen, wie geschickt und feinsinnig der Dichter an einer ganzen Reihe von Stellen Worte des Meisters in seine Dichtung verwoben hat. So treten wir durch Paul Heyse's schönes Werk wie durch eine glänzende, die weihevollste Stimmung hervorrufende Vorhalle in das Goethe-Haus ein.

Der neuen Mittheilungen von Goethe'schen Dichtungen und Briefen oder gleichzeitigen Aufzeichnungen über ihn finden wir im neunten Bande verhältnißmäßig nicht viel. Zunächst einige schöne Bruchstücke aus dem „Befreiten Prometheus“, welche den Dichter Mitte der neunziger Jahre beschäftigte, ohne daß er über die ersten Anfänge weitergeführt ward. Sodann ein poetischer Epilog zum „Faust“, in Form und Gedankeninhalt der „Zueignung“ entsprechend, wol Ende der neunziger Jahre entstanden. Sehr hübsch ist einer von den Tieffurter Späßen, ein Gedicht „Goethe und die jüngste Niobetochter“, von Papa Wieland, welcher danach sich in die Ausdrucksweise Goethe's, den er nach seinen eigenen Worten wie seinen eingeborenen Sohn liebte, recht gut eingelebt hatte; über Zeit und Veranlassung der Entstehung des Gedichts ist leider nichts mitgetheilt. Ein Auszug aus einem Briefe von Klinger an Lenz zeigt uns, in welcher großartigen Weise der junge Goethe seinen frankfurter Landsmann unterstützte.

Sehr anziehend ist die fünfte Mittheilung, Aufzeichnungen des Oberberghauptmanns von Trebra über sein wiederholtes Zusammentreffen mit Goethe. Die Blätter wurden 1813, wol als erbetener Stoff zu „Dichtung und Wahrheit“, Goethe zugestellt. Trebra schildert zunächst eine fröhliche Festzeit Sommer 1776 zu Ilmenau bei der Wiedereröffnung des ilmenauer Bergwerks. Es muß toll genug dabei hergegangen sein:

Frohheit war die Losung und es schien wohl, als ob man nur darum mit Gefahr des Kopfes und Kragens mühselig genug in die Tiefe der mit Stölln durchschnittenen Felsen mehrmals hinabsteige, damit an der Mittagstafel nachher desto schmackhafter das muntere Glückauf in vollen Bechern die Runde laufen könnte. Bald stimmte sich der Ton völlig studentikos, denn es war nur ein einziger dabei, welchen eine Mandel schon verflossener Jahre vom Studenten trennte, der sich aber auch bald wieder zurückjubeln ließ in jene harmlose Studentenfidelität. Ich war nur seit

wenigen Tagen erst in diesen lebenvollen Cirkel eingetreten, angeschwommen aus einer Region her, wo naher und ferner Dienstverhältnisse wegen das Benehmen geräuschlos, sehr klüglich still und forschend aus andern eingerichtet sein mußte, alle frohe Herzensergießung zurückpressend — hier war alles erlaubt. Unbewacht ausgelassen zu sein, war hier, wo nicht gefordert, doch nicht ungern gesehen, wohl gar gewünscht. So hatte auch ich, nach vorleuchtendem hohen Beispiel, bald die Ueberzeugung erlangt, obwohl auch bis hierher Behutsamkeit gebietende Dienstverhältnisse mich begleitet hatten; denn daß alle übrige, hoher Adel und niederer, und Bürger es glaubten, bewiesen allesammt mit Händen und Beinen, im Gebrauch gegen sich untereinander und gegen die Höhern. Nicht das — flüsterte der Ernstere von ihnen mir zu, den ich schon vom ersten Moment der Bekanntschaft an im Auge behielt — nur von ihren Leibern haltet euch fern und duldet lieber, was sie körperlich euch zufügen, wenn sie sich zur handfälligen Lustigkeit herablassen.

Dieser Ernstere aber ist Goethe. Das Mittagsmahl in dem nahen Stützerbach wird eingenommen in dem Hause eines wohlhabenden Kaufmanns:

In der sehr reinlich bürgerlich verzierten Stube, worinnen die Tafel vorgerichtet war, hing dieser gegenüber ein Oelgemälde des wohlberühmten Kaufmanns, Lebensgröße im Bruststück, die eine Hand mit langer Manschette im Busen, das kaufmännisch breite, zahme Gesicht, durch sehr weißgepuderte buschige Perücke sehr herrlich verziert. Manche Gesundheit wurde diesem, nur im Oelgemälde anwesenden Besitzer der Handlung während der Mittagstafel zugetrunken. Nun sie aufgehoben war, suchte man das Original im untern Theile seines Hauses, in seinen Waarengewölben auf, und da, um es auch an handgreiflicher Verspottung nicht fehlen zu lassen, wurden ihm von der Gesellschaft manche leere und volle Tonnen, Kisten und Kästen, Waaren, die mit Pfeffer und Ingwer, Zucker und Kaffee und Taback überschrieben und mannichfachen kaufmännischen Bezeichnungen von Ankern und Triangeln geziert waren, vors Haus getragen und manches gar den Berg hinuntergekollert. In diese etwas weit getriebenen zudringlichen Späße der frohreichen Gesellschaft hatte sich der ernstere Geselle nicht eingelassen. Dieser hatte während des Unfugs im Handelsmagazin der untern Region des Hauses ein Gemälde in dem obern Zimmer vorbereitet, das sehr eigen in seiner Art, ganz darauf abgemessen war, die höchste Lächerlichkeit darzustellen. Von jenem bürgerlich eleganten Kaufherrns-Porträt hatte er das breite, blonde, fade Gesicht ausgeschnitten; durch die hiermit erlangte Oeffnung schob er sein eigenes männlich braunes, geistiges Gesicht, mit den flammenden schwarzen Augen, zwischen der weißen, dicken Perrüke durch, setzte sich auf einen Lehnstuhl, stellte das Gemälde im goldnen Rahmen vor sich auf die Knie und verhing die Beine mit einem weißen Tuche. So wie die lustige Gesellschaft endlich wieder heraufgetobt war, um in dem Speisezimmer Kaffee zu trinken, öffnete sich die Thür der daranstoßenden Kammer und das Contrastporträt zog überraschend hin, beides zum Gelächter und zum Denken zugleich.

Das war freilich ein toller Uebermuth, welchen der wackere Handelsherr der stützerbacher Glashütten recht sehr übelnehmen konnte. Wir ersehen aber aus Trebra's Aufzeichnungen, daß derselbe Tollkopf in jenen bewegten Tagen ein Bild der Gegend von Ilmenau zeichnet, mit Fichten bewaldete Bergköpfe, von brauendem Nebel verhüllt:

und es waren noch manche andere Zeichen reinsten Edelsinns, entschiedener Klugheit zwischen allen, oft auch argen Lustigkeiten des freundschaftlich leitenden Genius, in dem kurzen und oft wildrigen Zusammensein mit ihm zu bemerken gewesen.

Nur daß ihm Goethe sagte, er habe mitten im Winter um Weihnachten bei großem Schnee und heftiger Kälte den Brocken bestiegen, wollte Trebra nicht einleuchten. Wir wissen, daß Goethe allerdings im December 1777 dieses Wagestück ausgeführt hat; aber er konnte im Sommer 1776 noch nicht davon erzählen, folgeweise liegt hier ein Irrthum Trebra's vor. Goethe kann ihm von jener Winterbrockenfahrt erst Herbst 1783 bei dem zweiten Besuch des Harzes erzählt haben, was auch der Führer, welcher ihn 1777 über den gefrorenen tiefen Schnee auf den Brocken gebracht, bestätigte. Am Fuße der Rehberger Klippe finden die beiden Freunde Trümmer eines Gesteins, welches in engster Verbindung Granit mit feuerverwandeltem Thonschiefer zeigt. Dahin müssen wir, spricht Goethe. „Behutsam, vorsichtig! Wir können die Beine dabei brechen!“ mahnt Trebra, denn die moosbedeckten schlüpfrigen Felsstücke liegen gefahrvoll durcheinander. „Nur fort, nur fort!“ ist Goethe's Antwort; „wir müssen noch zu großen Ehren kommen, ehe wir die Hälse brechen!“ Und so hinauf zur Felswand; aber sie ist zu hoch, als daß man die beide Gesteinsformen verbindende Stelle auch nur mit den Händen erreichen könnte. Trebra stellt sich an den Fels, Goethe schwingt sich auf seinen Rücken, die seltsame Vereinigung plutonischen und neptunischen Gesteins zu beschauen, zu betasten. Dreißig Jahre danach, Eingang 1813, schreibt Trebra diese Erinnerungen für „Dichtung und Wahrheit“ nieder, aber noch immer gedenkt er der „Zeichen reinsten Edelsinns, entschiedener Klugheit zwischen allen, oft auch argen Lustigkeiten“.

Rasch vorübergehen dürfen wir an einer Anzahl von Briefen der Gebrüder Grimm an Goethe; es handelt sich darin um serbische, schwedische, dänische, isländische Volkslieder, um das Hildebrandslied, die Hausmärchen, die deutschen Sagen und andere im zweiten Jahrzehnt veröffentlichte Werke der Gebrüder Grimm, um die Errichtung einer deutschen Gesellschaft für Geschichte und Sprache und anderes; Goethe ist hierbei nur durch ein Schreiben an Karl August vertreten. Zwei Briefe Adam Müller's und ein Schreiben Heinrich von Kleist's, 1807 und 1808, werben um Goethe's Antheilnahme für den von jenen beiden herausgegebenen „Phöbus“; neue Briefe A. Schopenhauer's, 1815—18, beschäftigen sich mit Goethe's Farbenlehre. Alles Bisherige aus dem Goethe-Archiv, begleitet mit eingehenden Bemerkungen von F. Zarncke, E. Schmidt, B. Suphan, L. Geiger.

Es werden weiterhin mitgetheilt einige Schreiben Goethe's aus verschiedenen Sammlungen, sowie zwei Briefe Corneliens an Karoline Herder und eine unbekannte Friederike. Bedeutsamer ist ein Aufsatz von C. A. H. Burkhardt: „Zu Goethe's Briefen vom 1. April bis 18. October 1775.“ Der Verfasser fand im Goethe-Archiv ein Ausgabenverzeichniß von der Hand Philipp Seidel's, des Dieners unsers Dichters, über die in jenen 6½ Monaten abgegangenen Briefe und Packete, wobei in Betracht gezogen werden muß, daß Goethe von Mitte Mai bis gegen Ende

Juli seine bekannte erste Schweizerreise machte. Aus dieser Zeit sind uns gegenwärtig nur 50 Briefe Goethe's bekannt, während Seidel's Verzeichniß 194 Briefe und Packete aufzählt:

Wir kennen demnach für die kurze Zeit 144 Briefnummern nicht, wenn wir annehmen, daß den 29 Packetsendungen ebenso viel Briefe beilagen. Ebenso schwer fällt ins Gewicht, daß unser Verzeichniß 82 Adressen aufweist, während wir nach Strehlke und der weimarer Ausgabe nur 14 Beziehungen Goethe's kennen. Prüft man die Vollständigkeit der einzelnen Correspondenzen, so wird man finden, daß z. B. von Briefen Goethe's an Lavater nur 7 bekannt sind, während thatsächlich 17 in der bezeichneten Zeit geschrieben wurden. Von Briefen Goethe's an Merck sind 10, an Reich 7 geschrieben, während nur 2, bezüglich 4 bekannt sind. Derartige Aufstellungen ließe sich eine große Anzahl bewerkstelligen. — Ich halte es für überflüssig, näher auf andere Beziehungen Goethe's einzugehen; sie ergeben sich jedem, der solche sucht, leicht von selbst. Ich wünschte nur den Beweis zu führen, wie mangelhaft unsere Kenntniß von Goethe's Briefen noch ist und was bezüglich der Vollständigkeit unserer neuen Briefausgabe zu leisten ist. Ich glaube zwar, daß die Fingerzeige für die Nachforschungen nach unbekannten Goethe-Briefen zwar nicht immer von Erfolgen begleitet sein werden, aber für die Kritik wird mein Verzeichniß, das sich über die ganze Lebensthätigkeit Goethe's erstreckt, von großer Bedeutung sein, denn es wird sich mancher Brief durch dasselbe jetzt näher bestimmen lassen, der jetzt noch mit mangelhaftem Datum in Drucken oder im Manuscript vorliegt.

Es ist fast schwindelerregend, diese $4^1/_2$ Seiten engen Drucks zu übersehen und daraus der unglaublich vielseitigen Verbindungen Goethe's inne zu werden, darunter 68 Namen von Personen, deren briefliche Verbindung mit Goethe bisher unbekannt. Fast für jeden Tag sind 2—4 Briefe verzeichnet, für den 27. April 4 Packete und 7 Briefe, für den 8. August gar 12 Briefe. Es ist ein betrübender Gedanke, daß der allergrößte Theil dieser Briefe verloren ist, wol für alle Zeit verloren bleiben wird.

Anziehend ist der nächste nur drei Blätter umfassende Aufsatz: „Goethe und David Hartmann". Dieser letztere gehörte zu jenen frühreifen selbstbewußten jungen Poeten, die, ohne Nennenswerthes zu leisten, sich an Berühmtheiten herandrängen und sich als Genies aufspielen. Mit zwanzig Jahren Zögling des tübinger Stifts, stand David Hartmann in lebhaftem Briefwechsel mit den Zürichern Bodmer und Lavater, mit dem Gießener Schmidt, mit Denis in Wien u. a. Obgleich selber noch blutjung und seiner Meinung nach selbst ein Genie, schilt er im Briefwechsel mit Bodmer auf die „Frankfurter gelehrten Anzeigen", auf Herder's Büchlein von deutscher Art und Kunst, auf den „Götz von Berlichingen", schilt im Briefwechsel mit Lavater auf dessen Verbindung mit Goethe und stellt sich so an, als ob er Herder und Goethe vernichtet habe oder demnächst vernichten werde. Frühling 1774 reist der junge Heißsporn, als Professor der Philosophie nach Mitau berufen, über Frankfurt und besucht hier Goethe. Von da ab hören die absprechenden Urtheile über denselben mit einem mal gänzlich auf, ja, im Juli schreibt er an Bodmer: „Von Goethe in Frankfurt kann ich Ihnen sagen, daß er ein sehr guter Mann ist, mit dem ich in manchen Dingen mehr Interessantes gesprochen habe, als mit allen, die ich auf meiner Reise besucht habe."

Dann erscheint der „Werther". Hartmann liest ihn mit der jugendlichen Elise von der Recke und phantasirt sich völlig in die Werther-Stimmung hinein. „Nun lasse ich mich für Goethe tödten! Ich höre, daß nun Goethe bei dir ist und das freut mich für dich und ihn. Bitte Goethe, daß er mir schreibe — einen langen Brief, und das so oft, als er will. Nicht eine Stunde des Tags ist, in welcher ich mich nicht deiner und seiner erinnere", so schreibt der Bekehrte im Februar 1775 an Lavater. Er schwelgt in Werther'scher Todessehnsucht; am 5. November 1775 raffte den Dreiundzwanzigjährigen ein hitziges Fieber hinweg.

Was er in Prosa und Versen hinterlassen hat, ist vergessen; seine Bardengesänge, seine Jahresfeiern und sein „Sophron". Auf die Frage, was er noch hätte leisten können, gibt es keine Antwort. Immerhin beweist die Wandlung seines Urtheils über Goethe und noch mehr seines Urtheils über Herder, von dem er mit steigender Wärme und Zustimmung redet, daß der Jüngling, so anmaßend sein Auftreten gewesen, noch fähig war, zu lernen. Er selbst nannte sich starr und trotzig; um so ernsthafter war seine Verwandlung. In Schwaben ist sein frühzeitiger Tod tief betrauert worden.

Etwas abseits von dem Pfade der eigentlichen Goethe-Wissenschaft liegt der Aufsatz von Lionello Senigaglia mit dem Doppeltitel: „Goethe's Beziehungen zu Manzoni und andern Italienern. Briefwechsel zwischen Manzoni und Kanzler Friedrich von Müller." Es ist bekannt, daß Goethe etwa um 1820 sich für das aufgehende Gestirn Manzoni's lebhaft interessirte und auch öffentlich als Kunstrichter über Manzoni's Arbeiten sich anerkennend äußerte. Manzoni dankte Eingang 1821 in einem Briefe, welchen der achte Band des „Goethe-Jahrbuchs" mitgetheilt hat. Wie es scheint, hat Goethe Manzoni's Brief unbeantwortet gelassen, aber er verfolgte auch weiterhin die Fortschritte des Dichters, sprach vielfach über ihn in den Unterhaltungen mit den Freunden, las und pries Manzoni's „Verlobte", veranlaßte sogar in der Naivetät jener Zeit 1827 bei Frommann einen deutschen Nachdruck von Manzoni's Dichtungen, „Opere poetiche di Alessandro Manzoni con prefazione di Goethe", und schickte dem Verfasser das Buch mit schmeichelhafter Widmung in deutscher Sprache. Im Jahre 1829 reiste Kanzler von Müller nach Italien, besuchte Manzoni und wußte über dessen Dankbarkeit für den deutschen Dichterfürsten Erfreuliches zu berichten; Cattaneo, ein Freund Manzoni's, welcher bisher mehrfach den zwischen den Hauptpersonen stockenden Verkehr vermittelt hatte, spricht 1830 seine und Manzoni's Theilnahme bei dem Tode von Goethe's Sohn August aus. Frühling 1832 starb Goethe und im Sommer schreibt Kanzler von Müller an Manzoni, des großen Todten mit aller Verehrung gedenkend und warmen Antheil an Manzoni's Leben und Dichten aussprechend, wie um das gut zu machen, was Goethe verabsäumt. Manzoni, der Feind des Briefschreibens, antwortet im Spätjahr 1832 in freund-

licher Weise. All das ist im Grunde kein schwerwiegender Beitrag zu unserm Verständnisse Goethe's, aber es ist doch ein schätzenswerther Beitrag zu unserer Kenntniß des Allumfassenden, welcher von Weimar aus zu dem Engländer Carlyle und dem Italiener Manzoni die Fäden einer dereinstigen Weltliteratur zieht.

„Aus dem Briefwechsel von Fritz von Stein und Ludwig Zeerleder, mitgetheilt von Alfred Stern“, so ist der nächste Aufsatz überschrieben, wieder ein Beitrag aus den Nebenräumen der eigentlichen Goethe-Forschung. Ludwig Zeerleder, 1772—1840, später Bankier und Staatsmann zu Bern, lernte Fritz von Stein, den Ziehsohn Goethe's, wol 1793 bei einer Reise in Weimar kennen; dann trafen sich die beiden wieder auf der Handelsakademie zu Hamburg, danach in England. Mit der Trennung begann ein brieflicher Verkehr, welcher von 1794 bis 1815 währte. Fritz von Stein kehrte Frühling 1795 nach Weimar zurück und die Vermuthung liegt nahe, daß der Briefwechsel mit dem vertrauten Freunde viele Mittheilungen über die Größen des weimarischen Musenhofs brächte. Dem ist nicht also. Es war die Zeit der Entfremdung zwischen Goethe und Frau Charlotte von Stein, und Fritz, welcher beiden nahe stand, spricht sich nicht über Goethe aus. Wohl aber ist ein Wort über Herder, August 1795, sehr bezeichnend:

Vor einiger Zeit hat Herder eine Sammlung Gedichte herausgegeben unter dem Namen „Terpsichore“, worin viel vorzügliche sind. Ich gehe lieber mit seinen Gedichten als mit seiner Person um, denn das letzte ist sehr schwer. Seit ich zurückgekommen bin, stehe ich schon zweimal gut und dreimal schlecht mit ihm und weiß, was das schlimmste ist, weder wie ich zu dem einen, noch wie ich zu dem andern gekommen bin. Es ist miserabel, mit denen Menschen umgehen, die bis zur Krankheit reizbar und empfänglich sind, und man kann sich auf ihre Liebe ebenso wenig zugute thun, als über ihre Kälte betrüben, denn ein halb verstandenes Wort kann sie ganz umschaffen.

Stein geht mit Urlaub nach Breslau, dann nach dem damals preußischen Warschau, um in den größern preußischen Verhältnissen sich für die zukünftige Stellung in weimarischen Diensten vorzubereiten. Aber nachdem dies geschehen, hatte Fritz von Stein gar keine Lust, in die engen Verhältnisse seines Vaterlandes zurückzukehren, und Goethe, dem es vormals ähnlich ergangen, bestärkte seinen Zögling in dieser Ansicht; Karl August dagegen, welcher Fritz von Stein als Erzieher und Reisebegleiter des Erbprinzen Karl Friedrich festzuhalten wünschte, nahm dieses Bemühen Stein's, sich einen weitern Wirkungskreis zu gewinnen, übel und gab Stein den Abschied. Ueber diese Vorgänge geben die Briefe an Zeerleder eingehenden Aufschluß.

Die nächsten Jahre, diejenigen der Besetzung der Schweiz durch die Streitmacht der französischen Republik, der gründlichen Zerstörung alles Bestehenden, während Zeerleder daran dachte, auszuwandern und in Deutschland eine neue Heimat zu suchen, geben keinen Anlaß zu einer genauern Betrachtung des Briefwechsels. Aber es folgten schlimmere Zeiten, wenigstens für Fritz von Stein. Es folgt Jena und die Besetzung Schlesiens durch die Franzosen. Der Briefwechsel dauert fort, aber er berührt nur staatsmännische Fragen. Und so auch weiterhin. Die Freunde sahen sich nicht wieder, obwol Zeerleder als Gesandter der Schweiz beim Wiener Congreß nach Schlesien nicht weit zu reisen hatte. Mit dem Jahre 1815 erlöscht der Briefwechsel. Der schweizerische Freund starb 1840, Fritz von Stein vier Jahre später.

Was er in gemeinnütziger Thätigkeit bis zu seinem Ende in Schlesien geleistet hat, ist in dem Werkchen, das Goethe's an ihn gerichtete Briefe enthält, vollauf gewürdigt. Es sei dem daselbst Bemerkten noch hinzugefügt, daß F. von Stein im Jahre 1817, als die Bereisung der Provinzen durch die drei Minister Altenstein, Beyme und Klewitz stattfand, sich entschieden für eine „allgemeine selbständige Repräsentation“, „Verantwortlichkeit der Minister“, „Anzeige von Misbräuchen“, „Vorlegung des Bedarfs bei neuen Abgaben“ und gegen „blos berathende Concurrenz“ aussprach. In seinem ganzen Wirken offenbarte sich ein Geist dessen nicht unwürdig, der einst der Führer und Berather seiner Jugend gewesen war.

Ueber die zweite Hauptabtheilung des Buchs, die Abhandlungen, ist nicht leicht zu berichten, weil die Stoffe derselben der großen Zahl unserer Leser zu fern liegen, auch die Darstellung zu sehr ins einzelne gehend erscheint, um eine bequeme Entwickelung zu gestatten. Wir müssen uns daher mit kurzen Bemerkungen begnügen. Jakob Minor spricht über die Anfänge des „Wilhelm Meister“. Daß Goethe das Werk im Jahre 1777 begann, dieses Nachweises bedarf es nicht; der Verfasser will die Frage beantworten: Seit wann ist dieser oder jener Lebenskreis Goethe in der Beleuchtung oder unter dem Gesichtspunkte erschienen, aus welchem er ihn im „Wilhelm Meister“ betrachtet? Als solche Lebenskreise hebt der Verfasser hervor den Kaufmannsstand, den Stand des Schauspielers, die vornehme Welt. Er scheint zum Ergebnisse zu gelangen, daß die Grundanschauungen, welche Goethe im „Wilhelm Meister“ offenbart, hervorgegangen sind zumeist aus seinem Verhältnisse zu Frau von Stein und zu der vornehmen Welt in den achtziger Jahren, sodann ganz besonders aus den reifern Lebenserfahrungen der italienischen Reise. Noch kürzer können wir uns abfinden mit dem Aufsatze von Georg Ellinger über den Einfluß von Scarron's „Roman Comique“ auf Goethe's „Wilhelm Meister“. Der Verfasser weist nach, daß Goethe allem Anschein nach den „Roman Comique“ gekannt und eine Reihe von Motiven desselben seiner Arbeit eingefügt hat.

„Goethe's Faust und Hegel“ ist die dritte Abhandlung überschrieben. Der Verfasser weist nach, daß Hegel in seiner 1807 erschienenen „Phänomenologie des Geistes“ den philosophischen Grundgedanken des Faustfragments darlegt, ohne doch das Gedicht selbst zu nennen. Das Auffallende hierbei ist, daß dem Philosophen, wie es scheint, ein anderer Ausgang des ersten Theils vorschwebt, eine Gestalt des Gedichts, nach welcher Goethe „die Absicht gehabt habe, die Faust-Gretchen-Tragödie mit dem Selbstmord oder kurz und gut im allgemeinen dem Untergange Faust's zu schließen“. Dem Berichterstatter erscheint die Herleitung

eines solchen früher beabsichtigten Schlusses der Gretchentragödie aus einer äußerst dunkel und allgemein gehaltenen philosophischen Entwickelung des Selbstbewußtseins bei Hegel recht gewagt, ja eigentlich undenkbar; wir haben sonst keinerlei Spur, daß Goethe einen solchen Schluß der Fausttragödie beabsichtigt habe, welche doch wol, entsprechend ihrem Ursprung aus dem Volksdrama, sicherlich von vornherein Faust's Weltleben, wenn wir mit diesem Worte den Inhalt des zweiten Theils kurz bezeichnen wollen, als Abschluß des Ganzen ins Auge faßte. So äußert denn auch der Verfasser zum Schlusse, seine Darstellung wolle nicht mehr sein als ein vorsichtiger Beitrag gewissermaßen zur Naturgeschichte poetischer Pläne; vielleicht hat er doch mehr aus Hegel herausgelesen, als darin steht.

C. Ruland spricht über einige ältere Illustrationen zu Goethe's „Iphigenie". Zunächst eine dem Buche im Abdruck beigegebene Zeichnung von Angelika Kauffmann zu der Stelle: „Seid ihr auch schon herabgekommen?" Ferner ein Bild von Tischbein, etwa im Anschluß an die Worte: „Laß! Hinweg!" ein Bild, von welchem nur einige Federzeichnungen im Goethe-Museum erhalten sind. Dieselbe Erkennungsscene hat G. M. Kraus gemalt; leider ist das Bild ebenso spurlos verschollen, wie dasjenige von Tischbein.

Von den Miscellen heben wir Nr. 3 hervor, einen Aufsatz von Erich Schmidt über die Quelle zur „Braut von Korinth" und zum „Getreuen Eckart", Nr. 5 den Hinweis, inwiefern die Katechisation Faust's durch Gretchen treffende Parallelstellen zeige mit Kestner's bekannten Aufzeichnungen über Goethe's Charakter und religiöse Ansichten, Nr. 11 von Burkhardt über Goethe's unbekannte Stadtwohnungen in Weimar.

Der folgende Abschnitt „Chronik" bringt drei vorzügliche Aufsätze über Männer, welche um das Verständniß von Goethe's Dichtung ein hervorragendes Verdienst haben und in jüngster Zeit aus dem Leben geschieden sind. Es ist das der Aufsatz über Wilhelm Scherer von Erich Schmidt, der über Friedrich Vischer von E. Zeller, endlich der über Karl Goedeke von M. Heyne und E. Jeep. Jede dieser Charakteristiken ist in ihrer Art eine Meisterleistung. An der sehr umfassenden Bibliographie können wir hier vorübergehen; es genügt zu sagen, daß dasjenige, was über Goethe in einem Jahre im Drucke erschien, in Titeln und kurzen Besprechungen 75 Seiten Großoctav umfaßt.

Dem neunten Bande des „Goethe-Jahrbuchs" beigegeben ist der dritte Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft, demzufolge dieselbe gegenwärtig 2883 Mitglieder zählt, von welchen auf Deutschland 2145 Mitglieder kommen. Es ist das eine Zahl, die um so erfreulicher und um so überraschender ist, als der Jahresbeitrag nach deutschen Verhältnissen nicht gerade unbedeutend ist, dabei die Goethe-Gesellschaft kaum mehr als drei Jahre besteht; jedenfalls ist daraus festgestellt, daß die engere Goethe-Gemeinde aus rund 3000 Mitgliedern besteht und das ist eine schöne Zahl. Freilich ist dabei der Adel, abgesehen von Mitgliedern regierender Häuser, spärlich vertreten, den Kern der Goethe-Gemeinde bilden höhere Beamte und Lehrer, Schriftsteller, Bibliotheken und Buchhändler, akademisch Gebildete verschiedensten Berufs. Die Mitgliederzahl in den einzelnen deutschen Städten entspricht keineswegs der Größe oder der Bevölkerungsziffer. Von nichtdeutschen Ländern sind England, Rußland, Italien, Skandinavien mit 201—205 Mitgliedern vertreten, von welchen sicherlich die meisten Deutsche sind; die Ostseeprovinzen sind besonders trefflich vertreten. Wie aus dem Bericht erhellt, haben die Goethe-Bibliothek, das Goethe-Archiv, der Briefwechsel ansehnliche Bereicherungen erfahren, darunter theilweise höchst werthvolle Reihenfolgen von Briefen; außerdem ist das für die Kenntniß von Goethe's spätern Lebensjahren werthvolle Hausarchiv des Kanzlers von Müller erworben worden. So sehen wir denn, daß in Weimar für die künftige Goethe-Forschung ein trefflicher Mittelpunkt geschaffen ist, und es ist nur zu wünschen, daß die Schätze des Goethe-Museums, des Goethe-Archivs und der Goethe-Bibliothek mehr und mehr heranwachsen.

Wilhelm Buchner.

Romane.

1. Albertine. Von Christian Krogh. Aus dem Norwegischen übersetzt von E. Wetter. Budapest, Grimm. 1888. 8. 2 M.

„Albertine" ist ein wüster, aus der Pfütze des norwegischen Lebens geschöpfter Roman ganz im Stile Zola's. Er behandelt die Geschichte eines Mädchens, deren Schwester von Stufe zu Stufe gesunken ist. Durch die hierdurch sich unabweislich ergebende nahe Berührung mit dem Laster wird die Einfalt und Unschuld ihrer Seele vergiftet. Die heitere, sorglose Unbefangenheit weicht von ihr und macht trüben, düstern Erwägungen Platz, welche ihr den Athem zu benehmen drohen, wie der schwere Fjordnebel bei der Landzunge in Christiania. Das Verhängniß ihres Lebens ist — Schwester Oline. Wohl will sie von dieser nach der grenzenlosen Schmach, die sie über sich und ihre Familie gebracht, nichts mehr wissen und meidet jeden Verkehr mit ihr; gleichwol sind ihre Gedanken stets bei ihr, sie ist unausgesetzt bemüht, das Seelenleben der Sünderin auf der Wandelbahn der Sünde zu erforschen. Es erscheint ihr so hübsch, daran zu denken, was es wol mit den schlechten Wegen sei, denn sie versteht füglich nichts davon. Obwol sie sich mit aller Gewalt gegen die Sünde sträubt und stemmt, wird ihr Sinn also, da sie unablässig der Fährte derselben nachspürt, von Tag zu Tag mit ihr immer mehr vertraut und für die Leichtlebigkeit geradezu zube-

reitet. Sie läßt sich denn auch, unbekümmert um die arme, verweinte, vergrämte Mutter und den todkranken Bruder, von ihrer gefallenen Freundin in zweifelhafte Vergnügungslocale geleiten, welchen Schritt sie durch die Gewissenlosigkeit eines wollüstigen Wächters der öffentlichen Sitte schwer büßen muß. Derselbe benutzt die schreckliche Angst des schönen Mädchens vor der Polizei, um sie zum Opfer seiner Begierde zu machen, und stößt sie hernach unter Misbrauch der ihm verliehenen Amtsgewalt durch einen polizeilichen Act gewaltsam in jenen Sumpf, der ihrem Geiste so viel zu schaffen gemacht hat. Bei der Lektüre dieses Romans, dessen Original, nebenbei bemerkt, in Christiania öffentlich verbrannt wurde, wurde ich unwillkürlich an den Erzähler in Hamerling's „Homunculus“ gemahnt, der da

> Späht nach realistischen Zügen
> Und nach ekelhaften Dingen,
> Läßt von einem Arzt soeben
> Im Detail die Symptomatik,
> Pathologik, Therapeutik
> Sich der Läusesucht erklären,
> Weil gebaut auf dieses Thema
> Der Roman ist, den er eben
> Sinnvoll plant.

2. Zwei Seelen. Roman von Rudolf Lindau. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Die Grundidee dieses Romans hat mit der von Daudet's „Sappho“ eine gewisse Aehnlichkeit. Die zwei Seelen wohnen in der Brust des Freiherrn Günther von Wildhagen. Günther war, bevor er unter der Leitung seines Vaters die Verwaltung der Güter übernehmen sollte, zu einer Zeit, in welcher der französische Deutschenhaß noch nicht erfunden war, im Jahre 1866 für einige Monate nach Paris gekommen und hatte sich hierselbst in die reizende, vielumworbene Marquise Brô de Verdière verliebt, welche auch ihrerseits an ihm Gefallen fand. In dem Herzen der Marquise birgt sich jedoch nicht etwa der edle Götterfunke der reinen, lautern Liebe; sie ist eine kalte, gleichgültige Natur, echten Liebens und echten Leides nicht fähig. Ihre Neigung für Günther füllt sie nicht ganz aus. Sie ist ihr mehr Spiel, Tändelei als Herzenssache. Seine Gesellschaft gewährt ihr angenehme Zerstreuung, seine innige, kindliche, zärtliche Hingebung bereitet ihr Freude. Kurz gesagt, er gefällt ihr. Das Ewig-Weibliche ist ihre Sache nicht. Dies bekundet sich auch darin, daß das Verhältniß der Liebenden gewissermaßen auf den Kopf gestellt ist, dieselben die Rollen vertauscht haben. Es ist durchaus nicht etwa Günther, welcher seinen Gefühlen sinnlichen Ausdruck gibt; er ist mit denselben unbeweglich, wie festgewurzelt. Sie ist es vielmehr, welche sich ihm nähert und ihn zuerst stürmisch und leidenschaftlich in die Arme schließt. Er ist mit seiner inbrünstigen Liebe der leidende Theil, sie in ihrem fieberhaften Taumel der handelnde. Daher bäumt sie sich in wildem Unmuthe auf, als er gegen ihre Einwilligung, ihres Bittens und Flehens nicht achtend, sich aus Anlaß des Ausbruchs des österreichisch-preußischen Kriegs dem Einberufungsbefehle seines königlichen Landesherrn Folge zu leisten sich anschickt. Sein Pflichtgefühl dünkt ihr ein Frevel an ihrer Schönheit, welchen sie rücksichtslos in ihrem beleidigten Stolze dadurch rächt, daß sie ihn ohne Abschied von sich gehen läßt.

Inmitten des Kampfes für die höchsten Güter des Vaterlandes hat das Individuum als solches keine Berechtigung, es verschwindet hinter dem großen Ganzen, es geht in ihm als ein winziges Theilchen, als ein Atom auf. Auch Günther ist Patriot genug, um während des Kriegs sein selbst zu vergessen. Er kämpft sehr tapfer und wird schwer verwundet auf dem Schlachtfeld aufgelesen. Als er mit großer Mühe wiederhergestellt ist, sucht und findet er Vergessenheit Irenens in der Ausführung des männlichen Entschlusses, mit seinem Gram nicht zu spielen, sondern ihn muthig fliehen zu wollen. Nachdem er also durch mehrere Jahre mit Ernst und Eifer der Bewirthschaftung der väterlichen Güter obgelegen, tritt er eine Weltreise an, die ihn unter anderm nach San-Francisco führt. Dort lernt er ein Mädchen, wie es sein soll, kennen und lieben und wird durch Gegenliebe beglückt. Es fällt ihren Aeltern füglich schwer, in die Verheirathung ihres kleinen Lieblings jenseit des Oceans zu willigen; sie fügen sich indeß darein, zumal über Günther die besten Auskünfte einlaufen. Nach den Flitterwochen der Verlobung verläßt er die Neue Welt, um über Paris zu seinem Vater zu reisen, sich dessen Zustimmung zu seiner Vermählung mit Florence Gilmore zu erwirken und nach Besorgung einiger Vorbereitungen in Wildhagen unverzüglich zur Hochzeit nach Neuyork zurückzukehren. In Paris trifft er unglückseligerweise mit Irene zusammen, welche an dem wettergebräunten, zu herrlicher Kraft entwickelten Manne neuerdings so viel Gefallen findet, daß sie die Fülle ihrer Reize ins Treffen schickt, um ihn abermals zu umgarnen. Es fällt ihr dies nicht allzu schwer. Günther erliegt vollständig den Verführungskünsten der Sirene, er vergißt über ihr, was er sich und seiner Ehre schuldig ist und wird zum elenden Verräther an seiner guten, vertrauensseligen Braut. Dem Verrathe folgt die Strafe rasch auf dem Fuße. Er liebt Irenen mit Schmerzen, er kann inmitten der zärtlichen Liebkosungen, mit denen sie ihn überhäuft, seines Daseins nicht froh werden, das in ihren Armen genossene Glück, welches zudem ab und zu durch ihren Unbestand und Wankelmuth getrübt wird, lagert drückend und schwer wie ein Alp auf ihm, und er empfindet es schließlich als eine Befreiung aus schmählichen Fesseln, daß der Ausbruch des Deutsch-französischen Kriegs ihn für immer ihrem Zauberbann entwindet. Nach Beendigung des Feldzugs, an dem er als kaltblütiger, tapferer Soldat theilgenommen hatte und aus dem er mit heiler Haut heimkehrt, zieht er sich nach Wildhagen zurück, um zur Sühne für den begangenen Wortbruch einsam durch ein freudenarmes Dasein, wie durch eine unfruchtbare

Heide zu wandeln: „Wie man sein Bett macht, so liegt man! Günther mußte Ruhe suchen auf einem Lager von Nesseln und Dornen."

Wir hätten uns füglich nicht im geringsten verwundert, wenn Lindau zum Helden seines Romans ein Glied des läppisch cynischen Adels des zweiten Kaiserreichs, welcher nicht zu der Erkenntniß des der Arbeit innewohnenden Segens vorgedrungen war, eine ernste Thätigkeit mit seiner vornehmen Stellung nicht vereinbar hielt und seine Zeit leichten Sinnes mit Wein, Weib und Spiel ausfüllte, auserlesen hätte. Von einem Manne indeß, welcher unter der Leitung des ihm als ein helles, sonniges Vorbild voranleuchtenden Vaters zum Edlen und Schönen erzogen wird, bei dem Körper und Geist in Harmonie gefestigt und gestählt worden, welcher durch eingehende, gründliche Schulung in den Künsten des Friedens und des Kriegs sich zu einem nützlichen Mitgliede seines zur Erfüllung großer Geschicke berufenen Gemeinwesens gebildet hatte, von einem Manne, wie Günther sich uns darstellt, hätten wir uns wahrhaftig der „zwei Seelen" nie und nimmer versehen!

3. Leonie. Roman von Erwin Balder. Wien, Konegen. 1888. 8. 4 M.

Es kommt in Romanen nicht selten vor, daß eine ihres Gatten überdrüssig gewordene Frau ihr Glück und nicht minder das ihres Geliebten selbstsüchtig mit Füßen tritt, nur um zu ihrem Ziele zu gelangen. Mit so viel Aufwand von Geist und Geschick wie Leonie hat jedoch noch keine eitle und nach einer tonangebenden Stellung dürstende Romanheldin den Uebergang von der Hausfrau zur Weltdame vollzogen; hat doch jene das einfache Leben an der Seite des bescheidenen Dr. Eder für die Huldigungen von großen Künstlern, Gelehrten, Politikern, mit einem Worte von Berühmtheiten jeder Art dahingegeben, ohne ihren Ruf irgendwie zu beflecken, den Anstand irgendwie zu verletzen. Im Gegentheile, wenn der einst mit reichen Glücksgütern gesegneten Leonie die Verlobung mit dem armen Doctor, der in ihrem Vaterhause die Stelle eines Lehrers versah, den Ruhmeskranz einer romantischen Idealistin eingetragen hatte, so erntete sie für die Preisgebung des Gatten einen noch viel glänzendern Triumph. Alle Welt erging sich in Dithyramben ihrer idealen Hochherzigkeit und ihres großartigen Pflichtgefühls.

Leonie lernte auf einer Gesellschaft im Hause des Bankiers Holberg in Wien, wo der Roman spielt, den trotz seiner 35 Jahre verschüchterten und verschämten Karl von Walter kennen. Eine trübe, freudlose Jugend lag hinter diesem. Selbst das goldene Paradies der Kindheit war ihm verschlossen gewesen. Er hatte die Mutter nicht gekannt, der Vater, der von Geschäften in Anspruch genommen war, widmete ihm wenig Aufmerksamkeit, und so war er auf seinen Erzieher angewiesen, welcher ein Fanatiker des Pessimismus, die gleichen Ideen in den empfänglichen Geist seines Zöglings senkte und nicht müde wurde, ihm Haß gegen den Lebensgenuß und die Civilisation vorzupredigen. Bis zu dem dreiundzwanzigsten Lebensjahre seines Zöglings blieb er an dessen Seite und wachte ängstlich darüber, daß er von allem gesellschaftlichen Verkehr fern gehalten und abgeschnitten werde. Nach der Trennung von dem Meister wurde Walter freilich inne, daß ihm die innere Harmonie seines Wesens fehle, und suchte sie durch den Bruch mit seiner bisherigen Einsamkeit und Verlassenheit zu erringen. Allein er hatte in der langen Gewohnheit derselben alle Elasticität und Beweglichkeit eingebüßt. So wurde er fünfunddreißig Jahre alt, ohne von einem Strahl der Liebe getroffen worden zu sein. Leonie war die erste Frau, welche ihn durch ihr freundliches, herzliches Entgegenkommen aus dem Banne seiner Schwerfälligkeit erlöste und seine Seele in gewaltigen Aufruhr versetzte. Diese Leidenschaft Walter's regte Leonie, welche in ihm nach Maßgabe seines ungeheuern Reichthums und seiner harmlosen, kindlichen, träumerischen Natur das berufenste Werkzeug zur Befriedigung ihres Ehrgeizes erblickte, zum Aufbau eines Dramas an, das indeß in Anbetracht der für eine dereinstige Weltdame nothwendigen Rücksicht auf die Oeffentlichkeit nicht im Geiste der französischen Ehebruchsdramen gehalten sein durfte. An die Stelle des landläufigen Ehebruchs sollte vielmehr eine zum Schein mit getreuer Pflichterfüllung Hand in Hand gehende ehrbare Ehescheidung treten. Sie gedachte, nachdem sie sich ein für allemal Walter's versichert haben würde, vor Eder mit den Worten hinzutreten: „Ich fühle keine Liebe mehr für dich, ich liebe Walter. Diese Liebe ist über mich gekommen wie ein Naturereigniß und hat mich unterjocht, so redlich ich dagegen ankämpfte. Ich weiß, daß ich mit diesem Geständnisse dir und mir Schmerz bereite, aber immerhin erscheint mir dasselbe und die Trennung unserer Ehe würdiger, als fürder mit dem Bilde eines andern im Herzen an deiner Seite zu leben", und so am Ende gar noch dem gerührten Gemahl seinen Segen zu ihrem neuen Bunde zu entlocken. Gegen die Verwirklichung dieses Plans thürmten sich große Schwierigkeiten auf. Walter hatte sich, nachdem das große Kind durch Leonie's Gunst aus seinem langjährigen Schlafe zum Selbstbewußtsein geküßt worden war, fröhlich und unbefangen Helene Eder, der Schwester des Doctors, genähert und an das engelreine Mädchen sein Herz verloren. Da Helene seine Neigung erwiderte, ward von dem der Familie Eder unentwegt zugethanen Holberg, der die Ränke Leonie's durchschaute und sie hierdurch Schach und Matt zu machen glaubte, an dem zehnten Jahrestage seiner Verlobung mit seiner Frau die Verlobung der Liebenden kühn improvisirt. Nichtsdestoweniger führte die schöne Circe dank ihren Verführungskünsten das Werk glücklich zu Ende. In ihrer ungeheuern Raffinirtheit machte sie sich sogar die Verlobung Walter's mit Helenen zu Nutze, indem sie zu ihrer größern Verherrlichung das Gerücht in Umlauf setzte, die Verlobung sei von ihr — leider vergebens — inscenirt worden, um ihrer grenzenlosen Liebe zu Walter endgültig den Faden abzuschneiden.

Es ist ein durch und durch origineller Roman, welcher vor uns liegt. Er überfließt förmlich von Ursprünglichkeit. Erwin Balder, hinter welchem sich der Bankdirector Dessauer in Wien birgt, darf schon, nach seinem Erstlingswerke zu schließen, ohne Uebertreibung ein urwüchsiger Dichter von Gottes Gnaden genannt werden, der sich zudem einer reichen psychologischen Einsicht erfreut; denn er thut tiefe Blicke in die Brust seiner Helden, in das krampfhafte Gewühl der Empfindungen und Gedanken, welche einer bösen oder guten That vorangehen. Wir müssen es daher um so lebhafter bedauern, daß er sein Können an einen dämonischen Roman, wenn ich so sagen darf, gewendet hat.

4. Wilhelm Meister. Eine berliner Geschichte von Heinrich Landsberger. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.

Ein stolzer berühmter Name legt seinem Träger die Verpflichtung auf, sich desselben würdig zu erweisen, ihn zu verdienen. Ein Werk, welches in seinem Aushängeschilde den Namen eines classischen Werks führt, fordert unwillkürlich zur Stellung großer Ansprüche und zur Anlegung eines ganz besonders strengen Maßstabes heraus. Es ist und bleibt ein gefährliches Wagniß, ein Kind der Muse unter dem Titel einer erhabenen Kunstschöpfung in die Welt zu schicken. Gleichwol enthält es auch einen nicht zu unterschätzenden Vortheil; wächst doch der Mensch mit seinen höhern Zwecken. Mag es ihm auch lange nicht beschieden sein, an sein Vorbild heranzureichen, so kann ihm dasselbe doch Flügel verleihen, durch welche er sich über die ermüdende, schale Mode erhebt, um etwas zu schaffen, was bis zu einem gewissen Grade ein Abglanz der Idee des Schönen ist, bis zu einem gewissen Grade das durstende Herz und Gemüth erquickt. So ist denn Landsberger's „Wilhelm Meister" von einem leisen, nicht unebenen Anklang an seinen ehrwürdigen Namensvetter durchzittert, den er uns in moderner Gewandung auftischt. Nicht übel nennt der Verfasser in der Vorrede die Verbindung des Realismus und Idealismus, welcher seine „Geschichte" durchzieht, den „Realismus im Frack". In sinniger Weise entwickelt er in jener, wie eine Liebe, die sich im stillen genährt, eine Treue, die sich im Verborgenen befestigt hat, endlich demjenigen, dem sie gilt, zur rechten Stunde näher kommt und ihm offenbar wird. Die lange und streng verschlossene Knospe sprengt ihre Wände und des Geliebten Herz kann nicht empfänglicher sein.

Schon in der Tertia hatte Meister sich mit der romantischen Idee seines Namensvetters, lustig und froher Dinge, ohne Zweck und Ziel, mit leichtem Herzen und leichtem Gepäck in Gottes freier Welt herumzuziehen, Abenteuer zu erleben und jeden Morgen an einem andern Ort der lieben Sonne ins Antlitz zu schauen, aufs engste und innigste befreundet. Er hatte diese Idee durch eine stattliche Reihe von Jahren gehegt und gepflegt, bis sich ihm nach Vollendung seiner Universitätsstudien Gelegenheit zur Ausführung derselben bot. Er sollte indeß nicht weiter als von Erfurt bis nach Ruhla kommen. In diesem Orte besuchte er aus Langeweile den dort gerade Vorstellungen gebenden Circus, in dem er Zeuge einer unerquicklichen Scene wurde. Ein vierjähriges Mädchen, „Miß Mignon, das Wunderkind", fiel bei der Production von dem Seile, worauf der ungeschlachte Director mit einem Wuthgebrüll auf sie losstürzte und zum Schlage gegen sie mit seinem herkulischen Arme ausholte. In demselben Augenblicke ward er von Meister an der Brust gepackt und in den Sand gestreckt. Meister, der sich nicht mit einer Halbheit begnügen mochte, trug alsdann das hülflose Kind in seine Wohnung und fertigte den es zurückfordernden Director mit einer Geldsumme ab. Von der Fußwanderung durch ganz Deutschland, wie er sie geplant hatte, stand er nunmehr ab. Er fuhr vielmehr mit dem neuen Schwesterchen nach Berlin, nahm es in sein Haus auf und ließ ihm die fürsorglichste Pflege und Erziehung angedeihen. Er hatte dies nicht zu bereuen, denn Mignon lohnte, seitdem sie zu denken anfing, seine Selbstlosigkeit mit der rührendsten Dankbarkeit — wenn auch nicht in Worten, so doch in Thaten. Als sie zur siebzehnjährigen Jungfrau herangewachsen war, hielt Meister's Freund, Dr. Cajus Aurbacher, um ihre Hand an und erhielt ihr Jawort. Dieses Jawort hatte seine Geschichte. Meister hatte eine Cousine in Berlin, welche ihm durch ihre eigenartige Schönheit, Klugheit und ihre um die Schablone unbekümmerte freie Geltendmachung ihrer Individualität hohe Achtung einflößte. Er verkehrte viel und gern mit Gisela Etlar, wie denn auch sie hinwiederum Gefallen an dem Umgange mit ihm fand. An dem Morgen des Tages, an welchem Meister dem Wunsche des Freundes entsprechend für ihn bei Mignon warb, war dieser das Bild Gisela's mit der Widmung an ihren „lieben Vetter Wilhelm" ins Auge gefallen und sie war beim Anblicke derselben von tiefem Weh erfaßt worden. Die in ihr unbewußt knospende Liebe zu Meister war ihr im Angesichte der in stolzer, sieghafter Schönheit erstrahlenden Gisela zu vollem Bewußtsein gekommen, sie fühlte sich fortan in dem Hause, in welchem sie so viele glückliche Jahre an der Seite ihres Pflegevaters verlebt hatte, überflüssig; dessen Werbung für den Freund erschien ihr nur als der sichtbare Ausdruck seines Strebens, von ihr frei zu werden, und in dieser irrigen Anschauung willigte sie in den Antrag Aurbacher's, dem sie indeß zu Meister's Befremden nicht bräutlich zu nahen vermochte. Bald darauf erfolgte die Verlobung Meister's mit Gisela auf die Anregung dieser, welche jenem ausdrücklich erklärt hatte, sich nicht über die ihr gemachten Heirathsvorschläge entscheiden zu wollen, bevor sie seine Meinung gehört habe. Auch auf dieser Verlobung ruhte kein Segen, zumal Meister an seiner Verlobten während des Brautstandes Eigensinn und Rechthaberei kennen gelernt hatte. Hatte ihn schon vor seiner Verlobung der Gedanke, sich von seiner duftigen, von sonniger Poesie umwobenen Rosenknospe trennen zu müssen, nicht aus dem Sinn wollen, so beherrschte ihn Mignon

vollends nach seiner Verlobung, je näher der Tag ihrer Vermählung heranrückte, vermöge ihres seltsamen, stillen Wesens, ihrer verweinten Augen und der über ihr edles Antlitz gebreiteten Wehmuth ganz und ausschließlich. Es war ihm darum im Grunde der Seele sehr lieb, daß sein Verlöbniß jäh, wie es geknüpft worden, zerrissen wurde. Den Anlaß hierzu gab ein durch sein wüstes Leben verarmter Edelmann, der seinen zerrütteten Finanzen gern durch eine Verbindung mit Gisela aufgeholfen hätte und sich in deren Gegenwart an seinem glücklichern Nebenbuhler dadurch rächte, daß er sein lauteres, geschwisterliches Verhältniß zu Mignon in den Koth zog. Meister schleuderte ihm darob den Vorwurf der Verleumdung ins Gesicht und wurde dafür zum Zweikampfe gefordert. In Mignon stieg eine Ahnung des bevorstehenden Ereignisses auf, denn sie hatte auf Meister's Schreibtisch einen Brief mit der Aufschrift „Im äußersten Falle zu öffnen" vorgefunden. Diese Ahnung öffnete ihren so lange verschlossenen Mund. Die Todesangst um den Heißgeliebten, dessen Leben auf dem Spiele stand, löste das Siegel von ihren Lippen und erpreßte ihr das befreiende, erlösende Geständniß, welches auch den Geliebten im Sturme fortriß. Selig, wie noch nie, fuhr er nach der Stätte des Kampfes. Ihm war zu Muthe wie einem Blinden, dem plötzlich das Augenlicht geschenkt wird. Er trug aus dem Duell eine ungefährliche Wunde davon, welche unter den vereinten Bemühungen des in seinem Edelmuthe ohne Groll entsagenden Dr. Aurbacher und der Geliebten rasch verheilte. Bald nach seiner Genesung ward der Bund der Herzen öffentlich besiegelt, worauf das junge Paar auf den sehnsüchtigen Wunsch Mignon's dem Lande,

> Wo die Citronen blühn,
> Im dunklen Laub die Goldorangen glühn,
> Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
> Die Myrte still und hoch der Lorber steht,

zusteuerte.

Zu dem Guten, das wir dem Verfasser nachgesagt haben, ist noch hinzuzufügen, daß er über einen schlagfertigen Witz und eine kernige Ironie, wie nicht minder über eine bilderreiche, gedankentiefe, epigrammatisch zugespitzte Sprache verfügt. Doch hat seine Geschichte eine gewaltige Lücke in uns zurückgelassen. Der Charakter Gisela's überschreitet die Grenzen der Möglichkeit. Daß ein wohlerzogenes Mädchen bei einem „jungen Mann" um seine Hand anhält, ist bei aller Freiheit ihres Handelns einfach undenkbar und psychologisch unwahr. Bernhard Münz.

Zur Ethnologie.

Ein sehr beachtenswerthes, wenn auch durchaus nicht leichtes Problem der vergleichenden Völkerkunde enthält die Entwickelungsgeschichte der Familie, mit der sich zwei Werke beschäftigen, auf die wir hier die Aufmerksamkeit lenken möchten. Das erste entstammt der gewandten fleißigen Feder F. von Hellwald's, am meisten wol durch seine im Darwin'schen Geiste gehaltene „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung" bekannt:

1. Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung. Von Fr. von Hellwald. Erste bis fünfte Lieferung. Leipzig, E. Günther. 1888. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Selbstverständlich betont der Verfasser auch in der vorliegenden Schrift den naturwissenschaftlichen Standpunkt der Untersuchung und erklärt sich mit Entschiedenheit gegen die verhängnißvollen Folgerungen der sogenannten Degradationstheorie, welche die Menschheit von der eingebildeten Höhe paradiesischer Reinheit und Sitteneinfalt zu dem Sündenpfuhl der Cultur herabsinken läßt. Mit Recht sucht Hellwald sodann die etwaigen Analogien der menschlichen Vergesellschaftungen in den thierischen Gemeinschaften, aber er hätte um so mehr auch die gefährliche Klippe individualistischer Erklärung und Vermuthung vermeiden und voll und ganz auf dem Boden der durch die Thatsachen erwiesenen sociologischen Ausblicke verbleiben sollen. Zu solchen nicht unbedenklichen Abschweifungen rechne ich die, man könnte fast sagen schon volksthümliche Figur des sogenannten Urmenschen, wie er immerfort in den psychologischen Constructionen einer vorhistorischen Zeit erscheint. Wir halten wenigstens, da sich für diese Berechnung eben kein erfahrungsmäßiger Anhalt finden läßt, die folgende Schilderung für eine gewagte Vermuthung:

> Immerhin ist gestattet, den Weg der Menschheit rückwärts bis zu seinem Ausgangspunkt zu ahnen, den man frühestens in die Tertiärzeit und an die äußerste Grenze des Thierreichs verlegen darf, an jene denkwürdige Stelle, wo aus dem höchstbegabtesten Lebewesen der vermuthlich sprachlose Urmensch ganz allmählich (sic!), ohne jeglichen Sprung sich entwickelt. (S. 45.)

Es ist um so seltsamer, daß Hellwald diese fragwürdige Gestalt noch beibehalten hat, als er ganz richtig bemerkt, „daß es einen ersten Menschen niemals gegeben hat" (S. 54) und es ihm zweifellos ist, „daß von allem Anfang an der Mensch zu den geselligen Geschöpfen gehört hat" (S. 121).

Man sollte, wie gesagt, endlich diesen ewigen Stein des Anstoßes beseitigen und die Erklärung der Probleme da beginnen lassen, wo die Wissenschaft uns die ersten Bausteine dazu an die Hand gibt, d. h. bei der socialen Existenz des Menschen. Die Epoche vor diesem Ansatzpunkte gehört nicht in das Gebiet der strengen Wissenschaft, jedenfalls nicht in das der vergleichenden Völkerkunde. Diese Behutsamkeit und strenge Haltung den

Thatsachen gegenüber empfiehlt sich auch für die Erklärung der ältesten gesellschaftlichen Daseinsformen unsers Geschlechts. Ja man kann vielleicht so weit gehen und sagen, daß zur Zeit die Theorie über die Entstehung der menschlichen Familie noch nicht spruchreif ist. Wie wenig untrüglich das Urtheil sich noch festsetzen läßt, das scheint mir das gelegentliche Schwanken des Verfassers selbst zu verrathen. Während er in dem einen Zusammenhange die schrankenlose Vermischung selbst für die Urzeit als unglaubwürdig zurückweist (S. 131), spricht er anderwärts von dem ungebundenen Verkehr der urzeitlichen Geschlechtsgenossen (S. 145). Aber suchen wir, in großen Zügen wenigstens, das Ergebniß der modernen Forschung gegenüber der bisherigen landläufigen Ansicht zu skizziren. Zunächst steht so viel fest, daß die patriarchalische Anschauung als ganz allgemein gültige auf Irrthum beruht, und daß vielmehr viele Völker ihre Organisation auf dem durchaus entgegengesetzten Princip der Mutterfolge, des Matriarchats begründet haben und daß endlich dieser letztere Aufbau höchst wahrscheinlich der ältere ist und vielleicht auch überhaupt in der ganzen socialen Entfaltung die erste Stufe gebildet hat. In diesem Sinne schildert Hellwald die ursprüngliche Familie unzweifelhaft richtig:

> Mutter und Kind, das waren die einfachsten Elemente der ältesten Urorganisation. Das Verhältniß von Mutter und Kind allein ist von der Natur gegeben, das Band zwischen beiden wird durch den Zwang aller Umstände einer einfachen Lebensweise und durch die mehr oder weniger entwickelte Mutterliebe geknüpft, jenen natürlichen Instinct, der durch die Jungenbeschützung die Art sichert, welche allen übrigen Interessen stets vorangeht. (S. 146.)

Ebenso unzweifelhaft hat für jene primitiven Organisationen die Endogamie bestanden, d. h. das Verbot einer Heirath außerhalb des Stammes:

> In der ursprünglichen Geschlechtsgenossenschaft scheint auch der nächste Verwandtschaftsgrad kein Paarungshinderniß gewesen zu sein, noch weniger der zweite Grad, also der Verkehr unter Geschwistern. Wo Endogamie herrscht, wie zur Zeit der Muttergruppen, wird das Weib innerhalb derselben Geschlechtsgenossenschaft gewählt; so beweiben sich die Khoikhoin oder Hottentotten nicht außer ihren Kraalen. (S. 174.)

Völlig falsch ist es aber, das Matriarchat in einem politischen Sinne aufzufassen, wie dies der Begründer dieser ganzen Theorie, Bachofen, thut, und in dieser Beziehung ist unsers Erachtens der Widerspruch Peschel's begründet, „als ob von den sogenannten Naturmenschen nicht das Recht des Stärkern, sondern das Recht des Schwächern anerkannt worden wäre". Es handelt sich lediglich um den Aufbau des socialen Körpers und die Verwandtschaftsbestimmung, aber nicht um ein thatsächliches Uebergewicht des weiblichen Geschlechts. Den anschaulichsten Beleg für diese, vielfach recht verwickelten Verhältnisse liefern die malaiischen Stämme auf Sumatra, die Bewohner der Padangschen Oberlande, wie sie sehr ausführlich der holländische Reisende und Ethnograph G. A. Wilken beschrieben hat. Hier spielt der Vater durchaus keine Rolle, nur die physiologische des Erzeugers, im übrigen bindet ihn kein rechtliches Verhältniß irgendwelcher Art an seine Kinder. Erst im Laufe einer weitern Entwickelung und unter dem Hinzutritt der mannichfachsten Gründe (Scheu vor der zu großen Blutsnähe, Stärkung des Stammes und im besondern der Autorität des Mannes, wirthschaftliche Rücksichten u. s. w.) bildet sich die Exogamie aus mit den uns schon vertrautern Formen der gewaltsamen Entführung, die später zum bloßen Symbol wird, des Kaufs und dergleichen. Das Werk, das, wie schon bemerkt, glatt und populär geschrieben ist und die verschiedenen Quellenbelege einem eindringlichern Studium vorbehält, wird ohne Zweifel viele Leser finden, und auch diejenigen, welche nicht durchweg mit dem Verfasser übereinstimmen, werden es nicht ohne Anregung aus der Hand legen.

2. Die primitive Familie in ihrer Entstehung und Entwickelung. Von C. N. Starcke. (Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 66. Band.) Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 5 M.

Die Arbeit dieses jungen Gelehrten (Privatdocenten der Philosophie in Kopenhagen) fußt auf ganz entgegengesetzten Voraussetzungen. Nicht als ob nicht auch hier das entscheidende Kriterium ein lediglich inductiv-naturwissenschaftliches wäre und nicht irgendwelch dogmatisches, aber wol deshalb, weil der Verfasser vielfach im schärfsten Widerspruche zu den durchgängig angenommenen, wenn auch im einzelnen noch hypothetischen Ansichten über die Anfänge der socialen Entwickelung steht. Es wird begreiflicherweise unthunlich sein, diesen Streit ausführlich zu erörtern; nur einige Hauptpunkte, namentlich sofern sie methodologisch von Wichtigkeit sind, seien hier herausgegriffen.

So richtig die Auffassung Starcke's die vergleichende Methode als eine experimentale Forschung bestimmt, auf ein Gebiet angewandt, das sich der directen experimentalen Controle entzieht, so wenig können wir doch seiner Folgerung zustimmen:

> Gleiche Legenden und Mythen, gleiche sociale Institutionen, Gebräuche und Sitten können wir nicht als Zeugniß gemeinsamen Ursprungs deuten, weil solche Gleichartigkeiten Folge von Ursachen sein können, die gänzlich unabhängig an mehrern Orten und zu verschiedenen Zeiten ins Dasein treten können. (S. 2.)

Richtig ist an dieser Bemerkung nur, daß freilich für gewisse sociale Erscheinungen allgemeiner Natur die topographischen Verhältnisse ziemlich gleichgültig sind, völlig bedeutungslos sogar chronologische Maßstäbe; dagegen läßt es sich nicht wohl bestreiten, daß, falls völlig gleichartige sociale Erscheinungen bei übrigens stammfremden Völkern festgestellt werden, auch allgemeine psychische Ursachen dafür angenommen werden müssen, die über den Rahmen der individuellen psychologischen Betrachtung hinausgreifen. Der Verfasser ist sodann ein heftiger Gegner der gewöhnlichen Ansicht von der Geschlechtsgenossenschaft, ihrer sittlichen Laxheit oder um es noch stärker auszudrücken, der Promiscuität, die er vielmehr als ein Erzeugniß späterer Zersetzung betrachtet, bezw. als einen „Beweis freundschaftlicher Gesinnung" (S. 273), wie er überhaupt die Gleichartigkeit der socialen Entwickelung der Menschheit

beanstandet (S. 4). Dem gegenüber glaubt er nach sorgfältiger Prüfung aller positiven und negativen Instanzen zu ganz abweichenden Ergebnissen gelangen zu müssen, von denen ich folgende heraushebe:

In allen uns bekannten Gemeinschaften besteht ein Unterschied zwischen dem geschlechtlichen Verhältnisse und der Ehe, und es sind keine Spuren vorhanden, daß der Mann alle die Weiber, mit denen er von Zeit zu Zeit geschlechtlich verkehrt, dergestalt zu isoliren wünsche, wie er seine Gemahlinnen isolirt. (S. 274.)

Oder in ähnlichem Zusammenhange:

Ohne Zweifel sind diese primitiven Verbindungen monogam gewesen, weil es an Motiven, mehrere Weiber zu haben, fehlte. Sie sind aber auch, was man gewöhnlich nicht anzunehmen gesonnen ist, von einer nicht geringen Dauerhaftigkeit gewesen. (S. 276.) Die Ehe müssen wir somit als eine rechtliche Institution auffassen, und der geschlechtliche Verkehr zwischen den Gatten ist nichts als eins von den Dingen, mit denen die Eheordnung zu schaffen hat; keineswegs ist es der Mittelpunkt der Ehe, die ratio existendi derselben. (S. 257.)

Dieser ist vielmehr darin zu suchen:

Die gemeinsame Wirthschaft, in der ein jeder seine Aufgaben hat, und das gemeinsame Interesse, Kinder zu bekommen und sie zu erziehen, diese beiden waren die Grundfesten, auf welche die Ehe anfänglich erbaut wurde. (S. 288.)

Und das Verhältniß endlich zwischen den beiden Gatten in jener primitiven Ehe schildert unser Verfasser mit folgenden Worten:

Man schreibt dem Wilden zu viel zu, wenn man sich vorstellt, er sei von Verachtung gegen das Weib als Weib erfüllt; sie muß als die Schwächere unter dem Ausbruche der brutalen Leidenschaften des Mannes leiden, doch stehen ihr viele Wege offen, zum Einfluß zu gelangen. Kraft ihrer regern Phantasie und heftiger stürmenden Gefühle sind sie die Trägerin der leitenden Ideen der primitiven Gemeinschaft; sie ist ursprünglich, was späterhin der Barde wird; sie bewahrt in treuer Erinnerung die Traditionen, sie reizt den Kaltblütigen, der nicht eifrig genug den Anforderungen der Blutrache Gehör leistet. Dazu kommt, daß sie das Medium sind, durch das der eine Clan sich dem andern gegenüber behauptet. (S. 69.)

Diese Anschauungen widerstreiten den gewöhnlichen Vorstellungen so sehr, daß wir zu einer kurzen Entgegnung genöthigt sind. Wenn dem Verfasser auch willig eingeräumt werden mag, daß zur Zeit noch (wie schon früher erwähnt) die Frage einer schrankenlosen Promiscuität in den ältesten Geschlechtsgenossenschaften nicht mit voller Bestimmtheit zu bejahen ist, so ist doch andererseits die Betonung des durch die Mutter repräsentirten Blutszusammenhangs für jene ethnischen Gebilde unleugbar. Ebenso wahrscheinlich ist auch die Priorität des Matriarchats gegen das Patriarchat und nicht, wie der Verfasser will, die umgekehrte Reihenfolge. Endlich erscheint es uns mislich, für den geschlechtlichen Verkehr dieser primitiven Stufen schon die uns geläufige Bezeichnung der Ehe zu verwenden, weil dadurch unvermeidlich falsche Vorstellungen erzeugt werden. Da empfiehlt es sich, wenn man nicht ganz unzweideutige Beschränkungen der Begriffsbestimmung hinzufügt, den Hellwald'schen Ausdruck Muttergruppe anzuwenden. Wenn der Verfasser sodann sagt: „Die Familie ist nicht eine Gruppe, die einem Führer gehorcht, sie ist eine Anzahl von Personen, die einem andern gehören. Der Familienvater tritt ursprünglich als Eigenthümer seiner Familie auf" (S. 297), so paßt das alles vortrefflich auf das Vaterrechtsystem, auf die agnatischen Verhältnisse, aber eben durchaus nicht auf die völlig entgegengesetzten Zustände der Mutterfolge. Dies ist um so mehr zu bedauern, als der Verfasser ganz richtig am Anfange seiner weitschichtigen Untersuchungen hervorhebt, daß aus der fraglichen Thatsache der ursprünglichen Institution der Familie nicht etwa gefolgert werden dürfe, daß sie dieselbe Organisation besäße, wie in spätern Zeiten. Ebenso ist es anzuerkennen, wenn die übrigen socialen Erscheinungen klar voneinander geschieden werden:

Das Wort Familie soll nichts als die kleine Gruppe von Aeltern und Kindern bezeichnen. Die Gruppe, welche die verschiedenen Generationen mit Berücksichtigung der größern oder kleinern Nähe der Verwandtschaft zusammenfaßt, werden wir mit dem Worte Familiengruppe bezeichnen. Für die Gruppe, welche auf die verschiedenen Grade der Verwandtschaft keine Rücksicht nimmt, ist uns die Kategorie Clan an die Hand gegeben. Mit dem Worte Stamm werden wir nie etwas anderes bezeichnen als eine Gruppe von Individuen, welche zusammenwohnen, und unter welchen das Vereinigungsband gemeinsamer Wohnort, Sprache u. s. w. ist. (S. 13.)

Zum Schlusse wollen wir noch ausdrücklich hervorheben: je weniger wir mit dem endgültigen Ergebnisse der Untersuchung einverstanden sind, um so freudiger begrüßen wir die höchst sorgfältige, überall auf die Quellen zurückgreifende Arbeit als einen Beitrag zur Lösung der entwickelungsgeschichtlichen Probleme; denn nur durch eine vorurtheilsfreie und immer wiederholte Prüfung des einschlägigen Materials kann auch für diese Verhältnisse eine wissenschaftlich zufriedenstellende Erkenntniß geschaffen werden.

Th. Achelis.

Ein Künstlerleben.

Julius Thaeter. Das Lebensbild eines deutschen Kupferstechers. Zusammengestellt aus schriftlichem Nachlaß von Anna Thaeter. Mit Porträt in Lichtdruck. Frankfurt a. M., Alt. 1887. Gr. 8. 5 M.

Zu den Selbstbiographien hervorragender deutscher Künstler der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts gesellt sich in diesem Buche eine neue. Kügelgen, Ludwig Richter, Schnorr von Carolsfeld, Schirmer u. a. dieser Jahre haben Aufzeichnungen über ihr eigenes Werden und Schaffen hinterlassen und reiches Material für die Kunst- und Künstlergeschichte ihrer Zeit geboten; jeder neue Beitrag zur Vervollständigung des Bildes jener Perioden ist bei

dem einmal geweckten Interesse für dieselbe hochwillkommen. Von diesem Standpunkte aus ist auch Thaeter's Buch eine sehr erwünschte Gabe. Aber es gewinnt noch einen viel höhern Werth als unmittelbarer Erguß eines Herzens, das selbst so ganz die Züge der Periode trägt, in welcher es heranreifte. Allen den deutschen Künstlern, die in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts heranwuchsen, deren Kindheit das Elend des Kriegs beschattete, deren Jugend die Begeisterung und Erhebung des Volks in den Drang nach künstlerischem Schaffen übertrug und die als Männer die innige, kindliche Frömmigkeit und Treue bewahrten, in der sie früh Trost und Kraft gefunden, allen diesen Künstlern ist ein tiefes, ernstes, sehnsuchtsvoll strebendes und demüthiges Gemüth, der Drang nach Selbstvervollkommnung und das Bewußtsein der Seelenverwandtschaft eigen. In dem gleichen Streben, in dem Verlangen nach Freundschaft, in der willfährigen Annahme von Rath und Wahrheit fand sich ein Kreis persönlich befreundeter Männer, eine Art unsichtbarer Loge zusammen, deren Glieder sich aus den Werken, oft nur aus Schilderungen der Freunde kannten, sich gegenseitig ermuthigten, aber nicht selten auch rücksichtslos warnten und tadelten. Die meisten dieser Männer waren von tiefer Frömmigkeit; sie betrachteten ihre Kunst als eine Art Gottesdienst oder mindestens als einen höhern, ihnen von Gott verliehenen Beruf im Dienste der Menschheit.

Diese Anschauung ist es, die auch den Kupferstecher Thaeter durch sein Leben geleitet. Er gibt in seinem Tagebuch, wie in seinen Briefen, welche das Hauptmaterial für die vorliegende Lebensgeschichte bieten, seiner Ergebenheit, seinem Gottvertrauen, seiner unbegrenzten Dankbarkeit für alles Gute oft glühenden Ausdruck; diese Stimmung tritt immer wieder zu Tage und verleiht dem Bilde, das wir von ihm gewinnen, seine Beleuchtung. Was den Leser vielleicht durch stete Wiederholung hin und wieder ermüdet, muthet den Seelenforscher als Ausdruck eines begeisterten Gemüths an, zumal keinerlei Unduldsamkeit, noch geistlicher Hochmuth sich zeigt. Die Frömmigkeit, die bei Ludwig Richter in wahrhaft kindlichen Tönen auch aus seinen Compositionen zu uns spricht, entbehrt bei Thaeter der frischen Freudigkeit und des Humors. An der Stelle des künstlerischen Freischaffensdranges des Malers zeigt sich bei ihm die liebevolle Selbstunterordnung des Kupferstechers. Thaeter macht eine Pflicht des Berufs aus dieser Selbstunterordnung. Er stellt den Kupferstich ganz in den Dienst der höhern schaffenden Kunst, er will nur der verständnißvolle Wiedergeber der Gedanken und Empfindungen des Malers sein, dessen Bilder er sticht. Diese demüthige Treue leitet seine Arbeit, leitet aber auch sein ganzes Wesen, und das ist das Fesselnde seiner Lebensschilderung, daß wir in ihm Menschen und Künstler ganz als Eins erkennen.

Aus der elendesten Noth arbeitet sich der Knabe in Gottvertrauen und Liebe zu seiner Mutter zu tüchtigem Können und Wissen heraus. Eine schwere Studienzeit wird mit jugendlicher Kraft überwunden, dann beginnt ein ununterbrochenes Arbeiten, das nur selten eine mäcenatische Unterstützung, doch viel Aufmunterung seitens der Freunde findet. Thaeter will vor allem die schwere Aufgabe lösen, nicht alte Meister, sondern die Werke seiner aufstrebenden Zeitgenossen „nach Absicht und Inhalt" im Stiche wiedergeben. Und so arbeitet er „denkend und geistig erregt", immer tiefer davon überzeugt, daß dieses geistige Reproduciren keinen Vergleich dulde mit der mechanischen Abspiegelung durch einen todten Apparat. Er bleibt bis zu seinem Ende der Begeisterung für seinen Beruf treu.

Thaeter hat sich selbst beschieden, nur wiedergeben zu wollen, was innerhalb des Gebiets seiner technischen Mittel lag. Er hat den sogenannten „Farbenstich" nie anerkennen wollen und hierüber wenige Jahre vor seinem Tode ein ausführliches Glaubensbekenntniß abgelegt, das den interessanten und lehrreichen Schluß des Buchs bildet. Sein Bestreben war, eine Schule der Kupferstechkunst zu schaffen, und in der That sind aus seiner Werkstatt die bestverstandenen und nachgefühlten Darstellungen vieler Kunstwerke der ältesten und ältern Zeit hervorgegangen. Er selbst aber fühlte sich am glücklichsten, wenn er den Geist und die Empfindung seiner geliebten Freunde mit dem Grabstichel auszudrücken vermochte. Seinem innigsten Jugendfreunde Rietschel, dem hochverehrten Cornelius, Julius Schnorr, Moritz Schwind, Herrmann, Rauch, Wilhelm Kaulbach ist er ein treuer Ausleger gewesen. Eine Reihe von Briefen gibt Zeugniß von der Gegenseitigkeit des herzlichen Einverständnisses zwischen ihm und den meisten der genannten Künstler. Aus diesem schriftlichen Verkehr treten uns aber auch mehrere derselben in liebenswürdigster Weise, oft auch in geistiger Bedeutung entgegen. Allgemeine Themata werden selten berührt, große Tagesereignisse nur dann erwähnt, wenn ihr Lärm störend in die stille Werkstatt oder in das friedenbedürftige Seelenleben der Künstler dringt. So verehrungsvoll wir vor den großen Werken der genannten Meister stehen, unserm Herzen treten sie noch näher durch die warmen, schlichten Aeußerungen ihrer rein menschlichen, freundschaftlichen, theilnehmenden Gefühle. Und wenden wir uns zu den Gemälden und Bildwerken derselben, so erkennen wir den Zusammenhang des sittlichen Ernstes mit der künstlerischen Leistung, die Einheit des Trachtens nach dem Ewigen mit dem Trachten nach der Schönheit. Die pietätvolle Tochter Thaeter's hat ihrem Vater und seinen Freunden wie der Zeit ihres Schaffens durch dieses Buch ein neues höchst erfreuliches Denkmal gesetzt.

L. Pezold.

Zur serbischen Landeskunde.

Serbien und die Serben. Von Spiridion Gopčević. Erster Band: Das Land. Mit 12 Tafeln, 2 Doppelbildern, 35 Holzschnitten im Text und 1 Karte. Leipzig, Elischer Nachfolger. Hoch 4. 24 M.

Der Verfasser verspricht im Vorworte, diesem ersten Bande noch zwei weitere folgen zu lassen, die Volk und Geschichte Serbiens behandeln sollen. Erreichen diese annähernd den Umfang des erschienenen Theils mit seinen 490 Seiten Hochquartformats, so wird das Werk alles bisher über Serbien Vorhandene an Umfang weit hinter sich lassen. Seinem innern Werthe nach bezeichnet es die Vorrede als „ein streng wissenschaftliches“; die danach zu hegenden Erwartungen erfüllt aber dieser erste Band keineswegs, so viel werthvolle Mittheilungen er auch enthält. Das Buch ist vor allen Dingen ein statistisches; in den Kapiteln 10—22 (S. 129—443) wird unter den Ueberschriften „Handel“, „Industrie“, „Verkehrswesen“, „Oeffentliche Arbeiten“, „Bergbau“, „Finanzielles“, „Kirchliches“, „Geistige Cultur“, „Einrichtungen zur Hebung der geistigen Cultur“, „Justizwesen“, „Heerwesen“, „Gesundheitspflege“, „Regierung und Verwaltung“ ein gewaltiges statistisches Material zusammengetragen. Davon könnten manche Einzelheiten, wie etwa die Zahl der ausgestellten Pässe und Dienstbotenbücher, die Preise der Plätze im belgrader Theater u. s. w. ohne Schaden fehlen, und eine zusammenfassende Bearbeitung der ungeheuern Zahlenreihen hätte sicher ein anschaulicheres Bild gegeben. Doch wir wollen hier mit dem Verfasser nicht rechten: seine Mittheilungen stammen zum großen Theil aus serbischen, in Westeuropa nicht gelesenen Werken und aus Angaben serbischer Fachleute und Regierungspersonen, die im Vorworte genannt werden, sodaß den Statistikern hier ein sonst kaum zu erlangender Stoff geboten wird, den sie mit Dank annehmen werden. Sehr eigenthümlich steht es dagegen mit den diese Kapitel einleitenden historischen und allgemeinen Bemerkungen. Im Vorworte heißt es, die deutsche Literatur habe bisher nur ein einziges nennenswerthes Buch über Serbien besessen, nämlich Kanitz' „Serbien“ (Leipzig 1868), dieses sei aber „in Bezug auf die Zustände des Landes schon längst gänzlich veraltet“, und ferner: „Von Kanitz' «Serbien» verwendete ich außer einigen Angaben über die Zustände unter der Regierung des Fürsten Mihail auch einige seiner Schilderungen von Städten und Landschaften.“ Das ist ein grober Irrthum, er hat Kanitz auch sonst sehr ausgiebig benutzt, gerade wo es sich um historische Dinge handelt. Davon nur einige Beispiele. Der erste Abschnitt des Kapitels „Handel“ („Geschichtliche Entwickelung“, S. 129) ist mit einigen Weglassungen fast buchstäblich aus Kanitz ausgeschrieben; nun wird zwar S. 130 nach den ersten Zeilen in einer Fußnote Kanitz als Quelle angegeben, der unbefangene Leser muß also glauben, die Benutzung dieser Quelle reiche bis dahin, und erstaunt, wenn er sieht, daß das Folgende bis zum Ende der Seite ebenfalls buchstäblich aus Kanitz stammt. Gopčević hat die Manier, mit Absätzen sehr üppig zu sein, Kanitz ist damit sehr sparsam; jener löst daher des letztern Text in kleine Abschnitte auf, nennt bei einem beliebigen Kanitz und niemand kann wissen, wie viel auf dessen Rechnung kommt. Bei der „Geschichtlichen Entwickelung“ des Justizwesens heißt es in einer Note zu dieser Ueberschrift: „Diesen kleinen Abschnitt entnehmen wir größtentheils dem Kanitz'schen Werke.“ Der Verfasser unterschätzt hier seine Thätigkeit, der ganze Abschnitt S. 334—341 ist wörtlich aus Kanitz abgeschrieben. Wer übrigens jetzt nichts anderes und nicht mehr über altserbische Gesetzgebung zu schreiben weiß, als Kanitz im Jahre 1868, sollte überhaupt darüber schweigen. Von wissenschaftlicher Arbeit ist dabei keine Spur.

Der statistische Theil mit seinen geschichtlichen Bemerkungen ist, wenn auch der Haupttheil, doch nicht der einzige des Buchs. Dessen erstes Kapitel enthält auf zehn Seiten die gesammte Geographie Serbiens und ist über die maßen dürftig. Dann folgen in weitern sechs Kapiteln Streifzüge in Serbien, die in ihrer losen Form und dem Allerlei ihrer Notizen in einem systematisch angelegten Werke besser weggeblieben wären. Das achte Kapitel (S. 99) bespricht die Bodencultur. Die gemüthliche Benutzung von Kanitz, der bei einem beliebigen kleinen Absatze genannt wird, findet sich auch hier. Sogar die Beschreibung des Paprika S. 113: „Der Paprika ist eine Stengelpflanze wie die Bohne. Wie die Schoten der letztern herunterhängen, so auch die oben dicken und unten spitzen Paprikaschoten. Die noch grünen Früchte haben nicht die beißende Schärfe der rothen“, konnte Gopčević nur genau mit Kanitz' Worten (S. 594) wiedergeben; doch nein! statt „Bohne“ hat dieser „Zwergbohne“, und statt „beißend“ schreibt er „intensiv“, Gopčević aber vermeidet nach dem Vorworte alle unnöthigen Fremdworte.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung: der Verfasser pflegt in seinen Schriften bissige Bemerkungen über ihm misliebige Personen anzubringen; so auch hier öfter. Das mag er verantworten; wenn es aber S. 97 heißt: „Pirot... hat bekanntlich im Bulgarenkriege furchtbar gelitten, wo sich die bulgarischen Truppen vom Battenberger angefangen bis zum letzten Gemeinen herab am Plündern betheiligten und allerlei Schandthaten verübten“, so ist das empörend. Glaubt der Verfasser wirklich, den Leuten einreden zu können, Fürst Alexander habe am Plündern theilgenommen? Und noch eins. Gopčević trägt eine sehr radicale Färbung und bringt es fertig, S. 263 zu schreiben: „Obwol es die gleichgültigste Sache der Welt sein sollte, welche Religion ein Mensch bekennt und ob er überhaupt eine Religion hat, ging im Mittelalter die Dummheit so weit, daß auf dem Synod zu Preßburg (1309) die Ehe zwischen Katholiken und

Orthodoxen verboten wurde.“ Also gleichgültig, ganz gleichgültig wäre es, ob Religion oder nicht, und welche Religion? Wir sind neugierig auf die Geschichte der Serben, mit der uns Gopčević beschenken will. Den Serben hätte es nach diesem Standpunkte einerlei sein müssen, ob sie zum Islam übergingen oder Christen blieben, während sie doch allein dem Festhalten am Christenthume die Wahrung ihres Volksthums verdanken.

Feuilleton.

Eine sehr ausführliche kritische Studie hat Emil Reich über „Schopenhauer als Philosoph der Tragödie“ veröffentlicht (Wien, Konegen, 1888). Er wendet sich trotz seiner Hochschätzung des genannten Philosophen doch gegen dessen principielle Herabsetzung der höchsten Form des Dramas; eine solche sieht Reich darin, daß Schopenhauer die Tragödie nur als eine Beihülfe zur Erkenntniß der philosophischen Wahrheit gelten läßt. Nach Schopenhauer vermittelt das Trauerspiel am besten die Erkenntniß von der Nichtigkeit des Daseins. Reich bestimmt die Tragödie als die Darstellung bedeutender Ereignisse, denen große Ideen zu Grunde liegen, in vollendeter Form. Sie baut eine Welt der schönen Täuschung auf, in welcher alle unerfüllten sittlichen Forderungen der wirklichen Welt als ausnahmslos gültige Gesetze erscheinen. Den Zufall schließt sie unbedingt aus. Aber die Philosophie des Dramas ist nur eine Philosophie für das Volk; eine wirkliche Beantwortung der höchsten Lebensprobleme kann sie nicht geben. Gleichwol muß ein jeder große Dramatiker eine bestimmte Weltanschauung haben. Die Werke unserer größten Tragiker wirken darum so wohlthätig, weil in ihnen kein Zufall geduldet wird und kein Unschuldiger rettungslos dem Verderben verfällt“. Wir empfehlen die Reich'sche Studie warm als eine gediegene Arbeit; können jedoch nicht verschweigen, daß Reich in der Weise Carriere's allzu oft seinen Text durch Citate erdrückt und daß er mit seiner eigenen Weltanschauung noch zu sehr im Umkreise der höchsten Probleme stecken bleibt.

— Karl Schrattenthal hat das Verhältniß von Hyppolite Taine und Julius Schvarcz in einer kleinen Studie zu bestimmen gesucht (Eisenach, Bacmeister, 1888). Taine hat die französische Revolutionslegende zu zerstampfen vermocht; Schvarcz hat die Demokratie von Athen ihres traditionellen Glorienscheins entledigt, und das Dogma von der Unfehlbarkeit der Staatsformenlehre des Aristoteles zerstört. Auch hat er den Götzendienst des Montesquieu-Cultus unbarmherzig zertrümmert, wodurch er sich zwar viel Feinde unter den Philologen, schließlich aber doch die kleine Ehrenrettung durch Schrattenthal zugezogen hat.

Bibliographie.

Berg, L., Haben wir überhaupt noch eine Litteratur? Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 60 Pf.

Boll, H., Ueber bedenkliche Erscheinungen in der deutschen Sprache der Gegenwart. 1ster Tl. Leipzig, Fock. Gr. 4. 75 Pf.

Bötticher, K., Zur Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. Berlin, Mittler u. Sohn. Lex.-8. 50 Pf.

Brugsch, H., Religion und Mythologie der alten Aegypter. Nach den Denkmälern bearbeitet. 2te Hälfte. Mit 45 Holzschnitten. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 10 M.

Buchwald, G. u. Ina v., Kulturhistorische Erzählungen. I. Der Heljäger von Waldbad. 2 Thle in 1 Bd. Kiel, Homann. 8. 7 M.

Cassel, P., Vom König. Drama. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 1 M.

— — Das neue Schauspiel. Drama. Leipzig, Wartig's Verlag. 8. 1 M. 50 Pf.

Clasen, L., Das ungleiche Maß und die wahren Ziele evangelischer Kirchenpolitik. Halle, Strien. Gr. 8. 80 Pf.

Degen, A. v., Der Lederwurm. Eine lustige Kammergeschichte. Leipzig, Reißner. 8. 1 M.

Dichterstimmen aus Deutschlands Trauertagen 9. März 1888 15. Juni. Klage- und Trostlieder deutscher Dichter über den Tod unserer Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. Dortmund, Garms. 8. 1 M.

Dittrich, M., Mobile Mannschaft. Soldatengeschichten. Mit 36 Illustrationen nach Zeichnungen von F. Czabran. Dresden, Tittel Nachf. 8. 3 M.

Dorieux-Brotbeck, Betty, Adolf Hellberg. Schauspiel. Leipzig, Werther. 12. 2 M.

Ehrenberg, A. v., Demokratische Moral und Justiz. Aus den Erlebnissen eines Deutschen in Zürich, zugleich ein Beweis für die Nothwendigkeit von Ausnahmegesetzen gegen Diejenigen, welche bei uns Zustände anstreben, die den Züricher Staatseinrichtungen gleichen. Hagen, Risel u. Comp. 8. 2 M.

Der jüdische Einjährig-Freiwillige im deutschen Heere. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge, von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. 2te Section. H—N. Herausgegeben von A. Leskien. 42ster Thl. Leipzig, Brockhaus. Gr. 4. 11 M. 50 Pf.

Franzos, K. E., Halb-Asien. Land und Leute des östlichen Europa. 5ter u. 6ter Bd.: Aus der großen Ebene. Neue Kulturbilder aus Halb-Asien. 2 Bde. Stuttgart, Bonz u. Comp. 8. 10 M.

Gaudy, Alice Freiin v., Mein Sonnenschein. Dichtungen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 3 M.

Glümer, Claire v., Auf Hohen-Moor. Novelle. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Heitmann, G., Transvaal, das Land, seine Bewohner und seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Nach mehrjähriger eigener Anschauung geschildert. Leipzig, G. Weigel. 12. 1 M.

Hille, P., Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom. Protestantische Blätter. Geschichtliche Merkwürdigkeiten und denkwürdige Reiseziele. Cöthen, Schettler's Erben. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Linsenmann, F. X., Die sittlichen Grundlagen der akademischen Freiheit. Rede. Tübingen, Fues. Gr. 8. 80 Pf.

Menge, Der vorgeschichtliche Mensch. Vortrag. Sangerhausen, Franke. Gr. 8. 60 Pf.

Menzel, C., Die Herren von Sangerhausen und ihre Besitzungen. Urkundlicher Beitrag zur Geschichte der Stadt Sangerhausen. Halle. 1881. Gr. 8. 1 M.

Pohl, R., Die Höhenzüge der musikalischen Entwickelung. In sechs Vorlesungen dargestellt. Mit 4 tabellarischen Beilagen. Leipzig, Elischer Nachf. Gr. 8. 6 M.

Ruppert, P., Konstanzer Beiträge zur badischen Geschichte. Altes und Neues. Konstanz, Sartori. Gr. 8. 3 M.

Saxen-Hausen, Wandergrüße. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 4 M.

Schlesinger, J., Die geistige Mechanik der Natur. Versuch zur Begründung einer antimaterialistischen Naturwissenschaft. Mit einer Figuren-Tafel. Leipzig, Mutze. Gr. 8. 5 M.

Schlitter, H., Kaiser Franz I. und die Napoleoniden vom Sturze Napoleons bis zu dessen Tode, aus Schriftstücken des k. und k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Wien, Tempsky. Lex.-8. 4 M.

Schmidt, L., Aelteste Geschichte der Wandalen. Ein Beitrag zur Geschichte der Völkerwanderung. Leipzig, Fock. Gr. 8. 80 Pf.

Schubin, O., Asbeïn. Aus dem Leben eines Virtuosen. Braunschweig, Westermann. 8. 8 M.

Schultze, F., Das neue Deutschland, seine alten Heldensagen und Richard Wagner. Eine elementare Einführung in das Verständnis der Werke und der Bedeutung Richard Wagners. Leipzig, E. Günther. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Der Schwaben letzter Gruß an Kaiser Wilhelm 1888. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 50 Pf.

Schwarz von Reinsdorf, B., Wolle oder Baumwolle? Humoristischer Roman. Berlin, H. Peters. 8. 3 M.

Seefried, J. N., Herzog Tassilo II. und die Chiemseeklöster. Ein Beitrag zur Geschichte Bayerns und zur Centenarfeier König Ludwigs I. Karl August. Mit Beilagen und 1 Situationsplan. Augsburg, Literarisches Institut von Dr. M. Huttler. Gr. 8. 75 Pf.

Seidel, H., Die goldene Zeit. Neue Geschichten aus der Heimath. Leipzig, Liebeskind. 12. 3 M.

Stobbe, A., Blätter der Erinnerung. Gedichte, Braunschweig gewidmet. Braunschweig, Bruhns. 8. 1 M.

Studemund, W., Rede, zum Gedächtniß Sr. Maj. des hochseligen Kaisers und Königs Friedrich III. in der Aula Leopoldina der Königl. Universität Breslau am 24. Juni 1888 gehalten. Breslau, Koebner. Gr. 8. 60 Pf.

Tepe, G. F., Ethische Abhandlungen. Cöthen. O. Schulze. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Tharau, H., Schwester Phoebe. Ein Bild aus den Tagen der Apostel. Leipzig, Böhme. 8. 2 M. 25 Pf.

Trinius, A., Thüringer Wanderbuch. 2ter Bd. Minden, Bruns. 8. 6 M. 50 Pf.

Vrtel, F., Unsere Einjährig-Freiwilligen und Reserve-Officiere. Aphorismen. Wien, Seidel u. Sohn. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Wachenhusen, H., Gabriele. Nach den Mitteilungen eines Militär-Arztes. — Die Cocodette. Eine Episode aus der Belagerung von Bitsch. Von M. v. Schlägel. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Wetzstein, O., Die deutsche Geschichtschreibung zur Zeit der Reformation. Ein Beitrag zur Geschichte der Historiographie. Neustrelitz. 4. 80 Pf.

Windelband, W., Geschichte der alten Philosophie. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 4 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die primitive Familie

in ihrer Entstehung und Entwickelung

dargestellt von

Dr. C. N. Starcke,

Privatdocent der Philosophie an der Universität zu Kopenhagen.

8. Geh. 5 M. Geb. 6 M.

(Internationale wissenschaftliche Bibliothek, 66. Band.)

Der Verfasser weiss in den Untersuchungen über Ursprung und allmähliche Gestaltung des Familienwesens einen reichhaltigen Stoff mit einer Fülle neuer und belehrender Details, welche übersichtlich geordnet und mit kritischer Schärfe dargestellt sind, zu vereinigen. Das Werk verdient nach anthropologischer wie socialwissenschaftlicher Richtung besondere Beachtung.

Ankauf von Bibliotheken

sowie Uebernahme solcher zur

öffentlichen Versteigerung.

Für mein Antiquarium kaufe ich jederzeit ganze Bibliotheken wie einzelne Werke von Werth, besonders aus den Gebieten der classischen Philologie wie Linguistik überhaupt, Geschichte, Kunst, Naturwissenschaften etc.

Zu vortheilhaftester Verwerthung (auch kleinerer Sammlungen) empfehle ich mein

—— Auctions-Institut. ——

Die kürzlich beendete Versteigerung der Bibliothek von

Prof. Karl Goedeke in Göttingen

hat wiederum ein sehr günstiges Resultat ergeben.

Meine mässigen Bedingungen theile ich auf Wunsch gern mit.

F. A. Brockhaus'
Sortiment und Antiquarium.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroff. Cacao.

Preis per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch und Gruber's

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Soeben erschien:

Zweite Section (H—N) 42. Theil. (Landstände—Lehrte.)

4. Cart. 11 M. 50 Pf., auf Velinpapier 15 M.

Unter den Artikeln, welche dieser neue Band des berühmten Werks enthält, nehmen besonders hervorragendes Interesse in Anspruch: Landstände von **K. Biedermann**, Langensalza (Schlacht) von **H. von Löbell**, Laokoon von **A. Schneider**, Lao-tse von **G. von der Gabelentz**, Lateinische Sprache von **Fr. Stolz**, Lautere Brüder von **Aug. Müller**, Lautgesetz, Lautphysiologie und Lautverschiebung von **Karl Brugmann**, Legitimität, Legitimitätsprincip von **H. Lehmann**, Lehnswesen von **R. Schröder**.

Das Werk ist in der Ersten Section (A—G), welche 99 Theile umfaßt, vollständig erschienen; die Zweite Section (H—N) gelangte jetzt zum 42. Theil; von der Dritten Section (O—Z) liegt Theil 1—25 vor. Ein Prospect über die Fortführung und Vollendung des Werks ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

☞ Neu eintretenden Subscribenten werden die bis Ende 1882 erschienenen **156 Theile** (Preis 1794 M.) zum Preise von **600 Mark** geliefert. Abnehmer des Werks, welchen eine größere Anzahl von Theilen fehlt, erhalten den Theil statt zu 11 M. 50 Pf. bei Bezug von mehr als 25 Theilen zu **6 M.**, von mehr als 50 Theilen zu **5 M.**, von mehr als 100 Theilen zu **4 M.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Gerstäcker. Herrn Mahlhuber's Reiseabenteuer. 8. Aufl. Mit Illustrationen. 8. 1 M.

von Zimmermann'sche Naturheilanstalt

bei Chemnitz, in reizender Lage. **Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge** bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- und Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch **die Direktion**, sowie durch die Filialen der Firma **Rudolf Mosse.**



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 37. — 13. September 1888.

Die italienische Literatur der Renaissance.

Geschichte der italienischen Literatur von Adolf Gaspary. Zweiter Band: Die italienische Literatur der Renaissancezeit. Berlin, Oppenheim. 1888. Gr. 8. 12 M.

Wenn wir in unserm Bericht über den ersten Theil dieses Werks (vgl. Nr. 12 d. Bl. f. 1885) nicht anstanden, denselben für die beste in Deutschland erschienene Geschichte der ältesten italienischen Literatur zu erklären, so dürfen wir von dem vorliegenden Bande versichern, daß derselbe seinem Vorgänger durchaus ebenbürtig zur Seite tritt. Die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Quellenstudien, die umfassende Kenntniß der Literaturdenkmäler und ihrer Verfasser selbst wie dessen, was über dieselben geschrieben worden ist, finden wir hier ebenso wol wieder wie das besonnene und maßvolle Urtheil, den richtigen Takt für den innern Werth, das ästhetische Feingefühl und das warme Interesse für seinen Gegenstand. Kommt hier bei der Besprechung einer näher liegenden Literaturperiode die scharfsinnige Untersuchung über die Echtheit der einzelnen Werke, die wir damals rühmten, weniger in Betracht, so liegt dafür ein um so größeres Verdienst in der vollen Bewältigung und sorgfältigen Sichtung des im 15. und 16. Jahrhundert von Jahrzehnt zu Jahrzehnt reicher und massenhafter sich aufdrängenden Stoffs.

Da bei unserm Verfasser, wie er selbst sagt (Vorrede, S. III), das Interesse an der Persönlichkeit dasjenige an der allgemeinen Entwickelung der Literatur überwiegt, so hat er die wahrhaft bedeutenden Gestalten zusammengehalten, um ihre gesammte Thätigkeit in einem Bilde zu vereinigen, während er diejenigen, in denen sich keine starke Individualität ausprägt, nach der Behandlung der verschiedenen Gattungen „verzettelt" hat. Wäre es aber nicht vielleicht besser gewesen, das erste Princip durchweg zu befolgen und bei Besprechung der verschiedenen Gattungen des Schriftthums nur ganz kurz zusammengefaßte allgemeine Uebersichten gleichsam als Einleitung oder als Epilog für jede Epoche zu geben? Das Verfahren des Verfassers bringt natürlich eine gewisse Ungleichheit und Unsicherheit für den Leser mit sich, zumal er nicht durchaus gleichmäßig verfährt, wie er denn unter anderm von Macchiavelli's Komödien („Mandragola" und „Clizia") und Tasso's „Torrismondo" bei der betreffenden Gattung getrennt von dem Hauptabschnitte über den Autor redet, der allerdings im letztern Falle erst im folgenden Bande zu erwarten ist, während er doch Ariost's Lustspiele in dem gleichen Kapitel mit seinem Epos behandelt.

Der vorliegende Band hat einen zu großen Umfang für des Verfassers wie des Verlegers Wünsche erhalten, trotzdem der erstere versichert, er sei bestrebt gewesen, „die Masse des Stoffs aufs äußerste zu condensiren und alles Entbehrliche daraus zu entfernen". Daß das letztere in ausreichender Weise geschehen sei, können wir freilich nicht zugeben. Zunächst glauben wir, daß in der Geschichte der Literatur eines fremden Volks, die für das ganze gebildete Publikum bestimmt ist, noch eine große Anzahl mittelmäßiger, selbst in Italien längst vergessener Schriften und Namen ohne Schaden für den Leser und zum Vortheil des Werks selbst hätte wegbleiben dürfen. Ist es ferner anzuerkennen, daß der Verfasser alle Werke, die er anführt, gründlich gelesen und studirt hat, und daß er es trefflich versteht, in kurzen Analysen den wesentlichen Inhalt derselben wiederzugeben, so will es uns doch scheinen, daß er hierin zuweilen zu weit geht. Bei einem so allgemein bekannten Buche z. B., wie Boccaccio's „Decameron" (S. 46—67), hätte er getrost den Leser auf das Werk selbst verweisen dürfen, während er wiederholt uns den Inhalt der betreffenden Erzählung vorführt. Die Epigonen der großen Florentiner hätte der Verfasser, scheint uns, weit summarischer behandeln können. Wer interessirt sich

z. B. noch für die Bänkelsängerpoesien oder die breiten trockenen Lehrgedichte Antonio Pucci's oder gar die traurige Nachbildung der „Divina Commedia" in Frezzi's „Quadriregio" hinlänglich, um eine Analyse und eingehende Besprechung derselben zu wünschen und zu würdigen? So sind wir durchaus einverstanden, wenn er uns in Bezug auf die Tragödie Trissino's „Sofonisba", Giraldi's „Orbecche", Pietro Aretino's „Orazia", T. Tasso's „Torrismondo" ihrem Inhalte nach vorführt; aber wer kümmert sich noch um die Producte des Vielschreibers Ludovico Dolce, um des blinden Goto greuelvolle „Dalida", um Asinari's „Gismonda" oder Anguillara's jammervollen „Edipo"? Dasselbe gilt von dem Kapitel über die Komödie. Dürfen wir dabei auch nicht vergessen, daß der Verfasser als gewissenhafter Historiker nicht nur den absoluten Werth, sondern auch den relativen, den Einfluß auf die Zeitgenossen, die Entwickelung der Gattung und ihre Unterarten zu berücksichtigen hatte, so wäre dennoch, wie uns scheint, eine größere Beschränkung in der Auswahl thunlich und auch hier weniger mehr gewesen.

Der vorliegende Band beginnt mit Boccaccio, also um die Mitte des 14. Jahrhunderts, und geht bis zum Ende des 16., jedoch mit Ausschluß der Kapitel: Tractate, Dialoge und Briefe, sowie Torquato Tasso's. Er bezeichnet also weder nach Anfang, noch nach Ende eine abgeschlossene Periode, ein um so fühlbarerer Uebelstand, als seit dem Erscheinen des ersten Theils drei Jahre verflossen sind und also wol auch wieder eine längere Zeit bis zum Abschlusse des dritten vergehen dürfte.

Wenn wir in diesem Bande im Gegensatze zum ersten vergleichende Blicke auf die zeitgenössische Literatur der andern romanischen Völker und ihr Verhältniß zu der italienischen vermissen, so eröffnet uns der Verfasser dagegen im übrigen oft und gern weitere Ausblicke, flicht anziehende Bemerkungen und Erörterungen über Gegenstände der Poetik ein*) und zieht ebenso belehrende wie geistreiche Parallelen, von denen wir als Probe den Vergleich zwischen der Auffassung der Schönheit und Liebe bei den drei großen florentinischen Meistern des Trecento hier anführen (S. 24):

> Die irdische Welt bei Dante war ein Schatten, die Schönheit hienieden ein Symbol der Wahrheit und des Lichts da droben; bei Petrarca war sie etwas mehr, aber immer ein schöner Schleier, eng verbunden mit der innern, geistigen, höhern Schönheit. Bei Boccaccio macht die Erde wieder ihre Rechte geltend; die Schönheit ist wieder sie selbst, ohne andere Bedeutung, sowie sie es im Alterthume gewesen war. Die Liebe bei Dante ist ideal, mystisch und so hoch und rein, daß sie Gefahr läuft, ganz abstract zu werden, sich mit der Tugend, dem Glauben, der Liebe Gottes zu vermengen; bei Boccaccio ist sie real, irdisch, und zwar so sehr, daß sie sich beständig mit der Lasciviät berührt. . . .

Die Charakteristik Boccaccio's, sowol was den Inhalt wie die Darstellung, den Stil und die Sprache seiner Werke anlangt, ist ebenso treffend wie erschöpfend. Da Gaspary für das größere Publikum schreibt, können wir uns auch wol mit der an und für sich etwas dürftigen Notiz, daß Boccaccio wahrscheinlich keine einzige seiner Geschichten selbst erfunden habe, die directe Quelle, aus der er geschöpft, aber kaum jemals mit Bestimmtheit anzugeben sei (S. 47), begnügen. Ob es, wie der Verfasser nachzuweisen unternimmt, ein Unglück für die Entwickelung der italienischen Sprache war, daß er später als unbedingtes Muster für die Prosa galt, bildet noch heutzutage einen Streitpunkt unter den Gelehrten der Halbinsel; noch im 19. Jahrhundert hört man, freilich nur in grauer Theorie, das Dogma von der Vorbildlichkeit der Boccaccio'schen Redeweise nachbeten, während doch in Wahrheit kein moderner Schriftsteller wagen würde, die künstlich verschlungenen, langathmigen, latinisirenden Perioden des Trecentisten nachzuahmen.

Den Abschnitt über die Humanisten des 15. Jahrhunderts leitet eine Betrachtung über das Verhältniß der literarischen zur allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Lage Italiens, das Verschwinden des republikanischen Geistes, das Ueberwuchern der Tyrannis und die damit zusammenhängende Entstehung der Hofpoesie ein. Auch bei diesem übrigens vortrefflich behandelten Kapitel hätte unserer Ansicht nach eine größere Beschränkung eintreten sollen, in Anbetracht, daß die Humanisten, die lingua volgare verachtend, fast nur lateinisch schrieben und daß der innere Werth ihrer Poesien, abgesehen vielleicht von Polizian und Pontan, ein unbedeutender war. Der letztgenannte Verfasser wird sogar noch an einem andern Orte (S. 301—320) als Staatsmann, Philosoph und Dichter eingehend behandelt. Wir mögen dies liebevolle Sichversenken unsers Autors in seinen Stoff bewundern; aber ist die sorgfältige Analyse lateinischer Werke in einer italienischen Literaturgeschichte wirklich gerechtfertigt, selbst wenn dieselben mit solcher Frische und Eleganz geschrieben sind, daß man ihren Verfasser für einen Zeitgenossen des Augustus halten könnte? Und nun gar die zahllosen handwerksmäßigen Erzeugnisse, die nach der Verszahl wie nach der Elle gemessen wurden! Allerdings darf man dabei nicht vergessen, in welch hohem Ansehen diese Schriftstellerei bei den Zeitgenossen stand. Nie hat wol ein gleich hoher Begriff von der Macht der Feder existirt wie in dieser Periode und nie ist diese gefährliche Waffe vielleicht schwerer und schmachvoller misbraucht worden.

Neben der gelehrten Poesie stand, wie gleichzeitig bei andern Nationen Westeuropas, der Volksgesang in hoher Blüte; im übrigen spielt die Vulgärsprache im 15. Jahrhundert eine geringe Rolle und zählt nur wenige Vertreter von Bedeutung. Unter ihnen ragt vor allem Leon Battista Alberti hervor, gleich Michelangelo Dichter, Gelehrter, Maler, Bildhauer und vor allem Baumeister, den wir aber doch lieber ein Universaltalent als ein Universalgenie nennen möchten, weil er weder durchaus originell, noch ein tiefer Denker war. Ob der früher allgemein dem Grafen Agnolo Pandolfini zugeschriebene „Trattato del governo della famiglia", den die Accademia della Crusca

*) Vgl. S. 76 den Abschnitt über das Madrigal und dessen Etymologie.

unter ihre testi di lingua aufgenommen hat, wirklich nichts als eine ungeschickte alte Bearbeitung des dritten Buchs der Alberti'schen Dialoge ist, wie der Verfasser (Anhang, S. 662 fg.) als erwiesen annimmt, sind wir nicht in der Lage zu beurtheilen. Sicher ist, daß sowol Alberti selbst wie Matteo Palmieri den Agnolo in derselben Weise als Meister redend in ihren Dialogen anführen, wie Plato und Xenophon den Sokrates.

Lorenzo de' Medici's formenschöne, aber künstlich und conventionell zugespitzte Sonette charakterisirt ihr Verfasser selbst treffend, wenn er sagt:

> Der wahre Gegenstand und Stoff des Sonetts muß eine hübsche und scharfsinnige Sentenz sein, passend dargestellt und in wenige Verse zusammengedrängt mit Vermeidung der Dunkelheit und Härte. Große Aehnlichkeit und Uebereinstimmung hat diese Dichtweise mit dem Epigramm in der Zuspitzung des Gedankens und der Gewandtheit des Stils; aber das Sonett ist ernstern Inhalts würdig und fähig.

Zu den gelungensten und hervorragendsten Abschnitten des Buchs gehört das Kapitel, welches uns Macchiavelli's Leben, Charakter und Werk vorführt. (S. 337—378.) Die Einleitung bildet eine anschauliche Schilderung der traurigen politischen Zustände, die in Italien gegen das Ende des 15. Jahrhunderts durch den allmählichen Sieg der Fremdherrschaft eintraten, sowie der republikanischen Episode in Florenz nach der Vertreibung der Mediceer (1494—1512), in der durch Niccolo Macchiavelli nach Gaspary's Ausdruck die politische Wissenschaft geboren wurde. Nach der Erzählung seiner Lebensschicksale, in der der Verfasser bei der Erwähnung der Reisen Macchiavelli's auch seines Ausspruchs über unser Vaterland gedenkt, dessen damals blühende Reichsstädte in ihrer bürgerlichen Entwickelung und ihrem wohlgeordneten Staatsleben er höchlich bewundert: „In Deutschland ist alle Kraft in den Gliedern, in Frankreich im Haupte", folgt eine lichtvolle Auseinandersetzung der auf reifer Erfahrung und tiefer Menschenkenntniß, wie auf gründlichen historischen Studien, aber auf materialistischer Grundlage und einer pessimistischen Auffassung der Menschennatur beruhenden Staatstheorie des berühmten Politikers. Ihm ist der Staat das Höchste, ja alles in allem. Von den Menschenrechten des Einzelnen ist noch keine Rede; die ideale Beschränkung der Staatsallmacht durch die Religion ist verschwunden. Die Kirche ist eine nützliche, im Staate wohl zu verwendende Institution; die Erhaltung des Staats und die Förderung seiner Interessen sind ihm der höchste Gesichtspunkt. Den letzten Grund seiner Entschlüsse bildet für den Regenten die Entscheidung der Frage: Was ist nützlich oder schädlich, nicht: Was ist gut oder schlecht? Den guten Schein soll der Fürst zu bewahren trachten, auch die Tugend selbst, solange sie seinen Interessen nicht geradezu entgegensteht; sein Wort soll er halten, „solange es gut angeht". Der Erfolg entscheidet, auch bei der großen Mehrzahl des Volks. Dabei liebte Macchiavelli selbst persönlich die Wahrheit, die Freiheit, das Gute und vor allem das Vaterland. Ihm schwebte schon der Gedanke eines einigen Italien vor mit der allgemeinen Wehrpflicht seiner Bürger. Aber als einem echten Sohne seiner Zeit erschien ihm die Politik als ein Gebiet, das selbständig neben Religion und Moral dastehe.

In seiner gründlichen Analyse der „Discorsi", des „Principe", der „Arte della guerra" deckt Gaspary auch die Widersprüche des Schriftstellers schonungslos auf und weist zugleich schlagend nach, wie Macchiavelli der größte italienische Prosaiker ist, weil bei ihm das Wort als die unmittelbare, stets durchaus entsprechende Form des Gedankens erscheint. Seine „Istorie fiorentine" ohne Quellenkritik sind vielfach durchaus unzuverlässig, aber wichtig als erster Versuch einer pragmatischen Behandlung der Geschichte. Weit zuverlässiger erscheint sein berühmter Zeitgenosse Francesco Guicciardini sowol in seiner florentinischen Geschichte (1378—1509) wie in seiner „Storia d'Italia" (1492—1534), der ersten allgemeinen Geschichte der Halbinsel; aber ihm fehlt sowol der allgemeine leitende Gedanke, wie die dramatische Lebendigkeit und der klare, anschauliche Stil Macchiavelli's. Charakteristisch für ihn ist es, daß er zuerst das memento mori dem memento vivere Macchiavelli's entgegenstellt, sowie für seine ganze Zeit, daß er vor dem Kampfe gegen die Religion warnt, „weil dieser Gegenstand zu viel Kraft besitzt im Geiste der Thoren".

In dem Abschnitte über das Heldengedicht bezeichnet Gaspary Luigi Pulci's „Morgante" treffend als einen komischen Volksroman im Gegensatze zu Bojardo's „Orlando innamorato", der das Ritterepos in Italien zuerst zur Lieblingsdichtung der vornehmen höfischen Welt machte (270 fg.) und zugleich nicht wenig dazu beitrug, die in Verachtung gesunkene Vulgärsprache wieder hoffähig zu machen, wenn es auch Cardinal Bembo's Verdienst bleibt (S. 403 fg.), sie mit Bewußtsein vielfachen Anfechtungen gegenüber zur allgemeinen und gleichberechtigten Literatursprache erhoben zu haben. Allerdings verkannte Bembo dabei zu sehr, daß die Sprache ein lebendiger, in steter Fortentwickelung begriffener Organismus sein muß, wenn sie nicht der Gefahr einer Erstarrung in überlebten Formen anheimfallen soll. Frisches eigenartiges Leben aber gewinnt dieselbe wieder in Ariosto's berühmtem Heldengedichte, das nur dem Stoffe nach eine Fortsetzung des Bojardo'schen ist. Dagegen hebt unser Verfasser mit Recht den Gegensatz beider Werke in der Behandlungsweise wie in der Begabung ihrer Dichter, sowie den unnachahmlichen Zauber der Sprache Ariost's hervor:

> Wir fühlen sogleich, hier ist ein feineres höheres Leben; der Stoff ist in die Hände des wahren Künstlers gefallen. (S. 431.) Ueberhaupt spiegelt uns kein Dichter vollkommener als Ariost das Kunstideal der Renaissancezeit, die Darstellung der irdischen Realität in der ganzen Pracht und Fülle ihrer Formen, die Darstellung des Menschen in seiner Kraft und Schönheit, in der reichsten Entfaltung seines Thuns und Empfindens, umgeben von einer ebenso reichen und üppigen Natur, und weder diese, noch jener an die Schranken der Wirklichkeit gebunden, sondern sich frei und zügellos entwickelnd in einer zauberhaften Region der Idealität. Die Kunst

ist sich selbst Zweck geworden und reiner Cultus des Schönen. Und der vollendete künstlerische Typus der Renaissancezeit ist, wie sie es im Alterthum gewesen, die menschliche Gestalt in ihrer Unverhülltheit. (S. 436.)

Wie Dante's „Commedia" ist der „Orlando furioso" der vollkommenste Ausdruck seiner Zeit in der Kunst, freilich zugleich mit den Gegensätzen, die in den grundverschiedenen Persönlichkeiten ihrer Dichter lagen. Und wie Dante, so bleibt auch Ariost allein mit seinem Epos, mit seiner naiven Mischung von Ernst und Komik, welche beide Elemente, später auseinandergehend, einerseits zum ernsten Heldengedicht, andererseits zur Burleske führen.

Der vielleicht wieder etwas zu weit ausgeführte Abschnitt über den berüchtigten Pietro Aretino (S. 454—479) weist, ohne eine „Rettung" im modernen Sinne sein zu wollen, nach, daß derselbe nur ein hervorragender Typus seiner schriftstellernden Zeitgenossen war, den nur seine rücksichtslose Offenheit, die freilich bis zur Schamlosigkeit ging, wesentlich schlimmer erscheinen läßt als alle andern. War er doch nicht nur wegen seiner bösen Zunge, seiner grobkörnigen, plumpen und doch gern gehörten Schmeicheleien für Geld, seiner giftigen Angriffe auf alle, die ihm nichts geben wollten, zugleich gesucht und gefürchtet, sondern auch hochgeehrt, ja, allgemein bewundert und gefeiert, sogar von Kaiser und Königen, von bedeutendem Einfluß auf die öffentliche Meinung seiner Volksgenossen. Die schamlose Nacktheit seiner Schilderungen und das Behagen, mit dem er im Schmuze wühlt, erinnern lebhaft an die Darstellungen der französischen Naturalisten der Neuzeit. Wie bei diesen, erscheint auch bei ihm alles schlimmer als die Wirklichkeit, weil, was sich in der Welt an Häßlichem nur zerstreut findet, hier wie in einem Brennpunkte versammelt ist. Und damals erregte es kaum Verwunderung, daß derselbe Pietro Aretino auch Bußpsalmen und ein Buch über die menschliche Natur Jesu („Dell' umanità di Cristo") verfaßte!

Etwas zu stiefmütterlich scheint uns Annibal Caro, dessen treffliche Briefe gar nicht erwähnt sind, behandelt zu sein; ebenso Giovanni della Casa, von dem weder der „Galateo", den noch Parini dem Besten zuzählt, was die Prosaliteratur Italiens aufzuweisen habe, noch seine bekannten Reden angeführt werden.

In dem Kapitel über die Lyrik charakterisirt der Verfasser vortrefflich die gedankenschwere, mühsam mit der Form ringende Poesie Michelangelo's, dem das Wort nicht so gehorchen wollte, wie Pinsel und Marmor, um seine Ideen zu verkörpern. Wenn Berni in Bezug auf seine Gedichte meinte, er sage Dinge, die andern Worte, so wurde dieser Ausspruch mit entschieden größerm Rechte später von Galilei in Bezug auf Ariost's „Orlando" im Gegensatze zu Tasso's „Gerusalemme" angewandt.

Etwas zu tief scheint uns Gaspary die beiden gefeierten Dichterinnen des Cinquecento, Vittoria Colonna und Veronica Gambara zu stellen, so gern wir ihm zugeben mögen, daß die Gedichte der weniger oft genannten Gaspara Stampa einen höhern poetischen Werth beanspruchen dürfen.

Schon in einem der frühern Kapitel hatte er die Entstehung und den Entwickelungsgang des italienischen Dramas im 14. und 15. Jahrhundert geschildert. Aus den geistlichen Liedern (laudi) entstanden in Umbrien die Rappresentazioni, dramatisirte Erzählungen in Stanzenform, anfangs gleich unsern Mysterien, biblischen oder legendarischen, später meist profan romantischen Inhalts. In der Mitte des 15. Jahrhunderts folgten Uebersetzungen und Nachbildungen der altrömischen Dramatiker, endlich der „Orfeo" Polizian's (1472), den der Verfasser als den ersten Versuch eines regelmäßigen Originaldramas in italienischer Sprache sehr eingehend behandelt. Der letzte Abschnitt des Buchs über das Drama des 16. Jahrhunderts (S. 550—635) ist vielleicht der gelungenste von allen. Mit bewundernswürdiger Ausdauer und Gewissenhaftigkeit hat Gaspary das ungeheuere Material durchstudirt und gesichtet, um Licht und Ordnung in dies Chaos zu bringen. Die Schätzung der einzelnen Werke wird ja freilich immer mehr oder weniger subjectiv bleiben. Nicht alle werden mit ihm darin übereinstimmen, daß Pietro Aretino's „Orazia" das interessanteste und bedeutendste Drama des Jahrhunderts sei, selbst wenn sie ihm darin recht geben, daß sie hoch über Corneille's „Horatiern" stehe. Das Verständniß für das echt tragische Moment scheint uns hier ebenso wol zu fehlen wie in fast allen andern Stücken dieser Periode. So gerechtfertigt das abfällige Urtheil über T. Tasso's „Torrismondo" erscheint, so hätte Gaspary doch hier wohl erwähnen dürfen, daß der erste 1574 erschienene Entwurf unter dem Titel „Galealto, König von Norwegen", durch größere Natürlichkeit, Einfachheit und poetischen Reiz der spätern Ueberarbeitung, welche bereits die deutlichen Spuren der Krankheit des unglücklichen Dichters an sich trägt, weit überlegen ist. Mit Recht schüttelt der Dichter den Kopf zu der Annahme versteckter höherer Tendenzen, die man Macchiavelli bei der Abfassung seiner „Mandragola" beigelegt hat, dem weitaus bedeutendsten Lustspiel der Periode, von dessen bodenloser Unsittlichkeit, um nicht zu sagen Unflätigkeit, offenbar weder der Verfasser, noch sein Publikum irgendeine Empfindung hatten. Eine merkwürdige Illustration zu dieser Unempfindlichkeit bietet der „Candelajo" Giordano Bruno's, wo der ernste Philosoph, der als Märtyrer seiner Ueberzeugung auf dem Scheiterhaufen starb (1600), zu den niedrigsten und gemeinsten Späßen herabsteigt. Der alte Streit, der auch unsere Zeit wieder bewegt, ob „die Schaubühne als moralische Anstalt" zu betrachten sei, ob auch der Komödie Würde und Lehrhaftigkeit gezieme, ob sie ein Spiegel des Lebens, der Zeit und ihrer Sitten sein und dadurch abschreckend oder anspornend wirken oder nur unterhalten und erheitern solle, war damals bereits zu Gunsten der letztern Auffassung entschieden. Die erstere erklärt der Komödiendichter Lasca in dem Prolog zu seiner „Strega" (Hexe) für alten Kram; die Komödie besuche man nicht, um leben zu lernen; wer Moral lernen wolle, gehe in die Predigt oder lese gute Bücher. Ebenso

bemerkenswerth wie zutreffend sind die allgemeinen Betrachtungen über den Charakter des Lustspiels der Zeit (S. 614 fg.), die Armuth der Erfindung, die ermüdende Einförmigkeit der immer wiederkehrenden Typen, Verwickelungen und Lösungen u. s. w.

Den Grund, weshalb Italien in seiner literarischen Blütezeit kein großes nationales Drama hervorgebracht habe, erblickt unser Verfasser weder mit den einen in dem Mangel an nationaler Freiheit und Einheit, noch mit den andern in der sklavischen Nachahmung der Antike. Er meint, an Ansätzen und Anfängen zu einem solchen Werke habe es wenigstens auf dem Gebiete des Lustspiels nicht gefehlt. „Aber die dramatische Poesie ist stets die späteste Frucht der Kunst; die andern Nationen erreichten sie erst im 17. Jahrhundert, und damals war Italien in voller literarischer Decadenz.“ Dagegen läßt sich aber mit Recht einwenden, daß die Entwickelung der italienischen Literatur im 16. Jahrhundert sehr bedeutend weiter vorgeschritten war, als in England, Frankreich und Spanien, und deshalb auch früher als diese Länder dramatische Meisterwerke hätte zeitigen können. Aber die Antwort auf derartige Fragen wird stets eine ungenügende, mehr oder weniger einseitige und subjectiv gefärbte sein.

In einem Anhange fügt Gaspary noch eine zumal für den Fachmann wichtige lange Reihe bibliographischer und kritischer Bemerkungen hinzu (S. 636—700), in denen auch die Titel einiger Werke nachgetragen sind, die dem Verfasser unzugänglich waren oder zu spät in seine Hände gelangten. Das Namenregister am Schlusse ist leider nicht ganz vollständig und druckfehlerfrei.

Zum Schlusse empfehlen wir nochmals das vorliegende Buch dringend allen, denen es um eine gründliche Kenntniß der italienischen Literatur der Renaissance, welche ja auch auf die Entwickelung unsers eigenen Schriftthums längere Zeit hindurch einen so bedeutenden Einfluß geübt hat, zu thun ist.

Otto Speyer.

Ein deutsches christliches Epos.

Jesus von Nazareth. Ein Epos von E. Rutenberg. Bielefeld, Velhagen u. Klasing. 1888. 8. 4 M.

Dem in Nr. 7 d. Bl. f. 1888 angezeigten englischen Dichtwerke von Bickersteth: „Gestern, heute und in Ewigkeit“, tritt hier das christliche Epos eines Deutschen zur Seite, das, wie verschieden auch von jenem nach Anlage und Ausführung, doch nicht blos in der Wahl des gleichen Stoffs sich mit seinem fremdländischen Vorgänger berührt. Bei gleicher Innigkeit der religiösen Empfindung, gleicher Hingebung an seinen heiligen Gegenstand, gleicher Ehrfurcht vor dem Schriftwort, aus welchem geschöpft wird, ist aber das deutsche Epos gedrungener, schlichter, zurückhaltender, das englische kühner, schwungvoller, tiefsinniger. Wie diesem, so werden auch jenem von manchen Seiten allerhand Einwendungen nicht erspart bleiben, die gegen jede poetische Behandlung der heiligen Geschichte Bedenken hegen. Aber so gewiß zugegeben werden muß, daß selbst die höchste dichterische Begabung nur nachstammeln kann, was die Evangelien in wunderbarer Einfalt und Frische erzählen, so gewiß wird und kann es sich die Dichtkunst nicht nehmen lassen, auch ihrerseits immer wieder von jenen Dingen zu singen und zu sagen, welche das Gemüth eines christlichen Volks als sein Höchstes erfüllen und beseligen. Der Lyrik des geistlichen Liedes wird denn auch dies als ihr Recht allgemein und willig zugestanden. Nur an einer epischen Bearbeitung nehmen manche Anstoß. Mit Unrecht. Denn weder im Stoffe noch in der Form liegt ein triftiger Grund, warum nicht auch der Epiker ein Recht haben sollte, in dem Schmucke poetischer Sprache das Nebeneinander der Evangelien in ein Nacheinander zeitlichen Geschehens umzusetzen und die Thatsachen der Heilsgeschichte, über die sich der verklärende Glanz der Offenbarung und die ehrfurchtsvolle Scheu frommer Betrachtung legt, der innern Anschauung in dem menschlichen Verständnisse näherzurücken.

So bietet uns denn Rutenberg in 34 Gesängen eine Art Evangelienharmonie, eine dichterische Widerspiegelung der Person und Geschichte Jesu. Heimisch in Anschauung und Sprache der Heiligen Schrift, läßt er die Töne, die er dort vernommen, in dichterischer Verklärung zum Preise des Schönsten unter den Menschenkindern warm und voll ausklingen. In welchem Sinne er seine Aufgabe faßt, sagt er uns selbst in der „Widmung“:

Du heilige Gemeinde, Haus des Herrn,
Auf dem erwählten Felsen aufgeführt
Und auf Apostelsäulen hoch getragen,
Aus Steinen aller Völker, aller Zeiten
In Kraft erbaut, auf manche Art behauen,
Auf römisch, griechisch, britisch und germanisch,
Und durch der Liebe Mörtel fest geeint,
Du Haus des Herrn, du Himmelreich auf Erden,
Du theure Mutter, die uns trägt und stützt,
Dir sei mein Lied geweiht! O nimm es an
Mit Liebe und mit Nachsicht! Aber er,
Den es gewagt zu singen, er, den Sel'ge
Auf ihren Knien in Jubelhymnen preisen,
Vergebe dieses Stammeln sünd'ger Lippen
Und segne jeden Ton, der nicht mislang.

Von einer dichterischen Behandlung der evangelischen Geschichte ist eine gewisse Selbständigkeit der Darstellung, welche der nachdichtenden Phantasie, der frei verknüpfenden und ausschmückenden Erfindung Spielraum läßt, unzertrennlich. So wird denn auch hier beispielsweise die Geburtsgeschichte des Täufers und Jesu der Maria in den Mund gelegt, ebenso der Besuch der Weisen, die Flucht nach Aegypten; anderes wieder wird durch andere

berichtet, welche an Stelle des Evangelisten über dies und das als Augenzeugen berichten. Doch tritt der Dichter in Anordnung und Ausmalung nirgends aus dem Anschauungskreise der biblischen Berichterstatter heraus. Denn nicht hinwegführen von der Quelle, die Unmittelbarkeit des Urbildes nicht ersetzen will er, sondern er möchte an seinem Theile gerade erst recht dafür empfänglich machen und Lust und Liebe dazu wecken, daß jeder dorthin sich wende zu schöpfen, wo der Born der evangelischen Verkündigung am lautersten und vollsten sprudelt.

Zur Versform sind fünffüßige Jamben gewählt. Die Sprache ist klar, fließend und wohlklingend. Nur selten einmal begegnet eine sprachliche oder rhythmische Härte. Man hört es den Worten an, daß der Dichter auch sein sprachliches Darstellungsvermögen an der Psalmen- und Prophetenweise des Alten Testaments genährt hat. An einzelnen geeigneten Stellen sind Psalme in Reime gebracht, wie z. B. der Knabenchor einer jüdischen Festkarawane dem Herrn das Lied anstimmt:

Aus Zion bricht hervor ein schönes Licht;
Er, unser Gott, er kommt und schweiget nicht.
Die Erde bebt in ihren tiefsten Gründen,
Er kommt, ein mächtig Feuer anzuzünden.
„Versammelt meine Heil'gen", ruft sein Mund,
„Die mehr als Opfer ehren Gottes Bund!"
Erhöht die Pforten, macht die Thore weit,
Es ziehe ein der Herr der Herrlichkeit!
Der Israel zum heil'gen Volk gemacht,
Dient mit Frohlocken ihm bei Tag und Nacht!
Rühmt ihn mit Schalle, der die Welt besiegt,
Bis jedes Knie vor ihm im Staube liegt;
Der zu den Armen und Bedürft'gen spricht;
Aus Zion bricht hervor ein schönes Licht!

An anderer Stelle hört der Evangelist Johannes zum Preise seines Meisters, der neben ihm im Kahne, das Haupt auf dem Bootmannskissen, schläft, im Geiste den Gesang erklingen:

Gib dein Gericht dem Könige, o Gott,
Daß Friede und Gerechtigkeit sich küssen,
Daß er dem Armen helfe aus der Noth
Und seine Feinde schmählich weichen müssen!
Gelobet sei der Gott, der Wunder thut!

Mit Augen wird man schaun, wie er bekehrt
Sein Israel, wie Kön'ge vor ihm liegen,
Im Staub anbetend; nicht mit ehrnem Schwert,
Mit seines Mundes Schwerte wird er siegen.
Gelobet sei der Gott, der Wunder thut!

Wie lieblich werden auf den Bergen stehn
Die Füße seiner Boten, die er sendet,
Ein ew'ger Friede wird herniederwehn:
Dein Gott ist König und dein Leid geendet.
Gelobet sei der Gott, der Wunder thut!

Um eine Vorstellung davon zu geben, wie der Dichter seinen eigentlichen Stoff episch verarbeitet und bis zu welchem Grade es ihm gelingt, insbesondere auch durch treue Wahrung der Localfarbe Personen und Ereignisse lebendig und anschaulich zu schildern, mögen zum Schlusse einige Proben dienen. Der achte Gesang, der uns die Bergpredigt gibt, beginnt mit einer Schilderung von Land und Leuten:

Der Juden Osterwoche kam heran,
Und mehr als sonst noch wimmelte die Straße,
Die durch Kapernaum von Norden her
Nach Zion führt, von Pilgern; nicht allein
Der Festbesuch, der Ruf des Wunderthäters,
Des Gottgesandten, zog sie mächtig an.
Er aber wollte allen Brot des Lebens,
Sein hohes Wort den Seelen allen geben
Und stieg auf einen Berg nicht weit vom See,
Mit kahler Platte sanft sich abwärts neigend
Und nur besproßt von Felsengras und Moos,
Und setzte sich, und seine Jünger traten
Im Halbkreis um ihn; vor ihm aber wogte
Das Feld, das goldne Himmelsscheuern füllt....

Sie waren zugeströmt zu Tausenden,
Aus Flecken, Dörfern, einsamen Gehöften
Sich sammelnd; also ward aus vielen Bächen
Ein flutend, mächtig großes Menschenmeer.
Der reine Himmel blaute über ihm,
Wie seine Heilandsliebe sie beschien;
Die grünen Berge rings umhegten sie,
Wie er sie all in seinem Herzen hegte,
Und mächtig, wie der Donnerhall von oben,
Und lieblich, wie des Wellenspieles Sang,
Und freudig, wie der Festposaune Ton,
Der zu Jehova's Tempelhallen ruft,
Zog über ihnen seine Stimme hin.
Groß war und vielgestaltig die Versammlung.
In bunten Trachten waren fremde Männer
Gekommen, Syrer und Phönizier,
Im Grase lagernd, dort in Haufen stehend
Und hier an Felsenblöcke angelehnt,
Die einzeln aus der grünen Fläche ragten.
Dort eilten Jäger vom Gebirg herbei
In knapper Tracht; im Schafpelz dort die Hirten,
Der Fischer Schar vom See mit ihren Weibern,
Und Bauernvolk und weitgereiste Händler,
Vornehme Herrn und strenge Schriftgelehrte
Vereinzelt auch dazwischen, üpp'ge Blumen
Im Ackerlande, die das Wachsthum hindern;
Auch muntre Kinder, die sich von der Seite
Der Mutter stahlen und nach oben klommen,
Von seiner reinen Stimme angelockt,
Wie von der Flöte, die in Sommernächten
Zum frohen Tanz im Mondenlicht erklingt.
Ein schöner Knabe, Silas hieß man ihn,
Deß junge Seele frühe Knospen trieb
Für Gottes Ernte, blickte mit Entzücken
Ihm in die Augen, und ein kleines Mädchen,
Das horchend näher kam, dann schläfrig wurde,
Es legte auf des Heilands Mantel kühn
Den müden Lockenkopf und schlief. Ein Greis
Kam wankend und gestützt auf seine Söhne
Und trat, so nah er konnte; fast schon taub,
Trieb doch ihn her des Seelenhungers Nagen.

Die zweite Probe ist dem vierunddreißigsten Gesange entnommen. Jesu Tod und Auferstehung ist vollbracht, das Häuflein seiner Getreuen zerstreut sich und wandert zum Theil der Heimat zu:

Auf jenem schöngewölbten Bogenbau,
Der einst den Jordanabfluß überbrückte,

Bewegte eine kleine Pilgerschar,
Vom Feste durch Peräa heimwärts reisend,
So Fraun wie Männer, sich ans andre Ufer.
Mit Wonne grüßten sie den klaren Spiegel
Des Sees Genezareth und seine Höhen
Und sein Gestade; aber ihre Blicke
Sahn mehr als nur die blühende Natur,
Mehr als die liebe Heimat — allbelebt
War ihnen Berg und Thal und Meer und Strand
Von ihres Heilands wunderbarem Bilde.
Dort auf dem Berge sprach er zu dem Volke
In eben solchem Frühlingssonnenglanz,
Dort in der Bucht zu den gedrängten Scharen
Im Jüngerkreis aus schwankem Segelboot;
Hier saß er zwischen duftigen Gebüschen
Des Oleanders unter frohen Kindern,
Dort auf den Wogen schaukelte sein Nachen,
Besprach sein Wort das Ungestüm des Sturmes.
Sie sahn ihn wandeln durch die reichen Auen
Und wandeln über die krystallne Flut,
Hehr wie der auferstandne Held sich zeigte.
Die große Welt ging lärmend ihren Gang,
Sie ahnte nicht die weltbewegende,
Die unversieglich reiche Lebenskraft,
Das schöpferische Jenseitslicht, das jene
Unscheinbaren Gestalten in sich trugen.
Vorüber zog ein Trupp von Legionären
Mit ehrnen Helmen, blitzend in der Sonne,
Die Angesichter blüh'nden Lebens voll,
Die Muskeln straff von frischer Jugendkraft,
Und dröhnend klang ihr taktgemäßer Schritt,
Der Schritt des sieggewohnten Römerheeres —
Inmitten jener schritt der Allgewalt'ge,
Der ohne Schwertstreich röm'sche Heere schlug.
Dort der Centurio auf dem schwarzen Hengste,
Wie spöttisch sah er auf die Wanderer,
Auf dieses Land, auf dieses Volk von Knechten!
Zur fernen Roma zog sein schwelgend Herz,
Zur lusterfüllten, reichen Weltenstadt,
Der unbezwungnen. O hätt' er gewußt:
Vor dem, der in den Seelen jener lebt,
Wird Romas Volk im Staub anbetend liegen! —
Sie wandelten mit freud'gem Muthe heim:
Er wird voran nach Galiläa gehn,
In Galiläa werden sie ihn sehen.
Und an dem Auferstehungstag des Herrn
Gedachten sie den Tabor zu besteigen
Mit gleichgesinnten Freunden; jeder sollte
Von Haus zu Haus die Jünger Jesu laden
Zur heil'gen Feier. Wer das ausgesonnen,
Es wußte keiner; hoffnungsfreudig drängten
Die Herzen all dem schönen Tage zu.

Karl Sallmann.

Erzählungen.

1. Mein Bruder und ich. Jugenderinnerungen von C. Aufidius. Berlin, Heinicke. 1887. 8. 1 M. 25 Pf.

Wenn der Dichter einen Stoff für sein Schaffen sucht und er greift hinein ins Leben und wenn es auch nur sein eigenes ist, so greift er gewiß nicht fehl, es ist ja interessant, wo man es packt, und die Aufgabe des Dichters liegt dann hauptsächlich in dem Wie. Auch der Maler verfährt oft so, z. B. der alte Terburg, der seine Frau malt, wie sie sich die Hände wäscht, ein bekanntes Meisterstück. Unser Dichter sucht seinen Stoff in der Natur bei erwachendem Frühling und findet ihn nicht. Auch unter den Menschen sucht er ihn vergebens. Da träumt ihn, so erzählt er uns, von seiner Kindheit, er kehrt ins Aelternhaus zurück, von Aeltern und Geschwistern herzlich bewillkommnet. Papa schließt ihn in die Arme: „Wie freue ich mich, daß du wiedergekehrt bist!" — „Papa!" ruft er, und — erwacht, sein Stoff hat sich gefunden, seine Kindheit ist's, aber Wahrheit, nicht Dichtung. Und so erzählt er uns die kleinen und doch so wichtigen Erlebnisse und Züge jener Wonnejahre in anschaulicher, einfach-reiner, froh, wie die Jahre selbst, dahinfließender Sprache, der man mit Behagen und Rührung folgt. Ich hatte seit lange das Bedürfniß gefühlt, nach vielfach anstrengender Lektüre ernster wissenschaftlicher Schriften etwas Leichtes, Erheiterndes zu lesen und war vollauf befriedigt, als mir unser Werkchen (78 Seiten) in die Hand fiel. Ich hatte gefunden, was ich suchte und brauchte und war über den Fund so froh, wie der Dichter selbst. Und wenn auch seine Kinderjahre ganz andere waren wie die meinigen, so waren es eben doch Kinderjahre, die er uns erzählt, und mit seiner Erzählung zaubert er uns auch die unserigen in rosigem Lichte vor das Auge der Seele. Am Schlusse folgt eine kurze Erzählung: „Vierzig Jahre später". Er führt seine erwachsene Tochter in sein Kinderheim, findet aber alles — anders. Das Wie hat der Dichter getroffen. Das Einfachste von der Welt gruppirt er zu einem wunderschönen Bilde.

2. Hertha Stelzner. Eine Novelle von Franz Wendlandt. Anklam, Wolter. 1887. 8. 1 M.

Es sind nur 100 Seiten, auf denen die Erzählung zusammengedrängt ist. Andere hätten sie in drei Bände ausgesponnen. Diese Kürze, verbunden mit übersichtlicher Klarheit, alle Einzelheiten markig, aber in schöner Sprache dargestellt, alle Charaktere scharf und abgerundet gezeichnet, das sind die größten Vorzüge des Werkchens, denn die Geschichte selbst ist alt und wenn sie auch der Dichter „ewig neu" nennt. Auch ist den Betheiligten das Herz „entzweigebrochen". Sie, in frühester Jugend, ohne zu wissen, was Liebe ist, dem kalten, aber sehr achtungswerthen Geschäftsmann angetraut, nimmt Gift, nachdem die Liebe zu ihrem Onkel, dem Arzt, über sie hereingebrochen ist und sie zwischen Leidenschaft und Pflicht keinen andern Ausweg sich öffnen sieht. Er, in dessen Armen sie stirbt,

fürs Leben gebrochen, verläßt die Seinigen und die Heimat für immer. Wendlandt schließt die Erzählung mit dem lyrischen Erguß ab:

Und auf den Kirchhof ging er dann,
Ein Strom von heißen Thränen rann
Still auf ihr Grab hernieder.
Drauf trieb es ruhelos ihn fort
Vom Heimatsort;
Und niemals kam er wieder.

Derartige gelungene Verse finden sich mehrere im Laufe der Erzählung eingestreut und bekunden ein entschiedenes lyrisches Talent.

Interesse kann man der Geschichte — und wenn sie noch so alt ist — nicht absprechen. Süß ist der Genuß jeder verbotenen Frucht auch für den Leser. Aber dem Talente des Dichters würde es wol nicht schwer gefallen sein, ihr eine neue Farbe oder noch lieber einen neuen Inhalt zu geben, der mehr mit der Wirklichkeit des Lebens harmonirt hätte. Warum denn gleich Gift?!

3. Brasilianische Novellen von Luise Schenck. Mit einem Vorwort von Gustav Freytag. Leipzig, Hirzel. 1887. 8. 6 M.

Daß G. Freytag das Vorwort geschrieben hat, ist an sich schon eine Auszeichnung für das Buch. Es trifft aber auch mit zwei Worten das Charakteristische der Erzählung, wenn es betont, daß schon in dem ersten Werke der Dichterin: „Lose Blätter aus Brasilien“ (1885), die Zeichnung auch da, wo das Gewebe der Erzählung leichter zusammengewebt sei, sie die Genauigkeit eines kunstvoll behandelten Lichtbildes habe. Ganz wahr: wie mit feinsten, aber doch klar erkennbaren silbernen Filigranfäden scheinen oft die Thatsachen aneinandergehängt. Mit außergewöhnlichem Talente weiß die Dichterin gerade durch dieses lose Zusammenweben zu fesseln, während sie durch eine Masse geistreicher Wendungen und Ausgänge der Erzählung eine prickelnde Wirkung verleiht. Die Tropenwelt, in welcher die Novellen spielen, legte es wol jedem Dichter sehr nahe, sich in Naturschilderungen zu ergehen, zu verbreiten — auch zu gefallen; doch nur selten gibt Luise Schenck dieser Verführung nach. Wo sie es thut, geschieht es mit einer Farbenglut und in einer Kleinmalerei, die G. Freytag mit Recht ein kunstvoll behandeltes Lichtbild nennt. Wir verweisen auf einige Beispiele S. 355 und 363. Eigenartig bereitet sie den Leser mit einem einzigen Worte auf künftige Verwickelungen vor und reizt seine Phantasie und seinen Scharfsinn. Dann verläßt sie die Spur eine Zeit lang, bis sie endlich ihn mitten in die Verwickelung hineinstellt, die er sich durch jenes Wort vielleicht schon im Geiste voraus hat skizziren können. Gerade so verfährt sie bei der Zeichnung ihrer Charaktere. Fast nie wird der Leser den auftretenden Personen sofort auf den Grund ihrer Seele schauen können; meistens formt sie das Charakterbild in der Folge gerade so, wie man es am wenigsten erwartet hätte. Die Begebenheiten selbst greift sie aus dem gewöhnlichen Gesellschaftsleben heraus, ebenso ihre Menschen. Es sind nur vier Erzählungen, aber wenn man die letzte gelesen hat, ist man deshalb nicht befriedigt, weil man gern noch zehn weitere gelesen hätte. Nur eins will uns nicht so recht anmuthen. So tief, innig und leidenschaftlich sie die Liebe des Weibes schildert, so wenig glücklich scheint sie uns bei der Zeichnung der Liebe des Mannes zu sein, namentlich wenn es sich um diejenige eines ältern Mannes handelt, welche fast immer sich durch einen vorherrschend sinnlichen Zug charakterisirt. Die vierte Geschichte: „Auf Krücken der Liebe“, ein Titel, den wir, beiläufig bemerkt, nicht verstehen, gibt ein Beispiel. Die Liebe des Doctors zu Donna Bella soll eine Leidenschaft sein, aber in der Darstellung nehmen wir sie nur halb wahr. Das Bild ist unvollständig; Hauptzüge fehlen. Daß er die schöne Frau schließlich verurtheilt und sich von ihr wendet, ist zwar durch den gemeinen Betrug, den sie begeht, wohl motivirt. Aber warum vermeidet es die Dichterin, seine Liebe vor dieser Katastrophe mit den ihr zu Gebote stehenden glühenden Farben vollständig vor dem Leser sich offenbaren zu lassen? Wir glaubten gar nicht daran, wenn er nicht kurz vor der Katastrophe der Donna einmal in die Arme fiele, wobei er übrigens eine mehr passive Rolle spielt. Fast immer schweigt er, als wolle er seine Liebe sich selbst und der Geliebten nicht eingestehen, und gerade diesen Zug in der Liebe des ältern Mannes glauben wir für verfehlt halten zu dürfen.

4. Unausgesprochene Liebe und andere Novellen von Marie Charlotte ***. Stuttgart, Krabbe. 1888. 8. 3 M.

Eine echte Aufgabe für ein weibliches Dichtertalent! Ein Mann würde es kaum vermögen, vier Novellen nur diesem Thema zu widmen, wenn er auch hie und da, es in anderes einflechtend, ihm würde gerecht werden können. Aber obgleich alle vier Novellen davon handeln und nur die erste den Namen trägt, bieten sie doch hohen Genuß und man fühlt heraus, daß unausgesprochene Liebe für das Herz des Weibes neben der Qual zugleich Befriedigung sein kann. Den Preis würden wir der zweiten Novelle: „Der kleine Satan“, zusprechen, ein Kind, welches diesen Namen sich zugezogen hat, weil es weder bei Vater und Mutter, noch bei den pedantischen Schulmeistern je Liebe gefunden und gefühlt hat. Erst die neue ins Haus eintretende Erzieherin (deren eigenen Aufzeichnungen die Novelle entnommen ist) durchschaut dies und bringt den kleinen Satan auf diejenige Bahn, auf die ihn schon seine eigene Natur hingewiesen, die man ihm aber durch verkehrte Behandlung verschlossen hat. Die Verfasserin gibt der Liebe des Mannes — im Gegensatz zu dem unter Nr. 3 Gesagten — nur wahre und edle Farbe; aber über die Liebe des Weibes möchten wir ein wenig mit ihr rechten. Der Graf Albert, ein Verwandter des freiherrlichen Hauses, liebt die Erzieherin Erwin's, des kleinen Satans. Er bietet ihr brieflich seine Hand, spricht aber dabei kein Wort von Liebe. Das beleidigt das stolze

Mädchen, sie gibt ihm brieflich einen Korb und schickt sich an, das Haus zu verlassen, was sie auch aus andern Gründen für nöthig hält. Da läßt sich Albert bei ihr melden; sie sprechen viel über Erwin, bei dem es sich, wenn sie scheide, nicht um Glück oder Unglück, sondern um Heil und Verderben handle. Sie behauptet deshalb, bei dieser Unterredung mit dem Grafen seien ihre eigenen Herzensangelegenheiten ganz in den Hintergrund getreten, sie habe nur an Erwin gedacht, denn wer angesichts solcher Lebensfragen eines solchen Kindes seinen eigenen Liebeskummer nicht vergessen könne, sei überhaupt nicht werth, geliebt zu werden. Nach und nach entdeckt ihr aber der Graf sein Herz offen und rückhaltlos und spricht seine Liebe aus, und hier widersteht sie ihm nicht mehr und durch einen Aufschrei ihres Herzens offenbart sie dem Geliebten auch ihrerseits ihre Gefühle. Die Scene ist wunderschön und ergreifend erzählt. Nur daß sie ihren Liebeskummer nicht nur nicht ausspricht — was wir begreifen —, sondern sogar vergessen und hinter den Gedanken an die Zukunft Erwin's gerade in diesem Augenblicke habe zurücktreten lassen — das ist's, was wir ihr nicht recht glauben können. Aber wer will die Tiefe des weiblichen Herzens erspähen und erforschen?

5. Im Heimatshafen. Erzählung aus dem Leben von S. Steinberg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Wenn uns der Verfasser versichert, die Erzählung sei aus dem Leben gegriffen, so müssen wir es wol glauben, wenigstens im allgemeinen. Denn anzunehmen, daß von der Unmasse an sich ganz anziehender Einzelheiten, die er uns erzählt und von denen die eine die andere jagt, jede im wirklichen Leben ihren Grund habe, also thatsächlich wahr sei, ist doch kaum möglich. Jene Unmasse ist so groß, daß man es dem Dichter nachsehen muß, wenn er sie nicht immer übersichtlich gruppirt hat und den Leser zuweilen in die Verlegenheit setzt, zu zweifeln, ob er selbst zerstreut und unaufmerksam gelesen habe, oder ob die Erzählungsart schuld sei, wenn ihm die Klarheit des Zusammenhanges entgeht. Offenbar nicht aus dem Leben gegriffen ist natürlich der Dialog, der oft steif und gemacht klingt, namentlich wenn der Held, Ferdinand, der hamburger Kaufmann, der einen Theil seines Lebens in Frankreich zubringt und dort mit solchem Erfolge die Erdbeere cultivirt, daß er bei allen Ausstellungen den Preis davonträgt, mit Napoleon III. und König Wilhelm von Preußen sich unterhält. Er kehrt schließlich wieder nach Hamburg zurück, von wo er als junger Mann ausgezogen ist, und findet dort die Ruhe des Alters. Daher wol die Bezeichnung „Im Heimatshafen“. Das Beste an der Erzählung sind unsers Erachtens die Abenteuer auf der See. Sie ermüden den Leser nicht, was ihm im übrigen doch zuweilen passiren dürfte.

6. All Heil! Velociped-Geschichten für Sportsfreunde und jedermann von Paul Kirsten. Dresden, Pierson. 1888. 8. 2 M.

Es mag sein, daß Sportsfreunde Vergnügen daran finden; jedermann wol schwerlich. Sie sind so leicht und nett geschrieben, daß man sie auf dem Velociped sitzend würde lesen können, wenn man die Hände frei hätte. Im Eisenbahncoupé geht es aber jedenfalls ganz gut und Colporteure für Eisenbahnlektüre sollten nicht unterlassen, das Buch anzuschaffen, wenn es auch 2 M. kostet.

Ernst Wechsler's „Wiener Autoren“ und „Orgien und Andachten“.

1. Wiener Autoren. Von E. Wechsler. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.
2. Orgien und Andachten. Von E. Wechsler. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.

„Wiener Autoren!“ Der Titel klingt verlockend. Er versetzt uns im Geiste in die schöne Kaiserstadt an der Donau, in das „Capua der Geister“. Und verlockt uns der Titel, so befriedigt uns das Buch. Frisch und farbig behandelt es seinen frischen, farbigen Gegenstand. Nicht eine erschöpfende Studie über das literarische Wien wollte Ernst Wechsler in seinem Buche (Nr. 1) liefern, sondern, wie es in der Einleitung heißt, uns nur einige Schriftsteller vorführen, mit welchen ihn „literarische und persönliche Sympathie verbindet, und zwar in leichter, feuilletonistischer Form ohne jeden tiefern literarhistorischen Hintergrund“. Der stilgewandte Verfasser verfolgt mit den hier vereinigten Essays vor allem zwei Zwecke: er möchte mit denselben darthun, daß die Journalistik nicht unbedingt die dichterische Kraft dessen tödtet, der sie ausübt; er möchte sodann aber auch bewirken, daß die oft so irrige Meinung des Publikums über die Journalisten und den Journalistenstand sich kläre und in ihren schroffen Seiten sich mildere. Die Kritik darf es bezeugen: die „Wiener Autoren“ werden der in diesen Sätzen ausgesprochenen Aufgabe durchaus gerecht; denn fast ausnahmslos wurzeln die hier charakterisirten Schriftsteller, was ihre Lebensbedingungen, ihre Anregungen und ihr Thätigkeitsgebiet betrifft, in der Tagespresse; fast ausnahmslos aber — und darin liegt die Beweisführung Wechsler's — bekunden sie trotz angestrengter journalistischer Bethätigung eine achtbare poetische Ader, welche sie unserm ästhetischen Bewußtsein wie unserm Herzen näher rückt.

Es sind neun Schriftsteller, welche Wechsler in seinem beachtenswerthen Buche behandelt: F. Schlögl, L. von Mertens, Karl von Thaler, L. Hevesi, H. Grasberger, B. Groller, M. Kalbeck, H. Pöhnl und Marie von Ebner-Eschenbach. Zwei Studien, die eine über „Das wiener

Feuilleton", die andere über „Dramatiker, Lyriker, Epiker", bilden den Schluß dieser Charakterbilder vom wiener Parnaß.

Was Wechsler's Charakteristiken vor allem kennzeichnet, ist die Sicherheit, mit welcher er sein literarisches Programm formulirt und die von allem professorenhaften Dünkel völlig ferne Art, mit der er frisch und frank für dasselbe eintritt. Er stellt sich durchaus auf die Basis des modernen Princips in der Literatur, also auf den Boden der einzig gesunden Voraussetzung jeder Literatur, die mehr sein will als ein blos akademisches Treibhaus.

Der Schriftsteller von heute darf nicht mehr zum Olymp emporfliegen, um von Zeus und Pallas Athene den Weihekuß dichterischer Inspiration zu verlangen; er muß stets auf Erden wandeln und ein Arbeiter sein wie wir alle, die wir uns im dichten Gewühl drängen und stoßen, um vorwärts zu kommen. Der Schriftsteller von heute darf nicht mehr von jener goldigen Glorie, jenem mythischen Nimbus umflossen sein, der seine Collegen aus vergangenen Zeiten so vortheilhaft von seinen Mitmenschen unterschied; er muß gewissermaßen unser Ringen und Streben zu Protokoll nehmen; er muß der vortragende Rath Klio's, ein Berichterstatter in des Wortes erhabenstem Sinne sein. Den Inhalt seiner Referate geben wir ihm. Form und Inhalt derselben müssen von seiner bedeutenden, eigenartigen Individualität bestimmt werden.

Besonders den Maßstab dieser modernen Forderung legt Wechsler an die von ihm beurtheilten Schriftsteller. Er versteht es dabei, sich in die Besonderheit ihres innersten Wesens nachfühlend zu versenken und, indem er seine literarhistorischen Gestalten zeichnet, deren hervorstechende Merkmale und eigenthümliche Stellung in der zeitgenössischen Literatur scharf zu markiren. Er thut es in einer stets durchsichtigen, ansprechenden Darstellungsform und richtet dabei, wie der echte Charakterzeichner es soll, sein Auge nicht nur auf die von ihm als Schilderungsobject herausgegriffene literarische Einzelgestalt, sondern zugleich auch auf das umgebende und beeinflussende Ganze von Personen und Verhältnissen. So ergibt sich zunächst ein kritisches Sichversenken in den zu analysirenden Autor, dann aber auch ein Vergleichen und Abwägen desselben mit andern, ihm verwandten oder entgegengesetzten Vertretern des heutigen Schriftthums, wie ein Parallelisiren von einzelnen Werken mit einzelnen Werken. Meist ist das Ergebniß dieses Verfahrens ein den betreffenden Schriftsteller scharf charakterisirendes klares Facit. Allgemeine Betrachtungen fallen hinein. Wie fein Wechsler in solchen Betrachtungen Zeit und Menschen zu beobachten und wie richtig er beide zu kennzeichnen versteht, dafür nur ein Beispiel statt vieler! Er spricht vom modernen Streberthum und läßt sich folgendermaßen vernehmen:

Heutzutage, wo das Uniformirungssystem auf allen Gebieten überhand zu nehmen droht und der selbständigen Entwickelung und Entfaltung des Individuums die fatalsten Schranken gesteckt werden, ist die Lebensklugheit eine geradezu unerläßliche, ja die wichtigste Bedingung für das Gedeihen und Durchführen großer, über das Mittelmaß der Alltäglichkeit emporragender Bestrebungen. Früher konnte das Heldenthum ohne die Lebensklugheit ganz gut bestehen: früher konnte der Einzelne sich mehr und eindringlicher zu persönlicher Geltung bringen, wurde der Kampf Mann gegen Mann ausgefochten. — — Dieser starre, brutale Egoismus kann heutzutage in seiner Nacktheit und Schroffheit nicht gut auftreten; er ist höfisch, diplomatisch geworden; er gibt sich je nach Bedarf den Schein jovialer Bonhommie oder schwärmerischer Idealität oder ehrlicher Rauheit, hinter der man das goldigste, uneigennützigste und verläßlichste Gemüth suchen soll; er ist bald Wachs, bald Wind, bald Flamme, bald Stahl je nach der Individualität dessen, von dem er etwas wünscht; er spielt nicht nur den verteufelten Schwerenöther gegen Niedrige, er ist auch Königen und Fürsten gegenüber der Stolze, „der kein Knie beugt"; denn er weiß sehr wohl, daß die höchsten Herren heutzutage auch die liebenswürdigsten Leute sind und daß er durch die verblüffende Umkehrung der Maxime, „auf Kleine zu treten, vor Großen zu beten", dem Unkundigen und Naiven imponirt; er ist ferner discret, wenn er andern — schaden, indiscret, wenn er sich nützen kann; wo er in frühern Zeiten mit dem Schwert dreingeschlagen hätte, schmeichelt er und klatscht sogar Beifall — kurz er muß sich jeden Moment verleugnen, verwandeln, sogar unsichtbar machen können.

Die einzelnen in den „Wiener Autoren" zusammengefaßten Essays sind nicht alle mit gleicher Liebe und Vertiefung geschrieben. Während beispielsweise die Abschnitte „Balduin Groller" und „Max Kalbeck" in einer ziemlich oberflächlichen Behandlung ihrer Gegenstände stecken bleiben und in den beiden Schlußkapiteln „Das Wiener Feuilleton" und „Dramatiker, Lyriker, Epiker" die Darstellung sich vollends zum bloßen Register verflüchtigt, bieten uns dagegen die Studien „Ludwig Hevesi" und „Marie von Ebner-Eschenbach" liebevoll vertiefte und künstlerisch abgerundete Dichterporträts, wogegen der dem literarischen Principienreiter, wüthenden Goethe-Fresser und romantischen Volksthümler Hans Pöhnl gewidmete Abschnitt als ein Muster sachlicher Polemik gelten kann.

Nach den erfreulichen Leistungen des ersten Bandes der „Wiener Autoren" darf man dem zweiten, sowie den ebenfalls zu erwartenden „Berliner Autoren" Wechsler's mit gespanntem Interesse entgegensehen.

An die Besprechung dieses kritischen Werks von Ernst Wechsler dürfte sich hier passend ein Hinweis anschließen auf eine schon vor einiger Zeit erschienene Sammlung von Dichtungen desselben Verfassers. Die „Orgien und Andachten" (Nr. 2) — das ist der Titel des Karl von Thaler gewidmeten interessanten Buchs — setzen sich aus Dichtungen verschiedenen Inhalts zusammen, von denen die bedeutendsten ans Mysterienhafte anklingen oder geradezu als Mysterien bezeichnet werden dürfen, hierin die Bahn weiter verfolgend, welche Wechsler vor einigen Jahren mit seinem Erstlingswerke „Der unsterbliche Mensch" so überaus glücklich beschritten.

In der Kette der als „Orgien und Andachten" zusammengefaßten Dichtungen zeichnet sich zunächst als ein groß ausgeprägtes Mysterium „Das entschleierte Bild von Saïs" aus. Die vom Dichter hier ausgeführte Gegenüberstellung einer Vestalin und jenes Jünglings, der das Bild zu Saïs entschleiert, d. h. also die Contrastirung der Askese und des Wissens durch Schuld, dieses Motiv findet in der eigenartigen Dichtung eine großartige Ausprägung. Wie beide, der Jüngling und die Vestalin, als Opfer der

Unnatur dieser Welt und des eigenen Wissensdranges untergehen und wie der Fluch der Profanen und geistig Blinden sie trifft, das ist ebenso wahr wie schön gezeichnet. Wenn aber am Schlusse des Mysteriums der Dichter das höchste Ziel des Lebens darin erblickt:

Mit jenem Weib, das sich das Herz erkoren,
In treuer Lieb' und edler Sinnenwahl,
Des Daseins Schöpfungsfeier zu begehen
Und diesem Bunde Leben einzuhauchen,
Ein neues Leben, Theil von unserm Wesen,
Doch schöner und noch herrlicher als wir —

so ist das nicht erschöpfend gesagt. Nicht blos in der Sinnenwelt soll unsere Sehnsucht wurzeln und wurzelt sie wirklich — nein, auch in der Welt des Geistes.

Das Vorbild Wechsler's, dem er mit heißem Drange nachstrebt, ist in den „Orgien und Andachten" (mehr in erstern als in letztern) Robert Hamerling. Mit ihm hat er die Vorliebe für das Mysterienhafte gemein. Dieses letztere bekundet sich offen in dem „Verschleierten Bilde von Saïs" und klingt, wie bereits angedeutet, auch sonst in dieser Sammlung mehrfach durch. So spielt z. B. die Dichtung „Ahasver's Ende" in diesen Kreis hinüber, aber sie ist halb Mysterium, halb Legende, und wenn es am Schlusse heißt:

Wie ein mächtiges Geläut' von Glocken,
Dessen Töne in die Lüfte gleiten,
Leise sich ins Ohr der Menschen schwingend,
Und wie eine schwarze Wetterwolke
Dicht herniederträuft im Regenschauer,
Auf die Ackerfelder, Menschenhäuser:
Also wird der Winde Spiel sein Wesen,
Wird von ihnen durch das All getragen,
Hemmt der Erdenkinder frohen Pulsschlag,
Trägt des Zweifels Gift in ihre Herzen,
Spott und Hohn und schnöde Gottverleugnung,
Bannend frommes Glück, der Seele Frieden —

so ist das weder eine erschöpfende, noch völlig klare Deutung der Sage vom ewig wandernden Juden.

Neben dem „Verschleierten Bilde von Saïs" und dem „Ende des Ahasver" ist als dritte im Bunde des Mysterienhaften endlich die Dichtung „Im modernen Hörselberg" zu nennen, welche als ein ziemlich unerquickliches Potpourri aus Allegorie, Phantastik und Realismus bezeichnet werden muß; sie knüpft im Anfang romantisch an den Tanhäuser im Hörselberg an, stellt eine etwas frivole Schilderung in den Mittelpunkt und läuft endlich in eine blasse Allegorie ziemlich matt und ganz abstract aus, wobei auch das äußere Ebenmaß durch ein ganz unkünstlerisches Ueberwuchern der wollüstigen Scenen peinlich gestört wird.

Außer den erwähnten drei Dichtungen enthalten die „Orgien und Andachten" noch das stark an Heine anklingende lyrische Intermezzo „Sonntag im Prater", die einigermaßen sentimentale Novelle in Versen „Angelika" und zwei philosophisch gesättigte Episoden aus dem Leben Michelangelo's und Giordano Bruno's, welche beiden letztern Gedichte, was Höhe des Gedankenflugs und dichterischen Glanz der Form betrifft, entschieden zu den hervorragendsten Erzeugnissen der jüngsten deutschen Gedankendichtung zu zählen sind. Die Kritik, wenn sie die Reihen des nachwachsenden deutschen Poetengeschlechts mustert, darf Wechsler trotz aller Mängel seiner Dichtungen ohne Frage als einen der Meistversprechenden unter diesen jugendlichen Parnaßcandidaten begrüßen.

Ernst Ziel.

Aesthetische und philosophische Schriften.

1. Neue Kunst. Von Hermann Helferich. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1887. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Das Buch besteht aus fünf Aufsätzen, von denen zwei den Tod Piloty's behandeln, zwei andere die berliner Jubiläumsausstellung im Jahre 1886 besprechen, der letzte aber den verheißungsvollen Titel trägt: „Unsere Ideale." Der Tod Piloty's scheint dem Verfasser einen Wendepunkt der modernen Kunst zu bedeuten; sein Nachfolger F. A. Kaulbach dagegen nicht der geeignete Mann zu sein, das Erbe Piloty's als Director der münchener Kunstakademie anzutreten. Der Grund für diese Behauptung ist allerdings etwas eigenthümlicher Art: die Beamten für das öffentliche Kunstwohl dürfe der Staat nicht aus jener Klasse von Malern nehmen, die in erster Linie „Vertreter eines eigenartigen individuellen Talents" sind, sondern vielmehr „solide Techniker von allgemein gebildeter Kunstanschauung". Das heißt doch aber nichts anderes, als die Akademie in alle Ewigkeit zur Ausbildung der Mittelmäßigkeit und des Handwerksmäßigen in der Kunst verurtheilen!

Man erwartet nun, der Verfasser werde den Geist der modernen Kunst, soweit sie etwa auf der Ausstellung zu Tage trat, darzustellen und zu erläutern versuchen, um zum Schlusse „unsere Ideale" daraus zu entwickeln. Allein statt dessen finden wir nichts als einen höchst flüchtigen Bericht über die einzelnen Säle der Kunstausstellung und höchstens Einzelurtheile, denen man kein einheitliches Princip anmerken kann, weswegen ich bei diesem Berichte auch nicht verweilen will, sondern mich lieber dem letzten Abschnitte als dem wichtigsten zuwende. An den Gemälden Böcklin's will der Verfasser zeigen, wie er sich „das moderne Kunstideal vorstellt". Die Antwort lautet wörtlich: „Modern, kunstvoll, ideal." Dies gemahnt ja beinahe an die bekannten Schülerdefinitionen: Ein Dreieck ist ein Ding mit drei Ecken. Auf die einzelnen Schlagworte eingehend sagt der Verfasser: „Modern soll es (das Kunstideal) sein, darum fallen die Historienbilder, deren Inhalt uns nicht angeht." Der Inhalt der Geschichte sollte uns nichts mehr angehen? Denselben Vorurtheilen begegnen wir ja

freilich auch in den Programmen der modernen Literatur. „Kunstvoll soll es (das Kunstideal) sein: deshalb falle Cornelius, welcher nicht zu malen verstand, während der Ton es doch ist, der die Musik macht." Dunkel zwar, aber doch wunderbar! Und schließlich soll das Kunstideal auch ideal sein. Eine ganz eigenthümliche Zumuthung an ein Ideal, daß es auch ideal sein soll. Doch tröstet uns der Verfasser, denn er sagt: „Doch darum sorgen wir nicht, Idealität wird nicht gemacht, sie ist die Folge einer Potenz." Der Leser wird beschämt sein, daß er den zweiten Satz meiner Kritik nicht versteht. Doch beruhige er sich, ich verstehe ihn einstweilen noch selber nicht. Dem scheint auch der Verfasser vorgesehen zu haben. Denn er fügt hinzu: „Zieht ein Temperament die Natur an, ist eine Persönlichkeit dem Betrachtenden eigen, dann bleibt ein Ueberschuß, der nicht Copie ist, und das ist der Ueberschuß, der der Idealität zugute kommt." Deutlich ist es immer noch nicht. Doch man ahnt schon, wo der Verfasser hinaus will. Für ihn ist das Individuelle, die Persönlichkeit, die sich einem Kunstwerk aufprägt, das Ideale. Doch ich zweifle sehr, ob Helferich ein Mann wie Emile Zola als Vertreter der Idealität erscheinen wird, und doch sind dessen Werke im höchsten Grade individuell. Man sieht, der Verfasser hat sich nicht gar zu sehr angestrengt, seine Kunstprincipien zu formuliren!

Ich kann die Kritik über Helferich's Broschüre nicht zu Ende führen, ohne ein Wort über dessen gespreizten, geistreich klingen sollenden, aber im höchsten Grade undeutschen, geschmacklosen, ja geradezu unsinnigen Stil zu reden. Nur wenige Beispiele. Die Schrift beginnt gleich mit folgenden merkwürdig construirten Sätzen: „Nicht, daß ich glaubte, vielen Lesern zu begegnen. Auszusprechen ist versucht worden u. s. w." Von Piloty heißt es: „Denn jetzt fuhr er in die Grube und wir gewahren, wie schnell sich die Versenkung schließt, wie über ihm hinweg der Boden sich wieder zusammenzieht (dem Verfasser schwante etwas von einer Gruft, die sich wieder schließt), daß es ist, als ob nichts geschehen wäre." (S. 1.) Auf Seite 4 spricht er von eintem „Unglücksfall in Reiterstiefeln", Whistler ist ihm ein Maler von „wesentlicher Schrullenhaftigkeit" (echter Feuilletonstil! Man merkt die Schule, aus welcher Helferich hervorgegangen!). „Die Schicksale der Bilder verschärften sich gleichsam und schienen sich zu spitzen." (S. 20.) Liebermann „ist ein Anreger. Er hat Uhde nachgezogen". (S. 31.) Und auf der folgenden Seite heißt es sogar (gelegentlich der Beschreibung von Wolff's Christus und die Ehebrecherin): „Um einen gut gemalten Frauennacken herum debattirende Juden." (Man versuche einmal, sich von diesem Bilde hiernach eine Vorstellung zu machen!) Wiewol der Verfasser mit den Sprachreinigern kokettirt, kann er doch folgenden Satz leisten: „Die Perfection seiner (Richter's) Bilder ist ja vollkommen." (S. 65.) Das heißt schon nicht mehr undeutsch reden, sondern einfach faseln! „Eine Meisterschaft, die das Porträtfach zu dem Genrefache mit glänzendem Erfolge hinüberbog" (S. 66), sowie „die Augen", die auf einen Maler „gelenkt werden", sodaß dieser Maler (Böcklin) „in einen Maler von Sensation gewandelt wurde", welche Wandlung nun wiederum „für die Wirkung ins allgemeine als Vortheil angesehen werden muß" (S. 70): das alles sind Dinge, die sich meiner Vorstellungskraft entziehen.

Doch genug und aber genug, wenn ich auch die Blütenlese ins Unendliche fortsetzen könnte. Denn es findet sich in dem ganzen Buche kaum ein Satz, der richtig construirt wäre, der nicht, wenn nicht schon geradezu unsinnig, durch irgendein schiefes Bild, einen hinkenden Vergleich entstellt wäre. Fürwahr, es wird noch so weit kommen, daß das Amt des Recensenten im Corrigiren von grammatikalischen und stilistischen Sprachschnitzern bestehen wird.

2. Grundriß der Psychologie. Von F. Wollny. Leipzig, Thomas. 1887. Gr. 8. 2 M.

Der Verfasser will nicht auf Einzelnes, die „speciellern Verhältnisse auf psychologischem Gebiete", eingehen, sondern „diejenigen Vorstellungen, welche die allgemeine Auffassung des Lebens betreffen, klar stellen". Er spricht also fast nur von den einfachen Grunderscheinungen des Bewußtseins, von den Empfindungen, vom Wollen, von den Vorstellungen, vom Verstande und vom Gedächtnisse, sowie von dem wechselseitigen Zusammenwirken seiner einzelnen Factoren. Doch will es mir scheinen, als ob das Grundgebäude der Psychologie Wollny's nicht folgerichtig und principiell durchgeführt sei. Wenigstens finden sich in diesem Grundrisse mancherlei Widersprüche, es sei denn, daß bei einer weitern Ausarbeitung dieses Plans die Widersprüche sich als nur scheinbar erweisen und in eine höhere Harmonie aufgehen. Während der Verfasser von einem Begriffe der Seele nichts wissen will und als letzten Grund für die Bewußtseinserscheinungen die Empfindungen annimmt, sie geradezu „zur Genüge aus dem körperlichen Organismus des Menschen und der Einwirkungen der Außenwelt auf denselben" (S. 109) erklärt zu haben vermeint, spricht er doch späterhin (S. 113) von einem „innern Princip", einer concentrirenden „psychischen Kraft" und wenige Seiten weiter von „gewissen allgemeinen Grundbegriffen, in denen das Dasein allgemein aufgefaßt wird, und die sich nicht weiter verallgemeinern lassen", von denen „alles wirkliche klare und deutliche Denken sich genöthigt sieht, als von den Wurzeln alles Denkens auszugehen". Dabei sind viele Erscheinungen, die immer und auch heute noch als Stützpunkte für die Annahme einer Seele dienten und noch dienen, für Wollny eine Klippe geworden, an der sein System zu scheitern droht, z. B. das Traumleben. Nicht nur, daß seine Erklärung dieses Phänomens auch nicht im geringsten als erschöpfend oder befriedigend angesehen werden kann, er muß selbst zugeben, daß wir „einem unerklärlichen Phänomen gegenüberständen, wenn nicht feststände, daß das Traumleben willkürlichen Einflüssen von fremder Seite vermittelst der mannichfachsten Einwirkungen, unter anderm auch durch die Magnetisation

unterliegen kann". Ich muß gestehen, ich weiß nicht, was der Verfasser mit diesem Einwande besagen will. Würde das etwas an der Thatsache einer Existenz der Seele ändern, wenn diese während des Schlafs so gut wie im Wachen irgendwelchen Einwirkungen ausgesetzt wäre? Ein weiterer Widerspruch des Systems ist der, daß Wollny die Bewußtseinserscheinungen aus den einfachsten Empfindungen und den Einwirkungen der Außenwelt auf den Menschen sich entwickeln läßt, die Seele, also die Einheit der Person leugnet, dagegen vermöge des Bewußtseins der Persönlichkeit eine Scheidung von Mensch und Thier vornehmen will. Dieses Bewußtsein besitzen aber vermuthlich die höhern Thiere kaum in geringerm Grade als die auf den niedersten Culturstufen stehenden Menschen. Ja, mehr noch, des Menschen „eigene Natur" (was ist diese eigene Natur? worin besteht ihr Wesen? wie will Wollny überhaupt den Begriff „Mensch" erklären?) soll es gewesen sein, die „zur Aufstellung einer Moral geführt hat". Demnach gründet sich für Wollny die Moral „nicht blos auf zufällige Orts- und Zeitverhältnisse, sondern auf die reinen Principien der Natur und Vernunft überhaupt". Reine Principien der Natur und Vernunft einem Wesen angehörig, das selbst keine Einheitlichkeit besitzt! Wie, wann und unter welchen Umständen kommt der Mensch zu diesen reinen Principien der Natur und Vernunft? Sind sie ihm angeboren? Besitzen sie die höhern Thiere auch? Also gäbe es auch eine Moral unter den Pferden, Affen, Panthern? Oder sind sie den niedern Menschen abzusprechen? Also können sie ihm nicht angeboren, können es keine reinen Principien der Natur und der Vernunft sein.

Diese Widersprüche pflanzen sich nun auf Einzelheiten specieller Fragen fort, wie denn überhaupt ein merkwürdiges Schwanken in der ganzen Schrift zu Tage tritt, das um so seltsamer berührt, als es im Gegensatze zu dem absprechenden Auftreten in den Einzelfällen von seiten des Verfassers steht, der seiner Behauptung gern das Ansehen größter Sicherheit und Festigkeit, wenn nicht Unumstößlichkeit zu geben bemüht ist. Wenigstens begegnen wir Aussprüchen wie: „Durch diese ganze Betrachtungsweise ist auf das Unwiderleglichste bewiesen", „daraus folgt die unumstößliche Wahrheit", „wie jeder leicht sieht" u. a. m. fort und fort. Jene Schwankung aber konnte nicht ausbleiben, da der Forscher sich selbst sein Object entzog, in Uebereinstimmung freilich mit vielen modernen Psychologen, und eine Seelenlehre ohne Seele construiren wollte.

Im einzelnen will ich nur auf wenige Punkte eingehen. Zur Begriffsbestimmung seiner Moral konnte Wollny eine Willensfreiheit nicht entbehren. Unter dieser Willensfreiheit versteht er die „Wahl zwischen verschiedenen Antrieben, die gleichzeitig in uns entstehen, und die wir in schneller Aufeinanderfolge unmittelbar hintereinander in uns fühlen", die sich aber „auf keine andere Weise entscheiden kann, als indem der stärkste unter ihnen die Oberhand behält". Welch ein Sophisma! Eine Wahl, die sich auf keine andere Weise entscheiden kann, als indem sie dem stärksten Antriebe die Oberhand läßt, also etwas geschehen läßt, was auch ohne ihre Sanctionirung geschehen müßte und geschehen würde, das sollte noch eine Wahl, Freiheit der Wahl sein? Das wäre ja so, als wenn man dem Bürger freie Vertreterwahl zugestände, jedoch hinzufügte, du mußt aber denjenigen wählen, der die stärkste Macht über dich hat? Nach Wollny soll sich „die große Unabhängigkeit des Menschen von allen von außen her sein Wollen direct beeinflussenden und ihm eine bestimmte Richtung gebenden Mächten" gerade in der Möglichkeit zeigen, „daß sich zwischen dem ursprünglich empfangenen Antriebe zu einer bestimmten Handlung und dem, was schließlich seitens desjenigen, der ihn empfangen, erfolgt, eine Menge von Zwischenursachen einschalten, welche in Vorgängen in unserm Innern bestehen, und die eben das, was auf Grund des Antriebes erfolgen sollte, in so erheblichem Grade modificiren können, daß entweder die schließlich vollzogene Handlung mit dem ursprünglichen Antriebe gar nichts gemein zu haben scheint oder daß überhaupt seitens desjenigen, der ihm unterlegen, gar keine Handlung erfolgt." (S. 55.) Doch rücke man dem schwerfälligen und etwas dunkeln Satze einmal zu Leibe! Also zwischen dem ersten Antriebe und der schließlich vollzogenen Handlung schaltet sich eine Menge von Zwischenursachen ein, die auf die letztere bestimmend wirken. Schaltet sich ein! Können sie sich nur einschalten oder müssen sie sich einschalten? Hängt dieses Sicheinschalten von Zwischenursachen, vom persönlichen Belieben des Individuums ab, können sie frei oder müssen sie nothwendig erfolgen? Und wenn dieses, wenn das Eintreffen der Zwischenursachen nur wieder die Folge von andern feststehenden Verhältnissen und Zuständen ist, gleichgültig ob der uns umgebenden Welt oder unsers Organismus halber, meinetwegen auch unsers Innern, dann entwickelt es sich also nothwendig so, daß auch die endgültige Handlung, mag sie immerhin noch so unähnlich dem ersten Antriebe aussehen, nicht freiwillig erfolgt. Von einer Freiheit des Willens könnte nur dann geredet werden, wenn sich erweisen ließe, daß das Bewußtsein selber die Erscheinungen verändern könnte, wenn es dadurch, daß es sich selbst beherrschen kann, sich auch selbst fremden Gegenständen zuzuwenden und sich so gewissen Einwirkungen von außen zu entziehen vermag. Aehnliches scheint der Verfasser gemeint zu haben. Solche Freiheit hätte der Mensch, der sich gewisse Vorstellungen, z. B. die Person seines Feindes fernzuhalten weiß, um sich nicht vom Jähzorn zu unbedachten Handlungen fortreißen zu lassen.

Aus dieser Beherrschung der Willensantriebe des Menschen leitet Wollny den Begriff des Charakters ab. Die ganze Bestimmung des Begriffs ist aber im höchsten Grade verworren. Der Begriff, sollte ich meinen, erklärt sich ziemlich von selbst. Charakter ist die geistige Form des Menschen, die sich in Gestalt von festen Eigenschaften, Fähigkeiten, Grundstimmungen u. s. w. ihm einprägt. Der Verfasser dagegen macht einen Unterschied zwischen Eigen-

schaften des Charakters und den Fähigkeiten wie den Grundstimmungen des Menschen. Zu begründen hat er diese Trennung nicht versucht. Ebenso schwankend sind seine Erklärungen von Kunst, Erfindung und Genie. Die schöpferische Thätigkeit des Menschen theilt er ein, je nachdem sie „zu nachahmender Thätigkeit hinneigt“ — und ihr zählt er das ganze Reich der sogenannten bildenden und darstellenden Künste bei — oder „ihren Ausweg in Handlungen findet, welche irgendeinen wirklich praktischen Zweck verfolgen“, und ihr rechnet er die technische und jede öffentliche Thätigkeit zu. Besonders klar ist diese Eintheilung nicht, zumal wenn man bedenkt, wie nahe die Thätigkeiten hier ineinander übergehen, wie viele technische Thätigkeiten der Nachahmung entsprungen sind und wie noch weit öfter die schönen Künste freier schaffend, die Natur und das Leben umgestaltend sich dargestellt haben. Das Genie soll sich nach Wollny dadurch bewähren, „daß es aus allen Schwierigkeiten und trotz aller Hindernisse, die ihm bereitet werden, siegreich hervorgeht“. Demnach machte der Erfolg das Genie, und so müßte man Cäsar ein Genie nennen, weil er's erreicht, Wallenstein aber diese Bezeichnung absprechen, weil er vor seinem Ziele scheiterte! Es soll „auf der glücklichen urkräftigen und harmonischen Anlage“ des Menschen beruhen. Ja, solcher Menschen gibt es kaum ein Dutzend in der ganzen Weltgeschichte. Oder sollte man Byron deshalb kein Genie nennen, weil seine Anlage zwar eine urkräftige, aber keine glückliche und harmonische gewesen?

Die Darlegungen Wollny's sind weder besonders tief, noch gründlich oder überzeugend. Auch im einzelnen lassen sich die Schwankungen des ganzen Systems nachweisen. Wenn ein Gebäude einen Riß erhalten hat, so pflegt eben bis in die höchsten Spitzen und die fernsten Säulen ein Zittern zu gehen. Dadurch, daß der Verfasser diesen Widerspruch in seinem System zu verdecken sucht, werden alle seine Ausführungen noch haltloser. Leo Berg.

Feuilleton.

„Ein Blick in unsere Zeit“, eine in Tübingen gehaltene Rede des dortigen Professors der Philosophie Heinrich Spitta (Freiburg i. Br., Mohr), empfehlen wir unsern Lesern aufs wärmste. Der klare umfassende Blick, den der Redner auf unsere Tage und uns in ihnen richtet, wird in gleichem Maße ihrer Größe wie ihrer Schwäche gerecht. Von der Größe unserer Zeit ist alles voll — davon schweigen wir hier; aber der Schwäche ist zu gedenken, mit welcher — im Gegensatze zum vorlauten Geltendmachen der eigenen unreifen Ansichten — die innere Ueberzeugung so vieler der „öffentlichen Meinung“ zum Opfer gebracht wird, um nicht aufzufallen, sich nicht lächerlich zu machen, sich nicht Unbequemlichkeiten zu bereiten. „Deutsches Volk, werde hart!“ lautet des Verfassers Mahnruf, hart gegen dich selbst in deiner Gleichgültigkeit in religiösen Angelegenheiten, in deiner Stellung zum Ultramontanismus, zum Judenthum. Laß dein „ich“ mit Ernst und Festigkeit dem „man“ entgegentreten! „Dir bleibt, wenn aller Glanz zerfällt, doch nur, was du dir selbst gewesen.“

— Mangel solchen Muthes der Ueberzeugung an einflußreicher Stelle bekunden „Die Vorgänge in Berlin bei dem Lutherfestspiel im Juni 1888“, über welche die Denkschrift des studentischen Comité in zweiter, durch den Abdruck der gestrichenen Stellen vermehrter Auflage berichtet (Berlin, Walther u. Apolant). So sehr wir im allgemeinen, aber nicht im einzelnen den Unterschied zwischen Torgau und Berlin anzuerkennen geneigt sind, ebenso sehr muß das schwankende Verhalten der maßgebenden Behörden, das allein den beklagenswerthen Vorfall veranlaßte, gerade an preußischen Regierungsstellen verletzen und betrüben.

Eine andere Kundgebung aus studentischen Kreisen: „Aus den Ehrentagen der Universität Bologna im Juni 1888“ von Alex. Tille, stud. philos. (Leipzig, Roßberg) berührt dagegen aufs angenehmste. Die frische, mit echter Burschenfröhlichkeit geschriebene Schilderung des Vertreters der leipziger Studentenschaft in Bologna hat uns schon in den Spalten des „Leipziger Tageblattes“ erfreut und ist es sicher werth, durch Sonderausgabe in die Kreise junger und alter Commilitonen zu gelangen.

— „Dem Andenken Peter Pawlowitsch Albedinski's“ gewidmet, jenes baltischen Generalgouverneurs, welcher 1869 dem Kaiser Alexander II. das Programm der Behandlung der Ostseeprovinzen vorlegte, das seit drei Jahren in Scene gesetzt ist, erscheint R. Lenstroem's „Russisch-deutsches und deutsch-russisches Wörterbuch“ in neuer, revidirter und vermehrter Ausgabe (Sondershausen, Eupel). Der Verfasser, früher Director des Gymnasiums zu Libau, hat reichlich Gelegenheit gehabt, die Eigenthümlichkeiten beider Sprachen zu erfassen und sich auch bemüht, sie wiederzugeben, obschon sein geringschätziges Urtheil über die vorhandenen Wörterbücher, unter denen das große, im Verlage von N. Kymmel in Riga erschienene, neu durchgearbeitete, von Pawlowski zwar nicht genannt, aber mit gemeint ist, in der ausgesprochenen Allgemeinheit wenig am Platze sein dürfte. Wie weit Lenstroem selbständig und dabei besser als seine Vorgänger gearbeitet, läßt sich bei dem Mangel augenblicklich zur Verfügung stehenden Vergleichsmaterials nicht feststellen. Das Werk (Preis 13 M.) erweist sich als handlich und brauchbar, wenngleich die im Vorwort gerügte Farblosigkeit anderer Wörterbücher auch in ihm keineswegs vermißt wird. So fällt beim Durchlesen des deutsch-russischen Theils es als unangenehm schablonenhaft auf, daß eine Reihe von Fremdwörtern einfach in russischer Transscription wiedergegeben ist, während sich ganz wohl für sie eigene russische Ausdrücke nicht nur finden ließen, sondern auch in fortwährender Geltung sind. So ist für „Princip“ nicht nur принципъ, sondern начало gebräuchlich; auch im russisch-deutschen Theile fehlt bei начало diese Bedeutung; der Verfasser gibt nur an: Anfang, Ursprung; Ursache, Grund; Obrigkeit, Verwaltung. Erst основныя начала sind ihm „Grundsätze“. Das ist unrichtig; основныя начала sind Grundprincipien. Der Professor Gradowski nennt sein Werk „Die Grundsätze des russischen Staatsrechts“ einfach: Начала русскаго гражданскаго права, nicht etwa Основныя начала u. s. w. Ferner ist начальство nicht nur Obercommando, Obrigkeit, Vorgesetzte, sondern jede Behörde und kann im Munde der höhern Stufe für die untere gebraucht werden. Der Minister z. B. ertheilt den ihm untergeordneten начальства eine Vorschrift. — Подъѣздъ ist nicht nur das Herauffahren, die Paradetreppe, sondern auch das in Petersburg und Moskau sehr übliche, bis auf den Straßendamm geführte Schutzdach vor der Hausthür. Сёмга ist nicht der Lachs schlechtweg, sondern der gesalzene Lachs. Интеллигенція fehlt im Verzeichniß und ist doch der in der russischen Presse ganz ausschließlich gebrauchte Ausdruck für die allgemeine oder örtliche Gesammtheit der gebildeten Kreise. Diese Beispiele belegen die Behauptung,

daß in Lenstroem's Wörterbuch auch nicht alles so ist, wie es sein sollte, und im Vorworte der Mund weniger voll hätte genommen werden können.

— An dieses doch immerhin umfangreiche Handwörterbuch schließen wir die Erwähnung des niedlichen, zur Sammlung „Meyer's Sprachführer" gehörigen „Russischen Sprachführer" von Konstantin von Jürgens (Leipzig, Bibliographisches Institut). Als „Conversations-Wörterbuch für Reise und Haus" stellt es sich kein anderes Ziel, als dem nach Rußland kommenden Deutschen die ersten Dienste in der Verständigung zu leisten und ist somit nach der Wahl der Wörter und Gesprächswendungen und der durchgeführten Umschreibung des Russischen durchaus praktisch angelegt. Daß im Ausdrucke stets das Richtige getroffen worden, dafür bürgt der Name des als geschmackvoller Uebersetzer bekannten Verfassers.

— Bei Heitz in Straßburg i. E. ist ein „Allgemeiner Kalender bis zum Ende des Jahrhunderts 1889 bis 1900" in gr. 4 für 50 Pf. erschienen, der den jährlichen Wechsel des Kalenders ersparen soll und die Uebersicht der im laufenden Jahrhunderte noch zu verlebenden Tage und Feste in der That zu erleichtern geeignet ist. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die bezüglichen gleichen Tage innerhalb der zwölf Jahre und nicht zum wenigsten die an ihnen zu machenden Aufzeichnungen, für welche indeß nur ein sehr geringer Raum bemessen werden konnte, sich gut miteinander vergleichen lassen. Nur dürfte zu befürchten sein, daß Papier und Heftung bei täglichem Gebrauche während eines Jahrdutzendes sich nicht stichhaltig erweisen werden, so hübsch auch zunächst die Ausstattung ist.

Bibliographie.

Alcock, D., Geneviève, oder die Kinder von Port Royal. Eine Geschichte aus dem Frankreich vergangener Tage. Uebersetzt von Elis. Klee. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. Gr. 8. 4 M.

Balletta, A., Novellen und Aufsätze. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses des Verfassers gesammelt und herausgegeben von J. B. Derungs. Mit Balletta's Bildniss und Lebensabriss. Chur, Hitz. Gr. 8. 4 M.

Bauer, E., Das Capital und die Capitalmacht. Grundsätze und Thatsachen zum Verständniß der socialen Frage. Leipzig, Grimm. 8. 1 M.

Blos, W., Die französische Revolution. Volkstümliche Darstellung der Ereignisse und Zustände in Frankreich von 1789 bis 1804. Mit vielen Porträts und historischen Bildern. 1stes Hft. Stuttgart, Dietz. Gr. 8. 20 Pf.

Büttner, H., Aus der Heimat. Sagen und Märchen der Halloren. Leipzig, G. Wolf. 12. 1 M. 50 Pf.

Collection Spemann. Deutsche Hand- und Haus-Bibliothek. 280ster Bd.: Fürst Bismarck als Redner. Vollständige Sammlung der parlamentarischen Reden Bismarcks seit dem Jahre 1847. Sachlich und chronologisch geordnet, mit Einleitungen und Erläuterungen versehen von W. Böhm. 6ter Bd.: Der Kulturkampf 1871—1873. Stuttgart, Spemann. 8. 1 M.

Collins, W., Das geheimnißvolle Hotel. Roman. Aus dem Englischen. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Conrad, M. G., Was die Isar rauscht. Münchener Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 9 M.

Curti, E., Das Princip der Gleichheit vor dem Gesetze. Eine staatsrechtliche Studie. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Dietzel, H., Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens uud seiner Lehre. 2te Abthg.: Darstellung seiner Socialphilosophie. Jena, Fischer. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Dinckelberg, H., Schwarzburger Lieder. Sondershausen. 8. 1 M. 20 M.

Erbrich, E., Kaiser Karl V. vor Metz. Eine Dichtung. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M.

Fels, E., Der Glücksstern. Roman. 3 Bde. Jena, Costenoble. 8. 13 M. 50 Pf.

Ferschke, H., In Reih' und Glied. Soldatenbilder. Mit 100 Illustrationen von H. Albrecht. Stuttgart, Krabbe. 8. 2 M.

Filhés, Bertha, Die Frau die Kapitäns. Berlin, Walther u. Apolant. 8. 3 M.

Fischer, K., Ueber die menschliche Freiheit. Proreetoratsrede. Heidelberg, C. Winter. 8. 1 M. 20 Pf.

Fischer-Sallstein, C., Kampf mit Frauenherzen. Roman. Berlin, Verlag der „Deutschen Presse". 8. 4 M.

Fitger, A., Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel. Oldenburg, Schulze. 8. 2 M.

Formes, K., Aus meinem Kunst- und Bühnenleben. Erinnerungen des Bassisten K. F. Bearbeitet von W. Koch. Köln, Gehly. 8. 1 M.

Foucher de Careil, Graf A., Hegel uud Schopenhauer, ihr Leben und Wirken. Mit Autorisation des Verfassers aus dem Französischen übersetzt von J. Singer. Mit eiuer Vorrede von R. Zimmermann. Wien, Konegen. Gr. 8. 8 M.

Frank, V., Rußland, seine Hilfs- und Machtmittel. Paderborn, F. Schöningh. Gr. 8. 80 Pf.

Frenzel, F., Schelmenweisen. Eine Sammlung humoristischer Dichtungen und Essays der besten Sänger des deutschen Dichterwaldes. 1ster Bd. Leipzig, Werther. 8. 2 M. 50 Pf.

Friedrich, F., Vorurteile. Roman. 2 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 8 M.

Fuchs, O., (Talab.), Haschisch. Erzählungen aus dem modernen Egypten. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Gozzi, C., Dramatische Dichtungen. Aus dem Italienischen übersetzt von V. Müller. Dresden, Knecht. 1889. Gr. 8. 5 M.

Gumppenberg, H. v., Thorwald. Trauerspiel. München, L. Finsterlin. 8. 1 M. 50 Pf.

Günther, G., Die Ritter von Marienburg. Historisches Gemälde. Plauen i. V., Neupert. 8. 40 Pf.

Günthner, E., Calderon und seine Werke. 2 Bde. Freiburg i. Br., Herder. 8. à 4 M.

Hané, E., Träumereien im Studierstübchen. Dichtungen. Dresden, Pierson. 12. 1 M. 50 Pf.

Hansjakob, H., Wilde Kirschen. Heidelberg, G. Weiß. 8. 4 M.

Hartwig, G., Schloß Wolkenstein. Roman. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Harweck-Waldstedt, Was die Ilse rauscht! Schilderungen, Sagen, Märchen und Liederklänge über die Ilse von Andersen, Eichler, Heine, Pröhle, Roquette, Spieker, Scheffel u. A. Harzburg, Stolle. 12. 1 M.

Heller, O., Paula. Roman. Berlin, Deubner. 8. 2 M.

Hennig, C. R., Beethoven's neuute Symphonie. Eiue Analyse. Leipzig, Leuckart. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hermann, R., Die Braut von Alsen. Schauspiel. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M.

Herrmann, A., Maria Theresia als Gesetzgeberin. Wien, Hölder. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Herzl, T., Buch der Narrheit. Leipzig, Freund. 12. 3 M.

Hesekiel, Ludovica, Nürnberger Tand. Eine Geschichte aus dem 15. Jahrhundert. 2 Bde. Jena, Costenoble. 8. 9 M.

Hosäus, W., Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau. Dessau, Baumann. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Ichenhaeuser, J., Ein Beitrag zur Uebervölkerungsfrage. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 2 M.

Kohl, H., Fürst Bismarck-Gedenkbuch. Aufzeichnungen über wichtige Begebenheiten aus dem privaten und politischen Leben, Briefe, Reden, diplomatische Aktenstücke des deutschen Reichskanzlers, in zeitlicher Folge bis 6. Juli 1888 zusammengestellt. Mit 5 Beilagen. Chemnitz, Bülz. 12. 50 Pf.

Mittheilungen des Vereins für Erdkuude zu Leipzig. 1887. Mit 1 Porträt und 1 Karte. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 M.

Nibler, F., Deutsche Bilder aus den welschen Bergen. Nebst einer Karte von Südtirol mit dem ehemaligen deutschen Namen der Berge, Thäler, Flüsse, Ortschaften etc. München, Callwey. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Noé, H., Gossensass. Blätter der Erinuerung an die Gletscherwelt Tirols. Illustrirt von Tony Grubhofer. Meran, Ellmeureich. 12. 1 M. 20 Pf.

Ohrenberg, B., Oberhof und die benachbarten Theile des Thüringer Waldes. Wanderbilder. Mit 9 Abbildungen. Leipzig, Quandt u. Händel. 8. 1 M.

Perls, A., Kaiser Friedrich und seine hunderttägige Regierung. Ein Büchlein der Erinnerung allen freidenkenden Deutschen gewidmet. Mit Bild und Namenszug. München, Callwey. Gr. 8. 50 Pf.

Pflugk-Harttung, J. v., H. Bresslau uud Papsturkundeu. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 70 Pf.

Radics, P. v., Bergfahrten in Oesterreich einst und jetzt 1363—1887. Augsburg, Amthor. 8. 2 M.

Reiseskizzen (die Ostseeprovinzen, Deutschland und die Schweiz). Von Le Flâneur. St. Petersburg. Gr. 8. 6 M.

Ritschl, O., Schleiermachers Stellung zum Christentum in seinen Reden über die Religion. Ein Beitrag zur Ehrenrettung Schleiermachers. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Scheicher, J., Sebastian Brunner. Ein Lebensbild, zugleich ein Stück Zeit- und Kircheugeschichte. Festgabe zur Secundizfeier des S. B. Wien, Agentur von Woerl. 8. 2 M. 40 Pf.

Schmid, G., Goethe und Uwarow und ihr Briefwechsel. Mit Erläuterungen. St. Petersburg, Schmitzdorff. Gr. 8. 2 M.

Schmitt, E. H., Das Gehcimuiss der Hegelschen Dialektik, beleuchtet vom concret-sinnlichen Standpunkte. Halle, Pfeffer. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Schwann, M., Illustrierte Geschichte von Bayern. Mit zahlreichen Illustrationen berühmtester Künstler. 1ste Lfg. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. Lex.-8. 40 Pf.

Stern, M. R. v., Das „Anderskönnen". Ein populär-philosophischer Beitrag zur Frage der Willensfreiheit. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 40 Pf.

Uphus, G. K., Wahrnehmung und Empfindung. Untersuchungen zur empirischen Psychologie. Leipzig, Duucker u. Humblot. Gr. 8. 6 M. 40 Pf.

Vatke's, W., Religionsphilosophie oder allgemeine philosophische Theologie. Nach Vorlesungen herausgegeben v. H. G. S. Preiss. Bonn, Strauss. Gr. 8. 6 M.

Weber, A., Die Religion als Wille zum ewigen Leben. Ein Vortrag. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Zettel, J., Education der Staat's-Schule als natuerlichen und culturgemaessen Erziehung's-Institut's in Umrissen eines entsprecheudsten Einheit's-Schul-Organisation's-System's fuer Deutsche. 1ste Ausgabe. Neustadt O/Schl., F. Heinisch. Gr. 8. 1 M. 75 Pf.

— — Welt-Orthographistic. Welt-Einheit's-Orthographie-Bestimmungen fuer Deutsche und Kenner des Deutschen auf einer einheitlichdeutschen und systematischwissenschaftlichen Grund-Lage. 1ste Ausgabe. Neustadt O/Schl., F. Heinisch. Gr. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 38. — 20. September 1888.

Episches und Lyrisches.

1. Aus Flandern und Brabant. Episches und Lyrisches von Pol de Mont übertragen aus dem Vlämischen von Heinrich Flemmich. Freiburg i. Br., Kiepert. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Rügen. Ein Liederkranz von Otto Vogel. Greifswald, Bamberg. 1887. 8. 2 M. 25 Pf.
3. Drei Bücher erzählender Gedichte von Heinrich Viehoff. Aus dem Nachlasse des verstorbenen Verfassers herausgegeben von V. Kiy. Mit dem Bildnisse H. Viehoff's. Leipzig, Brandstetter. 1888. Br. 8. 2 M. 40 Pf.

Durch Einführung von Pol de Mont (Nr. 1), dieses „Lieblings seiner Nation", in unsere Literatur, hat sich der Uebersetzer in der That ein Verdienst erworben. Wahrhaft erfrischend wirkt dieser Reichthum der Phantasie, diese Tiefe des Gedankens, dieses liebevolle Versenken in das Seiende, diese Beherrschung der Töne und Formen. Unmittelbar aus dem Volke hervorgegangen, wie die kurze Lebensskizze im Vorworte mittheilt, schaut Pol de Mont mit ungetrübt frischem Blicke in die bunte Welt und bemächtigt sich mit urwüchsiger Kraft der Fülle des Lebens, das sie ihm bietet. Seine reichbesaitete Leier wird allen Weisen gerecht: ob Alttestamentliches in majestätischer Größe, christliche Legenden in lieblicher Anmuth, Herzergreifendes aus einfachster Lebenstragödie, schalkhafter Humor, bald elfenhaft zarte, bald tiefinnerliche Feier der Natur, ob Innigkeit der Liebe ihr enttöne. Ungemein ansprechend sind die „Bilder", echte Idyllen, antikes Empfinden geeint mit der fein ausgeführten farbenfrischen Darstellung des Wirklichen eines niederländischen Pinsels, der in seiner Freude am Seienden sich nicht genug thun kann in der Feier dessen, was das Auge erblickt, was das Herz bewegt. Der Reichthum von Phantasie und Gestaltungskraft offenbart sich gleichfalls in der großen Mannichfaltigkeit der Formen, die jeden Stoff plastisch gestaltet, im Glanze der Poesie verklärt, im süßen Wohllaut des Rhythmus in Ohr und Herz einschmeichelt. Die Wahl zu einer kleinen Mittheilung fällt schwer in dieser Fülle des Schönen.

Wachter op den hoogen toren.

III. (Aus „Lenzesthorheiten".)

Wächter, stoß ins Horn geschwinde,
Freude künde,
Hiß die Lenzesflagg' empor!
Siehst du nicht die Wasser kommen?
Hast du nicht Gesang vernommen?
Augen auf und auf das Ohr!
Wächter, stoß ins Horn geschwinde,
Blas hinaus in alle Winde:
„Frühling ist durchs Land entglommen!"

Federwolken an dem Himmel,
Silberwellen in dem Teich,
Sonnenstrahlen, Halmgewimmel,
Mückenschwarms berauscht Getümmel —
Schau, das ist des Frühlings Reich!
Kosende Lüfte,
Spielen und scherzen,
Knospen und Düfte,
Liebende Herzen,
Keimende Blüte
Auf Berg und Thal —
Sonnig Gemüthe
Allüberall.

Und herrlich, inmitten der jubelnden Reihen
Wandelt die Liebe, die Fürstin des Maien
Durchflochten die Locken mit sprossender Zier:
Beseligend geht sie
Durchs ganze Revier.
Und mit dem Lächeln auf rosigen Wangen
Sät sie
Ringsum in die Herzen Verlangen!

Wächter, stoß ins Horn geschwinde,
Freude künde,
Trank aus süßem Wonneborn:

Willkomm dir, du erstes Schwellen,
Willkomm, saft'gen Grases Wellen,
Knospenden Bäumen,
Den Boten des Märzen,
Wonnigen Träumen,
Liebender Herzen,
Schweifend durch den Blütendorn;
Willkomm Mär' von Lust und Scherzen! —

Wächter, Wächter, stoß ins Horn!

G. Brandes äußerte über sein biblisches Epos „De Kinderen der Menschen": „Das Gedicht ist kurz, drei Bogen, es liegt aber eine Größe darin, die Milton's Behandlung biblischer Sagen übertrifft, und eine Ruhe, welche jene Sicherheit in der Grundanschauung offenbart, die man in der sonst so unvergleichlichen Behandlung derselben durch Byron vermißt. Es ist zuweilen wie Zauberei, mit wie wenigem Pol de Mont in diesem Gedichte die Wirkung eines Michel Angelo erreicht." Mit seiner hervorragenden Bedeutung als Dichter eint er die des Kämpfers durch sein thatkräftiges Eintreten für die Sprache seiner Heimat, deren Vollberechtigung seine Leistungen darin unanfechtbar darthun. Der Uebersetzer sagt:

Freilich konnte die Uebertragung in das vornehme Hochdeutsch nicht vollständig das Colorit wiedergeben, welches uns aus der ursprünglichen Fassung entgegenleuchtet. Besondere Schwierigkeiten brachten die kurzen Formen der vlämischen Sprache gegenüber dem breitern Hochdeutschen für den Uebersetzer mit sich. (S. XIV.)

Der Tüchtige ist stets bescheiden. Die Uebersetzung macht durchaus den Eindruck eines freigestalteten Originals; bei Wahrung des Individuellen schmiegen sich die Formen in vollkommener Angemessenheit dem Stoffe an. Ihre Treue zu beurtheilen ist leider wegen mir mangelnden Originals nicht möglich, was um so bedauerlicher, da jeder, der sich am „Quickborn", an „Ut mine Stromtid" erfreut hat, mit Leichtigkeit genügendes Verständniß zum Genusse des Originals erwirbt. Eine willkommene Zierde des schön gedruckten Bändchens ist das Bild des Dichters mit dem bedeutenden Kopfe, dem ausdrucksvollen, schön geschnittenen Profil.

Seinen Liederkranz „Rügen" (Nr. 2) widmet Otto Vogel der Heimat, deren Andenken der alte Sänger sich gewahrt, im Jugendglanze verklärt. Dieser bestimmte Inhalt erfüllt die Lieder mit originellem, kräftig gefärbtem Leben. In mannichfachen Tönen erklingen sie zum Preise des waldgekrönten, flutumrauschten Eilands, das in seiner Weltabgeschiedenheit den Zauber alter Märe, Sitte und Sage sich länger bewahren konnte:

O Heimat meiner Jugend! wie im Schimmer
Des süßen Maienlenzes liegst du da.

Mannichfach sind die Töne, welche den Saiten entrauschen: Minnegesang, dem Volksliede ähnelnd („Rugard"), Heldengesang („Arkona" und „Hünengrab"), in dem sagenhafter Inhalt wie alliterirende Form an alte Götter- und Heldensagen eddisch anklingt, Zaubermären („Vilm"), landschaftliche Bilder, erfüllt von Wehmuth um versunkene Göttergeschlechter („Stubbenkammer", „Herthasee"), Einblick in das Treiben des Fischervölkchens, dem das wechselvolle Meer Leben und Tod bringt, wie es sich spiegelt im Strandidyll („Hiddensöe"), in der Strandtragödie („Mönkgut") und alles abschließend „Herbstwandertag", wo sich die Wanderung durch die Heimat zur symbolischen Wanderung durch Schöpfung und Leben gestaltet. Bei aller Verschiedenheit ist jedes Thema in charakteristischer Weise ausgeführt, gedankenvoll in Inhalt, schön in der Form, der philosophische Gehalt zu lebendigen Bildern verkörpert, manch herzbewegend Lied eingestreut:

An das Meer.

Du schläfst! Kaum hebt der wölbende Busen sich
Gelassen athmend, langhin ergossen ruhn
Die Riesenglieder. Ehrbar hütend
Wehret Gewölke dem Spiel der Winde.

Verborgen in der quellenden Tiefe nur
Rauscht leise Leben, selber sich unbewußt.
Auf steigt es wärmer: niedern Fluges
Fächelt die Möwe erquicklich Kühle.

Du träumst! Schon wallt es in dir bewegter auf,
Verworr'nes kräuselt flüchtig die glatte Stirn,
Und Wolkenschatten gleich Gedanken
Schauern verloren dir durch die Seele.

Du ahnst, du ahnst die Nähe des Göttersohns,
Der morgenduftig lächelnd sich auf dich beugt.
Ambrosisch wogt dein reiner Odem,
Bräutlich verlangend erbebt die Lippe.

Du wachst! Das trunkne Auge erstrahlt im Glanz
Des liebesfrohen Tags und saugt verzückt
Den Himmel ein, in sel'ger Ruhe
Feucht und unendlich den Blick erwidernd.

Nicht ganz natürlich berührt der Ausdruck „klingender Farben Pracht" (S. 93), „stilles Klingen" (S. 178). Das Lied vom Wassernik (S. 174), eine alte Mär aus Kinderheimatstagen im Blankvers, mahnt in seiner formvollen Schöne und wehmuthdurchzitterten Stimmung an Heine's Seebilder (ohne das Sturzbad ihrer Ausgänge. D. Red.). All den Tausenden, die den Wogen und Wäldern Rügens Labung und Stärkung von Geist und Leib alljährlich danken, dürfte das Büchlein eine hochwillkommene Gabe lieben Gedenkens sein.

Daß auch das Dichten ansteckend wirken mag, scheint das Bändchen „erzählender Gedichte" (Nr. 3) Heinrich Viehoff's darzuthun, welches der Schwiegersohn des Dichtercommentators der Oeffentlichkeit übergeben,

in der Ueberzeugung, daß diese sinnigen, durch ihren hohen sittlichen Gehalt, wie ihre gefällige Form ausgezeichneten Dichtungen dem deutschen Volke und namentlich der reifern Jugend eine willkommene Gabe sein werden.

Das erste Buch enthält Volkssagen aus Nord und Süd, denen ihr besonderer volksthümlicher Charakter auch in der deutschen Form gewahrt worden; das zweite „Vermischte Gedichte der epischen Gattung"; es schließt mit einem ansprechenden Idyll, das im Tone an Voß' „Luise" mahnt; das dritte bietet in bunter Reihe „Märchen, Erzählungen, Parabeln, Fabeln, Charaden, Räthsel und

Epigramme". Das dem Buche beigegebene Bildniß des Verfassers zeigt in dem überlegenden ernsten Gesichte, daß der Verstand beiweitem die Phantasie überwiegt. Trotzdem ist es ihm gelungen, in seiner Behandlung allbekannte Stoffe frisch und anziehend zu gestalten, nur hin und wieder (S. 195: „Des Thautropfens Fahrten") macht sich die Prosa im Lehrgedichte gar zu breit. Eins der gelungensten nach Inhalt wie Form ist:

Nachtleben.

Mondlos nahte die Nacht. Des Freundes goldene Sichel
War, von Tage zu Tag schwindend, in Dunkel getaucht.
Längst schon hinter die waldigen Höhn am fernen Gesichtskreis
Ließ sich das Tagesgestirn, feuriger glühend, hinab.
Düster erhob sich nun das Gebirg in den nächtlichen Himmel,
Feurig erglänzte die Schrift hoch an des Aethers Gezelt.
Draußen umfing jetzt Felder und Wald ein heiliges Schweigen;
Aber ein muntres Gedräng füllte die Straßen der Stadt.
Die vor den Gluten des Tages sich scheu in die Wohnung geflüchtet,
Lockte der kühlende Hauch jetzt aus den Häusern hervor.
Doch mich trieb es hinaus in die Nachtruh; hinter mir ließ ich
Schon die Thore der Stadt, Mauern und Gärten zurück.
Einsam ward und verlassen der Pfad; die blumige Au nahm,
Ferne der Menschen Gespräch, jetzo den Wandernden auf.
Ja, nun soll mir, Natur, der Kelch der erhabenen Ruhe,
Den du, Gütige, beutst, laben die lechzende Brust. —
Aber, wie ist mir? Dem Leben entflohn, umfängt mich ein Leben
Hier auf's neu; es berührt wechselnd Getön mir das Ohr.
Horch! Nachtfalter durchhuschen die Luft von Blume zu Blume,
Käfer mit sumsendem Ton schwirren die Wiesen entlang,
Zirpende Grillen erheben ein Chorlied; dort im Getreide
Sendet die Wachtel den Ruf lockend ins weite Gefild.
Sieh, ein schüchternes Wild entrauscht dem schattigen Dickicht!
Aber im Schilfrohr fern schallet ein fröhlich Concert.
Muntrer, die Blumen des Ranftes entlang, hüpft jetzo das Bächlein;
Deutlicher klingt mir ins Ohr murmelnder Wellen Geschwätz;
Und, die am glühenden Tage geruht, die schmeichelnden Winde,
Horch, wie spielen sie jetzt lispelnd in Blumen und Laub!
Nein, nicht schläft die Natur, rings waltet ein fröhliches Wachen;
Auch im Schose der Nacht regt es von Leben sich rings.
Ist es mir doch, als hört' ich das Sausen der fleißigen Werkstatt,
Hörte, wie rings es geheim schaffet und treibet und klopft,
Fühlte, wie Mutter Erde die schlummernden Kinder, die Pflanzen,
Dichter und inniger jetzt legt an die nährende Brust,
Wie sie frisches Gedeihn mit tausend Würzelchen trinken,
Wie sich an Lüften und Thau labet das dürstende Blatt.
Und hebt erst sich der Blick von der nachtumschatteten Erde
Zu der ätherischen Höhe goldenen Globen empor:
Ha! wie ergreift mich dann das Gefühl unendlichen Lebens,
Und mit Staunen entringt sich das Bekenntniß der Brust:
Du auch, heilige Nacht, verkündest den Ewiglebend'gen,
Welcher im Ruhenden wirkt, welcher im Schlummernden-wacht!

M. Benfey.

Zwei berliner Lieutenantsromane.

1. Götzendienst. Eine Romanreihe von Alexander Baron von Roberts. I. — A. u. d. T.: Um den Namen. Dresden, Minden. 1888. 8. 5 M.
2. Irrungen, Wirrungen. Roman von Theodor Fontane. Leipzig, Steffens. 1888. 8. 5 M.

Es hängt mit dem realistischen Zuge unserer Zeit zusammen, daß die Geschöpfe der dichterischen Phantasie localisirt und uniformirt werden; der Schauplatz ist nicht mehr „eine Residenz", „eine Großstadt", sondern mit Vorliebe Berlin; der Held ist nicht „ein höherer Offizier" oder dergleichen, sondern Gardelieutenant, Dragonerlieutenant, Hauptmann im Generalstab. Man kann im großen Ganzen mit diesem Realismus zufrieden sein; man wird sich ferner nur freuen, daß der Vorzug, den früher nur Paris, aber Paris auch bei deutschen Schriftstellern genoß, nach allen seinen Stadttheilen als weltbekannt vorausgesetzt zu werden, nun auf Berlin übertragen wird. Da wird von der Wilhelmstraße, der Jägerstraße, dem Kurfürstendamm, dem Zoologischen Garten u. s. w. geredet, als von etwas, das jedes Kind kennt, und der Verfasser überhebt sich der lästigen Mühe des Schilderns. So widerwärtig nun aber breite Städteschilderungen sind, so kann man doch auch allzu karg sein und die Voraussetzung, daß jeder Leser in Berlin bekannt sei, trifft doch nur sehr unvollkommen zu. Für den Einheimischen liegt in dieser Localisirung im allerengsten Sinne ein Reiz mehr; für den Fremden fehlt etwas sehr Nothwendiges: die Anschaulichkeit des Bodens, auf welchem die Personen handeln; der Realismus schlägt für ihn also in das Gegentheil um.

Daß die Helden neuerer Romane und insbesondere von berliner Romanen Offiziere sind, ist wiederum sehr natürlich in einer Zeit, wo das Wort von dem Volk in Waffen Wahrheit, vielfach bittere Wahrheit geworden ist. Ebenso ist ja nichts einzuwenden, wenn die Truppengattung angegeben ist, bei welcher sie stehen. Schon bedenklicher ist mir der Realismus, der den Helden in einer Meldung bei Moltke vorführt — wie im „Götzendienst" von Alexander Baron von Roberts (Nr. 1) geschieht; ehrlich gestanden, Moltke ist mir zu gut dazu, um lediglich einen Statisten zu machen, um zu erweisen, daß der Held wirklich im Großen Generalstab Offizier war. Durch diese Ueberdeutlichkeit der Stellung kommt zudem unsere Phantasie mit unserm nüchternen Denken in Streit. Ist dieser Lieutenant Eff, der Held des Roberts'schen Romans, mit all seinen Erlebnissen eine wirkliche Gestalt und in den Ranglisten der Armee vielleicht nur unter anderm Namen zu finden, dann würde ich mich an seiner Stelle im Namen meiner schwiegerälterlichen Familie, die nicht sehr schmeichelhaft gezeichnet ist, bei dem Verfasser beklagen. Oder aber beruht alles auf Erfindung, wie doch der Leser des Romans eigentlich voraussetzt, selbst wenn er weiß, daß der Verfasser nach wirklichen Vorgängen gezeichnet hat, dann

stört das geflissentliche Hereintragen der allerrealsten Verhältnisse.

Gewiß, die Frage, um welche es sich hier handelt, ist eine wirkliche: der Götzendienst, welcher von den weiblichen Gliedern einer reichen bürgerlichen berliner Familie mit adeligen Namen getrieben wird. Lieutenant Eff soll sich von einem altadeligen Offizier adoptiren lassen, ehe er die Hand der Tochter des Hauses erhält. Sein Widerstreben wird überwunden, er läßt sich adoptiren und heirathet die Tochter; aber innerlich kommt er nicht von seinem Widerstreben los, und als alle möglichen, seiner anständigen Gesinnung widerwärtigen Folgen sich aus der Namensänderung ergeben, gibt er den angenommenen Namen und den Dienst auf und wird Generaldirector einer Eisenbahn. Der Kampf zwischen Liebe und Stolz auf den bürgerlichen Namen bei Eff einerseits und die ans Närrische grenzende Jagd nach adeligen Namen im Hause seiner Geliebten, der Götzendienst, welcher hier mit dem Namen getrieben wird andererseits, sind trefflich geschildert. Es fehlt nicht an sehr ironischen Schlaglichtern und an humoristischen Figuren, wie der Lieutenant Mühlmüller, und durch den aus Amerika als ungeleckter Bär zurückkehrenden adeligen Namensvetter kommt ein Lustspielmotiv herein, das sehr erheiternd wirkt. Im ganzen leidet aber der Roman an einer gewissen Ungleichheit; man hat den Eindruck, als ob die ganze Frage entweder mit höherm Ernst und tieferer Psychologie hätte angefaßt werden sollen oder aber lediglich in humoristisch-satirischer Weise. Die Begabung des Verfassers scheint ihn mehr auf letzteres Feld hinzuweisen; sowie beides miteinander vermischt ist, kann man sich gerade der heitern Partien nicht recht erfreuen.

Weitaus mehr psychologische Vertiefung und Gleichheit der Stimmung zeigt Theodor Fontane's Roman „Irrungen, Wirrungen" (Nr. 2), in welchem das specifisch berlinerisch witzig-humoristische Element allerdings auch nicht fehlt. Es ist eine Standestragödie in den Formen unserer Zeit. Der Lieutenant Botho und Lene, ein berliner Bürgerkind, lieben sich aufrichtig und leben miteinander, selbstverständlich durchaus nicht in platonischer Liebe. Beide wissen, daß einmal geschieden sein muß, und wirklich kommt die Zeit, da der Lieutenant eine standesgemäße Heirath schließt mit einer oberflächlichen Frau, die alles komisch findet und an Gaben des Gemüths, ja selbst des Geistes weit nicht an Lene hinanreicht. Diese wird von einem amerikanisch religiös angehauchten Manne, der sich über ihre Vergangenheit hinwegsetzt, geheirathet und — der Roman ist aus. Nicht aber die sehr berechtigte Frage des Lesers: Was nun? Nur äußerlich ist jetzt alles geregelt, denn daß die beiden auch nach der Verheirathung ihr Verhältniß fortsetzen, scheint mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit ausgeschlossen, es wäre denn, sie begegneten sich wieder im Leben. Oder ist das docet fabula einfach: gegen die Macht der Verhältnisse kann niemand aufkommen, jeder muß sehen, wie er mit dem Leben sich abfindet? Sie wußten es ja beide, daß ihr Verhältniß nicht zu einer Ehe führen konnte; sie wußten, daß sie nie mehr so glücklich werden konnten, wie da sie einander angehörten, nun muß eben jedes die Folgen des Geschehenen tragen. Das ist aber schon im Leben keine Lösung, sondern die brutale Gewalt der Umstände; eine dichterische Lösung ist es vollends nicht. Den Einwand einer strengen Moral: man solle sich eben nicht in solche unsittlichen Verhältnisse einlassen, scheint Fontane an zwei Stellen zu entkräften, einmal da, wo Botho sich über sein Verhältniß zu Lene Rechenschaft gibt:

Weil ich sie liebe! Ja. Und warum soll ich mich dieser Neigung schämen? Das Gefühl ist souverän und die Thatsache, daß man liebt, ist auch das Recht dazu, möge die Welt noch so sehr den Kopf darüber schütteln oder vom Räthsel sprechen. Uebrigens ist es kein Räthsel, und wenn doch, so kann ich es lösen. Jeder Mensch ist seiner Natur nach auf bestimmte, mitunter sehr kleine Dinge gestellt, Dinge, die, trotzdem sie klein sind, für ihn das Leben oder doch des Lebens Bestes bedeuten. Und dieses Beste heißt mir Einfachheit, Klarheit, Natürlichkeit. Das alles hat Lene, damit hat sie mir's angethan, da liegt der Zauber, aus dem mich zu lösen mir jetzt so schwer fällt. Und war es denn etwas so Thörichtes und Unmögliches, was ich wollte? Nein. Es liegt nicht in mir, die Welt herauszufordern und ihr und ihren Vorurtheilen öffentlich den Krieg zu erklären; ich bin durchaus gegen solche Donquixoterien. Alles, was ich wollte, war ein verschwiegenes Glück, ein Glück, für das ich früher oder später, um des ihr ersparten Affronts willen, die stille Gutheißung der Gesellschaft erwartete. So war mein Traum, so gingen meine Hoffnungen und Gedanken. Und nun soll ich heraus aus diesem Glück und soll ein anderes eintauschen, das mir keins ist. Ich hab' eine Gleichgültigkeit gegen den Salon und einen Widerwillen gegen alles Unwahre, Geschraubte, Zurechtgemachte. Chic, Tournüre, savoir-faire, mir alles ebenso häßliche wie fremde Wörter.

An einer andern Stelle spricht sich Gideon Franke, der künftige Gatte von Lene, über die Moralität ihres Verhältnisses zu Botho in dem Sinne aus: die Uebertretung eines jeden der zehn Gebote ist Sünde; die des sechsten ist nicht schwerer als die der übrigen; im Gegentheil z. B. gegen das siebente zu verstoßen ist eine größere Sünde und früheres Maitressenthum kann gut gemacht werden durch Reue und einen guten Wandel.

Nun aber ist Botho in seiner Ehe nicht glücklich, Lene kann es auch nicht sein; also hier die Scylla, dort die Charybdis des Lebens, und die Moral des Romans: wenn es schon vor der Ehe nicht ohne solche Verhältnisse abgeht, dann wenigstens das Herz aus dem Spiele lassen und sich mit dem gewöhnlichen Maitressenthume begnügen, wie es uns in den Kameraden Botho's und ihren Freundinnen vorgeführt wird. Wir gestehen, von dieser Moral sehr unbefriedigt zu sein.

Daß Fontane den an und für sich einfachen und vielgebrauchten Stoff originell behandelt, ist selbstverständlich; von Anfang an liegt die richtige Stimmung über dem Ganzen und diese Stimmung wird nie verletzt. Reizvolle und charakteristische Einzelbilder beleben die Entwickelung.

Der Stil ist oft schwerfällig und entbehrt ab und zu sehr der Klarheit. Seltsame Wörter wie „Unredensartlichkeit" laufen mit unter und die falsche Anwendung des

Wortes „selten“ für außergewöhnlich in „eine selten gute Frau“ erinnert an jenen ehrenden Nachruf: er war ein selten nüchterner Mann!

Eins aber müssen wir ganz entschieden tadeln: die häufige Anwendung von Dialektwörtern nicht blos in den Reden der Personen, sondern auch in der eigenen Erzählung des Verfassers. Schon in frühern Romanen ist Fontane in diesem Stücke bis hart an die Grenzen gegangen, wo die Verständlichkeit aufhört. Kann man schon nicht jedem Leser zumuthen, die Topographie Berlins bis ins einzelnste zu kennen und darf der Romanschreiber diese Kenntniß also nicht ohne weiteres voraussetzen, so geht es schlechterdings nicht, den Leser mit Worten zu überschütten, die lediglich für den Berliner verständlich sind. Ich glaube, daß viele Leute in Deutschland mit folgenden, zudem nicht ohne weiteres aus dem Zusammenhange verständlichen Worten schlechterdings nichts anzufangen wissen: Hutscher, Husche, sie simperte, wuppt, abgeäschert, abschälbern, weimern, lehnan, dalbern, wibbeln u. a. Das S. 3 gebrauchte Wort Wrasen ist zwar S. 40 erklärt, aber es kommt in der Erklärung das Wort Tülle vor, wodurch die Erklärung wieder unverständlich wird. Entweder man schreibe ganz in der Mundart, dann weiß jeder Leser, was er zu erwarten hat, oder aber, wenn man sich des Schriftdeutschen bedient, so schreibe man ein reines, allen verständliches Deutsch. Jedenfalls meine man nicht, durch solche mundartliche Brocken das Localcolorit erhöhen zu sollen: wer so bestimmte Farben aufzutragen weiß, wie Fontane, hat das überdies gar nicht nöthig.

Richard Weitbrecht.

Zur Literaturgeschichte.

Geschichte der niederländischen Literatur. Mit Benutzung der hinterlassenen Arbeit von Ferdinand von Hellwald, verfaßt und durch Proben veranschaulicht von L. Schneider. Leipzig, Friedrich. 1887. Gr. 8. 12 M.

Das Werk bildet den neunten Band der im genannten Verlag erscheinenden „Geschichte der Weltliteratur“. Es hat nahezu 900 Seiten und reicht bis in die neue Zeit hinein. Sehr eingehend ist mit Recht die mittelalterliche Literatur behandelt, darunter der Anschluß an deutsche Volksepen, die karolingischen, britischen, byzantinischen und classischen Sagen, Reinaert der Fuchs, Jakob von Maerlant und seine Nachfolger, das weltliche und das geistliche Volkslied, die geistlichen und weltlichen Bühnenspiele, die asketische Prosa. Es folgt die erste Uebergangsperiode, wobei der Einfluß des Humanismus, die Rederijker, die Geusenlieder und die merkwürdige Dichterin Anna Bijns ausführlich berücksichtigt werden. Auf die Zeit der höchsten Blüte übergehend, gelangt die Verfasserin zur Besprechung der Gründung der Universität Leiden, der Entwickelung des Dramas, des amsterdamer Theaters, des Dichters Joost van den Vondel, der antikisirenden Dichter, der amsterdamer und südniederländischen Dichter, des vlämischen Dramas, des Einflusses der holländischen Literatur auf die deutsche (im 17. Jahrhundert) und des wachsenden Einflusses der französischen auf die holländische. Aus der zweiten Uebergangsperiode seien hier hervorgehoben: Antonides und seine Freunde, Andries Pels, der Dictator der nordholländischen Poesie, der Naturdichter Poot und die Strombichter, dann die friesischen Brüder, endlich das holländische Theater im 18. Jahrhundert, die leidener Literaturgesellschaft 1766, die niederländische Geschichtschreibung. Die neuere Zeit beginnt mit einem lesenswerthen Abschnitt über die Nachahmung des Deutschen und bringt eine vorurtheilsfreie Charakteristik des durch seinen langen Aufenthalt in Braunschweig mehr als die meisten übrigen holländischen Dichter uns nahegekommenen Neuerungsfeindes Bilderdijk und seiner zweiten Lebensgefährtin, der Dichterin Katharina Wilhelmina Bilderdijk, angebliche Frau van Heusden. Das Buch schließt mit einem Blick auf die literarischen Ereignisse des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts, wobei die romantische Reaction, die Kritik, die Poesie in den Niederlanden und in Belgien, die Prosa in den vereinigten Niederlanden und namentlich das Uebersetzen aus fremden Sprachen besprochen werden. Ein Anhang bietet dann noch eine stattliche Reihe von wie es scheint nicht ungeschickten Verdeutschungen niederländischer Dichter der neuesten Zeit.

Die Verfasserin hat auf ihre umfangreiche Arbeit Fleiß und Liebe verwendet, und wer sich über den Gegenstand unterrichten will, wird ihr für das Buch dankbar sein. Als Hauptquelle dafür diente ihr nach Angabe des Vorworts Jonckbloet's „Geschichte der niederländischen Literatur“, deren erste Auflage sie schon früher in deutscher Uebersetzung veröffentlicht hat und durch den sie auch zur Kenntniß des Mittelniederdeutschen gelangte. Bis zum Tode Jonckbloet's (October 1885) hat derselbe sich für das vorliegende Werk lebhaft und hülfreich berathend interessirt. Die Verfasserin sagt über Ferdinand von Hellwald's Antheil an der Arbeit:

> Mit einem andern, der niederländischen Literaturforschung zu früh entrissenen Freunde, mit Ferdinand von Hellwald, war von mir die Herausgabe einer Anthologie niederländischer Dichtungen in deutscher Uebersetzung geplant worden. Es ist unnöthig, zu bezeichnen, welche fehlende Kapitel eingeschoben, welche Aenderungen nach den Forschungen der Neuzeit von mir an dem nachgelassenen Torso vorgenommen werden mußten, ebenso, welche Theile des Buchs ich selbständig verfaßt habe.

Hier einige Proben zur Beurtheilung der Darstellungsweise des Verfassers, wer von beiden es nun sein mag. Zunächst aus dem Abschnitte über das weltliche Volkslied im 16. Jahrhundert:

Unter den alten Balladen ist dem Inhalte nach „Halewijn“ die älteste; sie reicht bis in die heidnische Zeit zurück. Halewijn ist ein Zauberer, der durch die unwiderstehliche Kraft seines Gesanges alle Jungfrauen berückt, daß sie ihm folgen müssen, und sie dann ermordet. Er ist halb Rattenfänger, halb Blaubart und treibt sein Wesen so lange, bis er zuletzt selbst zu Grunde geht. Das Lied besteht aus vierzig Strophen in Reimpaaren.

Herr Halewein sang ein Liedchen fein,
Wer das nur hörte, wollt' bei ihm sein.

Auch ein schönes Königskind mit blondem Haar hört den verführerischen Klang. Sie bittet Vater, Mutter und Schwester zu dem Sänger gehen zu dürfen, aber alle warnen vor dem Wagniß:

Wer dahin geht, kehrt nicht zurück.

Endlich verschafft ihr der Bruder die gewünschte Erlaubniß. Sie schmückt sich mit ihren kostbarsten Kleidern und zieht hinaus in die Welt. Unbeschreiblich lieblich ist das Bild des schönen Königskindes gezeichnet. Die goldene Krone auf dem blonden Haare, in einem mit Perlen besetzten Oberkleide, unter welchem das mit goldenen Bändern geschnürte Mieder und das rothe, mit goldenen Knöpfen geschmückte Unterkleid sichtbar wird, so zieht sie singend auf ihrem Zelter dem Sänger nach. Bald hat sie ihn gefunden, und reitet nun an seiner Seite weiter fort.

Zu einem Galgen kamen sie bald,
Da hing gar manche Frauengestalt.

Da theilt ihr der Grausame mit, daß auch sie nun sterben müsse, sie selbst solle die Art ihres Todes wählen. Da wünscht sie durch das Schwert zu sterben und fügt hinzu:

Doch zieht erst aus das Oberkleid,
Denn Jungfrauenblut, das spritzt so weit.

Schnell ist ihr Entschluß gefaßt. Als er sein Schwert beiseite legt, um sein Oberkleid abzustreifen, schlägt sie ihm mit raschem Schlage das Haupt ab. Und singend, wie sie gekommen, reitet sie heimwärts; das abgeschlagene Haupt mit sich tragend:

Sie nahm das Haupt wohl an dem Haar
Und wusch es in einem Brunnen klar.
Sie setzte sich rittlings auf ihr Roß,
Wohl singend zog sie zu ihrem Schloß.

Im Triumphe reitet sie bei Halewijn's Mutter vorbei, an der Pforte der väterlichen Burg stößt sie lustig in das dort hängende Horn und wird jubelnd von den Ihren empfangen.

Das Haupt setzt man im offnen Saal
Hin auf die Tafel beim frohen Mahl.
(Nach Dr. G. Kalff.)

In dem Liede klingt die alte Märe von der Zaubermacht der Geister, von der uns dänische, schottische, altenglische und deutsche Balladen so oft erzählen; aber wir nehmen deutlich das Erbleichen der Sage wahr, die Bedeutung der einzelnen charakteristischen Züge ist beinahe verwischt. Aus der allerältesten Zeit wird erzählt, wie die Geister in Runen gesungen, vor denen die Vögel geschwiegen und das Wasser stillstand. Im Mittelalter übten die Weisen besonders ausgezeichneter Sänger dasselbe aus. Man denke nur an den Sänger in Gudrun. Gleichermaßen übt Halewijn's Sang wunderbare Gewalt aus, aber die Ursache des Zaubers lebte nicht mehr im Volksbewußtsein.

Ueber die schon erwähnte Dichterin Anna Bijns, deren Lebensgang, soweit das vorliegende Werk dafür einen Anhalt gibt, einerseits an Zacharias Werner, andererseits an Gräfin Ida Hahn-Hahn gemahnt, heißt es:

Wer war Anna? Der von Pippinck gebrauchte Ausdruck, daß sie „die Jugend unterwiesen habe“, führt von selbst zu der Annahme, daß sie eine „Schulmeisterin“ gewesen sei. Auch an andern Orten wird ihr der Titel beigelegt. Vielleicht hat sie sich in spätern Tagen, noch 1548, dem Unterricht zugewendet, in ihrer Jugend scheint sie dem ehrsamen Berufe fern geblieben zu sein. Ihr drittes Werk bestätigt diese Annahme. Nach den Gedichten dieser dritten Sammlung hat die vorher nur als fromme Eiferin für den katholischen Glauben bekannte Dichterin in ihrer Jugend gar heftig mit den Versuchungen der Weltlust zu kämpfen gehabt. Immer aufs neue klagt sie sich des Treubruchs gegen ideale Lebensaufgaben an:

Und immer fühle ich in mir den Funken
Der bösen Begierde, lehn' mich auf gegen Gott,
Will ich's gut auch vollbringen, ich werde zu Spott,
Ich thue gar oftmals, was ich doch tadle. . . .
Der Geist möchte gern was Gutes beginnen,
Das Fleisch sucht Wollust, nach alter Gewohnheit . . .

Sie klagt sich an, nur die Stimme der Weltlust gehört, nur ein Leben voll Freude und Genuß gesucht zu haben:

Der Geist begehrt die himmlischen Dinge,
Der Fleisch will lachen, spielen und singen,
Hofieren, buhlen, tanzen und springen,
Eitelkeit üben. . . .

Und ihre Geistesgaben hat sie nicht zur Ehre Gottes angewandt, ihre Poesie hat ihm nicht gedient:

In Eitelkeiten lebe ich, meinen Verstand schärfend,
Und der Welt Lob studier' ich und dichte,
Den göttlichen Einspruch von der Hand werfend. . . .
Des eitlen Ruhms bekenn' ich mich schuldig,
Der Welt Lob nur begehrend.

Jonckbloet baut sich aus Anna's Selbstanklage das Bild einer über alle Grenzen des weiblichen Anstandes hinausgeschrittenen Frau auf. „Mir kommt es eher vor“, sagt Hellwald oder Schneider, „als ob sie gleich Schwester Hadwig u. a. bei plötzlicher Einkehr in sich selbst ihr Sündenregister mit poetischem Vergrößerungsglase angesehen hätte.“ In der That lassen sich Verse, wie die folgenden, nicht wohl anders deuten, es sei denn in solcher Weise, wie ich am Schlusse dieser Auszüge noch für nicht ausgeschlossen erklären möchte. Einstweilen folge ich der Auffassung der genannten Verfasser.

Und wollen böse Zungen meinen Ruf mir nehmen,
Und wollen sie Lügen ersinnen gegen meine Ehr',
Und wollen meine Freunde sich ihrem Wort bequemen,
Und sich der Lüge nicht, die sie vernommen, schämen, —
Es ist nur Menschenwerk, ich achte das nicht sehr . . .
Den ew'gen Herrn im Himmel belügt man nimmermehr,
Denn vor ihm offen sind geheimste Herzensfalten,
Mit ihm nur, der mich kennt, will ich's in Zukunft halten.
Ich setze auf ihn meinen Sinn, kann ihm ich behagen,
Mögen die Menschen dann lügnerisch walten und schalten,
Dem Herrn allein will ich mein Leiden klagen.“

Daß sie in ihrer Jugend eine liebesbedürftige Natur war, daß sie einen heißgeliebten Freund gehabt, dessen Tod sie tief beklagt, um dessen Verlust sie trauert, beweisen, immer nach besagten Auslegern, viele Gedichte aus ihren frühen Tagen. Da heißt es:

Und könnte ich essen und trinken und singen,
Und möcht' alle Freude der Welt man mir bringen,
Trommeln und Fiedeln, Harfen und Flöten, —
Kein Spiel kann mir in die Ohren klingen,
Alle Freuden werden zu häßlichen Dingen,

Die immer in mir das Leid noch erhöhten,
Die Lust mir ertödten.
Und wenn sie mir böten
Künstliche Worte voll Feuer und Glut,
Refrains und Balladen oder Passemeden,
Kein Wort würd' ich reden;
Mir nutzen nicht Flöten
Noch süßer Gesang der Frau Musika gut,
Verlangen nach Liebe gibt Liebenden Muth,
Denn schlimm ist's, fern von der Liebe zu sein,
Stirbt Liebe, erstarrt in dem Herzen das Blut,
Verlangen nach Liebe bringt große Pein.

Und geh' ich in Gesellschaft mit gutem Vertrauen,
Wo sich weidlich ergötzen Männer und Frauen,
Das ist mir werthlos ganz und gar.
Und kann man mich äußerlich ruhig anschauen,
Von innen sich Leiden und Sorgen aufbauen,
Wenn der Liebste nicht unter der fröhlichen Schar.
Ein Tag scheint fürwahr
Mir mehr als ein Jahr,
Wenn der Herzallerliebste muß ferne sein;
Das Herz lebt täglich in Angst und Gefahr,
Wird's den nicht gewahr,
Nach dem es immer verlangend war.
Beim Liebsten möcht's, bei seinem Sterne sein,
Sie ziehen vereint an einer Lein'!
Wenn eins vom andern muß ferne sein,
Das ist bittrer als Gall', da tropft Gift hinein;
Verlangen nach Liebe bringt große Pein.

Nach Liebe verlangen läßt Nächte durchwachen,
Ich kenne ja selber diese Sachen,
Drum kann nach Wahrheit bezeugen ich's wohl.

Bald aber fühlt sie, daß seine Liebe nicht so groß ist, wie die ihre; Eifersucht erfaßt sie mit schmerzlicher Gewalt. Was böse Zungen ihr nachreden, ist ihm zu Ohren gekommen; wird er fest an ihr halten und ihr mehr glauben, als den Menschen? Ach, klagt sie, dieser Zweifel

Verzehret und peinigt mein Fleisch und Blut,
Gehst du mir verloren, wie sollt' ich noch leben?
Ich liebe dich mehr als all irdisches Gut.

Als das Erkalten seiner Neigung nicht mehr zu verbergen ist, schreibt sie das Gedicht mit dem Refrain: „Lernen muß ich nun zu sterben, zu seufzen und schweigen."

In ihrer Herzensangst um seinen Verlust schreibt sie ihm, daß viele sie umwerben:

Es gibt Menschen, die mich wollen verleiten,
Von dir mich scheiden,
Sie senden mir Briefe in zierlichem Reim.

Lange hat sie dann, wie sie sagt, den Umwerbungen widerstanden, endlich gab sie dem Lockruf der Welt nach, und „Vor neuer Freude schwand der alte Druck".

Jonckbloet nimmt an, sie sei nun wirklich in jeder Hinsicht eine Maria Magdalena geworden. In einem ihrer Bußlieder heißt es:

Hab' ich von irdischer Wollust genossen,
Lebt' ich wie ein Thier,
Ach laß deine Gnade mich dennoch hoffen,
Wie dem verlornen Sohn mach' die Pforte mir offen,
Empfang mich bei dir.
Mein fleischliches Herz mach' geistlich schon hier,
Laß an mir verloren nicht sein deinen Tod,
Wenn der Wind der Versuchung wird gefährlich mir,
Tröst' mich, bone Jesus, deß hab' ich wohl Noth.

Und in einem andern ihrer Bußlieder heißt es:

Herr, ich muß sonder Entkommen dir geben Rechenschaft
Von jedem Augenblicke meines Lebens,
Den ich gemisbraucht, du weißt, durch wessen Verführungskraft —

ja, sie beschuldigt sich, „alle sieben Hauptsünden, wenigstens zum Theil", begangen zu haben.

Der Verfasser urtheilt unter Anziehung ihrer Aeußerungen über den Werth des Goldes:

Welche List sie angewandt hat, um ihren Leib zu ernähren, wird nicht recht deutlich; sträflich muß es gewesen sein, denn „drum fleht sie um Gnade auf beiden Knien".

Genaues über ihren Lebenswandel wird, so hören wir, wohl nicht mehr ermittelt werden; selbst ob ihre Akrosticha auf den Namen Engelbert, Bonaventura u. a. auf Liebesverhältnisse schließen lassen, welche der Clausura spotteten, bleibt unklar. Gründe dafür hat man allerdings aus dem Umstande ableiten wollen, daß ein Franziskaner, Namens Bruder Engelbert, der Besitzer und Abschreiber einiger ihrer handschriftlichen Gedichte war und daß unter seinen eigenen poetischen Ergüssen die Worte vorkommen: „Es ist entstanden aus zweier Personen Neigung."

Der Sage nach war Anna eine Begnine und in ihren Gedichten sagt sie selbst, daß diese geistlichen Schwestern „fröhlich sein müßten, zum Ersatz für alles das, was sie in der Welt verlassen":

Ob Vater und Mutter verlassen wir haben,
Schwester und Bruder, Freunde und Magen,
Ob wir geopfert des Reichthums Gaben,
Ob weltlichen Dingen wir entsagen —
So dürfen das eine wir stets doch erfragen:
Fröhlich zu sein, wenn es je kommt gelegen.

Alle diese Einzelheiten sind zur Zeit, als die ersten ihrer religiösen Gedichte erschienen, wol nur wenigen bekannt gewesen. Sie wird damals erst einige dreißig Jahre gezählt haben. Im Jahre 1528 hat sie jene erste Gedichtsammlung herausgegeben; dieselbe errang außerordentlichen Beifall, erlebte neun Auflagen und wurde 1529 selbst ins Lateinische übersetzt. Im Jahre 1548 folgte ein zweiter, 1567 ein dritter Theil, mit einer Vorrede von B. Henrik Pippinck, Provinzialminister dieser niederdeutschen Lande; darin heißt es:

Dieses kleine Buch ist sehr künstlich gemacht von einer gottesfürchtigen, weisen, katholischen Jungfrau, Anna Bijns, in Antwerpen residierend, und in fernen Landen sehr bekannt, die immer im rechten Glauben perseverirt hat, und die Jugend unterwiesen mit großem Lob; die gegen Luther's giftige Doctrin ungefähr über funfzig Jahre hat geschrieben, wie zwei verschiedene Bücher, die noch in der Leute Händen sind, wohl bezeugen, worin sie sehr schön die Früchte aus Luther's Schule und andere Seiten diverser Condition erklärt.

Da man annimmt, daß Anna Bijns 1494 geboren ist und sie nach der von 1567 stammenden Angabe des geistlichen Vorredners Anno 1567 bereits über funfzig Jahre „gegen Luther's giftige Doctrin" geschrieben hatte, so möchte die Entstehung ihrer erotischen Gedichte vielleicht nur bis in ihr zweites oder drittes Lebensjahrzehnt reichen, wenn anders die Dichterin nicht je nach ihrer Stimmung bald Turteltaube und Nachtigall, bald, wenigstens Luther gegenüber, Spottdrossel gewesen ist. Die Klänge der erstern Gattung hätten ihr freilich nicht das Zeugniß, sie sei eine „weise Jungfrau", eintragen können, doch dürfte einer so beredten Gegnerin des wittenberger Mönchs ja auch viel vergeben werden.

Nicht berührt ist übrigens von den Verfassern in der hier im Auszuge mitgetheilten Skizze über Anna Bijns eine andere Auffassung ihrer Bußlieder und damit auch ihrer Person, ich meine die Möglichkeit, daß ihre Bußlieder, ganz ebenso wie die sonst für allgemeine Bußzwecke verfaßten Kirchenlieder, Selbstanklagen für den Gebrauch der ganzen Gemeinde enthalten und also keineswegs zu Schlüssen auf den Lebenswandel der Dichterin berechtigen. Unsere evangelischen Psalmisten geben uns dafür ja Anhaltpunkte in Hülle und Fülle. Da singt in Freylinghausen's Gesangbuch der eine:

> Die Sünden, die ich hab' gethan,
> Kann ich unmöglich zählen,
> Doch ich sie auch nicht bergen kann,
> Weil sie mich immer quälen.

Und ein anderer:

> Könnt' ein Mensch den Sand gleich zählen
> An dem weiten Mittelmeer,
> Dennoch wird es ihm wohl fehlen,
> Daß er meiner Sünden Heer,
> Daß er alle mein' Gebrechen
> Sollte wissen auszusprechen.

Zu welchen wunderlichen Vorstellungen würden wir gelangen, wollten wir aus diesen und andern Bußliedern persönliche Bekenntnisse ihrer Verfasser herauslesen! Ohne Zweifel hat der öfter genannte Literarhistoriker Jonckbloet und haben auch Hellwald und Schneider triftige Gründe gehabt, diese naheliegende Frage nicht zu Gunsten der niederländischen Bußpredigerin zu beantworten, die Anführung der Gründe würde aber für eine zweite Auflage wünschenswerth sein.

Robert Waldmüller.

Neueste Werke Paulus Cassel's.

1. Mischle Sindbad, Sekundus-Syntipas. Edirt, emendirt und erklärt. Einleitung und Deutung des Buchs der Sieben weisen Meister von Paulus Cassel. Berlin, R. Schäffer. 1888. 8. 10 M.
2. Der grüne Papagei. Eine Symbolik des Grün und Apologie der „Pfaffen" von Paulus Cassel. Berlin, R. Schäffer. 1888. 12. 1 M. 60 Pf.

Das Buch von den „Sieben weisen Meistern" ist bei vielen Völkern allgemein verbreitet; das hebräische „Mischle Sindbad", der griechische Syntipas, das von Bäthgen 1879 herausgegebene syrische Buch der sieben weisen Meister, die von Jonathan Scott 1800 aus dem Arabischen und Persischen mitgetheilten Erzählungen, das von Falconer im „Asiatic Journal" 1841 veröffentlichte „Sindibadnameh", zahlreiche Erzählungen des „Tausendundeine Nacht", einige Erzählungen Nechschebi's behandeln alle denselben Gegenstand. Dieser Umstand allein beweist schon zur Genüge, daß ihnen ein gemeinschaftlicher Urquell zu Grunde gelegen haben muß. Paulus Cassel hat sich nun in „Mischle Sindbad" (Nr. 1) die Aufgabe gestellt, den Ursprung und die Bedeutung dieser Erzählungen festzustellen, wobei er vorwiegend „Mischle Sindbad" und Syntipas vor Augen hält. Das Büchlein „Sindbad" besteht aus zwei Theilen: einer in allen Versionen nahezu gleichen Rahmenerzählung und einer Anzahl von Geschichten, welche von Personen der Hauptgeschichte erzählt werden; letztere sind an Zahl in den verschiedenen Bearbeitungen verschieden, doch finden sich einzelne Erzählungen in allen wieder.

Der Rahmen verfolgt theilweise denselben Gang wie der arabische Sagenkreis von Joseph und die buddhistische Erzählung vom Prinzen Kunala, dem Sohne des Königs Asoka. Wir finden in allen den sich nach Kindern sehnenden König, den Sohn, der Weisheit lernen soll und dessen Sterne auf Lebensgefahr hinweisen. Diese tritt auch wirklich ein durch das verbrecherische Ansinnen der Stiefmutter, die ihn verführen will und später gegen ihn auftritt, bis der Vater ihn töten will. Während aber Kunala eine Strafe erleiden muß, wird hier der Prinz gerettet, und zwar dadurch, daß sein Lehrer Sindbad voraussagt, er habe in den Sternen gelesen, es müsse der Prinz sieben Tage schweigen. Dieses Schweigen bildet den Cardinalpunkt aller Sindbadversionen; aus ihm geht die Rettung des Prinzen hervor, hieran knüpfen sich die einzelnen Erzählungen. Dieses in allen Bearbeitungen wiederkehrende Schweigen gibt auch Cassel den Anhaltspunkt, die Lehre und Tendenz der Sagensammlung zu erforschen. Er führt aus, daß dieses Schweigen die buddhistische Lehre der Dhyana sei, nicht Selbstzweck, sondern eine Folge der Betrachtung, ein sinnbildliches Ertödten aller Sinnesgelüste; buddhistische und chinesische Erzählungen, die Lehre des Pythagoras, den der Verfasser als einen ins Griechische übertragenen Buddha auffaßt, die mongolischen Erzählungen von Siddhikür, die germanische Edda, ja sogar abergläubische Gebräuche des deutschen Volkes werden herbeigezogen, um diese Behauptung zu beweisen. Die Rahmenerzählung des Sindbad könnte man demnach als einen Katechismus der buddhistischen Lehre von der Dhyana

betrachten; die Sünden der Sinnlichkeit sollen nach dieser Lehre durch die Macht der Betrachtung und des daraus folgenden Schweigens gebändigt werden. Diese Lehre ist von den Bearbeitern der Erzählung, so auch vom Verfasser der „Mischle Sindbad", nicht verstanden worden; man fühlt dem jüdischen Bearbeiter an, daß er die Philosophie des Schweigens nicht versteht, trotzdem enthält schon, wie Cassel nun ausführlich auseinandersetzt, die Einleitung überall die Spuren einer indischen Quelle in buddhistischer Form. Das Endergebniß der umfangreichen Einleitung des Verfassers läßt sich mithin in folgende Sätze zusammenfassen: Die Rahmenerzählung ist als theologisches Gleichniß aus den Lehren des Buddhismus entlehnt; das Weib ist die täuschende Sinnlichkeit, der Prinz ist Buddha selbst, das Schweigen seine Meditation, die sieben Weisen seine Jünger.

Der Herausgeber geht hierauf die achtzehn in der Sindbadsammlung enthaltenen Erzählungen einzeln durch, trachtet bei jeder derselben den indischen Ursprung nachzuweisen und sucht zu begründen, daß sie einzeln die Lehre Buddha's von der Sinnestäuschung erläutern. Der Schein und die Sinne, Auge, Ohr, Gefühl und Geschmack, trügen; jede Sinnlichkeit hat eine andere im Gefolge, der eigene Sinnesreiz verführt den Menschen zu Bösem und erzeugt Lüge und Täuschung; Zorn und Unbesonnenheit sind böse Rathgeber; Genußsucht und Habgier führen zum Selbstuntergange; Sinnenlust übertrifft noch die Habsucht; die Lüge schlägt sich selbst; jedes Weib wird bei günstiger Gelegenheit sündigen, und sollte ihr Liebhaber selbst ein Krüppel sein; das sind die echt buddhistischen Lehren der oft humoristischen Erzählungen in „Mischle Sindbad".

Auf diese Erläuterungen folgt der hebräische Text mit culturhistorischen und sprachlichen Anmerkungen und die deutsche Uebersetzung des Textes. An diese schließt sich eine kurze Abhandlung über Alter und Literatur der „Mischle Sindbad", welche nach Cassel die älteste Uebertragung eines frühestens aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. stammenden griechisch-syrischen Textes sind. Ueberblicken wir die Resultate der eingehenden Forschungen des Autors über „Mischle Sindbad", so ergibt sich folgendes: Die Arbeit hat indisch-buddhistischen Ursprung; sie schließt sich an Asoka an. . . . Sie kann nur im 3. Jahrhundert v. Chr. entstanden sein — wenn eine indische Urschrift vorhanden war. Eine syrische Bearbeitung ist unter manichäischem Einflusse mit persischem Gemisch nach Brauch der Zeit etwa im 4. Jahrhundert n. Chr. entstanden. Die hebräische Bearbeitung trägt den Stempel der byzantinischen Zeit und hat ein griechisch-syrisches Vorbild.

Auf „Mischle Sindbad" folgt der Text des „Philosophen Sekundus" mit einer Erläuterung Cassel's; er findet in diesem Texte eine geschmacklose Verzerrung der Rahmenerzählung der sieben weisen Meister und ihrer buddhistischen Lehre, und glaubt ihn ebenfalls auf ein syrisches Product zurückführen zu können. Den Schluß des Werks bildet eine Erläuterung von sieben im griechischen Syntipas vorhandenen Erzählungen, welche im „Mischle Sindbad" fehlen.

Die zweite Erzählung in der Sammlung „Mischle Sindbad" führt einen grünen Papagei ein; da dieser auch in der christlichen Symbolik eine bedeutende Rolle spielt, die schon öfters zu Verwechselungen Anlaß gegeben hat, behandelt Cassel in dem kleinen Werkchen: „Der grüne Papagei" (Nr. 2), diese Frage etwas ausführlicher und knüpft daran eine Symbolik des Grüns überhaupt, welche manche bemerkenswerthe Ergebnisse zu Tage fördert.

Cassel macht zunächst auf die Häufigkeit des Wörtchens „grün" in den Ortsnamen der germanischen Völkerstämme aufmerksam und folgert aus dem Umstande, daß dies fast nie bei Städten, sondern zumeist nur bei kleinen Dörfern und Weilern der Fall ist, daß das Grün bei den Germanen als Symbol des Frühjahrs, als Sieg des Frühlings über den Winter aufgefaßt wurde; bestärkt wird er noch in dieser Annahme durch den Gebrauch der Frühlingskämpfe bei den Schweden und Gothen, wie sie Olaus Magnus mittheilt. Aehnlichen Frühlingsspielen der alten Griechen, welche auch von den Römern übernommen wurden, verdanken nach der Meinung des Verfassers die Wettkämpfe der Grünen und Blauen im christlichen Byzanz ihre Entstehung. Während aber letztere in politische Streitigkeiten ausarteten, waren die Spiele Griechenlands ein Sinnbild des Kampfes zwischen Athene, der Schöpferin des immergrünen Olivenbaums, und Poseidon, dem Geber des auf dem blauen Meere dahingleitenden Schiffs, also des Wettstreits zwischen Ackerbau und Schiffahrt. Ist diese Vermuthung Cassel's richtig, so finden wir bei den Griechen das Grün ebenfalls als Bild des Naturfrühlings. Auch bei den Arabern finden wir das Grün von jeher in hohem Rufe; hier dürfte es ursprünglich ein Symbol der Vereinigung der Venus und der Ceres bedeutet haben, da ja durch die Heiligthümer der Kaaba in Mekka ein alter Venuscultus durchschimmert.

Die christliche Kirche hat das Grün als Gegensatz des Lebens zum Tode, der Auferstehung zum Untergange aufgefaßt, wofür der Verfasser zahlreiche Belege anführt; deshalb ist das Kreuz, der Baum des Lebens, in alter Zeit grün angestrichen, deshalb wird Christus, der Osterfürst, in seiner Erscheinung vor Maria Magdalena von der christlichen Kunst immer in grüner Gewandung dargestellt; aus demselben Grunde ist auch die Tracht der Priester ursprünglich grün und wird die Jungfrau Maria so oft in Begleitung eines Papageis dargestellt. Unverständlich scheint es daher, daß die meisten Schützengilden bei ihren festlichen Aufzügen immer einen grünen Papagei als Schußziel benutzten; Jakobs in Wernigerode wollte darin eine Verhöhnung der Kirche, eine Caricatur der „Pfaffen" finden, gestützt auf eine etymologische Ableitung des Worts von papa: Vater. Cassel verwirft diese Erklärung entschieden; er deutet darauf hin, daß wir den Namen von den Arabern („babakeh") übernommen haben, welche damit das dem Stammeln des Kindes („bebbek") ähnliche

Sprechen des Vogels andeuteten. Seiner Meinung nach handelt es sich bei diesem Gebrauche um eine symbolische Besiegung des Satans, des ewigen Gegners der Kirche, der ja in der Sage immer grün gekleidet erscheint; für diese Annahme führt nun Cassel äußerst geistreich zahlreiche Belege nicht nur aus der deutschen Sagenwelt, sondern auch aus den Erzählungen des Orients an.

Die Abhandlung ist klar und deutlich, trotz ihrer vielen wissenschaftlichen Beziehungen leicht verständlich und dürfte für Freunde deutscher Sitte und deutscher Sage von Interesse sein. Das Ganze ist von einer eigenthümlichen Frühlingsfrische durchweht, wie es denn auch eine Frühlingsarbeit des Verfassers ist.

Ludwig Koelle.

Verschiedenes.

1. Bunter Kram. Humoristische Allotria in Versen von A. Brecher. Gera, Griesbach. 1888. 8. 3 M.
2. Die letzten Menschen. Ein Sommertagstraum. Der Schatten. Drei Märchen in Versen von Hans Schmidt. Hamburg, Gebr. Behre. 1887. 8. 1 M.
3. Altrömische Heldenlieder von Th. B. Macaulay. Deutsch von Harry von Pilgrim. Berlin, Walther u. Apolant. 1888. 8. 2 M.
4. Kain's Geschlecht. Eine Dichtung in Einzelbildern von Adalbert von Hanstein. Zweite Auflage. Berlin, Conrad. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.
5. Allerlei Deutsames. Bilder und Geschichten von Hans Grasberger. Leipzig, Liebeskind. 1888. Gr. 16. 4 M.
6. Deutsche Worte. Von Otto von Leixner. Berlin, Janke. 1888. 8. 4 M.

Adolf Brecher besitzt das anmuthige Talent, nette Einfälle, Anekdoten in leichtfüßigen Versen erfreulich vorzutragen. Die Geschichten etwa des „Rheinischen Hausfreundes" sind jedermann in lieber Erinnerung, und es muß schon ein erklärter Griesgram sein, wer an dem harmlosen Humor dieser Schwänke und Stückchen kein Gefallen findet. Nun denke man sich 82 solcher Anekdoten in flotte, hübsch zugespitzte Verse gebracht, und man wird sich einen Begriff von „Bunter Kram" (Nr. 1) machen können. Daß unter der so großen Zahl auch einige Stücke sind, die weniger ansprechen und ohne Schaden hätten fortbleiben können, kann nicht auffallen. Die behagliche Freude auf Kosten von Czechen und Magyaren, die in einigen Stücken zu Tage tritt, kann bei uns im Reiche nicht auf unmittelbares Verständniß rechnen, während sie dem Oesterreicher das Buch vielleicht noch anziehender machen wird. So sitzen in Andernach am Rheine drei Zecher von morgens 6 bis nachts 12 Uhr beim Weine. Der Wirth stellt dem noch eine besondere Marke in Aussicht, der das stärkste Stückchen von sich zu berichten weiß.

Da aber sprach der dritte: Vernehmet, jüngst erschien
Ich in der Breterhütte vorm Schottenthor in Wien,
Da hört ich einen Czechen von Mittag bis um drei
Von der Versöhnung sprechen und platzte nicht dabei.

Der Wirth zum Goldenen Igel in Andernach muß doch schon ein gebildeter Zeitungsleser sein, da er diesem Dulder den Preis zuspricht. Von der Originalität eines Scheffel ist Brecher nicht; indessen seien seine „Allotria" allen Freunden harmlosen Scherzes bestens empfohlen.

Ein eigenthümliches Licht auf Hans Schmidt's poetisches Schaffen wirft die Eingangsstrophe zu dem zweiten seiner „Drei Märchen in Versen" (Nr. 2) „Ein Sommertagstraum":

Ein Märchen hab' ich euch versprochen,
Doch wie ich nun — gespitzt den Stift,
Zum Hefte das Papier gebrochen —
Beginnen will mit schneller Schrift ...

Herr Schmidt hätte vielleicht besser gethan, nicht so offenherzig über die Art seines Beginnens zu sprechen. Die „Letzten Menschen" sind ein paar harmlose Kinder, die beim Untergange der Erde — das erste Märchen beginnt statt mit „Es war einmal" mit „Es wird einmal" — allein übrig bleiben, in ihrer Noth das Paradies aufzusuchen beschließen und es auch richtig finden. Der Engel mit dem flammenden Schwerte erwacht, als die beiden ankommen, aus seinem Schlafe und wehrt ihnen den Eintritt. Des Knaben Drohen mit dem Schwerte hilft nichts, dagegen erweist sich als wirksam des Mädchens Flehen, der eigenmächtige Engel läßt sich erweichen und gewährt, ohne die Entscheidung Gottes einzuholen, den Eintritt unter der Bedingung, daß zwischen den beiden von Liebe nie die Rede sein soll. Sie versprechen es, können indessen der Allgewalt der Liebe in der schönen Umgebung nicht widerstehen. Unter krachendem Donner kommt der Engel, trägt das letzte Menschenpaar auf einen andern Stern und entfleucht selbst als Komet. Eine Robinsonade der beiden auf dem neuen Stern in der Art Jules Verne oder der Insel Felsenburg wäre vielleicht lehrreicher gewesen. Es macht sich in dem Gedicht ein auffallender Mangel an poetischer Logik bemerkbar. Der Umgang mit den Musen entbindet nicht von den Gesetzen der Logik. Die Voraussetzung einer Dichtung, eines Märchens sei so abenteuerlich selbst, wie es dem Dichter beliebt oder die Phantasie ihm eingibt, nur bleibe er in dem Rahmen seines Bildes und wechsele nicht mit den Annahmen. Nach Strophe 10 ist es uranfängliche Bestimmung, daß unser Planet einst nach Selbstverzehrung der innern Glut erkaltet und wüste und leer wird; auf Seite 11 sind es indessen die Menschen, die der Erde Ernte auf Ernte abtrotzen bis zum Versiegen, in ihren Schos wühlend hinabsteigen und dann das entweihte Grab mit wildverstreutem Beine fühllos liegen lassen, sodaß sie die Rache des Himmels herausfordern. Nun frage ich, was können die armen Menschen dafür,

daß die Erde erkaltet; trotz der Menge ihrer Sünden sind sie daran unschuldig, vielmehr am meisten zu beklagen, daß es so kommt. Derartige Störungen der Einheit in der Annahme finden sich in Menge; sie im Einzelnen nachweisen, hieße indessen das Buch ausschreiben. Um Unschönheiten und Uebertreibungen in Ausdrücken und Bildern will ich nicht mit dem Dichter rechten. Folgende Strophen, eine aus dem „Sommertagstraum", die andere aus den „Letzten Menschen" sei es gestattet zu citiren:

Und sie — wie einer der die Wüste
Schon lang durchzog in Sonnenglut,
Dem Jauche seinen Durst nur büßte, (!)
Auf einmal rauschen hört die Flut,
Nun in die reine, klare Quelle
Sein Antlitz tief herniedertaucht —
So hängt sie an des Jünglings Munde. . . .

Zur Illustration des Kusses:

Und brausend brach jetzt aus des Busens Wehr
Die Liebe, als ob Strom in Strom sie fiele!
Und wie von unerforschter Quelle her
Vereinigend die Doppelflut der Nile
Sich mächt'gen Falles rauschend stürzt in's Meer,
So strömte unaufhaltsam auch dem Ziele
Entgegen ihrer Liebe Doppelfluß,
Einmündend in sein ewig Meer — den Kuß!

Daß auf 64 Druckseiten auch Schönheiten des Gedankens und Ausdrucks sich finden, wäre ungerecht verkennen zu wollen. Das dritte Märchen: „Der Schatten", hat mir noch am meisten gefallen.

Th. B. Macaulay's „Altrömische Heldenlieder" (Nr. 3) übersetzt von H. von Pilgrim, nehmen unser Interesse in hohem Grade in Anspruch. Kennern der englischen Literatur sind sie längst bekannt; die vorliegende Uebersetzung wird ihnen ohne Zweifel auch einen größern Kreis deutscher Freunde zuführen. Macaulay suchte die geschichtlichen Nachrichten des Livius rückwärts zu verfolgen und kam so, bei den Leichenreden und Familienchroniken nicht stillestehend, zu der Annahme ursprünglicher Balladen, von denen Cato spricht, deren Verlust Cicero beklagt. Die eindringende Richtung griechischen Geschmacks ließ die alten Lieder zum Preise berühmter Männer und ihrer Thaten in Vergessenheit gerathen und unmodern werden. Die letzten Spuren davon sind verschwunden. Macaulay gibt nun, indem er der Analogie etwa der schottischen Balladendichtung folgt, Proben dieser verschollenen altlateinischen Poesie. Er nimmt die Rolle eines römischen Barden an, der etwa 360 Jahre nach Gründung der Stadt die That des Horatius Cocles, der etwa in derselben Zeit die Schlacht am See Regillus besingt. Ebenso singt er von der Virginia und er gibt uns in der „Weissagung des Capys" ein Heldenlied, wie es etwa beim Festmahl auf dem Capitol zu Ehren des heimkehrenden Triumphators Curius Dentatus gesungen sein mag. Es ist nicht leicht, sich der Richtigkeit der Annahme des Macaulay zu verschließen, aber auch nicht leicht, die Dichtungen unbefangen zu genießen. Jedenfalls bleibt es ein Verdienst Pilgrim's, die überaus anziehenden Versuche dem deutschen Publikum vermittelt zu haben.

A. von Hanstein's Menschen von „Kain's Geschlecht" (Nr. 4) sind Leute, die sich überall finden lassen, die liebend, sehnend, strebend ihre Brüder vernichten; in den Höhlen der Armuth, in den Himmeln der Kunst, dem Strudel der lärmenden Welt, unter den Großen der Menschheit, ja unter den Priestern der Liebe selbst treten die Kainssöhne auf, und sie sind gerade die kühnsten. Diese Gedanken etwa spricht der Dichter in einem durch besondern Druck ausgezeichneten Vorworte aus, ehe er die einzelnen Bilder vorführt. Er hat — und das nimmt uns für die Lebendigkeit seiner Phantasie ein — Kain's furchtbares Antlitz „traumnachtumsponnen" selbst gesehen. Die quälenden, verzehrenden Empfindungen des mit seiner unglücklichen Charakteranlage ringenden Kain gegen seinen gutgearteten Bruder, dem die Liebe seiner Aeltern und das Wohlgefallen Gottes zufallen, haben wir zuvor mit durchgefühlt, den Brudermord nicht verhindern können, Gott die Strafe ruhelosen Schweifens verhängen hören und den Mörder, der die Früchte der Erkenntniß rauben will, einen vergeblichen Einbruch in das seiner Einbildung vorschwebende Paradies unternehmen sehen. Es beginnt nun die Reihe der Bilder, in welchen die oben kurz charakterisirten Nachkommen Kain's auftreten. Es gebricht ihnen nicht an stellenweise schöner und mächtiger Sprache, dramatischer Wirklichkeit und treffender Zeichnung in Einzelheiten. Doch will uns bedünken, als verweile der Verfasser zu lange und mit zu großer Vorliebe in den Tiefen des Lebens. Die ganz gemeine Wirklichkeit drängt sich oft in widerlicher Weise an uns heran. Gleich das erste Bild, eine düstere Schankwirthschaftsscene, überschritt wol schon die Grenze des Zulässigen. Freilich weist der Verfasser selbst den Vorwurf, den man ihm aus seinem Realismus machen könnte, mit den gebräuchlichen Gründen zurück, und in der That haben ja alle Verhältnisse des Lebens ein gleiches Anrecht an poetische Darstellung. Ob der Dichter aber gut thut, auch praktisch vor keinem Gegenstande zurückzuschrecken, ist eine andere Frage. Und immer ist das „Wie" das Entscheidende, und wir können uns nicht dazu entschließen, ihm nach dieser Seite hin überall unsern Beifall zu schenken. Ohne Frage wird man von dem Verfasser noch Gaben, die einen geläuterten Geschmack verrathen, zu erwarten haben.

Der Name Hans Grasberger's gehört nicht mehr zu den unbekannten in der neuesten Literatur. Auf seine Dialektdichtungen, die den besondern Beifall Rosegger's fanden und diesen gewiß zuständigen Beurtheiler in ihm einen Ersatz für den so früh verstorbenen Karl Stieler entdecken ließen, läßt er in „Allerlei Deutsames" (Nr. 5) eine neue Gabe folgen, die nicht bei dem Leser die Bekanntschaft mit einer besondern Mundart voraussetzt. Das zierliche Büchlein enthält zwanzig ansprechende Skizzen, die dem, der sich die Genußfähigkeit bewahrte, einen

behaglichen Nachmittag und nachwirkende Stimmung versprechen. Es ist keine eigentliche Philosophie, die uns die Skizzen lehren, aber sie lassen uns nicht die mannichfache Anregung einer reifern Lebensauffassung vermissen. Auf Ueberraschungen brauchen wir uns nicht gefaßt zu machen, überall finden wir eine anmuthige Darstellung, die hie und da auch mit ihrem bedeutenden Gegenstande gleichsam spielt. Besonders haben uns die Schilderungen angesprochen, die dem specifisch katholischen Leben der Alpenländer entnommen sind, so die Seite 69 und 105 beginnenden Aufsätze „Schänke und Friedhof“ und „Unter dem blauen Mantel der Madonna“, in denen er die eigenthümlichen Verhältnisse in der Benedictinerabtei St.-Peter zu Salzburg und in einem berühmten Wallfahrtsorte der Alpen anziehend darstellt. Minder hat uns die etwas anspruchsvollere „Tochter der Titanen“ (S. 217) gefallen. Wir können dem Büchlein nur einen großen Leserkreis wünschen.

Otto von Leixner's „Deutsche Worte“ (Nr. 6) kommen aus einem so wahrhaften und so warmen Herzen, daß wir gewiß sind, daß sie nicht ungehört verhallen, wennschon sie sich vornehmlich gegen die Bestrebungen und Richtungen unserer Zeit wenden, welche durch Worte allein nicht mit Erfolg bekämpft werden. Aber es bleibt ein großes Verdienst, sie mit dem Freimuthe und der Schärfe, dem Zorne gesprochen zu haben, die wir hier hören. Viele dieser Aufsätze sind einem größern Publikum bereits nahegelegt in dem Feuilleton der Zeitung, deren Redaction Leixner leitet. Jetzt im Buche zusammengefaßt erleichtern sie es, ihre innere Zusammengehörigkeit, die gesammte Weltanschauung des Verfassers zu erkennen. Der erste Aufsatz, der die Gegensätze zwischen Weltbürgerthum und Vaterlandsliebe erfaßt und die Möglichkeit des Ausgleichs zeigt, zwingt uns, den sittlichen Ernst und die Bedeutung seiner Persönlichkeit anzuerkennen, wie uns unter anderm der Aufsatz über „Die geistigen Stimmungen in der deutschen Jugend“ eine hohe Achtung vor seiner Beobachtungsgabe abnöthigt. Es würde zu weit führen, wollten wir den reichen Inhalt dieser Aufsätze im einzelnen angeben; es gibt kaum ein Gebiet des heutigen Lebens, dem Leixner nicht Betrachtungen oft tieferntster Natur abgewönne. Selbst dem scheinbar so unschuldigen p. f. v. auf den Visitenkarten geht er auf den Grund und findet eine Menge falscher und verkehrter Bestrebungen und Wollungen darin sich bethätigen. Das Gespräch zwischen dem Junggesellen und dem Ehemann (S. 163) wirft ein scharfes Streiflicht auf die gefährlichen Ansichten über die Ehe, die allmählich die herrschenden zu werden drohen. Die Randbemerkungen in Reim und Prosa bieten eine solche Fülle von Anregungen zum Nachdenken, eine solche Zahl epigrammatisch zugespitzter Gedanken, daß wir darauf verzichten müssen, auch nur einige Perlen hier anzuführen. Die den Schluß des Buchs ausmachenden Fabeln und Paramythien wollen fein überdacht sein; in der Sprache hat Leixner den schlichten Ton getroffen, sodaß diese jetzt so spärlich bedachte Gattung der Literatur um ein paar würdige Stücke bereichert erscheint. Alles in allem zweifeln wir nicht, daß diese vortreffliche neue Sammlung dem Verfasser die alten Freunde fester verbinden und viele neue gewinnen wird. Aber der Verfasser der „Kunst in 60 Minuten ein Witzbold zu werden“ kämpft auch hier wieder gegen einen Zeitgeist, der eine geschlossene Phalanx lauter und erbitterter Kämpfer geboren hat und groß werden ließ.

Karl Mollenhauer.

Popularphilosophie.

1. Norbert Grabowsky's Volksbuch über die Kunst glücklich zu werden. Würzburg, Kreßner. 1888. 8. 1 M.
2. Die Kunst glücklich zu sein von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Jena, Costenoble. 1887. 8. 2 M.

Wer glücklich werden will, hat die Auswahl; ein Deutscher und ein Italiener wetteifern um das Verdienst, ihm Rathschläge zu ertheilen; übrigens schließt einer den andern nicht aus, denn jener lehrt glücklich zu werden, dieser glücklich zu sein. Da das Werden vor dem Sein kommt, wollen wir dem Deutschen den Vorrang gönnen.

Norbert Grabowsky (Nr. 1) ist ein sonderbarer Heiliger, was schon die Titelreclame beweist: „In diesem Buche ist zum ersten male seit den 3000 Jahren, da der Menschengeist den Räthseln des Lebens nachsinnt, die Frage nach dem Grunde des Uebels und des Bösen endgültig gelöst.“ Unser erster Gedanke, nachdem wir diesen Satz gelesen, war natürlich, das Buch unbesehen wieder zu verpacken, um es an das Gesundheitsamt zu schicken. Schließlich trug die Neugierde den Sieg davon und wir bereuen es nicht; denn wir haben nicht blos eine erquickende Naivetät, sondern zugleich eine größere Menge scharfer Gedanken getroffen, als in manchen zünftigen Philosophemen. Aber witzige Sophistik, Naivetät und Gescheitheit wechseln fröhlich miteinander ab. Zunächst belehrt uns der Verfasser darüber, daß wir das Glück nicht in Cincinnati finden können: eine etwas überflüssige Warnung, denn wir würden es ohnehin schwerlich dort gesucht haben. Hierauf führt er den Leser über den Atlantischen Ocean nach Jena, wo er ihm durch Vermittelung eines Dreigesprächs die nöthigen Aufschlüsse ertheilt. Vor allem sollen wir nicht heirathen. Der Einwand, die Menschheit würde in diesem Falle aussterben, kann vor der Logik nicht bestehen, denn, so lehrt das Buch, wir werden auf den vernünftigen Rath nicht hören und doch heirathen. Folglich können wir getrost nicht heirathen. —

Die Welt ist schlecht, aber es ist gut, daß sie schlecht ist, denn wäre sie gut, so könnten wir ja nicht unglücklich sein, und wenn wir nicht unglücklich wären, so würden wir ja immer glücklicher werden und Gott immer seliger. „Nein, das geht nicht an", meint Herr Grabowsky, denn: „Gott bleibt sich ewig gleich." Neben solcher Rabulistik, für welche Herr Grabowsky übrigens erlauchte Vorgänger in der Geschichte der Philosophie und Theologie aufweisen könnte, finden wir jedoch, wie gesagt, eine Fülle tüchtiger Gedanken und Beobachtungen und sogar manchen witzigen Einfall. So antwortet z. B. der Held des Gesprächs dem Chemiker, welcher die Hoffnung ausspricht, es werde dereinst der Wissenschaft gelingen, aus unorganischen Stoffen Nahrungsmittel zu bereiten: „Grauwackebraten? Thonklößchen mit Madeira? Kieselsuppe mit Quarzeinlage?" Oder statt auf eine eifrige Widerlegung die erwartete Duplik zu geben, bemerkt er gemüthlich: „Na, explicir' dich mal deutlicher." Die Erklärung des fortlaufenden Wechsels von Gescheitheit und Aberwitz glauben wir in dem Umstande zu finden, daß sich der Verfasser gegen seinen Willen in Cincinnati amerikanisirt hat; er stellt nunmehr einen Yankee von der sektirenden Art vor, und wenn er morgen seine sämmtlichen Werke unter den Arm nimmt und eine neue Religion für Junggesellen auf Subscription gründet, so wird es uns nicht wundern.

Hat das Glück, welches uns Norbert Grabowsky zubereitet, einen ultramarinen Beigeschmack, der nicht jedermann munden wird, so darf das ultramontane Aroma eines Paul Mantegazza auf zahlreichere Liebhaber rechnen. Zu Mantegazza hat fast jeder schon Stellung genommen, wir haben also kaum nöthig, seinen berühmten Stil, der die einen entzückt, die andern abstößt, zu charakterisiren. Nur zur Auffrischung der Erinnerung wollen wir die Hauptmerkmale kurz bezeichnen. Für Mantegazza gibt es, wie für einen Glaubensprediger, nur einen einzigen Stoff: sein Evangelium der vergeistigten Genußphilosophie. Seine sämmtlichen Bücher bewegen sich darum im Kreise, vielleicht die eine oder die andere Seite stärker beleuchtend, immer jedoch das nämliche Leitmotiv wiederholend, mehr in der Weise begeisterter Rhapsodien, als im logischen Fortschritte der Abhandlung. In der Ausführung tritt das Interesse an dem Gedanken häufig vor den Bemühungen um den Stil in den Hintergrund; bei Mantegazza ist der Inhalt des einzelnen Satzes nur der Form wegen da. Kaum hat er einen Gedanken angesponnen, so nimmt derselbe eine graziöse Pose an, besieht sich wohlgefällig im Spiegel und tanzt eine rhetorische Periode; dann kehrt er mit einem Entrechat zu seinem Thema zurück, und trippelt lächelnd darum im Kreise, ein Rad dazu schlagend. Ein blumenduftiger Balletttänzerstil, dessen Genuß wir niemand verleiden mögen. In der „Kunst glücklich zu sein" (Nr. 2) finden wir die bekannten Eigenschaften des berühmte Sarkosophen und Nervenvirtuosen wieder. Was ihm selber vermöge einer besondern Veranlagung, nämlich eines künstlerischen Naturells und einer raffinirten epikureischen Lebensübung gelungen ist, das stellt er andern als Vorbild zur Nachahmung auf: die Kunst mittels Phantasie und Philosophie aus allen Verhältnissen eine harmonische Stimmung zu destilliren. Das Ziel ist des Versuchs werth; doch glauben wir, diese ganze kunstvolle Seelenäquilibristik werde niemals an Nutzen der alten, einfachen, aber ernsten „Diätetik der Seele" von Feuchtersleben gleichkommen. Wem es also wirklich um die Sache selber zu thun ist, dem empfehlen wir weit lieber das Büchlein des gemüthvollen Oesterreichers als des geschwätzigen Italieners. Dagegen wollen wir gern die „Kunst glücklich zu sein" als eine unerschöpfliche Fundgrube für poetische Bilder, rhetorische Phrasen und namentlich für Albumssprüche gelten lassen. Wenn wir einige Proben davon mittheilen, so geschieht es theils um unsere Schilderung zu illustriren, theils um uns dafür zu entschuldigen, daß wir auf eine logische Uebersicht über den Gedankengang des Verfassers verzichten:

Das Fasten ist die Sparkasse der menschlichen Thatkraft, eine Schatzkammer voller Freuden, eine Versicherungsbank des Glücks. —

Das Leben hält Freitisch für Geladene und Ungeladene. —

Der Stolz ist wie ein häßlicher Schwamm, der sich breit macht. Er ist schon mit unbewaffnetem Auge zu sehen, von greller Farbe, oben roth, unten orangegelb, sehr ähnlich einem giftigen Eierpilz. —

Das Glück hat seine Klippen der Arithmetik und Geometrie. —

Am ehesten möchten wir die „Kunst glücklich zu sein" als Weihnachtsgeschenk für ältliche Pensionsvorsteherinnen und jugendliche Dramatiker empfehlen.

Karl Spitteler.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Der englischen Leserwelt wird im „Athenaeum" vom 7. August durch Robert Zimmermann (in Wien) ein Ueberblick über „Die deutsche Dichtkunst und das deutsche Schriftstellerthum des Augenblicks" eröffnet. Es heißt in der Einleitung: „Platen beklagte in einer Ode, daß mit Goethe der wirkliche deutsche Kaiser gestorben sei und nun die «schreckliche, die kaiserlose Zeit» in der deutschen Literatur herrsche. Die poetische Anarchie besteht noch. Sie enthüllt zu jeder Ostermesse eine neue Dichterschule, von der sechs Monate später nur wenige leben. Die Namen, denen sie Platz machen, sind ebenso unbekannt und haben womöglich noch geringere Aussichten auf Berühmtheit." ... „«Strandgut des Herzens» von Alfred Formey; «Ernste Weisen» von Fr. Beck und «Im Kampf um die Zukunft» von Marie Janitscheck zeigen von großem, ausgebildetem Talent. Die wirkliche Frische, der echte Hauch fehlen aber gänzlich. ... Die «Tiroler Sagen» der Gräfin Wilhelmine Wickenburg und die «Balladen» des Grafen Albert Wickenburg verrathen im Gegentheil den richtigen Genius. Sie sind anmuthig, geistreich und gefühlvoll. ... Der Pessimismus hat sich fast durchgängig des «Jüngsten Deutschlands» bemächtigt. Die ernste Philosophie ist zum Straßensang geworden, aber zum wenig harmonischen. ... Seit Freytag alle Anachronismen in seinen «Ahnen» verewigte und die befremdliche Lehre von der Erblich-

keit «praktisch» durch seine Phantasie gestalten wollte, sind die durch Generationen geführten Familiengeschichten Mode geworden. Die Nachfolger des sich selbst idolisirenden (!) «Meisters» gehen noch weiter. Sie sind nicht zufrieden mit der Geschlechtsfolge einer Familie und eines Volks. Sie dehnen ihre Forschergaben auf das ganze Menschengeschlecht aus. Sie machen dabei unglückliche Versuche, die Hochflut des täglichen, realen Lebens zu den Gipfeln des Idealismus zu leiten. Sie bilden sich ein, wenn sie natürliche Dinge und Verhältnisse unnatürlich darstellen, ein Gegengewicht gegen den sich mehr und mehr bahnbrechenden Materialismus zu liefern. Das «Lied von der Menschheit» von Heinrich Hart verlangt einen Platz neben dem «Nibelungenlied» und Klopstock's «Messiade»; aber Hart wählt seinen Gegenstand weder nach geschichtlichen noch nach religiösen Quellen. Es ist eine Art optimistischer Philosophie der Culturgeschichte, dargestellt in 24 verschiedenen Gemälden. Das Liebesidyll aus der Steinzeit ist im ersten Gesang recht poetisch aufgefaßt. Des Verfassers Kraft und die Geduld des Lesers reichen aber nicht für das ganze Werk aus. Der stete Kampf ums Dasein ist zu grell geschildert.... Ich muß aber dem Muth Gerechtigkeit widerfahren lassen, der in einer vom Pessimismus durchzitterten Zeit das Banner des Optimismus hochhält. Das «Lied der Menschheit» bildet in dieser Hinsicht den vollsten Gegensatz zu R. Hamerling's «Homunculus». Der Verfasser vom «König von Sion» und «Ahasverus in Rom» verliert sich in wüsten Träumereien und burlesken Satiren.... Die Form und Metrik erinnert viel an Heine's «Atta Troll». Der Spott trifft nur mehr die jetzige Gesellschaft und weniger die literarischen Verhältnisse.... Sehr ungleich diesem Gedicht, das in einem grellen Miston endet, ist F. A. von Schack's «Aus zwei Welten». Die Früchte reicher poetischer Erfahrungen in drei Erdtheilen sind in einer Reihe farbenprächtiger, stimmungsvoller Gemälde wiedergegeben, welche getreu Natur und Seelenleben in Osten und Westen schildern.... Dieser greise Dichter ist eine der anziehendsten Gestalten der modernen Gesammtliteratur. Er hat trotz seines hohen Alters und seiner Körperschwäche seine vollen geistigen Fähigkeiten erhalten. Seine Erinnerungen, die unter dem Titel «Ein halbes Jahrhundert» erschienen sind, legen Zeugniß ab von der innern Entwickelung des genialen Dichters und von seinem geistigen Wachsthum, auf das sich Goethe's Worte anwenden lassen:

> Wer immer strebend sich bemüht,
> Den können wir erlösen.

Seine Liebe zum Orient, wenn auch nicht gepaart mit der Meisterschaft des Ausdrucks, wird von einem andern Schriftsteller getheilt: Georg Ebers, der zum ersten male mit einer Dichtung in ottave rime erscheint: «Elifên». Er führt darin Juvenal und die Zeit Trajan's ein, aber Ungenauigkeit, Anachronismen und schleppende Langeweile sind die bedeutendsten Merkmale dieses Versuchs.... Die dramatischen Ergebnisse dieses Jahres sind ziemlich kärglich, wenn auch die Production eine überreiche zu nennen war. Anzengruber's «Stahl und Stein» ist ein erschütterndes Nationaldrama in dem gewöhnlichen Bauernstile des Verfassers. Er hat denselben Stoff bereits in der Erzählung «Der Einsame» verarbeitet. Er nimmt sich da ganz anders aus, denn die hohe Tragik des Romans ist in der schwachen Umschreibung des Theaterstücks wie ein Zusatz lauwarmen Wassers zu altem, goldigem Wein.... Richard Voß ist berühmt wegen der Abgeschlossenheit seiner dramatischen Charaktere und des Pathos seiner Sprache; erstere sind aber oft unzusammenhängend, unbegründet, roh und phantastisch, letztere zu überschwenglich und gekünstelt. Sein letztes Werk «Brigitta" ist nicht frei von diesen Fehlern.... Martin Greif, dessen eigentliches Feld sentimentale Backfischlyrik ist, hat sich bemüht, ein Nebenbuhler Grabbe's zu werden, indem er zwei Schauspiele: «Heinrich der Löwe» und «Die Pfalz am Rhein», schrieb. Es gab eine Zeit in Deutschland, zwischen 1830—40, in welcher der Waiblingerwahnsinn herrschte, wie jetzt der Wagnerirrsinn. Eine wahre Epidemie von Hohenstaufentragödien, hervorgerufen durch Friedrich von Raumer's «Geschichte der Hohenstaufen», verheerte die Geister. Der Wunsch nach Einheit fand eine poetische Befriedigung in der ruhmreichen Epoche des schwäbischen Kaiserreichs.... Greif stellt in seinen Werken dies alles auf den Kopf und läßt die Dramen in eine Huldigung für das Haus Wittelsbach ausklingen.... Paul Heyse wird alt, sehr alt sogar. Man sieht es in der «Weisheit Salomonis». Es ist novellenartig geschrieben und entbehrt — bis auf die prachtvolle Schlußscene — Feuer und Lebenskraft.... «Die bregenzer Klause» von Hermann Lingg ist zu reich an Inhalt, sodaß die Klarheit der Handlung verloren geht. Die vielen Personen verhindern auch eine ordentliche Entwickelung der Charaktere und des Dialogs.... Max Nordau zeigt durch die «Krankheit des Jahrhunderts», daß der paradoxe Verfasser der «Paradoxa der Civilisation» kein Novellenschreiber ist. Die Fabel nimmt bei ihm nur einen verschwindend kleinen Raum ein. Er gefällt sich in sarkastischen Plaudereien, wodurch er den Beweis seiner Tüchtigkeit als Briefschreiber liefert.... Die Novellen «Lebenskünstler» von C. Schwarzkopf und «Januskopf» von H. Heiberg sind ausdrücklich gegen den Pessimismus gerichtet. Ersterer lehnt sich sklavisch an Alphonse Daudet's Ausdrucksweise und realistische Schilderung an. Letzterer ahmt Gustav Freytag nach, ohne den gesunden Menschenverstand desselben zu entwickeln.... Der Schauplatz der Novelle «Dunst» von K. Frenzel liegt in Arbeiterkreisen, während der Verfasser selbst der «Gesellschaft» angehört. Das kritisirt das Buch.... «Gloria Victis» und «Erlachhof» von der exentrischen Ossip Schubin (Fräulein Kürschner) haben nicht diesen Mangel, ohne jedoch fehlerfrei zu sein. Sie sind Modeerscheinungen, wie eine Kleidertracht. Ehe man mit der Beschreibung fertig ist, sind sie vergangen. Sie werden darum augenblicklich nicht minder bewundert. F. Spielhagen folgt dieser Richtung aus «praktischen Gründen» vielleicht. Er hat seinem letztjährigen bedeutenden Werke zu schnell «Noblesse oblige» folgen lassen, eine Arbeit, die nicht des Erwähnens werth ist (!).... Entgegen der deutschen Sitte, jede Erzählung mit der Heirath zu schließen, oder dem französischen Plan folgend mit dem Ehebruch zu endigen, feiert O. von Redwitz in «Hymen» in begeisterter Weise das eheliche Glück. Der unglückliche ehrgeizige König, welcher in den Wellen des Starnbergersee seinen frühzeitigen Tod litt, fand in Gregor Samarow seinen Geschichtschreiber, allerdings in der wenig geschmackvollen Art der Luise Mühlbach. Die greise Fanny Lewald schildert in «Die Familie Dorner» in künstlerisch verschlungener Weise ihr eigenes Heim in Ostpreußen zur Zeit Napoleon's I. In Ostpreußen spielt auch der Roman des königlich preußischen Gerichtsraths Wichert: «Der Große Kurfürst in Preußen», eine patriotische, historische Erzählung, die in einer Verherrlichung des Hauses Hohenzollern gipfelt.... Der unterhaltende Erzähler Hans Hoffmann gibt uns einige neue «Korfugeschichten», welche des Lesens werth sind. Die zwei Schriftsteller, welche die Schweiz Deutschland wiedergewonnen haben, indem sie die politische Trennung durch eine literarische Vereinigung zu überbrücken suchten, haben zwei charakteristische Novellen geliefert: Gottfried Keller in «Martin Salander» und der gedankenreiche Konrad Ferdinand Meyer in der «Versuchung des Pescara». Letztere ist eine kunstvolle, ergreifende Seelenkleinmalerei, voll befremdlicher Conflicte.... Der Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha fand seinen dreifachen Liliputanstaat in Thüringen zu klein für seinen kühnen Geist und schrieb die politische Fata-Morgana «Ostphalia» und die allegorische Oper «Cassilda». Er hat sich nun der Wirklichkeit mehr zugewandt und in seinen «Denkwürdigkeiten» seine reichen Erlebnisse und Erfahrungen niedergelegt. Dieses Buch wird lange unsere Generation überleben und einen kostbaren Beitrag zur modernen Geschichte liefern. Wenige Personen haben mehr gesehen, mehr gehört und

mehr verstanden von der Politik der letzten funfzig Jahre als Herzog Ernst, und noch weniger würden sie alles, was sie wissen, so sagen. . . . Die Memoirenliteratur hat außerdem noch eine Bereicherung erfahren in den «Erinnerungen» von Montgelas, dem einstigen bairischen Minister. Sie bilden den größten Gegensatz zu denen des Herzogs. Der sächsische Fürst steht auf dem Boden eines liberalen Pangermanismus, während die Memoiren des Rheinbundministers entschieden undeutsch, kaum echt bairisch sind. . . . Ein drittes Erinnerungswerk ist «Unter den Hohenzollern» von General von Natzmer, der Erzieher des Kaisers Wilhelm I. und bis in das Greisenalter der Vertraute desselben war. Das Werk ist um so interessanter, als es unbekannte Jugenderlebnisse des hochseligen Kaisers berichtet. . . . Keiter hat eine Biographie Eichendorff's geschrieben. Dieselbe ist sehr flott bearbeitet und hundert mal besser als «Leben und Werke Victor von Scheffel's» von Johannes Prölß. Dieses Buch ist über 700 Seiten stark, aber so unverdaulich mit Documenten überhäuft und mit Notizen nebensächlichen Inhalts gefüllt, daß es niemand zu Ende liest. Es ist zudem keine richtige Biographie, sondern nur die Einleitung zu einer solchen. . . . Unter den Goethe-Commentaren, welche trotz Du Bois-Reymond noch nicht abgeschlossen scheinen, verdienen Victor Hehn's «Gedanken» einige Beachtung, weil sie von einem Verfasser stammen, der sich bisher nur um Nationalökonomie (!) kümmerte. Schmeding leistet ein Werk seltener Unparteilichkeit in Deutschland, indem er ein Buch über Victor Hugo herausgibt, daß von echter Begeisterung für den großen Dichter spricht. Er will ein Band zwischen den feindlichen Nationen knüpfen, das den Frieden befestigen soll. Bleibtreu's «Geschichte der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts» vertheidigt Lord Byron, bewundert sogar die Theaterstücke desselben, während er directe Feindschaft gegen Disraeli zeigt, die jedenfalls antisemitischen Motiven entspringt. . . . A. Rosenberg's Buch «Die Münchener Malerschule seit 1871» ist ein werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Kunst und des deutschen Kunstgewerbes, in kurze, praktische Form gefaßt. . . . «Kleine Schriften zur Geschichte und Cultur» von Ferdinand Gregorovius verdienen die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums, wie alles, was der gelehrte Verfasser in seinem eleganten, eigenartigen Stile schreibt. Jede Seite ist da bewundernswerth. . . . Onno Klopp, der Historiker der Welfen in Hannover, bringt den «Fall des Hauses Stuart» in Erinnerung. Die alte Geschichte ist ihm aber wol mehr ein Vorwand, neue Ideen einzuflechten und warm die Sache der hannoverischen Dynastie zu vertheidigen. . . . Den Löwentheil der philosophischen Schriften nimmt Schopenhauer ein. Aus Anlaß seines hundertjährigen Geburtstages hat sich bald jeder Professor berufen gefühlt, über ihn zu schreiben, von Roeber bis auf Grisebach, dessen «Edita und Inedita Schopenhaueriana» von wenig Belang sind und nach den erschöpfenden Veröffentlichungen von Frauenstädt und Lindner unbeachtet bleiben müssen. . . . Der Pessimismus wird von Nietzsche in seinem durchdachten, sardonisch-düster angehauchten Buche «Genealogie der Moral» verherrlicht. Dasselbe ist sehr anziehend und beweist mit erschreckender Schärfe, wie tief die Menschheit gerade dann gesunken ist, wenn sie sich einbildet am höchsten zu stehen. . . . Der Pantheismus ist in den theologischen Schriften des letzten Jahres überwiegend, so in G. Biedermann's «Naturphilosophie als Begriffswissenschaft», Dilthey's «Einleitung in das Studium der Geisteswissenschaften» und in R. Eucken's «Einheit des Geisteslebens in Bewußtsein und That der Menschheit». Sie sind dabei gegen den Materialismus gerichtet und zeigen an der Hand der Geschichte, wie im Kampfe der naturalistischen und intellectuellen Zeitströmungen letztere stets den Sieg davontrugen. «Das Wesen der Seele» von F. H. Witte verfolgt dieselbe Richtung. Die Schreibart ist aber verworren und die Gedanken erdrücken einander. Man könnte sagen: das Werk über die Seele ist nicht nur ohne Seele geschrieben, sondern ein Phänomen der Gewissenlosigkeit. . . . Die «kaiserlose Zeit, die schreckliche», ist seit dem Tode des letzten großen Philosophen aus Frankfurt in dem Reiche des Gedankens eingekehrt, genau so wie die Dichtkunst noch heute den Verlust ihrer classischen Periode unersetzt bejammert."

Wir knüpfen an diese Mittheilung den Wunsch, daß deutsche Schriftsteller bei ihrer Berichterstattung über heimische Verhältnisse aller Art an das Ausland der Tragweite ihres Urtheils mehr noch, als es sonst erforderlich ist, eingedenk wären.

Bibliographie.

Aus dem Tagebuch eines Freidenkers. Von H. L. Jena, Mauke. 8. 1 M. 50 Pf.

Balsiger, E., Welche Organisation der Volksschule entspricht den Bedürfnissen unserer Zeit? Vortrag. St. Gallen, Huber u. Comp. 1887. Gr. 8. 90 Pf.

Besser, J., Vorschläge zur Reform der Orthographie. Braunschweig, Bruhns. 8. 50 Pf.

Biltz, K., Zur deutschen Sprache und Litteratur. Vorträge und Aufsätze. Potsdam, Stein. Gr. 8. 3 M.

Brunner, S., Allerhand Tugendbolde aus der Aufklärungsgilde. Gegen den Willen ihrer Verehrer ins rechte Licht gestellt. Paderborn, F. Schöningh. 8. 3 M. 60 Pf.

Busson, A., Die Sage von Max auf der Martinswand und ihre Entstehung. Wien, Tempsky. Lex.-8. 80 Pf.

Bütow, A., Der Gedanke der allgemeinen Volksschule im Lichte der Zeit. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 30 Pf.

Calderon de la Barca, Don Pedro, Uebers Grab hinaus noch lieben. Historisches Drama. Uebersetzt und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von K. Pasch. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 8. 2 M.

Cleriens, L., Amtlich todtgeschwiegen. Eine Geschichte aus der Gegenwart. Leipzig, Freund. 8. 1 M.

Deutsche Denker und ihre Geistesschöpfungen, herausgegeben von A. Hinrichsen. 1stes bis 3tes Hft. Berlin-Charlottenburg, Verlag des literarischen Deutschlands (Hinrichsen). 12. à 60 Pf.

Ebenhoch, A., Der Socialdemokrat. Dramatischer Versuch. Linz, Ebenhöch. 8. 1 M.

Eichen, Brenda v., Vier Badereisen. Roman. 2 Tle. in 1 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Engern, R., Bei guter Laune. Humoresken und Essays. Berlin, Brieger. 8. 1 M. 80 Pf.

Fritsche, P., Bilderbuch eines Schwermütigen. Anhang: Fliegende Blätter. Stolp, Hildebrandt. 8. 1 M. 25 Pf.

Gemming, A., Scherz und Ernst in Poesie und Prosa. Vermehrter Anhang zu den Poetischen Verbrechen. Lenggries. 12. 1 M.

Neue Geschichten aus dem vollen Leben. Von *** Zürich, Verlags-Magazin. 8. 1 M. 60 Pf.

Girndt, O., Romanhaft. Humoristische Erzählung. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Halder, A., Gedichte in Schriftsprache und Mundart. St. Gallen, Huber u. Comp. 8. 1 M. 80 Pf.

Hecker, C., Das Kasernenblümchen. Illustrirt von F. Bergen, H. Schlittgen, Ch. Speyer. Stuttgart, Krabbe. Hoch 4. 2 M.

Heine's neue Gedichte. Letzte Gedichte. Stuttgart, Krabbe. 12. 3 M.

Karner, L., Der Clerus und die Kirchen-Musik. Wien, Verlag der „St. Norbertus"-Buchdruckerei. 8. 3 M.

Kleinmann, A., Anarchismus und Antisemitismus. Wien, Lippe. Gr. 8. 40 Pf.

Kunz, H., Von Montebello bis Solferino. Berlin, F. Luckhardt. Gr. 8. 3 M.

Lachmann, H., Das Terrarium, seine Einrichtung, Bepflanzung und Bevölkerung. Mit 5 Vollbildern und 87 in den Text gedruckten Holzschnitten. Magdeburg, Creutz. Gr. 8. 3 M.

Lietzow, P., Jerusalem. Ein Besuch in der heiligen Stadt. Berlin, Behr. 8. 1 M.

Macherl, P., Geschichte Oesterreichs für das Volk. 1ste Lfg. Graz, Styria. Gr. 8. 60 Pf.

Merian, H., Die sogenannten „Jungdeutschen" in unserer zeitgenössischen Litteratur. Ein Vortrag. Leipzig, Werther. 8. 60 Pf.

Pochhammer, P., Friedrich der Grosse und Neisse. Vortrag. Neisse, Graveur. Gr. 8. 60 Pf.

Bibliographische Studien zur Buchdruckergeschichte Deutschlands, herausgegeben von K. Schorbach und M. Spirgatis. I. Strassburg, Trübner. Gr. 4. 40 M.

Ultramontanismus, Altkatholicismus und Reformerthum. Eine Zeitbetrachtung von F. A. Bern, Huber u. Comp. 8. 50 Pf.

Litterarische Volkshefte. Gemeinverständliche Aufsätze über litterarische Fragen der Gegenwart. Herausgegeben unter Mitwirkung von G. Brandes, H. Bulthaupt, M. Carriere von E. Wolff und L. Berg. 8tes Hft.: Was kann das deutsche Volk von Richard Wagner lernen? Von M. Koch. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 50 Pf.

Zeissberg, H. R. v., Erzherzog Carl und Prinz Hohenlohe-Kirchberg. Ein Beitrag zur Geschichte des Feldzuges in die Champagne (1792). Wien, Tempsky. Lex.-8. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 39. — 27. September 1888.

Heinrich Viehoff's „Poetik".

Die Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre, von Heinrich Viehoff. Herausgegeben nebst einer biographischen Skizze: Heinrich Viehoff aus persönlichem Umgange. Von V. Kiy. Zwei Bände. Beigegeben ist Viehoff's Porträt und ein Facsimile seiner Handschrift. Trier, Lintz. 1888. 8. 7 M.

Schon einmal war ich als Mitarbeiter d. Bl. in der Lage, über die Poetik eines Verstorbenen (Wilhelm Scherer's) berichten zu sollen; wenn auch seitdem die unbefangene Kritik meiner Verurtheilung jenes Werks beigetreten ist, so schmerzt es mich doch noch heute, daß überhaupt so unzureichende Leistungen von berufener Seite ausgehen können. Hoffend, in der unterdeß erschienenen Viehoff'schen Poetik ein auf der Höhe der Zeit stehendes Buch unserm Leserkreise anzeigen zu dürfen, erbat ich mir ausdrücklich von der Redaction das genannte Werk zur Besprechung. Zu meinem tiefsten Bedauern sah ich mich in dieser Erwartung getäuscht, und möglichst lange ging ich deshalb einem Berichte aus dem Wege; endlich aber muß ich denn doch einen solchen erstatten und will versuchen, ihn möglichst schonend abzufassen.

Ich verstehe vollkommen, wie der Herausgeber des Buchs, Gymnasialoberlehrer Victor Kiy, als Schwiegersohn des entschlafenen Viehoff, dem Verfasser ein Ehrendenkmal hat setzen wollen. Der Gedanke lag ja nahe genug, daß der zur Zeit beste Schiller-Biograph (oder mindestens Redacteur einer Schiller-Biographie) vor vielen andern zur Abfassung einer vorzüglichen Poetik geeignet sein würde, noch dazu, da dieser „während seines ganzen Lebens sich mit der Dichtkunst und ihren Aufgaben beschäftigt hat". Da aber war es — auch wenn man möglichst rücksichtsvoll sich ausdrücken will — nicht pietätvoll, einer unbeschränkten Oeffentlichkeit in ein und demselben Buche das vereinigt zu bieten, was Viehoff schon vor seinem Triennium (!!) und was er später in verschiedenen Zeitschriften über einzelne Kapitel der Poetik geschrieben hatte. Selbst bei viel bedeutendern Köpfen als Viehoff ist ein derartiges Verfahren unstatthaft. Da mir nun aber die Wahrheit höher stehen muß als die Person, so will ich zunächst mein auf eingehender Lektüre des Werks beruhendes Gesammturtheil voranschicken. Viehoff's Poetik bezeichnet nach keiner Seite hin einen Fortschritt in der Literatur unserer Poetiken; im Gegentheil, sie tritt fühlbar zurück hinter die hierher gehörigen Arbeiten von Rudolf von Gottschall, Carriere, G. Freytag u. a. Viehoff's Poetik nimmt inhaltlich keinen höhern Standpunkt ein, als der geistige Horizont von Secundanern und Primanern verlangt; in formeller Beziehung trägt sie unverkennbar das Gepräge einer nüchternen Schulmeisterarbeit, bald breit und kleinlich erklärend, bald allzu kurz zusammenfassend. Die einzelnen Partien sind sehr ungleich durchgearbeitet, kommen vor lauter Einleitungen oft nicht zur Sache, und lassen vor allen Dingen die eigene dichterische Congenialität, das selbständige poetische Fühlen vermissen. Es ist charakteristisch, daß Viehoff sich nur in der Behandlung der Verslehre völlig in seinem Elemente fühlt; dieser große Abschnitt des Buchs wäre am besten als selbständiges Ganzes herauszugeben gewesen. Die eigentliche Poetik ist der schwächste Theil des Viehoff'schen Buchs, und zu diesem wiederum hat der Verfasser langathmige Untersuchungen geschrieben, welche in eine Aesthetik, nicht aber in eine Poetik gehören.

Der Herausgeber hält es für eine Bereicherung der Wissenschaft, daß Viehoff „das ästhetische Fundamentalprincip gefunden habe; dasselbe sei der allen empfindenden Wesen gemeinsame Lebenstrieb, das Streben nach Lustgefühl, aber dieses frei von allem Egoismus in der Richtung auf Glückseligkeit der Gattung". Wie wenig muß doch der Herausgeber die Literatur der Aesthetik kennen, um

diese Behauptung zu wagen. Eigenthümlich ist die Art, wie Viehoff selbst seine in Rede stehende Anschauung formulirt. Er sagt: „Sympathie ist der durch Veredlung metamorphosirte ursprünglich egoistische Lebenstrieb. Das zu diesem Zwecke in die Natur des Menschen gepfropfte Edelreis ist das Vermögen und Streben des einzelnen Individuums (!), in der Gattung aufzugehen, durch das Seelenleben anderer das seinige zu bereichern." Wie populär, um nicht zu sagen wie naiv ist doch folgende Bemerkung: „Die Poesie beschränkt sich keineswegs auf Lustmotive, wenn sie es gleich bei ihren Productionen schließlich auf einen möglichst großen Lustertrag abgesehen hat. Aber die Lusteindrücke würden, wie im Leben so auch in der Dichtung, den größten Theil ihrer Wirkung einbüßen, wenn ihnen nicht Unlusteindrücke als eine Würze zugemischt wären." Noch bezeichnender ist folgende Auseinandersetzung: „Im gewöhnlichen Leben spricht man in fast gleichem Sinne von gutem und schönem Wetter; immerhin bleibt eine kleine Differenz des Prädicats fühlbar. Nenne ich das Wetter schön, so liegt der Hauptaccent auf dem augenblicklichen wohlthuenden Eindruck; nenne ich das Wetter gut, so habe ich zugleich den Zusammenhang mit anderm Willkommenen im Sinne." — „Ebenso differiren die Ausdrücke «Es ist schön, daß du kommst» und «Es ist gut, daß du kommst». Beim erstern denkt man an das momentan Erfreuliche des Kommens, beim letztern zugleich an den weitern Lustertrag, welcher sich daran schließt." In dieser Weise sucht Viehoff das Verhältniß der drei Grundbegriffe des Guten, Schönen und Wahren festzustellen! Was mich an Viehoff so verletzt, ist, daß er heute noch auf dem Standpunkte der alten Poetik steht, welche ihren Lesern eine Reihe von Recepten auftischte, wie man im Reiche der Poesie allerhand schöne Gerichte backen und braten, kochen und brauen könnte. Nachdem er seiner Poetik eine ganze (elementare) Aesthetik vorangeschickt, öffnet er dem Dichter das Schatzkästlein der anzuwendenden „Kunstmittel", welche doch oft nichts weiter als hausbackene „Kunstgriffe" sind. Da bespricht er ausführlich „die Benutzung leicht vorzustellender Gegenstände", Ortsangabe und Einrahmung des hervorzurufenden Bildes, Contrast und Lenkung der Phantasie durch Verstandesthätigkeit, kräftige Beleuchtung, erhöhte Stellung des Schauenden u. s. w.

In einem vierten Kapitel werden die ästhetischen Principien und Gesetze von Fechner und andern kritisirt. Ob Viehoff als Sprachbildner sehr glücklich ist, wenn er von „Hervorlichtung einer Thiergestalt" redet, weiß ich nicht; daß er aber weder gründliche philosophische noch naturwissenschaftliche Kenntnisse besitzt, beweist er leider durch folgende wichtige Stelle: „An der thierischen Abstammung des Menschen brauchen wir ebenso wenig Anstoß zu nehmen, als wir uns unsers embryonalen Zustandes im Mutterleibe zu schämen haben." Und das schreibt der Biograph des unsterblichen Idealisten Schiller!

Der zweite Band enthält auf Seite 242—458 die Lehre vom Vers- und Strophenbau. Da hierin von jeher die Stärke der Philologen gelegen, so gibt auch Viehoff hierin sein Bestes. Es folgt das Wichtigste und Schwierigste der ganzen Poetik: die Lehre von den Dichtungsarten. Bei Viehoff ist diese Abtheilung die schwächste von allen. Das Kapitel über die Lyrik darf als Einschläferungsmittel dringend empfohlen werden; dasjenige über das Drama enthält einzelne gute Bemerkungen, kommt aber gleichfalls über den schulmeisterlich trockenen Ton nicht hinaus. Wie Viehoff zu dividiren und rubriciren und extrahiren versteht, davon nur ein Beispiel: Für ihn zerfällt alle Poesie in subjective (lyrische) und objective; letztere wieder enthält folgende Unterabtheilungen: 1) die Gedankenobjecte behandelnde (didaktische), a) als coexistirend darstellende (beschreibende); α) als vergangen darstellende (epische); β) als gegenwärtige (dramatische) Poesie. Wahrlich, die heutige Poetik hat wichtigere Dinge zu thun, als sich mit solchen Aeußerlichkeiten herumzuschlagen.

Könnte ich Geister beschwören, so würde ich dem Poetiker der Zukunft zurufen: „Braver Mann, braver Mann, zeige dich! Vorarbeiten haben wir denn doch nunmehr genug für eine Poetik, deren Verfasser poetische Begabung, philosophische und historische Bildung besitzen und einen Stil entwickeln müßte, welcher ebenso weit entfernt wäre von professorenmäßiger Schwerfälligkeit, wie von feuilletonistischer Leichtigkeit! An Kräften für die Lösung einer solchen Aufgabe fehlt es nicht, aber freilich — die Herren verfassen lieber Romane oder sonstige Dichtungen, das ist einträglicher und leichter zugleich! Umgekehrt tragen die Gelehrten lieber als „Goethe-Forscher" u. dgl. der Urväter Hausrath zusammen und durchwühlen alle Schutthaufen der Literatur, als daß sie die Kraft daransetzen möchten, eine vollwerthige Poetik zu versuchen. Und dennoch — diese klaffende Lücke muß ausgefüllt werden zur Ehre des Volkes „der Dichter und Denker".

Gustav Portig.

Zur Literatur- und Theatergeschichte.

1. Friedrich Gottlieb Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften von Franz Muncker. Mit dem Bildniß Klopstock's in Lichtdruck. Stuttgart, Göschen. 1888. Gr. 8. 12 M.

„Ich könnte Ihnen den Namen melden, der jetzt noch so dunkel und so schwer auszusprechen ist, der doch in die späteste Nachwelt erschallen soll; ich könnte Ihnen den unansehnlichen Ort nennen, wo er, den Großen, den Glücklichen und dem Pöbel unangemerkt, auf Verse von einem Inhalt sinnt, der weit über die Großen, über die Glück-

lichen und den Pöbel weg ist.“ So schreibt Bodmer an Gleim am 12. September 1747. Und noch über fünfundzwanzig Jahre später erklingt in einem Buche, das alle jugendlichen Herzen höher schlagen ließ, in dem Augenblicke, wo zwei hochgestimmte fühlende Seelen in einer unaussprechlichen Empfindung sich begegnen, der Name „Klopstock!“ zur Bezeichnung des Unaussprechlichen. Das war in Goethe's „Werther“. Damals hatte noch einmal die Vollendung des „Messias“, die Sammlung der Oden; die Persönlichkeit des Dichters in ihrer ganzen reichen Fülle zusammenfassend, das Volk zu heller Begeisterung mit fortgerissen; dann trat die Flut langsam, aber stetig zurück, und der Mann, der im Jahre 1803 mit fürstlichen Ehren, wie nie ein deutscher Dichter vor ihm, zu Grabe getragen wurde, war den Ueberlebenden nur noch eine geschichtliche Person, mit deren Gedächtnisse sich das deutsche Volk in gewohnter Treue trug. Uns Nachlebenden aber blieb er nicht mehr als ein Gegenstand des Schulwissens, zwischen dessen Dasein und unserm Culturleben uns kein Zusammenhang im Bewußtsein lebendig geblieben ist. Das hundertjährige Jubiläum des „Messias“ brachte uns die Revolution; für den Sänger der Erlösung und der erhabenen, unaussprechlichen Empfindungen war kein Raum mehr im deutschen Gemüth. Aber wir haben Geringere in treuem Gedächtnisse bewahrt, und es kann durch nichts beschönigt werden, daß wir den Erwecker der deutschen Poesie, dem die nachfolgenden Großen, die ihn verdunkelten, ihr Bestes verdankten, wie sie freudig bekannten, so ganz vergessen hatten.

Der Verfasser der Klopstock-Biographie, der mit seinem fleißigen, gründlichen und geschmackvollen Buche die Schuld der Wissenschaft an dem Begründer der neuen classischen Poesie abzutragen sich bemühte, hat gewiß nicht an eine Auferweckung und gewaltsame Wiederbelebung gedacht. Er drängt seinen Helden nicht auf, er will nicht mehr aus ihm machen, als er gewesen ist, er hat das Lob nicht übertrieben, sondern das eigene Urtheil des Lesers anzuregen gesucht, er hat das Tadelnswerthe nicht aus der Zeit entschuldigt, sondern ehrlich getadelt, was wirklich verfehlt war. Aber es ist ihm nicht zu verargen, wenn er den Schwerpunkt der Darstellung auf das Gute und Bleibende rückte; haben doch Klopstock's Grillen und Schrullen im Alter den sieghaften Gang der neuen Poesie um keinen Schritt gehemmt. Ja, indem der Verfasser der breiten Masse des spätern uninteressantern Klopstock'schen Schaffens die gleiche wissenschaftliche Theilnahme zuwandte, hat er verschiedenes bisher Uebersehene in schätzenswerther Weise zu Tage gefördert und so eine reiche wissenschaftliche Anregung erzielt, die Muth und Freude zu weiterm Forschen gewähren wird auf der gesicherten Grundlage neu erschlossener Thatsachen.

Wissenschaftlich sowol wie schriftstellerisch war die Aufgabe keine ganz leichte. Es fehlte die Vorarbeit einer kritischen Ausgabe, welche die stufenweise Entwickelung des Dichters bis in alle Einzelheiten lückenlos darlegte; das biographische Material über Klopstock ist ebenfalls unvollständiger als wünschenswerth wäre, verschiedene Epochen seines Lebens sind uns keineswegs deutlich genug, und man ist auf Rückschlüsse aus seinen Werken angewiesen. Schriftstellerisch — und es ist ein Vorzug unserer modernen Literaturforschung, daß sie auch nach dieser Seite hin gerechten Anforderungen zu genügen sucht — war die Aufgabe dadurch erschwert, daß Klopstock in der Entwickelung eigentlich stecken geblieben ist und kein stetiges Wachsen und Reifen von Stufe zu Stufe aufweist wie Lessing, Goethe oder Schiller. Nach einem glänzenden frühen Aufschwunge und zeitweiligem Verharren auf der Höhe konnte er sich dort oben nicht halten; sein Können und Schaffen sinkt, wird ungleich, matt, nimmt hie und da einen Anlauf, der nicht dauerhaft ist, Sonderbarkeiten und Grillen treten mit den Jahren reichlich auf, und der köstliche Strom, der in Fülle so stolz begonnen, verrinnt zuletzt im Sande. Gerade aus Muncker's Buch gewinnt man dieses Bild deutlicher, als einem bei aller schuldigen Verehrung des Dichters lieb ist.

Wissenschaftlich und schriftstellerisch erscheint die gestellte Aufgabe glänzend gelöst, wenn auch gegen Ende des Buchs das Negative gegen das Positive Oberhand gewinnt. Das lag in der Natur der Sache. Der Schwerpunkt der Darstellung ruht auf dem jungen Klopstock. Naturgefühl, genährt durch den romantischen Boden der Heimat, starke, pietistisch angehauchte religiöse Empfindung und die Gabe, diese dunkle übermächtige Empfindung in erhabene Klänge zu verwandeln: das war es, was Klopstock Eigenes heranbrachte an die geistigen Strömungen, die ihn ergriffen und bildeten. Auf diese Elemente traf Milton's großes Gedicht, trafen Young's „Nachtgedanken“: und so wurde Klopstock's Poesie geboren. Sie war ganz auf Empfindung gebaut, das war ihr Vorzug und ihre Schwäche. Aber sie befreite zunächst das, was seit dem jammervollen Elende des Dreißigjährigen Kriegs im deutschen Gemüth geschlummert hatte und gab ihm eine hinreißende Sprache. Klopstock war es, der der deutschen Poesie die Zunge löste. Es gehörte in den Rahmen des Buchs, dies durch Schilderung der Leistungen vor Klopstock deutlich zu machen. Dies ist durch Muncker in ausreichender Weise geschehen, und durch das ganze Werk hindurch ist das Verfahren, das Bild des Dichters aus den Augen seiner Zeitgenossen herauszulesen, maßgebend gewesen. Geschichtliche, entwickelnde Darstellung, nicht abschließendes ästhetisches Urtheil ist das Hauptaugenmerk des Verfassers. Zumal, wenn es überhaupt ein objectives ästhetisches Urtheil gibt, so ist es gerade über Klopstock besonders erschwert: denn vornehmlich das Grundelement seines Wesens, die Empfindung ist es, die uns Lebende von ihm trennt. In dem glänzenden Kapitel über den „Messias“ tritt gerade dieser Umstand am hellsten ins Licht. Der ergriffene Stoff strotzte von Leben und bewegter Handlung, die Theorien der Schweizer und das große Vorbild, Milton's Gedicht, gaben der Phantasie des Epikers die

fruchtbarste Anregung; aber Klopstock's Grundstimmung ging auf etwas ganz anderes hinaus als auf die Darstellung bedeutender Vorgänge; man sieht es von Vers zu Vers, er ist nur darauf aus, Empfindung zu wecken. Noch in seiner eigenen Theorie der Dichtkunst, in der „Gelehrtenrepublik", ist dies seine oberste Lehre für den Dichter. Das ist natürlich nicht episch, sondern lyrisch, und die Stelle, welche Klopstock in der Entwickelung des deutschen Gemüths einnahm, scheint bedeutsamer als die ihm innerhalb der Poesie zugewiesene. Aber auch für den Lyriker reicht die bloße Empfindung oder die Kunst, dieselbe beim Hörer zu wecken, nicht aus, und Muncker hat bei der Untersuchung der Oden nachgewiesen, wie Klopstock niemals zur Darstellung einer innern Handlung gelangen konnte, die doch dem lyrischen Gedichte unentbehrlich ist. Mit diesen Gaben und Mängeln ist natürlich ein verständiges Drama niemals zu Wege zu bringen, und man wundert sich nicht weiter, wenn die Versuche des Dichters nach dieser Seite hin verunglückten. Muncker hat auch die Dramen treulichst analysirt, hat über sie abgesprochen bis auf eins, das merkwürdigerweise den Forderungen eines regelrechten Stücks ziemlich nahe kommt, mit fortschreitender Handlung und geschickter Katastrophe: es ist dies „Hermann's Tod"; man darf es aber nicht an den Stücken messen, die gleichzeitig die Blüte des deutschen Dramas heraufführten.

Werthvoll und ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Sturm- und Drangperiode ist Muncker's ausführliche Analyse der „Gelehrtenrepublik", in welcher Klopstock die Summe seiner theoretischen Ueberzeugungen über Poesie, Sprache und Wissenschaft niedergelegt hat. Auch die sprachlichen, grammatischen und metrischen Arbeiten des alternden Dichters sind eingehend gewürdigt, und die fruchtbaren Gedanken darin, die sich unter wunderlicher Form verstecken, nöthigen uns hohe Achtung ab vor dem Manne, der in diesen Dingen als Dilettant meist auf sein dichterisches und sprachliches Gefühl angewiesen war.

Klopstock ist nach langer Zeit der erste deutsche Dichter, dessen Persönlichkeit auch neben seinen Dichtungen etwas bedeutet. Er selbst sowol wie seine Zeitgenossen fühlten das. Und so war für den Verfasser zugleich ein Charakterbild zu entrollen, das dem Schriftsteller Schwierigkeiten genug entgegenbrachte. Ein für uns verschollenes Empfindungsleben war mit den Mitteln der Wissenschaft wieder zu erwecken, und es mußte das eigenthümliche Culturleben einer vergangenen Epoche auch nach dieser Seite hin in einer Fülle gleichzeitiger Aeußerungen erschlossen werden, damit der Einzelne zu verstehen war. Auch nach dieser Seite hin verleugnet Muncker's Buch die wissenschaftliche Strömung nicht, in der es entstanden ist. Der Freundschaftscultus, der durch Klopstock in Blüte kam, die Beziehungen des Dichters zu den Großen und zu den Höfen, zur Politik, sein Verhältniß zur Französischen Revolution, zum deutschen Vaterlande: das alles ist nicht nur mit dem herkömmlichen literarischen Apparat, zu dem etwa neuerschlossene urkundliche Quellen hinzukämen, dargestellt, sondern zugleich mit den unerläßlichen Ausblicken ins Culturgeschichtliche, wie es die moderne Literaturforschung verlangt, oder sagen wir besser die Gebildeten der Nation.

Das Buch selbst gibt sich ausdrücklich nur als wissenschaftliches Werk, welches zum Zwecke der Gründlichkeit und Vollständigkeit den Stoff der Form an keiner Stelle opfern dürfe. Es ist eine gediegene, tüchtige, erschöpfende Arbeit, würdig des Mannes, den sie behandelt. Sie wird über die Fachkreise hinaus zur unbefangenen Würdigung Klopstock's beitragen, vor allem auch den Schulmännern eine tüchtige Stütze werden, die Klopstock's Dichtung der Jugend zu vermitteln haben und bisher einer solchen Stütze schmerzlich entbehrten. Im letzten Grunde aber gehört ein solches Buch in jedes gebildete deutsche Haus.

2. Zur Kenntniß der altenglischen Bühne, nebst andern Beiträgen zur Shakespeare-Literatur. Von Karl Theodor Gaedertz. Mit der ersten authentischen innern Ansicht des Schwan-Theaters in London und Nachbildung von Lukas Cranach's Pyramus und Thisbe. Bremen, Müller. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.
3. Archivalische Nachrichten über die Theaterzustände von Hildesheim, Lübeck, Lüneburg im 16. und 17. Jahrhundert. Beiträge zur deutschen Cultur- und Kirchengeschichte, gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Karl Theodor Gaedertz. Bremen, Müller. 1888. Gr. 8. 4 M.
4. Briefwechsel von Jakob Grimm und Hoffmann-Fallersleben mit Hendrik van Wyn. Nebst andern Briefen zur deutschen Literatur herausgegeben und erläutert von Karl Theodor Gaedertz. Bremen, Müller. 1888. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Unsere Kenntniß der Shakespeare'schen Bühne ist bis auf den heutigen Tag keine sichere gewesen; man construirte sich ein Idealbild, so gut sich vorhandene Andeutungen verwerthen ließen; aber es fehlte die Anschauung, und niemand wußte, wie fern oder wie nahe die Vermuthungen zur Wirklichkeit stehen mochten. Allen Zweifeln macht Gaedertz' Fund auf einmal ein Ende.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts machte der holländische Gelehrte Johannes de Witt einen Besuch in London. Er schenkte den Sehenswürdigkeiten große Theilnahme, sah sich die Theater an, von denen nach seiner Angabe damals vier in der Stadt vorhanden waren, er führte ein genaues Reisetagebuch (das leider noch nicht wieder aufgefunden worden ist), und das Schwantheater zeichnete er ab mit geschickter Hand während einer Vorstellung. (Shakespeare war damals nach Stratford abwesend, wie Gaedertz vermuthet, sonst hätte de Witt ihn in seinem Berichte namhaft gemacht.) Diese Zeichnung nebst erklärendem Text ist von Gaedertz in einer Copie aufgefunden und in Facsimiledruck wiedergegeben worden. Danach war die altenglische Bühne folgendermaßen beschaffen:

Der Zuschauerraum steigt mit drei übereinandergelagerten, Sitzplätze und Galerie enthaltenden Stockwerken amphitheatralisch in die Höhe. Der umschlossene ovale (nicht kreisrunde) Raum ist oben offen. Im Hintergrunde, am Ende der Längsachse, lehnt sich das Garderobehaus an die Wand, von demselben erstreckt sich, etwa bis zur

Brusthöhe eines erwachsenen Mannes, eine große quadratische Plattform, auf Klötzen ruhend, in den Zuschauerraum — das Parterre — hinein. Dies ist die Bühne. Sie kann in zwei Hälften getheilt werden, wenn man zwischen den das vorspringende Dach des Hinterhauses tragenden Säulen, die etwa bis zur Mitte der Plattform reichen, einen Vorhang aufspannt. Vom Hinterhause führen zwei Thüren auf die Bühne, über denselben erblicken wir sechs durch Säulen getrennte Balkonlogen; hier sitzen die Schauspieler, wenn sie in der Scene nicht beschäftigt sind, auch die Vornehmen schauen von hier aus zu, und die Balkonscenen werden von hier aus gespielt. Coulissen und Decorationen sind nicht vorhanden; auf der Plattform vor den Säulen steht eine Bank. Die Schauspieler treten durch die beiden Thüren des Garderobehauses auf. Die Oekonomie der Shakespeare'schen Stücke erklärt sich durch die Oekonomie seiner Bühne; er hatte eben noch phantasievolle Zuschauer, und es begreift sich, daß der Eindruck jener Dramen um so stärker war, je stärker in der Einbildungskraft seines Publikums das Mitschaffen neben dem Aufnehmen angeregt wurde. Die zweite Entdeckung, diesmal eine hypothetische, betrifft das Rüpelspiel im „Sommernachtstraum". Aus der Thatsache, daß ein von Lukas Cranach herrührender Titelholzschnitt, den jämmerlichen Ausgang der Liebe zwischen Pyramus und Thisbe darstellend, sich auf einer mit dem Gegenstande in keiner Weise zusammenhängenden Reformationsschrift der zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts (in Wittenberg gedruckt), sowie auf einem in England 1553 erschienenen Buche findet, combinirt Gaedertz das Vorhandensein einer deutschen Bearbeitung der Sage, deren englische Bearbeitung Shakespeare zu seinem Zwischenspiele benutzt haben könnte. In der That, ein überraschendes Ergebniß, dem wir durch weitere glückliche Funde Bestätigung wünschen.

Die zweite Schrift bringt aus amtlichen Quellen ein massenhaftes Material herbei zur Theatergeschichte der drei Städte Hildesheim, Lübeck und Lüneburg. Schade, daß wir in die interessanten Einzelheiten hier nicht eindringen können. Es sind Bausteine für eine zusammenhängende Darstellung, die sich Gaedertz selbst vorbehalten hat und wozu wir ihm von Herzen die Muße wünschen, die er selbst am Schlusse der Sammlung für sich begehrt. Bestimmte Züge sind typisch in diesen Urkunden. Ein Schulvorstand bittet um Erlaubniß, mit seinen Schülern eine Komödie agiren zu dürfen; es wird ihm verstattet, aber er soll darauf sehen, daß die jungen Leute darüber nicht die Lectionen vernachlässigen oder ausarten und Unfug treiben. Es wird versprochen; aber zuletzt gibt es doch zu klagen. Oder fahrende Komödianten, meist englische, bitten um Erlaubniß, in der Stadt sich produciren zu dürfen; sie versichern, daß in ihren Stücken nichts Aergerliches oder Anstößiges vorkomme; aber kaum sind sie warm geworden, so schreit die Geistlichkeit Wehe über das gottlose oder lockere Wesen, und die armen Komödianten, die das nächste mal kommen, finden verschlossene Herzen und unfreundlichen Empfang. Es war eine engherzige Zeit, und die armseligen Erben der Reformation rissen die Blumen aus dem deutschen Leben. Es begegnet ihnen dann wol, daß ein gottloser Komödiant sich gegen den Herrn Superintendenten auf Dr. Luther's eigene Worte beruft, der einem ehrbaren Spiel nicht abhold gewesen ist. Unter den mitgetheilten Spielverzeichnissen finden sich Shakespeare'sche Stücke: „König Lear", „Titus Andronicus", „Julius Cäsar", aber auch ein „Dr. Johannes Faustus", ein „General Wahlstein". Aus den aufbewahrten Rechnungen ersehen wir, daß die Kosten eines Ballets sich zuweilen auf 290 Thaler beliefen, eine ungeheuere Summe, nicht nur für jene Zeit. Auch in diese Verhältnisse spielt der unselige Krieg hinein: noch in den fünfziger Jahren wird die Erlaubniß zum Spielen häufig verweigert im Hinblick auf die traurigen Zeitläufte; oder es wird fremdem Soldatenvolke verstattet, an den Fastnachtsumzügen sich zu betheiligen, um ein paar Groschen zu verdienen, da der Sold ausblieb.

Die dritte Veröffentlichung geht vorwiegend den Germanisten von Fach an; sie führt uns in die Zeit der Anfänge Jakob Grimm's und in die rastlosen Studien Hoffmann's von Fallersleben. Daran schließt sich ein interessanter Brief der Karschin, worin sie ihre Sünde beichtet, daß sie den lieben Freund Gleim durch ein Pasquill verunglimpft hat. Sie ist untröstlich über seinen Groll. Doch war der Dichter nicht unversöhnlich. Den Schluß bildet ein Handschreiben Klopstock's in seiner selbsterfundenen Orthographie.

Das neue Material, welches Gaedertz, theils durch glückliche Funde, theils durch mühevolles Forschen der Wissenschaft erworben hat, wird dieselbe dankbar entgegennehmen.

Heinrich Löbner.

Vom Congo und aus Westindien.

1. Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885. Von Hermann Wißmann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Müller. Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 18 M.

Von der nächsten südlichen Nachbarschaft des Erdgleichers bis zum zwölften südlichen Parallelkreise dehnt sich durch das tropische Westafrika eine Sonderprovinz des großen Congogebiets aus. Wir nennen dieselbe nun das Kassai-(Kassâï-)Gebiet, seitdem uns dieses Land wie in seiner sonstigen Natur, so auch in seiner hydrographischen Eigenart durch die erfolgreiche Expedition Lieutenant Wißmann's und seiner wackern Gefährten kundgeworden ist. Denn das Hauptergebniß dieser mehrjährigen Forschungsreise

war eben dieses, daß die großen dortigen Stromadern nicht in eintönigem Parallelismus nebeneinander nordwärts dem Congo zueilen, sondern daß sie ein für westöstliche Stromfahrt höchst günstig geflochtenes Netz bilden, indem sie sich zweigartig von rechts und links dem Kassai anschließen, der uns nun als der allerwichtigste Seitenast des ganzen Congosystems auf der linken Stromseite erscheint. Der Name Kassai ist freilich nicht überall von den anwohnenden Eingeborenen diesem mächtigsten Vasall des Kaisers Congo zuertheilt worden; doch in seiner größern obern Hälfte heißt er auch bei den dortigen Negervölkern Kassai und die Wissenschaft kann sich nicht an die barbarische Willkür der Vielnamigkeit einer und derselben Wasserader kehren. Nach der Aufnahme des herrlichen Lulua, dann des wasserreichen Sankuru büßt der Kassai seinen bisherigen Namen ein, man hört ihn mit Ausdrücken bezeichnen, die wie „N'Saire" überhaupt Fluß bedeuten (daher lernten wir ja noch kürzlich in der Geographiestunde auch neben dem Namen Congo für den Hauptstrom sehr überflüssig den Namen „Zaïre", d. h. N'Saire), oder man gewahrt, daß die Neger auch hier wie am Congo selbst dem aufnehmenden Flusse den Namen des eben aufgenommenen Nebenflusses zuertheilen, also z. B. den Kassai abwärts der Sankurumündung Sankuru (oder Sankulu, Schankulu) nennen; erst ganz zuletzt heißt der vielnamige Kassai Kwa.

Der Reiz und der dauernde Werth des vorliegenden Werks liegt darin, daß Natur wie Bevölkerung des durchzogenen Gebiets uns von der Hand der Expeditionsmitglieder selbst in Wort und Bild vortrefflich geschildert werden. Da finden wir nichts von schönmalerischen Phrasen, aber auch nichts von jener grauen Theorie, nach welcher das Congogebiet nichts als eine dürre Steppe von Lateritboden sei, nur da von schmalen Waldstreifen durchsetzt, wo Flüsse mit ihrem Grundwasser die Ufer tränkten. Thatsachenstark und wahrheitsvoll vielmehr entrollt sich uns das Bild von Land und Leuten jenes weiten, der Wissenschaft eben erst erschlossenen Raums.

Es wird uns nicht verhehlt, daß schon auf dem Wege bis an die Grenze des Congostaats (welche Kassai und Lulua mit dem sechsten Parallelkreise schneidet) weite Savannenfluren sich dehnen ohne jeden dichtern hochstämmigen Waldwuchs, theils reine Grassavanne („Campine"), theils Baumsavanne, worunter die in Afrika so häufig begegnende parkartige Landschaftsform verstanden wird, d. h. ein Gemisch hochwüchsiger (4—6 Meter hoher) Gräser mit vereinzelten Bäumen oder niedrigem Buschwalde. Dichter Urwald begleitet vorwiegend die Bach- und Flußufer, da sind Stämme von 5 Meter Umfang keine Seltenheit, zu Bauzwecken gefällte Riesenbäume ergaben mitunter 50 Meter Höhe bis zu den ersten Aesten und 18 Meter Kronenhöhe, also wahrhafte Kirchthurmgröße. Wild wächst der Kaffeebaum in diesen Uferdickichten, desgleichen die rankende Landolphia florida, aus deren Milchsaft der vorzügliche afrikanische Kautschuk stammt, und die nützlichste aller westafrikanischen Palmen, die fiederblätterige Oelpalme.

Wer sich davon überzeugen will, daß hiermit keineswegs jener Pessimismus von dem Congolande als einer Hungersteppe mit unbedeutenden Waldlinien, sogenannten Galeriewäldern, längs der Flüsse eine Stütze findet, der erwäge die interessanten Ergebnisse der Schätzung des Procentantheils, welchen die oben unterschiedenen drei Landschaftsformen an der Gesammtfläche des Bodens für sich in Anspruch nehmen. Da steigt der Urwald auf 20, ja, vom Kassai ostwärts auf 30 Procent, die Baumsavanne aber auf 30—60 Procent! Die vermeintliche Steppe ist mithin viel waldreicher als das Deutsche Reich, von welchem nur 25 Procent auf den Wald entfallen.

Und welch ein reiches Thierleben entfaltet sich dort in Wald und Grasflur, im Flusse und in den Lüften! Die Gänge eines Jagdmahls der Expedition werden manchem deutschen Nimrod den Mund wässern: „Elefantenschwanzsuppe, Reiherbrust, Elefantenzunge, Filet von Flußpferd, Elefantenmilch." Man tafelt natürlich im Grünen und gelegentlich senken sich Weihen hernieder, vom frischen Fleischgeruch angelockt; sie kennen noch nicht die Tücke der Menschen mit der mörderischen Schußwaffe: unbefangen holen sie sich die Fleischreste, nehmen im Fluge einen guten Bissen, den ihnen die bedienenden Negerburschen mit hochgehobener Hand reichen. Oft stört ein vom Flußboote über das stille Gewässer abgefeuerter Schuß ganze Scharen von Pelikanen, Gänsen, Enten auf; einmal traf man eine Heerde von 84 Flußpferden, in deren Mitte gerade ein paar Bullen wüthend miteinander kämpften, daß Schaum und Wasser hoch emporspritzten.

Die frisch entdeckten Negervölker des Kassailandes sind in Sitte und Tracht recht verschieden, gehören aber allesammt zu den Bantus, d. h. zu der von Kamerun bis ins Kaffernland, vom Rande der Kalahari bis zu den Nilseen ausgebreiteten Gruppe der sprachlich so einheitlichen südafrikanischen Gruppe von Negervölkern. So feindlich diese Schwarzen der Expedition gegenüber auch des öftern auftraten, die Fremden mit wildem Kriegsgeheul, die Waffen kampfbereit in der Hand empfangend, so stehen sie doch alle auf nicht geringfügiger Gesittungsstufe. Sie bauen die mehlreichen Maniokknollen auf ihren Feldern, pflücken die Bananenfrüchte von müheloser gepflegten Beeten, halten Hühner und Hunde, Schweine und Ziegen, bewohnen Dörfer aus gut gebauten Giebelhäusern und befahren ihre fischreichen Ströme mit recht dauerhaft und zweckmäßig hergestellten Ruderkähnen. Wie alle Neger kennen auch die des Kassaigebiets das Eisen, mit dem sie ihre Pfeil- und Lanzenspitzen bewehren, aus dem sie ihre Messerklingen fertigen.

2. Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Reisen in Centralafrika von Curt von François. Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und einer Uebersichtskarte. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 6 M.

Nach der Betheiligung an der Wißmann'schen Kassai-

expedition unternahm Lieutenant von François noch eine Reise zur Erforschung zweier mehr nördlich ziehender Nebenflüsse derselben linken Congoseite: des Tschuapa, der dicht am Aequator (bei der neugegründeten Aequatorstation des Congostaats „Aequatorville") mündet, und des bereits der nördlichen Erdhälfte angehörenden Lulongo.

Er machte die Fahrt auf dem Dampfer Peace der englischen Baptistenmission an der Seite des um die Afrikaforschung hochverdienten Missionars Grenfell; auch dessen Gemahlin, eine Kamerunnegerin, befand sich mit an Bord des kleinen Flußdampfers, desgleichen waren unter der Schiffsmannschaft die beiden Maschinisten intelligente und anstellige Kamerunneger.

Zuerst fährt der Dampfer also den Congo hinauf gegen den Gleicher zu. Die Ortschaft Bolobo liegt schon im Rücken; das linke Congoufer zeigt 20 Meter hohe, stellenweise steile und bis herab an den Strom bewaldete Hänge; vom rechten Ufer sieht man nichts wegen der vorlagernden, dicht bewaldeten Flußinseln. Die ganze Landschaft fesselt durch reizende Abwechselung:

Nicht wenig trugen die Farbenwechsel zu der Mannichfaltigkeit bei. Im hellen Lichte der frühen Nachmittagssonne prangte hier das frische Grün der Grasinseln und vieler Bäume, so des 18 bis 20 Meter hohen Guttaperchabaums, die breiten dunkeln Blattkronen des ebenso hohen schönen Kopalbaums, der Ebenholzbaum mit seinen dunkelgrünen lederigen Blättern und zottigen Blüten, dunkle Mimosensträucher, die verschiedensten Palmenarten, von denen die Blattwedel der Oelpalme alles andere überragten. Durch das Gras, die Sträucher und Bäume schimmerten die verschiedensten Blüten und Früchte, wie die 50 Centimeter langen violetten Blumenrispen eines Rohrs, die weißen Blüten des wilden Kaffeestrauchs. Dazu kam die prachtvolle Spiegelung in dem braunen, wol 300 Meter breiten Stromarme, die alles doppelt erscheinen ließ. Kurzum, eine Fülle von Naturschönheiten trat uns entgegen.

Dabei fehlte natürlich auch die lebendige Staffage durchaus nicht. Die Inseln zwar zeigten sich unbewohnt, denn sie werden vom Strome alljährlich, wenn die Regen seinen Spiegel um mehrere Mannshöhen erheben, überschwemmt. Aber am Stromufer reihte sich Dorf an Dorf. Neugierige und zutrauliche braune Menschen beeilten sich alsbald, Lebensmittel und Holz im Tauschhandel anzubieten; pfeilschnell schossen ihre schlanken Boote über den glatten Strom dem Dampfer zu, dessen ungewohnter Wellenschlag dieselben freilich mit Kenterung bedrohte, sodaß die Insassen dem durch geschickte Balancierbewegungen entgegenarbeiten mußten.

Bei der Aequatorstation entzückte die Ueppigkeit der natürlichen Vegetation ebenso wie die sorgfältige Bestellung des Bodens seitens der Eingeborenen. Zwischen den Häusergruppen lagen Anpflanzungen von Bananen, Zuckerrohr, Mais und süßen Kartoffeln, die Hütten selbst im Schatten schöner Oelpalmen, großblätteriger Mukama- und dichtlaubiger Lizesse-Akazien, die zur Gummigewinnung benutzt werden.

Im Gewässer eines Bachs, der dazu oben und unten abgedämmt ist, sieht man Frauen und Mädchen beim Fischfange beschäftigt. Während einige das nur spärlich zufließende Wasser mit Körben und Kürbisschalen über den Damm unterhalb befördern, untersuchen andere Wasser und Schlamm mit Auge und Fuß auf Fische. Ab und zu fährt dann eine der Fischerinnen mit den Armen hastig ins Wasser und fast jedesmal greift sie ihre Beute. Ueberhaupt lastet die Arbeit, auch der Feldbau, auf den Weibern, während die Männer auf der Bärenhaut liegen, wie weiland die vielbesungenen Germanen „auf beiden Ufern des Rheins". Frauen sind bei allen diesen Negern Waare. Kauft ein Ehemann sich eine neue Frau, der er vielleicht wegen Schönheit und Jugend nicht so ganz traut, so fesselt er sie wol am Handgelenk an eine verlaßlichere Gattin tagsüber — eine seltsame „Ansiegelung"!

Am Lulongo begegnet das Negervolk der Kakata:

Sie sind mittelgroß, von nicht sehr kräftigem Körperbau. Männer und Weiber, besonders aber die letztern, sind reich tätowirt. Die Männer trugen die Haare mittelkurz, die Weiber in kleinen Zöpfen. Wie überall kamen aber daneben die verschiedensten andern Frisuren vor. Als einzige Kleidung hatten die Männer Hüfttücher von rothgefärbtem Palmfaserstoff und die Weiber um die Hüften eine Schnur, von welcher roth- oder schwarzgefärbte fußlange Palmfasern herunterhängen. Die Bewaffnung bestand aus sehr schön geschäfteten Lanzen, Speeren und Messern von den verschiedenartigsten Formen.

Der Tschuapa, der bedeutendste der linksseitigen Nebenflüsse des Congo nächst dem Kassai, eröffnet den künftigen Handelsfahrten ähnlich wie das Kassaigeflecht eine sehr günstige weströstliche Straße zur Vermeidung des bis zum zweiten nördlichen Parallelkreise sich ausdehnenden großen Bogens des Hauptstroms. Dazu sind die Waldungen am Tschuapa reich an Kopalbäumen; ihnen zur Seite wächst Kaffee, Baumwolle und Taback wild.

Da, wo François' Entdeckungsfahrt auf dem Tschuapa nahe dem ersten südlichen Parallel endigte (an einer Stelle, wo der Tschuapa kaum 80 Kilometer entfernt ist von seinem großen aus Süden zum Congo strömenden Nachbar, dem Lubilasch), traf man auf einen Stamm jener merkwürdigen Zwergvölker, welche im südlichen Theile des Congobeckens über ein ungefähr dem Königreiche Baiern an Größe gleichendes Areal zerstreut wohnen, mitten unter Negern, denselben aber in Aussehen und vollends sprachlich durchaus nicht verwandt. Sie selbst nannten sich Bapoto. Die Männer waren etwa 1,4 Meter groß, ebenmäßig gebaut, einige mit leichtem Kinnbart, in Felle gekleidet (als Jägerstamm), bewaffnet mit Speeren, kleinen Bogen und vergifteten Pfeilen. Die reißenden braunen Fluten des Tschuapa befahren sie in winzigen Kanus, welche nur für zwei Platz haben. Die Frauen waren höchstens 1,2 Meter groß, auch gut gewachsen, aber verhäßlicht durch aufgestülpte Nasen.

Man hat neuerdings so viel gespottet über diesen am grünen Tische verfertigten Congostaat, der ja doch nur auf den Landkarten existire, thatsächlich bestehend aus nutzlosen Einöden und sogenannten Unterthanen, die vom Vorhandensein dieses Staats gar nichts ahnten, ebenso wenig als von ihrem Souverän, dem Könige der Belgier,

der Millionen über Millionen auf die Durchforschung dieses Landes, die Organisirung jenes Staats verwendet hat. Wir aber möchten uns ganz und gar auf die Seite des nüchtern und unparteiisch urtheilenden Verfassers des in Rede stehenden Reisewerks in dieser Beziehung stellen. Gewiß sind gar manche Fehler bei diesem großartigen Unternehmen des hochherzigen Königs Leopold II. begangen worden. Auch Misgriffe sind geschehen in der Wahl der ausführenden Organe, der Beamten des Congostaats. Doch versichert der Verfasser: „Die Congoregierung verfährt mit großer Umsicht und Stanley hat Großes geleistet.“ Nur darf man nicht vergessen, wie viel Schwierigkeiten in der Sache selbst liegen: ein innerafrikanischer Staat von Brüssel aus regiert, welches von der Congomündung 10380 Kilometer fernliegt, und hinter diesem nächsterreichbaren Punkte ein kataraktenreicher Strom mit seinen Tributären zunächst die einzige Verkehrsmöglichkeit bietend, um ins Innere zu gelangen!

Energisch protestirt der Verfasser gegen den in letzter Zeit als hohe Seherweisheit angestaunten Satz, die Ausbeute dieses Congogebiets werde nie lohnen. Als wenn nicht schon heute dieses Land sehr werthvolle Erzeugnisse darböte und als wenn der Anbau einträglichster Tropenproducte auf dem dereinst geklärten Boden dieses riesengroßen Landraums unter tropischer Sonne und tropischem Regen zu bezweifeln wäre!

Hier noch ein Gesammturtheil und die Begutachtung der Frage nach den Gesundheitsverhältnissen der europäischen Beamten und Kaufleute im Congolande:

> Nach meiner Ansicht kann der Europäer in Innerafrika ohne besondern Nachtheil für seine Gesundheit wohnen und sogar einige Stunden am Tage arbeiten. In der Mehrzahl der Tage im Jahre ist der Himmel bedeckt und dann ist die Temperatur sehr erträglich. Auch an den klaren, sonnenhellen Tagen ist es wol möglich, früh von 5 bis 8 Uhr und abends von 4½ bis 6½ Uhr, also fünf Stunden, zu arbeiten. Bewegung ist sogar ebenso nöthig wie bei uns. Nur müssen alle Dinge noch sorgfältiger vermieden werden, welche wie bei uns die Gesundheit schädigen können: Zug, Erkältung und unbedeckter Aufenthalt in der Sonnenglut. Ich bin der festen Ansicht, daß das ganze Congounternehmen Erfolg haben wird, sobald eine Eisenbahn die Kataraktengegend des untern Congo umgeht. Das Ganze ist eben kein Unsinn und kein Schwindel, sondern ein Culturwerk von weittragender Bedeutung.

3. Reise Sr. M. Schiffes „Zrinyi“ über Malta, Tanger und Teneriffa nach Westindien in den Jahren 1885 und 1886. Auf Befehl des k. k. Reichskriegsministeriums, Marine-Section, mit Zugrundelegung der Berichte des Schiffscommandanten, zusammengestellt von J. Freih. von Benko. Wien, Gerold's Sohn. 1887. Gr. 8. 4 M.

Die österreichische Glattdeckscorvette Zrinyi erhielt vom k. k. Kriegsministerium Befehl, am 1. September 1885 eine transatlantische Reise anzutreten, und zwar dabei die ihres Handels wegen wichtigsten Punkte des westindischen Archipels zu besuchen. Neben der Ausbildung von Stab und Mannschaft war Hauptzweck dieser Fahrt Wahrnehmung der commerziellen und consularischen Interessen der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie in jenen Gebieten.

Das vorliegende Werk liefert unter Benutzung der einschlägigen Literatur auf Grund der an Ort und Stelle empfangenen Eindrücke und gemachten statistischen Erhebungen eine ausführliche Darlegung sowol über die auf der Hinfahrt berührten Inseln Malta und Teneriffa nebst dem Hafenplatze Tanger, als auch über die besuchten westindischen Inseln: Trinidad, die kleinen Antillen, Puerto Rico (misbräuchlich auch hier Portorico genannt), Haïti, Jamaica, Cuba und New-Providence. Regelmäßig wird zunächst das Geschichtliche bedacht, dann das Land mit seinen Bewohnern geschildert, eingehend vor allem bei den wirthschaftlichen Verhältnissen verweilt. Die nautische Berichterstattung über die Reise tritt in den Hintergrund. Ein Anhang gibt werthvolle handelsstatistische Notizen über Westindien.

Alfred Kirchhoff.

Zur Romanliteratur.

1. Vor Tagesanbruch. Roman von Eugen Salinger. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.
2. Der Zuggeist. Erzählung aus dem baierischen Hochgebirge von Maximilian Schmidt. München, Callwey. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.
3. Polnische Geschichten von Sacher-Masoch. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.
4. Immortellen. Novellen von Levin Schücking. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.
5. Das Leben kein Traum. Von Hieronymus Lorm. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 5 M.
6. Neue Korfu-Geschichten. Von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1887. 8. 5 M.
7. Verlorene Seelen. Von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung von Alexandra Erlich. Breslau, Schottländer. 1887. 8. 4 M. 50 Pf.
8. Mimi Schlichting. Ein berliner Roman von Friedrich Roßneck. Berlin, Jacobsthal. 1887. 8. 3 M.
9. Hortense Maillot. Roman von Eduard Cadol. Originalübersetzung. Mannheim, Bensheimer. 1887. 8. 4 M.
10. Vorurtheile. Roman von Friedrich Friedrich. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 8 M.

Fast in allen civilisirten Ländern treibt die Romanliteratur üppige Blüten, aber die Früchte, welche auf diese Blüten folgen, sind nicht immer wohlthuend und erquicklich, weder in ethischer, noch ästhetischer Beziehung, wenn sie auch die geschilderten Zustände ziemlich genau und der Wirklichkeit entsprechend wiedergeben. Was den uns vorliegenden dreibändigen Roman von Eugen Salinger, „Vor Tagesanbruch“ (Nr. 1), betrifft, so entrollt derselbe in culturgeschichtlicher Hinsicht ein vielfach getreues Bild von den politischen und gesellschaftlichen Zuständen in dem russischen Kaiserreiche, wie solche daselbst einige Jahre

nach dem 1856 erfolgten Abschlusse des Friedens von Paris beschaffen waren. Der Dichter führt uns vielfach in die höchsten Gesellschaftskreise ein; wir lernen unter andern genau den schlauen Gouverneur Alexander Feodorowitsch Wergnjew und dessen nicht sehr liebenswürdige Familie kennen, sowie den tapfern und im Grunde ehrenhaften Generallieutenant Wladimir Nikolajewitsch Muranow und den nach russischen Begriffen sehr liberalen Gutsbesitzer Tscherwitschewski, dessen Lieblingsausdruck bei der Besprechung socialer Fragen „historische Entwickelung“ war. Die eigentliche Heldin des Romans ist die deutsche Erzieherin Maria Michailowna, unter ihrem wirklichen Namen Agnes Ritter; die uns vorgeführte Männerwelt weist keine besondere Heldennatur auf, es sei denn Paul Iwanisch Astakow, der umsichtige Verwalter der Güter Muranow's, welcher sich zwar in Deutschland eine höhere Bildung erwarb, trotzdem aber längere Zeit als ein Leibeigener angesehen und behandelt wurde, bis sich schließlich nach Muranow's Tode herausstellte, daß er der Sohn von dessen frühverstorbener Schwester Olga Nikolajewna sei. Hierdurch wurden die Hindernisse, welche eine eheliche Verbindung zwischen Maria Michailowna und Astakow nicht wol zuließen, aus dem Wege geräumt. So schließt der Roman versöhnend ab. Der Deutschenhaß, welcher vielfach in Rußland herrschte und noch in verstärktem Maße herrscht, tritt wiederholt deutlich hervor, namentlich aber wird die Unzufriedenheit vieler russischer Großgrundbesitzer mit der vom Kaiser ins Werk gesetzten Aufhebung der Leibeigenschaft geschildert. Von Interesse ist die Beschreibung einer unter Muranow's Vorsitz abgehaltenen Versammlung russischer Magnaten, in welcher der Grundbesitzer Poljakow sich unter anderm also äußert:

Es handelt sich darum, Stellung gegenüber einem verderblichen Reformplane zu nehmen, dessen praktische Ausführung die Rechte und Interessen des adeligen Grundbesitzes — des Grundbesitzes überhaupt — völlig in Frage zu stellen droht. Um es kurz zu machen: Wir wollen das gute Beispiel vieler unserer Brüder und Standesgenossen im Lande nachahmen, die sich zusammenscharen, um mit allen gesetzlichen Mitteln zu verhüten, daß die von Sr. Majestät unserm in diesem Punkte übel berathenen Zaren beabsichtigte Aufhebung der Leibeigenschaft eine Wahrheit werde. Meine Herren, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, welches Unglück die Verwirklichung einer solchen Maßregel für unser von den Wunden des letzten unglücklichen Kriegs noch nicht geheiltes Rußland sein würde! Sie bedeutet einfach die Revolution in allen socialpolitischen, finanziellen und wirthschaftlichen Verhältnissen des Staats! Die Vertreter des Adels, des Grundbesitzes haben die heilige Pflicht, nicht stillschweigend geschehen zu lassen, was sie nach ihrer Ueberzeugung verwerfen müssen, und deshalb sind auch wir hier versammelt, um den Weg festzustellen, den wir einzuschlagen haben, Se. Majestät gleichzeitig von unserer Loyalität, wie auch in demuthsvoller Weise von der Berechtigung unserer Opposition zu überzeugen.

Der obengenannte Tscherwitschewski entwarf hierauf ein Bild der historisch-politischen Entwickelung Rußlands und suchte den Nachweis zu führen, daß die Leibeigenschaft nicht ursprünglich in Rußland bestanden habe und daß die eigentlich altrussische Institution die des Gemeindewesens und Gemeindebesitzes gewesen sei. Er sprach von dem Zaren Boris Godunow, von Peter dem Großen und erklärte, daß der erstere es gewesen sei, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts die Freizügigkeit der Bauern aufgehoben, während der letztere sogar die persönliche Leibeigenschaft begründet habe. Dann aber erinnerte er auch daran, wie alle spätern Herrscher bemüht gewesen seien, die Leibeigenschaft zu mildern oder gänzlich zu beseitigen. Er verwies in dieser Beziehung auf Katharina II., auf Alexander I., ja, auf den erst kürzlich verstorbenen Zaren Nikolaus, der nur durch die Revolution von 1848 bestimmt worden sei, den Gedanken an die Emancipation der Bauern fallen zu lassen. Den eigentlichen Kern seiner Rede bildete die Beweisführung, daß es unräthlich und thöricht sei, wenn sich der Adel den Forderungen der Zeit verschließe und den Absichten des Kaisers Alexander's II. gegenüber eine zu schroffe Stellung einnehme; er empfahl seinen Zuhörern vielmehr, den Weg der Verständigung und des Compromisses zu betreten und mit vereinten Kräften nach einem die finanzpolitischen und nationalökonomischen Schwierigkeiten der Frage auf möglichst billige und gerechte Weise lösenden Wege zu suchen. Tscherwitschewski blieb selbstverständlich in der entschiedenen Minderheit. Der Name des Romans „Vor Tagesanbruch“ deutet darauf hin, daß mit Kaiser Alexander II. in gewisser Hinsicht eine neue Aera in Rußland anbrach.

Eugen Salinger's Buch ist ein beachtenswerthes Werk.

Im Süden des bairischen Königreichs zieht sich von Westen gegen Osten das mächtige, von allen Seiten durch Thäler abgeschlossene und somit vollkommen für sich dastehende massive Kalkgebirge des Wettersteins, dessen Hauptstock in der vormaligen Grafschaft Werdenfels, dem sogenannten „Werdenfelser Landl“, liegt. Dort steigt „der König aller deutschen Berge“, der an 2960 Meter über das Meer sich erhebende „Zugspitz“ mächtig empor, welcher den ungeheuern natürlichen Grenzpfahl zwischen Baierns und Oesterreichs Landen bildet. Dieser von Sagen umhüllte Gebirgsstock, welcher in alten Zeiten gemeinhin „der Zug“, später „der Zugspitz“ hieß, wird erst in neuerer Zeit „die Zugspitze“ genannt und bildet mit seiner nähern Umgebung die Gegend, in welcher sich die Erzählung „Der Zuggeist“ von Maximilian Schmidt (Nr. 2) abspielt. Die Werdenfelser sind nach des Verfassers glaubhafter Schilderung, wenige Ausnahmen abgerechnet, tüchtige, biedere und arbeitsame Leute. Wiesencultur, Viehzucht, Holz- und Alpenwirthschaft, sowie Fertigung von Dachschindeln, Flößerei, Holz-, Bein- und Horndreherei beschäftigen hier zumeist die Bevölkerung, welche von frühester Jugend an harte und strenge Arbeit gewöhnt ist. Maximilian Schmidt darf mit vollem Rechte als ein Volksdichter bezeichnet werden, denn er schildert sinnig und getreu Land und Leute mit ihren Tugenden und Fehlern; darum wird er auch im Salon nicht minder gern gelesen, als in der Bauernhütte. Wir unterlassen es aber, hier näher auf die erwähnte Erzählung, welche dem Andenken des ersten Zugspitzbesteigers,

des bairischen Generalmajors Joseph Naus, gewidmet ist, einzugehen; dieselbe ähnelt in ihren Grundzügen mehrfach der in Nr. 11 dieser Blätter von uns besprochenen Geschichte desselben Verfassers: „Der Herrgottsmantel.“

Sacher-Masoch's „Polnische Geschichten“ (Nr. 3) enthalten nicht weniger als elf kleinere Erzählungen, die sämmtlich polnische Zustände und Verhältnisse, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, zur Darstellung bringen. Sacher-Masoch's Erzählungstalent ist hinlänglich bekannt und auch wol anerkannt, sodaß wir uns damit begnügen können, drei jener kleinen Geschichten besonders zu beleuchten. Die erste dieser, „Ezech Elchanan“ benannt, schildert den wunderbaren Lebenslauf eines ebenso tapfern wie edeln Juden, welcher durch den Uebermuth eines etwas berauschten Offiziers dazu veranlaßt wurde, als Soldat in den Dienst des Königs Johann Kasimir von Polen zu treten. Es war im Jahre 1655, wo dieser Fürst infolge der kleinrussischen Wirren, des Kosakenkriegs und seiner schwankenden Politik auch noch mit Moskau und Schweden in Krieg gerathen war. Elchanan, welcher als Soldat den Beinamen Krakowski trug, zeichnete sich in verschiedenen blutigen Kämpfen, namentlich in der dreitägigen Schlacht bei Praga, in solchem Grade aus, daß er bald von Stufe zu Stufe stieg und schließlich nach dem Frieden zu Oliva im Jahre 1660 an der Spitze eines Regiments siegreich in Krakau einzog, um seine ihm treu gebliebene Braut Lea, ein Mädchen seines Volks, als Gattin heimzuführen. Eine andere Geschichte handelt von dem wilden Pan Kaniowski, der in den Tagen, wo die stolze polnische Adelsrepublik mit ihrem Untergange zu ringen begann, in den Landen an der Weichsel und am Dnjester ungefähr ebenso gefürchtet war, wie Alba in den Niederlanden oder Tilly im protestantischen Deutschland. Die dritte Erzählung: „Der Krieg der zwei Marien“, spielt gegen das Ende des 18. Jahrhunderts im östlichen Galizien und schließt mit den für die polnische Sache unglücklichen Kämpfen, denen die erste Theilung Polens folgte. Die Hauptheldinnen sind die Aebtissin eines Karmeliterklosters, Maria Stanislawa, und die ebenso kühne wie schöne Maria Kasimira, welche sich bitter befeindeten. Sacher-Masoch's „Polnische Geschichten“ ruhen auf einer historischen Unterlage und sind entschieden lesenswerth, denn sie sind farbenreich und voll dramatischen Lebens.

Levin Schücking's „Immortellen“ (Nr. 4) sind eine Sammlung von vier Novellen: „Hart am Rande“, „Märtyrer oder Verbrecher“, „Deutsche Eroberungen“ und „Ein Freund in der Noth“. Das Buch darf schon wegen der gelungenen Charakterzeichnung der einzelnen uns vorgeführten Personen als eine der bessern Erscheinungen auf dem Gebiete der modernen Unterhaltungsliteratur bezeichnet werden.

Bedeutender allerdings als Schücking's „Immortellen“ ist der zwar auch nur einbändige Roman „Das Leben kein Traum“ (Nr. 5) von Hieronymus Lorm. Wir zählen sonst nicht zu den unbedingten Bewunderern von Lorm's Dichtungen, weil denselben meistens ein stark pessimistischer Zug anhaftet, den schön zu finden wir nicht immer im Stande sind; allein er übertrifft in dem erwähnten Romane an dichterischem Combinationstalente und psychologischer Feinheit ohne Zweifel die erwähnten novellistischen Arbeiten Schücking's, obschon auch letzterer uns manche farbenreiche Bilder und dramatische Scenen vorführt. Die Handlung in Lorm's Romane geht zum größten Theile in Oesterreich, zumeist in Wien oder in dessen Nähe, vorzugsweise in den höhern Gesellschaftskreisen vor sich. Der Hauptheld der Erzählung läßt sich am Schlusse des Romans also vernehmen:

> Wir sind Spielkarten in der Hand des Schicksals und wissen vom Sinn und Zweck des Lebens gerade so viel, als die Whistkarte vom Whistspiele versteht. Eins aber scheint über dem Schicksal zu stehen: wenn sich zwei liebende Menschen gefunden haben. Die Liebe ist kein Traum, sie ist eine schöne Wirklichkeit, und so ist gerade für die Glücklichsten dieser Erde das Leben kein Traum.

Ob und wie weit dieser Ausspruch richtig ist, mag hier dahingestellt bleiben. Unbestreitbar richtig scheint uns auch die folgende Behauptung Lorm's nicht zu sein:

> Die moralischen Grundsätze sind ein todter Schatz, der in den Stunden der Prüfung, wenn es gilt, nach denselben zu entscheiden, wenig Geltung hat. Die moralischen Grundsätze geben dann höchstens den Namen zu unsern Handlungen her, lassen sie als edel oder verwerflich erscheinen, sind aber nicht im Stande, die Handlungen selbst zu bewirken. Diese entspringen aus der Naturanlage, aus dem tiefsten und geheimsten Willen des einzelnen Menschen.

Hans Hoffmann bietet uns fünf „Neue Korfugeschichten“ (Nr. 6), welche er Friedrich Theodor Vischer zur Feier von dessen achtzigstem Geburtstage gewidmet hat. Diese Erzählungen tragen gewiß dazu bei, Land und Leute von Korfu näher kennen zu lernen, namentlich in religiöser Beziehung, wie überhaupt in Hinsicht auf den Bildungszustand der Bevölkerung der erwähnten Insel; den belletristischen Werth des Buchs können wir dagegen weniger hoch stellen. Die Geschichte „Die Gekreuzigten“ ist ein ergreifendes Beispiel von religiösem Fanatismus, der, wie die Erfahrung bereits zu oft gelehrt hat, zu den gröbsten Verbrechen führen kann. Das Buch wird seine Leser finden; ob aber alle daraus irgendeinen Gewinn ziehen, mag dahingestellt bleiben.

Verwandt mit diesen Korfugeschichten sind die beiden Novellen von Elise Orzeszko unter dem gemeinsamen Titel „Verlorene Seelen“ (Nr. 7). Die Dichterin hat sich bereits durch zwei größere Romane „Frauenschicksal“ und „Meier Ezofowitsch“ in weitern Kreisen bekannt gemacht und die bezeichneten Novellen können ebenfalls darauf Anspruch machen, als russische Culturbilder zu gelten. Während die eine dieser Erzählungen unter dem Namen „Nebelbilder“ das Eindringen nihilistischer Ideen in die Gemüther zweier noch jugendlicher Wesen, die den russischen Kreisen nicht einmal angehören, schildert, berichtet die andere, „Jule“, über das traurige Schicksal eines von seiner Mutter herzlos verlassenen Kindes. Erquicklich sind die beiden Novellen nicht, aber bezeichnend für die socialen Zustände in Rußland.

Das Buch von Friedrich Roßneck, „Mimi Schlichting“ (Nr. 8), soll nach des Verfassers eigener Absicht ein Gegenstück bilden zu einem französchen Romane, in welchem eine pariser Hetäre einen unverdorbenen Jüngling aus der Provinz mit allen Künsten der Wollust an sich lockt und ihn ins Verderben stürzt. Roßneck schildert dagegen die Liebe eines edeln Mannes zu einem schönen, aber gesunkenen Mädchen, das zu haben er alle seine Kräfte anstrengt; er hat indeß seine Kraft überschätzt, er vermag sein gewagtes Unternehmen nicht durchzuführen und geht darüber zu Grunde. Wie der Verfasser in einem Vorworte bemerkt, hat er seine Erzählung auf den ausdrücklichen Wunsch des Verlegers als einen „berliner Roman“ bezeichnet.

Der Roman von Eduard Cadol, „Hortense Maillot“ (Nr. 9), welcher uns in einer anscheinend gelungenen Originalübersetzung vorliegt, vereinigt in sich alle Licht- und Schattenseiten eines französischen Romans. Er ist unter allen Umständen pikant und unterhaltend, und wem dies genügt, dem können wir denselben nur angelegentlichst empfehlen.

Bekanntlich zählt Friedrich Friedrich zu den gelesensten der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller, wenn auch seine Dichtungen nicht immer einen gleichen Werth besitzen. Der Roman „Vorurtheile“ (Nr. 10) kommt z. B. nach unserer Ansicht der „Frau des Arbeiters“, „Des Hauses Ehre“ und „Mit den Waffen“, ebenfalls Arbeiten des in Rede stehenden Schriftstellers, an dichterischem Werthe nicht gleich und doch muß derselbe zu den beachtenswerthen Erscheinungen der modernen Belletristik gerechnet werden, sowol der Form wie dem Inhalte nach. Der Verfasser schreibt stets klar und verständlich und, wo es paßt, warm und ergreifend. Die von ihm uns vorgeführten Charaktere sind meist scharf durchdacht und bestimmt wiedergegeben; die Schilderung der Sachlage erscheint, wenn auch hie und da ungewöhnlich, doch niemals unnatürlich. Der Roman „Vorurtheile“ spielt fast nur in einer kleinern Stadt Deutschlands und in deren nähern Umgebung, wo gegen alles verhältnißmäßig Fremde, Neue und Ungewöhnliche gar leicht Vorurtheile bei vielen Bewohnern des Ortes zu entstehen pflegten, die dann zu argen Misverständnissen und Zusammenstößen führten. Dies war z. B. bei dem sich durch Umsicht und Thatkraft auszeichnenden Ziegeleibesitzer Dieter der Fall, der längere Zeit in Amerika gelebt hatte, und bei dem ebenso klugen wie menschenfreundlichen Arzte Dr. Burgis, welcher einige Jahre in Japan weilte. Eine originelle Figur ist der Schreiber Fernando Flinz. Ein Vertreter des bösen Elements und ein gerader Gegensatz zum Dr. Burgis ist der reiche Kaufmann Herzer. Letzterm war der Gedanke, sich von einem Theile seines Vermögens trennen zu müssen, der entsetzlichste, den er kannte. Er genoß von demselben nichts; seine einzige Freude bestand in der Vermehrung seines Reichthums. Wenn Herzer sich eine Entbehrung auferlegte und berechnete, wie viel er dadurch gewann, so bereitete diese Entbehrung ihm Freude und Genuß. Die Erklärung seines wunderlichen, aber unschönen Charakters und seiner ganzen Lebensauffassung lag in seiner Erziehung und seiner Vergangenheit. Als Kind armer Aeltern hatte er eine Jugend voller Entbehrungen gehabt. Seinen Vater hatte er früh verloren. Als er confirmirt worden, war er bei einem Kaufmann in die Lehre getreten. Von seiner armen Mutter hatte er nichts zu seiner Unterstützung erhalten; jeder Pfennig war für ihn von einem großen Werthe; seine Ersparnisse begannen buchstäblich mit Pfennigen und diese engherzige, jugendliche Anschauung war ihm zur Gewohnheit, ja zum Grundsatze für sein ganzes Leben geworden.

Der Roman schließt im ganzen in versöhnender Weise ab; der umsichtige Ziegeleibesitzer Dieter mit seiner liebenswürdigen Frau, der humane Dr. Burgis und der gewissenhafte Fernando Flinz bilden die Lichtpunkte der psychologisch anziehenden Erzählung. Rudolf Doehn.

Aus der Anthropologie.

1. Vorlesungen über die Abstammung des Menschen. Von Karl Snell. Aus dem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben von Rudolf Seydel. Leipzig, Arnold. 1887. 8. 2 M. 50 Pf.

Die Vorlesungen über die Abstammung des Menschen sind fürwahr ganz danach angethan, Aufsehen zu erregen. Sie eröffnen der Entwickelungstheorie einen neuen Ausblick, sie lenken sie mittels unanfechtbarer Beweisgründe und gewinnender Darstellung in eine neue Richtung. Sie sind eine Berichtigung des Darwinismus, welcher die allmähliche Umbildung der Lebewesen dem Zufalle anheimgibt, sie auf äußere Einflüsse zurückführt, welche mit dem Artcharakter des Geschöpfes nichts zu thun haben und ebenso gut wegbleiben könnten. Indem er jedes in den Geschöpfen selbst liegende, von ihnen selbst getragene Entwickelungsgesetz ausschließt, stellt er sich den Fortschritt der Lebewesen innerhalb der natürlichen Auslese oder Zuchtwahl im Kampfe ums Dasein derart vor, daß von allen möglichen zufälligen und auf nichts berechneten Abarten nur diejenigen sich halten und Bestand gewinnen, welche den Organismus für die Erwerbung seiner Lebensbedürfnisse zweckmäßiger ausstatten und ihn den Lebensbedingungen fügsamer gestalten oder anpassen. Natürlich faßt Darwin auch die Anpassung im Gegensatze zu Lamarck, welcher unter ihr die active, erworbene, durch die Anspannung aller Triebkräfte verursachte Anpassung versteht, passiv als eine solche, welche ohne ein irgendwie immer geartetes Hinzuthun von innen sich vollzieht und als bloßes Ergebniß derjenigen Abarten hervortritt, welche sich im Kampfe

ums Dasein nützlich erweisen; sie ist, um es kurz zu sagen, nicht so sehr eine Anpassung, da diese eine gewisse Zielstrebigkeit voraussetzt, als vielmehr ein Angepaßtsein. Desgleichen wurzelt ihm auch der von vielen Thieren zur Schau getragene Schmuck, welcher bei der geschlechtlichen Auslese den Männchen den Sieg über ihre Schönen zu verbürgen berufen ist, nicht in dem innern Bildungstriebe der Männchen. Es fehlte nur noch um der lieben Harmonie willen, daß die Weibchen bei Entgegennahme der Bewerbungen der aufs schönste und zierlichste herausstaffirten Männchen durch die Noth des Zufalls und nicht durch den eigenen Trieb sich bestimmen ließen! Dem Geiste Snell's indeß widerstrebt es, die Entwickelung eines Naturreichs, welchem auch die Blüte und Krone der Schöpfung angehört, von kleinlichen Zufälligkeiten abhängig zu machen. Im Gegensatze zu Darwin, welcher der Stellung des Menschen in der Natur nur eine ganz geringe Aufmerksamkeit schenkt und über seine Herkunft nichts anderes zu sagen weiß, als daß der nächste Ahne des Menschen einen behaarten Körper und spitze Ohren gehabt, wahrscheinlich als nächtliches Thier gelebt und auf dem Baume gewohnt habe, erhebt sich Snell's Naturbetrachtung zu einem Verständnisse der gesammten Naturentwickelung aus dem Gesichtspunkte des Endziels, zu welchem sie hinstrebt und welches sie zuletzt erreicht hat — aus dem Gesichtspunkte des Menschen. Daß der Mensch auf dem Wege der Entwickelung, durch Umgestaltung aus niedern Zuständen, aus der Natur entsprossen ist, hat für unsern Verfasser schon in frühen Lebzeiten festgestanden. Nach und nach reifte in ihm eine durchgebildete Anschauung dieses Entwickelungsprocesses als eines Processes, in dem das innere Triebleben in den Naturwesen, ein immer höher ringendes Zielstreben der treibende Grund ist, der zuletzt den Menschen an das Ende der auf diese Weise sich ergebenden Stufenreihe des Lebendigen setzt. In Uebereinstimmung mit dem Ausspruche Eduard von Hartmann's: „Es zweifelt wol niemand, daß bei jeder Art von Entwickelung in dem Anfangszustande dasjenige implicite enthalten gewesen sein muß, was in dem Endzustande explicite zum Vorschein kommt", bekennt er sich zu dem Standpunkte, daß das Menschliche nicht etwas spät Auftretendes gewesen, was auf ein längst vorhandenes und vollständig entwickeltes thierisches Leben aufgepfropft worden, sondern vielmehr so ursprünglich ist als das Leben selbst. Eine vieltausendjährige Nacht der Thierheit, von keinem Schimmer des Menschlichen erleuchtet, hat es nie gegeben in diesem Erdenleben. Ist es doch allgemein zugestanden, daß es unter den Wirbellosen ganze Klassen von Geschöpfen gibt, deren organischer Bauplan ihnen die Entwickelung zum Wirbelthiertypus unmöglich macht. Ebenso hegt niemand einen Zweifel daran, daß es unter den Wirbelthieren ganze Klassen von Geschöpfen gibt, denen die Entwickelung zu dem höhern Typus des Säugethiers unmöglich ist. Schließlich besteht kein Zweifel, daß es unter den Säugethieren große Reihen von Geschöpfen gibt, denen der Weg zur Menschwerdung ein für allemal verschlossen ist. Folglich muß allen den Reihen von Geschöpfen, in denen auf einer einmal erreichten Organisationsstufe die Fähigkeit zur Ersteigung der nächsthöhern Organisationsstufe erloschen war, eine andere Reihe von Geschöpfen gegenübergestanden haben, in welchen diese Fähigkeit fortwährend erhalten blieb und in welcher immer die Ersteigung der nächsthöhern Organisationsstufe sich vollzogen hat. Unter denjenigen Geschöpfen, welche sich zu einer nächsthöhern Stufe der Organisation emporgerungen hatten, trat dann ein Unterschied ein zwischen solchen, welche es, von der erreichten Organisationshöhe vollauf befriedigt, bei derselben bewenden ließen, und solchen, in welchen die immer wachbleibenden Triebkräfte einer höhern Organisation zu immer weiterm Streben und Ringen aufstachelten. Die Reihe der letztern wird von Snell der Grundstamm der Schöpfung genannt. In dieser nie stillstehenden Reihe liegt die ganze Vorfahrenschaft des Menschen, welcher der Schlußstein jener Reihe ist. Also ist der Mensch nicht aus Vorstufen entstanden und herausgewachsen, in welchen keine Spur des Menschenwesens enthalten war, und welche ihrem Grund und Wesen nach nicht irgendwie schon als menschlich angesehen werden müßten. Es gibt nur eine allmähliche Entfaltung des Menschen, und in derselben mag man von Stufen, die zeitlich aufeinander gefolgt sind, sprechen, aber einen Zeitpunkt der Entstehung des Menschenwesens gibt es nicht. Wenn man von dem Alter des Menschengeschlechts auf Erden redet, so kann dies keinen andern Sinn haben, als die geologische Epoche zu bestimmen, in welcher das heranreifende Vernunftgeschlecht der jetzigen Körperbildung theilhaftig geworden war. Der Grundstamm der Entwickelungsreihe ist für unsern Naturforscher der Stammbaum des Menschen, seine entarteten Abzweigungen sind die Stammbäume der Thiere. Er unterscheidet sich von Darwin durch die Behauptung, das Menschliche sei das Prius der ganzen irdischen Lebewelt, das Beschränkte sei aus dem universell Angelegten, das Thierische aus dem Menschlichen hervorgegangen.

2. Ueber Telepathie. Von F. Wollny. Leipzig, O. Wigand. 1888. 8. 60 Pf.

Der Ausdruck Telepathie stammt von Mr. Myers und wurde zum ersten mal in einem Aufsatze gebraucht, welchen Myers mit Gurney vereint in der „Fortnightly Review" (März 1886) veröffentlichte. Er bedeutet wörtlich „Fernwirkung" und bezeichnet die neuestens im Umlauf befindliche Fähigkeit, aus der Ferne Gedanken und Empfindungen zu belauschen, von weit her das Geistesleben eines Individuums auf das andere zu übertragen. Diese Uebertragung des Geisteslebens ist eine Steigerung oder Potenzirung der aus unmittelbarer und nächster Nähe von einer Person auf die andere sich erstreckenden Einwirkungen, wie sie in den öffentlichen, auf das Gedankenlesen und den Hypnotismus bezüglichen Schaustellungen in neuester Zeit zu jedermanns Anschauung

gebracht worden sind. Ueber die Wurzel und den geheimen Ursprung der geistigen Fernwirkung wurde zu dem großen Publikum bisher nur in Räthseln geredet. Wollny steckt sich daher, zumal er selbst unter derselben zu leiden gehabt hat, im Interesse des Heils und der Wohlfahrt der Menschheit das Ziel, den über die Telepathie gebreiteten Schleier zu lüften.

Die Aufgabe, welche das Büchlein sich setzt, kann nur löblich genannt werden, und es unterliegt auch keinem Zweifel, daß der Verfasser den ersten Schritt zur Lösung jener Aufgabe gethan hat, — freilich nur den ersten Schritt, nachdem er in der Einleitung selbst das Geständniß ablegt, daß er aus den unmittelbaren Einwirkungen, die er erfahren, auf die Ursachen, aus welchen dieselben sich herleiten, ohne unmittelbare Anschauung derselben lediglich nur auf divinatorischem Wege und auf Grund der über den Gegenstand gepflegten Lektüre Schlüsse ziehe. Er steht auf dem einzig richtigen Standpunkte, daß alles, was in der Welt geschieht, seine natürliche Ursache haben müsse, daraus es zu erklären ist, und theilt sich mit Demokrit und Epikur in ihre von Lucian überlieferte „diamantene Grundregel", „Unglauben entgegenzubringen", wo es sich um falschen Schein handelt, „immer anzunehmen, was sich als wahrscheinlich erweist, und, wenn sich überhaupt keine Art der Erklärung auffinden läßt, von vornherein überzeugt zu sein, daß einem die besondere Art der Täuschung entgangen sei, daß alles, was sich da scheinbar erweist, eine Täuschung sei, und daß es unmöglich geschehen könne". Demgemäß strebt er eine mechanische Begründung der unsichtbaren und lautlosen Telepathie durch ein natürliches Medium an und er findet dasselbe in der künstlichen Verstärkung der sich naturgemäß aus der Eigenschaft des thierischen Magnetismus ergebenden gegenseitigen Anziehung durch eine willkürlich auf die menschliche Organisation gelenkte Kraft der magnetischen Anziehung, wie sie durch größere Massen des auch über Scheidewände hinweg sich äußernden magnetischen Eisens bewirkt wird. Verhält sich der Beobachtende rein leidend und gibt er sich ganz dem Zuge der magnetischen Anziehung hin, wie sie der Beobachtete auf Grund der zwischen beiden hergestellten unnatürlichen Verbindung ausstrahlt, so kann es im Laufe der Zeit und bei der nöthigen Aufmerksamkeit dahin kommen, daß er den Empfindungen und Gedanken des letztern folgt und ihrer selbst theilhaftig wird, soweit seine eigene Gefühls- und Verstandesbildung es gestattet. Verhält sich der Beobachtende dagegen mehr thätig, indem er sich frei den eigenen Empfindungen, Willensregungen und Gedanken in der ausgesprochenen Absicht der Mittheilung derselben an den im magnetischen Bannkreise befindlichen Partner hingibt, so kann dieser, falls sein Bildungsgrad ein untergeordneter ist, mit der Zeit in eine solche Abhängigkeit von jenem versetzt werden, daß sich sein ganzes Seelenleben dem des Beobachters völlig anschmiegt und er lediglich als Organ oder Werkzeug desselben erscheint. Er wird unter dem Einflusse dieser künstlich hergestellten geistigen Abhängigkeit sich selbst dermaßen entrückt, daß er in den unter dem Namen des Hypnotismus bekannten Zustand verfällt und die auf ihn übertragenen Vorstellungen zu eigentlichen Visionen werden.

Die schädlichen Wirkungen der Telepathie liegen klar zu Tage. Sie birgt, so sie sich in dem allgemeinen Verkehre ähnlich dem Telephon einbürgern sollte, eine schwere Gefahr für die individuelle Freiheit und Selbständigkeit der Menschen, welche in ihrer Individuation eine Welt für sich bilden und sich als eine Sonderwelt fühlen, in sich und ist geeignet, die Gesellschaft der bunten Mannichfaltigkeit zu berauben und in eine unterschiedslose, gleichförmige Masse umzuwandeln. Und wie den Eigenbau des Geistes, so bedroht sie auch die Entwickelung des Körpers; kommen doch Verkrüppelungen und Verzerrungen in wahrhaft erschreckender Zahl an den Körpern derer vor, an welchen das Hellsehen sich erprobt hat. Dieses richtet sich hierdurch von selbst. Der Wirksamkeit des Denkens, Empfindens und Wollens ist durch die harmonische und ideale Bildung des Menschen die Richtung gegeben. Der menschliche Geist erfüllt seinen Beruf nur dann, wenn er den gesunden und natürlichen Antrieben der Wißbegierde folgt und sich der ihm von der Natur gezogenen Grenzen deutlich bewußt wird. Nur an Einer Stelle mögen daher die magnetisatorischen Einwirkungen eine berechtigte Anwendung erfahren: in der ärztlichen Behandlung des schwachen, entkräfteten menschlichen Organismus an den der Krankenpflege besonders gewidmeten Stätten.

Ob auch in dem besprochenen Büchlein so viel von Anziehung die Rede ist, so vermag es doch keine Anziehungskraft zu üben. Der Verfasser hat der Form desselben wenig oder gar keine Aufmerksamkeit zugewendet. Der Stil ist so nachlässig, die Sätze sind so schleppend, verworren und verschlungen, daß der Leser eines Ariadnefadens bedarf, um sich durch das Gestrüpp hindurchzuwinden.

3. Sammlung von Actenstücken, als da sind: Eingaben und Adressen in Sachen der gemeingefährlichen Einwirkungen durch Magnetisation auf telepathischem Wege, an verschiedene Behörden, Vereine u. s. w. gerichtet. Von F. Wollny. Leipzig, O. Wigand. 1888. 8. 60 Pf.

Wollny ist nicht bei bloßen Worten stehen geblieben, er ließ denselben alsbald die That folgen, indem er dem kaiserlichen Reichsgesundheitsamte, dem deutschen Reichstage, dem preußischen Abgeordnetenhause und Herrenhause und dem Vorstande der allgemeinen deutschen Naturforscherversammlung in eindringlichen, von dem Brusttone der Ueberzeugung getragenen Eingaben die Gemeingefährlichkeit der auf telepathischem Wege vor sich gehenden Magnetisation darstellte und ihnen in beredter Weise nahelegte, sich für die Beseitigung und Aufhebung sämmtlicher jener zu Grunde liegenden Einrichtungen einzusetzen. Ein tapferer Kämpe der Wahrheit, hat er den maßgebenden Behörden und Vereinen die von der Telepathie dem öffentlichen und bürgerlichen Leben in physischer, wie nicht minder

in moralischer Beziehung hinzugefügten und drohenden gewaltigen Schäden in ihrem vollen Umfange enthüllt und in zärtlicher Fürsorge darum, daß diese Enthüllungen in verschiedenen Papierkörben sich nicht eines ewigen Schlafs erfreuen, die Oeffentlichkeit mit ihrem vollen Wortlaute vertraut gemacht. Er schließt die Einleitung der Actensammlung mit den zuversichtlichen siegesbewußten Worten:

Dieselben Einwendungen, wie hiergegen, sind erhoben worden, als es sich um die Aufhebung der Sklaverei und der Leibeigenschaft und andererseits um die Einführung so vieler moderner Einrichtungen des öffentlichen Lebens, wie z. B. der Eisenbahn, handelte, deren Ausführung undenkbar geschienen und welche hernach der menschlichen Gesellschaft ein neues Gepräge gegeben haben.

4. Bibliographie des modernen Hypnotismus. Von Max Dessoir. Berlin, C. Duncker. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.

Unter dem „modernen Hypnotismus" versteht Dessoir die junge Wissenschaft des Hypnotismus in der jüngsten Phase ihrer Entwickelung, wie sie durch die französischen Untersuchungen, durch die Forschungen eines Liébeault Richet u. Charcot eingeleitet und begründet worden ist. Es kann dem Verfasser die Anerkennung nicht versagt werden, daß er mit Fleiß und Eifer bemüht war, jede literarische Erscheinung auf dem Gebiete des modernen Hypnotismus zu erwähnen, wobei freilich auch manche Werke aus früherer Zeit aufgenommen sind, denen weniger wissenschaftlicher als geschichtlicher Werth zukommt. Es geschah dies nicht ohne Absicht zum Zwecke der Herstellung des Zusammenhanges der Wissenschaft, zur Erleichterung der quellenmäßigen Darstellung der nahen Vergangenheit, da gerade die eifrigsten Anhänger der neuen Richtung mit den alten Büchern so wenig vertraut sind, daß sie sich immer und immer wieder in Wiederholungen längst bekannter und anerkannter Thatsachen ergehen und in ihren unvermeidlichen geschichtlichen Einleitungen fast ausnahmslos grobe Irrthümer aufweisen. Bernhard Münz.

Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit".

Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von Wilhelm von Giesebrecht. Fünfter Band. Zweite Abtheilung: Friedrich's I. Kämpfe gegen Alexander III., den Lombardenbund und Heinrich den Löwen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 11 M.

Nach einer langen, ganze acht Jahre umfassenden Unterbrechung hat Wilhelm von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" wieder einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan. Die unlängst erschienene zweite Abtheilung des fünften Bandes behandelt die ereignißreichen und für die Entwickelung Deutschlands so hochwichtigen etwa zwanzig Jahre von 1164 bis 1184. Es ist das ein Zeitraum, dessen Geschichte zu schreiben seine besondern Schwierigkeiten hat: das ungewöhnlich innige Ineinandergreifen von politischen und kirchlichen Händeln, die vielfache und auf den verschiedensten Wegen vermittelte Verknüpfung der deutschen Angelegenheiten mit denen nicht blos Italiens, sondern namentlich auch Englands und Frankreichs, und endlich die gerade in dieser Periode besonders stark hervortretende Einwirkung einzelner großer Persönlichkeiten auf den Gang der Ereignisse lassen die Gewinnung einer klaren Einsicht in die vielverschlungene Gesammtentwickelung um so schwieriger erscheinen, als es an jeder zusammenfassenden, auf das Ganze der Zeit gehenden zeitgenössischen Darstellung fehlt, wie wir eine solche für die ersten Jahre der Regierung des großen Staufers in den auf die besten Quellen gegründeten Werken des Bischofs Otto von Freising und seines Fortsetzers Radevicus besitzen. Wol liegt uns gerade für diese Zeit ein außergewöhnlich reiches Material an Briefen, Urkunden und verwandten Quellen vor, welches die von der gleichzeitigen Geschichtschreibung gebotene mangelhafte Auskunft vielfach ergänzt, berichtigt und belebt; immerhin bleibt noch ein recht empfindlicher Gegensatz zwischen dem Reichthume, dem Reiz und der Folgerichtigkeit der Ereignisse und den von ihnen Zeugniß ablegenden historiographischen Werken der eigentlich schöpferischen Thätigkeit des Geschichtschreibers: der Combination, Deutung und Erklärung des Materials ist immer noch ein sehr großer Spielraum gelassen.

In Bezug auf die Forschung bezeichnet Giesebrecht's Darstellung des inhalts- und entscheidungsreichsten Theils von der Geschichte Friedrich's I. einen sehr bedeutenden Fortschritt, nicht blos insofern, als sie die während der letzten zwanzig Jahre im Anschlusse an die fortwährende Bereicherung des Materials entstandenen zahlreichen Einzeluntersuchungen ihren Ergebnissen nach zusammenfaßt, sondern auch insofern, als Giesebrecht selbst in unermüdlichem Fleiße die Forschung selbst nach verschiedenen Seiten hin weitergeführt hat. Zur Zeit ist freilich eine volle Würdigung des da Geleisteten noch nicht möglich, da die dafür unentbehrlichen kritischen Beilagen und erklärenden Anmerkungen, welche das im Text Gegebene wissenschaftlich begründen, einer erst später auszugebenden dritten Abtheilung des fünften Bandes vorbehalten sind.

Die Eigenthümlichkeit Giesebrecht'scher Auffassung und Darstellung des deutschen Mittelalters ist bekannt genug und auch an dieser Stelle früher eingehend gewürdigt worden. Sie tritt auch in diesem neuen Theile des großen Werks gelegentlich deutlich erkennbar zu Tage, erscheint aber im ganzen weniger stark ausgeprägt, gewissermaßen gemildert und ausgeglichen. Zum Theil dürfte sich das allein schon daraus erklären, daß mit Rücksicht auf die fast überwältigende Fülle des Stoffs und die daraus entspringende Schwierigkeit, die wirklich leitenden Momente der Entwickelung bestimmt hervortreten zu lassen, der Geschichtschreiber der deutschen Kaiserzeit sich in dieser Fortsetzung seines großen Werks einer bemerkenswerthen Knapp-

heit und Präcision der Darstellung befleißigt hat, welche der Sache sehr zum Vortheile gereicht hat: die gewaltig bewegte Zeit wird uns in einer Reihe scharf umrissener, farbenfrischer und zuweilen echt plastisch gestalteter Bilder vor Augen geführt. Nur eins vermissen wir auch hier, nämlich den Versuch zu einer eigentlich politischen Beurtheilung der Dinge und Menschen, die gerade bei Ereignissen, wie sie hier berichtet werden, von dem Leser zuweilen verlangt und deren Fortbleiben wie eine Art Enttäuschung empfunden wird. Am meisten fällt diese Zurückhaltung Giesebrecht's bei dem Sturze Heinrich's des Löwen auf.

Hans Prutz.

Feuilleton.

Der dritte (letzte) Theil des Werks: „Die älteste Geschichte des erlauchten Gesammthauses der königlichen und fürstlichen Hohenzollern" von L. Schmid (Tübingen, Laupp, 1888) trägt einen Sondertitel, der bei der großen Zahl derer, die von historischen Specialfragen unberührt bleiben, gerechtes Aufsehen und zwar wegen seiner scheinbaren Selbstverständlichkeit zu erregen vermag. Er lautet nämlich: „Die Könige von Preußen sind Hohenzollern, nicht Nachkommen der fränkischen Grafen von Abenberg des 12. Jahrhunderts". Letzteres ist nämlich nach mannichfachen Vorgängern zuletzt in besonders scharfer Weise von zwei Localforschern noch in neuerer Zeit wieder behauptet worden, vom ehemaligen bairischen Landrichter Haas 1853 und 1858 mit solchem Erfolge, daß die auf Veranlassung König Maximilian's II. herausgegebene Landes- und Volkskunde Baierns „Bavaria" 1865 sich dieser Meinung anschließen zu müssen glaubte, und dann 1869 vom Rechtsanwalt Seefried, der den Satz aufstellte, vom Jahre 1190 an seien die Burggrafen von Nürnberg und alle ihre Nachkommen Abenberger und folglich, nach ihm, welfischen Geschlechts. Andererseits war der lückenfreie und unumstößliche wissenschaftliche Nachweis der Herkunft des nürnberger Burggrafen und damit des preußischen Königshauses von den Zollern'schen Grafen noch nie geführt worden. Die „Hohenzollerischen Forschungen" des Grafen von Stillfried-Alcantara und Dr. Märcker's konnten noch nicht über das gesammte erforderliche Urkundenmaterial verfügen, das dem heute als bedeutendsten Kenner der Zollern'schen Urgeschichte anerkannten Professor Schmid zugänglich geworden ist. In außerordentlich gründlicher und umfassender Weise beseitigt dieser Gelehrte mit allen Mitteln der Geschichtswissenschaft die Streitfrage durch den Nachweis, daß Friedrich III. Graf von Zollern von 1171 bis 1200 und der Burggraf Friedrich von Nürnberg 1192 bis 1200 eine und dieselbe Persönlichkeit sei, Zoller von Geburt und durch seinen ältern Sohn Konrad Stammvater der Könige von Preußen, durch den jüngern Friedrich Stammvater der fürstlichen Hohenzollern. Nach dieser Beweisführung werden die Aufstellungen den obengenannten Gegner auf das sorgfältigste zertrümmert. Die Lektüre dieses starken genealogischen Bandes ist unsern Lesern nun nicht gerade zu empfehlen, aber dem Fachmanne gereicht die feine Arbeit zur Freude und ihr Ergebniß wird auch den um die Streitfrage oder die Zweifel unbekümmert Gewesenen, sobald er einmal von ihnen gehört, angenehm berühren.

— Mit den drei letzten Lieferungen (8—10) hat Ludwig Ziemssen's Lebensbild „Friedrich, Deutscher Kaiser und König von Preußen" (Berlin, Lipperheide) seinen Abschluß erreicht. Von der spanisch-italienischen Reise des Kronprinzen im Jahre 1883 führt die stets warm gehaltene Darstellung an der Hand der übrigens nicht immer gleich gut ausgefallenen Illustrationen über die unvergeßliche Theilnahme des Fürsten an der Jubelfeier der Ruperto-Carola zum Beginn der Krankheitsgeschichte, um in so gedrängter Erzählung, daß von den Leiden und den Sorgen, welche die Nation durchzumachen hatte, eben nur eine Ahnung durchklingt, mit der Bestattung Kaiser Friedrich's in der Friedenskirche zu enden. In Berücksichtigung der dauernden Bedeutung dieses Lebensbildes, welches einzig die Erinnerung an die Person des Verstorbenen festhalten wollte, wird man dem Verfasser um so mehr in seiner strengen Selbstbeherrschung recht geben müssen, als doch an manchen Stellen sich wahrnehmen läßt, daß es nicht der Mangel an fester Meinung ist, der ihn zu solch keuscher Zurückhaltung veranlaßt hat. Ueber die hunderttägige Herrschaft läßt er wesentlich die denkwürdigen Erlasse unsers entschlafenen edeln Monarchen reden.

Bibliographie.

Bilder und Klänge aus Alt-Erfurt. 1stes Hft.: Erfurter Dom-Sagen von H. Kruspe. Erfurt, Körner. 4. 1 M.

Bleibtreu, C., Dies irae. Erinnerungen eines französischen Offiziers an Sedan. Illustriert von R. Haug. Neubearbeitete Volksausgabe. Stuttgart, Krabbe. 8. 1 M.

Politische Correspondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806. Herausgegeben von der badischen historischen Commission, bearbeitet von B. Erdmannsdörffer. 1ster Bd. (1783—1792.) Heidelberg, C. Winter. Lex.-8. 16 M.

Damm, R., Primanerliebe. Professor Dr. Huberle. Zwei Schulhumoresken. Dem Oberamtsrichter Mitterländer nacherzählt. Leipzig, Werther. 8. 50 Pf.

Döring, A., Philosophische Güterlehre. Untersuchungen über die Möglichkeit der Glückseligkeit und die wahre Triebfeder des sittlichen Handelns. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 8 M.

Geschichte der Stadt Düsseldorf in zwölf Abhandlungen. Festschrift zum 600jährigen Jubiläum. Herausgegeben vom Düsseldorfer Geschichts-Verein. Düsseldorf, C. Kraus. Gr. 8. 8 M.

Gizycki, G. v., Kant und Schopenhauer. Zwei Aufsätze. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Graf, R., „Er aa!" Gedichte in oberbayerischer Mundart. Cöthen, O. Schulze. 8. 2 M. 50 Pf.

Horstmann, A., Die Vertretung des Lehrerstandes in der Schulverwaltung. Neuwied, Heuser. Gr. 8. 60 Pf.

Houten, S. van, Das Causalitäts-Gesetz in der Socialwissenschaft. Harlem, Tjeenk Willink. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Joachim, J., Die Geschichten der Schulbase. Kultur- und Sittenbilder aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. Frauenfeld, Huber. 8. 4 M.

Kretzer, M., Bürgerlicher Tod. Drama. Dresden, Pierson. 8. 1 M.

Längin, G., Religion und Hexenprozeß. Zur Würdigung des 400jährigen Jubiläums der Hexenbulle und des Hexenhammers, sowie der neuesten katholischen Geschichtschreibung auf diesem Gebiete. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 6 M.

Menge, Die Pfahlbauten. Vortrag. Sangerhausen, Franke. Gr. 8. 60 Pf.

Nötel, L., Es war einmal! Dramatisches Gedicht. Wien, Amonesta. 8. 3 M.

Pfister, H. v., Chattische Stammes-Kunde. Anhang. Kassel, Hühn. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Pötzl, E., Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen. Mit 8 Abbildungen von H. Schließmann. 3 Tle. in 1 Bd. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 1 M.

Nübsam, H., In französischer Kriegsgefangenschaft. Ein Erinnerungsblatt an 1870/71. Salzungen. 8. 50 Pf.

Rückert, F.. Der Koran, im Auszuge übersetzt. Herausgegeben von A. Müller. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 4 M.

Schnitter, A., Gewehr heraus! Heitere Bilder aus dem österreichischen Soldatenleben in Prosa und Versen. Graz, Pechel. 8. 1 M.

Spottvogel im Glaspalast. Epigramme in Wort und Bild auf die III internationale Kunstausstellung in München 1888. Von K. Cassius. München, Behrens. Gr. 8. 1 M.

Stendhal, Die Physiologie der Liebe. Deutsche Original-Uebersetzung von B. Saint-Denis. Berlin, Fried. 8. 3 M.

Tonndorf, H., Thüringer Sagen. Grünberg i. Schl., Weiß' Nachf. 12. 1 M.

Veil, H., Das protestantische Gymnasium zu Strassburg in den Jahren 1538—1888. Eine historische Skizze, aus Anlass der Feier seines 350jährigen Bestehens im Auftrag der Direktion herausgegeben. Strassburg, Heitz. Gr. 8. 50 Pf.

Wrochen, P. v., und O. Haevernick, Geschichte des großherzoglich Mecklenburgischen Füsilier-Regiments Nr. 90. 1788—1888. Auf Befehl des Regiments zusammengestellt. Mit 2 Uniformbildern und 3 Uebersichtskarten. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 75 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage von der **Helwing'schen Verlagsbuchhandlung** [Th. Mierzinsky, Königl. Hofbuchhändler] in **Hannover.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. —— Nr. 40. —— 4. October 1888.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 7 M. 50 Pf. vierteljährlich, 15 M. halbjährlich, 30 M. jährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Goethe's physiognomische Studien.

Goethe's Antheil an Lavater's Physiognomischen Fragmenten. Von Eduard von der Hellen. Mit einigen 30 Abbildungen; darunter 3 bisher nicht beachtete Goethe-Bildnisse. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1888. 8. 6 M.

Daß Goethe bei Lavater's großem Werke über Physiognomik eifrig sich als Mitarbeiter betheiligte, daß er in der letzten frankfurter Zeit und den ersten weimarer Jahren sich angelegentlich damit beschäftigte, ist seit langer Zeit bekannt. Goethe selbst hat es uns an drei verschiedenen Stellen mitgetheilt. Von dem ruhmlosen Feldzuge in die Champagne heimkehrend, verweilte Goethe in Münster und erklärte daselbst in einem Gespräche mit Fürstenberg, Lavater's Werk habe ihn zurückgeführt zu der seit den akademischen Jahren nicht mehr gepflegten Knochenlehre; Lavater habe ihm mehrere in der Physiognomik abgebildete Thierschädel zu einem Commentar empfohlen. Auf eine Frage Eckermann's im Februar 1829, ob Lavater eine Tendenz zur Natur gehabt habe, gab Goethe zur Antwort: „Durchaus nicht, seine Richtung ging blos auf das Sittliche, Religiöse. Was in Lavater's Physiognomik über Thierschädel vorkommt, ist von mir."

Unbestimmter äußert sich Goethe, wo er in „Dichtung und Wahrheit" gelegentlich der Darstellung der ersten Schweizerreise auch Lavater's und der Physiognomik gedenkt. Goethe berichtet, wie Lavater die ganze Welt zu Mitarbeitern und Theilnehmern haben wollte, wie er Zeichnungen von allen Seiten zusammenbrachte, dieselben durch geschickte und nicht selten ungeschickte Künstler in Kupfer stechen ließ. Das Werk forderte viele Mühe und viel Geld;

und wie nun daraus ein Band werden sollte, die Physiognomik, durch Lehre gegründet, durch Beispiele belegt, sich der Würde einer Wissenschaft nähern sollte, so sagte keine Tafel, was sie zu sagen hatte; alle Platten mußten getadelt, bedingt, nicht einmal gelobt, nur zugegeben, manche sogar durch die Erklärungen weggelöscht werden. Es war für mich, der, ehe er fortschritt, immer Fuß zu fassen suchte, eine der penibelsten Aufgaben, die meiner Thätigkeit auferlegt werden konnte. Man urtheile selbst! Das Manuscript mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging an mich nach Frankfurt. Ich hatte das Recht, alles zu tilgen, was mir misfiel, zu ändern und einzuschalten, was mir beliebte, wovon ich freilich sehr mäßig Gebrauch machte. Ein einzig mal hatte er eine gewisse leidenschaftliche Controvers gegen einen ungerechten Tadler eingeschoben, die ich wegließ und ein heiteres Naturgedicht dafür einlegte, weswegen er mich schalt, jedoch später, als er abgekühlt war, mein Verfahren billigte.

Wir brauchen wol schwerlich mit dem Verfasser anzunehmen, daß Goethe absichtlich den Umfang seines Antheils an Lavater's „Physiognomik" als äußerst gering bezeichnet habe, um den wahren Sachverhalt zu verdecken, daß er sich hier eine „offenkundige Entstellung" erlaubt habe. Den Grund dieser Verleugnung findet von der Hellen im Folgenden:

Goethe war, als er dieses schrieb, seit mehr als einem Menschenalter eine Autorität auf dem Gebiete der Osteologie und der vergleichenden Anatomie. Was sollten die Fachgenossen, Freund und Feind, dazu sagen, wenn Goethe sich jetzt als einstig thätigen Verfechter einer seither völlig in Miscredit gerathenen Wissenschaft bekannte? Daß eine an bedeutenden und auch an spottlustigen Gegnern keineswegs arme wissenschaftliche Autorität auf ihre Anfängerzeit nicht gerne ein höchst ungünstiges Licht werfen wollte, begreift sich leicht.

Ich möchte anderer Meinung sein. Goethe brauchte nach seinen Leistungen auf dem Gebiete der Knochenlehre und der Naturwissenschaft überhaupt wol nicht geringere Werthschätzung der Fachgenossen zu befürchten, wenn er bekannte, daß er als junger Mann vor funfzig Jahren

auch an der Zeitkrankheit der Physiognomik gelitten. Wenn er als Greis, wie aus dem Zusammenhange erhellt, das berühmte Buch wieder aufschlug, dies oder jenes durchlas, mußte ihm, dem gereiften, alles sorgsam ordnenden Manne, der seltsame Orakelton Lavater's, welcher immer bei Einzelheiten weilt, kein geordnetes Lehrgebäude aufrichtet, höchst befremdlich vorkommen, die eigenen Beiträge dazu, wenn er sie überhaupt noch herausfand, als eine längst überwundene Jugendthorheit, deren er sich zwar nicht zu schämen brauchte, die für ihn aber nur noch als Vorarbeit für seine spätern Studien über das Knochengerüste von Mensch und Thier Werth hatte. So ging er, zumal anknüpfend an die Schweizerreise, in leichtem Erzählertone darüber hinweg. Seine Mitarbeit an den „Physiognomischen Fragmenten" war allerdings bedeutender, als Goethe in „Dichtung und Wahrheit" eingesteht; aber die damals gelieferten Beiträge mußten ihm jetzt herzlich unbedeutend erscheinen, jugendliche Versuche in einer Wissenschaft, die Goethe nun als sehr unwissenschaftlich erkannte, daher er auch mit bequemen Worten darüber hinweggeht. Eine absichtliche bewußte Verschleierung anzunehmen, kann ich mich nicht entschließen.

Goethe's Antheil an Lavater's „Physiognomischen Fragmenten" festzustellen, sind bereits früher Versuche gemacht worden, gegründet theils auf Lavater's Angaben in dem Buche selbst, theils auf den Briefwechsel der Freunde; eine vollgültige Antwort kann nach des Verfassers Ansicht „uns erst eine systematische Durcharbeitung des ganzen Werks geben, wie sie bisher noch nicht unternommen ist, unter Hinzuziehung aller, auch der bisher nicht veröffentlichten brieflichen Zeugnisse". Leider sind die frühern Abdrücke dieser Briefe vielfach unzuverlässig, sodaß genaue Prüfung nach den Urschriften geboten ist, und daß von der Hellen diese Urschriften wieder aufgesucht hat, ist das nächste Verdienst der Arbeit. Andererseits weist Burkhardt im jüngsten Bande des „Goethe-Jahrbuchs" nach, daß unter anderm von Goethe's siebzehn an Lavater vom 1. April bis 18. October 1775 geschriebenen Briefen nur sieben erhalten sind. Da sieht es denn freilich mit den brieflichen Zeugnissen schlimm aus.

Wie kam nun, fragt der Verfasser, Goethe zur Mitarbeiterschaft an Lavater's Werke?

Scharfe Beobachtungsgabe, ein durch seine Umgebung lebhaft gefördertes Interesse für bildende Kunst und eine geschickte Hand führten den Knaben früh zu eigener Uebung im mathematischen und landschaftlichen Zeichnen sowol als im Porträtiren. Der eingehende Unterricht und die gründlichere Anleitung, die er dann in Leipzig bei Oeser und Stock genoß, bezogen sich freilich in erster Linie auf das Zeichnen und Radiren von Landschaften, aber die neuerdings bekannt gemachten Briefe an Cornelia und Behrisch zeigen, daß Goethe sich dort mehr mit dem Verfertigen ausgeführter wie skizzenhafter Porträts abgab, als die Schilderungen in „Dichtung und Wahrheit" vermuthen lassen. Auch das Silhouettiren betrieb er damals schon eifrig.

Aus Goethe's Tagebüchern ist erweislich, daß er 1770 neu erschienene Bücher über Physiognomik las oder lesen wollte; in Frankfurt, Straßburg und Wetzlar setzte er das Zeichnen eifrig fort, mit einer Vorliebe für Landschaftliches; dagegen nennt er sich in einem Briefe an Kestner Eingang 1773 „jetzt ganz Zeichner und besonders glücklich im Porträt". Eine von Goethe verfaßte Beurtheilung von Lavater's „Aussichten in die Ewigkeit" in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" gab dem letztern Anlaß, im Herbst 1773 einen eifrigen Briefwechsel mit Goethe zu beginnen, wol zunächst über religiöse Fragen, dann aber auch über solche der Physiognomik. Goethe als fleißiger Zeichner schickte dem Freunde eine ganze Anzahl Schattenrisse nach Zürich. Gegen Ende Juni 1774 erschien Lavater selbst in Frankfurt und ward von Goethe nach Ems geleitet; in diesen Tagen war viel von Physiognomik die Rede. Während Lavater die beabsichtigte Arbeit „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" für hochbedeutsam hielt, faßte Goethe die Sache aus einem andern Gesichtspunkte auf; das Werk wird, schrieb er im Juli 1774, „große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten und dem Historien- und Porträtmaler unentbehrlich sein". Ende Juli machte dann Goethe mit Lavater und Basedow —

Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten —

seine bekannte Lahn- und Rheinfahrt.

Im Laufe des nächsten Jahres 1775 ging der erste Band der „Physiognomischen Fragmente" in die Welt hinaus.

Der Verfasser sucht zunächst den Antheil Goethe's an diesem ersten Bande festzustellen, und das hat seine großen Schwierigkeiten, denn der Briefwechsel mit Lavater ist nur theilweise erhalten, und Goethe in seiner Eigenschaft als „Genie" hatte durchaus nicht die Gewohnheit, seine Jugendbriefe regelmäßig mit der Angabe des Tages auszustatten. Das Datum solcher Briefe festzustellen, gehört bekanntlich zu den schwierigsten Aufgaben der jungen Goethe-Philologie; wir können dem Verfasser bei diesen verwickelten Untersuchungen nicht folgen; das Ergebniß derselben ist, daß etwa seit Eingang 1775 Goethe nicht blos als Zeichner, sondern auch als Schriftsteller Antheil am Werke hat, und daß Lavater's Aufsätze von da an bis zum Abschluß des vierten Bandes im Frühling 1778 annähernd regelmäßig durch Goethe's Hände über Frankfurt und später Weimar nach Leipzig gingen. Es erhellt ferner, daß Goethe einen Aufsatz über den Homerkopf, sowie „ein Wort über die Nasen" sandte; der erstere fand Abdruck, der letztere leider nicht, wenn auch Lavater an einigen Stellen zweifellos Stellen oder Ausdrücke desselben benutzt, wie z. B. im nachfolgenden Satze:

Das Urgenie hat seinen Hauptausdruck und das Siegel Gottes nicht im obern Theil der Stirne — nicht im Blick und Augausdruck allein —, sondern vornehmlich in einer breiten, jedoch über dem Sattel etwas gerundeten, gedrängten, etwas vorgebogenen Nasenwurzel; „da wohnen" (nach dem vortrefflichen Ausdruck eines neuerlichen Schriftstellers, den man mit mir zu verwechseln mir die höchst unverdiente Ehre anthat) „da wohnen fürchterliche

Leiden, verschlungen in die Riesenkraft, die sie trägt und überwindet — eingewurzelte Festigkeit und Fülle des Geistes".

Wie viele, fügt der Verfasser hinzu, der trefflichen Beobachtungen, an denen die „Physiognomischen Fragmente" so reich sind, mag Lavater auf solche oder ähnliche Weise von dem neidlosen Freunde erlernt haben, ohne daß wir im Stande wären, ihren wahren Ursprung aufzudecken!

Während Lavater in dieser Weise die besten Gedanken aus Goethe's ihm übersandten Aufsätzen zum eigenen Nutzen verwendete, machte es Goethe anders. Er fand in Lavater's Manuscript, welches auf dem Wege nach Leipzig in Frankfurt verweilte, nicht selten Dinge, die ihm nicht zusagten, und nahm sich als ein dem Leser unbekannter Mitarbeiter die Erlaubniß, hin und wieder in „Zugaben" zu den einzelnen Fragmenten sich erweiternd oder berichtigend auszusprechen. Ein Beurtheiler des Werks im „Teutschen Merkur", vermuthlich Merck, erkannte sofort: „Die Zusätze sind — wie ziemlich in die Augen fällt — von einer andern, aber auch von einer Meisterhand." In Goethe's vorhandenen Briefen an Merck findet sich keine Erwähnung der Mitarbeiterschaft an den Fragmenten, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß eine solche Erwähnung in den drei Gedankenstrichen schlummere, mit welchen C. Wagner, der Herausgeber des Briefwechsels, Auslassungen bezeichnet; welchen Grund hätte er gehabt, solche unverfängliche, für die Literaturgeschichte bedeutsame Stellen wegzulassen? Daß Goethe seine Mitarbeit an den Fragmenten eingestand, davon finden wir nur ein Zeugniß aus jener Zeit in einem Briefe an Herder; warum sollte er dasselbe Bekenntniß nicht auch dem so nahe befreundeten Merck gemacht haben, an welchen er nachweisbar (s. wiederum Burkhardt a. a. O.) weit mehr Briefe richtete, als gegenwärtig vorhanden sind. Möglich, daß Merck ohne unser Vorwissen davon Kunde hatte; ebenso möglich, daß er mit seinem scharfen Geiste aus Lavater's Schwulst Goethe's Gedankentiefe und geistvolle Schreibweise herauserkannte und, wenn er es nicht wußte, so doch ahnte, daß hinter dem unbekannten Mitarbeiter des züricher Propheten Merck's eigener genialer jüngerer Freund in Frankfurt verborgen sei.

Wir finden in unserm Buche die drei Zugaben erneut abgedruckt und, daß dieselben von Goethe herrühren, aus dessen Sprachgebrauch nachgewiesen.

Außer diesen drei Zugaben, welche ganz von Goethe's Hand sind, hat später Lavater selbst noch mehrere andere als ganz oder beinahe ganz von Goethe herrührend bezeichnet. Dieselben behandeln die Köpfe eines Bildes von Rembrandt, zwei Köpfe nach Rafael, den Homerkopf, Rameau's Kopf; ferner Goethe's Schlußgedicht „Ach daß die innre Schöpfungskraft" und einige geringere Spuren von Goethe's Mitarbeit. Inwiefern es dem Verfasser geglückt ist, in diesen Aufsätzen nach stilistischen Gründen Goethe's und Lavater's Antheil zu sondern, darüber kann nur der gelehrte Goethe-Philologe sich eine Entscheidung erlauben. Der S. 121 mitgetheilte, von Lavater selbst gezeichnete Schattenriß Goethe's ist außerordentlich schön und bezeichnend.

Im Mai 1775 war der erste Band der „Physiognomischen Fragmente" abgeschlossen; sofort danach trat Goethe seine zehnwöchentliche Schweizerreise an, die ihn auch nach Zürich führte. Er berichtet darüber in „Dichtung und Wahrheit", daß über die Physiognomik den Umständen nach gründlich genug verhandelt worden sei; Goethe versprach auch für die Folge die bisherige Theilnahme.

Eingang 1776 begann zu Leipzig der Druck des zweiten Bandes; im Mai war er abgeschlossen. Auch hier finden sich mehrfach Spuren von einer Mitarbeiterschaft Goethe's, welcher unterdeß nach Weimar übergesiedelt war; von besonderer Bedeutung ist hier das dreizehnte Fragment, in welchem er im Anschluß an eine Stelle des Aristoteles eine Tafel mit den Abbildungen von einundzwanzig Thierschädeln erläutert, eine geistreiche Vorarbeit zu den spätern eingehendern Forschungen Goethe's; sodann die physiognomische Deutung eines Thorenschädels. Im ganzen läßt hier Lavater, welcher im ersten Bande im wesentlichen dem von Goethe aufgestellten Plane gefolgt war, seiner Liebhaberei, das Tollste durcheinanderzuwerfen, den Zügel schießen, daher ihm Goethe Ende Februar 1776 schrieb: „Ich hab mich über Deine Plans Wirthschaft ein bissel geärgert, ich sah lang daß Du meinen nicht befolgen würdest, nun auch gut, wenn Du Deinen hast, und ihn ohne mich ausführen kannst. Nur kommt just alles was ich gemacht habe nicht in den Theil." Daraufhin kehrte Lavater im weitern Verlaufe zu Goethe's verlassenem Plane zurück; den Aufsätzen über Passavant und die Gebrüder Stolberg scheinen schriftliche oder mündliche Mittheilungen Goethe's zu Grunde zu liegen.

Von besonderer Bedeutung aber sind Goethe's Erläuterungen zum zweiunddreißigsten Fragment, welches die Köpfe des Scipio, Titus, Tiberius, Brutus, Cäsar bringt, leider in schlechten Stichen, sodaß der Verfasser selbst darüber klagen muß. Als Muster einer solchen physiognomischen Darstellung aus Goethe's Feder diene die Besprechung des Kopfes des Tiberius:

> Ein böser Geist vom Herrn ist über ihm, sein Herz ist gedrängt, schwarze Bilder schweben vor seiner Stirne, er zieht sie widerstrebend zusammen, will mit dem unmuthigen Herrscherblicke die Geisterscharen vertreiben; es gelingt ihm nicht. Unmuthiges Nachdenken quält ihn. Vergebens, daß über seinen Augen reiner Verstand wohnen, in lichten Verhältnissen sich weiden könnte! Sein Blut, schwarz wie sein Haar, färbt ihm alle Vorstellungen nächtlich. Halb grimmig hebt sich die Nase; leiser ängstlicher Trutz ist im gehobenen Munde; scheu und doch fest ist das ganze Wesen. Man bringe in Gedanken alle Züge zur Ruhe, gieße in seine Adern wenige Züge besänftigender, belebender, schaffender Frühlingsluft, verdünne sein Blut und spüle die Zerstörungsbegier, die von ihm selbst beginnt, ihm aus den Sinnen; so habt ihr ihn zum großen edeln guten Manne wiedergeboren.

Endlich die Besprechung von vier verschiedenen Porträts Isaac Newton's; das Eigenthum Goethe's und Lavater's ist nicht sicher zu scheiden.

Goethe hatte während der Bearbeitung des zweiten Bandes treulich zu Lavater gehalten, soweit es für einen genialen, dabei aber planmäßig denkenden und ordnenden Menschen möglich war, einem Irrlicht wie Lavater auf seinen Pfaden zu folgen. Ende 1775 war er in die bewegte weimarer Welt eingetreten, hatte sich weitere Ziele gesteckt als die Wirksamkeit in einer engen schriftstellerischen Welt. Da jeder Band der „Physiognomischen Fragmente" etwa zwischen Neujahr und Mai gedruckt ward, waren die drei Vierteljahre zwischen Frühling 1776 und der Fertigstellung des dritten Bandes lange genug, um Goethe's Briefwechsel mit Lavater erlahmen zu lassen; es liegen uns aus dieser Zeit nur zwei Briefe vor, im Herbste jenes Jahres 1776. Die Handschrift des dritten Bandes ging Eingang 1777 wieder durch Goethe's Hand, aber er scheint nur noch kürzend mitgearbeitet zu haben; einige Beiträge, die man Goethe zugeschrieben hat, weist der Verfasser als Arbeit von anderer Hand nach; in der Aufzählung der Mitarbeiter, welche der dritte Band bringt, nennt Lavater Goethe's Namen nicht, weil es Goethe so gewünscht hatte. Daß Goethe selbstthätig dem Werke fortan nicht mehr nahe stand, scheint mir schon daraus hervorzugehen, daß dieser dritte Band auch mehrere Bildnisse des Dichters, sowie eins des kaiserlichen Rathes Goethe mit Lavater's dithyrambischer Deutung bringt. Am vierten Bande scheint Goethe sich nur durch eine Zeichnung betheiligt zu haben, welche ein allerdings sehr seltsames Menschenkind darstellt. Der Verfasser spricht die Vermuthung aus, daß noch mehrere Zeichnungen von Goethe sein möchten, aber er wolle diese Frage den mehr als er selbst Sachverständigen überlassen; ich möchte meinen, daß das erwähnte Profilbildniß des Vaters Goethe vom Sohne gezeichnet worden sei. Im Anhange hat der Verfasser diejenigen Briefstellen Goethe's und Lavater's, welche sich auf die „Physiognomischen Fragmente" beziehen, neu zusammengestellt oder mitgetheilt, wo sich ein zuverlässiger Abdruck derselben findet.

Der Berichterstatter hat sich im Vorstehenden bemüht, eine überschauende Darstellung von Goethe's Theilnahme an dem seinerzeit vielgepriesenen und vielgescholtenen Werke zu geben, was bei dem nicht überall ganz durchsichtigen Gange der Arbeit, bei ihren mehrfachen Abschweifungen nicht immer leicht erschien. Ob die Ergebnisse überall unanfechtbar sind, dies zu entscheiden mag der strengen Goethe-Philologie überlassen bleiben; jedenfalls ist die Arbeit für denjenigen, welcher die Ausdauer besitzt, sie gewissenhaft durchzulesen, von großem Interesse. Ganz besonders möchte ich hervorheben diejenigen Abschnitte, in welchen von der Hellen Goethe's namenlose Aufsätze unter Hinweis auf die eigenartige Ausdrucksweise seiner Jugendzeit ihm ganz oder theilweise zuerkennt, Lavater's Antheil ausscheidend; diese Abschnitte mit ihrer eingehenden Belesenheit in Goethe's Jugendarbeiten und Jugendbriefen sind für die Kenntniß von Goethe's Sprache in jener Zeit von hervorragender Bedeutung. Eduard von der Hellen's Buch ist ein vielleicht in Einzelheiten anfechtbarer, im ganzen sehr gediegener und werthvoller Beitrag zur Goethe-Philologie unserer Tage.

Wilhelm Buchner.

Theologische und religiöse Literatur.

1. Theologie und Metaphysik. Zur Verständigung und Abwehr. Von Albrecht Ritschl. Zweite Auflage. Bonn, Marcus. 1887. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
2. Christenthum und Weltverneinung. Rectoratsrede von Paul Schmidt. Basel, Schwabe. 1888. Gr. 8. 1 M.
3. Im Kampf um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Freiburg i. Br., Mohr. 1888. 8. 2 M. 80 Pf.

Das Suchen nach einem neuen theologischen Ausdrucke für die alte und ewig neue christliche Wahrheit, die mit mehr oder weniger Schärfe geführte Untersuchung, was zum Wesentlichen derselben zu rechnen, die Auseinandersetzung mit gegnerischen Richtungen, die offene Aussprache über Mängel und Einseitigkeiten, die in dem religiösen und kirchlichen Leben, infolge dessen auch in der theologischen Arbeit der Gegenwart, empfunden werden, zunächst auf dem Boden des Protestantismus, auf dem allein doch von einer wissenschaftlichen Theologie die Rede sein kann, endlich die rückhaltlose und entschiedene Anerkennung der Berechtigung und Unersetzlichkeit einer biblisch-religiösen Weltanschauung bildet einen gemeinsamen Zug dieser drei Schriften, wie verschiedene Wege auch die einzelnen zur Lösung ihrer Aufgabe einschlagen.

Mit Recht stellen wir Albrecht Ritschl's Schrift „Theologie und Metaphysik" (Nr. 1) als die bedeutsamste voran. Der scharfsinnige, gelehrte Verfasser, dem es, was seit Schleiermacher nicht mehr vorgekommen, gelungen ist, eine zahlreiche, beachtenswerthe Schule zu bilden, unternimmt es, in Abwehr gegen allerhand Misdeutungen, die seine durch und durch eigenartige und fernab den befahrenen Gleisen der herkömmlichen Auffassung sich bewegende wissenschaftliche Methode erfahren hat, eine Verständigung anzubahnen, von welcher er eine richtigere Würdigung des von ihm eingeschlagenen Wegs erhofft. So haben wir es denn, obgleich es an gelegentlicher Polemik nicht fehlt, mehr mit der Aufstellung und Erläuterung eines wissenschaftlichen Programms, einer Art Prolegomena zu seiner Theologie, als mit einer Streitschrift zu thun, und da eine zweite Auflage nöthig geworden — die erste erschien 1881 — ist wol die Erwartung nicht unbegründet, daß der Verfasser seine Absicht, die von ihm vertretene theologische Anschauung gegen offenbares Misverständniß zu schützen, bei vielen erreichen wird. Den Schlüssel zu einem gerechtern Verständnisse gibt er in seiner Erkenntniß-

theorie. In allem Wesentlichen die Lotze'sche, läßt dieselbe für metaphysisches Erkennen dem Theologen keinen Raum. Ritschl ist aber auch überzeugt, daß die Werthschätzung rein metaphysischer Fragen für das religiöse Gebiet belanglos, selbst schädlich ist, und er macht sich anheischig, aus Luther's gesundesten Kerngedanken den Nachweis zu erbringen, daß dessen Auffassung der christlichen Grundwahrheiten der seinigen näher verwandt sei, als derjenigen so mancher Theologen der Gegenwart, die sich für streng lutherisch ausgeben und wol auch selbst dafür halten. Ob dabei Ritschl dem ganzen Luther, wie wir ihn kennen, gerecht wird, mag dahingestellt bleiben; wir bezweifeln es. Wir halten es auch nicht für wahrscheinlich, daß eine Erkenntnißtheorie auf die Dauer sich behaupten wird, welche gegen metaphysische Fragen von vornherein so ablehnend sich verhält, wie die Lotze'sche. Andererseits will es uns auch scheinen, als wenn die Werthlegung auf metaphysisches Erkennen für die Religion doch größere Bedeutung habe, als Ritschl zugeben möchte. Jedenfalls aber ist hier der Punkt, wo die wissenschaftliche Auseinandersetzung der Gegner in Zukunft wird einzusetzen haben, und es ist dem Verfasser durch seine musterhaft durchsichtigen und bestimmten Darlegungen gelungen, die Fragen, um die es sich dabei handelt, so klar zu stellen, daß demnächst kein wissenschaftliches theologisches Werk von Bedeutung es wird vermeiden können, denselben näher zu treten.

Von den sechs Abschnitten der Ritschl'schen Schrift beschäftigt sich der erste mit Luthardt und dessen Aufstellung des kosmologischen und teleologischen Beweises. Der zweite setzt sich mit Frank in Erlangen auseinander, der in einem Aufsatze „Aus der neuern Dogmatik" in der „Zeitschrift für Protestantismus und Kirche" (Erlangen 1876) den christlichen Gottesbegriff in Ritschl's Versöhnungslehre bestritten hat. Der dritte Abschnitt geht auf die Deutung von Joh. 10, 30; 17, 11. 21. 22 ein. Der vierte rein principielle behandelt die in die Erkenntnißtheorie fallende ontologische Frage. Weiterhin wird gegen Hermann Weiß in Tübingen — Veranlassung gibt dessen Abhandlung „Ueber das Wesen des persönlichen Christenstandes" in den „Theologischen Studien und Kritiken" (1881, Heft 3) — und Kaftan in Berlin („Das Wesen der christlichen Religion", 1881; 2. Aufl. 1888) Bedeutung und Werth der unio mystica bestimmt. In dem letzten Abschnitte wird in Anknüpfung an Matthias Flacius und dessen bekannten Streit ein Rückblick auf die Reformatoren Luther, Melanchthon, Calvin und deren verschiedene Stellung zu den einschlagenden Fragen geworfen, endlich Spener's und Gottfried Menken's als der Theologen gedacht, welche die evangelische Lutherader am reinsten sich bewahrt haben.

Man sieht, die Erörterungen nehmen mehr als das bloße Tagesinteresse in Anspruch. Die Fragen, um die es sich dabei handelt, sind schwerwiegender Natur. Daß der Verfasser durch scharfsinniges Urtheil, geschicktes Zeugenverhör und eine ungewöhnliche dialektische Begabung für seinen Gegenstand einzunehmen weiß, versteht sich bei einem Manne wie Ritschl von selbst.

Die Rektoratsrede von Professor Paul Schmidt in Basel (Nr. 2) prüft auf seine Berechtigung den schon vom alten Heidenthume erhobenen, in neuer und neuester Zeit in den verschiedensten Wendungen wiederholten Vorwurf gegen das Christenthum, daß es in sich selbst eine Lehre der träumenden Jenseitigkeit sei, ohne Sinn für die Werthe dieser Welt, ohne Herz für Staat, Wissenschaft, Kunst, ohne Frucht für das öffentliche Leben oder modern geredet, daß es, seinem Wesen nach reine Weltverneinung, mit jener seiner runden Abkehr von den Weltinteressen in den ersten Jahrhunderten seiner Geschichte nur sich selbst redlich dargestellt habe, während das heutige Christenthum, das sich mit der Welt tief und tiefer einlasse, eben keins mehr sei. Ob an diesem Vorwurfe etwas Wahres, läßt sich nur an der Hand der Geschichte prüfen, und so beleuchtet denn der Verfasser die verschiedenen historischen Erscheinungen, aus denen das Aussprechen eines solchen Urtheils etwa ein Recht für sich ableiten könnte; vornehmlich aber sieht er die neutestamentlichen Urkunden selbst darauf an, ob sie in ihrer authentischen Gestalt derlei Bedenken bestätigen. Das Ergebniß ist, daß er den erhobenen Vorwurf zurückweist. Nicht von der Welt, aber in der Welt und für die Welt! Das ist nach ihm der Wahlspruch auch schon des ursprünglichen Christenthums. Mit der apostolischen Erwartung einer Parusie findet er sich so ab, daß er meint, diese Hoffnung sei im innersten Grunde keine christliche gewesen, sondern nur die zeitweise gebotene christliche Anwendung eines wesentlich jüdischen Zukunftsgedankens.

Die Beweisführung des Redners ist nicht immer überzeugend. Bald nimmt er seine Aufgabe zu leicht, bald durchhaut er den Knoten, statt ihn zu lösen. Der liberalen Linken in der Theologie angehörend, fangen für ihn die wissenschaftlichen Leistungen erst da an, wo seine Parteigenossen an der Arbeit sind, und doch beschwert er sich darüber, daß man überall auf „Richtungen" stoße. Wie man die „Lehre der zwölf Apostel" in einer Rede, die doch ernst genommen sein will, ein literarisches Denkmal von nicht viel geringerer historischer Bedeutsamkeit als das Johannes-Evangelium nennen kann, ist unerfindlich.

In der Beurtheilung der Evangelien als literarischen Erzeugnissen der nachapostolischen Zeit wird der ungenannte Verfasser der „Bekenntnisse eines Theologen" (Nr. 3) kaum anders stehen als der baseler Rectoratsredner. Aber bei allem Freisinne sehr viel weniger zuversichtlich als dieser, bringt er den „im Kampfe um die Weltanschauung" ihm gegenüberstehenden Andersgesinnten eine so reich bemessene Anerkennung und Duldung entgegen, daß, auch wo wir dem Theologen nicht zustimmen können, wir den Menschen lieben müssen. Der Theologe meint als einer, der sich ganz und voll die moderne Bildung mit den Ergebnissen der Natur- und Geisteswissenschaften zu eigen gemacht, so ziemlich alles, was man positiv religiös nennt, über Bord werfen zu müssen. Und nun geht er mit klingendem

Spiel in das Lager der Ungläubigen über, wird Religionsverächter und sucht die Frommen nur noch bei Kindern und Ammen, Dummköpfen und Heuchlern? Nein, die religiöse Ader ist stärker als die des Zweifels. So vorbehaltlos und unbefangen alle Schwierigkeiten anerkannt werden — und wem wäre auch mit dem Vertuschen gedient? — so ruhig und nüchtern alle Einwände geprüft werden — und wäre es je möglich, sie todtzuschweigen? — so warm und innig, so demüthig und so natürlich fordert die religiöse Natur ihr Recht. Oft ist ihr Anspruch mit Vernunftgründen nicht zu stützen, oft setzt sich ihre Art zu sein den Maximen des Denkvermögens entgegen. Ist sie dann jedesmal im Unrecht? Der Verfasser antwortet: Non liquet. Seine ernste, ideale, tief religiöse Richtung verleugnet sich auch da nicht, wo alle Anzeichen zu Gunsten des Unglaubens und zu Ungunsten der christlichen Weltanschauung zu sprechen scheinen. Die gesicherten Ergebnisse der Wissenschaft hält er so hoch wie einer, aber er vergöttert sie nicht. Zwei sich widersprechende Wahrheiten, das steht ihm fest, kann's nicht geben. Wo mit einer anerkannten Thatsache die religiöse Ueberzeugung unverträglich scheint, da muß entweder jene noch eine vorläufig nicht gekannte Seite an sich haben oder diese hat blos eine unrichtige Vorstellung, keineswegs sich selber aufzugeben. So bietet das Büchlein für den ernsten Leser Anregung die Fülle. Es bietet einen ehrlichen und gründlichen Versuch, Wissen und Glauben zu versöhnen. Mehr als ein Abschnitt verdient wieder und wieder gelesen zu werden. Der Verfasser hat seinen Stoff in sechs Theile gegliedert mit den Ueberschriften: „Gut und fromm" (d. h. decken sich Religiosität und Sittlichkeit?), „Gott und Natur", „Einst und Jetzt", „Zeit und Ewigkeit", „Urtheilen und Wirken", „Christenthum und Parteien".

4. Leben. Organische Philosophie und Poesie, Geistesehe. Meran, Ellmenreich. 1888. Gr. 8. 6 M. 60 Pf.

Ein etwas seltsamer, anspruchsvoller Titel für ein 44 Bogen starkes Buch in Großoctav. Die Frage des Lebens, das qualvoll uralte Räthsel, über das nach des Dichters Ausspruch Häupter in Hieroglyphenmützen, Häupter in Turban und schwarzem Baret, arme schwitzende Menschenhäupter vergebens geklügelt, soll in dieser Schrift der Lösung näher geführt werden. Zu diesem Zwecke bringt das Buch, außer dem „organisch Neuen" in Philosophie und Poesie, die Hauptnormen der Bibel, der Religionsurkunden und Theologien aller Völker, die Grundgedanken der großen Philosophen und Naturforscher, die schönsten Theile aus den Hauptwerken der Dichter aller Zeiten. Wir sehen, es ist auf eine Art Geschichts- und Religionsphilosophie abgesehen. Erinnert so das Buch an J. Bunsen's „Gott in der Geschichte", so ließe sich auch in der Art, wie der gewählte Stoff behandelt ist, diese Aehnlichkeit weiter verfolgen: dieselbe ernste Gesinnung, dieselbe religiöse Begeisterung, dieselbe Scheu vor festen Formeln, aber auch dieselbe phantastische Willkür, dieselbe eklektische Unbestimmtheit, dieselben gewagten Annahmen und voreiligen Schlüsse, um im Interesse einer alle Theile befriedigen sollenden Versöhnung der Gegensätze ein festes Resultat zu gewinnen.

Wie es der Verfasser für seine Person fertig bringt, als Fürsprecher der Vegetarianer aufzutreten und daneben den Fleischgenuß zu empfehlen, sich als Freund der Homöopathie einzuführen und daneben der Allopathie das Wort zu reden, in einer Person Bewunderer Darwin's und gelehriger Schüler Swedenborg's, Anhänger Hegel's und Geistverwandter Zinzendorf's, Jünger des philosophischen Kriticismus und Adept des Spiritismus zu sein, so glaubt er auch einen Standpunkt gefunden zu haben, auf dem sich Juden- und Heidenthum, arischer Intellectualismus und semitisches Willensprincip, Religion und Wissenschaft, Theologie und Philosophie, Realismus und Idealismus, Theismus und Pantheismus, Protestantismus und Katholicismus, Ethnisches und Christliches zu einer höhern Einheit auflösen, und allen Ernstes erläßt er in diesem Sinne einen Aufruf zur Bildung eines europäischen Humanitas-Areopags, in welchem Christenthum und Heidenthum, Menschenliebe und Gerechtigkeit, Mann und Weib in organischer Vereinigung sich wirksam erweisen sollen in Gebet, Wort und That, einer Vereinigung, für welche Gottesliebe und Geistesehe Grundlage und Ziel, Erdenfriede und Menschenglück die Losung sein solle. Wir fürchten, der Aufruf, wie ernst es auch damit gemeint sein mag, wird wirkungslos verhallen, weil diese deocentrisch-organische Weltanschauung oder organische Theosophie, wie der Verfasser sie nennt, ihn selbst aus psychologischen Gründen befriedigen mag, für eine größere Gesammtheit aber unmöglich die Grundlage für ihre religiösen und ethischen Ueberzeugungen abgeben kann.

Die Sprache des Buchs, stellenweise schwungvoll und von hoher Schönheit, ist doch öfter noch schwülstig oder durch gelehrten Gallimatthias ungenießbar. Die Uebersetzungsproben aus dem Alten und Neuen Testament — in diesem erkennt der Verfasser nur die Evangelien und die Apokalypse als kanonisch an, die übrigen Schriften sind ihm bloße Hagiographa — sind gut, ohne auch nur von weitem an Luther's Arbeit heranzureichen. Am besten hat uns die feinsinnig getroffene reiche Auswahl aus alten und neuen Dichterwerken aller Zungen gefallen, welche S. 76—232 in den besten deutschen Uebertragungen unter der Ueberschrift „Arische Bibel" geboten wird.

5. Das Hohelied in seiner Einheit und dramatischen Gliederung, mit Uebersetzung und Beigaben. Von Johann Gustav Stickel. Berlin, Reuther. 1888. Gr. 8. 4 M.

Das „Hohelied" ein Drama in der vollen und strengen Geltung dieses Begriffs, mit Acten und Scenen, vom Dichter bestimmt zur Aufführung durch lebende Personen — das ist der Grundgedanke unsers Buchs, den der gelehrte Verfasser, unterstützt durch ein reiches Wissen, mit Scharfsinn und Geschick zur Geltung zu bringen sucht. Diese

Auffassung des am meisten umstrittenen und misdeuteten Buchs unserer Bibel ist ja nicht durchaus neu, schon Böttcher vertritt sie, unter den Franzosen fand sie einen Vertheidiger an J. Salvador, auch von Orelli redet von einem Melodrama. Aber in solcher Geschlossenheit und Folgerichtigkeit ist die Hypothese noch nicht durchgeführt worden. Und bewährt eine solche ihre Richtigkeit darin, daß sie alle in Frage kommenden Bestandtheile zur Einheit zu bringen weiß, so darf Stickel auf seine Arbeit mit Befriedigung zurückblicken. Ob jeder weitern Hypothese damit der Weg verlegt ist? Wol kaum. Sicherlich finden bei der hier vertretenen Ansicht viele Schwierigkeiten ihre Lösung, die bei den übrigen Auffassungen bestehen blieben, und schon deshalb wird das Buch als ein höchst beachtungswerther Beitrag zum Verständnisse des „Hohenliedes" gelten müssen.

Indem es sich dem Verfasser nicht nur um einen Liebesbund des Mädchens von Solam mit ihrem Dod, sondern noch um ein zweites Liebesverhältniß, das eines Hirten und einer Hirtin, handelt, gewinnt er für das räthselhafte Buch Zusammenhang, einen wohlbedachten Plan, eine einheitliche Gliederung, ohne zu der eine Zeit lang beliebten, nun schon etwas in Verruf gekommenen Ausrenkung und Umstellung des überlieferten Textes seine Zuflucht zu nehmen. Liest man die hier gebotene, nach Acten und Scenen abgetheilte Uebersetzung und beachtet die über eine Aufführung vom Verfasser gegebenen Winke, so muß sich jedem nicht Voreingenommenen die vorgetragene Ansicht empfehlen, sollte auch noch nicht das letzte Wort über die Sache gefallen sein.

Den muthmaßlichen Verfasser findet Stickel in Nordpalästina, zu einer Zeit, als Tirza noch die Residenz des israelitischen Staats war, also um 930 v. Chr. Das „Hohelied" ist ihm ein Heldenbuch treuer Frauenliebe. Die Umgebung ist für das Hirtenpaar der Libanon, für Sulamit, solange sie in Salomo's Gewalt ist, das Königshaus in Baal Hamon. Eingestreut erscheinen in den Dialog einzelne Liedchen, zum Vortrag durch Gesang bestimmt. Auch fehlt nicht der Chor, vertreten durch Jerusalemitinnen, und wiederholt übernimmt eine Person die Rolle des Herolds. Ja, um die Aehnlichkeit mit dem classischen Drama vollständig zu machen, macht eine schelmische Neckscene den Beschluß, als dürfte das Satyrspiel nicht fehlen. Der Uebersetzung reiht sich eine Abhandlung an über den Gang der Dichtung, die sehr lesenswerthen Beigaben verbreiten sich über die Aufstellung von zwei Liebespaaren, über Dramaturgisches, Charakteristik der Personen, Textkritisches und Exegetisches.

6. Das Hohe Lied Salomonis. Von Daniel Sanders. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Während J. G. Stickel in voller Anlehnung an die überlieferte Form und Anordnung des Grundtextes wahrscheinlich zu machen sucht, daß wir es mit einem dem 10. Jahrhundert v. Chr. angehörigen nordpalästinensischen Melodrama zu thun haben, hält Sanders' Arbeit, die zuerst 1845 in einem wiener Kalender, in den funfziger Jahren ohne Wissen und Erlaubniß des Verfassers in Jolowicz' „Polyglotte der orientalischen Poesie", 1866 als eigene Schrift erschien, im wesentlichen die von Herder und A. Rebenstein vertretene Ansicht fest, wonach uns in dem „Hohenlied" ein lyrisches Idyll vorliegt, und zwar, nach Umstellung und theilweiser Streichung des dritten Kapitels, sowie Auslassung der Schlußverse des Ganzen, in vier Lieder geordnet. Das erste Lied („Das erste Begegnen") umfaßt nach dieser Textanordnung: Kap. 1, 1—6; 8, 12; 1, 7—2, 6; das zweite („Das Stelldichein"): Kap. 2, 7—17; 4—5, 1; das dritte („Sie sucht den Geliebten"): 5, 2—6, 10; das vierte („Die Ueberraschung oder der Hochzeitszug"): 3, 6—11; 6, 11—8, 7. Sanders gibt nun eine sehr schöne, formvollendete gereimte Uebersetzung und fügt jedem Liede Erläuterungen bei, die, alles gelehrten Beiwerks sich entschlagend, in Gestalt von Briefen, welche an eine befreundete Dame gerichtet sind, auf die unvergleichlichen Schönheiten des althebräischen Schriftstücks aufmerksam machen. Sind die für die eigene Auffassung eintretenden Bemerkungen des Verfassers auch nicht überzeugend und von weitem nicht dazu angethan, die vorhandenen großen Schwierigkeiten, die er zu unterschätzen scheint, zu heben, so ist doch das in sehr hübscher Ausstattung gebotene Büchlein, insbesondere die dichterische Uebertragung darin, wohl geeignet, für die Innigkeit und Frische, für die Einfalt und Natürlichkeit dieses Liedes der Lieder zu erwärmen und es empfänglichen Gemüthern auch in dieser Beleuchtung lieb und werth zu machen.

7. Hiob. Von Eduard Reuß. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1888. 8. 2 M.

Der Altmeister unter den deutschen Theologen, der ehrwürdige und verdienstvolle Verfasser der Geschichte der heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments, der Herausgeber der Calvin'schen Werke, bietet uns auf Grund früherer vorläufiger Arbeiten und Vorträge hier ein Ganzes, das wohlgeeignet ist, die alttestamentliche Schrift, um die es sich handelt, vielen noch lieber und werther zu machen. In seiner bescheidenen Weise erklärt der Verfasser selbst Absicht und Wesen seiner Veröffentlichung dahin:

> Es handelt sich nicht um eine gelehrte Arbeit, um einen Commentar, sondern lediglich um einen neuen, am Ende nicht ganz überflüssigen Versuch, weitern, ungelehrten, aber nicht ungebildeten Kreisen, welche leider von unsern gelehrten Hebraisten nicht berücksichtigt zu werden pflegen, ein wunderschönes Denkmal alter Literatur und Philosophie zu empfehlen.

Diese seine Aufgabe nun löst Reuß so, daß er an eine Analyse des Buchs Hiob und eine kurze Besprechung desselben als Literaturwerks und Denkmals der religiösen Philosophie einige kurze kritische Bemerkungen über Echtheit oder Unechtheit einzelner Theile knüpft, wobei er sich wieder als der besonnene, vorurtheilslose, überlegene Forscher zeigt, als den wir ihn aus seinem einschlägigen

größern Einleitungswerke schon kennen, und darauf eine meisterhafte Uebersetzung folgen läßt, welche für die Haupttheile des Buchs, die Reden, vorwiegend die Form der fünffüßigen Jamben gewählt hat. Als Beispiel für die Schönheit und Treue dieser Uebersetzung wähle ich ein Stück aus der bekannten Klagerede Hiob's, Kap. 19, V. 7 fg.:

Seht, über Vergewaltigung
Schrei' ich und werde nicht gehört.
Ich ruf' um Hülf' und finde nirgends Recht.
Den Weg hat er versperrt, daß ich nicht durchkann,
In Finsterniß den Pfad mir eingehüllt.
Er hat der Ehre mich entkleidet,
Die Krone mir vom Haupt genommen,
Zerstört mich Stück für Stück, ich muß von dannen.
Ein ausgerissner Baum ist meine Hoffnung.
Sein Zorn ist wider mich entbrannt,
Er achtet mich als seinen Feind.
Von allen Seiten drängen seine Scharen
Zu mir heran und bahnen sich den Weg
Und lagern rings sich um mein Zelt.
Die Brüder hat er mir entfremdet,
Es weichen von mir die Vertrautesten;
Die mir verwandt, verlassen mich,
Und die Gesellen haben mich vergessen.
Die Hausgenossen, Mägd' und Diener,
Betrachten mich als einen Unbekannten,
Ein Fremdling bin ich jetzt in ihren Augen.
Ruf' ich dem Knechte, gibt er keine Antwort;
Ich muß erst flehn und gute Worte geben.
Mein Athem ist zuwider meinem Weibe,
Und meinen eignen Kindern graut vor mir.
Ich bin dem Spott der Buben ausgesetzt,
Und wenn ich aufsteh', höhnen sie mich noch.
Den Freunden bin geworden ich zum Greuel;
Wen ich geliebt, der kehrt sich wider mich.
Am Knochen klebt mir Haut und Fleisch,
Kaum hab' ich an den Zähnen noch die Haut.

Habt Mitleid, Mitleid, Freunde, doch mit mir,
Denn mich hat Gottes Hand getroffen.
Warum verfolgt ihr mich gleich ihm
Und hört nicht auf mich zu zerfleischen?
Ach, daß doch meine Worte aufgeschrieben,
Daß in ein Buch sie eingezeichnet würden,
Mit Eisengriffel und mit Blei
Auf ew'ge Zeiten in den Fels gegraben!
Allein ich weiß, mein Anwalt lebt! Zuletzt
Wird er auf meinem Staube sich erheben.
Wenn diese meine Haut von mir gefallen,
Und meines Fleisches bar, erschau' ich Gott:
Ja, ich erschau' ihn als den Meinigen,
Mit eignen Augen, ich, und nicht als Gegner —
Sehnend verzehrt sich mir das Herz im Busen!

Karl Sallmann.

Dramen und Dramaturgisches.

1. Das Wesen des Tragischen. Abhandlung von Franz Bettingen. (Programm des Gymnasiums zu Krefeld 1887—1888.) 4. 1 M.
2. Königssohn und Rebell. Ein Drama aus der Hohenstaufenzeit von C. G. Bruno. Berlin, Ebhardt u. Comp. 1887. 8. 2 M.
3. Letzte Liebe. Schauspiel in vier Acten von Ludwig Dóczi. Leipzig, Klinkhardt. 1887. 8. 4 M.
4. Fürs Vaterland. Volksstück in fünf Acten von Richard Dobenecker. Altenburg, Bonde. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.
5. Ein Haar am Handschuhknopf. Lustspiel in fünf Aufzügen (mit Zugrundelegung eines französischen Motivs) von E. Mernéll. Wiesbaden, Bischkopff. 1887. 8. 1 M. 50 Pf.
6. Der Tolpatsch. Lustspiel in drei Aufzügen von Friedrich Rüffer und Georg Zimmermann. Leipzig, Mutze. 1887. 8. (Als Manuscript gedruckt.)

Nichts in der gesammten Kunstphilosophie scheint den Menschen so sehr am Herzen zu liegen als das Tragische und die Frage nach dessen Bedeutung. Es ist dies nur in der Ordnung, da das Tragische in der Kunst zugleich der letztern Gipfel ist, und wenn die Gegenwart ungleich eifriger noch als die Vergangenheit zur Lösung des großen Problems Forschung auf Forschung häuft, so erklärt sich solches wol ganz natürlich aus dem mehr oder weniger klaren Bewußtsein, daß man Aristoteles entweder nie völlig verstanden — was gar nicht so unmöglich wäre, oder daß weder dieser, noch auch Lessing in der Sache das letzte Wort gesprochen haben — was zweifellos ist. Grund zur Untersuchung wäre also vollauf vorhanden, wenn sich nur auch die Leute, die solchen Beschäftigungen nachgehen, die genügende Zeit zu einer eingehenden und vertieften Betrachtung nähmen. Aber hierin mangelt es durchweg. Bald ist es — von der Unfähigkeit ganz abgesehen — die Eitelkeit, bald die Leichtfertigkeit, bald die Noth des Lebens, welche diese angeblichen Denker gar nicht zur rechten Besinnung kommen läßt, und dementsprechend geräth denn auch das Allermeiste grundschlecht, nur ganz Weniges mittelmäßig und gar nichts wirklich gut. Bestenfalls ist es gewöhnlich nur ein unsicheres Tasten in der Dämmerung, nirgends ein stolzer Gang im klaren Lichte. Sieht man auf die Abhandlung Franz Bettingen's: „Das Wesen des Tragischen" (Nr. 1), so fühlt man sich geneigt, eines einzigen Punktes halber dieselbe in die zweite Rubrik zu stellen. Bettinger erklärt sich nämlich mit aller Entschiedenheit gegen den classischen Unsinn, der die Tragik des Lebens in dem Wechselspiele von Schuld und Sühne erblickt — und dies ist das Gute in seinem Aufsatze. Zur Stütze seines Widerspruchs beruft er sich unter anderm auf Aristoteles, aber es ist doch fraglich, ob dieser ihm, zum wenigsten in den angeführten Beispielen, Recht geben würde. Der Verfasser schreibt:

Die Erklärer sind meist befangen durch Aristoteles, der poet. 13, 4 von einer ἁμαρτια μεγαλη redet, wodurch der Held ins Unglück stürze. Diese ἁμαρτια wurde zuerst von Lessing durch das unpassende Wort „Schuld" übersetzt und seitdem wird fortwährend von einer tragischen Schuld geredet. Durch den Doppelsinn nämlich, der in dem Worte Schuld liegt — Verschuldung sowol

wie Irrthum — ließ man sich verleiten und dachte nur an eine sittliche Verschuldung, und Lessing selbst ist nicht ganz frei von dieser letztern Auffassung. Daß aber an jener Stelle des Aristoteles nur von einem Irrthume ohne moralische Verschuldung die Rede ist, geht aus dem an der Stelle hinzugefügten Beispiele des Oedipus und Thyestes hervor.

Zu allererst würde man besser thun, an Stelle des „Irrthums" von einem „Fehler" zu sprechen. In einer jeden echten Tragödie nämlich muß der Held etwas erreichen wollen. Wenn er nun auf seinem Wege zum Ziele einen Fehler macht, wodurch der günstige Verlauf seines Geschicks vollständig beeinträchtigt wird, so tritt damit die Wendung zum Tragischen ein, dessen Schluß alsdann der leidvolle Verzicht auf das früher so heftig Begehrte — mit andern Worten, auf das Leben selbst ist. Es verhält sich in der That einfach so, daß in dem geplanten Geschicke — bewußt oder unbewußt — ein Fehler gemacht wird. Dieser Fehler kann ein Irrthum der Sinne oder auch des Gefühls, kann eine Verschuldung und braucht wiederum nichts von beiden zu sein: die Antigone des Sophokles irrt weder, noch verschuldet sie sich; sie verstößt einzig und dies mit Bewußtsein gegen die Weltklugheit, und ihre ganze Handlungsweise ist sogar eine hervorragende That idealster Sittlichkeit. Macbeth's Fehler ist dagegen zugleich eine Verschuldung, der des Lear dagegen ein ganz rechtschaffener Irrthum. Man wird daher wohlthun, an der verhängnißvollen Stelle immer nur von einem Fehler zu sprechen, der stets gemacht werden muß, um den Gang der Ereignisse ungünstig im weltlichen Sinne zu beeinflussen: ob derselbe noch dabei eine Verschuldung oder ein Irrthum ist, muß als nebensächlich angesehen werden. Also Fehler und nicht Schuld, aber auch nicht Irrthum. Des weitern aber dürften die Beispiele, welche Bettingen seitens Aristoteles für seine Behauptung in Anspruch nimmt, wenig zuverlässig erscheinen. Ich denke mir nämlich, daß eine wirkliche Verschuldung des Oedipus doch kaum mehr zweifelhaft ist, sobald ein Mann den andern in dem lächerlichen Streite, wer vorgehen oder ausweichen soll, zornig niederschlägt. Gleichwol, ob mit oder ohne Aristoteles, hat im allgemeinen Bettingen recht, wenn er in der Begriffsbestimmung der ἁμαρτια vor der „Schuld" warnt. Dagegen ist alles andere, was er noch sonst vorbringt, vom Uebel. Der Einfall, φοβος und ἐλεος anstatt durch Mitleid und Furcht mit Rührung und Erschütterung zu übersetzen und sich auf eine solche Uebersetzung noch etwas einzubilden, ist höchst possirlich. Im äußersten Maße bedürftig ist insbesondere die Erläuterung, die uns der Philosoph von dem Begriffe tragisch gibt. „Tragisch", heißt es da, „ist diejenige Begebenheit, deren Träger" — es gibt deren nur bei einer Handlung — „ein bedeutender, das gewöhnliche Maß körperlicher oder geistiger Vollkommenheit überschreitender Mensch" — also ein schöner Mann, ein bedeutender Mann! man sollte es kaum für möglich halten — „ohne eine entsprechende moralische Verschuldung" — falsch, weil zu ausschließlich — „nicht nur in materielles Leid geräth" — ganz nebensächlich —, „sondern auch furchtbares, erschütterndes und rührendes Seelenleid zu erdulden hat" — allein Hauptsache —, „dem gewöhnlich, wenn auch nicht immer, durch den Tod ein Ende gesetzt wird" — soll durchaus stets geschehen —, „sodaß die Handlung eines versöhnenden Abschlusses, für das irdische Dasein wenigstens, entbehrt". Das letztere ist der allerschlimmste Fehler. Die Tragödie muß versöhnend abschließen und thut ein derartig benanntes Stück dies nicht, so ist dasselbe bestenfalls ein Trauerspiel, aber keine Tragödie. In Bezug auf tragische Wirkung hat Schopenhauer in seinem Hauptwerke geschrieben: „Im Augenblicke der tragischen Katastrophe wird uns deutlicher als jemals die Ueberzeugung, daß das Leben ein schwerer Traum sei, aus dem wir zu erwachen haben. Insofern ist die Wirkung des Trauerspiels — sollte hier freilich heißen: Tragödie — analog der des dynamisch Erhabenen, indem es, wie dieses, uns über den Willen und sein Interesse hinaushebt und so umstimmt, daß wir am Anblicke des ihm geradezu Widerstrebenden Gefallen finden. Was allem Tragischen, in welcher Gestalt es auch auftrete, den eigentlichen Schwung zur Erhebung gibt, ist das Aufgehen der Erkenntniß, daß die Welt, das Leben, kein wahres Genügen gewähren könne, mithin unserer Anhänglichkeit nicht werth sei. Darin besteht der tragische Geist: er leitet demnach zur Resignation." Anstatt gegen den Philosophen in leichtfertiger Art zu polemisiren, hätte sich Bettingen Zeit gönnen und seelische Erfahrungen in der Tiefe sammeln sollen und würde es alsdann nur ganz selbstverständlich gefunden haben, daß die Betrachtungsweise des soeben noch angegriffenen Pessimisten eben diese und keine andere sei. Doch genug der strittigen Probleme, wo zahllose muthige Thaten ein Wort der Anerkennung erwarten; nur möchte es rathsam sein, sich recht zu bescheiden und sich nach dem etwas gehobenen Tone der Einleitung mit seinen Hoffnungen nicht ins Unbegrenzte zu verlieren. Die dramatischen Erzeugnisse unserer Tage verlangen fast ausnahmslos immer nur nach dem niedrigsten Maße.

Das erste Stück „Königssohn und Rebell" von C. G. Bruno (Nr. 2) ist weder eine Tragödie, noch überhaupt ein Drama, denn es kennt keine Handlung, sondern nur eine Fabel, und selbst diese ist nicht einfach genug. Allerlei Motive werden angeregt und wol auch weiter geführt, aber mehr als eins ist selbst im bloßen Schauspiel ein schädlicher Ueberfluß. Betrachtet man das Stück genau, so ist der Hauptinhalt desselben doch eigentlich die unglückliche Liebe des Prinzen Heinrich, Sohn Kaiser Friedrich's II., zur Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Daneben spielt noch als zweitstärkstes Motiv Freundestreue, demnächst Vaterlandsliebe, Haß gegen Kleinstaaterei und Pfaffenwesen hinein. Der Königssohn, die Hauptgestalt der Dichtung, ist ein ziemlich fahriger Geselle, ein Träumer, Schwärmer und fortwährend in Ekstase, und der Vater sieht dem Sohne trotz aller Gegensätze recht ähnlich. Der

letztere schwärmt für die Weltherrschaft, der erstere für Alldeutschland; jener handelt unter dem Einflusse des Dichters Klingsor, dieser unter dem Sporne seines Freundes und Kanzlers Werner, der in der That die Seele der ganzen Bewegung und der Hauptgrund zur Entfremdung zwischen Vater und Sohn ist. Nachdem die Liebe des Prinzen zur heiligen Elisabeth den Ereignissen eine Wendung zum Tragischen gegeben hat, tritt an deren Stelle die Freundestreue ein, um sich bis zum Tode der beiden Getreuen zu bewähren. Der Dichter hat als Vorwort einen Brief an einen lieben Freund geschrieben, in dem es unter anderm heißt:

Wenn Du das Gedicht nicht in Uebereinstimmung mit den gegenwärtig geltenden kritischen Maßstäben gewahrst, so wirst Du, mein Freund, keinen Anstoß daran nehmen. Du insbesondere weißt, wie ich über das Recht des Dichters den historischen Charakteren und Thatsachen gegenüber denke. Daß ich mir voll bewußt bin, wie weit ich von der Geschichte abgewichen, darüber wirst Du am klarsten sein; denn Du weißt, daß ich mich der Geschichte, wie keiner andern Wissenschaft, gewidmet habe.

Sobald ein Dichter glaubt, Vorreden zu seinen Werken schreiben zu müssen, kann der Leser wieder ganz gewiß sein, daß recht üble Dinge in den Dichtungen selbst vorkommen werden: denn der Verfasser geräth nur dann auf einen solchen Einfall, wenn ihm sein Gewissen schlägt. Bruno ist in seinem Stücke in der That so weit von der Geschichte abgewichen, daß er Anstoß erregen muß. Er gefällt sich nämlich unter anderm darin, aus der heiligen Elisabeth eine ganz scheinheilige, unmäßig sinnliche und höchst durchtriebene Bauerndirne zu machen. Sie selbst wie ihr Beichtvater, Konrad von Marburg — eine wollüstig dämonische, verführerische Persönlichkeit —, lechzen einzig danach, unter allerhand heuchlerischem Hokuspokus die irdische Liebe gemeinsam so recht von Grund aus zu kosten. Die heilige Frau wird nicht einmal verführt; sie ist es, die zuerst Winke fallen läßt, indem sie schreibt:

Im Beichtstuhl hab' ich alles dir vertraut;
Nur eins gestand das Weib dir nicht; auch jetzt
Wird es mir schwer, davon zu reden. Meister,
Als deinen Arm um meinen Nacken du,
Ein treuer Vater deinem Kinde, legtest —
Da — ach! du weißt, Geliebter, was ich meine —
Vergib mir! Thu' mir Gottes Segen kund!

Und wieder ist es sie, die dem stattlichen Beichtvater selbst ins Lager nachreisen muß. Als dieser sie dann bei der Begegnung in Jesu Namen in die Arme nimmt, sie küßt und dazu brünstig stammelt: „So, so, ewig so" — erwidert sie:

Ja ewig — ewig — ewig —
Ich glaubte, daß ich schon im Himmel sei —
Verlischt der sel'ge Traum so schnell? Mein Meister,
Bringt nichts ihn mir zurück?

Daraufhin ist es nur selbstverständlich, daß der fromme Beichtvater diese Himmelsbraut in seine „stille Zelle" führt, um dort gemeinsam mit ihr zu „beten". Dergleichen wäre nun gewiß ganz in der Ordnung in einer Satire gegen heuchlerisches Pfaffengetriebe, aber auch dann niemals als eine so arge Entstellung eines weltgeschichtlichen und in der Erinnerung der Spätern lebendig gebliebenen Charakters. Es ist ziemlich gleichgültig, wie man mit den Ereignissen oder auch den Todten der Geschichte umspringt; aber welche grauenhafte Geschmacklosigkeit, ja Versündigung würde es beispielsweise nicht sein, den großen deutschen Reformator dichterisch als blos weibstollen Mönch vorzuführen. Manches in dem Stücke ist nicht ohne Bedeutung; aber die Sucht, fast durchweg bedeutend zu erscheinen, gibt dem Ausdrucke häufig etwas Schwerfälliges, Verworrenes, Trübes; ja selbst der offenbare Unsinn ist nicht selten. Dramatiker ist der Verfasser nicht; aber er hat doch wenigstens eine Ahnung vom dramatischen Wesen.

Bei Ludwig Dóczi's Schauspiel „Letzte Liebe" (Nr. 3) darf man an kein Drama denken. Dieses Gedicht enthält vielmehr drei einzelne, ziemlich anmuthige Begebenheiten, die sich dann zuletzt in einem Schlußbilde zusammenfinden.

Erstes Bild: Stephan Laczki von Azor, Wojwode von Siebenbürgen, äußert sich, während er betrunken ist, recht vorlaut über die schöne Maria von Drugath, Mündel des großen Ludwig von Ungarn. Seine Ehre gebietet es ihm darauf, um die Hand der Dame anzuhalten und das ohne Liebe, und seine Werbung wird angenommen, desgleichen ohne Liebe.

Zweites Bild: Stephan Laczki von Azor geht als Feldherr nach Italien, sieht dort die reizende Katharina Carrara und verliebt sich in dieselbe; findet Gegenliebe, aber entsagt aus Ehre.

Drittes Bild: Francesco Carrara wiederum, der Bruder jenes jungen Mädchens, verläßt seine Heimat, begibt sich als irrender Ritter nach Ungarn, lernt Maria von Drugath kennen und gewinnt deren Gegenliebe. Allein die stolze Dame entsagt desgleichen aus Ehre.

Schlußgemälde: Die Verliebten bekommen sich gleichwol.

Dóczi ist ein gewandter Versler und Reimschmied, aber weder Dramatiker, noch irgendwie Dichter. Sein Vers klingt einschmeichelnd; aber seine Menschen sind Schattenwesen.

„Fürs Vaterland", Volksstück von Richard Dobenecker (Nr. 4), ist ein Austausch banalster, in Verse gebrachter Redensarten seitens einiger Personen über allerhand gute Dinge, wie Mann, Weib, Ehe, geeinigtes Vaterland, Franzosenthum, Socialismus u. dgl. m.

„Ein Haar am Handschuhknopf", Lustspiel von C. Menéll (Nr. 5), ein wunderlicher Schwank oder vielmehr fünf wunderliche Schwänke, durchweg von denselben Leuten aufgeführt. In einem Zeitraume von zehn, acht und fünf Jahren finden sich zwei Menschen wieder zusammen, um einander zu heirathen, wozu es jedoch nie kommt, da sie sich erstens anderweitig verheirathen und sich zuletzt in die aus dieser Ehe entsprungenen, zwanzig Jahre jüngern Kinder wechselseitig verlieben. Die beiden Altchen sind aber dann doch schließlich nicht wahnsinnig genug, um nicht zu Gunsten der besser zueinander passenden Sprößlinge auf ihre Verirrung zu verzichten.

„Der Tolpatsch“, Lustspiel von **Friedrich Rüffer** und **Georg Zimmermann** (Nr. 6), scheint uns ein waghalsiges Kumpaneigeschäft im Lieutenantsjargon.

Es wäre zu wünschen, daß die Verfasser der drei letzten Stücke sich nie wieder mit Schöpfungen ähnlichen Unwerths um die Stimmen der Kritik bemühten. Emil Mauerhof.

Neue Romane und Novellen.

1. Erlebtes und Erdachtes. Novellen und Studien von **Arthur Gutheil**. Hamburg, O. Meißner. 1888. 8. 3 M.

Arthur Gutheil bezeugt durch die Veröffentlichung dieses Büchleins einen bedauerlichen Mangel an Selbstkritik. So wunderbar „grüne“ Leistungen wie die Novelle „Der Haß“ bilden zwar für den Leser einen großen Genuß, aber auf Kosten des Verfassers. Das Büchlein besteht aus fünf Erzählungen: „Der Haß“, „Das Märchen vom Glück“, „Das war's!“, „Sturm“ und „Die Heilige“. Unter ihnen hat die räumlich längste: „Der Haß“, entschieden lange gelagert, denn als der Verfasser sie schrieb, kann er das funfzehnte Jahr kaum überschritten haben; so knabenhaft unreif ist sie, so kindisch entworfen, so kindisch ausgeführt und in einer so unendlich komisch berührenden, ernsthaft sein sollenden Sprache verfaßt. Nur einige kleine Stellen will ich mittheilen: „Plötzlich wankte er, faßte mit der linken Hand nach dem Herzen, mit der rechten ins Haar, seine Augen traten aus ihren Höhlen und mit einem fast thierischen, unarticulirten Laut stürzte er zu Boden.“ Diese Stelle ist so plastisch, daß sie in Stein gehauen zu werden verdiente. „Ja, so ein Leben ist lang und es treten bisweilen ganz unvorhergesehene Zwischenfälle ein.“ Diese tiefsinnigen Worte fand der Verfasser so hübsch, daß er sie einen selbständigen Absatz bilden läßt. — „Martha Steinach war mehr Mädchen als Frau.“ Hm! Was die drei folgenden Leistungen anlangt, so sind ebenfalls Unreife, die sich namentlich in der Vorliebe für das Lächerlich-Crasse zeigt, schablonenhafte Erfindung vorherrschend, aber man lacht wenigstens nicht so viel als bei der Lektüre des „Hasses“. In der letzten Novelle: „Die Heilige“, treten wirkliche literarische Fähigkeiten zu Tage; die Gestalt der geriebenen Schauspielerin ist dem Verfasser sogar vortrefflich gelungen und beweist, daß er das Leben scharf beobachten kann. Angesichts seiner in der „Heiligen“ unleugbar hervortretenden Fähigkeiten ist es um so mehr zu bedauern, daß Gutheil so wenig Selbstkritik besaß, um mit seinen frühesten jugendlich-tragischen Versuchen hervorzutreten. Das Buch wird einen Lacherfolg erzielen, der den Verfasser ernst stimmen soll. Ein junger Poet, der Talent hat, soll nicht stilistische Uebungen in den Buchhandel bringen, die ihm sehr schaden und die bösesten Vorurtheile über sein Talent veranlassen.

2. Bachem's Novellen-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek. Einunddreißigster Band: Auf dornigem Pfad. Roman von **A. Weber**. — Ein Sturm auf dem Vierwaldstättersee. Erzählung von **Louise Meyer von Schauensee**. Köln, Bachem. 1888. 8. 1 M.

Dieser Band mag vielleicht dem gewöhnlichen Lesepublikum sehr gefallen, aber sein literarischer Werth ist ein sehr geringer. Ich habe vor einiger Zeit die Leser d. Bl. auf eine Dame, Adelheid Weber, aufmerksam gemacht, deren Energie im Charakterisiren und dichterische Kraft in Sprache und Stimmung ich über das kokette, innerlich hohle Wesen Karl Emil Franzos' stellte. Ob der vorliegende Roman auch von dieser Dame herrührt, kann ich nicht entscheiden, die Kraft und Tiefe, die ich an ihrem „Cesar Grawinsky“ so bewunderte, fand ich hier gar nicht. „Auf dornigem Pfad“ ist ja keine üble Unterhaltungslektüre, aber strenger betrachtet, erweist sie sich als ein müßiges Spiel von Empfindungen, Vorfällen, Schilderungen, wie wir sie in allen Dutzend-Romanen finden. Daß Männer heutzutage so wenig Romane lesen, läßt sich angesichts solcher Leistungen leicht begreifen. Nur Frauen können an dem sentimentalen „Gethue“ zweier Liebenden Gefallen finden, an ihren Kämpfen und Leiden theilnehmen, die in Wahrheit gar nicht stattfinden könnten, wenn nicht das edle Liebespaar an unbegreiflicher Kurzsichtigkeit, an albernstem Leichtsinne krankte. Ein Wort genügte oft, um die wohlfeilen Misverständnisse, die den Hebel solcher Romanhandlungen bilden, aufzuklären, aber dieses Wort darf allerdings nicht gesprochen werden, da sonst der Roman sofort beendet werden müßte. Die Handlung spielt diesmal in einer ungarischen Kleinstadt. Die Verfasserin schildert das dortige Treiben mit großer coloristischer Treue und anerkennenswerther stilistischer Gewandtheit. Das Ganze dreht sich um zwei Liebespaare: eine deutsche Lehrerin liebt einen dort zufällig weilenden deutschen Professor, ein ungarisches Edelfräulein liebt in glühender Leidenschaft einen ungarischen genialen Musiker, der an dem Vater des Mädchens Rache für das schwere Unrecht, welches dieser seiner verstorbenen Mutter zufügte, dadurch nehmen will, daß er dessen Tochter entführt und sie dann schmählich im Stiche läßt. Die beiden Deutschen aber kriegen sich und werden glücklich. Die Verfasserin versucht durch allerlei verschlungene Misverständnisse, durch welche das Glück der Liebenden in Frage gestellt wird, ein tragisches Element in die Handlung zu bringen, aber mit nicht viel Glück: die Mache ist zu durchsichtig und auch ungeschickt. Aber was wir loben müssen, ist der warme Ton, in dem der Roman gehalten ist, die Gestalten sind gut gezeichnet, namentlich das ungarische Liebespaar in seinem dämonischen Feuer. Die Skizze der **Luise Meyer von Schauensee** ist eine anspruchslose Leistung, über welche man sich wenigstens nicht zu ärgern braucht; etwas altmodisch erzählt, aber nicht ohne Stimmung und Reiz.

3. Der Troubadour. Erinnerungen aus dem Oberelsaß von V. Isemann. Straßburg, Heitz. 1888. 12. 1 M. 60 Pf.

Im Vorwort heißt es: „Ich hätte nicht gedacht, daß Sie (Cäcilie) mich beim Wort halten würden, als Sie mir damals das Versprechen abnahmen, die Eindrücke jener drei schönen, sonnigen Tage, die ich in einem der herrlichsten Thäler unsers Elsaß mit Ihnen zubringen durfte, festzuhalten. Der Versuch ist nun gemacht und mein Versprechen eingelöst." Allerdings, aber ich finde es überflüssig, daß der Verfasser seine Arbeit hat drucken lassen. Die ganze Geschichte kann nur für Betheiligte Reiz haben, der Fernstehende weiß mit ihr nichts anzufangen. Der Verfasser hätte wenigstens die Rücksicht haben sollen, dem Fremden einigermaßen das Verständniß für seine Arbeit zu erleichtern. Die Handlung ist romantisch zerhackt, wird jeden Moment unterbrochen von seitenlangen Gesprächen über allerlei Fragen und Richtungen; diese Erörterungen sind oft gar nicht übel, wie überhaupt der Verfasser keine ungeschickte Feder zu führen scheint. Da ich leider Frau Cäcilie, auf deren Veranlassung das Büchlein geschrieben wurde, zu kennen nicht die Ehre habe und ich daher nicht im Stande bin, von ihr Aufklärung über manche unverständliche Partien zu erhalten, so muß ich verzichten, das Buch zu analysiren.

4. Eine Schuld. Renata. (Die Schule des Lebens. I. II.) — Das Glück. (Die Schule des Lebens. III.) Novellen von Victor von Strauß. Zweite Ausgabe. Heidelberg, C. Winter. 1888. 8. 4 M.

Ich bemerke gleich, daß man an diese beiden Bände keinen strengen literarischen Maßstab legen kann, denn sie entstammen offenbar einem würdigen, alten Herrn, den keine Kritik der Welt mehr bessern kann, außerdem geben sie sich anspruchslos und verfolgen so edle, humane Zwecke, daß man nur mit Wohlwollen an die Beurtheilung der Leistungen des Herrn von Strauß gehen kann. Eine „Schuld" behandelt die vermeintliche Blutthat eines armen Edelmannes behufs der Erwerbung eines großen Vermögens. Der Edelmann bereut diese Schuld bis zu seiner Sterbestunde, wo er schließlich erfährt, daß er eigentlich nichts verbrochen habe. „Renata" ist der Gouvernantenroman, wie er leibt und lebt. Ein schönes, adeliges, junges Fräulein, eine Waise, lebt auf dem Gute ihrer Tante, einer geizigen, grausamen Person, die höchst eigenhändig den Gänsejungen einer schmerzlichen körperlichen Züchtigung unterzieht, die schließlich auch ihrer Nichte widerfahren könnte, denn sie sagt ihr selbst, sie möge sich freuen, daß sie nicht ihre Tochter sei. Renata verläßt das ungastliche Haus, wird Gouvernante und heirathet schließlich den Sohn ihrer Herrin. „Das Glück" liest sich eigentlich recht angenehm. Es nimmt sich altmodisch aus, etwa wie ein Kupferstich aus dem vorigen Jahrhundert, in seiner steifen lehrhaften Sprache. Ein junger Arbeiter macht einen Haupttreffer, genießt alle Wonnen des Reichthums, kostet aber gründlich den unangenehmen Abstand durch, der zwischen ihm, dem ungebildeten, rohen Arbeiter und der feinen Gesellschaftsklasse herrscht, kommt in unrechte Hände, wird um sein Geld gebracht und kehrt reuevoll-zerknirscht, aber todkrank zu seiner treuen Braut, die er im Glück, vom Hochmuthsteufel verführt, schmählich verlassen hat, zurück. Die Technik in diesen drei Geschichten ist eine ziemlich unentwickelte, die Charakteristik eine hölzerne und der ganze Ton zu lehrhaft hervortretend. Aber wenn man bedenkt, daß diese Geschichten ja nicht für ein anspruchsvolles Publikum geschrieben sind, sondern für einen naiven Leserkreis, so kann man mit gutem Gewissen über diese Fehler hinwegsehen. Die Tendenz der Novellen ist eine hochsittliche: Gottvertrauen, Demuth, Liebe zur Arbeit wird in ihnen eindringlich gepredigt, und wir wollen hoffen, daß diese Lehren auf fruchtbaren Boden fallen werden. Derlei religiöse Tractätchen in novellistischer Form sollten öfters geschrieben werden. Sie werden wenigstens Nutzen stiften und manchem unerfahrenen Gemüth in dieser Welt der Halbbildung und der über alles absprechenden Urtheile einen festen Halt gewähren.

Ernst Wechsler.

Aus der Physik.

1. Optische Häresien, erste Folge und das Gesetz der Polarität. Von Robert Schellwein. Halle, Pfeffer. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser hält den theoretischen Theil der modernen Physik für falsch, verwirft die „mechanische Weltanschauung" und entwickelt die Grundlagen für eine neue Naturlehre. „Die Praxis der Naturwissenschaft und ihre zur Zeit herrschende Theorie, die atomistisch-mechanische, stehen nicht in Einklang miteinander."

In der Einleitung wird zunächst eine Anzahl von Sätzen aufgestellt, welche den weitern Entwickelungen zu Grunde liegen; wir theilen einige derselben mit: „1) Das Sein ist ein einheitliches ewiges Leben, und nur in ihm und kraft seiner sind die Einzelwesen als seine Modificationen.... 6) Von einer Natur vor dem Geiste oder außerhalb des Geistes wissen wir nichts und können nichts wissen; ebenso wenig aber auch vom Geiste im Gegensatze zur Natur; der Geist steht der Natur nicht als ein anderes gegenüber, sondern ist, functionell, die Natur."

Im zweiten Kapitel wird das Gesetz von der Erhaltung der Kraft in der gebräuchlichen Form als unvollständig bezeichnet und dafür ein Gesetz der Polarität gesetzt, welches folgendermaßen lautet:

> Bei jeder Wirkung bestimmter Art befindet sich das wirkende Ding im Zustande der Bethätigung eines homogenen (polaren)

Kraftgegensatzes, den es, ihn immer von neuem hervorbringend, zugleich in variabler Weise ausgleicht, und dessen eine Seite immer in dem Maße negativ wird, als der andere sich positiv erweist; Indifferenz, Wirkungslosigkeit ist vorhanden, wenn überhaupt keine polare Differenz entsteht, oder, wenn die Ausgleichung einer entstandenen Differenz in den Nullpunkt tritt und der Gegensatz dadurch aufgehoben wird.

Um dieses Gesetz verstehen zu können, müssen wir, wie „auch allgemein anerkannt wird", annehmen, daß unter anderm die Kälte negative Wärme, die Dunkelheit negatives Licht sei. Hierzu bemerkt der Verfasser:

Um dem polaren Processe gerecht zu werden, so muß doch noch die Annahme hinzutreten, daß dieses zweite Glied nur gegenüber dem ersten negativ, an sich aber positiv, und daß andererseits das erste nicht absolut positiv, sondern dem zweiten gegenüber negativ ist!!

In den Kapiteln „III. Die elektrische Polarität" und „IV. Die Licht- und Farbenpolarität" wird eine Anzahl bekannter physikalischer Gesetze als falsch oder doch als unzureichend bezeichnet und nach der Ansicht des Verfassers widerlegt, beziehentlich neu begründet. Wir wollen auch hier einigen seiner Aussprüche Raum geben:

Es erhellt ferner, bei näherer Betrachtung, daß der Satz: gleiche Elektricitäten stoßen sich ab, ungleichnamige ziehen sich an, in dieser absoluten Fassung unrichtig ist. — Der Magnet steht auf der höchsten Stufe der elektrischen Erregung. — Das Spectrum ist keine continuirliche Farbenscala, sondern es hat zwei entgegengesetzte Seiten, die durch sein Verhältniß zum Dunkeln bestimmt sind, und seine farbige Mitte, Grün und Purpur, entsteht nur durch Vereinigung seiner beiden Seiten.

Die Körperfarbe entsteht nach dem Verfasser nicht durch Reflexion und Absorption des weißen Lichts, sondern er erklärt Folgendes:

Die unendliche Fülle der specifischen und charakteristischen Körperfarben, wie sollte sie wohl entstehen können aus zusammengemischten, von der vermeintlichen Absorption verschonten Restfarben des Spectrums aus diesen wenigen und reinen Spectralfarben, deren uns bekannte Mischungen keiner Körperfarbe vollkommen gleicht, den meisten aber durchaus unähnlich sind? Wer dies glaubhaft finden soll, dessen Augen müssen erst durch die Theorie dazu präparirt werden.

Das wichtigste Kapitel ist wohl das fünfte mit der Ueberschrift „Das Sehen, eine That". Der Berichterstatter fügt hier die Bemerkung ein, welche dem Büchlein auf einem Zettel beigelegt ist und sowol die Ansicht des Verfassers gibt als auch zugleich das Werk selbst gut charakterisiren dürfte:

Den Schluß bildet eine auf innere Erfahrung (!) gestützte Abhandlung über die That des Sehens. Der Verfasser hält in diesem wie in seinen frühern Werken an dem Grundsatze fest, daß wir eine Natur ohne Geist nicht kennen, und Natur und Geist nur verschiedene Functionen von einem sind. Sein philosophischer Standpunkt läßt sich bezeichnen als: empirische Identitätsphilosophie im Gegensatze sowol zum Dualismus von Geist und Natur, als zur mechanischen Atomistik.

Den Schluß eröffnet der Verfasser mit den Worten: „Geneigte Leser, zu denen die Adepten der mechanischen Weltanschauung zu rechnen ich freilich nicht wagen darf . . ." Da der Berichterstatter sich selbst zur „mechanischen Weltanschauung" bekennt, so muß er die Beurtheilung der vorliegenden Schrift wol andern Lesern überlassen.

2. Die Elektricität des Himmels und der Erde. Von Alfred Ritter von Urbanitzky. Mit 400 Illustrationen und 40 Farbentafeln. Wien, Hartleben. 1888. Gr. 8. In Lieferungen zu 60 Pf.

In den letzten zwei Jahrzehnten ist eine sehr große Anzahl von Abhandlungen erschienen, in welchen das Gewitter — seine Entstehung, Verbreitung und Häufigkeit —, sowie die hierbei auftretenden Nebenerscheinungen, auf Grund eines reichen, in der genannten Zeit gefundenen Zahlenmaterials untersucht wurden. Wir erinnern nur an die Arbeiten von Hann, von Bezold und an die Mittheilungen der Reichspost. Hieran schlossen sich ähnliche Forschungen, wie z. B. diejenigen über die Entstehung der atmosphärischen Elektricität; besitzen wir doch jetzt nicht weniger als fünfundzwanzig solcher Erklärungsversuche!

Auch die elektrischen und magnetischen Erscheinungen, welche in der Erdrinde, beziehentlich an ihrer Oberfläche beobachtet wurden, sind durch umfangreiche, regelmäßig durchgeführte Aufzeichnungen der wissenschaftlichen Erkenntniß näher geführt worden. Im Anfange der achtziger Jahre ist ferner während der Polarexpeditionen durch Parallelbeobachtungen über die räthselhaften Erdströme und ihre geographische Verbreitung manches Neue gefunden. Ziemlich gleichen Schritt mit dieser großartigen Entwickelung hielten die Untersuchungen in der reinen Physik. War es doch unter anderm Lemström, bezw. Planté gelungen, das Polarlicht und den Kugelblitz künstlich darzustellen.

Dieser sehr umfangreiche Stoff ist in dem vorliegenden Werke mit Sachkenntniß und großem Fleiße bearbeitet worden. Die Darstellung ist eine durchaus volksthümliche und ohne physikalische Vorkenntnisse zu verstehen. Um das zu ermöglichen, mußte der Verfasser die historische Entwickelung wählen, wodurch wiederum das Werk auch für den Fachmann und für den Fachlehrer manches Interessante geben dürfte, abgesehen davon, daß ein reiches Zahlenmaterial, welches sich sonst nur in den Zeitschriften zerstreut vorfindet, sich hier bequem darbietet. Besonders den Lehrern der Physik und der Geographie, sowie für Schülerbibliotheken kann daher das Werk bestens empfohlen werden! Den deutlichsten Einblick in den reichen Stoff, welcher in unserm Buche verarbeitet ist, wird man aus den Ueberschriften der neun Abtheilungen, in welche dasselbe zerfällt, erhalten: „Die Spannungselektricität", „Die Gewittererscheinungen im Alterthume und in der Neuzeit", „Die atmosphärische Elektricität", „Das Gewitter", „Blitz und Donner", „Blitz- und Gewitterwirkungen", „Blitzgefahr und Blitzschutzvorrichtungen", „Erdmagnetismus und Erdstrom", „Das Polarlicht".

Die Verlagsbuchhandlung hat das inhaltreiche Buch gut ausgestattet.

Franz Bendt.

Eine neue Kunstgeschichte.

Weltgeschichte der Kunst bis zur Erbauung der Sophienkirche. Grundriß. Von Ludwig von Sybel. Mit einer Farbtafel und 380 Textbildern. Marburg, Elwert. 1888. Lex.-8. 12 M.

Der Titel ist neu und nicht ohne Absicht gewählt. Bisher pflegte man Kunstgeschichte immer so darzustellen, daß man die Entwickelung der einzelnen Nationen und Schulen im Zusammenhange behandelte; Aegypter, Assyrer, Griechen, Etrusker, Römer, jedes Volk erhielt seinen eigenen Abschnitt, in dem seine künstlerischen Leistungen von den ersten tastenden Versuchen durch die Blütezeit hindurch bis zum Niedergange des Schönheitsgefühls und der Technik verfolgt wurden. Sybel will seine Leser das ganze Weltbild der Kunst, wie es sich in jeder Epoche darstellte, mit Einem Blick überschauen lassen; er ordnet daher sein Werk synchronistisch an, d. h. er zählt alle kunsthistorischen Erscheinungen, welche er für gleichzeitig hält, nacheinander auf, mögen sie auch den entlegensten Winkeln der Erde angehören. Er selbst rühmt die Neuheit dieses Plans, und das Recht dazu soll ihm um so weniger bestritten werden, als das Buch sonst herzlich wenig Neues bietet. Aber wenn keiner vor ihm auf einen so naheliegenden Gedanken gekommen ist, so liegt das nur daran, daß jeder andere ihn von vornherein als ebenso unpraktisch wie undurchführbar erkannt hatte.

Man denke sich einmal eine Geschichte der modernen Kunst auf demselben Princip der Gleichzeitigkeit aufgebaut: von Guido Reni müßte sie auf Rubens, von diesem auf Franz Hals, dann auf Velasquez, dann auf Claude Lorrain, von Rembrandt auf Murillo, von Murillo auf Metsu überspringen. Daß dabei jeder Schulzusammenhang aufgelöst, jeder Fortschritt der Entwickelung verwischt werden müßte, wird auch dem Laien klar sein. Und doch wäre auf diese Weise die Strenge, mit der Sybel sein Princip durchführt, noch lange nicht erreicht; die Werke desselben Meisters blieben wenigstens noch beieinander. Dagegen hat es unserm Historiker gefallen, die dreizehnjährige Regierung Alexander's des Großen zu einer eigenen Kunstepoche zu stempeln, und da Apelles begreiflicherweise sowol vorher als auch nachher thätig war, so wird ein Theil seiner Gemälde in der „Epoche des Praxiteles“ (S. 372), ein zweiter unter Alexander (S. 280), ein dritter in der „Epoche des Hellenismus“ (S. 287) besprochen. Aehnlich geht es mit Lysipp, mit Phidias und manchen andern. So bildet das ganze Buch einen Wust einzelner Notizen, die zu lesen weder erfreulich noch belehrend sein kann.

Doch wenn der „neue Plan“ Sybel's auch an sich zu billigen wäre, so fehlten doch die Mittel, ihn zu verwirklichen. Um synchronistisch zu erzählen, ist es eben nöthig, daß man die Zeit der zu besprechenden Gegenstände kenne, und die Kunstwerke des Alterthums sind zum weitaus größten Theil undatirt und undatirbar. Die Venus von Milo galt lange als ein Werk des 5. Jahrhunderts, Conze meinte sie in die hellenistische Zeit herabrücken zu müssen, Sybel schreibt sie gar einem Zeitgenossen des Sulla zu; über den Laokoon tobt noch immer der Streit, ob er älter als die Pergamener oder unter dem Kaiser Titus entstanden ist; auch für den betenden Knaben, den vaticanischen Torso, den Apoll vom Belvedere, um nur die berühmtesten Werke zu nennen, weichen die verschiedenen Datirungen um Jahrhunderte voneinander ab. Wenn vollends gar die Funde von Mykenä und Tiryns mit bestimmten ägyptischen Dynastien gleichzeitig angesetzt werden, so ist dies die reine Willkür; sie können ebenso gut fünfhundert Jahre früher oder fünfhundert Jahre später sein. Der ganze Aufbau des Werks schwebt also völlig in der Luft.

Wir haben uns bei der Anordnung des Buchs am längsten verweilt, weil in dieser Beziehung Sybel wenigstens selbständig ist; in jeder andern bleibt er Compilator und zwar ein äußerst nachlässiger und flüchtiger. So derbe Schnitzer, wie daß Antiochus von Syrien durch L. Cornelius Sulla (statt Scipio) besiegt worden sei (S. 352) und daß die römischen Feldzeichen, welche Augustus später zurückerhielt, von den Parthern dem Lucullus (statt dem Crassus) abgenommen seien (S. 378), wiederholen sich häufig. Dazu ist der Stil gesucht, oft bis zur Geschmacklosigkeit; man vergleiche die folgenden Pröbchen. S. 222: „Sein Ideal des Theseus stellte sich als ein delicater Jüngling dar.“ S. 239: „Ihre Gehülfin Peitho, die Ueberredung, hat er gespalten, in der Paregoros verzweifacht.“ S. 319: „Wir bemerken einen fernern und letzten Austrieb der naturalistischen Richtung, diesen Ausdruck in künstlerischem Sinne genommen, wo denn die Phantasie allezeit das Scepter, den Meißel, führt.“ Aehnliches ließe sich noch viel anführen, doch sei es an dem Gesagten genug.

Otto Seeck.

Feuilleton.

Mit der Kortkampf'schen Ausgabe der Reden Bismarck's (jetzt im Besitze von Schettler's Erben in Köthen), deren neueste Bände (5 und 6) wir in Nr. 2 d. Bl. anzeigten, läuft bekanntlich die von Wilhelm Böhm in Spemann's „Deutscher Haus- und Hausbibliothek“ unter dem Titel „Fürst Bismarck als Redner“ herausgegebene parallel. Während jene mit dem Jahre 1862 anhebt und bis ins Jahr 1887 gelangt ist, beginnt diese vom Jahre 1847 und reicht im jetzt erschienenen fünften und sechsten Bande bis ins Jahr 1873. Die Behandlung des Stoffs ist in beiden Werken nahezu die gleiche. Die Ausgabe der „Collection Spemann“ ist nach dem Brauche dieses Unternehmens schöner ausgestattet und bei dem Preise von 1 M. für den Band leichter zu erwerben; doch fehlen ihr die Actenstücke und Register, welche jeden Band der Schettler'schen Ausgabe schließen. Der höhere Preis dieser wird durch den doppelten Umfang wol so ziemlich ausgeglichen. Die gegenwärtig vorliegenden Bände der „Collection

Spemann" umfassen im wesentlichen die letzte Tagung des Norddeutschen Reichstags und die erste des Deutschen Reichstags (Bd. 5), dann im sechsten Bande die Reichstagssession vom Herbste 1871 und den Anfang des Culturkampfes 1872 bis Mai 1873. Eine denkwürdige Zeit tritt uns aus diesen Bänden entgegen.

— Von der illustrirten Ausgabe von Alexander Freiherrn von Hübner's „Ein Spaziergang um die Welt" (Leipzig, Schmidt u. Günther) liegen uns zehn weitere Lieferungen vor (3—12). Der ausgezeichnete Erzähler führt uns in Chicago umher, läßt uns mit ihm General Sheridan besuchen, bespricht die gesellschaftlichen Verhältnisse und entführt uns im liebenswürdigsten Geleite zur Hauptstadt der Mormonen. Die vortrefflichen Bilder, oft nach Skizzen des Verfassers, machen seine vollendete Darstellung noch gegenständlicher; die Generale der Republik, wie die Heiligen der Salzseestadt treten vor uns, Städtebilder wechseln mit charakteristischen Landschaften und eigenthümlichen Scenen, wie sie der Weg über Corinna im Goldwäscherbezirk nach San-Francisco und nach der Schilderung dieser Großstadt der in das herrliche Yosemitithal des Nevadagebirges unternommene Ausflug bietet. Die Reise über den Großen Ocean nach Yokohama schließt mit einer Rückschau auf die in den Vereinigten Staaten gewonnenen Eindrücke.

— „Hamlet ein Genie." Unter diesem Titel hat Hermann Türck zwei Vorträge herausgegeben (Reudnitz-Leipzig, Hoffmann, 1888), worin er das Räthsel der Hamlet-Tragödie endgültig gelöst zu haben meint. Wenn ein noch junger Mann mit großer Findigkeit gute Gedanken anderer verwerthet und darauf als auf sein eigenes Product reist, so kann man nur wünschen, daß von einem wirren Durcheinander guter und schwacher Einfälle das Publikum sich nicht verblüffen lassen möge. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, alle die Stellen aus Türck's Elaborat anzuführen, worin er mit seinen Vorgängern übereinstimmt; in seinem Eigensten möge er sich selbst charakterisiren. Er sagt: „Das Genie ist absolut frei von der eigenen Person. Hamlet ist ein Idealist und, was schließlich auf dasselbe hinauskommt, zugleich ein Genie. Auf dem Grunde jeder Menschenseele ruht die Möglichkeit zu allem Schlimmen. Es ist vor allem das Wesen der Frau, welchem Macht und sinnliche Stärke und selbst die größte Roheit imponirt, und mit dämonischer Kraft Hingabe aufzwingt. Der ideale trügerische Schimmer dieser Welt hat seine größte, wunderbarste Ausbildung in der Göttergestalt des Weibes. Der Ausruf «Weib, was habe ich mit dir zu schaffen» ist charakteristisch für die Auffassung persönlicher Beziehungen durch das Genie. Nach Schiller ist die Schönheit nichts anderes als «Freiheit in der Erscheinung». Das heißt (nach Türck): die Freiheit erscheint uns als das, was wir schön nennen."

— Eine sehr anziehende, tief eindringende und von sittlichem Ernst erfüllte Abhandlung hat Dr. Paul von Gizycki veröffentlicht über das schwierige Kapitel der „Autoritäten" (Berlin, F. u. P. Lehmann, 1888). Soweit man von einem ausgeprägt liberalen Standpunkte über das Wesen und die Berechtigung von Autoritäten sprechen kann, hat der Verfasser dies mit großem Geschicke gethan; um aber die höhere Einheit und Vermittelung zwischen einem einseitig liberalen und einem einseitig conservativen Standpunkte zu finden, besitzt er nicht genug philosophische Begabung. Er handelt über den Einfluß der Autoritäten, die Ursachen dieses Einflusses (Furcht, Schwachheit des Denkens) und den Verfall der Autoritäten in der Gegenwart. Nach Paul von Gizycki ist „beharrliches Mistrauen den hergebrachten Autoritäten gegenüber und völliges Aufgeben jeden Wunderglaubens der einzig mögliche Weg wissenschaftlichen Fortschrittes. In Zeiten einer freien furchtlosen Discussion und sehr verbreiteten Denkens existiren diejenigen Autoritäten am längsten, die sich möglichst im Verborgenen halten, sich nachgiebig und friedlich zeigen. Die heutige Theologie läßt immer mehr die milden Seiten an dem Bilde der Gottheit hervortreten, während die Theologie des Mittelalters weit mehr an der Vorstellung von einem starken, eifrigen Gotte Gefallen fand. Die Erfahrung vieler Jahrhunderte hat uns gelehrt, daß jede Art von Tyrannei, Aberglauben, Intoleranz und Lüge nicht blos auf das materielle Wohlbefinden desjenigen, der unmittelbar von Schaden betroffen wird, sondern auch auf das Glück und die Zufriedenheit aller übrigen einen verderblichen Einfluß ausübt."

Bibliographie.

Boyle, G., Die Habe eines Habenichts! Hinterlassene Papiere des Herrn Hans Pfaffenberger. Oranienburg, Freyhoff. 8. 2 M.

Croon-Mayer, Emma, Freya. Eine vaterländische Dichtung. Berlin-Charlottenburg, Verlag des literarischen Deutschlands (Hinrichsen). 8. 1 M. 50 Pf.

Dostojewski, F., Der Spieler. Roman aus dem Badeleben. Nach dem russischen Original bearbeitet von A. Scholz. Berlin, S. Fischer. 8. 3 M.

Eckstein's humoristische Bibliothek. Nr. 27: Auf dem Parquet. Ball-Erinnerungen eines alten Lieutenants. Von A. v. Degen. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 1 M.

Haertel, J. E. C., Zucht, Strafe, Arbeit. Probleme und Projekte zur Reform des Strafwesens und Organisation der Arbeit. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hermann, G., Sozialdemokratie und Christentum. Vortrag. Gotha, Schloeßmann. Gr. 8. 80 Pf.

Hettinger, F., Dante's Geistesgang. Köln, Bachem. Gr. 8. 2 M. 25 Pf.

Höfler, C. R. v., Karl's des fünften erste Liebe. Ein dramatisches Idyll, mit einem Vorspiele: Margaretha von Oesterreich. Prag, Dominicus. Gr. 8. 1 M 68 Pf.

Jensen, W., Runensteine. Ein Roman. Leipzig, Elischer Nachf. 8. 6 M.

Kaltenhauser, F., Ephenranken. Novellen. Leipzig, Reinboth. 8. 1 M. 50 Pf.

Kegel, H., Kaiser-Friedrich-Chronik. Kurze Geschichte der 99 Tage seiner Regierung. Altenburg, Schnuphase. 8. 50 Pf.

Kesselring, H., Dr. J. C. Kern. Eine Lebensskizze. Mit dem Bildniß Dr. Kerns. Frauenfeld, Huber. 8. 1 M. 20 Pf.

Kirsten, P., Zwirl-Dudenfing. Humoristischer Roman. Dresden, Pierson. 8. 3 M.

Kisch, M., „Vorhang-Purim". Historische Erzählung aus dem Prager Ghetto. Wien, Lippe. Gr. 8. 80 Pf.

Kohut, A., Das Buch von der Schwiegermutter. Eine kultur-historisch-humoristische Untersuchung. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 80 Pf.

— — Naturgeschichte des Berliners, mit besonderer Bezugnahme auf diejenige der anderen Residenzler: Dresdner — Münchner — Wiener. Berlin, Lazarus. 8. 1 M.

Kraft, K., Gedichte. Kronstadt, Zeidner. 12. 2 M.

Lindau, P., Wunderliche Leute. Kleine Erzählungen. Breslau, Schottländer. 8. 4 M.

Marby, A., Die Brandows. Roman. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Markéwitsch, B. M., Gährende Kräfte. Ein Roman-Cyclus aus der vornehmen russischen Gesellschaft. Frei bearbeitet von H. v. Lankenau. 1ster u. 2ter Bd. Wiesbaden, Feller u. Gecks. 8. à 6 M.

Mauthner, F., Berlin W. Drei Romane. 1ster u. 2ter Bd. Dresden, Minden. 8. à 5 M.

Pröhle, H., Brockensagen. Mit einer Abhandlung über den Hexenzug nach dem Blocksberge. Harzburg, Stolle. 12. 50 Pf.

Retclif, E., Das Kaisergretl von Trauteck oder die Feinde des Hohenzollernhauses. Historisch-patriotischer Roman. 1stes Hft. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. 10 Pf.

Riedel-Ahrens, B. (Sylvio Lugano), Tropische Nächte. Roman. 2 Thle. in 1 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Roland, E., Unsere lieben Lieutenants. Zeitgemäße Charakterstudien aus deutschen Salons. Leipzig, Rauert u. Rocco. 8. 2 M.

Schleusner, G., Acht Kaiser- und Kanzler-Lieder. Wittenberg, Wunschmann. 8. 50 Pf.

Stolle, F., Aus der Geschichte der Juden in Köln am Rhein. Ein Gang durch die deutsche Geschichte. Barmen, Wiemann. 8. 50 Pf.

Streibel, K., Julia Alpinula. Schauspiel. Dresden, Pierson. 8. 2 M.

Vogel, T., Goethes Selbstzeugnisse und seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Völkel, A. F., Geschichte des Deutschen Ritterordens im Vogtlande. Ein Beitrag zur Heimatskunde. Plauen, Kell. Gr. 8. 3 M.

Weislein, C., Lieben und Leiden. Eine Sammlung von Gedichten. Kornenburg, Kühkopf. 8. 1 M.

Windolf, H., Thautropfen auf den Pilgerweg. Lieder und Gedichte. Bonn, Schergens. 1886. 16. 1 M. 20 Pf.

Wutte, C., Beiträge zur Geschichte des großen Städtebundkrieges für die Jahre 1387—1388. Salzburg. 1887. Gr. 8. 2 M.

Zobeltitz, F. v., Flittergold. Roman aus dem Offiziersleben der Gegenwart. Jena, Costenoble. 8. 5 M.

Zur Thurm- und Glockenweihe der Neuen Kirche in Strassburg. Strassburg, Heitz. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage: Mittheilungen von F. A. Brockhaus in Leipzig, 1888. Nr. 3.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 41. — 11. October 1888.

Von wahrer und geträumter Größe.

1. Aus dem Leben Kaiser Wilhelm's. 1849—1873. Von L. Schneider. Mit dem Bildniß des Kaisers und einem Autogramm. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. Gr. 8. 30 M.

Unter den biographischen nicht nur, sondern unter den geschichtlichen Werken dieses Jahres überhaupt nimmt weitaus die größte Theilnahme in Anspruch die Ausgabe der hinterlassenen Aufzeichnungen des Geh. Hofraths Louis Schneider über Kaiser Wilhelm. Die ganz eigenthümliche Vertrauensstellung, welche dieser Mann im preußischen und russischen Herrscherhause und zu so manchen andern fürstlichen und sonstigen bedeutenden Persönlichkeiten zu erwerben und stets zu bewahren gewußt hat, läßt von vornherein die Schlußfolgerung zu, daß wir im Verfasser es mit einer Seele ohne Falsch zu thun haben und seine Mittheilungen den nur immer möglichen Grad thatsächlicher Wahrheit erreichen werden. Diese Zuversicht wird nahezu für jeden einzelnen Fall zweifellos infolge des Umstandes, daß Kaiser Wilhelm selbst sich der Durchsicht der ganzen Handschrift in mehrern Absätzen unterzogen hat. Bei der Aufmerksamkeit und peinlichen Sorgfalt, dem Gedächtnisse und strengen Wahrheitssinn unsers entschlafenen Herrschers ist die Uebereinstimmung des Verfassers und des erhabenen Correctors ein so starker Beweisgrund für die Thatsächlichkeit jeder ihn berührenden Erzählung, daß diese Aufzeichnungen zu einem Quellenwerke voll Lauterkeit und Zuverlässigkeit ohne Beispiel erwachsen. Zu ihrer Werthschätzung etwa zu sagen: es ist, als ob Kaiser Wilhelm's eigene Aufzeichnungen vorlägen, wäre ganz unrichtig und entspräche nicht der ihnen zukommenden Bedeutung. Denn die Annahme dürfte nicht fehlgehen, daß Kaiser Wilhelm einen großen Theil der ihn berührenden Mittheilungen nicht geschrieben hätte; da er sie aber vorfand, hat er in voller Anerkennung der Selbständigkeit des Verfassers sie stehen lassen, aber controlirt, bezw. berichtigt. Und daß er den Thatsachen gegenüber, sofern ihr Kundwerden nicht allgemein schädlich wirken konnte, von keiner Rücksicht wußte, daß er seine Mitwirkung an irgendeiner Sache, wo sie aus Unkenntniß nicht hervorgehoben worden, betonte; daß er andererseits zu keiner einzigen Stelle den manchem andern naheliegenden Wunsch ausgesprochen, sie doch lieber fortgelassen zu sehen, wird durch mehr als eine Seite des Buchs belegt und gibt ein überwältigendes Zeugniß für die schlichte, an vielen Punkten rührende Wahrheitsliebe unsers guten alten Kaisers.

Aber auch der genaue Verlauf jener Scenen und Gespräche, an denen der Kaiser unbetheiligt gewesen und für deren richtige Wiedergabe er nicht zu zeugen vermochte, wird durch die Voraussetzung gewährleistet, daß der seinen Monarchen so innig verehrende Verfasser sowol aufs sorgfältigste bemüht gewesen sein wird, die Darstellungen seinem besten Wissen nach zu geben, als er auch gewiß sein konnte, durch irgendwelche Abweichung von der Wahrheit die Aufmerksamkeit und Nachforschung seines in allen einschlagenden Dingen so wohlbewanderten Kritikers zu erregen. Die etwa mögliche Annahme, daß hie und da eine mündliche oder schriftliche Bemerkung des Kaisers über die Handschrift vom Verfasser unterdrückt sein könne, scheint uns für den ausgeschlossen, der das Werk vom Anfange bis zum Ende gelesen und aus ihm eine Vorstellung des Verhältnisses Schneider's zu seinem königlichen Herrn gewonnen hat.

Wir betonen die Nothwendigkeit, das ganze Werk durchzulesen, um so mehr, als Hochwichtiges mit Nebensächlichem und ganz Unbedeutendem im Buche sich paart und das ins einzelne gehende Inhaltsverzeichniß eines jeden der drei Bände dazu verleiten kann, das eine oder andere sich herauszusuchen. Die fortlaufende und vollständige Lektüre sichert dem Leser nicht nur die Sammlung der zahllosen Einzelzüge, aus denen sich das Charakterbild

unsers Kaisers zusammenfügt — sie macht ihm auch erst das Verhältniß verständlich, in welchem Kaiser Wilhelm eine so lange Zeit hindurch in gesteigertem Vertrauen zu dem einfachen Manne mit der seltsamen Laufbahn sich befunden. Aus der ersten Hälfte des ersten Bandes geht dieses noch nicht so hervor und auf dem Eindrucke dieser einleitenden Abschnitte, die noch nicht streng chronologisch gehalten sind und sich vielleicht zu viel mit der Person des Verfassers beschäftigen, mag die geringschätzende Beurtheilung des Werks beruhen, welche es seinerzeit in einzelnen Besprechungen, wie z. B. in der „Neuen Freien Presse", gefunden hat. Den Werth einer ganzen langen Reihe von Mittheilungen, die das Buch bietet, kann ja niemand in Abrede stellen. Schätzt man aber den Erzähler ungerechtfertigterweise zu niedrig, gleichsam als blindes Huhn, das manche Perle gefunden, so tritt man der doch sonst feststehenden außerordentlichen Befähigung Kaiser Wilhelm's zur Beurtheilung an ihn herankommender Menschen zu nahe. Durch seine große uneigennützige Ergebenheit, seinen Sinn fürs Militär, seinen scharfen Verstand und sein feines Taktgefühl hat Schneider sich seine Stellung geschaffen und erhalten, und wir finden, wenn wir den Mann durch alle die Jahre in seinem Verhältnisse zum Kaiser begleiten, nichts Lächerliches in der Feier der Gedenktage seiner ersten Begegnung mit diesem, der der Mittelpunkt und Stern seines persönlichen Lebens geworden; auch nicht in der Freude daran, seiner Ausnahmestellung in der Umgebung des Monarchen die erforderliche äußere Anerkennung zu gewinnen.

Zur tiefern Würdigung der wahrhaften Größe des Charakters unsers unvergeßlichen Kaisers verhilft das Schneider'sche Werk durch seine Mittheilungen, wie bisjetzt keine andere Quelle; einer künftigen eindringenden Biographie wird es zu den wichtigsten Bausteinen gehören. Sein Verfasser hat das große Glück erlangt, den Zweck seiner reifen Mannesjahre erreicht zu haben: nach seinem und seines Helden Tode denselben seinem Volke so zu zeigen, wie ihn zu erkennen ein eigenthümliches Geschick ihm vergönnte.

Auf den überaus reichen Inhalt einzugehen, verzichten wir an dieser Stelle. Das Buch will gelesen sein, und um dieses vielen zu ermöglichen, wäre die Veranstaltung einer wohlfeilern Volksausgabe sehr erwünscht.

2. Mittags beim Kaiser in seinen letzten Lebenstagen. Von Arthur Mennell. Illustrationen von Peter Kraemer und nach Sophus Williams' Momentaufnahmen. Autotypie von Heinrich Riffarth. Leipzig, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1888. 8. 1 M.

Ein hübscher sinniger Gedanke des Verfassers:

Was ich in immer sich erneuernder Wanderung in diesen Wintertagen „mittags beim Kaiser" geschaut und erlebt, das sollte in diesem Buche vor allem denen erzählt sein, die nicht die Freude haben könnten, Kaiser Wilhelm am Fenster zu sehen.

Als bescheidene Geburtstagsgabe zum 22. März war das Buch geplant! — Nun ist es hinausgegangen, zu zeugen von der elementaren Macht der Liebe, die nach und nach das ganze Volk zu seinem greisen ersten Kaiser erfaßt hatte und täglich die Tausende hinzog zum huldigenden Gruße unter das Fenster, und je mehr man ihn im Leide wußte, um so gedrängter, um so unmittelbarer, um so feierlicher. Erschien die ehrwürdige Gestalt nicht, ging man still besorgt auseinander. Aber heute:

Da steht der Kaiser, der das Alter des Patriarchen, der das stolzeste und gewaltigste Jahrhundert auf der Schulter trägt. Die Schulter ist leicht gebeugt und leicht nach vorn beugt sich das Haupt. Aber er trägt die Last, er steht. Das Auge blickt wie suchend in die jubelnde Menge hinein. Es ist, als ob diese Augen das 20. Jahrhundert suchen. Aber: da umspielt ein leichtes, liebes Lächeln dieselben Augen und wir stehen wieder mitten drin in unserer eigenen Zeit, in der Zeit des lieben großen Kaisers. Sein Alter hat nichts von hülfsbedürftiger Schwäche. Wir sind ja gewöhnt, uns unsern Kaiser nur alt zu denken, und doch ist es vielleicht dieser Contrast rührenden Alters und überwältigender, sich dennoch zügelnder, bescheidender irdischer Macht, der über diesen Kaisergruß und dieses Kaiserbild die Weihe höchster Poesie breitet. Gestern war es, da der große Kanzler seine große Rede hielt. Und heute, am 7. Februar, hättet ihr den Kaiser sehen sollen. Zahlreicher noch als sonst an Wochentagen kam das Volk. Und es wußte, weshalb es kam. Der Kaiser grüßte wie sonst und doch wieder so ganz anders. Er grüßt ja immer gleich und immer anders. Nie ist ein bestimmter Augenblick des Grußes, der Handbewegung zu fassen, daß man sagen könnte, er wäre abgepaßt. Das gibt sich bei aller bedächtigen Würde so leicht und liebenswürdig und bei aller Liebenswürdigkeit und Leichtigkeit so würdig, daß das Wort versagen muß, weil das Gefühl überflutet. Heute aber wollte es uns scheinen, als ob eine ganz eigene heitere Wehmuth sich auf dem kaiserlichen Gesicht sonnte. Wollte er sagen: „Nun hab' ich meine Arbeit gethan, nun fahret fort, die euere so brav zu thun, daß Deutschland frei bleiben kann und groß?"

Das ist so eine der Erscheinungen des Kaisers am Fenster, wie der Verfasser sie schildert; andere Abschnitte schildern die harrende Masse. Und die Summe des Büchleins ist die stolze Freude, daß niemals einem Volke ein größerer Herrscher so nahe gestanden, wie Kaiser Wilhelm dem seinen.

Zu völlig entgegengesetzten Erinnerungen und Empfindungen führt die Ansicht des folgenden vielbesprochenen Prachtwerks, das uns erst kürzlich in die Hand gekommen ist:

3. Die Königsphantasien. Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwig's II. von Baiern. Von Arthur Mennell. Mit der erstmaligen privilegirten Abbildung der innern Schloßräume in Buchform, naturgetreu nach den photographischen Aufnahmen Joseph Albert's. In Arrangements von Peter Kraemer in München. Dritte Auflage. Erster Theil. Leipzig, Verlag der Literarischen Gesellschaft. 1888. Gr. 4. 10 M.

Das erste stattliche Heft bringt uns nach einer Titelvignette in Golddruck mit den sehnsuchtsvoll drängenden Worten Euphorion's und Faust's sorgender Warnung als Motto und einer kurzen Einleitung das Schloß Herrenchiemsee mit seinen springenden Wassern und Brunnen, mit seiner Eingangshalle und den Einzelkunstwerken und der langen Reihe seiner Prachtsäle und Gemächer, eine Fülle von Bildern, alle in der vorzüglichsten Technik heutiger Tage. Wir vertiefen uns ins Anschauen; die vielgerühmte märchenhafte Pracht wird uns versinnlicht und

aus dem Barocken dieser Räume und ihrer Ausstattung tritt uns der unglückliche einsame König entgegen, der all dieses gesonnen und hervorgezaubert in dem stillen Waldesfrieden des abgelegenen Eilandes, das vor Jahren nur hie und da einen Sommerfrischler sah, in derselben Zeit, wo der künftige Bauherr als hochaufgeschossener Jüngling noch unter der strengen Zucht seines königlichen Vaters abgeschlossen vom Treiben des Hoflebens mit dem Bruder für sich hinlebte und nur zu lange in Träumereien sich einspinnen durfte. Und sehen wir dann in den das Buch durchziehenden Text — ich gestehe, es berührte mich unangenehm, von der ersten Seite an in den Schwarm der Vergnügungszügler hineingeführt und von den alltäglichen Erlebnissen des Touristen unterhalten zu werden, und dann in der großen Gesellschaft unter all ihren Bemerkungen in die prächtigen Räume zu treten, die nun einmal durch das tragische Schicksal, dem sie ihr Entstehen danken, geweiht sind. Doch der ungünstige Eindruck verliert sich — von Seite zu Seite finden wir mehr, daß der richtige Ton, den Gesammteindruck des Palastes wiederzugeben, getroffen ist, und unvermerkt sind wir im Prunksaale des „Ochsenauges", der durch das Bild herrlich vorgeführt wird, vom Versuch unsers Geleitsmannes gefesselt, dem räthselhaften Seelenleben des unglücklichen Königs nachzugehen. In diesen Betrachtungen, welche den schriftstellerischen Werth des schönen Werks ausmachen, wandeln wir dann weiter von einem Prachtraume in den andern, durch die Spiegelgalerie, die ihr Vorbild hoch überragen soll, in das Schlafzimmer, vergegenwärtigen uns das Leben in Versailles, wie es um den „roi soleil" sich tagtäglich abspielte und werden durch den Gegensatz der Neigungen und des Wesens der beiden Ludwige zur Erfassung der Grundeigenschaften des sagenumwobenen Baiernherrschers geleitet, die in ihrer einseitigen Entwickelung die Harmonie des Bewußtseins endlich unheilbar stören mußten. Wir blicken in einen tiefen geistvollen Gedankengang, der uns den König menschlich näher bringt und mit warmem Mitgefühle für ihn erfüllt. Ist es nicht das letzte Wort, das über Ludwig II. gesprochen, so ist es doch das bedeutsamste, das bisjetzt verlautet hat, und um seinetwillen nicht am wenigsten ist das Buch durchaus zu empfehlen. Einiges wenige sähen wir gern vermieden. Was soll S. 47 der geschmacklose Ausruf einer Augenblickserinnerung: „O Fatinitza!" S. 53 wird Elisabeth Charlotte von der Pfalz eine „badische" Prinzessin genannt, offenbar nur, weil sie im heutigen Baden ihre Jugend verbracht hatte. Und endlich, S. 26 und später scheint es, als ob der Verfasser die patriotische Gesinnung des Königs 1870 und 1871 allzu sehr zu einem der Ausgangspunkte seiner Erwägungen mache.

Den Darstellungen der andern „Königsphantasien" im Gebirge darf mit berechtigter Spannung entgegengesehen werden.

Friedrich Bienemann.

Bücher aus Oesterreich.

1. Die Unzufriedenen. Roman aus bürgerlichen Kreisen von E. Marriot. Berlin, Freund u. Jeckel. 1888. 8. 3 M.
2. Wie es weiter noch kam. Roman von Robert Byr. Jena, Costenoble. 1888. 8. 4 M.
3. Liebesphasen. Ein Novellenstrauß von A. Groner. Wien, Brockhausen u. Bräuer. 1888. 8. 3 M.
4. Blätter im Winde. Neue Skizzen von Ferdinand Groß. Zweite veränderte Auflage. Leipzig, Wartig's Verlag. 1888. 8. 2 M.

E. Marriot (Emilie Mataja) hat ihre Stoffe bisher mit Vorliebe aus dem Leben der österreichischen Geistlichkeit genommen. In ihrem jüngsten Buche „Die Unzufriedenen" (Nr. 1) verläßt sie das ihr so vertraute Gebiet, um ein anderes, weltliches, zu betreten und zwar eins, das ihr auch nicht fremd ist: nämlich das Familienleben in wiener Bürgerkreisen.

Sie hat dasselbe schon in einem ältern Romane behandelt und schon dieser hätte statt „Die Familie Hartenberg" ebenso gut „Die Unzufriedenen" heißen können; denn auch sein Personal besteht fast durchweg aus solchen.

Ueberhaupt erinnert der neue Roman lebhaft an den ältern. In beiden Familien ist's so ungemüthlich, als nur möglich, bei Nordenberg's hier, bei Hartenberg's dort; man sieht: selbst die Namen ähneln einander. Ferner trifft man so manche Person aus jenem Buche in diesem wieder, nur den andern Verhältnissen entsprechend einigermaßen verändert: da ist die leidenschaftliche Stephanie in Mignon aufs neue erstanden, da ist der skeptische, sarkastische Alfons wieder, diesmal unter dem Namen Felix; da ist ferner der alte griesgrämige Hartenberg, doch hat er sich in Weiberkleider gesteckt und heißt Frau Berger; die leichtsinnige Olga aber tritt, nur etwas herabgekommen, als Mignon's Schwester auf und in Elsa könnte man bei einigem guten Willen eine entfernte Aehnlichkeit mit der tadelsüchtigen Emma entdecken.

Was die neuen Gestalten des Romans betrifft, so bedeuten sie keinen erfreulichen Zuwachs: der launenhafte, empfindliche Künstler, der sich immer zurückgesetzt glaubt (Manesco), der demokratische Philanthrop, der sich mit Weltverbesserungsträumen trägt (Hell), die verbitterte alte Jungfer (Huber) und das mysteriöse schöne Zigeunerkind (Ilona) sind verbrauchte Typen. Eine wirkliche Bereicherung des Personals ist dafür der alte Nordenberg mit seiner unverwüstlichen Heiterkeit, die so harmlos scheint, als käme sie aus dem unschuldigsten Herzen. Dieser gaunerhafte Biedermann ist der einzige Zufriedene unter all den Unzufriedenen. Alle grollen mit ihrem Geschicke, auch Zastrow ist unzufrieden, aber nicht mit der Welt, mit sich selbst, und das ist ihm recht:

Ich bin nicht böse darüber — sagt er — daß ich unzufrieden bin, denn, weil ich es bin, fühle ich mich angetrieben, alle meine Kräfte anzuspannen, das Mögliche und Unmögliche zu wagen, um mich emporzuringen. Nein, ich bin nicht zufrieden, denn ich bin ehrgeizig, ich denke nicht an das wenige, was ich bereits gethan habe, ich blicke auf jene, welche mehr als ich geleistet haben, ich will sie erreichen, überflügeln. Haben sie Tüchtiges geleistet, warum nicht auch ich! Lassen wir den Zufriedenen ihre läppische Ruhe, sie sind vielleicht glücklicher als wir, aber sie werden niemals etwas Bedeutendes leisten. . . . Wir leben ja nicht, um glücklich zu sein, sondern um etwas zu leisten. Zufriedenheit! was besagt das Wort anderes als bequemes Stillestehen?

Dann faßt Felix seine Theorie mit den Worten zusammen:

Unzufriedenheit mit sich selbst ist berechtigt und meistens fördernd, Unzufriedenheit mit den andern gewöhnlich nichts Besseres als verletzte Eigenliebe.

Daß das Familienleben all dieser Misvergnügten ein höchst unerquickliches ist, läßt sich denken; zieht man noch in Betracht, daß die Verfasserin es in jenem ältern Romane womöglich noch düsterer schildert, so wäre man versucht, sie der Voreingenommenheit gegen dasselbe zu zeihen.

Uebrigens verdient die scharfe Charakteristik der Personen alles Lob.

Um so mehr muß es befremden, daß der sarkastische Felix zum Schlusse der Geliebten zu Füßen fällt und diese mit Küssen bedeckt. Eine solche Inconsequenz ist durch seine Leidenschaftlichkeit nicht genügend begründet. Ebenso wenig kann man es gut heißen, wenn der Erstickungstod Ilona's durch deren ahnungsvollen Widerwillen gegen Rauch im voraus angedeutet wird; soll damit vielleicht eine unheimliche, spannende Stimmung erzielt werden? Das paßt für eine Sensationsgeschichte! Eine solche aber ist Marriot's Roman doch nicht, trotz Duell und Selbstmord!

An der Sprache ist das wiederholte Auslassen des Personalpronomens zu tadeln, z. B. „Doch folgte ihm" (wer?).

Bedeutet dieses Buch vielleicht auch keinen Rückschritt, einen Fortschritt gewiß nicht! Es läge nahe, auf dasselbe die bekannten, Lessing zugeschriebenen Worte anzuwenden, allerdings gemildert: „Das Neue daran ist nicht immer gut und das Gute nicht immer neu."

„Wie es weiter noch kam", nennt Robert Byr seinen neuen Roman (Nr. 2) im Titel, der sich so ziemlich auf jeden solchen anwenden läßt; denn in jedem wird doch erzählt, „wie es weiter noch kam".

Ebenso ausdruckslos wie der Titel des Buchs ist auch dessen Inhalt: eine Schablonengeschichte. Dieselbe bewegt sich fast durchweg im Dialog und enthält Sätze, die man wiederholt lesen muß, um sie zu verstehen; nicht etwa ihres tiefen Sinnes wegen, sondern weil sie fehlerhaft gebaut sind.

Die vorgeführten Personen sind auch hier alte, aber keineswegs gern gesehene Bekannte: die unvermeidlichen Romanfiguren. Da ist der gewisse interessante oder es doch sein sollende exotische Fremde (van Daelen), der schnippische Backfisch (Minka), die intriguante Weltdame (Frau von Maray), der hohle Aristokrat (Ronsperg) und die edelstolze Heldin (Eva), deren liebliche Zartheit der Verfasser besonders nachdrucksvoll zu schildern glaubt, indem er bemerkt, sie habe etwas „Unwesenhaftes". Ein reicher Geschäftsmann (Kastner), dessen blaustrumpfige Gattin, ein schuftiger Journalist (Schebek) und ein anmaßender Laffe (Ronsperg's Neffe) vervollständigen die Gesellschaft. Das besser gelungene, wenn auch übertriebene Ehepaar Kwialowsky steht der Handlung fern.

In dieser zeigt sich, daß alte Liebe doch manchmal rostet. Zeit und Entfernung öffnen einem Liebespaare die Augen und die beiden erkennen, daß sie nicht für einander passen. Sie (Frau von Maray) wird Gräfin Ronsperg und er, der edle Held (van Daelen), muß die Heldin kriegen — die Geschichte muß ja „gut" ausgehen! — das geht aber nicht so leicht. Endlich thut ihm eine gutmüthige Katastrophe den Gefallen, die Familie der Geliebten heimzuführen, und zwar in Gestalt der schon oft bewährten Geldkrise. Die Unglücklichen werden von allen verlassen (wobei der Verfasser viel zu grelle Farben wählt), auch vom jungen Ronsperg, dem jene gegen ihre Neigung verlobt ist; da tritt nun „Er" mit seinen Millionen als rettender Engel auf und „Sie" sinkt ihm in die Arme.

„Und so ist es schließlich gekommen!" mit diesen Worten beendet Byr seine Geschichte. Daran ist nun nichts Besonderes, in Romanen pflegt es ja fast immer so zu kommen; dazu bedurfte es wahrlich keines neuen Beweises!

Ein Strauß muß Duft und Schönheit besitzen, wenigstens eins von beiden; sonst ist er werthlos. Und das ist der „Novellenstrauß" „Liebesphasen" von A. Groner (Nr. 3); denn ihm fehlt beides, wiewol ihn offenbar zarte Frauenhand zusammengestellt hat.

Darauf deuten nämlich verschiedene Momente: Erstens sind in diesem Buche die Frauen ungemein edel und schön (selbst wenn sie buckelig sind), die Männer aber furchtbar unbedeutend. Zweitens kommen darin gewisse sehr anfechtbare Anschauungen vor; so wird z. B. der Ehebrecher unter den Dieb gestellt, die Ehebrecherin unter die Straßendirne. Drittens zeigt sich in der Novelle „Clotilde", der weitaus größten der Sammlung, eine unverkennbar weibliche Ehestiftungswuth: Ein Jüngling liebt nach Heine's bekanntem Gedichte ein Mädchen, doch dieses hat einen andern erwählt. Der andere liebt eine andere und hat sich mit dieser vermählt. Nun könnte die Verfasserin ihren Copulirungsgelüsten durch eine Verheirathung des ersten Paares fröhnen, aber das genügt ihr nicht; es sind noch zwei Liebende da, sodaß die ganze Liebeskette also aussieht: der Major liebt Clotilden, Clotilde liebt Paul, Paul liebt Thea, Thea liebt Ernst, Ernst liebt eine Ungenannte und dieser kriegt sie auch. Für das Glück der übrigen aber sorgt die Verfasserin, indem sie mit ihnen eine Permutation vornimmt, die jedem einen Treffer bringt. So schließt diese „liebevolle" Geschichte mit drei Heirathen zu allseitiger Zufriedenheit.

Auch die andern Novellen sind trotz der zahlreich eingestreuten recht absprechenden Betrachtungen, trotz einiger Emancipationsanwandlungen („Frau Venus") doch nichts anderes als gedruckte Langeweile.

Dem nichtssagenden Inhalte entspricht eine mangelhafte Technik: wiederholt tritt die Verfasserin mit plumpen, störenden Bemerkungen hervor, z. B.: „Und somit beginnen wir unsere Geschichte!" — „Aber von ihm haben wir noch nichts gesagt, er ist rasch skizzirt." — „Wir werden sehen, ob . . ."

Nein, aus Immortellen besteht dieser Strauß nicht; denn er wird weder im Gedächtnisse der Kritik bleiben, noch in dem des Publikums, höchstens in den Läden der Buchhändler! Mit gutem Gewissen also kann man ihn niemand empfehlen, außer jenen Bedauernswerthen, die an Schlaflosigkeit leiden.

„Blätter im Winde" von Ferdinand Groß (Nr. 4). Bunt und mannichfach sind die Blätter, die der Wind da zusammengeweht. Sie bilden ein literarisches Quodlibet: Studien und Plaudereien, Satiren und Novelletten. Alles im Feuilletonstile.

Verschieden wie der Inhalt dieser Skizzen ist auch ihr Werth; die unterhaltendste ist wol unstreitig die Satire „Beim Menschenbändiger", in welcher menschliche Schwächen mit Humor verspottet werden; recht gelungen muß auch der Aufsatz „Neue Versicherungsgesellschaften" genannt werden, in welchem die Verdorbenheit der Kritik gegeißelt wird. Weniger läßt sich das von der Plauderei „Warum ich keinen Roman schreibe" sagen, in der sich der Verfasser über die moderne Belletristik lustig macht; sie erinnert sehr zu ihrem Nachtheile an Schwarzkopf's geistvolle Aeußerungen über dieselbe. Eine recht fleißige Arbeit ist die Studie „Wien in der Weltliteratur", in der aber nicht, wie man etwa vermuthen könnte, von der thätigen Betheiligung Wiens an jener die Rede ist, sondern von der Beurtheilung, die es in derselben erfährt. Auch die andern Plaudereien über die Donaustadt sind ganz hübsch, aber es sind doch nur Wiederholungen von bereits oft Gesagtem. Das ist auch bei einigen andern Aufsätzen der Fall, die ja an sich ganz richtige Anschauungen enthalten; auf manche aber paßt die Bezeichnung, die der Verfasser einer seiner Skizzensammlungen zum Titel gegeben: „Richtig und flüchtig." Das gilt besonders vom Feuilleton „16 Stunden 37 Minuten". In diesem widerfährt dem Verfasser übrigens ein geographischer Schnitzer, der freilich nur den Ortskundigen auffallen wird, aber darum nicht weniger lächerlich ist: er spricht nämlich von einer Gebirgspartie, die er auf den „Hinterstoder" gemacht. Nun, entweder ist Herr Groß an Ort und Stelle sehr übel berichtet worden oder er war überhaupt nicht dort; denn jener Berg ist — ein Thal, noch dazu ein den Ausflüglern sehr bekanntes.

Der Verfasser spricht hier und in einigen andern Aufsätzen von sich selbst; er kokettirt eben sehr gern mit seinem lieben Ich. Uebrigens thut er es in diesem Buche nicht so aufdringlich wie sonst.

Alles in allem bieten diese Skizzen eine abwechselungsreiche Lektüre; daß es eine leichte ist, kann man ihnen nicht verargen, sind es doch Blätter im Winde!

Theodor von Sosnosky.

Neueste Lyrik.

Diese Uebersicht über die neuesten lyrischen Erscheinungen des deutschen Büchermarktes mögen zwei Sammlungen aus der Fülle jener Trauer- und Klagelieder eröffnen, wie sie unsere Dichtung so vielstimmig aller Orten dem tragischen Hinscheiden der beiden ersten Hohenzollernkaiser widmete.

Der ersten, leider nicht der Berufensten einer, welche mit florverhängter Harfe Kaiser Wilhelm's Requiem sangen, war Georg von Oertzen in seinem dünnen Sonettenkranz:

1. Kaiser Wilhelm. Kaiser Friedrich. Zwölf Sonette von Georg von Oertzen. Berlin, Walther u. Apolant. 1888. 8. 50 Pf.

Das deutsche Sonett ist nie volksthümlich gewesen und wird es nie werden. Ihm haftet zu sehr der Beischmack des Erkünstelten und Mittelbaren an, selbst dort, wo wie bei den wenigen gelungenen wohlbekannten Mustern die kalte vornehme Kunstmäßigkeit der Form durch Ursprünglichkeit des Inhalts gemildert erscheint. Leider ist dies nirgends der Fall in den vorliegenden zwölf Sonetten G. von Oertzen's. Die Verse gehen in verstiegenem Tone, sind überhaupt nicht frei von Ueberschwenglichkeit und Verschwommenheit. Man vergleiche (S. 3) „Noch Kronprinz Friedrich Wilhelm":

Zwei Meere dort sind Nachbarn dem Altane,
Der Deutschlands Kranken hegt in seinem Ringe.
Horch: Eines, kosend mit des Windes Schwinge,
Daß es die Luft Balsam zu werden mahne.

Das andere? Als ob der Held es ahne,
Welch Lied so bang das Meer der Sorge singe,
So lauscht er jetzt, von wem es Botschaft bringe,
Und Wege sich bis ihm ins Herz her bahne?

Man sieht, wie barock diese Parallele, so aufgebläht und schwerfällig ist die Sprache; demgemäß gebricht es den zwölf Gedichten an aller Volksthümlichkeit. Es sei nicht gesagt, daß sie nicht aus tiefergriffenem Herzen kommen, aber kein Gott gab dem Verfasser „zu sagen, was er leide". Die Empfindung wird unterbunden durch die anspruchsvolle Gemessenheit des fremdländischen Metrums, dessen G. von Oertzen in höherm Grade Meister sein mußte, um auch nur das Ziel einer abgerundeten Kunstmäßigkeit zu erreichen, und inhaltlich hält sich sein Werk zu sehr im Dunstkreise eines pomphaften Pathos.

Ungleich ansprechender und, der Natur der Sache gemäß, bei weitem reichhaltiger und vielseitiger, ist die folgende verdienstliche Sammlung:

2. Dichterstimmen aus Deutschlands Trauertagen 9. März 1888 15. Juni. Klage- und Trostlieder deutscher Dichter über den Tod unserer Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. Dortmund, Garms. 1888. 8. 1 M.

Hier sind einige, allerdings nur wenige der besten Namen der deutschen Literatur der Gegenwart vertreten, wie Dahn, Scherenberg und Bodenstedt; leider sucht man vergebens nach Namen wie Heyse, Freytag, Gottschall, Hopfen und Fontane. Statt dessen begegnet man einem über Gebühr breitgesponnenen, in langathmigen Hildebrands-Strophen sich bewegenden Ergusse Wildenbruch's mit peinlich überschraubten Tiraden, wie:

Gott hat von seinem Volke
Das Angesicht gewandt,
Drum will es Abend werden
Und Nacht im deutschen Land.

Der Gott, der aus Gefahren,
Aus Kampf uns riß und Noth,
Er hat sein Deutschland heute
Verwundet auf den Tod. (!!)

Der Tod eines großen Herrschers, wie Kaiser Wilhelm war, ist gewiß für ein Volk ein Ereigniß, das jedes Herz mit tiefster Trauer erfüllen muß; doch wenn ein einundneunzigjähriger Monarch die lebensmüden Augen schließt, so ist es abgeschmackt und unberechtigt, zu klagen, Gott habe „von seinem Volke das Antlitz abgewandt", oder gar zu jammern, er habe es „auf den Tod verwundet". Das sind gereimte Phrasen, das ist leere hohle Versemacherei, die sich in lächerlichen Uebertreibungen bläht. Wie erblassen diese endlosen Strophen mit ihren Gesuchtheiten und Alltäglichkeiten vor den unmittelbar zu Herzen gehenden, aller Gemachtheit fremden Weisen Felix Dahn's, von seinem köstlichen lateinisch-deutschen „Vale Imperator" und seiner schlichten Klageode, in deren lauterer Ursprünglichkeit alle die gereimte Phraseologie der vergangenen schweren Leidenstage unsers Volks sich spiegeln möge:

Kaiser Friedrich †.

Auch du dahin! — Verstummt nun, ihr Gedichte:
Euch überdröhnt der Gang der Weltgeschichte;
Er schreitet rasch! — Wir müssen's stumm ertragen:
Denn dieses Weh zu singen und zu sagen
Vermag kein Mund! — Greift fester Schild und Schwert
Und, sei's zum Siege, sei es zum Verderben!
Im Schweigen, Dulden, Kämpfen, Leben, Sterben,
Führt sie getreu, der großen Todten werth.

Welcher Ueberspanntheit macht sich z. B. der dichterische Vorkämpfer unsers Freisinns, der Psalmist des Fortschritts, Albert Traeger, schuldig, wenn er in seinem Hymnus an unsern unvergeßlichen Kaiser Friedrich behauptet:

Wo deutschem Geist ein kühner Wurf gelungen,
In deinem Zeichen ward der Preis errungen.

Das ist schlechte Poesie, deren Inhalt die Wahrheit lügnerisch oder prahlerisch übertrumpft.

Auch setze ich einige Zweifel in die Hoffnung Gerhard von Amyntor's, der uns mehr überraschend als poetisch geschmackvoll die Prophezeiung macht:

Ein neues Nibelungenlied wird tönend
Ihm (Kaiser Wilhelm) aus des Volkes Dichterseele quellen.

Wie wenig scheint diesem Poeten die Genesis unsers Nibelungenliedes bekannt zu sein. Aber das Tragikomischste, was diese sonst so gefällige Sammlung dem Leser darbietet, ist die unvergleichliche Wahrsagung, die derselbe Dichter über König Wilhelm macht:

Ja, einst in fernen, allerfernsten Tagen
Wird er mit Odin, dem altnordischen Gotte,
Zusammenfließen, dem die beiden Raben,
Der eherne Kanzler und der Schlachtenlenker,
Getreu und wachsam auf den Schultern saßen.

Zum lehrreichen Beispiel, wie verschieden der echte und der unechte Dichter ein poetisches Motiv, sei es gegeben, vorgefunden oder erfunden, behandeln, stehe hier zum Schlusse eine prächtige Strophe aus F. Dahn's „Vale Imperator":

Atque ambo illi torvi
Velut Wodani te corvi
Comitati: — lacrimas
Fundit Moltke et dolore
Solvitur austerus ore
Bismarck, ingens, adamas.

Und die beiden greisen Knaben,
Welche treu, wie Odin's Raben
Deinen Siegesgang umschwebt, —
Moltke läßt die Zähre rinnen
Und das Herz, durchzuckt tief innen,
Dem gewalt'gen Bismarck bebt.

Der Unterschied in der Klarheit und Unklarheit der Sprachweise und Stilistik springt anmuthend in die Augen; hier schlichte Anschaulichkeit und Natürlichkeit, poetische Reinheit und Klarheit, dort Nebelschleier, unrichtiger Satzbau, eitel Rhetorik und Abstraction: dort Declamation, hier Poesie.

3. Vaterländische Klänge von Friedrich von Hoffs. Trier, Lintz. 1888.

Eine Anzahl patriotischer Lieder, meist Gelegenheitsgedichte, Felix Dahn gewidmet, der unter unsern Dichtern die Mäcenatenrolle des alten Vater Gleim zu spielen scheint. Die Gunst des Künstlers und Kenners ist auch diesmal nicht unverdient verliehen worden. Sinnig ist von dem Dichter ein Spruch Walther's von der Vogelweide auf Philipp von Schwaben für Kaiser Wilhelm II. umgedichtet worden; das ist allerdings das Rühmenswertheste an den dreizehn Blättern. Da ihr pecuniärer Reinertrag für das in Trier zu errichtende Kaiser Wilhelm-Denkmal bestimmt ist, so sollen sie auch weitern Kreisen empfohlen sein, auf die Gefahr hin, daß die ästhetische Rechnung in die Brüche geht.

4. Schaum. Gesammelte Lieder von Nautilus. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Eins der in ihrer Zierlichkeit ansprechenden Lieder ist dem „Meister" R. Baumbach gewidmet, und was Glätte,

Reinheit und Anmuth, zum Theil melodischen Fluß der Verse anbetrifft, so ist der Jünger des Meisters nicht unwürdig. Nur inhaltlich reicht er nicht an sein Vorbild heran. Es gebricht den meisten Stücken an tieferm Werthe, sie sind zu leicht, häufig zu seicht. Die meisten sind bloße poetische Spielereien, und des Dichters Selbsterkenntniß ist zu preisen, in welcher er diesen Kindern seiner Muse den Gesammtnamen „Schaum" gab. Doch diene ihm zum Trost: ihr rhythmischer Reiz und Wohllaut versöhnt mit den Mängeln, die Geist und ernsteres Gemüth empfinden. Das „Ständchen" (Nr. 36) diene zur Probe:

Wenn uns des Abends Strahl
Westwärts entflieht,
Und um den Himmelssaal
Dämmrung sich zieht;

Wenn an dem hohen Zelt
Manch Sternlein blinkt,
Und das Geräusch der Welt
Fernhin verklingt:

Dann, wie durch Zaubermacht,
Kühlt sich die Glut;
Sieh, wie im Arm der Nacht
Die Erde ruht!

So nach des Tages Hast
Komm ich zu dir:
Nimm meiner Sorgen Last
Freundlich von mir!

Denn, wie aus Mondes Pracht
Erdruhe quillt,
Wird durch der Liebsten Macht
Erdleid gestillt.

Fern von der Menschen Schwarm,
Dein bin ich nun;
Laß auch in deinem Arm
Selig mich ruhn.

Ein Goethe'sches Motiv („Flieh, Täubchen, flieh") scheint (S. 41) „Der Warner" zu variiren:

Hoher Muth,
Wildes Blut,
Weckt im Herzen heiße Glut.
Bei der Nacht Sternenpracht,
Mägdelein, hab' acht, hab' acht.

Liebesklang,
Zaubersang
Stiehlt die Ruhe, macht dir bang,
Schmiegt sich in dein Herz so sacht.
Mägdelein, hab' acht, hab' acht.

Wer da schwört,
Leicht bethört.
Gib nicht hin, was dir gehört.
Morgen weint, wer heute lacht.
Mägdelein, hab' acht, hab' acht.

Jedenfalls waltet auch hier die gleiche Sorgfalt des Versbaues, und der ganze weltfrohe Optimismus des liebenswürdigen Poeten spricht sich in den formell so graziösen, wie inhaltlich anmuthenden Versen aus:

Wie oft ich auch dem Glück des Lebens nachgejagt,
Es war noch stets ein Traum. Doch hab' ich nie geklagt.
Denn was auch je entrann, mir blieb ein süßes Hoffen,
Ein paradiesisch Bild der Zukunft stetig offen.

Ist dieses auch ein Traum, dann bitt' ich heiß und leise:
O täusche mich recht lang, und auf die rechte Weise!

Wir wünschen von Herzen, daß sich diese „heiße, leise" Bitte des Dichters über sein Erwarten erfüllen möge. Die Verlagshandlung hat auch die äußere Erscheinungsweise seiner Lieder so gefällig ausgestattet, als es ihrer metrischen Gefälligkeit und ihren einnehmenden Melodien entspricht.

5. Im Spätsommer. Gedichte von V. L. Armstrong. Wien, Konegen. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Auch diesem Büchlein ist ein sehr ansprechendes äußeres Gewand zu eigen und sein Grundton ist ebenfalls ein optimistischer, wie es sich bereits in den einleitenden Strophen ausspricht:

Aus Schmerzen schuf ich keine Lieder,
Wenn auch so manches trübe klang,
Es senkte sich die Wonne nieder
Zu mir, so oft im Leid ich sang.

Und schrieb ich auch in dunkler Stunde,
Daß ich allein und elend war,
So fühlt' ich doch im Herzensgrunde
Die Nähe einer Engelschar.

Freilich athmen diese Gedichte nirgends die jugendliche Heiterkeit der vorigen. Die Lieder haben eine minder geklärte Form und geringere musikalische Wandlungen, als diejenigen von Nautilus, aber ihr Gehalt ist ein tieferer. Sinnig und gedankenvoll sind die meisten, und auch den wesenlosern unter ihnen läßt sich bei einigem Wohlwollen irgendeine freundliche Seite abgewinnen. Abgeschmackt freilich sind Vergleiche und Stoßseufzer, wie wir ihnen (S. 20) in „Das Mühlrad" begegnen:

Bei dem Rade, das sich rastlos
In des Waldbachs Fluten regt,
Steht ein zweites stummes Mühlrad,
Tief im Schatten, unbewegt.

Und es weiß nicht von dem Glanze,
Von des andern raschem Sein,
Ueber dessen Rand die Sonne
Streut manch' hellen Edelstein.

Ich allein, du stummes Mühlrad,
Ich verstehe deine Pein:
Tief im Herzen Schaffenssehnsucht,
Und ein thatenloses Sein.

Möge der Verfasser seiner Dichterherrlichkeit froher werden! Jedenfalls sind seine Lieder wahr und ernst empfunden und sind selbsteigene Schöpfungen, weder versteckenspielende Copien noch matte Abzüge: sie sind Originale. Man vergleiche (S. 38):

Wie Gewölke grau und trübe
Um die Bergesspitze zieht,
So umschweben Leideswolken
Ein umnachtetes Gemüth.

Doch es heben sich die Nebel,
So ergeht's dem Herzen auch;
Betend steigt in trüben Tagen
Auf der Seele Höhenrauch.

Zur Ergänzung dieser kurzen Charakteristik der Armstrong'schen Lyrik diene noch das folgende Gedicht, das er überschreibt:

Himmel und Hölle.

Wo der Himmel, ahnen alle;
Ob der Glaube sonst sie scheide,
Blicken sie doch zu den Sternen,
Alle hoffend auf im Leide.

Seltsam aber — wo die Hölle,
Hat noch keiner recht ergründet;
Mir doch ward's in nächt'ger Stunde
Jüngst durch einen Traum verkündet.

Willst du in die Hölle schauen,
Ihre ganze Qual ermessen,
Mußt du durch den Himmel schreiten,
Den du jubelnd einst besessen.

Man sieht, die Reflexion gelangt hier zu einer achtbaren Meisterschaft über die Form und der anderswo dort und hier ähnlich vorgedeutete Gedankeninhalt erscheint zum mindesten in origineller Wendung und ansprechender Fassung. Mögen diesen Liedern freundlichere Pfade bereitet sein, als es scheinbar die Lebens- und Dichterbahn ihres Verfassers war.

6. Neue Rheinlieder von Julius Thikötter. Bremen, Heinsius. 1888. 12. 2 M. 25 Pf.

Man darf diese Rheinlieder in der That „Rheinlieder" nennen, denn es liegt über ihren heitern Weisen etwas von dem Schimmer sonnbeglänzter Rheinlandschaften. Freilich läuft manches alte und verbrauchte Motiv mit unter und die Sprache erhebt sich selten zu höherm Adel. Von einer gewissen Redseligkeit und repetirender Manier sind diese Gedichte überhaupt nicht freizusprechen. Trefflich in ihrer Art sind die metrificirten Betrachtungen über „Das Geheimniß des Weines" (S. 21); da aber der Verfasser ersichtlich nur den Rheinwein vor Augen und auf der Zunge hat, so war der Titel dahin zu umgrenzen. Hymnen beispielsweise auf Ungar-, Pfälzer- oder Tirolerwein würden ja eine ganz andersartige Tonart athmen. Bei der Länge der Gedichte hat eine dem Raum d. Bl. entsprechende Auswahl zu ihrer eigenen Charakterisirung zu treffen seine Schwierigkeiten. Volle Ehren aber glaube ich dem Dichter zu zollen, wenn ich von seinen klangreichen Frohgesängen den folgenden mittheile (S. 5):

Heldensagen, Wundermären,
Goldne Trauben, goldne Aehren,

An dem ewig jungen Strome
Alter Städte hehre Dome,

In zerfallnen Klosterhallen
Fliederduft und Nachtigallen,

Von dem Burggetrümmer Schauen
In die Thäler, auf die Auen,

Frischer Lieder heitere Klänge,
Froher Wandrer bunt Gedränge,

Unter blütenschweren Bäumen
Wonnig Sinnen, süßes Träumen,

Treuer Augen freundlich Winken,
Im Pokal ein goldnes Blinken,

Traute Freunde und Genossen,
Deutsche Herzen, leicht erschlossen,

Deutsche Art und deutsche Sitte
In des biedern Volkes Mitte,

Rhein, was kann der Dichter bringen,
Deine Wunder zu besingen?

Nur beseligt mag er lauschen
Deiner eignen Dichtung Rauschen.

Und so mögen diese lustigen Rheinlieder viele fröhliche Leser und noch mehr frohmüthige Sänger finden.

7. Stimmen im Sturm. Gesammelte Dichtungen, dem arbeitenden Volke gewidmet von Mauriee Reinhold von Stern. Zweite vermehrte Auflage. Zürich, Verlags-Magazin. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Brr! Welch ander Bild! — Brandrothe fliegende Blätter aus dem schweizer Heerlager der Socialdemokratie! Freche Alarm- und Hetzrufe zur Revolution! Unflätige Schimpf- und Schmähworte auf Kanzler und Reich, die dem Verfasser jede Sympathie rauben auch dort, wo seine satirische Geißel wirklich Krankes, Faules und Verdammenswerthes trifft. Schade um des Dichters offenbares Talent, schade um des Dichters edeln Namen. Schade auch, daß so böse grammatische Schnitzer unterlaufen wie S. 38 das garstige Participium „gehießen":

Der Maulwurf haßt das Sonnenlicht, —
Ein Finsterling gehießen.

Der Verfasser nennt sich selbst den „Trompeter der Revolution" — er wird erkennen an diesem Beispiel, daß er sein Instrument reiner zu spielen lernen muß. Wie sehr übrigens die Verirrung seiner schönen Begabung in das öde Labyrinth der Umsturzideen zu beklagen ist, beweise die folgende, aus innerstem Herzen strömende Elegie des Dichters:

Nur einmal noch laßt mich die Stätte schauen,
Wo ich als Kind so sorglos mich gefreut,
Nur einmal noch der lieben Heimat Auen,
Das Vaterhaus, den Wald im Blütenkleid.

Nur einmal noch im freundlichen Gemache,
In das die Sonne lächelt, möcht' ich stehn,
Nur einmal noch vom heimatlichen Dache
Den Rauch des Herdes aufwärts wallen sehen.

Nur einmal noch möcht' ich zum Hügel eilen,
Auf fernem Friedhof, tief im Laub versteckt;
Nur einmal noch schmerzlich erinnernd weilen
Einsam am Grabe, das den Vater deckt.

Nur einmal noch möcht' ich den Schwalben lauschen,
Die sich am Vaterhaus die Nester baun;
Nur einmal hören Heimatwaldes Rauschen,
Nur einmal, einmal noch die Heimat schaun.

Und ebenso tief empfunden und deshalb zum Herzen gehend ist der folgende Gruß des exilirten Poeten an seine Heimat Livland:

Auf Jersey's steiler Felsenwand,
Den Blick gewandt aufs Meer,
Ein müder Wandrer einsam stand —
Das Herz war ihm so schwer.

Er schaut wol in die blaue Flut
Und auf der Wolken Lauf,
Und Sehnsucht, die im Herzen ruht,
Wacht zaubermächtig auf.

Der Ocean rauscht, die Wolken ziehn,
Der Wind bläst ins Gesicht,
Die letzten Sonnenstrahlen glühn —
Der Wandrer sieht es nicht.

Er steht noch an der Felsenwand
Und schaut hinab zu Thal,
Und grüßt sein liebes Vaterland
Viel tausend, tausend mal.

Mein Livland, o mein Heimatland —
Dir gilt der Herzenston!
Dich grüßt vom fernen Meeresstrand
Ein „ungerathner Sohn".

Wohl betrauert die Kritik in dem Dichter mit Grund einen verlorenen Sohn der deutschen Poesie.

8. In Sturm und Wetter. Dichtungen von Max Heinzel. Breslau, Max u. Comp. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.

Die Gedichte haben vollen Ton und echt poetisches Gepräge, sind farbenbunt und formenreich und voll wechselnder Stimmungen. Gelungene Balladen und Sinnsprüche reihen sich anmuthig an eine gediegene Auswahl lyrischer Ergüsse, die allerdings zuweilen entstellt werden durch komische Wendungen wie:

Ich küsse dich frei, nichts hält mich zurück —
Es schwinden mir selig die Sinne —
O köstliche, himmlische Minne —
Du lachendstes (!) Erdenglück.

Den Dichter selbst beseelt ein höheres ideales Streben; das bekundet wohlthuend unter anderm das einleitende Gedicht „An Mephistopheles", der ihn aus der sonnigen staubentrückten Sphäre der Poesie herniederziehen will zu den Füßen der Götzen des Materialismus. Der Poet weist den Verführer ab mit den schnellbereiten Worten:

Verhaßt ist mir die schal gewordne Welt,
Die wahnbethört, mit fieberhaftem Trachten
Nach gelbem Gold nur hungert und nach Geld
Und alle Schätze aus der Dichtung Schachten
Für eitlen Tand und nicht'gen Flitter hält,
An Werth kaum einem Kiesel gleich zu achten —
Verhaßt mir — mit dem nüchternen Geschlechte
Hochmüth'ger, aufgeblähter Mammonsknechte.

Was ihr gefällt, das kann mich nicht vergnügen,
Drum laß mich weiter einsam und allein,
Ich weiß mir trefflich selbst schon zu genügen
Mit meinen Freunden dort im Bücherschrein.
Aus ihrem Wissensquell in langen Zügen
Schlürf' ich die höchste Erdenwonne ein . . .
Vor deinem Paradies, voll giftger Blüten,
Mag mich der allbarmherz'ge Gott behüten!

Das nenne ich liebenswürdigen Idealismus, wie denn unser Poet allem Materialismus und Pessimismus von Herzen abhold sich bekennt. Ebenso ideal sind seine künstlerischen Ziele. So schleudert er ein fulminantes Anathema gegen Zola's „Nana". Ich theile das mehrseitig interessante Verdict in vollem Umfange mit:

Auch ich, ich habe das pikante Buch gelesen,
Auch ich, ich bin, daß ich's nur eingesteh',
Bei Nana's cynischem Debut gewesen;
Ich sah die blondgelockte Straßenfee
Entblößten Leibes, nur bedeckt vom Schleier,
Der sich um ihre Marmorglieder schlang,
Indessen Mars, der ungestüme Freier,
Die wilden Strahlen ihrer Blicke trank.
Ich war Montmartre, Rue Veron, im Stübchen,
Wo sie Fontan, den rohen Burschen, liebt,
Der seinem holden Liebchen mit den Grübchen
Ohrfeigen für sein zärtlich Girren gibt —
Ich saß bei einem fürstlich-fetten Schmause,
Bei einem pomphaft wüsten Bacchanal,
In jenem feinen eleganten Hause,
Dort an der Ecke der Rue Cardinal —
Ich war der Zeuge der brutalen Scenen,
Die sie dem eitlen Männerschwarm gemacht,
Der ihrer kalten Brust geheimstes Sehnen
Mit Geld gestillt, mit Luxus und mit Pracht.
Ich sah sie liegen, leblos, auf dem Bette,
Entstellt, verzerrt das starre Angesicht,
Ich sah den fahlen Leichnam der Kokette,
Bestrahlt vom gelben, trüben Kerzenlicht —
Und schauderte in meinem tiefsten Busen,
Von Ekel ganz, von Abscheu bang erfüllt,
Vor diesem zehnten Frauenbild der Musen,
Das Emile Zola's Griffel mir enthüllt.
Ein Düften, wie aus faulig heißem Schlamme,
Umnebelte die Sinne mir, die Stirn,
Und gleich dem Feuer einer Schwefelflamme
Durchdrang's das Herz mir und mein fiebernd Hirn.
Ich warf das Buch weit von mir weg und schaute
Vom Fenster in mein Bergland still hinein,
Und lange noch vor Nana's Blick mir graute
Im rosig goldnen Abendsonnenschein.

Neben den anmaßenden Stimmen, welche das Zola'sche Kunstprincip in Goethe's Vaterlande heutzutage als Evangelium verkünden und seine Nachäffer als Herolde einer neuen höhern literarischen Epoche ausrufen, ist diese Widerspiegelung der Manier Zola's und ihrer Eindrücke im deutschen Dichtergemüth als preiswürdiger Beweis zu betrachten, daß die Doctrinen jener verrannten Theoretiker über die künstlerischen Bestrebungen unserer bessern Talente keine Herrschaft gewannen, mögen bei dem realistischen Zuge der Zeit die äußern Erfolge auch mehr dort erblühen, wo den Herzschlag der Lyrik gaumenkitzelnde Sensationshaschereien übertönen und grelle Groteskmalerei alle natürliche Schönheit übertrumpft. Unser Dichter ist sich dieser Thatsache voll bewußt, indeß sie vermag auf seine Kunst und ihre Vorwürfe keinen Einfluß zu gewinnen:

Einsame Wege wandelt der Poet,
Der Schönheit hoher Priester und Prophet,
In dieser Zeit des klügelnden Verstandes.
Ein Wandrer ist er, der mit seinem Lied,
In sich die Fülle, durch die Oede zieht
Des heißen, quellenarmen Wüstensandes.

Apollon's Kunst, die sonst die Welt entzückt,
Daß sie dem Dichter auf das Haupt gedrückt
Den Lorberschmuck, wie einem hehren Gotte,
Ward nun zum Aschenbrödel; kalt und kühl
Belächelt man ihr goldnes Saitenspiel,
Dafern man's nicht erstickt mit frechem Spotte.

Und doch ich wag's! Ich singe keck und kühn
Von Vogelklang und duft'gem Waldesgrün,
Von flücht'ger Lust und langem, bangem Trauern;
Verhall' mein Sang auch, wie ein Ton im Wind:
Dir wird er doch, du träumerisches Kind,
Tief rühren Herz und Seel' in Wonneschauern.

Und so verkündet unser Dichter all seine „Kühnheit" mit einer rührenden Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit.

Wir kommen zur letzten Nummer unserer diesmaligen Musterung, die den Titel trägt:

9. Aprilkinder. Gedichte von Reinhold Ernst. Berlin, Hennig. 1888. 8. 2 M.

Die hier gebotene Leistung erhebt sich über sämmtliche hierorts gewürdigte Sammlungen. Hier vereinigt sich Gedankenfülle und Melodienreichthum, eine ausgebildete Reimkunst und nie verlegener Ausdruck, lyrischer Schwung und epigrammatische Schärfe. Die Lebensweisheit gemahnt bei aller Reife frisch und jugendlich, ist manche der Stimmungen auch zu wenig geklärt. Die Auswahl ist schwierig, denn der poetische Werth dieser Gaben ist fast überall gleich, ob sie in volltönenden Strophen den Schmied von Ruhla feiern, oder die Bockmusik im Hofbrauhause preisen, ob sie von der Liebe des Schwans zur Weiherrose oder von dem Jammer deutscher Dichtergräber singen, ob sie von Freund Hein oder den Junggesellen in der Hölle fabuliren, ob sie den Aprilmond oder das Edelweiß erheben. Lieblich sind dieses Dichters Abendlieder, sinnig seine Frühlingsgedichte, launig seine Fabeln, grausig ist seine Ballade von Sir Ralph von Tay und ergreifend sein Sang von der Brückenmühle bei Wörth. Seine Register sind überhaupt so vielstimmig wie tonreich. Während wir im Vorigen zum Theil bloßen Spielen flüchtiger Empfindung begegneten, so tritt uns in diesem Lyriker auch ein Denker entgegen, der es gewohnt ist, mit tiefgehenden Kräften auch des Menschenlebens Räthseln und letztem Wesen nachzuforschen. Man vergleiche S. 17:

Es gibt des Schönen nichts im Erdenleben,
Es sei Verwesungsduft ihm mitgegeben.

Im süßen Laut der Lenzesnachtigallen
Hör' ich des Winters Todesweh schon beben.

Die Flamme stirbt in ihren eigenen Gluten,
So muß die Leidenschaft in Dunst verschweben.

Am frischen Wandern haften Heimwehsqualen,
Die Treue stiehlt ein Theil vom besten Streben.

Im Glauben nistet Furcht vor Höll' und Teufel,
Die Zweifelsmotte in der Forschung Weben.

Der Schlummer, den uns milde Götter liehen,
Er raubt am meisten, gleicht dem Tode eben.

Am Blütenkelche muß die Frucht, die dränget,
Am Grund des Bechers schale Hefe kleben.

Doch Dichterworte, die das Herz erheben,
Sind morgenschön durch ganzer Völker Leben.

Doch man lese die Gedichte selbst — sie sind es werth.

Unsere Musterung ist beendet. Schauen wir zurück, so dürfen wir uns, meine ich, der Ernte freuen: jedenfalls widerlegt sich schlagend jene landläufige Behauptung, daß lyrische Begabung in Deutschland ausgestorben sei, zur Zeit wenigstens ihre Aeußerungen keinen Beifall und Anklang fänden. Hauptsächlich mag uns in dieser pessimistisch angekränkelten Zeit der optimistische Grundton all dieser Lyrik erfreuen. Freilich erreicht keiner der hier vorgeführten Poeten die Bedeutung eines Storm oder Hopfen, um nur diese beiden aus der Reihe unserer besten Lyriker zu nennen, aber wer lauscht neben dem Liede der Nachtigall nicht gerne auch dem Finkenschlag? Trotzdem will ich nicht jenen Warnungsruf unterdrücken, den Reinhold Ernst so launig in seinem „Narrencongreß" (S. 112) verlauten läßt:

Wer ein sichres Amt verschmäht,
Sei's als Hausknecht eben,
Um als lyrischer Poet
Von der Kunst zu leben —
Den laßt ein, Gesellen!
Der braucht keine Schellen.

Adalbert Schroeter.

Zur Ethnologie und Anthropologie.

1. Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntniß der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. Von L. von Schröder. Berlin, Asher u. Comp. 1888. Gr. 8. 5 M.

Eine der wichtigsten Fragen der Völkerkunde ist das Verhältniß der allgemein menschlichen, in allen Zeiten und Zonen wiederkehrenden Formen des geselligen Lebens zu den besondern, durch geschichtliche und geographische Bedingungen verursachten Zügen der socialen Entwickelung. Schwerlich wird es der Forschung je gelingen, diesen gesetzmäßigen Zusammenhang mit widerspruchsloser Klarheit ganz allgemein darzulegen; um so erfreulicher ist es, wenn wir auf einem verhältnißmäßig kleinen Ausschnitte des unendlich großen Gebiets die Beziehung jener beiden Factoren genau verfolgen können, wie an der Hand der vorliegenden Darstellung. Daß dem Verfasser dieser weitere

Gesichtspunkt, nennen wir ihn der Einfachheit halber den einer philosophischen Verwerthung des Materials, nicht entgangen ist, beweisen seine eigenen Worte:

Trotz der unzähligen Arbeiten, in denen Sitten und Bräuche der verschiedensten Völker in alter und neuer Zeit behandelt — und zum Theil vorzüglich behandelt — sind, darf eine vergleichende Ethologie oder Sittenkunde doch als eine noch zu schaffende Wissenschaft bezeichnet werden. Es wäre dem Verfasser die größte Freude und Genugthuung, wenn ihm das Recht eingeräumt würde, die vorliegende Arbeit als bescheidenen Anfang zu dieser Wissenschaft bezeichnen zu dürfen. (Vorrede S. v.)

Unsers Erachtens hat die Darstellung ihre Aufgabe völlig erfüllt, indem sie sehr behutsam die allgemein menschlichen Vorstellungen und Gebräuche von den durch geschichtliche Berührung erzeugten trennt. Nur so wird eben die doppelte Auffassung der Ethnologie, einerseits ihre vergleichend psychologische, andererseits ihre specifisch historische und topographische, jedem Zweifel entrückt. Es bedurfte somit, um zu einem endgültigen Abschlusse zu gelangen, einer sorgfältigen Vergleichung ähnlicher Vorkommnisse bei allen möglichen Völkern, die überhaupt uns literarisch zugänglich sind, und diese mühevolle Arbeit hat für den Verfasser die Ueberzeugung hervorgerufen,

daß wir allerdings den einen und den andern Brauch bei diesem oder jenem Volke wiederfinden; nirgends aber begegnet uns die ganze Serie der besprochenen Bräuche oder auch nur ein größerer Theil derselben, mit Ausnahme eben der indogermanischen und der finnisch-ugrischen Völker. (S. 282.)

Was folgt nun daraus? Etwa eine wirkliche Blutsverwandtschaft, wie einige Forscher in der That behaupten? Dagegen streitet wol außer andern Gründen vor allem die völlige Unvergleichbarkeit der Sprache. Aber wol ließe sich eine freilich chronologisch nicht genau zu bemessende längere Wechselwirkung beider Völkergruppen daraus abnehmen, die trotz ihrer verschiedenen Abstammung doch durch eine dauernde gegenseitige Berührung zu einem derartigen socialen Verkehre genöthigt wurden. Schröder stellt sich diese Vorgänge, die natürlich noch vielfach hypothetisch gefaßt werden müssen, folgendermaßen vor:

Es erscheint wahrscheinlich, daß die finnisch-ugrischen Stämme, als sie noch ungetrennt ein finnisch-ugrisches Urvolk bildeten, also ganz in prähistorischer Zeit, bereits mit Indogermanen in nahe Berührung und Beziehung getreten sind. Damals nahmen dieselben von den Indogermanen, mit denen sie sich zum Theil auch wol mischten, eine gewisse Anzahl von Worten und Wurzeln auf, die sie auch nach ihrer Spaltung in verschiedene Stämme zum Theil bewahrten. In jener Periode des prähistorischen Zusammenlebens der Indogermanen und Finnen können nun ebenso auch eine Reihe von Hochzeitsbräuchen von den erstern auf die letztern, die sich im Verhältnisse der beiden Völkerfamilien fast immer als die empfangenden, die lernenden erweisen, übergegangen sein. Dahin gehören wol die meisten derjenigen Bräuche, welche wir übereinstimmend bei den meisten finnisch-ugrischen und indogermanischen Völkern vorfanden, mit Ausnahme vielleicht einiger, die beide Urvölker schon vorher selbständig aus der allgemein menschlichen Veranlagung entwickelt haben dürften (wie Raub, Kauf u. dgl.). Später haben dann einige der finnisch-ugrischen Stämme noch andere und wiederholte Beeinflussung durch indogermanische Stämme erfahren, und wie sich bei diesen dann zu jenem ältesten indogermanischen Lehnwörterschatze noch eine große Menge neuer Lehnworte gesellten, konnten auch mehr und mehr indogermanische Sitten und Bräuche sich einbürgern. (S. 212.)

2. Die Aufgaben und das Ziel der anthropologischen Forschung. Von W. Cramer. (Sonderabdruck aus dem zehnten Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Metz.) Metz, Scriba. 1888. Gr. 8. 1 M.

Dieser Vortrag, der nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung das Programm der Anthropologie zu bestimmen sucht, bietet im wesentlichen wenig Abweichendes von den gewöhnlichen längst bekannten Anschauungen; eigenthümlich und zur Zeit nicht eben nachahmenswerth ist nur der Versuch, die Poesie und Religion in eine bedenklich nahe Berührung mit der exacten Naturwissenschaft zu bringen. Der Verfasser äußert sich über sein Thema folgendermaßen:

Indem die Culturgeschichte auf die ältesten Zeiten zurückgreift und zugleich die höchste erreichte Entwickelung ins Auge faßt, berührt sie sich mit der Metaphysik, der Lehre von dem Urquell alles Daseins, und erst von hier aus gelingt es der Forschung, dem Bilde von dem Menschen, wie es Naturwissenschaft und Culturgeschichte entwerfen, seinen eigentlichen Werth, seine tiefere ethische Bedeutung wiederzugeben. Denn nur indem die Anthropologie den Gottesbegriff, den die deutsche Philosophie als eine unabweisbare Denknothwendigkeit hingestellt hat, festhält und mit Hülfe dieses Begriffs das Weltbild, wie es die Naturwissenschaften entworfen haben, ausgestaltet, gewinnt sie auch für das Wesen des Menschen eine richtige Anschauung und einen Ersatz für die erziehende Gewalt der Gedanken, die in der mosaischen Urkunde einen höchst bedeutenden, wenn auch unvollkommenen symbolischen Ausdruck gefunden hat. (S. 5.)

Und für die Bedeutung, welche unser Verfasser der Dichtung in solchem Zusammenhange zuweist, preist er als würdigen Vertreter dieser fragwürdigen Verbindung namentlich den bekannten Nibelungenschöpfer Wilhelm Jordan, dessen Auslassungen er vielfach anführt:

Es ist der Gedanke einer Allbeseelung des Stoffs, der sich hier mit dem Gedanken einer aufsteigenden Entwickelung, mit dem Gedanken von dem Kampfe ums Dasein und einem ausgeprägten Gottesbewußtsein verbunden hat. Auch Gott kämpft den Kampf ums Dasein; indem er sich selbst zu befreien trachtet, bildet er die steigende Reihe der Lebewesen. Seine volle Befreiung aber gewinnt er nur durch die Mitarbeit des Menschen. Der Gedanke gehört der deutschen Mystik an, von der auch sonst wol Spuren bei Wilhelm Jordan sich finden. (S. 26.)

Wie gesagt, wir können nur lebhaft gegen die phantastische Vermengung der nüchternen, exacten Forschung, wie sie die moderne Wissenschaft charakterisirt, mit den subjectiv begründeten Gemüths- und Glaubensforderungen protestiren; denn dadurch laufen wir in der That wiederum Gefahr, in die mühsam überwundene Charybdis einer mystischen Naturphilosophie zurückzusinken, wie sie die speculative Dichtung Schelling's und Hegel's zum Schrecken aller inductiven Geister zu Anfang dieses Jahrhunderts erzeugt hatte. Wir müssen diesen Punkt um so mehr hervorheben, als Cramer in der That Häckel's gewagten Constructionen gegenüber eine gewisse kritische Bedenklichkeit nicht unterdrücken zu können scheint, wenn er bemerkt:

Ob diese aber immer mit der nothwendigen Unbefangenheit die Thatsachen aufzufassen versteht, ist noch eine Streitfrage. Aber selbst wenn wir dies Zugeständniß machen wollen, müssen wir doch daran erinnern, daß das ganze System nur ein Spiel des menschlichen Verstandes ist, das von gewissen metaphysischen Voraussetzungen ausgeht. Denn die Fragen, woher denn nun den Moneren die Fähigkeit einer solchen Entwickelung kommt, wie wir uns die Moneren als die Träger einer solchen Entwickelung zu denken haben, welche Kräfte in ihnen als wirksam anzunehmen sind, führen uns über das Gebiet der Naturwissenschaft hinaus in das der Metaphysik. (S. 22.)

So wenig wir selbst den Einzelheiten der generellen Morphologie, wie sie Häckel entworfen, zustimmen können, so sehr wir andererseits für die Anthropologie als unentbehrliche Ergänzung die psychischen, nicht aus materiellen Molecularbewegungen erklärbaren Anlagen in dem weitern Aufbau einer methodischen Beweisführung verlangen, so wenig kann der Naturwissenschaft eine Berufung auf die zweifelhafte Kraft der jenseits der menschlichen Erfahrung liegenden Metaphysik nützen; hier ist eine möglichst weite Entfernung, eine vollständige Gleichgültigkeit das richtige Verhältniß.

3. Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen, allgemein faßlich dargestellt von M. Alsberg. Mit zahlreichen Farbendrucktafeln, Karten und Holzschnitten. Lieferung 1—3. Stuttgart, Weisert. 1887. Gr. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Den umgekehrten Vorwurf könnte man gegen das Werk des bekannten Ethnographen erheben, das wir an zweiter Stelle anführen, den nämlich, gar zu sehr nur die äußern Momente der Entwickelung betont zu haben. Unfraglich ist nichts gegen diese physiologische Gleichsetzung des Menschen mit den höhern Thierarten einzuwenden; Bau des Körpers, Verrichtung der Lebensgewohnheiten u. s. w. verrathen unzweifelhaft eine zu große Verwandtschaft, als daß die frühere theologische Scheidewand noch aufrecht erhalten werden könnte. Aber damit ist doch wahrhaftig nicht die Eigenthümlichkeit des menschlichen Naturells erschöpft, sodaß der Schluß unsers Gewährsmannes berechtigt wäre:

Es kann für denjenigen, welcher die Stellung des Homo sapiens im Naturganzen und seinen Entwickelungsgang von den frühesten Stadien seiner Existenz bis zur Gegenwart mit unbefangenem Blicke betrachtet, keinem Zweifel unterliegen, daß der Mensch — ursprünglich ein affenartiges Geschöpf — den großen Vorsprung, den er in seiner Entwickelung vor allen andern Säugethieren voraus hat, nicht etwa einer geheimnißvollen Einwirkung, sondern im wesentlichen nur der relativ größten Möglichkeit der Anschmiegung an die mannichfaltigsten Lebensbedingungen verdankt. (S. 2.)

Diesen Lippert'schen Standpunkt können wir uns nicht aneignen, weil er die geistigen Fähigkeiten des Menschen (die, wie gesagt, durchaus von vornherein angenommen werden müssen und nicht irgendwie erfahrungsgemäß ableitbar sind) zu sehr unterschätzt und den Hauptnachdruck auf die klimatischen Einflüsse legt, die erst eine zweite Rolle spielen. Mag mithin auch „der Grundplan der körperlichen Organisation, welcher sich durch die gesammte Wirbelthierreihe hindurch verfolgen läßt, auch bei der Entwickelung der menschlichen Körperbildung zur Geltung gekommen sein" (S. 17), mögen auch mancherlei Vorstufen des geistigen Lebens bei unsern biologischen Verwandten sich nachweisen lassen, so sind doch die großen socialen Factoren der Sprache und Vernunft nur sehr mangelhaft vorgebildet, sodaß von keinem ununterbrochenen Zusammenhange die Rede sein kann. Und sodann vergißt man gewöhnlich bei der Zauberformel „Entwickelung", daß man damit nicht schlechthin alles und jedes erklärt, sondern daß, abgesehen von dem nöthigen Subject, auch die bezüglichen Eigenschaften und Kräfte — wenn auch noch so keimhaft — schon vorher gegeben sein müssen, ehe von irgendeinem solchen Vorgange (Differenzirung u. s. w.) die Rede sein kann. Wie wenig übrigens selbst die ersten Grundthatsachen der Anthropologie schon jedem Zweifel entrückt sind, bedarf nur geringer Ueberlegung. Alsberg ist mit Quatrefages, Häckel und andern Monogenist, d. h. Anhänger der Lehre, „daß es nur eine einzige Menschenart gibt und daß jene gewöhnlich als Menschenrassen bezeichneten verschiedenartigen Typen eben nur untergeordnete Varietäten des Homo sapiens darstellen" (S. 27), A. Bastian, Gumplowicz u. a. sind Polygenisten. Die Verbreitung des menschlichen Geschlechts, der Ursitz, das Aussehen, die Farbe des sogenannten Urmenschen, alles dies sind noch offene Fragen. Und weshalb? Nicht etwa, weil zufällig unsere wissenschaftliche Einsicht zu schwach wäre für die Lösung dieser verwickelten Streitfragen, sondern weil umgekehrt unsere voreilige Neugier unbescheiden genug ist, sich mit Räthselfragen in die Sphäre der exacten Wissenschaft zu drängen, die ganz und gar nicht vor diese Schranke gehören. Einen Urmenschen hat es ganz gewißlich nie gegeben und alle die liebenswürdigen Ausmalungen, welche unsere naturphilosophische Kosmogonie dieser Gestalt zutheil werden läßt, beweisen nur die Unverwüstlichkeit der menschlichen Phantasie. So wenig wir es bezweifeln, daß „es während der Diluvialzeit Menschen gegeben hat, die weit tiefer standen und thierähnlicher waren als die am tiefsten stehenden heutigen Menschenrassen" (S. 79), so wenig ist der reconstruirte Besitzer z. B. des Neanderthalschädels der Urvater unserer Species. Vielmehr hat auch die Anthropologie den für die Ethnologie unzweifelhaften Satz festzuhalten, daß ihre Sphäre erst beginnt bei dem socialen Menschen und daß alle künstlichen Versuche, über diese klare Scheidewand unsers positiven Wissens in ein metaphysisches Nebelmeer hinauszukommen, lediglich Producte unserer freischaffenden Phantasie sind. Wir wollen übrigens nicht unterlassen zu bemerken, daß auch Alsberg diesen Gedanken sich zu eigen gemacht, wenn er ihn auch leider nicht weiter verwerthet hat:

Macht der Umstand, daß der Homo sapiens ebenso wie die meisten Affen ein eminent geselliges Wesen ist und daß die Troglodyten des Diluviums bei ihren Unternehmungen gegenseitig aufeinander angewiesen waren — sowie die oben erwähnte Beobachtung, daß die Verwundeten von ihren Angehörigen und Freunden

gepflegt wurden — machen diese Umstände das Zusammenwohnen einer größern Anzahl von Menschen an einem und demselben Punkte und somit das Vorhandensein einer gewissen socialen Ordnung in so früher Zeit höchst wahrscheinlich, so hat man andererseits aus gewissen Objecten, die in den diluvialen Fundstätten nicht allzu selten vorkommen, den nämlichen Schluß gezogen. Es sind dies nämlich jene mit eingravirten, bezw. geschnitzten Thierbildern und sonstigen Darstellungen geschmückten Renthier- und Hirschgeweihstangen, die man ziemlich allgemein als Commandostäbe, d. h. als Abzeichen eines höhern Ranges (Häuptlingswürde) bezeichnet. (S. 103.)

Th. Achelis.

Ein „deutschnationaler Musterroman“.

Erzherzog Karl's Liebe und der Kampf um den Niederwald. Roman von C. Byr. Zwei Bände. Stuttgart, Süddeutsches Verlags-Institut. 1888. 8. 8 M.

In dem Prospecte, welcher das Erscheinen dieses Romans ankündigen sollte, läßt der Verfasser einen „erfahrensten Nestor der Kunstkritik“ mit lapidaren Worten sich also über das Werk äußern:

Schon angesichts seiner classischen Stilform, seiner volksthümlichen keuschen Ausdrucksweise, seiner brillanten Fabel, Handlung und Charakterschilderung, wie im Hinblick auf künstlerisch vollendeten Aufbau dürfte dieser Roman einen allerersten Platz im Bereiche der belletristischen Literatur beanspruchen. Der Roman verdient aber auch sonst eine auszeichnende Stellung, weil er, wie kaum ein zweiter, wahr macht, was des Verfassers „Deutsche Poetik“, II, 366 fordert: „Die Grundlage eines gesunden Romans muß Sittlichkeit sein, da nur diese das Volks- und Familienleben zu weihen vermag.“ Der Verfasser, welchem auf den Gebieten der Biographie, des Culturbildes, der Historie, der Philosophie, namentlich aber der Poetik und der Dichtkunst eine hervorragende Ehrenstellung in der Literatur längst eingeräumt ist, hat in dieser Kunstleistung einen deutschnationalen Musterroman geschaffen, den die sachkundige Kritik als eine Dichterthat preisen wird und — im Sinne Kant's — als ein Evangelium der Brüderlichkeit und des Friedens zwischen allen Staaten, insbesondere aber zwischen dem neuen Deutschland und Oesterreich. Seine hochinteressante Handlung verwebt ein geistvolles bedeutsames System humaner Philosophie mit den Fäden der brennendsten socialen und religiösen Fragen; sie entlarvt die planvolle Findigkeit des Jesuitismus im vorigen Jahrhundert, und sie legt die verblüffenden Folgen der französischen Religionsabschaffung dar. Dabei illustrirt sie das Geheimniß der Kriegskunst eines der genialsten Feldherrn seiner Zeit. Von hohem dichterischen Werth erachten wir das tiefempfundene Liebesbrevier im zweiten Bande, welches, wie das grandiose philosophische Testament und die gewinnende Unterredung über den Völkerfrieden, seinesgleichen in der Modeliteratur vergeblich suchen möchte. Einzelne Gedichte sind geradezu von Goethe'scher Schönheit und Vollendung. Der Roman, welcher den Leser in die sonnigen Auen des Sittlichen und Erhabenen emporhebt, unterscheidet sich himmelweit von jenen leichten, seichten Fabrikgebilden, die sich mit einer sensationellen, realistisch profanen Erzählung begnügen. In vornehmer Diction bietet er durch Proclamirung des Wahrheitsideals eine verdienstliche Lösung der bedeutungsvollsten Probleme der Menschheit.

Wir hielten es für nothwendig zur Charakteristik des Verfassers und seines Buchs, obige Worte, die mit der Behauptung endigen, daß dieser Roman eine gesunde Aera und eine neue Schule der deutschen Romanliteratur mitbegründen werde, anzuführen. Wenn man auch die hauptsächlichsten Stellen auf Kosten buchhändlerischer Reclame zu setzen hat, so bleibt doch noch genügend Anlaß für die Kritik zu der Annahme vorhanden, daß sie es hier mit einem Werke zu thun habe, an welches nur der höchste Maßstab angelegt werden dürfe. Wir wollen dem Verfasser durchaus keinen Vorwurf daraus machen, wenn er in löblicher Bescheidenheit selbst dafür gesorgt hat, daß der etwaige Leser dieses deutschen Musterromans sofort auch hinter dem Pseudonym den wahren Verfasser entdeckt. Er hat eine lange Reihe seiner frühern Werke, aus denen er für sich eine hervorragende Ehrenstellung in der Literatur in Anspruch nimmt, angeführt, welche alle den Hofrath Professor C. Beyer zum Verfasser haben. Es fällt uns auch nicht ein, denselben darüber zur Rede zu stellen, daß er sein Pseudonym beim Eintritte in die Romanliteratur gebraucht, wo es sich mit dem Namen eines längst bekannten Schriftstellers mit alleiniger Aenderung des Vornamens deckt; den einzigen Vorwurf, den wir dem Verfasser machen, ist sein Buch und die marktschreierische Art und Weise, wie er dasselbe anpreist oder, was auf dasselbe herauskommt, anpreisen läßt. Denn wir können nur aufs lebhafteste bedauern, daß eine Persönlichkeit, wie diejenige des Erzherzogs Karl, und eine Zeit, wie die der Jahre 1793—1800, beide gewaltig und imponirend in ihren Aeußerungen, sich von Einem mishandeln lassen mußten, der den Mund so voll genommen und dabei so Jämmerliches geleistet hat. Wir glaubten, die Periode jener süßlich-sentimentalen Romane, in denen edle Ritter und gefühlvoll-heldenmüthige Damen, nebst verschiedenen Teufeln in Menschengestalt, schablonenhaft als Dutzendwaare ihre Rollen spielten, längst überwunden zu haben; wir werden in einer Zeit, wo der kräftige und gesunde Realismus mehr und mehr seine Rechte geltend macht, auch im historischen Romane seinen Spuren begegnen dürfen, und fühlen, wenn wir nicht die Sache von ihrer lächerlichen Seite betrachten wollen, uns empört, daß ein Schriftsteller, dessen Ruhm nur in seiner Einbildung lebt, dem deutschen Publikum ein Machwerk bietet, das, auf der niedersten Stufe künstlerischer Ausbildung stehend, sich den lüsternen Mimili-Romanen eines Clauren und der Colportageliteratur der Hintertreppen würdig anreiht.

Die Handlung, wenn überhaupt von einer solchen im Sinne des echten Romans die Rede sein kann, ist eine ganz oberflächliche, gewöhnliche Liebesgeschichte zwischen dem genialen Feldherrn Erzherzog Karl und einer gewissen Fürstin Elinor von Taunburg mit den unvermeidlichen Zwischenfällen der leichtest erfindbaren Art, wobei natürlich die

Jesuiten ein höchst willkommenes Hülfsmittel sind, unterirdische Gänge, Gift und Dolch eine Hauptrolle spielen. Die angepriesene „keusche Ausdrucksweise" gestaltet sich zur reinen Caricatur des Grundsatzes der Sittlichkeit (vgl. I, 71 fg., 201 fg., 281 u. s. w.). Die „Dichterthat", von welcher im Prospecte die Rede ist, entpuppt sich als eine ganz gewöhnliche geschäftliche Speculation, welche der Schreiber mit einem anziehend klingenden Titel und einem schon bekannten Namen dem Publikum mundgerecht zu machen suchte. Denn alles, was der Prospect verspricht, bleibt leeres Phrasengeklingel; die sogenannten geistvollen Auseinandersetzungen über philosophische, sociale und religiöse Fragen, einschließlich des „grandiosen philosophischen Testaments", sind oberflächlichster Art, nach „berühmten Mustern" verfaßt, und wimmeln von Bombast und Anachronismen (I, 247: das Citat aus Schiller's „Wilhelm Tell", bereits in der Mitte der neunziger Jahre angeführt!). Die Belehrungen über die Strategie Erzherzog Karl's, die „das Geheimniß der Kriegskunst eines der genialsten Feldherrn seiner Zeit" enthalten sollen, sind zumeist Citate aus dessen eigenen kriegswissenschaftlichen Werken, die Gedichte von „Goethe'scher Schönheit und Vollendung", die dem Erzherzog in die Feder dictirt werden, sind mittelmäßigen Durchschnitts, trivial in ihren Bildern und veraltet in ihren Gedanken. Und was sollen wir dazu sagen, wenn Emanuel Geibel's „Zum Sedantag" mit einigen Wortveränderungen „einem Manne aus dem Volke" am Ende des letzten Jahrhunderts in den Mund gelegt wird (II, 204)? Hier wäre es uns interessant, den Verfasser der „Deutschen Poetik" hierüber zu hören; denn wenn er das Gedicht an diese Stelle mit dem Bewußtsein gesetzt hat, daß es bei all seinen Lesern als Geibel'sches Gedicht bekannt sei, so war das eine Plumpheit, die mit seinen dabei angebrachten Correcturen auf gleicher Linie stände; meinte er aber, der Leser kenne das Gedicht nicht und er dürfe hier mit freiester Willkür so über das geistige Eigenthum anderer verfügen, so handelt er damit mindestens ebenso taktlos, wie ein paar Seiten später, wo er in dem schönen Rückert'schen Gedicht „Aus der Jugendzeit" die Schwalbe einfach in eine Nachtigall umwandelt. Die „classische Stilform", in welcher der Verfasser redet, sei nur durch einen einzigen Satz (S. 30), auf den gerade unser Auge fällt, bezeichnet: „Ich meine, Durchlaucht mögen das holde Glück gestatten, mir schmeicheln zu dürfen, auch ein weniges zu Ihrer mir am Herzen gelegenen Ruhe beigetragen zu haben." Dazu kommt die Sucht, möglichst oft Citate aus allen möglichen lebenden und todten Sprachen anzubringen, versehen mit der durch das mathematische Gleichheitszeichen (=) eingeführten Uebersetzung. Die erheiterndste Geschmacklosigkeit in dem von solchen strotzenden Buche ist vielleicht mitten im Texte (I, 61) die Beigabe der Composition eines Liedes, das die Fürstin Elinor gerade singt. Und das hat trotz seiner „Poetik" ein deutscher Professor gethan!

Feuilleton.

Unter dem Titel „Königthum und politische Freiheit. Ein offenes Wort zu den bevorstehenden Wahlen über die Parteiverhältnisse Deutschlands" (Halle, Fricke; Preis 75 Pf.) hat Wolfgang Eisenhart in bündiger, klarer Sprache an gewisse Wahrheiten und Erkenntnisse erinnert, denen gerade in den nächsten Wochen in Preußen allgemeinste Erwägung und Geltung zu wünschen wäre. Von der Unfertigkeit unserer Parteizustände ausgehend, untersucht der Verfasser den materialistischen, alles sittlichen Gehalts entäußerten Freiheitsbegriff des fortschrittlichen Liberalismus auf sein wissenschaftliches Daseinsrecht und auf seine Anwendbarkeit auf Deutschland, weist auf die Folgen des Einflusses hin, den er vorübergehend in unserer Gesetzgebung erlangt hatte und stellt den Widersinn klar, das politische System der parlamentarischen Regierung, das in England im Selbsterhaltungskampfe des verfassungsberechtigten Volks gegen ein gewaltthätiges, vaterlandsloses, nach dem Absolutismus strebendes Königthum aufgekommen, in einem Lande einführen zu wollen, das unter einer pflichtbewußten Monarchie zu weltgeschichtlicher Größe emporgestiegen ist. „Preußen ward groß durch seine Dynastie, England trotz seiner Dynastie." „Darum ist der Constitutionalismus, aber nicht der Parlamentarismus die gebotene Verfassungsform für Deutschland." Das preußische Königthum soll nicht „eine Fahne sein, welche als decorativer Zierrath auf den Zinnen unsers neuen Reichspalastes weht, sondern eine Fahne, welche überall in Krieg und Frieden, im Kampfe und Siege der Nation vorangeht".

— Als einen Beitrag zur Reform unserer Universitäten bringt Eduard Fechtner eine Studie: „Die praktische Philosophie und ihre Bedeutung für die Rechtsstudien" (Wien, Hölder, 1888). Mit großer Sachkenntniß, ebenso mild wie unerschrocken deckt der Verfasser die Schäden auf, an welchen die Einrichtung unserer heutigen Universitäten, speciell die Juristenfacultät, krankt. Er will nicht Fachschulen an die Stelle der Universitäten gesetzt wissen, wol aber stützt er mit triftigen Gründen seinen Vorschlag, die Juristen in das Studium der praktischen Philosophie einzuführen. Auch über die philosophische Propädeutik als Unterrichtsgegenstand der Gymnasien äußert er sich in durchaus überzeugender Weise. Die von ihm behandelten Fragen gehören zu den brennenden unserer Tage; seine umfassende Literaturkenntniß, seine Erfahrung und seine persönliche Herzenstheilnahme befähigen Dr. Fechtner, ein Urtheil abzugeben, auf welches wir alle besonders dafür Interessirten ganz besonders aufmerksam machen möchten.

Aus der Schriftstellerwelt.

Am 30. September verschied nach langem schweren Leiden zu Berlin der Wirkl. G. O.-Regierungsrath Dr. Ludwig Hahn. Im Jahre 1820 zu Breslau geboren, brachte er nach vollendetem Studium sechs Jahre in Paris zu, war seit 1848 vielfach journalistisch thätig, namentlich für die „Schlesische Zeitung", begründete später, im Ministerium des Innern angestellt, die „Provinzial-Correspondenz", deren Leitung er bis zu seinem Scheiden aus dem Staatsdienst 1882 beibehielt. Unter seinen zahlreichen Werken sind wol am bekanntesten: „Zwei Jahre preußisch-deutscher Politik 1866—67", „Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die Gründung des Deutschen Kaiserreichs. Die deutsche Politik 1867—71" und endlich das vierbändige Werk „Fürst Bismarck, sein politisches Leben und Wirken" (Berlin 1878—86).

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Die „Illustration“ vom 7. Juli sagt über Dr. Heinrich Welschinger's Buch: „Der Herzog von Enghien, sein Leben und Wirken“: „Die ersten Theile desselben sind weniger anziehend, denn der Verfasser erzählt über den Feldzug Condé's nichts Neues, ebenso wenig wie er unbekannte Thatsachen von der geheimen Vermählung des Herzogs von Enghien mit Charlotte de Rohan-Rochefort zu berichten weiß. Hingegen sind die Kapitel über Vincennes im höchsten Grade lehrreich. Der ganze Proceß ist der Gegenstand eifrigster Forschung gewesen; der Verfasser hat neue Ansichten auf Grund noch unbekannt gewesener Einzelheiten darin entwickelt.... Die Arbeit macht ebenso wol seinem Talent, wie seiner Unparteilichkeit Ehre.“

— „Truth“ vom 2. August enthält eine längere Besprechung der Prosawerke Heinrich Heine's, welche von J. Snodgraß ins Englische übertragen sind. Desmond O'Brien schreibt darüber: „Ich habe seit vielen Jahren nicht so viel Geist, Gelehrsamkeit und Pathos vereint gelesen wie hier. Die in jeder Zeile sich aussprechende Weisheit ist leicht verständlich, trotz verschiedener Umschreibungen; sie geht scharf wie ein Pfeil auf ihr Ziel los. Man kann nicht eine Seite des Buchs aufschlagen, ohne etwas Originales oder originell Ausgedrücktes zu finden.“

— Das „Athenaeum“ vom 1. September bespricht die englische Ausgabe des von der Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, geb. Prinzessin Helene von England, übersetzten Buchs des Dr. Georg Horn: „Die Markgräfin von Baireuth und Voltaire.“ „Dr. Horn hat in der Familie des Herrn von Miedel in Baireuth in diesem Frühling die authentischen Briefe Voltaire's gefunden, die derselbe an die Markgräfin schrieb. Er hat aus allerlei Büchern und Schriften die Antworten der Markgräfin zusammengestellt und mit Commentaren versehen. Seine Arbeit ist ihm sehr gut gelungen und die Uebersetzerin ist überall klar und genau verfahren. Das Buch ist nach keiner Hinsicht wichtig, aber es kann von Personen gelesen werden, die das 18. Jahrhundert studiren wollen, und besonders von Bewunderern des Voltaire'schen Genius.“

— Die „Saturday Review“ vom 7. September bringt eine Besprechung von Ossip Schubin's „Unter uns“. „Alles ist erlebt, was da erzählt ist. Man fühlt beim Lesen, daß es sich um keine Puppen, sondern um lebende Personen handelt. Die Schicksale derselben gehen uns zu Herzen und selbst ihre Schwächen berühren uns als etwas Verwandtes.“

Berichtigung.

Auf Unrichtigkeiten in der Wiedergabe der „Ausländischen Urtheile über Erscheinungen der deutschen Literatur“ in der Nr. 38 d. Bl. aufmerksam geworden, geben wir die letzten Sätze des Artikels wörtlich nach dem „Athenaeum“ vom 7. Juli (nicht vom 7. August, wie es irrthümlich geheißen): „«Das Wesen der Seele», von J. G. Witte, welcher den Ansichten von Fr. Harms, der vor wenigen Jahren starb, zuneigt, richtet sich gegen die materialistischen Anschauungen im Gebiete der Psychologie, aber auch zugleich gegen die «Psychologie ohne Seele», welche sich lediglich auf die Erscheinungen des Bewußtseins beschränkt. Die «kaiserlose Zeit», die der Führung eines Geistesfürsten entbehrt, hat im Reiche des Gedankens mit dem Tode des letzten Geisteshéros der Philosophie begonnen, genau so wie dies auf dem Gebiete der Poesie mit dem Ende der classischen Periode geschah.“

Da sich bei dieser Gelegenheit noch andere Misverständnisse und Willkürlichkeiten in der bezüglichen Berichterstattung herausgestellt haben, wird die seit einigen Monaten dafür verwendete Kraft nicht weiter damit betraut sein. D. Red.

Bibliographie.

Cölln, F., Der befreite Prometheus. Dramatische Dichtung. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Heimburger, K., Der Erwerb der Gebietshoheit. Eine staats- und völkerrechtliche Studie. 1ster Tl. Karlsruhe, Braun. Gr. 8. 4 M.

Herm, F., Schlingschlangschlorum. Ein lustiges Studentenstücklein vom Ende des 17. Jahrhunderts. Preisgekrönte Humoreske. Berlin, Eckstein Nachf. 8. 50 Pf.

Hesekiel, Ludovica, Salz und Wein. Roman. 2 Bde. Leipzig, Böhme. 8. 4 M.

Hesse, A., Papenannecken. Eine Geschichte für die Sommerfrische im Harz. Harzburg, Stolle. 12. 1 M. 50 Pf.

Hochberg, E. v., Die Geheimnisse der Schloßruine oder die Macht der Liebe. Roman aus der Gegenwart. 1ste u. 2te Lfg. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 10 Pf.

Hofer von Lobenstein, H. Freih., Kaiser Friedrich's Leben. Eine ernste Frage an das deutsche Volk. Dichtung. Berlin, Dobberke u. Schleiermacher. 8. 1 M.

Hosäus, W., Fragment. Oktaven. Dessau, Baumann. 8. 1 M.

Justinus, O., Amor auf Reisen. Lustige Geschichten. Berlin, Steinitz. 8. 1 M. 50 Pf.

Kohut, A., Goldene Worte des deutschen Kaisers Friedrich. Ein Vermächtniß für das deutsche Volk. Zusammengestellt und zum ersten Male systematisch geordnet. Dresden, Pierson. 8. 75 Pf.

Korolenko, W., Sibirische Geschichten. Aus dem Russischen übersetzt von A. Scholz. Berlin, S. Fischer. 8. 1 M.

Korschann, F., Ideale Liebe. Eine Dichtung mit lyrischem Anhange. Dresden, Pierson. 12. 2 M.

Laudien, H., Bettelgang. Episches Gedicht. Breslau, Felder. 12. 1 M.

Löffler, L., Künstlerleben. Roman. Frei nach dem Französischen. Leipzig, Steffens. 8. 2 M.

Ludolff, M., Sein letzter Wille. Erzählung. Mainz, Kirchheim. 8. 3 M.

Ludwigs I., Königs von Bayern, Gedichte. Mit kunstgeschichtlichen und bibliographischen Beilagen herausgegeben von G. Laubmann. Festgabe der k. b. Hof- und Staatsbibliothek zur Feier des 100jährigen Geburtstages von König Ludwig I. von Bayern. München, Literarisch-artistische Anstalt. 12. 1 M. 80 Pf.

Die Nürnberger Luther-Festspieltage zum Besten der Restaurierung der St. Sebaldus-Kirche. Zur Erinnerung für Einheimische und Fremde. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 30 Pf.

Mánd, Emilie v., Arm u. Reich. Erzählung. Baden. 12. 1 M. 60 Pf.

Maupassant, G. de, Mont-Oriol. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 1 M.

Mendès, C., Der nackte Mann. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 1 M.

Michler, K., Aus Jugendtagen. Gedichte. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 2 M. 50 Pf.

Minnigerode, v., Ueber chinesisches Theater. Oldenburg, Schulze. 8. 1 M.

Müller-Schochwitz, C., Kaiser Friedrich, der Liebling der deutschen Nation, in Liedern aus allen deutschen Gauen. Eisenach, Baemeister. 8. 1 M.

Mylius, O., Bienemanns Erben. Roman. 4 Bde. Leipzig, Friedrich. 8. 13 M. 50 Pf.

Neuenaar, L. v., Gräfin Isolde. Schauspiel. München, Mangelsdorf. 8. 1 M. 80 Pf.

Niedergesäß, R., Aus dem Leben einer Lehrerin. Ein Charakterbild aus der Schulwelt mit Randzeichnungen. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Niemann, K., Coeur-As. Geschichte einer Leidenschaft. Jena, Costenoble. 8. 4 M. 50 Pf.

Noé, H., Die Jahreszeiten. Naturbilder. Görz, Wokulat. 8. 3 M. 50 Pf.

Nonnemann, F., Elsa. Eine novellistische Studie. Leipzig, Werther. 16. 3 M.

Oeser, H., Vom Tage. Parabolisches. Basel, Detloff. Gr. 8. 1 M. 40 Pf.

Ostini, F. v., Grosses und Kleines. München, Knorr u. Hirth. 8. 1 M. 50 Pf.

Pernwerth von Bärnstein, A., In duplo. Gedichte zugleich in lateinisch-rhythmischer und in deutscher Fassung. Mit einer kurzgefaßten Geschichte der lateinisch-rhythmischen Dichtung. München, Literarisch-artistische Anstalt. 12. 2 M. 40 Pf.

Randstriche und Nesselreime. Von *** Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Reist, K., Rentennot. Lustspiel. München, Th. Ackermann. 8. 2 M.

Renatus, J., Heidekraut und Centifolien. Eine Geschichte aus der Heide. Leipzig, Böhme. 8. 4 M.

Seidel, H., Gesammelte Schriften. 1ster u. 2ter Bd. Leipzig, Liebeskind. Gr. 16. à 3 M.

Steen, A., Valeria, oder Kaiserin und Sklavin. — Eine Diakonissin im alten Rom. Frei nach dem Englischen. Bevorwortet von O. Pank. Mit 26 Illustrationen. Bremen, Heinsius. 8. 3 M.

Toball, H., Die Gründung des Turnvereins in Dickheim. Lustspiel mit Gesang, Freibier und Tanz. Hof, Lion. Gr. 8. 60 Pf.

Tresti, A., Ein Lebenslenz in Liedern. (Kempneriana.) Reinerz. 12. 1 M.

Vogel, J., Reformations-Festspiel. Die Einführung der Reformation in Plauen im Vogtland. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Wanderer, G., Sommerfahrt eines Junggebliebenen. Berlin, Walther u. Apolant. 12. 4 M.

Was sich die Kammerjungfern erzählen. Interessante Geschichten aus hohen Kreisen von X. 4ter Bd.: Le roi s'amuse. Luftveränderung. — 5ter Bd.: Die Frau mit dem gesunden Schlaf. Revanche für Krakau. Berlin, Eckstein Nachf. 8. à 2 M.

Widdern, M., Von Generation zu Generation. Erzählung. Berlin, A. Goldschmidt. 12. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Richard Voß.

Soeben ist erschienen:

Dahiel, der Konvertit.

Roman von

Richard Voß.

3 Bände. Preis geheftet M. 12. —; fein in Leinwand gebunden M. 15. —

Richard Voß, der rasch berühmt gewordene Autor und preisgekrönte Dramatiker, bezeichnet diesen Roman als die reifste seiner bisherigen Schöpfungen. Der Dichter hat mit der ganzen Naturgewalt seines großen Talentes in diesem Werke ein wahrhaft hinreißendes Seelengemälde geschrieben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Denkrede
auf
Arthur Schopenhauer
zu dessen hundertjährigem Geburtstage
von
Wilhelm Gwinner.

8. Geh. 60 Pf.

Der Verfasser der anerkannt besten Biographie Schopenhauer's liefert hier einen den zahlreichen Freunden der Werke des berühmten Philosophen gewiß willkommenen Beitrag zu der Feier von dessen hundertjährigem Geburtstage.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unsere Zeit.
Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Mit 1. October beginnt das III. Quartal des Jahrgangs 1888.

Das Abonnement auf diese Monatsschrift beträgt vierteljährlich 3 M., halbjährlich 6 M., ganzjährlich 12 M.

„Unsere Zeit", **eine der gediegensten und vielseitigsten deutschen Revuen, bringt zeitgeschichtliche Artikel, Novellen, Reiseskizzen, literarische Essays, biographische Porträts, philosophische, naturgeschichtliche sowie kunstwissenschaftliche Studien, Aufsätze über Politik, Militärwesen und Volkswirthschaft** und bildet zugleich ein Ergänzungswerk zu der nunmehr vollendeten 13. Auflage von Brockhaus' Conversations-Lexikon.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Aus vergangenen Tagen.

Drei Erzählungen
von **Ada Linden.**

8. Geh. 21 Bogen. Ladenpreis 4 M.

Inhalt: **I. Der Ring der Hohenzollern. II. Aus den Tagen des Kampfes. III. Die Hexe von Heideburg.**

Höchst anziehend und culturgeschichtlich interessant geschriebene Novellen aus der Feder einer talentvollen, jungen Dame; dieselben können allen Gebildeten als eine fesselnde und anregende Lectüre warm empfohlen werden.

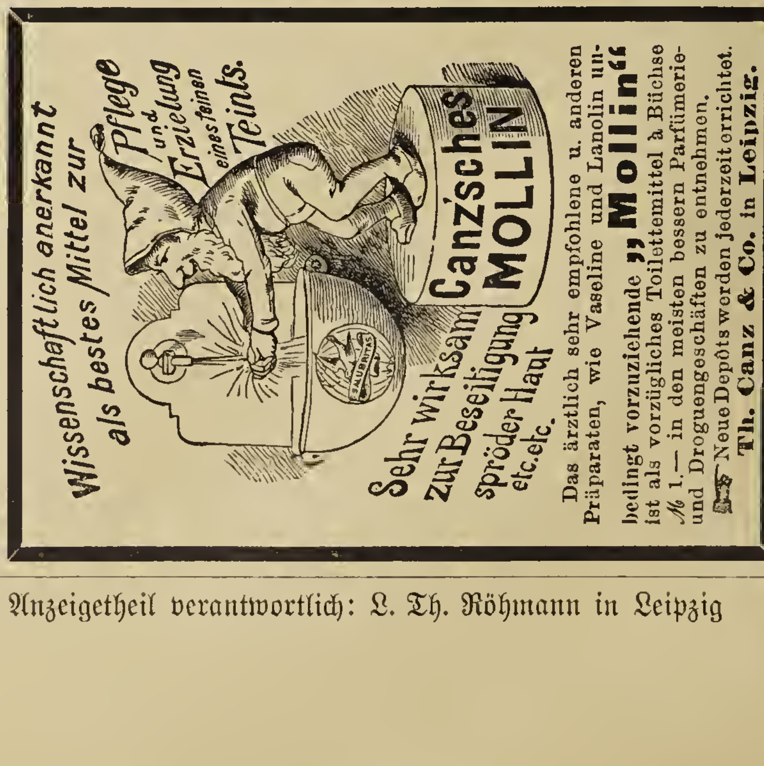
Verlag von F. & P. Lehmann, Berlin, Kronenstr. 6.

Neue Kunst
von
Hermann Helferich
Professor an der Kunstschule zu Weimar.

Preis 1 M. 50 Pf.

Bei Malern und Kunstfreunden hat diese geistvolle Schrift berechtigtes Aufsehen erregt. Selbst **sogenannte Kunstkritiker** könnten aus diesem Buche endlich etwas lernen.

Das
schönste Geschenk
ist und bleibt eine
selbstthätige
Zimmerfontaine
von
Louis Heinrici
Zwickau i/S.
Man verlange Katalog!



Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 42. — 18. October 1888.

Inhalt: Eine Biographie der Frau von Staël. Von Otto Speyer. — Neue Dramen. Von Feodor Wehl. — Romane, Novellen, Skizzen, Märchen. Von Ludwig Koelle. — Zur Kritik der Begriffe. Von Oswald Külpe. — Historisches. Von A. Fleischmann. — Feuilleton. — Bibliographie. — Anzeigen.

Eine Biographie der Frau von Staël.

Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur. Von Lady Blennerhassett, geb. Gräfin Leyden. Erster und zweiter Band. Berlin, Gebr. Paetel. 1887—88. Gr. 8. 22 M.

Das vorliegende Buch hat sowol durch die Aufgabe, welche die Verfasserin sich gestellt, wie durch die Art und Weise, in der sie dieselbe bisher gelöst hat, nicht nur die Aufmerksamkeit großer Kreise des lesenden Publikums, sondern auch die der Historiker und Literaten von Fach auf sich gezogen. Die bisjetzt erschienenen zwei starken Bände (der erste in zwei Halbbänden) reichen bis zu Frau von Staël's folgenreicher Reise durch unser Vaterland.*) Bei der großen Masse des Stoffs, der ihr noch zu behandeln übrig bleibt, wo die beiden Hauptwerke ihrer Heldin, das Buch „De l'Allemagne" und „Corinne", noch zu besprechen sind, erscheint es uns zweifelhaft, ob es der ebenso gründlichen wie geistvollen Verfasserin gelingen wird, ihr Werk in einem dritten Bande zu Ende zu führen.

In einem Vorworte bezeichnet uns Lady Blennerhassett sowol den Grund, der sie zu ihrer Arbeit veranlaßte, wie den Standpunkt, von welchem sie dieselbe beurtheilt wissen will. Zwar haben fast alle bedeutenden französischen Schriftsteller unsers Jahrhunderts sich über Frau von Staël geäußert und mehrere derselben, wie Frau Necker de Saussure, Vinet und Benjamin Constant, eingehende Studien über dieselbe veröffentlicht. Aber sie alle betrachten Frau von Staël nur vom literarischen Standpunkte aus; sie belehren uns nicht über die politische Rolle, die sie gespielt, über den Einfluß, den sie zumal in der Revolutionszeit auf maßgebende Persönlichkeiten und auf den Gang der Dinge geübt hat; sie ist von ihnen nicht im Rahmen ihrer Zeit, nicht unter dem Einflusse der auf sie einwirkenden Ereignisse und Strömungen gezeichnet. Auch die englischen Versuche, ein erschöpfendes Lebensbild von ihr zu geben, sind an derselben Klippe gescheitert, sodaß wir jetzt, sieben Decennien nach ihrem Tode, noch keine Biographie von ihr im vollen Sinne des Wortes besitzen. Bei der Verfolgung anderer Studien kam der Verfasserin diese Lücke zum Bewußtsein und der interessante Stoff reizte sie zu dem Versuche, dieselbe auszufüllen, zumal sie — denn Lady Blennerhassett ist eine geborene Deutsche — in dem Buche „Ueber Deutschland" gewissermaßen eine Verpflichtung für unsere Nation erblickte, der großen Schriftstellerin ein dauerndes Denkmal zu errichten. In wie umfassendem Sinne sie ihre Aufgabe ergriffen hat, deutet schon der Titel des Buchs an: „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Literatur". Dem „ihre Freunde" hätte sie noch „und ihre Gegner" hinzufügen können, die natürlich nicht minder eingehend behandelt sind. Eine wie hohe Meinung sie selbst von ihrem Thema hat, deutet uns eine Stelle an (I, 455), die wir hier wörtlich wiedergeben:

> Die politische Bedeutung der Frau von Staël beruht darauf, daß sie die Traditionen, in denen sie aufgewachsen und herangereift war, in spätern Jahren durch die Erfahrung geläutert und von mancher Täuschung befreit hat. Die Frau, die Schriftstellerin, hat ihre besondere Geschichte. Ihr historisches Verdienst ist vor allem dieses, ein geistiges Glied in der Kette einer großen Ueberlieferung gewesen zu sein und dem neuen, unter despotischem Drucke groß gewordenen Geschlechte den Freiheitsgedanken vermittelt zu haben, den sie mit männlichem Muthe aus zwölfjähriger Verfolgung gerettet hatte.

Liefert uns die Verfasserin nun auch den Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung von der Bedeutung ihrer Heldin? Tritt uns aus ihrem Buche ein klares und vollständiges Bild der Frau von Staël „im Rahmen ihrer Zeit" entgegen, und bietet es dem Leser genügendes Material, um sich selbst ein sicheres Urtheil über dieselbe zu bilden?

*) Der dritte Band ist unter der Presse.

Eine endgültige Antwort auf diese Fragen ist allerdings nicht möglich, solange das Werk nicht abgeschlossen vor uns liegt; doch genügt das Vorhandene vollständig, um uns über die Behandlung des Stoffs ins Klare zu setzen und einen ziemlich sichern Schluß auf das Ergebniß des Ganzen zu ziehen. Eine kurze Uebersicht des Inhalts wird dem Leser zeigen, was er bei der Lektüre dieser beiden ersten Bände zu gewärtigen hat und welch reiche Quelle mannichfaltiger Belehrung ihm hier eröffnet ist.

Die Heldin selbst tritt erst spät in unsern Gesichtskreis. Unter fortwährenden Streifzügen auf das Gebiet der gesellschaftlichen und literarischen Zustände jener Zeit, namentlich in der französischen Schweiz, werden wir zunächst mit dem Boden, dem sie entstammte, und der Vorgeschichte ihrer Aeltern, zumal der ihrer Mutter, bekannt gemacht. Die Tochter eines schweizerischen Landgeistlichen, vermählte sich diese, nachdem ein inniges Verhältniß mit dem berühmten englischen Historiker Gibbon sich durch die Schuld des Mannes zerschlagen hatte, im Jahre 1764 mit Jakob Necker und folgte dem Gatten nach Paris, wo dieser ein Bankhaus gegründet hatte, das bald eins der ersten in Frankreich werden sollte. Die Freitagsgesellschaften in den Salons der jungen Frau geben der Verfasserin Gelegenheit, uns eine Reihe der literarischen Größen und geistreichen Frauen des damaligen Frankreich vorzuführen. Nach dem Eintritte Necker's in das Ministerium erweitert sich die Darstellung zu einer Vorgeschichte der Französischen Revolution, die erst bei der Entlassung des Ministers (1781) abbricht, um uns mit der Jugendgeschichte, dem eigenartigen Wesen und der frühen geistigen Entwickelung seiner am 22. April 1766 geborenen Tochter Anne Germaine bekannt zu machen. Ihre Heirath mit dem schwedischen Gesandten, Baron Staël-Holstein, den sie sich gefallen läßt, obwol sie ihn nicht liebt, nachdem sie sich entschieden geweigert hat, dem Wunsche der Mutter entsprechend die Gattin des berühmten William Pitt zu werden, wird mehr wie eine große Staatsaction als wie eine Privat- oder gar eine Herzensangelegenheit behandelt.

Die erste Schrift der jungen Frau, die Briefe über J. J. Rousseau (1789), als dessen geistige Tochter sie die Verfasserin bezeichnet, bietet dieser Gelegenheit zu einer längern Ausführung über die gewaltige Wirkung, welche Rousseau's Schriften auf die ganze damalige Culturwelt und ganz besonders auf die Frauen übten. Die nun folgende Darstellung des Revolutionsgetriebes selbst, mit fortwährenden Beziehungen auf das letzte, erst nach ihrem Tode veröffentlichte Werk der Frau von Staël, die „Considérations sur la révolution française", ist lebendig und geistvoll geschrieben, aber viel zu eingehend für eine Biographie. Die Verfasserin führt dabei die bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit, zumal Mirabeau, Lafayette, Sieyès und Talleyrand, an unsern Augen vorüber, charakterisirt in scharfen Zügen die Rolle, welche sie bei den Ereignissen jener Tage gespielt, und weist die Beziehungen nach, in denen sie zu ihrer Heldin gestanden, den Einfluß, welchen sie auf dieselbe geübt haben.

Während Lady Blennerhassett offenbar mit dem amerikanischen Gesandten in Paris, Morris, und Suard, deren Aussprüche sie anführt, der Ansicht ist, daß mit Mirabeau's Tode „die Revolution misglückt war", hält Frau von Staël noch an ihren Hoffnungen auf eine segensreiche Entwickelung derselben fest, obwol ihr von ihr sehr überschätzter Vater schon im September 1790 zum zweiten mal und diesmal unwiderruflich gefallen ist. Erst nach der Verhaftung des Königs infolge des unglücklichen Fluchtversuchs vom Juni 1791 wird auch ihr Urtheil schwankend, ihre Hoffnung erschüttert. Sie verdammt die neue gesetzgebende Versammlung, „die mit der Absicht der Zerstörung kam, als es schon nichts mehr zu reformiren und zu zerstören gab", während die Verfasserin, ihr Verdammungsurtheil auch auf die Constituante ausdehnend, ebenso geistvoll wie schlagend nachweist, daß der glänzende Schimmer, welcher auf der ersten Periode der großen Revolution ruht und, in die Tradition übergegangen, auch heute noch sogar viele unserer Landsleute blendet und besticht, um so gründlicher verschwindet, je tiefer man in die Geschichte jener Tage eindringt.

Frau von Staël war ihren Aeltern in die Schweiz gefolgt, kehrte aber bald nach Paris zurück und entfaltete hier eine rastlose politische Thätigkeit. Ihr Streben war, den tapfern, geistreichen und liebenswürdigen, aber sittenlosen Louis de Narbonne, den sie liebte und überschätzte, an die Spitze einer neuen herrschenden, aus Girondisten und Constitutionellen zusammengesetzten Partei zu bringen; sie wollte, nach Lamartine's treffendem Worte, das verschleierte Schicksal eines geliebten großen Mannes sein. Aber der Aufstand vom 20. Juni 1792 und die Horden Danton's vernichteten ihre letzten Selbsttäuschungen. Vergeblich bemühte sie sich, an dem berüchtigten 10. August, von dessen Greueln sie selbst Zeugin war, den Rest der hingeschlachteten Schweizergarden und ihre Freunde zu retten. Nur mit größter Anstrengung gelang es ihr, dem geliebten Narbonne mit Hülfe eines Deutschen, Erich Bollmann, dessen Auftreten die Verfasserin zu einer Abschweifung über unsere bei der Revolution betheiligten Landsleute veranlaßt, zur Flucht zu verhelfen. Dann sehen wir sie selbst, hauptsächlich dank ihrer eigenen Entschlossenheit und Geistesgegenwart, wie durch ein halbes Wunder, dem Schicksal entgehen, eins der zahllosen Schlachtopfer des 2. September 1792 zu werden. In Coppet, wohin sie geflüchtet war, vernahm sie die Hinrichtung des Königs, die sie als einen Fluch bezeichnet, mit dem Frankreich fortan behaftet geblieben sei. Nach einem kurzen Aufenthalte bei Freunden auf einem englischen Landsitze, der sie zu einer eifrigen Verehrerin der englischen Cultur machte, in die Schweiz zurückgekehrt, schrieb sie hier ihre „Réflexions sur le procès de la reine", eine warme Vertheidigung der unglücklichen Königin. Gleichzeitig machte sie die Bekanntschaft Joseph de Maistre's, dessen hartes und einseitiges Urtheil über sie

durch den religiös-politischen Standpunkt des bigotten Absolutisten erklärlich wird.

Indem die Verfasserin den Sturz Robespierre's am 9. Thermidor und die befreiende Wirkung erwähnt, welche er auf die Gemüther übte, zeichnet sie uns zugleich in kräftigen Strichen ein anschauliches Bild der tiefen sittlichen Verwilderung, welche die letzten Jahre in Frankreich hervorgerufen hatten. Mit der Generation, die in dieser politisch zerrütteten, geistig raffinirten, aber sittlich armen Zeit heranreifte, beginnt nach ihrer Meinung das Sinken des moralischen Niveau, das ihr zufolge Bonaparte und Talleyrand in der Politik, René und Delphine in der Literatur bezeichnen.

An die Stelle des wankelmüthigen und selbstischen Narbonne, dessen Treulosigkeit eine lange blutende Wunde in Frau von Staël's Herzen zurückließ, trat um diese Zeit der ebenso geistvolle wie charakterlose Benjamin Constant, dessen Vorleben uns die Verfasserin eingehend schildert (II, 190—203). Wie innig sein Verhältniß zu Frau von Staël gewesen sei, läßt sie uns ahnen, während Sainte-Beuve eine Aeußerung derselben anführt, daß er ihr physisch widerwärtig gewesen sei.

Indem sie die ersten politischen Schriften ihrer Heldin („Réflexions sur la paix" und „Considérations sur la paix intérieure et extérieure") und ihre Rückkehr nach Paris im Januar 1795 bespricht, nimmt die Verfasserin den Faden der politischen Entwickelung in Frankreich, den sie eine Zeit lang fallen gelassen, wieder auf, um uns ein ebenso treues wie farbenreiches Bild der staatlichen und socialen Zustände unter der Directorialregierung zu entwerfen. Während sie selbst die sociale Bedeutung der Revolution entschieden in den Vordergrund stellt, muß sie eingestehen, daß Frau von Staël dieselbe gänzlich über die politische übersehen und verkannt habe. Diese, vor dem Convent fälschlich des Einverständnisses mit dem Feinde angeklagt, war wieder nach Coppet geflohen, wo sie sich die ihr verhaßte Einsamkeit und Stille des Landlebens durch zwei Schriften, den „Essai sur les fictions", eine Art Poetik, und „De l'influence des passions sur le bonheur des individus et des nations" erträglich zu machen suchte. Durch Barras' Vermittelung erlangte sie im Frühling 1797 die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris. In diese Zeit fällt ihre erste Begegnung mit Bonaparte, der ihr damals auf ihre Frage, welche Frau er für die größte halte, die bekannte Antwort gegeben haben will: die, welche die meisten Kinder in die Welt setzt, was aber unserm Buche zufolge — und die Verfasserin hat ohne Zweifel recht — auf einem Gedächtnißfehler und einer Verwechselung mit einer andern Person beruht. Jedenfalls aber war der Eindruck, den sie auf Bonaparte machte, kein günstiger. Den Staatsstreich vom 18. Brumaire beurtheilte sie zwar unerwartet glimpflich; aber ihre ausdrückliche Weigerung, sich unbedingt auf die Seite der neuen Regierung zu stellen, ihre spöttischen Bemerkungen über die Verfassung der neuen cisalpinischen Republik und die letzte Schrift ihres Vaters, welche ausdrücklich vor Soldatenkaisern und Prätorianerthum warnte, entschieden ihre Ungnade.

Schon im Jahre 1798 hatte auf Herrn von Staël's Antrag die Scheidung ihrer Ehe stattgefunden, die seine Frau aufrichtig bedauerte, indem sie hinzufügte: „Besser ein Sklave in der Ehe, als zwei Freigeister." Als aber Staël vier Jahre später schwer erkrankte, ließ sie das Vergangene vergessen sein und ging mit ihm in die Schweiz, wo der Kranke jedoch starb, noch ehe die Reisenden Coppet erreicht hatten.

Sie begann nun mehr und mehr, in Literatur und Philosophie Trost für alle die Enttäuschungen zu suchen, welche ihr das Leben bereitet hatte. In dem 1799 erschienenen Buche „De la littérature considérée dans ses rapports avec les constitutions sociales" bezeichnete sie es als die Aufgabe der lebenden Generation, „in Literatur und Philosophie die Zukunft ahnend aufbauen zu helfen". Chateaubriand's ungünstiges Urtheil über die Schrift veranlaßt Lady Blennerhassett zu einer umständlichen Charakteristik des Mannes und zu einer eingehenden Betrachtung über die Bedeutung seiner Werke, zumal der „Martyrs" und des „Génie du christianisme", deren Werth und Einfluß sie jedoch wol etwas zu hoch anschlägt.

Im Herbste 1802 erschien Frau von Staël's berühmter Roman „Delphine", den Lady Blennerhassett „ein halbes Selbstbekenntniß" nennt. Mit Recht nimmt sie die Verfasserin in Schutz gegen den Vorwurf, daß das Buch gegen die Ehe gerichtet sei, wenn sie auch zugeben muß, daß dieselbe, indem sie die Moral allein auf die natürliche Empfindung des Herzens stütze, nothwendig zu falschen Schlüssen kommen mußte.

Im Herbste 1803 kehrte Frau von Staël, nachdem sie achtzehn Monate in lebhaftem Verkehre mit bedeutenden Männern und Frauen in der Schweiz zugebracht hatte, nach Frankreich zurück. Aber kaum war sie auf ihrem Gute Mefliers in der Nähe von Paris angelangt, als ein Decret der Napoleonischen Polizei sie auf eine Entfernung von 40 Meilen von der Hauptstadt verbannte. Alle Versuche, diesen Befehl rückgängig zu machen, waren vergeblich. Nach Coppet zurückzukehren konnte sie sich nicht entschließen. Die Naturgenüsse, welche dessen herrliche Umgebung bot, waren für sie nicht vorhanden, die von sich selbst sagte, daß, während sie 500 Meilen reisen würde, um sich mit einem interessanten Menschen zu unterhalten, sie das Fenster nicht öffnen würde, um den Golf von Neapel zu schauen. So faßte sie den Entschluß, nach Deutschland zu gehen, dessen geistiges Erwachen seit einiger Zeit ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Gründlich in allen Dingen, verfehlt die Verfasserin nicht, uns bei dieser Gelegenheit eine möglichst vollständige Uebersicht über das Wenige zu geben, was vor Frau von Staël für die Kenntniß der deutschen Literatur in Frankreich geschehen war. Ein Ausspruch Wilhelm von Humboldt's über die Unfähigkeit der Franzosen, den deutschen Geist zu verstehen, führt zu der Erzählung von der durch Rahel

Levin vermittelten Bekanntschaft desselben mit Frau von Staël, die bald zu einer wirklichen Freundschaft wurde. Wenn sie vor wenigen Jahren noch erklärt hatte, sie glaube, alles zu wissen, was man in Deutschland sage und noch ein gutes Theil von dem, was man in den nächsten funfzig Jahren sagen werde, so erkennt sie das jetzt als grobe Selbsttäuschung und überzeugt sich, daß ihr nur von dieser Seite neue Ideen und tiefe Empfindungen zugeführt werden können. Aber die Verbannung aus der Heimat lastet auf ihr wie ein unerträglicher Zwang; die ersten Eindrücke in Deutschland wirken verstimmend und entmuthigend; sie versteht nicht und wird nicht verstanden. „Aber", so schließt die Verfasserin den zweiten Band ihres Werks, „hätte der die Zukunft verhüllende Schleier sich plötzlich gelüftet, so würde sie erkannt haben, daß sie nur um diesen Preis die geistige Befreiung, den Höhepunkt des Schaffens errang, daß, was vor ihr lag, eine große neue unentdeckte Welt und ihr Weg dahin der Weg nach Damaskus war."

Fassen wir nach dieser raschen Inhaltsübersicht unser Urtheil über das Werk, soweit man bisjetzt ein solches zu fällen berechtigt ist, zusammen, so müssen wir zunächst die gründlichen Studien der Verfasserin, ihre große Belesenheit und die sorgfältige und gewissenhafte Verwerthung ihrer Quellen, sowol in Bezug auf Frau von Staël's eigene Productionen, wie betreffs der Aeußerungen ihrer Zeitgenossen und des ganzen historischen Hintergrundes, von dem ihr Bild sich abhebt, rühmend hervorheben. Sie hat sich ferner ernstlich und mit Erfolg bemüht, ebenso allseitig wie objectiv sine ira et studio zu behandeln. Was wir dagegen vermissen, ist eine durchweg klare und einheitliche Anordnung. Die Grundursache dieses Mangels liegt darin, daß die Verfasserin ihre Heldin nicht durchweg in den Mittelpunkt der Darstellung gerückt hat, sodaß alle die andern in unsern Gesichtskreis tretenden Gestalten sich natürlich in kleinern oder größern Abständen um die Hauptfigur gruppiren und die Zeitereignisse nur insoweit mitgetheilt werden, als sie mit ihrer Persönlichkeit oder mit ihren Lebensschicksalen in Zusammenhang stehen. Sie hat der Versuchung nicht widerstehen können, das reiche, ihr vorliegende Material über Menschen und Zustände in einer Ausdehnung zu verwerthen, welche weit über die Erfordernisse ihrer eigentlichen Aufgabe hinausgeht. So erhalten wir unter anderm zwar nicht eine vollständige Darstellung der großen Revolution und ihrer Vorgeschichte; aber doch eine fortlaufende Kritik derselben; so werden uns alle die literarischen und politischen Persönlichkeiten Frankreichs und theilweise sogar des Auslandes, welche im Laufe derselben eine Rolle gespielt, in einer Ausführlichkeit vorgeführt, welche trotz der geistvollen Auffassung und Darstellung mehr nachtheilig als fördernd auf den ganzen Eindruck des Werks einwirkt, indem sie den Leser zerstreut und seine Aufmerksamkeit immer von neuem von der Hauptperson ablenkt. So entsteht ein Mangel an Uebersichtlichkeit und Einheitlichkeit des Ganzen, der es zu keiner vollen Befriedigung an dem Gebotenen kommen läßt. Weniger wäre auch hier oft mehr gewesen.

Lady Blennerhassett vermeidet es sorgfältig, selbst ein Urtheil über den Charakter und das Thun ihrer Heldin zu fällen; sie überläßt es dem Leser, aus dem reichen Material, welches sie ihm bietet, aus ihrem Verhalten in den verschiedenen Lebenslagen, aus den von ihr mitgetheilten Aussprüchen, dem Inhalte ihrer Schriften und den Urtheilen der Zeitgenossen, sich selbst eine Ansicht zu bilden. Wir werden nach Vollendung des Werks noch Gelegenheit haben, auf diesen Punkt zurückzukommen.

Die Sprache der Verfasserin ist einfach und klar, der Stil knapper und gedrängter, als wir es bei von Frauen verfaßten Werken gewohnt sind. Freunde einer lebhaften und glänzenden Ausdrucksweise werden vielleicht sogar die Darstellung in manchen Partien des Buchs etwas trocken finden. Verstöße gegen die sprachliche Reinheit sind uns nur in wenigen einzelnen Fällen aufgefallen, wie z. B. daß die Verfasserin das Zeitwort begegnen stets in französischer Weise mit haben und dem Accusativ verbindet.

Otto Speyer.

Neue Dramen.

Unter den uns heute zur Beurtheilung vorliegenden dramatischen Arbeiten haben wir ohne Zweifel an erster Stelle zu nennen:

1. Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. Oldenburg, Schulze. 1888. 8. 2 M.

Die Gedichte und das Trauerspiel „Die Hexe" dieses bremer Malers haben die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt in Deutschland so allgemein in Anspruch genommen, daß jedes weitere Erzeugniß seiner Muse selbstverständlich mit besonderer Theilnahme begrüßt wird. Auch „Die Rosen von Tyburn" dürften mit lebhafter Spannung ergriffen werden. Daß diese Schöpfung mehr als seine frühern zu befriedigen im Stande ist, läßt sich indeß nicht behaupten. Sie erscheint gleich jenen künstlerisch nicht gleichmäßig angelegt und ausgetragen, sondern in der Abfassung ungleich, auf seltsame Wirkungen berechnet und im ganzen ein wenig nach dem Muster der französischen Romantik, wie sie unter Victor Hugo und Alexander Dumas dem Vater auf den pariser Bretern im Schwange war. Der Stoff ist nicht ohne fesselnden Reiz, aber durchaus balladenhaft.

Die Handlung spielt in England, etwa 1661 unter dem lustigen Karl dem Zweiten. Nach Cromwell's Tode

auf den Thron seines enthaupteten Vaters zurückgekehrt, schmachtet er in den Fesseln der schönen Lady Magdalena Hollam, auf deren Landsitz in Kensington er sich mit seinem ganzen Hofe zum Besuche befindet. Eben im Begriff, um ihre Hand zu werben, entdeckt er in einem Independentenprediger seinen ehemaligen Jugendfreund und tapfern Kampfesgenossen, Sir Robert Radley, von dem er meint, daß er in der Schlacht gefallen. Da er nach seiner Umwandlung und räthselhaften Vergangenheit forscht, wird ihm geheimnißvolles Schweigen entgegengesetzt. Dies geheimnißvolle Schweigen und die ritterliche Erscheinung Radley's aber nehmen sogleich das Herz der jungen Lady gefangen, die, von glühender Leidenschaft überwältigt, sich im Sturme die Liebe Sir Robert's erwirbt. Der leicht getröstete König entsagt gern zu Gunsten seines Lieblings, und alles könnte demnach gut sein, wenn nicht Karl's Bruder, der düstere Herzog von York, unausgesetzt in den neuen Herrscher drängte, die Mörder des Vaters von der allgemeinen Gnade, die Karl II. gewährt hat, auszunehmen und am Leben zu strafen. Der König weigert sich, diesem Wunsche Gehör zu geben, und beabsichtigt, sich eine Unterstützung dieser Weigerung dadurch zu verschaffen, daß er Radley zu seinem Lord-Siegelbewahrer ernennen will. Hierdurch erschüttert und auf das äußerste gebracht, enthüllt sich Radley selbst als jener Henker Karl's I., der, eine schwarze Sammtmaske vor dem Gesicht, denselben enthauptet hat. Im Kampfe bei Naseby, verwundet in Gefangenschaft gerathen, hat er mit seinem blutenden Leibe die ihm anvertraut gewesene Briefkassette König Karl's I. gedeckt, in der sich nachher die Beweise fanden, daß der Monarch mit dem Auslande sich gegen England verschworen hatte. Das bewog ihn, zur Partei Cromwell's überzutreten und auf dessen Verlangen den verrätherischen Regenten durch das Beil zu tödten.

Im ersten Augenblick ist Karl II. entsetzt und bereit, den Mörder seines Vaters zu ermorden; allein nachdem er sich gesammelt und zur Ruhe gekommen ist, will er Radley doch geschont wissen. Aber nun erhebt sich Magdalena Hollam, die, entrüstet darüber, daß Radley, nach dem Geständniß ihrer flammenden Zuneigung, entsagen und sich dem Tode darbieten kann, jetzt eine andere Herodias, vor dem Könige in verführerischster Weise tanzt und gaukelt, bis sie ihn zu wilder Sinnlichkeit aufgestachelt und ihm die Unterschrift zum Todesurtheil abgeschmeichelt hat. Allein auch da noch will dieser den Freund retten und gibt Befehl, den Schuldigen zwar zu richten, aber ohne ihm gegenüber das Gnadenrecht aufzuheben. Der Herzog von York beschleunigt indeß die Verhandlungen so sehr, daß Radley bereits in Tyburn hingerichtet war, als die Weisung des Herrschers ankam. Alles, was von diesem zurückkommt, sind die Rosen von Tyburn, die nach einem alten Landesgebrauche, jedem Verurtheilten auf seinem letzten Gange mitgegeben wurden. Diese Rosen trägt O'Kennil, ein armer, in Lady Magdalena blind verliebter irischer Minstrel und Hofnarr, seiner Herrin zu, nachdem er der Hinrichtung beigewohnt und, von London zurückkehrend, zugleich die Nachricht von der dort ausgebrochenen Pest überbringt. Als sich zeigt, daß er selbst davon befallen, entflieht alle Welt und nur Lady Magdalena bleibt, die von Reue und Schmerz gemartert, von O'Kennil angesteckt, in einer Traumerscheinung das Gespenst von Radley zu sich kommen und sich in den Tod abfordern sieht. Unter dem unheimlichen Getöne der fernen Pestglocke erhebt sie sich geisterhaft und geht, über den todten O'Kennil wegschreitend, dem voranfwandelnden Geiste Radley's in die dunkel angebrochene Nacht nach, indeß auf der Bühne die brennende Lampe noch einmal grell aufflammt und über dem Leichnam des armen Hofnarren dann plötzlich verlischt.

Dies ist das Stück, welches, wie man sich nach unserer Inhaltsangabe leicht wird vorstellen können, des Absonderlichen und Eigenartigen viel und dabei manchen Auftritt in sich schließt, der eines lebhaften Eindrucks bei einer Darstellung nicht entbehren dürfte. Allein in der dramatischen wie sprachlichen Ausführung läßt das Werk im übrigen doch so vielerlei vermissen, daß ein durchgreifender Erfolg und ein uneingeschränktes Lob ihm kaum werden zugesprochen werden können. Die Prosa, die darin geredet wird, wird zuweilen sehr gewöhnlich und nimmt nur selten einen wahrhaft gehobenen und poetischen Ton an. Was nun aber vollends den technischen Aufbau der Vorgänge betrifft, so kann man nicht umhin, denselben für lose und wenig stichhaltig zu erklären. Einzelne Momente, und nicht immer die wichtigsten, legen sich breit ins Mittel, während andere und gerade die bedeutungsvollern dagegen ziemlich karg behandelt werden. Robert Radley's Entschluß, obschon er ein Anhänger des Königs und Freund von dessen Sohne, sich zum Henker Karl's I. herzugeben, ist nur flüchtig und obenhin begründet; hier wäre entschieden eine vertieftere Ausführung zu wünschen gewesen. Auch die Independentengemeinde und Radley's Verhältniß zu ihr hätten bestimmtere Ausgestaltung vertragen. Ueberhaupt scheint uns der eigentliche Held der Tragödie ohne das nothwendige tragische Pathos. Daß er sich in Lady Magdalena Hollam verliebt, erachten wir als unerläßliche Bedingung, allein es will uns als eine Schädigung der Wirkung vorkommen, daß er sich dieser Liebe in schrankenloser Leidenschaft hingibt. Unserm Dafürhalten nach müßte die Schuld, die er heimlich auf der Seele trägt, ihn verhindern, ihr Herrschaft über sich einzuräumen. Der Schatten des hingerichteten Königs hätte sich von vornherein und nicht erst später zwischen sein Herz und das der Geliebten zu stellen. Die Geliebte, welche im Rausche ihrer Empfindungen ihm liebend entgegenströmt, wäre von ihm, der im Banne seiner Blutthat steht, abzuweisen und diese Abweisung, deren Ursache sie zu errathen nicht im Stande ist, sollte der Beweggrund werden, aus dem sie auf die Vernichtung des sie Verschmähenden dringt.

Dieser Punkt ist im Drama nur schwach und, wie wir meinen, in sehr niedriger Weise erörtert. Als Radley

vor Karl II. sich selbst als den Henker von dessen Vater anklagt, ruft Magdalena ihm angstvoll zu: „Nicht wahr, dies ist ein toller Fieberwahn? Nicht wahr, dies ist nicht möglich? du liebst mich — du bleibst bei mir — du willst nicht sterben; du verschmähst mich nicht so sehr, daß du lieber ins Grab" — Und als er darauf die Antwort schuldig bleibt, braust sie auf: „So hast du gewählt, so — so mich verschmäht, o, das ist Hölle!"

Aus dieser Hölle heraus fühlt sie sich bewogen, vor dem König wie eine Hetäre zu tanzen und, nachdem sie ihn in sinnliche Erregung versetzt hat, von ihm die Hinrichtung Radley's zu erpressen. Ihre Rache entsteht also eigentlich nur aus einem sehr untergeordneten Umstande, aus der Gewißheit nämlich, daß sie um den Genuß seiner Liebe gebracht sein soll, denn daß er sie liebt, das hat sie erkennbar genug erfahren.

Dieses Motiv entspricht der heutigen realistischen Richtung, die von Frankreich her in unsere Literatur und vorzugsweise in die dramatische übertragen worden ist; allein dasselbe ist nach unserer Meinung eben nur ein sehr tief stehendes und menschlich niederes. Wenn Lady Hollam Sir Robert Radley opferte, weil sie ihre Neigung zu ihm unerwidert wähnt, so wäre auch dies, wie wir wohl wissen, nicht eben ein erhabenes und großes Mittel, aber doch ein Mittel, das vermögend wäre, wenn sie am Ende erfährt, daß sie sich selbst betrogen und Radley sie geliebt, nur dieser Liebe unter dem Drucke seines Schicksals nicht Ausdruck verlieh, der Tragödie eine wahrhaft erschütternde Wendung zu geben. Ihr eigener trauriger Untergang würde dadurch eine mehr rührende und versöhnende Stimmung erzeugen, als es in der jetzigen Ausgestaltung der Fall ist und sein kann.

Die jetzige Ausgestaltung läßt eben gediegene und ruhige Entwickelung sowol der Handlung wie der Charaktere vermissen. Das frivole Demi-Mondethum wiegt vor und thut dem Pathos Abbruch, indem es sich allzu behäbig und nur auf die Sinnlichkeit wirkend Raum verschafft. Der geschichtliche Stoff und die eigentliche Tragik kommen dabei zu kurz, weil sie zu flüchtig und obenhin ausgebeutet, nirgends recht Form und Gestalt gewinnen. Die Zeit und der Hof Karl's II. werden zu wenig charakteristisch ausgebeutet und jedenfalls nicht scharf abstechend genug dargestellt.

Arthur Fitger's Begabung ist eine unleugbar bedeutende, aber leider zugleich von der Sucht nach aufregender Wirkung und der Hinneigung zur französischen Schauerromantik unliebsam angekränkelte. Sie vermag nicht gesund und natürlich zu schaffen, sondern überall in ihrem Schaffen spukt ein dämonischer Zug zum Gewaltsamen, Unheimlichen und Schreckhaften. Seine Muse, an sich edel und stattlich, ist gleichsam mit einem Feuermal auf der Wange und einem bösen Blicke im Auge behaftet. Sie verbreitet Nacht und Grausen um sich her. „Die Rosen von Tyburn" thun das fast in noch stärkerm Grade als seine frühern Dramen. Der Held desselben ist der geheimnißvolle, von Gewissensangst und Reue gefolterte Henker eines Königs, seine Geliebte eine verführerische, aber höchst zweideutige und gefährliche Frau, eine Frau, die nach dem französischen Sprichwort Gott begonnen, doch der Satan vollendet hat, der Hintergrund das sündige London und die darin ausbrechende Pest. Als Nebenpersonen wirken mit: der düstere Jakob von York, der beständig den Tod im Munde führt; ein wunderlicher Minstrel und Hofnarr, der sich von aller Welt und selbst von seiner Gebieterin mit Füßen treten läßt und doch sie abgöttisch liebt, und endlich Glendorn, seine Großmutter, eine alte Irländerin, die wie eine Hexe erscheint. In dieser Umgebung tummelt sich der leichtsinnige Karl II. und sein lustiger Hof, bis der unheimliche Klang des Pestglöckchens beide durch Nacht und Nebel von der Bühne treibt, um seinen Schauplatz den Gespenstern und der Vernichtung zu überlassen.

„Die Rosen von Tyburn" sind ein dunkles Gemälde, wie Achim von Arnim oder Clemens Brentano sie zu liefern liebten; nur würden diese doch wohl etwas mehr wirkliche Poesie hineinzulegen vermocht haben, als sich Arthur Fitger angelegen sein ließ, dies zu thun. Er hat in dieser Beziehung nicht einmal den Volksgebrauch, zum Tode Verurtheilten eine Handvoll Rosen auf den letzten Gang mitzugeben, genügend ausgebeutet. Diese Rosen, welche auch Sir Robert Radley auf seinem Wege zum Richtplatze erhalten hat, bringt der arme O'Kennil nach der Hinrichtung seiner Herrin ins Haus und legt sie ihr zu Füßen. Sie hätten nun jedenfalls eine Rolle zu spielen, d. h. irgendwie bezeichnend in die Handlung einzugreifen. Unser Verfasser läßt aber nichts anderes mit ihnen geschehen, als daß Lady Hollam vor ihrem letzten Abgange dieselben an die Brust preßt. Das ist wenig, wird man uns zugestehen. Wie viel bedeutungsvoller und ergreifender aber würde es sein, wenn er sie zu dem Selam Sir Robert Radley's gemacht hätte, der seiner Vernichterin die Ueberzeugung seiner Liebe zugleich mit dem Bekenntnisse brächte, daß er die erstere einzig nur darum nicht ausgesprochen, um sie nicht in sein Verhängniß mit zu verflechten.

An dieser Ueberzeugung und diesem Bekenntnisse Lady Hollam zu Grunde gehen zu lassen, würde erschütternder und rührender sein, als sie als Büßerin für ihre sinnlich-dämonische Natur, als Pflegerin der Pestkranken sich in den „brodelnden Hexenkessel" von London stürzen zu sehen. Mit Schauer und Entsetzen endigt das Trauerspiel, aber mit keiner wahrhaft erhebenden und versöhnenden Empfindung. Der Dichter hat, unserm Ermessen nach, versäumt, es aus dem Sturme und Drange wilder Ereignisse und Leidenschaften zu geläuterter Trauer über die menschlichen Verirrungen abzuklären. Es schließt mit dem Zusammenbruche der ganzen Welt, die man strahlend vor uns entfaltet hat, und nicht einmal die Rosen des Titels breiten sich als duftende Decke über den Abgrund, der zurückbleibt. Es ist ein grausames, blutiges Trauerspiel „Die Rosen von Tyburn", es schneidet, brennt und reißt ins Herz, ohne irgendeinen tröstlichen Blick in das tiefere

Wesen der Menschlichkeit zu eröffnen. Man verläßt es mit dumpfem Schauder vor der Verworfenheit und Verderbtheit der Welt.

Das ist allerdings immer etwas, doch keineswegs das Richtige, denn die Bühne ist dazu da, daß sie nach Schiller „das große gigantische Schicksal“ zeigt, das den Zuschauer erhebt, indem es ihn zermalmt. Hier ist nur Zermalmung, nicht Erhebung. Das gibt dieser Dichtung den unheilbaren Bruch, dem sie erliegen muß, so manches Schöne und Verdienstliche sie sonst auch enthalten mag. Sie ist eine anziehende, fesselnde und spannende Arbeit, aber zugleich eine Arbeit, der das Zeugniß ausgereifter dramatischer Kunst nicht zuzuerkennen ist. Sie läßt im poetischen Ausdrucke wie in der scenischen Mache Schönheit und Geschlossenheit der Form, am schmerzlichsten jedoch das vermissen, was man mit Recht die dramatische Gerechtigkeit und tragische Aussöhnung genannt hat. „Die Rosen von Tyburn“ sind ein bedeutendes, aber ein innerlich disharmonisches Werk.

Das gerade Gegentheil läßt sich von einem andern behaupten, das wir dem eben besprochenen anreihen wollen:

2. Fürst und Bürger. Historisches Schauspiel in vier Acten von Anton Ohorn. Gotha, F. A. Perthes. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Es ist in sich harmonisch, allein in Idee und Stil nur unbedeutend, hauptsächlich deswegen, weil es in dem Geschichtlichen seiner Vorgänge das bürgerliche Element sich übermäßig breit machen und dadurch den Inhalt wesentlich beeinträchtigen läßt.

Der Verfasser hat seine Handlung mitten in die Kämpfe der Reformation verlegt und sich dabei zur vorzugsweisen Aufgabe gestellt, den Charakter und das Wesen des Moritz von Sachsen dramatisch zur Erscheinung zu bringen. Er schildert dessen Zwiespalt und Kämpfe mit Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen hauptsächlich um den Besitz der Stadt Leipzig im Jahre 1547. Im vorhergehenden Jahre im Mai hatte bekanntlich Moritz in Regensburg eine Zusammenkunft mit Kaiser Karl V. gehabt und dort die Aussicht auf die Kurwürde in Sachsen und manchen andern Vortheil zugesichert erhalten, wenn er, der protestantische Fürst, sich den katholischen Mächten verbünde. In diesem Bündnisse nun tritt Moritz von Sachsen hier auf, von seinem Vetter Johann Friedrich und allen Anhängern der Luther'schen Lehre darum bitter angeklagt und verketzert. Sein ärgster Gegner unter letztern ist ein Kaufherr Anger in Leipzig, dessen Tochter Hedwig einen Waffengefährten und treuen Diener von Herzog Moritz, Hans von Dieskau, liebt, der seit seiner Knabenzeit mit ihr bekannt ist. Natürlich will Vater Anger von dieser Liebe nichts wissen, der unverbrüchlich seinem Kurfürsten ergeben, augenblicklich keinen andern Zweck im Auge hat, als das von den Herzoglichen innegehaltene Leipzig seinem rechtmäßigen Landesherrn in die Hände zu spielen. Allen Anordnungen, Befehlen und Drohungen Moritzens Hohn sprechend, weiß er unter Leipzigs Bürgern eine Verschwörung anzuzetteln und sich mit den Belagerern ins Vernehmen zu setzen. Bei der letzten Vereinbarung mit seinen Mitverschworenen in seinem Hause wird Hedwig zufällig, da sie sich vor den Nahenden in einen Schrank versteckt, Ohrenzeuge der geplanten Unternehmung, und da sie der Vater ebenso zufällig dort ertappt, schließt er, kurz gefaßt, die unwillkürliche Lauscherin in eine abgelegene Kammer seines Hauses ein. Zum Unglück für Anger wird jedoch seine Absicht vereitelt und er bei dem Versuche, die Kurfürstlichen durch das Peterstor einzulassen, gefangen und vor Moritz gebracht, mit dem er eine sehr erregte und den treuen Unterthan ebenso wie den strengen Lutheraner bekundende Unterredung hat. Frei und kühn bietet er dem Sieger sein Haupt, als plötzlich Feuerlärm entsteht und er den Ruf vernimmt, daß es in seinem Hause brenne. Sich der eingeschlossenen Tochter erinnernd, bittet er nun den Herzog nur um eine halbe Stunde Freiheit, um sie retten zu können. Aber der Herzog schlägt die Bitte und auch Dieskau's flehentliche Verwendung ab, weil es seine feste Ueberzeugung ist, daß der letztere selbst dem armen bedrohten Kinde beispringen werde. Er kennt ja seines Waffengefährten hingebende Neigung zu Hedwig.

Im vierten Aufzuge hat Dieskau seine Geliebte in der That den Flammen glücklich entrissen, und Kurfürst Johann Friedrich, von dem Mislingen des Anschlags durch einen seiner Getreuen, der dabei mit Anger ertappt worden und von Moritz wegen seiner Anhänglichkeit für den angestammten Herrscher begnadet und zu diesem ungeschädigt heimgeschickt worden ist, benachrichtigt und in Kenntniß von Anger's Noth, hat für diesen bei Moritz um Gnade gebeten. Moritz läßt Anger noch einmal vor sich rufen und dieser, auf seinen Tod gefaßt, in den er seine Tochter sich vorausgegangen wähnt, läßt seiner Zunge abermals freien Lauf, nennt Moritz einen Abtrünnigen und an das Ausland verkauften deutschen Reichsfürsten, für den er nichts als Verachtung im Herzen trage. Nachdem er solchergestalt sich Luft gemacht, fordert er zu sterben, um die Verschuldung am Untergange des einzigen theuren Kindes zu büßen. Aber der Herzog Moritz öffnet nun die Thür eines Nebengemachs und führt ihm die gerettete Hedwig an der Hand Dieskau's zu, indem er um den Segen für dieses Liebespaar bittet und dem aufathmenden Anger zugleich den Grund seines Handelns erklärt:

> Vermeinst du in deiner Kurzsichtigkeit die schmalkaldischen Bündler, von denen einer dem andern keinen Vorrang gönnt, die uneins sind im kleinlichen Hader, statt eins zu sein im großen Ziel, sie könnten dem Glauben in Deutschland die Freiheit sichern? — Eitles Wähnen! Dem Kaiser die Spitze zu bieten, dazu gehört die Macht, die in der Hand eines einzigen Mannes ruht, eines Mannes, der um seines großen Werkes willen selbst davor nicht zurückschreckt, den Abscheu der Besten vorübergehend auf sich zu laden. — Nun, und wenn du das nicht zu begreifen verstehst, so laß dir daran genügen, daß Herzog Moritz dir, dem einfachen Bürger, sein Ehrenwort gibt, daß er dem Glauben nie untreu geworden ist — nie untreu werden wird.

Dies alles bekehrt Anger und läßt ihn mit Freuden dem jungen Paare seinen Segen, dem Herzog Moritz den Ausdruck seiner Achtung und Verehrung geben. Der letztere, um die Zufriedenheit vollständig zu machen, gestattet auch, daß Georg Redlich, Schreiber im Dienste des Kurfürsten und dessen Sendbote an den erlauchten Vetter, sein Bräutchen Anna, eine Freundin Hedwig's, mit sich aus Leipzig nimmt. Dann sich zu seinen Anhängern wendend, schließt er das Stück mit den Worten: „Siegeszuversicht lebt in meinem Herzen und Entschlossenheit, auch das Aeußerste zu wagen — nur dem Größten gehört sein Jahrhundert!"

Daß Herzog Moritz von Sachsen dieser Größte zu werden den Anlauf nahm, weiß die Welt, und es ist demgemäß ein guter Zug des vorliegenden Schauspiels, daß es diesen Anlauf einigermaßen dramatisch zu verwerthen getrachtet hat. Nur ist es in diesem Trachten allzu sehr in das Familiendrama aufgegangen. Die Geschichte entwickelt sich hier in der Art und im Stile von Iffland oder Charlotte Birch-Pfeiffer. Das Schiller'sche Pathos und der soldatische Humor, wie ihn z. B. „Prinz Homburg" von Kleist athmet, gebrechen der Arbeit. Sie erscheint erfüllt von edeln Grundsätzen und ehrenvoller Gesinnung, aber ohne durchgreifenden historischen Geist und wahrhaft poetische Mächtigkeit.

3. Julia Alpinula. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Gabriel Strand. Karlsruhe, A. Bielefeld. 1888. 8. 2 M.

Mehr von den zuletzt genannten Eigenschaften besitzt dieses Drama, nur daß ihm schöne und einheitliche Form, sowie hinreißende Wärme des Ausdrucks und des Lebens fehlen. Es zeigt etwas von dem Sinne und Wesen der Kleist'schen „Hermannsschlacht", ohne indeß deren volksthümliche Kraft und dichterische Großartigkeit in sich zu schließen. Die Handlung spielt um und in Aventicum im alten Helvetien um die Sommersonnenwende 69 n. Chr. Julius Alpinus, ein reicher Helvetier und Stadtvorsteher in Aventicum, besitzt eine Tochter Julia, die römisch erzogen und ausgebildet, im Herzen doch eine gute und leidenschaftliche Patriotin ist. Eingetorix, ein junger Helvetier, wirbt um ihre Liebe, die sie ihm zu schenken aber nicht im Stande ist, weil er, ziemlich roh und uncultivirt, den Ansprüchen nicht zu genügen vermag, die sie an den Mann zu stellen bemüßigt ist, welchen sie zum Gatten wählen soll. Dies thut dagegen in hohem Grade Claudius Cossus, Anführer einer römischen Legion, der unter dem Befehle des Alienus Caecina steht, welcher im Auftrage Roms Helvetien besetzt hält. Um ihrer Neigung nicht zu erliegen, läßt Julia sich, als ihr Vater Haupt und Seele eines Aufstandes gegen die Römer wird, zur Priesterin weihen und in den Aventiatempel aufnehmen. Es geschieht dies aber erst, nachdem Caecina sie gesehen und beschlossen hat: sie zur Gemahlin zu nehmen. Er erklärt ihr Priesterinnenthum für nichtig und Alpinus, den Empörer, begnadigen zu wollen, wenn sie sich ihm zu eigen geben wolle. Sie aber weist sein Ansinnen mit Abscheu von sich und läßt sich durch den zufällig herbeikommenden Eingetorix willig emporheben und auf den Armen mitten aus der Schar der Römer hinaustragen in den Wald, in dem ihr Vater mit den Verschworenen Zuflucht gefunden hat. Hier macht sie mit diesen unter freiem Himmel und Sternenschein den Sommersonnenwende-Gottesdienst unter Leitung der helvetischen Priesterin Hertha mit, welche ihre Landsleute bei dieser Gelegenheit für ihre gemeinschaftliche Heimat und ihren alten Glauben zu begeistern und zu stärken weiß.

Inzwischen hat Claudius Cossus, beseelt von seiner Liebe zu Julia, Alienus Caecina zu besänftigen gewußt, der schon früher einen andern Waffengefährten, Mucius, ausgeschickt hat, Julia und ihren Vater gefangen zu nehmen und vor ihn zu bringen. Es geschieht und Cossus erhofft das Beste. Allein Caecina, durch den hinterlistigen Mucius in Kenntniß gesetzt, daß Cossus Julia sich selber erwerben will, verlangt nun, auf das Aeußerste gebracht, daß Julia sich ihm ergeben oder ihren Vater sterben sehen soll. Da weder Vater noch Tochter dem Verlangen Caecina's sich fügen wollen, läßt er Alpinus von seinen eigenen, jetzt unterjochten und um jeden Preis nach Frieden verlangenden Landsleuten richten und als Anstifter alles Unheils, das sie betroffen, zum Tode verurtheilen. Julia aber, um sich seiner Gewalt zu entziehen, stößt sich mit eigener Hand den tödlichen Dolch in die Brust und stirbt, indeß Eingetorix auftritt und berichtet, daß Kaiser Galba in Rom inzwischen verschieden und Vitellius, sein Nachfolger, Caecina vor sich fordere, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Von Furcht ergriffen, weiß Caecina nichts Eiligeres zu thun, als Mucius zu erstechen, dem er von allen seinen Schandthaten, die Claudius Cossus verspricht, vor Vitellius ihm ins Gesicht zu schleudern, die Schuld zuschreibt.

So schließt das Stück, das einige wirksame Auftritte, wie z. B. das Sommersonnenwendefest im Walde, die Entführung der Julia durch Eingetorix, die Unterredung des Caecina mit Alpinus und Cossus in sich faßt, aber in seiner ganzen Ausgestaltung und Durchführung doch zu unruhig und zerfahren ist, um einen durchweg günstigen und vortheilhaften Eindruck erzielen zu können. Sämmtliche Personen des Stücks haben etwas Frostiges und Erkältendes und zu wenig Charakteristisches und eigenartig Menschliches, um vermögend zu sein, irgendeinen anziehenden Reiz auszuüben. Es sind nur äußerlich geschaffene Figuren, Figuren, denen jede Innerlichkeit abgeht. Auch die Sprache ist ohne dichterische Vertiefung und in mehrfach wechselndem Versmaße, doch ohne echt dramatische Hoheit und ohne jeden berauschenden Schwung. Einzelne Wendungen sind geradezu gewöhnlich und selbst platt, wie z. B.: „Wenn's dir gelingt"; „Geschehn muß etwas, das ist sonnenklar"; „daß er uns bald, sehr bald zusammenführt"; „Nun ja, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme"; „Damit ein Claudius dich zum Narren halte" u. s. w. Gegen

dergleichen Ausdrücke, wie sie die realistische Richtung selbst von dem Kothurn herab fallen zu lassen liebt, würden wir gar nichts einzuwenden haben, wenn im übrigen die ganze Haltung der Tragödie ihnen entspräche. Allein die Tragödie, mit der wir es hier zu thun haben, verräth entschieden Lust, sich in großem tragischen Stile ausgeben zu wollen und dafür paßt nun allerdings diese Sprechweise ganz und gar nicht.

Feodor Wehl.

Romane, Novellen, Skizzen, Märchen.

1. Staatlos. Eine lustige Zeitgeschichte auf ernstem Hintergrunde von Hans Blum. Jena, Costenoble. 1888. 8. 7 M.

Eine eigenthümliche verhängnißvolle Richtung, welche Hand in Hand geht mit dem modernen Materialismus, hat sich — vom Auslande ausgehend — in unserer Literatur breit gemacht und droht nachgerade die kernige deutsche Art gänzlich zu verdrängen. „Wahrheitsgetreue Schilderung der Natur in allen ihren Verirrungen“ ist das Losungswort vieler Romanschriftsteller und leider auch Leser von heute; sie sind nur dann befriedigt, wenn sie in Koth und Schmutz herumwaten können; Zola, Ibsen und ihre Nachahmer sind die Propheten unserer Leserkreise. Nicht alle haben, wie Hans Blum, den Muth, in diesem rastlosen Hasten nach Genuß innezuhalten, sich die freundliche, ideale Weltanschauung der Jugendzeit zu bewahren und uns mit den Gebilden ewig frischer, heiterer Phantasie zu ergötzen.

„Staatlos“ verdient mit vollem Rechte die Benennung einer „lustigen Zeitgeschichte“. Die Schlacht von Langensalza hatte schon vor Königgrätz das Schicksal Hannovers besiegelt, der Stern der Welfen war gefallen. Wolf von Warnecke, in hannoverischen Anschauungen aufgewachsen, wollte die Herrschaft des ihm verhaßten Preußen nicht abwarten und schickte sich schon an, mit seinem treuen Diener Habakuk Halmel nach Amerika auszuwandern, als noch rechtzeitig eine Zeitungsanzeige, in welcher ein an vier deutsche Staaten grenzendes, aber keinem derselben angehöriges, somit staatloses Gut zum Verkaufe angeboten wurde, ihn bewog, diese Besitzung nach eingehender Besichtigung zum größten Verdrusse des sich nach den Indianerkämpfen sehnenden Habakuk anzukaufen; so konnte er in Deutschland bleiben, ohne die Oberhoheit Preußens, in welchem er das einzige Hinderniß zur Einigung Deutschlands sah, anzuerkennen. Bei Gelegenheit seines Einzugs lernte Wolf seines gut preußisch gesinnten Nachbars Kratz liebliches Töchterchen Gertrud kennen, und es ist natürlich, daß er zu ihr in mehr als freundnachbarliche Beziehungen trat. So günstig sich sein Verhältniß zu Gertrud gestaltete, so schwierig war seine Stellung zu ihrem Vater, der durch sein barsches, brummiges Benehmen seinem Namen volle Ehre machte. Bei der rücksichtslosen höhnischen Art Kratz' war ein Bruch zwischen den Nachbarn alsbald unvermeidlich. Zu seinem Leidwesen mußte jedoch Kratz einsehen, daß Gertrud zu Wolf hielt; um dem seiner Meinung nach noch nicht weit vorgeschrittenen Verhältnisse Einhalt zu thun, entschloß er sich rasch, seine Tochter zu einer Freundin in die Schweiz zu schicken. Aber dieser Plan scheiterte an der Energie Wolf's, der sich im Augenblicke des Abgangs des Zugs vor den Augen seines verblüfften Nachbars in das Coupé schwang, in welchem Gertrud Platz genommen hatte. Das geschah so rasch, daß der erstaunte Kratz nichts mehr dagegen thun konnte und kaum Zeit fand, seiner Tochter nachzurufen, sie möge mit dem nächsten Zuge zurückkehren. Wolf aber benutzte seine Zeit so gut, daß Gertrud als seine Braut heimkehrte. Anfangs wurde diese Verlobung geheim gehalten; als jedoch Wolf während einer Feuersbrunst die Habe und das Leben seines Gegners rettete, gab der im Grunde biedere Kratz freudig seine Einwilligung zu diesem Bunde. Jetzt zeigte sich Wolf's exterritoriale Stellung von der schlimmsten Seite; als zu keinem Staate gehörig, konnte er sich nirgends aufbieten lassen. Alle Bemühungen, die Staatsangehörigkeit eines der benachbarten Länder zu erlangen, waren vergebens; da sollte ihn endlich das „Gesetz, betreffend den Erwerb der Bundes- und Staatsangehörigkeit“, von 1870 aus aller Pein befreien. Es konnten aber Monate vergehen, ehe sein Gesuch erledigt wurde; der Deutsch-Französische Krieg brach aus und Wolf's noch immer dauernde Staatlosigkeit verwehrte ihm auch den Eintritt ins Heer. Doch er mußte theilnehmen an diesem großartigen Ringen seines Volks; aller Argwohn gegen Preußen war im Augenblicke der Gefahr abgethan, denn Preußen stand jetzt wirklich als deutsche Macht an der Spitze des geeinten Volks. Rasch entschlossen ließ er sich auf Grund der Papiere Habakuk's unter dessen Namen einreihen und nahm an den Kämpfen seiner Brüder thätigen Antheil, bis er bei Wörth verwundet wurde. Unter Gertrud's Pflege ward Wolf, der inzwischen die Staatsangehörigkeit erlangt hatte, bald hergestellt und nun stand der lange ersehnten Verbindung nichts mehr im Wege.

Wir sehen, daß die Handlung dieser Erzählung nur eine dürftige genannt werden kann; heben wir noch hervor, daß die erste Hälfte zu breitspurig, das Ende jedoch zu gedrängt gehalten ist, so haben wir alles gesagt, was dem Werke zum Nachtheile dient. Diese Mängel treten gegenüber der trefflichen Charakteristik der handelnden Personen, dem kernigen, echt deutschen Humor mit seinen köstlichen satirischen Abschweifungen und dem lebhaften Gesprächstone ganz in den Hintergrund; der Indianerfreund Habakuk Halmel mit seinen poetischen Bildern, der derbe biedere Vater Kratz, ja sogar der häßliche Köter Jack dürften sich die Zuneigung der Leser im Sturme erobern. Das größte Lob verdient der deutsche Sinn, die Liebe zum deutschen Vaterlande, die uns in nahezu jedem Kapitel anheimelt;

der Verfasser denkt und schreibt deutsch, letzteres ein heutzutage gewiß seltener Fall, und schon dieser Vorzug allein sichert dem Werke Erfolg.

2. 's Liserl. Erzählung vom Ammersee von Maximilian Schmidt. Leipzig, Liebeskind. 1888. 8. 3 M.
3. Der Musikant vom Tegernsee. Hochlandsgeschichte von Maximilian Schmidt. Leipzig, Liebeskind. 1888. 8. 3 M.

In diesen beiden neuesten, gleichzeitig erscheinenden Werken des beliebten Dialektdichters treten uns all seine bekannten Vorzüge von neuem entgegen. Nr. 2 ist besser als Nr. 3. „'s Liserl" gehört überhaupt zu den allerbesten Leistungen des münchener Hofraths. Es ist kein rührseliges Bauerndrama mit den üblichen, nur in Dorfgeschichten vorkommenden Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten. Die Titelheldin, ein einfaches, treuherziges Kind, ist außer Stande, einen Liebesdienst, den ihr ein ungerathener Bursche erwiesen, je zu vergessen. Hans, der einen guten Kern hat und nur durch schlechte Gesellschaft zum Bösen verleitet wird, hat ihr nämlich das Leben gerettet. Seither vertheidigt sie ihn beständig. Und da sie die einzige Person ist, die ihm Freundlichkeit erzeugt, verehrt er sie wie eine Heilige. Nach Abbüßung einer mehrmonatlichen Gefängnißstrafe wegen Diebstahls wird er in eine Besserungsanstalt geschickt. Dort will Liserl ihn in Begleitung ihrer Großmutter Elsbeth besuchen. Der verwahrloste Knabe, der die Kirche „schwänzt", kommt an der alten Elsbeth vorbei, die auf dem Wege zur Anstalt im Grase ausruht und dabei eingeschlummert ist, während das Mädchen in einiger Entfernung Blumen pflückt. Hans geräth in Versuchung, denn er sieht am Halse der Greisin eine schwere silberne Kette. Er kann nicht widerstehen, durchschneidet das befestigende Band und entflieht mit der Kette. Elsbeth erwacht, entdeckt den Verlust und erhebt ein Geschrei. Liserl will herbeieilen, stößt aber alsbald auf den erregten Knaben. Dieser wird von ihrem Anblicke so überwältigt, daß er ihr sofort sein Verbrechen gesteht, das Schmuckstück zurückgibt und seinen guten Engel anfleht, ihn nicht durch eine Anzeige ins Zuchthaus zu bringen. Die Seelenkämpfe der beiden Kinder, die sich schon so früh mächtig zueinander hingezogen fühlen, schildert Schmidt mit packender Naturwahrheit und viel Wärme. Er zeigt, daß und wie übergroße Strenge und Ungerechtigkeit ein gut beanlagtes Kinderherz verhärten und zum Bösen führen können, während andererseits ein freundliches Wort, zur rechten Zeit gesprochen, erlösend wirken kann. Hans wird von Stund an ein braver, fleißiger Mensch. Zwar verfolgt ihn seine frühere Lebensweise wie ein Schatten, aber immer wieder springt 's Liserl rettend ein.

„Der Musikant vom Tegernsee" (Nr. 3) gefällt uns, wie gesagt, nicht ganz so gut, da der Verfasser hier mit gröbern Mitteln arbeitet, aber immerhin noch recht gut. Die böse Stiefmutter wird schließlich zur Brandstifterin, der Vater ist ein Trunkenbold und Wilderer, die Kinder jedoch sind zwei Idealgestalten. Auch hier zeigt Schmidt sich als meisterhafter Seelenmaler, auch hier hat sich der Kobold Humor in seine Dienste gestellt. Erheiternd ist das Schicksal des Schindlbauers; er wollte sich von seinem Hausdrachen scheiden lassen, wartete aber auf den Rath des Landrichters ab, bis die ungerade Kinderzahl sich in eine theilbare verwandle; als nun das „frohe" Ereigniß eintrat, da waren es Zwillinge; dadurch zog der langentbehrte Frieden ins Haus ein, sodaß die Scheidung überflüssig wurde. Hansl, der arme Krüppel, dem die einzig richtige Weisheitslehre „Ergebung ins Unvermeidliche" durchs Leben hilft, ist eine prächtig gezeichnete Figur.

In beiden Büchern lernen wir hübsche Volkslieder und anziehende Sitten kennen. Der Verfasser versteht es vortrefflich, belehrend zu unterhalten und umgekehrt. Er ist mit jeder Faser seines Herzens seinem gemüthlichen, etwas leidenschaftlichen Völkchen zugethan und liebt sein schönes Baiernland über alles.

4. Humoristisches Kleeblatt. Drei Erzählungen von Oskar Justinus. Berlin, Mehring. 1888. 8. 1 M.
5. Amor auf Reisen. Lustige Geschichten von Oskar Justinus. Berlin, Steinitz. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Den Lesern wird der muntere Plauderer, dem Theaterpublikum der heitere Lustspiel- und Possendichter Justinus ein alter Bekannter sein. Sein prächtiges „Photographiealbum", sein famoses „Kyritz-Pyritz", sein trefflicher „Zigeuner" haben Tausenden und Zehntausenden die Zeit verkürzt. Wer sich einige Stunden wirklich angenehm vertreiben will, wer das Bedürfniß fühlt, recht herzlich zu lachen, der lese die beiden neuesten Bücher dieses Schriftstellers. Nr. 4 enthält drei Cabinetsstücke der gemüthvollen humoristischen Erzählungskunst, die Justinus so beliebt gemacht hat. In der überaus launigen Novelle „Das Kränzchen von Lämmerwitz" — man kommt aus dem Lachen und Lächeln beim Lesen nicht heraus — versteht der Verfasser es gar gut, die Verhältnisse der Kleinstadt zu schildern. So bewegen sich und so sprechen wirkliche Menschen von Fleisch und Blut! Justinus „greift ins volle Menschenleben". Auch die zwei andern Geschichten enthalten viel drastische Komik.

Nr. 5 enthält — darauf läßt schon der Titel schließen — Reise- und Liebesgeschichten, sieben an Zahl. In erster Linie möchten wir auf „Die Kunstreise des Photographen" aufmerksam machen. Welch sprudelndes Leben, welch lebhafte Einbildungskraft! Der „Lichtbildner" hofft, durch den Verkauf der Bildnisse einer berühmten Künstlerin endlich auf einen grünen Zweig zu kommen und reist derselben unter vielen Hindernissen von Stadt zu Stadt nach. Erst auf dem Dampfer, der den „star" nach Amerika entführen soll, wird er der Dame habhaft und sie sitzt ihm denn auch. Da bereits das Zeichen zur Abfahrt gegeben ist und diese nur um wenige Minuten verschoben wird, muß die Aufnahme in rasender Eile erfolgen. Selig entfernt sich der künftige Krösus, aber daheim macht er die gräßliche Entdeckung, daß die Platte bildlos war, weil er in der Hast vergessen hatte, den Messingdeckel des Apparats abzunehmen! Dennoch wird er reich, denn die

Kunde von seinen Irrfahrten und seinem schließlichen Misgeschick hat sich verbreitet, alle Welt will das Geschehene aus seinem Munde hören, will „die Platte mit dem berühmten Richtbilde der Primadonna sehen“ und läßt sich anstandshalber photographiren. — Sehr interessant ist die in der Art Jules Verne's geschriebene „Reise nach einem Nebelfleck“ mit ihren wunderbaren Abenteuern. Die übrigen fünf Geschichten —, doch man lese sie selbst; man wird uns für den Rath Dank wissen.

6. Geschminktes und Ungeschminktes. Geschichten aus Bühne und Welt von Julius Freund. Berlin, Mehring. 1888. 8. 1 M.

Der noch jugendliche, aber hochbegabte Verfasser hat Geist, Humor und verbindet ernstes Wollen mit wirklichem Können. Er gehört nicht zu der gefühlsseligen Schule, welche Geistesfutter für die „höhere Tochter“ liefert, aber auch nicht zu der modernen Schmuz- und Schlammschule, die „nicht für Kinder“ schreibt. Freund ist ein Realist, aber einer, wie er sein soll: er bietet uns die Schlacken mit dem Golde und das Gold mit den Schlacken. Die vorliegenden Novelletten und Skizzen sind wahr empfunden und überaus „flott“ geschrieben, nicht „nach berühmten Mustern“, sondern stets originell. Seine hübschen Stoffe sind zum Theil aus der Theaterwelt geholt, der er als Schauspieler selber angehört; daß er sie genau kennt, beweisen die Skizzen „Ins ältere Fach“ und „Theaterkinder“. Ueberaus reizend sind die Novelletten „Im vierten Stock“ und „Nur kein Onkel“; einfach, aber sehr poetisch ist die Erzählung „Die vier Pfähle des alten Jakob“. Freund ist nicht nur mit dem Leben und Treiben des Coulissenvölkchens vertraut; er versteht es auch, ins Seelenleben anderer Menschenklassen einzudringen.

Ein Büchlein ähnlicher Natur ist:

7. Närrische Känze. Theatererlebnisse von Oskar Höcker. Berlin, Mehring. 1888. 8. 1 M.

Nur daß hier der gesammte Inhalt dem Bühnenleben entnommen ist. Der wohlbekannte Schauspieler und Schriftsteller, dem jung und alt so viele hübsche Bücher verdanken, erzählt hier schnurrige und traurige Geschichten aus dem Leben berühmter und unberühmter Breterleute. Und er erzählt so gut und frisch, daß man in einem Athem lachen und weinen muß. Man lese nur einmal die Geschichte von der Art, wie Dawison an seinen Collegen Wohlthaten übte! Höcker ist ein sehr feiner Beobachter der Freuden und Leiden der „Zigeuner der Bühne“; sie haben an ihm einen warmfühlenden, treuen Anwalt. Das Büchlein ist geeignet, manches Vorurtheil gegen das leichtlebige Völkchen zu zerstören; mögen recht viele es lesen!

Der politische Schriftsteller Pröll, dessen „Modernen Todtentanz“ wir kürzlich an dieser Stelle erwähnten, hat seither erscheinen lassen:

8. Moderner Todtentanz. Kohlenskizzen von Karl Pröll. Zweite Sammlung. Zweite Auflage. Berlin, Landsberger. 1888. 8. 2 M.

Der etwas unheimliche Titel deutet an, daß sich hier ein Stück socialen Elends vor unsern Augen entrollt. Nicht jeder Leser — vor allem nicht der blos die leichteste Waare liebende — wird an der eigenartigen, hingeworfenen, stets gedankentiefen, oft philosophischen Schreibweise des Verfassers Geschmack finden. Wer jedoch ein Herz für die leidende Menschheit hat und sich von der Lektüre gern zum Nachdenken anregen läßt, dem wird der größte Theil der in diesem Buche vereinigten vierzehn Skizzen, Erzählungen u. dgl. großen Genuß bereiten. Pröll ist in ihnen übrigens nicht nur Denker, sondern auch ein echter Dichter mit tiefem Gemüth und lebhafter, unerschöpflicher, oft krauser, aber stets gesunder Phantasie. Er wendet sich stets an den Verstand und an das Herz. Im übrigen gilt von dieser neuen Folge alles, was wir in diesem Blatte vom ersten Bande gesagt haben.

9. Die Erlösung. Von A. Berger. Berlin, Landsberger. 1888. 16. 60 Pf.

Unser liebes trautes Märchen hat sich in letzter Zeit so manche Umwandlung gefallen lassen müssen. Das Märchen, wie es Musäus, Hauff, Grimm behandelten, war ein Sproß deutschen Lebens, es legte Zeugniß ab vom Schaffen und Geistesleben unsers Volks. Heute ist es, zumeist durch von außen kommende Einwirkungen beeinflußt, nur mehr das phantastische Gewand irgendeiner socialen Idee, ein Zwitter von Märchen und Legende, und wir könnten es am treffendsten mit dem Namen „Tendenzmärchen“ bezeichnen.

Ein solches Tendenzmärchen liegt uns auch in Berger's „Erlösung“ vor. Die Menschen, die das Elend des irdischen Daseins nicht länger ertragen können, flehen zu Gott, daß er ihnen einen Erlöser sende. Der Herr willfahrt ihrer Bitte und schickt den gewünschten Erlöser, welchem jetzt je ein Mensch jedes Alters und Geschlechts seine Klage vorbringt. Der erste Klagende ist ein Greis; aus ihm spricht die Noth, das gräßliche Elend des Enterbten unserer Zeit, des Arbeiters, dessen treue Begleiterin von der Wiege an die Sorge ist, der der Willkür des protzigen Geldaristokraten überliefert ist; Haß gegen die gesammte Menschheit erfüllt sein Herz und von diesem Hasse wünscht er befreit zu werden. Nach ihm tritt ein Mann im Vollgenusse seiner Kraft vor, er ist der Vertreter des Reichthums; sein Leben ist ein Ringen nach Gold, die Ideale des Herzens kennt er nicht; erst in der Ehe lernt er beurtheilen, was ihm fehlt; in dem trostlosen, gleichgültigen Leben an der Seite eines liebeleeren Weibes lechzt er erst, doch vergebens, nach Liebe. Erschütternd ist die Klage des Jünglings, an den nun die Reihe kommt; es ist der Weheruf des verhöhnten, verfolgten Juden, der Protest gegen den Rassenkampf. „Manche meiner Brüder sind kaum noch Menschen. Sie können nicht Menschen sein, denn hündisch wird der, den man wie einen Hund nur betrachtet“, bricht es aus ihm heraus. Und die Mutter jammert über den Verlust ihrer Söhne, das Kind sehnt sich nach einem einzigen Liebesworte des Vaters, dem

dessen Sprache im Kampfe ums Dasein fremd geworden. Nachdem alle ihre Klage vorgebracht, befreit sie der Erlöser für diesmal von ihrer Pein und ermahnt sie, in Zukunft ihrem seelischen Leben Pflege zu widmen, denn nur wer die Kunst besitzt, der Seele Töne zu entlocken, kann Maß halten im Streben und im Kämpfen, und hierdurch allein kann das Glück des Lebens errungen werden.

Das kleine, hübsch ausgestattete Büchelchen ist reich an poetischen Gefühlen und Formen. Durch die kurzen rhapsodischen Sätze, die zahlreichen Participialconstructionen hat der Verfasser treffend die Stimmung der Legenden des Neuen Testaments charakterisirt; man glaubt förmlich ein apokryphes Evangelium zu lesen. Auffallend und entschieden zu weitgehend ist die häufige Anwendung von Inversionen. Satzbildungen wie: „Laut jubelte die Welt", „Als mein Fuß zum ersten male nach der Fabrik mich trug, wo in harter Frone ich des Lebens Nothdurft mir erringen sollte", „Nicht Ruhe hat er am heimischen Herd!" und andere, dürften selbst in einem Gedichte nur mit Maß anzuwenden sein; in einer Erzählung darf man, wenn man nicht in den Fehler der Schwerfälligkeit und Unverständlichkeit verfallen will, nicht allzu viel des Guten thun. — „Märchen" nennt sich auch die folgende Nummer:

10. Von Einem, der auszog, nervös zu werden. Ein neuzeitlich-neuropathisches Märchen von Richard Schmidt-Cabanis. Berlin, Eckstein. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

In diesem Bändchen zeigt sich uns die berühmte satirische Ader des Verfassers in einem neuen Lichte. Er betritt neuen Boden mit diesem höchst realistischen „Märchen für Erwachsene". Aber das äußere Gewand, die erzählende Form ist nur der Deckmantel, unter dem Schmidt eine Reihe von Satiren ins Treffen schickt: Satiren auf die Lebensweise der modernen Stadtgesellschaft, auf die Erziehungsmethode der „feinen" Welt, auf den Heilanstaltsschwindel und vieles andere. Wir haben es da mit einer recht anmuthigen Lektüre zu thun. Ueberaus gelungen ist die Charakterzeichnung der vier Hauptpersonen, köstlich die Schilderung der Typen der modernen Badeortbesucher. Diese unterhaltende Jagd nach Nervosität reiht sich den bisherigen Schriften des Verfassers würdig an.

11. Zum Wohle der Jugend. Von C. W. Adler. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Illustrationen. Wien, Sallmeyer. 1888. Gr. 8. 4 M.

Lange hat es gedauert, bis die Anschauung sich Bahn brach, daß es die Pflicht der berufenen Elemente — Aerzte und Lehrer — sei, mit allen Kräften dahin zu streben, daß alles Wissenswerthe auf dem Gebiete der Kinderpflege Gemeingut des Volkes werde. Und diese Anschauung ist nur zu sehr berechtigt; handelt es sich doch um das Wohl und Wehe unserer Jugend, und beweist doch andererseits die Statistik zur Genüge, daß Tausende von Kindern ein Opfer des Unverstandes und der Unkenntniß ihrer Pfleger werden, die bei naturgemäßerer Pflege der staatlichen Gesellschaft hätten erhalten werden können. Lehrer und Arzt können nur dann erfolgreich wirken, wenn ihre Bemühungen im Aelternhause verständnißvoll unterstützt werden, und das ist nur möglich, wenn die Kindererziehung in den weitesten Kreisen Verbreitung findet. Jedes Werk, welches in gemeinverständlicher Form diesen Zweck verfolgt, ist daher mit Dank aufzunehmen.

Vor uns liegt ein ähnliches Werk: „Zum Wohle der Jugend", in welchem der als Kinderschriftsteller höchst verdienstvolle Verfasser das Bemerkenswertheste auf diesem Gebiete in alphabetischer Ordnung auseinandersetzt. Mit unermüdlichem Fleiße hat er aus zahlreichen Werken anerkannt tüchtiger Fachmänner und Schriftsteller all das zusammengetragen, was auf Kinderpflege und -Erziehung Bezug hat. Die besorgte Mutter findet in diesem Buche Aufschluß über jeden einzelnen Fall; ausführliche, fesselnde Artikel behandeln die Pflege des gesunden und kranken Kindes in den ersten Lebensjahren; kurze Aufsätze über die bei uns heimischen Giftpflanzen geben ihr Anhaltspunkte zur Vermeidung jedweder Gefahr, und im Falle einer solchen die Möglichkeit, die Zeit bis zur Ankunft des herbeigerufenen Arztes nicht ganz unthätig verbringen zu müssen. Die Abhandlung über die Kinderspiele, welche Anleitungen zur kostenlosen Herstellung der beliebtesten Kinderspielzeuge gibt, dürfte jedem Familienvater höchst willkommen sein; bietet sie ihm doch Gelegenheit, für die Zerstreuung und Belehrung seiner Lieblinge selbst thätig sein zu können. Zahlreiche feuilletonistische Beiträge bewährter Meister, Gedichte und Sinnsprüche führen die Leserin in das Geistesleben unserer Kleinen ein und bieten ihr eine genußreiche, belehrende Lektüre. Die vielen trefflichen Holzschnitte — insbesondere der Giftpflanzen — tragen nicht unwesentlich zum Verständnisse des Textes bei.

Nur müßte sich der Verfasser nicht die Mühe verdrießen lassen, das Werk noch einmal gründlich zu sichten; es befinden sich einige Abhandlungen darin, welche mit dem Plane des Buchs in gar keinem denkbaren Zusammenhange stehen. Und noch eins müssen wir rügen. Bei der Besprechung der einzelnen Kinderkrankheiten finden wir Behandlungsarten angegeben, welche nur der Arzt nach reiflicher Erwägung vorschreiben kann; es ist denn doch nicht rathsam, einer Mutter derartige Vorschriften zu geben; sie könnte sich dadurch veranlaßt fühlen, die ärztliche Hülfe gar nicht oder zu spät in Anspruch zu nehmen, abgesehen davon, daß sie in den meisten Fällen diese Vorschriften falsch auffassen und dadurch verhängnißvolle Fehler begehen wird. Entschließt sich der Verfasser, diese Fehler auszumerzen, so können wir das sonst hochwichtige Werk jeder Mutter, jeder Erzieherin aufs allerwärmste empfehlen. Es füllt eine große Lücke trefflich aus.

Ludwig Koelle.

Zur Kritik der Begriffe.

Volk und Nation. Eine Studie von F. J. Neumann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. 8. 3 M. 20 Pf.

Der bekannte tübinger Nationalökonom und Statistiker F. Neumann sucht in dem vorliegenden anregend geschriebenen Werkchen eine ausreichende Bestimmung der beiden wichtigen Begriffe Volk und Nation zu geben. Er beginnt mit einer Besprechung der verschiedenen in neuerer Zeit vertretenen Auffassungen derselben und erkennt sodann das Ziel aller solcher Untersuchungen in einer den Interessen der Wissenschaft entsprechenden Lösung, die man theils in Anlehnung an den herrschenden Sprachgebrauch, theils mit kritischer Aenderung desselben zu finden habe. Auf Grund eines reichhaltigen Materials gelangt der Verfasser zu folgenden Ergebnissen. Die Begriffe Volk und Nation werden nicht planlos im gewöhnlichen Leben verwendet. Zum Theil decken sie sich, zum Theil fallen sie auseinander. Der Grund davon liegt darin, daß die genannten Ausdrücke eine Reihe verschiedener Begriffe bezeichnen. So versteht man unter dem Namen Volk erstlich die Gesammtheit der Staatsangehörigen, zweitens einen Theil derselben nach örtlicher, socialer oder politischer Gliederung, drittens eine „natürliche Einheit", den Stamm, viertens dasselbe, was Nation besagt. Dieser Ausdruck ist selbst kein einheitlicher, man bezeichnet damit im eigentlichen Sinne „eine größere Bevölkerung, die infolge hoher eigenartiger Culturleistungen ein eigenartiges gemeinsames Wesen gewonnen hat, das sich auf weiten Gebieten von Generation zu Generation überträgt", außerdem aber auch „die Gesammtheit der Angehörigen eines Staats, welcher eine Nation im eigentlichen Sinne zu schaffen befähigt erscheint oder eine solche, ganz oder zum größten Theile, als den Hauptbestandtheil seiner Bevölkerung in sich schließt". Auch für das Wort Nationalität weist der gelehrte Verfasser mehrere Bedeutungen nach, nämlich die Volksthümlichkeit, die Staatsangehörigkeit, eine Anzahl von Angehörigen derselben Nation (im ersten Sinne dieses Wortes) oder desselben Stammes und eine Anzahl von Angehörigen desselben Staats.

Während ich mir über das verarbeitete Material kein Urtheil anmaße, glaube ich den logischen Werth der von dem Verfasser gewählten Methode prüfen zu sollen. Er selbst meint die Verschiedenheit bisheriger Bestimmungen der genannten Begriffe darauf zurückführen zu können, daß keine Klarheit geherrscht habe über Ziel und Methode der Untersuchung. An sich Wahres oder Richtiges zu finden, müßten wir hier aufgeben, nur eine wissenschaftlich brauchbare Lösung sei erreichbares Ziel. Die Definition mathematischer Begriffe bestehe in einer Charakterisirung unzweifelhafter Dinge, in den Staats- und socialen Wissenschaften dagegen habe man das in Frage stehende Object selber erst zu bestimmen und festzustellen. Dieser Unterschied ist doch nur ein solcher der Zeit und nicht der Sache, d. h. die Staatswissenschaften haben ihre elementaren Begriffe jetzt zu bestimmen, während diese Aufgabe für die Mathematik schon im Alterthume erwachsen ist. Daß sie aber hier schon ein für allemal gelöst sei, läßt sich mit nichten behaupten. Auch heute noch erfahren die einfachen allgemeinen Begriffe des Quantums und einzelner Quanta neue Definitionen und Ableitungen. Ferner sind die mathematischen Begriffe ebenso gut Abstractionen aus der mannichfaltigen Wirklichkeit, wie Volk und Nation. Nur unser Denken, unser zerlegendes, vergleichendes Denken schafft alle derartigen Begriffe und muß sie schaffen, falls wir nicht auf wissenschaftliche Erkenntniß verzichten wollen. Im gewöhnlichen Leben sind die angewandten Namen von geringer Präcision, die Wissenschaft darf dabei nicht stehen bleiben, sie muß für scheidbare Dinge besondere Ausdrücke gebrauchen und dieselben in ganz eindeutiger Weise bestimmen. Man darf, wenn man nicht die lexikalische Arbeit zu leisten sich vornimmt, sich keineswegs damit begnügen, die Vieldeutigkeit der im herrschenden, d. h. zunächst unwissenschaftlichen Sprachgebrauche üblichen Namen hervorzuheben. Das Ziel, welches Neumann seiner Studie gestellt hat, verlangt klare Begriffe und bestimmte, d. h. in einer bestimmten Weise anwendbare Ausdrücke. Die Wissenschaft muß mit den Worten Volk und Nation einen vollkommen eindeutigen Sinn verbinden können, falls sie dieselben verwerthen will. Diesem Bedürfnisse der Wissenschaft hat demnach Neumann nicht genügt. Seine Arbeit hat daher nur den Werth einer vorbereitenden Orientirung über die verschiedenen Bedeutungen, welche man mit den beiden Namen Volk und Nation zu verbinden pflegt. Wer sich darüber unterrichten will, wird gewiß gleich dem Referenten reiche Belehrung aus dem Buche gewinnen.

Oswald Külpe.

Historisches.

Geschichte des spanischen Protestantismus im 16. Jahrhundert von C. A. Wilkens. Güterloh, Bertelsmann. 1888. Gr. 8. 4 M.

Auf kein Gebiet der Geschichte muß ein Autor mehr kritische Objectivität mitbringen, als auf dasjenige kirchlicher Fragen, und insbesondere des Protestantismus, sei es des spanischen, deutschen oder irgendeines andern. Unser Verfasser ehrt diese Tugend nicht nur, sondern er besitzt sie wirklich, und wenn er auch in der Vorrede, wo er sich über seinen Standpunkt ausspricht, eines Vorbildes, z. B. des Altmeisters Ranke, nicht gedenkt, so wird uns seine

Richtung aus dem Gegensatze, in welchen er sich zu Janssen stellt, um so klarer.

Das Werk, ein Octavband von 259 Seiten, ist in drei große Abtheilungen getheilt: Eingang, Aufgang, Untergang. Der letztere vollzieht sich bekanntlich mit Philipp II. Der Tod desselben schließt das Werk ab und gerade die Erzählung dieses Heimgangs eines der mächtigsten Könige darf als rühmendes Beispiel der geschichtlichen Darstellungsweise des Verfassers gelten. Dazu kommt, daß er Parallelen zieht, die dem geistvollen Historiker sich immer aufdrängen, indem er unter anderm hervorhebt, wie Philipp den Spaniern wol die Religionskriege ersparen konnte, die Deutschland und Frankreich zerfleischten, weil er den Protestantismus in Spanien vernichtete, ehe sein Geist das Volk ergriff, wie er aber die Erkrankung des Volksherzens doch nicht habe aufhalten können, die sich in der Gestaltung des spanischen Christenthums noch lange Zeit nach seinem Tode aussprach und auch in der jede Grundwahrheit und Grundschönheit durch Schnörkel, Lüge und Häßlichkeit verdeckenden Kunst offenbarte. Ob es dem Willen des Königs beizumessen war, Religionskriege in Spanien zu vermeiden, untersuchen wir nicht. Auch Wilkens vermeidet mit Recht, Erörterungen darüber anzustellen und damit einen leider recht häufig vorkommenden Fehler zu begehen. Dafür erinnert uns aber Wilkens (S. 172 fg.) an Karl's V. Testament: „Er (Philipp) lasse es seine größte Sorge sein, die Ketzer zu unterdrücken und zu strafen, mit aller Entschiedenheit und Strenge gemäß ihrer Schuld, ohne jemand auszunehmen, Bitten zu beachten oder die Person anzusehen, das heilige Officium zu ehren und zu schützen. Dann allein wird der Herr sein Reich schützen" u. s. w., und gibt uns eine Beschreibung von des Königs Porträt in der Bibliothek des Escorial, welches Tizian der Welt hinterlassen hat. Aus diesem Gemälde entwirft uns Wilkens, wie er auch sonst öfter auf den Zusammenhang menschlicher Einrichtungen und Volkscharaktere mit der uns umgebenden Natur hinweist, Zug für Zug ein Seelenbild des Monarchen mit derselben Meisterschaft als Historiker und Menschenkenner, mit welcher Tizian als Künstler das Bild auf die Leinwand geworfen hat. Da wird man dann nicht zweifeln dürfen, daß Philipp II. es über das Herz gebracht haben würde, auch seines „schönen Spaniens (vgl. S. 3) gesegnetste Fluren mit dem Blute der Ketzer zu tränken und ganze Generationen hinzuschlachten, um dem Testamente des Vaters, als gewissenhafter und der eigenen Sympathie ergebener Testamentsvollstrecker, durchweg gerecht zu werden. Zugleich zeichnet aber auch der Verfasser mit einer ähnlichen Parallele die politische Seite der Ketzerverfolgung, indem er in die Gegenwart hineingreift und die kurze, aber bezeichnende (? D. Red.) Bemerkung einschiebt: Philipp habe den Protestantismus angesehen, wie der Zar den Nihilismus (S. 254). Daß, wie der Verfasser am Schlusse (S. 259) nach der Schilderung des grausigen Endes des Königs beifügt, Selbstanklagen wegen der gemarterten und verbrannten Christen den Sterbenden gewiß nicht beunruhigt hätten, der überzeugt gewesen, nur seine heilige Pflicht gethan zu haben, ist gewiß richtig, und ebenso wahr ist es, daß die evangelischen Christen in dem qualvollen Tode ihres gekrönten Todfeindes die strafende Hand des lebendigen Gottes hätten sehen müssen. Ihnen war ja die Anschauung unserer Zeit noch fremd, daß Confessionen Probleme sind und bleiben und daß die Art und Weise, wie die Menschen sich zu ihnen stellen, doch wol nicht als Object des göttlichen Strafgerichts wird aufgefaßt werden dürfen. Daß es Ketzer waren, die der König hinmorden ließ, macht seine Handlungsweise vor Gott nicht strafbarer, als daß es Menschen waren.

Der zweite Abschnitt „Der Aufgang", d. h. der Beginn des Protestantismus in Spanien, ruft uns die Bollwerke ins Gedächtniß zurück, welche das Land vor dem Eindringen der neuen Lehre schützen sollten, aber doch nicht geschützt haben. Dieser „Aufgang", beginnend unter Karl V., charakterisirt sich sofort durch das Schicksal des ersten der evangelischen Lehre ergebenen Blutzeugen, jenes Juan Diaz aus Cuenca, der in Paris Theologie nach Luther und Melanchthon studirte, aber von seinem eigenen Bruder, um das Gift vom spanischen Boden abzuhalten, hinterlistig erschlagen wurde, ohne daß der Mörder dem weltlichen Gerichte verfiel, sodaß er, vom Gewissen gedrückt, sich selbst dem ewigen Richter ausantwortete. Wir verweisen auf diese Stelle als weiteres Beispiel der warmen, von tiefen und ernsten Quellen- und Zeitstudien getragenen Historiographie des Verfassers.

A. Fleischmann.

Feuilleton.

Nr. 7 der „Literarischen Volkshefte" (à 50 Pf.) enthält einen umfangreichen Aufsatz des Herausgebers Leo Berg über das Thema: „Ernst von Wildenbruch und das Preußenthum in der modernen Literatur" (Berlin, Eckstein Nachfolger). Berg hat jedenfalls die Werke E. von Wildenbruch's einer genauen Prüfung unterzogen und urtheilt nach festen kritischen Grundsätzen. Ob wir nur einzelnen seiner Sätze oder allen zustimmen können, ist völlig Nebensache; wol aber dürfen wir als eine Hauptsache nicht unerwähnt lassen, daß der unzulängliche Raum eines solchen Heftes den Verfasser nicht selten genöthigt hat, anstatt einer eingehenden Kritik aphoristische Bemerkungen und ein summarisches Abthun zu geben. Dabei haben Berg's Urtheile etwas Bestechendes, weil sie auf sittlichem Ernst und eindringender Schärfe des Denkens beruhen; aber es fehlt Berg's ästhetischer Analyse ganz derselbe Zug von echter Größe und von Seele, welchen Berg mit Recht an Ernst von Wildenbruch vermißt. Die Schwärmerei der Anhänger Wildenbruch's kann doch von allen berufenen Kritikern kaum ernst genommen werden, denn im günstigsten Falle ist Wildenbruch nur ein Dramatiker zweiten Ranges. Die starken wie die schwachen Seiten von dessen „Preußenthum" hat Berg sehr richtig hervorgehoben, aber das zur Zeit bekannteste Stück Wildenbruch's, „Der Mennonit", hat er völlig unzureichend charakterisirt. Wenn das

die beste Arbeit des Dichters sein soll, so steht es um Wildenbruch's Ruhm und Nachruhm sehr bedenklich! Ganz richtig ist Berg's Ausspruch: „E. von Wildenbruch gehört zur Klasse derjenigen Dichter, welche viel mehr aus Verehrung für die Poesie, denn aus poetischem Drange selber schaffen." Zu hart aber ist das Urtheil: „E. von Wildenbruch gesteht als echter Sohn Preußens dem individuellen Willen (im Drama) gar keine Berechtigung zu." Bedenklich erscheint uns auch der Satz bei Berg: „Es gibt einfach kein Problem, welches der dramatische (?) Dichter darzustellen nicht berechtigt wäre, wenn es nur wahr und überzeugend geschieht." Oder: „Sie ist so erbärmlich, daß sie auch nicht einmal den Muth zur Sünde findet" (nämlich zum Morde). Trotz aller Hochachtung vor Berg's Streben und Begabung glauben wir doch ihn vor der Gefahr warnen zu sollen, daß er nicht als „Schriftsteller" einen kritischen Areopag errichtet, dessen Repräsentation seine Kräfte übersteigt.

Leo Berg hat noch ein Schriftchen erscheinen lassen unter dem Titel: „Haben wir überhaupt noch eine Literatur?" (Großenhain, Baumert u. Ronge, 1888). Georg Brandes in Kopenhagen gewidmet, verbreitet es sich über folgende Themata: „Unsere Production", „Ein Wörtlein von der Kritik", „Wer macht die Literatur?" „Das literarische Publikum", „Gibt es eine Hoffnung auf Besserung". Berg sagt auf Grund einer reichen Erfahrung sehr viel Wahres, und wir wünschen um der Sache willen seiner Schrift die weiteste Verbreitung. Nur schade! auch hier erweist er sich wieder als der Pessimist unter den Kritikern, als ein Meister im Schwarzmalen und Absprechen; eine gerechte Vertheilung von Licht und Schatten scheint ihm ganz unmöglich zu sein. Die Wahrheit wirkt aber nur dann auf den Gegner, wenn ihr eine wahrhaft vornehme und liebevolle Gerechtigkeit vorangeht oder zur Seite steht. Berg's Aussprüche sind manchmal so ungeheuerlich zugespitzt, daß wir uns zu der Annahme versucht fühlen könnten, er wolle durch derartige Keulenschläge nur Aufsehen erregen; so z. B.: „Nie waren wir so arm an kritischem Wollen und Können als eben heute." „Unsere gesammte Literatur ist verh . . . und verphilistert!" „Die Stellung eines Redacteurs ist die verantwortungsreichste, und deshalb (?) wird sie am gewissenlosesten verwaltet." Wir wiederholen, daß wir im allgemeinen den Standpunkt des Verfassers theilen und offenkundige Schäden nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt wissen wollen; um so mehr bedauern wir Uebertreibungen, welche Berg hätte vermeiden können.

— Eine vortreffliche, auf sorgfältigen Studien und persönlicher Geistesverwandtschaft beruhende Einzeluntersuchung ist O. Veeck's „Darstellung und Erörterung der religionsphilosophischen Grundanschauungen Trendelenburg's" (Gotha, Behrend). Der heutzutage schon halb vergessene berliner Philosoph war ebenso gediegen als bescheiden; er verdient es vollkommen, daß seine Verdienste um die Religionsphilosophie in das rechte Licht gesetzt werden. Trendelenburg wollte eine Harmonie zwischen Glauben und Wissen begründen, welche von den Einseitigkeiten seiner Vorgänger frei war. Er hat das aufgestellt, was eine der Grenzen ihrer Erkenntniß bewußte Philosophie über Gott und göttliche Dinge aufstellen darf. Trendelenburg besaß eine theistische Weltanschauung mit einem optimistischen Grundzug; alles Wissen war ihm nur das Mittel, um diesen Standpunkt unanfechtbar zu machen. Theologen und Philosophen sei die dankenswerthe Arbeit von Veeck ein Gegenstand eingehender Prüfung und nachhaltigen Genusses.

— Adolf Kohut, welcher seit mehrern Jahren mit nimmer rastender Geschäftigkeit auf dem deutschen Büchermarkte sich in Erinnerung bringt, hat diesmal im „Buch von der Schwiegermutter" (Zürich, Verlags-Magazin) ein Thema erwählt, welchem er vollständig gewachsen ist; sowol die Sammlung von Aussprüchen über die Schwiegermutter, sowie die Ehrenrettung derselben ist ihm gelungen. Allen, welche sich für das Kapitel von der Schwiegermutter interessiren, kann das Kohut'sche Schriftchen als reiche Fundgrube empfohlen werden.

Bibliographie.

Balmer, H., Albert Bitzius. Lebensbild eines Republikaners. Nach seinem handschriftlichen Nachlasse herausgegeben. Bern, Nydegger u. Baumgart. Gr. 8. 2 M. 50 Pf.

Biographien schweizerischer Tonkünstler. Carl Attenhofer von A. Glück. Friedrich Hegar von A. Glück. Theodor Kirchner. Ein biographisch-kritischer Essay von A. Niggli. Gustav Weber von A. Schneider. Leipzig, Gebr. Hug. Gr. 8. à 50 Pf.

Breitsprecher, K., Johanna d'Arc und der schwarze Ritter. Eine Studie über Schillers Jungfrau von Orleans. Breslau, Kern. 8. 1 M.

Delbrück, H., Persönliche Erinnerungen an den Kaiser Friedrich und sein Haus. Berlin, G. Reimer. 8. 80 Pf.

Drane, Augusta Theodosia, Der Johanniter-Orden. In Verbindung damit die Belagerung von Wien und die Schlacht von Lepanto. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Aachen, A. Jacobi u. Comp. 8. 2 M. 40 Pf.

Allgäuer Geschichtsfreund. Zwanglose Mittheilungen, herausgegeben vom Alterthums-Verein Kempten. 1. Jahrg. Kempten, Kösel. Hoch 4. 4 M.

Goethe's sämmtliche lyrische Gedichte. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. 3 Thle. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von F. Strehlke. Berlin, Dümmler. 8. 4 M.

Hart, H., Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Erzählungen. 2ter Bd.: Nimrod. Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 2 M.

Holmblad, Alexandrine v., Kleine Geschichten. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. 12. 2 M.

Keussen, H., Die Kölner Revolution 1396. Ihre Begründung und Darstellung. Mit 1 Taf. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Krähe, E., Jüdische Geschichte. 1ster Thl.: Von ihren Anfängen bis zum Untergange des Reiches Juda. Bis 586 v. Chr. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Looshorn, J., Der heilige Bischof Otto. Nach den Quellen bearbeitet. Festschrift zum 700jährigen Jubiläum seiner Heiligsprechung. München, Zipperer. Gr. 8. 6 M.

Martini, E., Sulzburg. Eine Stadt-, Bergwerks- und Waldgeschichte. Nach größtenteils handschriftlichen Quellen und Erforschungen an Ort und Stelle zusammengestellt. Mit 5 artistischen Beilagen. Freiburg i. Br., Ragoczy. 1880. Gr. 8. 1 M.

Maschek, F., Goethe's Reisen. 2ter Thl. Reichenberg, Fritsche. Lex.-8. 80 Pf.

Maetschke, E., Geschichte des Glatzer Landes vom Beginne der deutschen Besiedelung bis zu den Hussitenkriegen. Historische Inaugural-Dissertation. Habelschwerdt. Gr. 8. 1 M.

Mensa-Kultus. Pädagogische Ketzereien eines Unbefugten. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Mohr, Marie L. F., Das moderne Holland. Skizzen und Umrisse aus dem Lande der Wasserbauten. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 4 M.

Molitor, L., König Ludwigs I. von Bayern erste Königsreise in die Rheinpfalz im Juni 1820 in Gemeinschaft mit seiner Gemahlin, der Königin Therese. Ein Gedenkblatt zum Jubiläumsfeste des großen Fürsten und unvergeßlichen Landesvaters. Zweibrücken, Ruppert. Gr. 8. 80 Pf.

Papst, Milly, Leonore. Novelle. Hamm, Grote. 16. 50 Pf.

Rahstede, H. G., Studien zu La Rochefoucauld's Leben und Werken. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 8. 2 M. 40 Pf.

Rittershaus, E., An Kaiser Wilhelm II. Barmen, Inderau. Gr. 8. 30 Pf.

Roseius, F., Herr im Hause oder ein geplagter Parlamentswähler. Schwank. Leipzig, Werther. 8. 75 Pf.

Rothfels, Um ein Weib oder der Günstling des Fürsten. Roman aus der Gegenwart. 1ste u. 2te Lfg. Dresden, A. Wolf. Gr. 8. à 10 Pf.

Schiller's Gedichte. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. Herausgegeben von R. Boxberger. Berlin, Dümmler. 8. 2 M.

Schneidewin, M., Die Wundt-Sommersche wissenschaftliche Fehde über die sittliche Pointe des Lebens. Hameln, Fuendeling. Gr. 8. 50 Pf.

Schwebel, O., Alt-Berliner Geschichten. 1ster Bd.: Der Templer von Tempelhof. Vaterländischer Roman. Minden, Bruns. 8. 2 M.

Sievers, W., Venezuela. Mit 1 Karte der venezolanischen Cordillere, bearbeitet und gezeichnet auf Basis der Sievers'schen Forschungen von L. Friedcrichsen. Hamburg, Friederichsen u. Comp. Gr. 8. 10 M.

Tolstoi, Graf L., Familienglück. Erzählung. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 1 M.

— — Der Gefangene im Kaukasus und andere russische Soldatengeschichten. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Aeußerst angenehm! Humoresken. Mit 23 Illustrationen von C. Schmidt. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Wasservogel, J., Roderich Klinghart. Eine Abenteurer-Geschichte aus den höchsten und allerhöchsten Bildungskreisen. Leipzig, Werther. 8. 4 M. 50 Pf.

Wedewer, H., Johannes Dietenberger 1475—1537. Sein Leben und Wirken. Mit 4 Tafeln. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 8 M.

Wehberg, H., Welches ist der erste Stand? Beantwortet im Geiste des humanistischen Sozialismus. Berlin, Staude. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Weiß, J., Leichte Reizungen. Gereimtes und Ungereimtes. Leipzig, Werther. 8. 1 M.

— — Aus dem Tollhause des Lebens. Zeitgenössische Satiren. Leipzig, Werther. 8. 1 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die einmal gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Reise- und Jagdbilder aus Afrika.

Nach den neuesten Reiseschilderungen zusammengestellt von W. von Freeden. Mit 88 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Gustav Nachtigals

Reisen in der Sahara und im Sudan. Nach seinem Reisewerk dargestellt von Dr. A. Fränkel. Zweite Auflage. Mit Nachtigals Porträt, 92 Abbildungen und einer Uebersichtskarte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Henry M. Stanleys

Reise durch den dunkeln Weltteil. Nach Stanleys Berichten für weitere Kreise bearbeitet von Berthold Volz, Director des Victoria-Gymnasiums zu Potsdam. Vierte Auflage. Mit Porträt, 54 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Nordenskiölds

Vegafahrt um Asien und Europa. Nach Nordenskiölds Berichten für weitere Kreise bearbeitet von E. Erman. Mit Porträt, 200 Abbildungen und einer Karte. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die Zweite Deutsche Nordpolarfahrt

in den Jahren 1869 und 1870 unter Führung des Kapitän Koldewey. Volksausgabe. Im Auftrage des Vereins für die Deutsche Nordpolarfahrt in Bremen bearbeitet von M. Lindeman und O. Finsch. Neue Ausgabe. Mit 54 Abbildungen und 4 Karten. 8. Geh. 5 M. Geb. 6 M. 50 Pf.

Die vorstehenden Bearbeitungen der berühmtesten neuern Reisen haben sich als echte Volksbücher und vorzügliche Jugendschriften zahlreiche Freunde erworben und bilden eine empfehlenswerthe Lektüre für alt und jung.

Die 5. Klasse 114. Königlich Sächsischer Landes-Lotterie,

welche vom 3. bis 24. November a. c. in **Leipzig** gezogen wird, enthält unter **86,000** Nummern **36,000** Gewinne im Betrage von **14,370,340** M., dabei Haupttreffer von

500,000 M., 300,000 M., 200,000 M., 150,000 M., 100,000 M., 50,000 M., 40,000 M., 30,000 M. 5 mal, 15,000 M. 20 mal, 5000 M. 50 mal, 3000 M. 750 mal u. s. w.

Original-Lose dazu sind von dem unterzeichneten konzess. K. S. Lotterie-Kollecteur zum **Planpreise** noch zu haben, welcher beträgt: **210 M.** für $1/1$, **105 M.** für $1/2$, **42 M.** für $1/5$, **21 M.** für $1/10$ **Los.** Für Zusendung derselben in **eingeschriebenem** und der **amtlichen** Gewinn-Liste nach Schluss der Lotterie in **einfachem Briefe**, sind obigem Betrage noch 55 Pf., vom Auslande 75 Pf., Verläge beizuschliessen. — **Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort. — Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit.** — Ausländische Geldsorten werden zum Tagescours berechnet. — Ausführlicher Spielplan gratis.

Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorfer-Strasse No. 5.

G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.

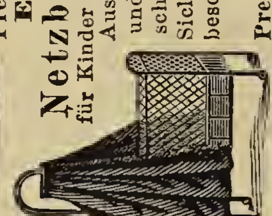
Patent-Kinderwagen mit und ohne Gummibekleidg. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder. **Preise von 12—120 Mk.**



Kranken-Fahrstühle neuester und bewährtester Constructionen in allen Grössen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung. **Preise v. 36—350 M.**



Eiserne Netzbettstellen für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Grössen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder. **Preise v. 12—60 Mk.**



Reich ausgestattete illustrirte Kataloge gratis und franco.

PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel Dresden
UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Das **schönste Geschenk** ist und bleibt eine **selbstthätige Zimmerfontaine** von **Louis Heinrici** Zwickau i/S. Man verlange Katalog!

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 43. — 25. October 1888.

Der Mahdi-Aufstand und unser Landsmann Emin-Pascha.

1. Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten 60 Jahre. Nebst einem Anhang: Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker 1883—1885. Bearbeitet und herausgegeben von R. Buchta. Mit Titelbild und zwei Karten. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 6 M.

Hier erhalten wir aus der Feder eines durch seine ausgezeichneten Aufnahmen von Völkertypen im südlichen Nilgebiet weithin rühmlich bekannt gewordenen deutschen Malers werthvolle, vor allem ganz wahrheitsgetreue Schilderungen von der Vorgeschichte und dem Verlaufe des Mahdi-Aufstandes, dessen verhängnißvolle Nachwirkungen zur Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich lenken.

Das Nilthal war bereits für die alten Pharaonen der natürliche Leitfaden, ja die starke Verlockung, von Aegypten aus die Herrschaft nach Nubien und dessen Nachbarländern weiter und weiter auszudehnen. Das nämliche Schauspiel erneuerte sich, seit Mehemed Ali die fast unumschränkte (nur mit einem Tribut an die suzeräne Pforte verbundene) Regierung Aegyptens überkommen hatte, in unserm Jahrhunderte. Unter allerhand Vorwänden, jedoch in Wahrheit allein getrieben vom Hunger nach Gold, das nach uralter Sage in Sennar massenhaft lagern sollte, drangen die Neuägypter auf denselben Straßen wie einst die Altägypter, nur noch viel weiter stromaufwärts vor. Nubien bis an die Küste des Rothen Meeres wurde besetzt, nahe der Einmündung des Blauen Nils in den Hauptstrom Chartum gegründet als centrale Beherrscherin des bald sogenannten „ägyptischen Sudans", mit welchem etwas unbestimmten Namen man bald alles dem Khedive unterworfene Land bis an die Nilquellseen bezeichnete. Zu Kordofan gewann man zuletzt noch Darfor und rückte am Nil selbst die ägyptische Grenze bis an den Albertsee vor, so weit wie noch nie zuvor.

Doch es lag von vornherein kein Segen auf allen diesen Eroberungen. Die Aegypter oder, wie man sie nannte, „die Türken" geberdeten sich als unbarmherzige Orientalen, bei denen Herrschen nur soviel heißt wie Nehmen. Eine gewaltthätige Paschawirthschaft griff platz; die Eingeborenen wurden ausgesogen zu Gunsten der Kasse des Paschas, die ägyptische Regierung dagegen erübrigte nicht nur nichts von diesem fernen Südbesitze, sie mußte sogar noch beträchtliche Summen zusetzen, um die Verwaltung daselbst zu üben und die Unterworfenen militärisch im Zaume zu halten.

Wohl haben eine Zeit lang europäische Forscher von dem verhältnißmäßig geordneten Zustande dieser vorher großentheils so gut wie verschlossen gewesenen Lande Nutzen gezogen. Mehr aber noch bemächtigte sich unter den Augen der Paschas die kaufmännische Speculation europäischer wie morgenländischer Händler der Gunstlage, um sich durch Sklaven- und Elfenbeinhandel zu bereichern. In kopfreichen Karawanen drangen sie in die Negerländer ein, legten verpalissadirte Waarenlager („Seriben") in deren Mitte an und verübten zum schwunghaften Betriebe ihres Handels, den sie, die Wahrheit verhüllend, gewöhnlich nur als Elfenbeinhandel ausgaben, die ärgsten Greuel, die blutigsten Gewaltthaten.

Der Skandal, den diese Vergewaltigungen erregten, zwang die Europäer, sich von diesem Handel allmählich zurückzuziehen, sodaß sämmtliche Seriben in arabische oder überhaupt in orientalische Hände kamen. Der thatkräftige, unbestechliche Engländer Gordon war es, der wenigstens die Handelsniederlassungen am Weißen Nil unter ägyptische Aufsicht brachte. Sich selbst überlassen blieben hingegen die Seriben in jenem südwestlichsten Antheil des Nilgebiets, im Lande des Gazellenflusses (des Bachr el Gasâl). Hier erhob sich ein Händler, der früher nur ein Schreiber bei einem nubischen Aufkäufer von Elfenbein gewesen, zu geradezu

fürstlicher Macht. Es war der Nubier Sibêr, der seine Seriben tief ins Land der Njam-Njam vorschob, bis seine mehr denn dreißig Seriben sammt ihrem Ausbeutungsgebiete eine Art Königreich darstellten und er mit seinen Reichthümern der Macht des Khedive wie ein ebenbürtiger Monarch gegenübertreten konnte. Als Gordon-Pascha die Station Sobat anlegte, wurde für Sibêr die Verschiffung der Sklaven auf dem Nile freilich zu gefährlich, doch nun sandte er seine Menschenwaare nach Schakka, welcher Markt von Kordofan und Darfor aus viel besucht wurde. Die Mishelligkeiten, in die er dabei mit unbotmäßigen, raublustigen Araberstämmen im Süden von Darfor gerieth, und die Hülfe, welche diese sodann beim Sultan von Darfor erhielten, war es eben, was schließlich zum offenen Kampf um die Krone von Darfor selbst führte. Der damalige Gouverneur von Chartum, Ismael-Pascha, erhielt von Kairo Befehl, schleunigst sich einzumischen, aber er kam mit seinen Truppen zu spät. Aus den Händen Sibêr's empfing er 1874 das eroberte Sultanat Darfor, um es dem Khedive zu Füßen zu legen; Sibêr wurde in den Pascharang erhoben, bald jedoch als Staatsgefangener nach Kairo gebracht, wo er gestorben ist. Der Sohn Sibêr's aber bereitete der ägyptischen Regierung noch arge Schwierigkeiten; er war der schlimmste der Menschenräuber die nächste Folgezeit hindurch in den Negerländern des Bachr el Gasâl bis über die Grenzen von Darfor. Ihn und seine Genossen zu Paaren zu treiben ging selbst über die Macht des energischen Gordon. Hören wir, was er von Omschanga aus damals schrieb:

Die ungeheuere Schwierigkeit, den Sklavenhandel zu Ende zu bringen, tritt nun an mich heran. Ich wünschte, jemand von der Anti-Slavery-Society, fähig, die Frage zu verstehen, käme hierher und gäbe mir die Lösung. Ich habe Civil- und Militärgewalt, niemand würde ein Wort verlieren, wenn ich einen oder zehn Menschen zum Tode verurtheilte, und darum muß ich für verantwortlich gehalten werden, wenn der Sklavenhandel weiter geht; aber hier haben Sie meine Lage: Darfor und Kordofan werden von großen Beduinenstämmen bevölkert, welche unter ihren eigenen Häuptlingen mehr als halb unabhängig sind. Das Land ist zum größten Theil eine weite Wüste mit wenig und weit entfernten Brunnen, von denen manche nur diesen Stämmen bekannt sind. Einige dieser Stämme können 2—6000 Pferde- oder Kamelreiter in das Feld stellen, und eine Revolte ist, wie ich dies auf meine Unkosten kennen lernte, in diesen Ländern keine geringe Sache. Diese Stämme nun machen Raubzüge zu den südlichen Negertribus oder sie tauschen mit Beduinen diesseit der Grenze Aegyptens Stoffe gegen Sklaven aus. Die Sklaven betreten zu vier oder fünf das ägyptische Gebiet. Nichts könnte verhindern, daß sie zu Hunderten auf einmal hereinkämen, denn wir haben keinen Grenzcordon wie die russischen Kosaken. Die Beduinen verkaufen die Sklaven an die kleinen Kaufleute aller Art, welche in diese Länder strömen. Diese Kaufleute aus allen Theilen Aegyptens führen die Sklaven nach den Märkten, wo sie an andere Händler verkauft werden. Die kleinen Sklavenzüge von vier und fünf werden bestehen, bis ich ein Mittel dagegen finde, welches ich aber noch nicht finden kann. Die Sache steht so, daß selbst wenn diese Gebiete unter englischer Herrschaft ständen, ich nicht sehen kann, wie diesem Sklavenhandel Einhalt gethan werden könnte, es sei denn die Grenzen würden bis an die Negerländer gezogen und Grenzwachen aufgestellt. Ich sage daher, daß die großen Karawanen mit der Scheba (dem gabelartigen Holzjoch) auf dem Nacken der Sklaven wohl aufhören werden, ja, wie ich annehme, bereits aufgehört haben, aber daß es unmöglich ist zu verhindern, daß Sklaven in geringer Anzahl mit den kleinen Händlern über die Grenze kommen.

Inzwischen trieb man die „türkische Wirthschaft“ im Sudan ruhig weiter, ohne daß Gordon im Stande war, das Uebel bei der Wurzel zu fassen. Um die Kopfsteuer einzutreiben, wurden irreguläre Truppen gehalten, Baschi-Bosuks, welche die armen Beduinen aufs schamloseste ausplünderten. Es gab Fälle, wo ein solcher Baschi-Bosuk mit seinem geringen Gehalte von 40—60 Mark monatlich sich ein Dutzend Pferde, 20 Diener und eine Menge Weiber auf Kosten der Bevölkerung hielt. Hierbei lag die ganze Last der Steuer auf der ärmern Masse des Volks, da die Häuptlinge sich und ihre Familien steuerfrei machten und die Summe des von dem ganzen Stamme zu zahlenden Tributs auf die Untergebenen vertheilten.

So war der Boden bereitet, um jenem falschen Propheten, dem „Mahdi“, den Erfolg zu sichern. Er war vom nubischen Nil, aus der Provinz Dongola, und hieß Mohammed Achmed. Erst lernte er als Bootszimmermann, verließ aber das Handwerk bald und besuchte eine Koranschule in der unmittelbaren Nähe von Chartum. Dann widmete er sich der Heiligenlaufbahn und ließ sich bei Kawa am Weißen Nil als Fakîr („Armer“) nieder. Die „Armen“ (Fukarâ) bilden eine Art niederer Geistlichkeit, vertreten zugleich unsere Landärzte. Sie führen in der Regel einen schlichten, reinen Lebenswandel (versagen sich sogar das Rauchen) und verdienen ihren Unterhalt durch allerhand nützliche oder doch für nützlich gehaltene heilige Beschäftigungen wie Koranauslegen, Jugendunterricht, Ablesung der Gebete, Anfertigen von Amuleten (auf Papierstreifen geschriebene Koransprüche), wofür ihnen das Volk mit großer Ehrerbietung begegnet. Nachdem Mohammed Achmed sich einen besonders hohen Ruf als Heiliger erworben, auch durch Heirathen sich mit den großen Häuptlingen der Bakarabeduinen verbunden hatte, sandte er plötzlich im Juli 1881 Briefe an seine Fukarâ-Collegen und erklärte sich für den erwarteten letzten Propheten, den Mahdi, der berufen sei, den Islam von seinen Verunstaltungen zu reinigen und seine Herrschaft über die ganze Welt zu verbreiten. Viel mehr aber wirkte auf die Massen des Mahdi revolutionärer Aufruf der Steuerverweigerung gegenüber der ketzerischen „türkischen“ Regierung, welcher jeder Moslim schon darum den Gehorsam kündigen müsse, weil sie Ungläubige sogar als höchste Beamte ins Land führe.

Dieser in bombastischer, dem Koran entlehnter Sprache verfaßte Aufruf, von zahlreichen Sendboten verbreitet, zündete mächtig. Die halben, daher fruchtlosen Maßregeln, welche der unfähige Rauf-Pascha von Chartum aus über den Mahdi verhängte, die wirklichen Siege, welche die Heerhaufen des letztern (der sich wohlweislich stets weit vom Schusse hielt) über die Regierungstruppen

jämmerlichster Haltung erfocht, erhöhten den Nimbus des Gottgesandten von Monat zu Monat, und so ging binnen kurzem die ganze ägyptische Glorie oberhalb des Katarakts von Wadi Halfa in Trümmer. Der Verfasser deutet nur kurz die Hauptetappen dieses tragischen Niedergangs an, welcher durch die „Varnsschlacht" von Kaschgil in Kordofan, die vollständige Niederlage unter Hicks-Pascha, im Spätherbst 1883 besiegelt wurde. Doch recht lebendig versetzt uns noch in die Sachlage der Anhang des Buchs, welcher eine große Zahl von Briefen an den damals im ägyptischen Sudan reisenden Dr. Wilhelm Junker enthält. Sie sind geschrieben von dem Engländer Lupton-Bey, dem Gouverneur der Bachr el Gasâl-Provinz, der dann als Opfer des Verraths der Seinen in die Gefangenschaft des Mahdi fiel, und von unserm deutschen Landsmann Dr. Schnitzer, der als „Emin-Bey" so wacker seine „Aequatorialprovinz" am Weißen Nile hielt gegen alle Feinde ringsum.

2. Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Friedrich Ratzel mit Unterstützung von Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub. Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namensverzeichniß. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 12 M.

Dieser stattliche Band, versehen mit dem wohlgetroffenen Porträt Emin-Pascha's, enthält eine große Reihe von Briefen und kürzern Abhandlungen dieses außerordentlichen Mannes, der sich als ein ebenso großer Organisator auf politischem Gebiete wie als ein scharf beobachtender Forscher auf dem Felde der Naturwissenschaft, namentlich der Ornithologie, der Erd- und Völkerkunde bewährt hat.

Die Niederschriften erstrecken sich über die Jahre 1878 bis 1886 und stellen vorwiegend Reiseberichte dar. Der Leser genießt hier den doppelten Vortheil: an der Hand vorzüglich klar und anschaulich gehaltener Schilderungen Einblicke zu gewinnen in das Natur- und Völkerleben der südlichsten Nillande bis hin zu dem, wie wir nun wissen, bereits ins Congogebiet gehörigen Monbuttulande, und zugleich den liebenswürdigen Verfasser gewissermaßen persönlich kennen zu lernen in seiner Wissensfülle, seiner Forschungsfreudigkeit, seinem edeln Herzen, seiner ritterlichen Mannhaftigkeit.

Sein gutes Deutsch hat der brave Doctor, der, in Oppeln 1840 geboren, in Neiße und auf den Universitäten zu Breslau, Berlin und Königsberg seine Ausbildung erhielt, auch im türkischen Fez als großmögender Pascha nicht verlernt, trotz der langjährigen Abgeschiedenheit von der Culturwelt im weiland ägyptischen Negerlande. Lassen wir ihn einmal selbst reden:

Mit denselben Gefühlen ungefähr, die ein Schüler empfindet, wenn der erste Ferientag begonnen, verließen wir am 15. September 1881 das heiße Ladó, diesmal nach Norden gewandt, zur Inspicirung der alten Mudirië (Unterprovinz) Rohl. Unmittelbar hinter Ladó dehnt sich eine muldenförmige Einsenkung mit buschigen Rändern im ganzen von Süd zu Nord aus, theilweise sumpfig durch Ansammlung der dieses Jahr reichlich gefallenen Regen, theilweise sandig und mit undurchdringlichem Dornengestrüpp bestanden. Zahlreiche Löwen hausen hier und machen große Vorsicht bei der Passage nöthig. Ein köstlicher Duft entströmt den Millionen gelber und rosenfarbener Blüten der Akazien, die nebst Balanites, Zizyphus, Randia und ähnlichen Dornen solche Sandflächen bevorzugen, während wiederum sie selbst als Lieblingswohnort für die massenhaften Fringilliden dieser Landestheile dienen. Auf Lichtungen mitten in diesem Dornenchaos liegen die kleinen, in blühende Euphorbienzäune eingeschlossenen Weiler der Barichefs Jalo und Mari, zusammen als Distriet Njori bekannt, umgeben von weiten gelben Sandflächen und vielen gerade zum zweiten mal bestellten Sorghumfeldern. Nach Mitternacht war ein starkes Gewitter niedergegangen und hatte die bei solchen Gelegenheiten unausbleibliche Verwirrung hervorgebracht; früh schlief alles, und wir kamen dadurch erst später zur Abreise. Das Land vor uns senkt sich und ist deshalb meist sumpfig, doch es läßt sich auf der festen Thonunterlage auch im Sumpfe gut marschieren. Das ganze Land ist mit ausnahmsweise hohem Graswuchse bedeckt, hier und da von Steppenwald und Dornendickichten unterbrochen. Rothbraune hohe Termitenbauten, mit Zacken und Spitzen crenelirt, sind hier und da verstreut. Massen von Tauben, deren Vorliebe für einigermaßen feuchtes Terrain wir schon früher constatirten, gurren in den Hochbäumen.

Drei Monate war Emin auf dieser Inspectionsreise abwesend, beschäftigt mit der endlichen Unterdrückung des dort schamlos betriebenen Sklavenhandels (besonders mit Monbuttusklaven). Dann wieder heimgekehrt nach Ladó, freut sich der gestrenge Pascha wie ein friedfertiger Landwirth an seinem Garten, der „schon jetzt an Gemüsen und Früchten dem Gouvernement monatlich nahezu 1000 Piaster abwirft", an seiner über Chartum bezogenen Bewässerungslocomobile (der ersten im innern Sudan in Betrieb gesetzten) und frohlockt in einem an Freund Schweinfurth gerichteten Schreiben, daß seine Aequatorialprovinz, von der sogar Gordon geglaubt hatte, sie könne sich nicht selbst erhalten, unter seiner Verwaltung in jenem Jahre, dem ersten wirklichen „Betriebs"-Jahre, zwischen 100000 und 120000 Mark Nettoeinnahmen abgeworfen habe:

Sie haben von den Negerrevolten am Bachr el Gasâl gehört? Dort haben es die Neger, wie es scheint, satt bekommen, sich nur als „Dinge" betrachtet zu sehen, aus denen man den möglichsten Nutzen auspressen muß, um sie zum Dank für geleistete Arbeit zu maltraitiren. Ich mache mir wahrhaftig nach langjährigem Umgange mit den Negern, zu denen ich im freundlichsten Verhältnisse stehe, absolut keine Hoffnungen auf eine Regeneration der Neger durch Neger — dazu kenne ich meine Leute zu gut —, und zu der verschwommenen Sentimentalität von Bekehrungsversuchen bei Mtesa und Beglückung der Neger mit Uebersetzungen des Neuen Testaments und „moral pocket-handkerchiefs" habe ich es leider noch nicht bringen können, deswegen aber verzweifle ich durchaus nicht an unserer Aufgabe — der Erschließung und sich daran reihenden Civilisirung des afrikanischen Continents. Zeit wird das freilich kosten, und wer sich dieser Aufgabe widmet, mag von vornherein auf Ruhm und Anerkennung verzichten; aber Europa besitzt ja Kräfte für alles. Merkwürdigerweise hat man in Europa unsere Länder ganz aus den Augen gelassen und zieht vor, das Geld auf der nun doch etwas abgetretenen Straße von Sansibar ins Innere hinauszuwerfen und Sultan Mirambo und ähnliche Helden durch Tribute zu fördern. Hätte man nur ein Tausendstel der zu jenen Expeditionen, die doch Stationen gründen wollen, verwandten Gelder zur Ausrüstung einer kleinen Expedition verwandt, freilich

mir am liebsten einer aus Deutschen zusammengesetzten, und selbe hierher gesandt, so hätte ich dieselbe in das noch unoccupirte Land südlich von Makraká — ein Paradies — vorgeschoben, die Leute wären, nur einige Tage von uns entfernt, in gesundem Hochlande, ein Schutz und Segen für die umwohnenden Neger geworden, und die Vorschiebung kleiner Stationen bis zum Congo in der bisher völlig unbekannten Strecke vom Westufer des Albert-Nyanza nach Njangwe oder aber ein Vorstoß zum Beatrice-Golf und schließlich zum Tanganika wäre in ganz kurzer Zeit geschehen.

So schrieb Emin-Pascha im März 1883. Seitdem hat sich viel in der dortigen Sachlage geändert, geblieben aber ist der ehrenwerthe Charakter, die Festigkeit des Entschlusses, nicht von der Stelle zu weichen, bei unserm Helden, der wahrlich sich den angenommenen Arabernamen „Emin" oder „Amin", d. h. der Getreue, verdient hat.

Am 26. Februar 1886 erschien vor ihm unerwarteterweise ein Bote mit Briefschaften und Telegrammen aus Kairo und aus Europa. Aus diesem Packete zog er die kurze, französisch verfaßte Depesche der ägyptischen Regierung hervor, welche trocken und amtlich kühl ihm meldete: man habe den Sudan nun infolge des Mahdi-Aufstandes aufgegeben und überlasse ihm innerhalb seiner Provinz die Entscheidung für alles Weitere. „Kein Wort der Anerkennung", schreibt Emin resignirt, „für drei Jahre Sorgen und Kämpfe mit Danagla und Negern, Hunger und Nacktheit, nicht ein Wort der Aufmunterung zu der mir bevorstehenden übermenschlichen Arbeit, die Soldaten heimzuführen."

Die Lage war höchst seltsam. Wie einst Hamilkar auf der sicilischen Küstenfeste auf eigene Faust den Kampf fortführte, verlassen von der vaterländischen Regierung in Karthago, so war fortab Emin-Pascha auf sich selbst angewiesen, ein nicht mehr unter Aegypten stehender Feldherr, ja ein selbständig gewordener Regent eines innerafrikanischen Reichs, durch den Aufstand abgeschnitten vom Norden, höchstens über Sansibar Fühlung gewinnend mit der Außenwelt, falls die zwischenliegenden Negerreiche nicht miteinander in Fehde geriethen (was leider gar bald zwischen Unjoro und Uganda eintrat) und somit den Weg verlegten.

Das ungünstig gelegene Ladó wurde verlassen, die südlichere Nilstation Wadelai dafür zum Regierungssitz erwählt. Von da aus waltet der Standhafte wohl noch heute seines schwierigen Amtes, kaum 50 Kilometer entfernt vom Nordostende des Albertsees. Zu einer Abführung der ihm untergebenen Truppen ist es nicht gekommen, die größere Hälfte derselben besteht ja auch aus Landeseingeborenen, und selbst von den einst aus Aegypten hingebrachten Mannschaften sehnten sich die meisten nicht wieder fort, nachdem sie dort ihren eigenen Herd gegründet und gänzlich sich an das nicht eben mühevolle Leben im tropischen Wohnraume gewöhnt haben.

Eins der letzten Worte, welches wir von Emin haben, kennzeichnet vollkommen die Unwandelbarkeit seines Entschlusses, auszuharren. Es lautet: „Ich verlasse keineswegs meine Leute. Wir haben trübe und schwere Tage miteinander durchgemacht und ich hielte es für schamvoll, gerade jetzt von meinem Posten zu desertiren. Meine Leute sind trotz vieler Mängel brav und gut. Wir kennen uns seit langen Jahren und ich glaube nicht, daß es meinem Nachfolger gelingen würde, sich ihr volles Vertrauen zu erwerben. Unsere Länder aufgeben? Gewiß nicht!"

Die englische Emin relief expedition unter Stanley muß als gescheitert angesehen werden, so dunkel uns auch zur Stunde noch ihr Ausgang erscheint. Und mit nichten würde sich Emin haben „retten" lassen, um sein Land fremdländischen Interessen zu opfern. Möchte der Plan zur That werden, unserm „Getreuen" von deutscher Hand Hülfe zu bringen und womöglich sein Nilreich anzuknüpfen an das deutsche Ostafrika!

Alfred Kirchhoff.

Ibsen's „weltgeschichtliches" Schauspiel.

1. Kaiser und Galiläer. Ein weltgeschichtliches Schauspiel in zwei Theilen von Henrik Ibsen. Deutsch von Paul Herrmann. Berlin, S. Fischer. 1888. 8. 3 M.
2. Kaiser und Galiläer. Welthistorisches Schauspiel von Henrik Ibsen. Aus dem Norwegischen übertragen von Ernst Brausewetter. Leipzig, Ph. Reclam jun. 1888. Gr. 16. 40 Pf.

Man thut Henrik Ibsen himmelschreiendes Unrecht, wenn man ihn einen Dichter oder gar Dramatiker nennt. Er ist kein Dramatiker, denn seine Dramen wissen nichts von einer Handlung, und er ist kein Dichter, denn seine Gestalten leben nicht. Ibsen ist eben nichts anderes als ein philosophisch angelegter Mann, der sich die Menschen und deren Art zu sein anzusehen liebt, dabei im gesellschaftlichen Leben allerhand Misbräuche entdeckt oder zu entdecken glaubt, an diesen rührt, rüttelt, sie beseitigen möchte und nicht kann, sich allerwärts an socialen Fragen versucht und keine löst. Derselbe ist Kritiker und Satiriker, nicht ohne Scharfsinn, dem Anscheine nach ein Biedermann, aber ohne Tiefe. Er ist etwas Aehnliches, aber zugleich auch etwas ungleich Höheres als Alexander Dumas Sohn. Der letztere ist im Grunde genommen ein ausgemachter Flachkopf, der vornehmlich durch die Kühnheit überrascht, mit welcher er seine Verschrobenheiten zu einem Dogma wandelt — Ibsen ist nicht weniger selbstbewußt, daneben jedoch im allgemeinen reicher veranlagt, allerwegen gründlicher und, wo er sich am Ende seines Verstandes erkennt, mystisch. Die Bildung Henrik Ibsen's ist außerdem eine weitere. Während Dumas Sohn fast ausschließlich die geschlechtlichen Verhältnisse immer und immer wieder betrachtet, verbreitet sich jener über ganz verschieden

geartete, unter sich höchst abweichende, wirkliche oder angebliche Verirrungen innerhalb der menschlichen Gesellschaft, unterstützt dabei von einer ziemlich lebhaften Phantasie und einer nicht unbeträchtlichen Herrschaft über scenische Kunstmittel, obschon sich die letztere weniger auf eigenes Können, als auf Entlehnungen zu stützen scheint. Beiden, dem Norweger wie dem Franzosen, gemeinsam ist jedoch die Manier, nur mit dem Verstande zu arbeiten; beider Sinnlichkeit ist weitaus kräftiger als das Gemüth: darum auch beider Unfähigkeit zu wirklichem Dichterthume. Sie sind lediglich Moralphilosophen, die ihre Ansichten über Menschenart in philosophischen Glaubenssätzen niederlegen und der Kurzweil halber und dem allgemeinen Interesse zu Liebe das Für und Wider unter eine Anzahl Personen vertheilen, deren Beziehungen zueinander zugleich das Beispiel zur Lehre abgeben müssen. Blickt man auf die Dialoge Plato's zurück, so wird man zugeben müssen, daß diese Art zu philosophiren an kunstvoller Lebendigkeit unermeßlich gewonnen hat, aber niemand wird wiederum deswegen behaupten dürfen, daß eine moralphilosophische Betrachtung, nur weil sie sich in Gesprächen von dramatischem Zuschnitte bewegt, schon dieserhalb ein Drama wäre. Inwieweit solche Lehrgedichte für die Bühne verwendbar sind, wird ganz von der Weisheit ihres Inhalts abhängen. Wir Deutschen bewundern gerade in zweien Dichtungen dieser Art die unvergänglichen Grundsäulen unserer Literatur. Noch weniger als „Nathan der Weise" darf „Faust" ein Drama genannt werden. Aber erstens ist der gedankliche Grund beider Schöpfungen von ewigem Gehalte und zugleich sind beide — Offenbarungen einer hohen dichterischen Kraft, beide aus der Tiefe des Empfindungslebens hervorgegangen. Daß Erscheinungen so idealen Charakters gewöhnlich das höchste Aufsehen erregen, ist nur natürlich, denn solche stehen den gesellschaftlich gangbaren Anschauungen immer höchst feindselig gegenüber: aber noch weit leichter als durch schwerfaßlichen Tiefsinn lassen sich die Menschen für gewöhnlich durch oberflächliche Paradoxe aufregen und verblüffen — weit leichter und auch weit lieber; war es doch einmal etwas anderes, wenn auch nichts Besseres, und daß man dergleichen Ideen in Augenblicken der Verwegenheit selbst zu haben vermöchte, läßt dazu die ganze Sache neben der unschätzbaren Aufregung noch um so viel anheimelnder erscheinen.

Henrik Ibsen ist so recht der Mann dieser flachen, sich langweilenden Bildung. Die Eigenart seines Wesens ist Scharfsinn und Gefühlsschwäche. Seiner Veranlagung nach ist er vorherrschend Satiriker. Das Beste, was er geschrieben, ist Satire, und dieselbe hätte classischen Werth erreicht, wenn der Mangel an Leidenschaft nicht stets den Dichter selbst von dem Gipfel der Wahrheit zurückgehalten hätte. Es hat oft den Anschein, als trete derselbe mit aller Macht aus den gesellschaftlichen Anschauungen heraus; aber alle Mühe ist umsonst, er gewinnt immer nur einen etwas erhöhten Standpunkt, und es ist gar nicht unmöglich, daß er diesen vielleicht einzig aus Eitelkeit suchte. Scharfsinnig und gefühlsleer! Er erkennt die Schwächen der Gesellschaft, aber er verkennt sie auch und weiß, was die Hauptsache ist, nie etwas Besseres dagegen zu setzen, und wo er dies gleichwol versucht, wird er verworren. Man werfe einen Blick in Ibsen's umfangreichstes und wol auch anspruchsvollstes Schauspiel: „Kaiser und Galiläer", und man wird den reichsten Anlaß zu diesen und ähnlichen Betrachtungen finden.

„Kaiser und Galiläer" zerfällt in zwei Theile — „Cäsar's Abfall" und „Kaiser Julian" — jeder Theil in fünf Acte. Die einzelnen Theile sind nicht als gesonderte Stücke zu betrachten, die auch jedes für sich allein zu bestehen vermöchten; sie sind im Gegentheil beide nur aus einander verständlich und lediglich die Noth hat sie geschieden. Wie ersichtlich, handelt es sich in dem Schauspiele um den historischen Julian Apostata; aber es bleibt unklar, inwiefern man — zum wenigsten im Stücke — von ihm als von einem Abtrünnigen sprechen kann, denn dieser Held hat niemals dem Galiläer innerlich angehört, konnte darum auch niemals von dem letztern abfallen. Die Sache verhält sich folgendermaßen.

An dem Hofe des Kaisers Konstantios in Konstantinopel lebt der junge Julian, in steter Furcht vor einem gewaltsamen Tode. Sein Vater, seine Mutter, sein ältester Bruder, sein ganzes Geschlecht — elf Leichen in einer Nacht — sind bis auf den ältern Gallus und ihn von seinem kaiserlichen Vetter hingemordet worden. Konstantios, schwächlichen Geistes, herrschsüchtig und argwöhnisch, gewissenlos und doch zugleich von Gewissensqualen gepeinigt, so wenig christlich wie möglich, aber ein äußerlicher Bekenner der Religion; Julian, phantastisch und schwärmerisch, leicht beweglichen Geistes, dem Christenthume innerlich ganz abgeneigt, im äußersten Maße eitel, von dem einzigen Drange erfüllt, vor aller Welt zu scheinen und so der gleisnerischen Bildung des Heidenthums mit allen Sinnen verfallen, gleichwol ohne Sinnlichkeit und schon zu Anfang ein Narr. Der erste Act wäre meisterhaft, wenn nicht auch hier die Unfähigkeit Ibsen's, Vorgänge und Gespräche dramatisch zu fassen, die Vollkommenheit in der Ausführung beeinträchtigt hätte. Gallus wird zum Cäsar ernannt und der neunzehnjährige Julian, den man bisher nur durch allerhand Kunstmittel und erdichtete Schmähungen von dem innigern Verkehre mit den heidnischen Weisheitslehrern zurückzuhalten vermochte, benutzt jetzt die erste Gelegenheit, um nach Athen zu gehen und sich dort mit dem berühmten Libanios in Phrasen zu überbieten. Aber auch das genügt ihm nur für eine kurze Zeit. Er hat sich nicht dem Christenthume entfremdet und dem Heidenthume zugewandt, weil ihn eine unmäßige Sinnlichkeit dazu trieb, im Gegentheil, er ist selbst so gut wie bedürfnißlos und die hellenische Wirthschaft verursacht ihm eher Ekel, aber er fand hier wenigstens Gelegenheit, mit wohlfeilem Witze zu paradiren und sich dazu in wohlthuender Weise als dem glänzendsten Geiste des Jahrhunderts schmeicheln zu lassen. Allein auch dies wird

zuletzt schal und er wünscht sich schließlich, nur noch den Göttern zu gleichen. Man sieht: wahnsinnige Eitelkeit bei ausgemachter Geistesschwäche. Das ist der Held, welcher mit dem Galiläer kämpfen soll! So veranlagt, muß er dann auch schließlich einem Hokuspokusmanne in die Hände gerathen, der seinem bischen Verstande völlig den Garaus macht. Ein solcher ist der Gaukler Maximos, der weder mit der hellenischen, noch mit der christlichen Welt ganz zufrieden ist und sich darum in Ermangelung einer bessern Beschäftigung mit dem Gedanken plagt, eine dritte und wie natürlich vollkommene Welt zu schaffen. Diesem Weisen bedeutet nämlich das Hellenenthum Fleisch ohne Geist und das Christenthum Geist ohne Fleisch und es ist infolge dessen durchaus erklärlich, daß er gern ein Reich fände, in dem sowol Fleisch wie Geist Geltung hätten. Leider kann man solchen Hirngespinsten gegenüber nicht umhin, zu bemerken, daß dieselben rechtschaffener Unsinn sind. Schon der Ausdruck Geist ist zu vieldeutig; aber wenn man auch anerkennen wollte, daß die Sinnlichkeit im hellenischen Wesen vorherrschend ist, so könnte man doch niemals behaupten, daß die Tödtung des Fleisches in Wirklichkeit ein christliches Gebot ist. Das Christenthum verlangt in Wahrheit eine durch Sittlichkeit gebändigte Sinnlichkeit, also genau das, was Maximos-Ibsen vorgeblich will. Wozu also noch ein drittes Reich? Wenn Julian im weitern bei dem Ausspruche: Gib dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist, der Meinung Ausdruck gibt, daß niemals ein „mehr hinterlistiges Wort" gesprochen wurde, so kann ihn hierbei nur seine übergroße Einfalt oder sein blinder Haß entschuldigen. Denn gibt man jenem Satze eine philosophische Deutung, so müßte es heißen: Gehorche der Sinnlichkeit oder auch dem Fleische, soweit es die Sittlichkeit erlaubt. Wo steckt da die Hinterlist? Es ist eine Albernheit zu behaupten, daß die christliche Lehre dem Genusse durchaus abhold ist: auch dem Christen ist diese Erde gegeben, damit er sie genieße, soweit es recht ist. Nur ein zügelloser, aber schönthuerischer Egoismus, der sich keine Schranken auferlegen mag, liebt es, das Märchen immer wieder von neuem aufzutischen, daß der irdische Mensch im Christenthume nicht zu seinem Rechte kommen kann. Das letztere scheint auch Maximos zu glauben — möglich, daß er sich auch nur so stellt, weil eben diese Verstellung am besten zu seinen Plänen paßt: er ist halb Schwarzkünstler, und als solcher muß er täuschen, und am leichtesten lassen sich Schwachsinnige und Eitle täuschen. So müssen sich Julian und Maximos zusammenfinden. Ueber die Art des Schwindels gibt dann folgende Scene Aufschluß. Julian soll endlich seine Mission erfahren. Alle Vorbereitungen zur Geisterseherei sind natürlich getroffen. In einer brennenden Bronzelampe auf hohem Dreifuß erblickt der junge Mann ein „schimmerndes Antlitz".

Maximos. Sprich zu ihm —
Julian. Warum wurde ich?
Stimme. Um dem Geist zu dienen —
Julian. Was ist meine That?
Stimme. Du sollst das Reich begründen —
Julian. Und auf welchem Wege?
Stimme. Auf dem der Freiheit.
Julian. Rede aus! Welches ist der Weg der Freiheit?
Stimme. Der Weg der Nothwendigkeit.
Julian. Und durch welche Macht?
Stimme. Durch den Willen.
Julian. Was soll ich wollen?
Stimme. Was du mußt. (Das Antlitz schwindet.)

Das klingt sehr tiefsinnig und bedeutsam und ist doch zum Theil nur Albernheit: denn der Weg der Nothwendigkeit kann nicht mehr ein solcher der Freiheit sein. Es ist nicht zu verwundern, daß dem guten Julian alles dunkel bleibt.

Maximos. Bist du jetzt wissend?
Julian. Jetzt am wenigsten — Welches ist das Reich?
Maximos. Es gibt drei Reiche.
Julian. Drei?
Maximos. Zuerst jenes Reich, das auf den Baum der Erkenntniß gegründet ist; dann jenes Reich, das auf den Stamm des Kreuzes gegründet wurde —
Julian. Und das dritte?
Maximos. Das dritte ist das große Reich des Geheimnisses, das Reich, das auf den Baum der Erkenntniß und auf den Stamm des Kreuzes gegründet werden soll, weil es beide haßt und liebt und weil es seine Lebensquellen im Haine Adam's und auf Golgatha hat.
Julian. Und das Reich soll kommen?
Maximos. Es steht vor der Thür. Ich habe gerechnet und gerechnet —
Julian. Es flüstert wieder. Wer sind meine Gäste?
Maximos. Die drei Eckfsteine unter dem Zorne der Nothwendigkeit.
Julian. Wer, wer?
Maximos. Die großen Helfer in der Verleugnung.
Julian. Nenne sie!
Maximos. Das kann ich nicht; ich kenne sie nicht — aber ich könnte sie dir zeigen.
Julian. So zeige sie mir —
Maximos. Nimm Gestalt an und laß dich sehen, du erstes Opferlamm der Erwählung!
Julian. Ah!
Maximos. Was siehst du?
Julian. Dort liegt er; dicht an der Ecke. Er ist groß wie Herakles und schön — doch nein, nicht — kannst du, so sprich zu mir!
Stimme. Was willst du wissen?
Julian. Was war dein Beruf im Leben?
Stimme. Meine Schuld.
Julian. Welche Schuld begingst du?
Stimme. Warum wurde ich nicht mein Bruder?
Julian. Keine Ausflüchte. Welche Schuld begingst du?
Stimme. Warum wurde ich ich selbst?
Julian. Und was wolltest du, als du selbst?
Stimme. Was ich mußte.
Julian. Und warum mußtest du?
Stimme. Ich war ich.
Julian. Du bist wortknapp.
Maximos (ohne aufzusehen). In vino veritas.
Julian. Du triffst es, Maximos (hält eine gefüllte Schale nach dem leeren Sitze hin). Bade dich im Weinduft, mein bleicher Gast! Erquicke dich. Mehr, noch mehr — es steigt wie Opferrauch empor.

Stimme. Opferrauch steigt nicht immer.

Julian. Warum röthet sich jener Streifen auf deiner Stirn? Nein, nein — streiche nicht das Haar darüber. Was ist das?

Stimme. Das Zeichen.

Julian. Hm! nichts mehr davon. Und welche Frucht hat deine Schuld dir gebracht?

Stimme. Die herrlichste?

Julian. Was nennst du die herrlichste?

Stimme. Das Leben.

Julian. Und des Lebens Grund?

Stimme. Der Tod.

Julian. Und des Todes?

Stimme (verliert sich in einem Seufzer). Ja, das ist das Räthsel.

Maximos (aufstehend). Fort?

Julian. Ja!

Maximos. Wer war es?

Julian. Kain.

Kain! wer das vermuthet hätte! Kain, welcher dem Morde die herrlichste Frucht verdanken will, nämlich das Leben — Kain, der ein „Eckstein unter dem Zorne der Nothwendigkeit“, einer der drei großen „Helfer in der Verleugnung“ sein soll! Ob Ibsen denselben nicht doch mit einer andern biblischen Persönlichkeit verwechselt haben mag? Aber weiter! Schon ist der zweite Helfer da.

Maximos (abgewandt). Siehst du ihn?

Julian. Ja.

Maximos. Wie siehst du ihn?

Julian. Ich sehe ihn als rothbärtigen Mann. Er hat zerrissene Kleider und einen Strick um den Hals — sprich zu ihm, Maximos.

Maximos. Du mußt sprechen.

Julian. Was warst du im Leben?

Stimme. Des Weltenwagens zwölftes Rad.

Julian. Das zwölfte — schon das fünfte wird als unnöthig erachtet.

Stimme. Wo wäre der Wagen ohne mich hingerollt?

Julian. Wo rollte er mit dir hin?

Stimme. In die Herrlichkeit.

Julian. Warum halfst du?

Stimme. Weil ich wollte.

Julian. Warum wolltest du?

Stimme. Weil ich wollen mußte.

Julian. Wer wählte dich?

Stimme. Der Meister.

Julian. War der Meister vorwissend?

Stimme. Ja, das ist das Räthsel!

Maximos. Du schweigst?

Julian. Er ist nicht mehr hier.

Maximos (sieht auf). Kanntest du ihn?

Julian. Ja.

Maximos. Wie hieß er im Leben?

Julian. Judas Ischarioth.

Von hier aus kann man so recht erkennen, wie vortrefflich alles in dieser Phantasterei zusammenstimmt. Man wird vielleicht unter gewissen Voraussetzungen von Judas Ischarioth als einem „Ecksteine unter dem Zorne der Nothwendigkeit“ und einem „Helfer in der Verleugnung“ sprechen dürfen, da dieser zweifellos an dem Ausbau des christlichen Reichs und in der Verleugnung der Welt seitens Christus' mitgeholfen hat — aber Kain? Als dieser geboren wurde, war ja die neue Weltordnung durch Adam schon längst begründet worden, welcher letztere dabei zum Ueberflusse nicht die Welt, sondern Gott verleugnete. Weder bei der Gründung des Reichs, noch bei irgendeiner Verleugnung hat Kain mitzuhelfen vermocht, höchstens daß er die letztere fortzusetzen beflissen war. O, geheimnißvoller Aberwitz! Die Gründer zweier Reiche sind nach Maximos Adam und Jesus von Nazareth, was verständlich ist; da er nun aber mit dem letztern aus Unverstand oder aus Langeweile oder weil er sich gern irgendwie bemerkbar machen möchte, nicht zufrieden ist, so wünscht er sich ein drittes Reich. Daß ein Trottel keine neue Weltordnung begründen kann, ist auch ihm klar; aber er braucht nun einmal Bewegung, und darum soll der kaiserliche Schwächling wenigstens der dritte „Eckstein unter dem Zorne der Nothwendigkeit“ sein. Er schwingt von neuem den Stab:

Maximos. Hervor, du dritter Eckstein! (Zu Julian.) Was siehst du?

Julian. Ich sehe nichts.

Maximos. Und doch ist er hier — Hervor du — (hält plötzlich inne, stößt einen Schrei aus). Ah, ein Blitz in der Nacht! Ich hab's, alle Kunst ist vergebens.

Julian. Warum? sprich, sprich!

Maximos. Der dritte ist noch nicht unter den Schatten.

Julian. Er lebt?

Maximos. Ja, er lebt.

Julian. Und hier, sagtest du —

Maximos. Hier oder dort oder unter den Ungeborenen — ich weiß nicht —

Julian. Du lügst, du betrügst mich! Hier, hier, sagtest du —

Maximos. Laß meinen Mantel los.

Julian. Entweder du oder ich! Aber wer von uns?

Maximos. Laß den Mantel los, Julian.

Julian. Wer von uns? wer? Alles hängt an diesem einen!

Maximos. Du weißt mehr als ich. Was verkündete die Stimme im Licht?

Julian. Die Stimme im Licht — (mit einem Schrei) Das Reich! das Reich? Begründen das Reich —

Maximos. Das dritte Reich!

Welch ein Wesen! Als ginge es um Leben, Tod und Seligkeit mit eins, und dazu diese ganz sinnleere Gaukelei. Es geht wie im Tollhause zu. Der Narr hat natürlich nicht die mindeste Lust, blos der „Eckstein unter dem Zorne der Nothwendigkeit“ zu sein; es gefällt ihm weit besser, sich gleich Adam und Christus für den Schöpfer einer neuen Weltordnung zu halten, der darüber hinaus noch mehr als die beiden frühern ist: denn jenen hat das „reine Weib“ gefehlt, mit dessen Erlangung er sich schmeichelt und mit dem zusammen er dann ein vollkommeneres Menschengeschlecht zu erzeugen im Sinne hat. Daraus wird nun freilich ebenso wenig etwas wie aus all seinen sonstigen irren Plänen; und obschon ihm in der Schwester des Kaisers Konstantios, in der Fürstin Helena, angeblich das „reine und züchtige“ Weib dargeboten wird, so bringt er es doch in zehn Jahren nicht einmal zu einem Kinde, geschweige zu einem ganzen Geschlechte, und auch von der Schöpfung des dritten Reichs bleibt alles still, da sein kaiserlicher Vetter noch immer lebt. Diese lange Kunstpause benutzt nun Ibsen dazu, den Abfall dieses unchrist-

lichen Narren, der nie in seinem Leben auch nur mit einem Gedanken Christus zugehörte, ganz besonders zwingend zu machen. Zu solchem Zwecke muß denn das „reine, züchtige Weib“, die Cäsarin Helena, sich als Buhlerin ersten Ranges ausweisen, die in einem Wahnsinnsanfalle selbst berichtet, wie des „werdenden Cäsars“ halber der süße Jesus in Gestalt eines kräftigen Priesters allnächtlich sich ihrem Lager nahe, müssen langjährige Kranke an der Bahre eines so „reinen“ Geschöpfes plötzlich gesunden. Das geht dem mit Schwindel und Lug völlig eins gewordenen Julian so sehr gegen die Natur, daß er sich stracks zum leuchtenden Helios bekehrt, der bekanntlich allem trügerischen Wesen überaus abgeneigt sein soll — um so schneller und lieber bekehrt, als auch der Kaiser dem Tode nahe ist. Diese beiden letzten Acte des ersten Theils sind voller Leben und Bewegung. Der Soldatenaufstand im Cäsarenlager gemahnt — allerdings recht zum Nachtheile des jüngern Dichters — stark an die unvergleichliche Forumscene im „Julius Cäsar“ Shakespeare's und auch den Schlußgesang in „Cäsar's Abfall“ hat ihm wol ein Vorgänger, der größer ist als er, ein wenig heimtückisch angerathen. Wenn eine glaubensstarke christliche Gemeinde voller Inbrunst weitschallend ihr „Vaterunser“ singt, während der „Böse“ sich zu einem Sturmlaufe rüstet, so kann sich das zu einem Vorgange von überwältigender Wirkung gestalten; wenn aber an Stelle etwa des Inbegriffs dämonischer Sinnlichkeit ein bloßer Hanswurst nur immer Helios, Helios! dazwischen ruft, so kommt man höchstens in die Stimmung, die Angelegenheit von der heitern Seite aufzufassen. So ist es hier, und diese unheilvolle Heiterkeit verläßt uns von da ab nicht wieder durch den ganzen zweiten Theil bis zum Schlusse. Denn nichts von alledem geschieht, was eigentlich der philosophischen Anlage nach geschehen sollte — hieß es doch: dem Fleische sein Recht! Und wenn auch Julian gelegentlich einmal zum Sonnenkönige emporfleht: „Fülle die Seelen, fülle sie, bis alle Bande reißen und der freigewordene Jubel athmet in Tanz und Gesang“, und dazu noch stammelt: „Schöne Erde, schönes Erdenleben! Leben, Leben, Leben in Schönheit!“ so ist solches nur einer der vielen unsinnigen Einfälle, mit denen das ganze Stück gespickt erscheint — denn kein Mensch ist von diesem Hange zur Sinnenlust weiter entfernt, als dieser Julian Ibsen's. Er ist ein Schmutz- und kein Lichtfink; sein sterbendes Weib sagt voll Ekel von ihm, daß er stinke; er selbst ist stolz darauf, Läuse in seinem Bart zu haben. Alles — Sonne, Schönheit, Lebensgenuß, gehen bei ihm in dem einzigen Gedanken unter: wie die Menschen glauben zu machen, daß er ein Gott sei. Die Forderungen des Galiläers würden gerade ihm die geringste Mühe verursachen, denn er entbehrt alles und die heidnische Lust ist ihm ein Greuel; aber daß eine Unzahl von Menschen den „Zimmermannssohn“ als einen Gott verehren, das ärgert ihn; ihn sollen sie anbeten, und weil er das nicht erreicht, darum verfolgt er das Christenthum. In seinen schlaflosen Nächten schreibt und schreibt er, um zu beweisen, daß Christus ein einfacher Mensch, er dafür aber ein Gott sei. So oft er auftritt und einem Menschen begegnet, erzählt er demselben, daß diese Arbeit nächstens fertig und der Galiläer damit gründlich abgeführt sein werde. Diese Beweisführung seiner Göttlichkeit ist bei ihm zur fixen Idee und erkennbaren Tollheit geworden. Noch in seiner Todesstunde phantasirt er davon: „Hätten die Mächte des Lebens und des Todes mir vergönnt, eine gewisse Schrift zu vollenden, so glaube ich doch, es würde mir geglückt sein“ — armer Hansnarr! Es ist eins der vielen Räthsel dieses Buchs, daß selbst sonst recht verständige Leute, wie Basilios, dazu sagen:

Hier liegt ein herrliches, zerschmettertes Werkzeug des Herrn.
Makrina. Ja, in der That, ein theures und kostbares Werkzeug.

Wenn Maximos sich ähnlich äußert, so ist es bei dem alten Schwindler nicht weiter verwunderlich, wenn es auch im äußersten Widerspruche zu seiner frühern Betrachtungsweise stehen sollte. Er hält dem Verstorbenen folgende Leichenrede:

Ich habe ihn geliebt und verlockt — nein, nicht ich! Verlockt wie Kain! Verlockt wie Judas. Euer Gott ist ein verschwenderischer Gott, Galiläer! Er braucht viele Seelen. Warst du auch diesmal nicht der Rechte, du Schlachtopfer der Nothwendigkeit? Was ist es werth zu leben? Alles ist Spiel und Tand. Wollen heißt wollen müssen. O mein Geliebter — alle Zeichen betrogen mich, alle Wahrzeichen sprachen mit zwei Zungen: so glaubte ich in dir den Versöhner zwischen den beiden Reichen zu sehen. Das dritte Reich wird kommen! Der Menschengeist wird sein Erbe wiederfordern, und dann werden Sühnopfer für dich und deine beiden Gäste im Symposion angezündet werden.

Welch ein wüstes und widerspruchsvolles Geschwätz! Der Galiläer, welcher ja doch nur einen Irrthum vorstellen soll, verbraucht gleichwol alle Seelen, die sich außerhalb eben dieses stellen. Vordem hatte Maximos seinen Julian nur zu einem „Ecksteine unter dem Zorne der Nothwendigkeit“ bestimmt, jetzt betrauert er denselben als den verunglückten Stifter eines neuen Reichs — des dritten Reichs, wo der Zweiseitige herrschen soll:

Julian. Und dieser?
Maximos. Das Judenvolk hat einen Namen für ihn. Sie nennen ihn Messias und warten auf ihn.
Julian. Messias? Weder Kaiser noch Erlöser?
Maximos. Beide in einem und einer in beiden.
Julian. Kaiser = Gott — Gott = Kaiser. Kaiser im Reiche des Geistes — und Gott in dem des Fleisches.
Maximos. Das ist das dritte Reich, Julian!
Julian. Ja, Maximos, das ist das dritte Reich —
Maximos. Gott = Kaiser.
Julian. Kaiser = Gott.
Maximos. Logos in Pan, Pan in Logos.
Julian. Maximos — wie wird er?
Maximos. Er wird in dem sich selbst Wollenden.

Es sei genug des grausamen Spiels. Schwerlich gibt es noch ein anderes Stück in der Literatur, welches mit eins gleich anspruchsvoll und unzureichend wäre. Das einzige Wort, das in all dem Gefasel einen vernünftigen Sinn hat, ist jenes: daß „wollen—wollen müssen“ sei, und auch dies ist, wie jedermann weiß, Ibsen nicht eigenthümlich —

so wenig eigenthümlich, daß er sein ersehntes „drittes Reich" sogar erst von „dem sich selbst Wollenden" erwartet. Als ob wir nicht alle ohne Ausnahme „sich selbst Wollende" wären, als ob nicht schon Adam, nicht schon Jesus von Nazareth dies waren! Es kann sicherlich niemand verwehrt werden, mit der christlichen Weltordnung so recht von Herzensgrund unzufrieden zu sein und sich demgemäß auch ganz außerhalb derselben auszuleben. Das ist nur seine Sache, solange er schweigt. Sobald er aber den Mund zu reißen anfängt, und sich nur darum in allerlei Tadel gegen eine Ordnung ergeht, weil dieselbe ihm unbequem ist, so muß er, wofern er nicht als ein dreister Narr gelten soll, Vorschläge zu einer andern zu machen im Stande sein, die aller Welt und auch ihm als die bessere und bequemere erschiene. Maximos-Ibsen wartet schon seit 1500 Jahren auf das Reich, das „kommen wird und soll", und die sittliche Welt hat nicht die mindeste Aussicht, jemals aus dem zweiten Reiche herauszukommen. Wenn man diese Weltverbesserer fragt, was für Gründe sie haben, das Christenthum nicht zu wollen, so können sie rechtschaffenerweise — allen Schwindel beiseite — nur antworten, weil wir es nicht lieben. Und warum liebt ihr es nicht? Weil wir in unsern Gelüsten ganz frei und dazu ohne Vorwürfe sein wollen. Wenn ein Mann wie Henrik Ibsen beispielsweise nach einem Leben von Kümmernissen, Entbehrungen und Kasteiungen das Land eines unbefangenen Lebensgenusses aufsucht, so ist es durchaus verständlich, daß er dann auf einmal und für den Augenblick nach nichts anderm als nur nach Genuß, Genuß und wieder Genuß lechzt. Auch braucht man dieser Ausschreitung halber noch nicht gleich außer sich zu gerathen: schlimm wird erst die Verirrung, wenn sich in der eigensüchtig verhärteten Seele gar kein Bedenken mehr regt oder wenn eine jede Gewissensregung für eine Vergewaltigung der menschlichen Rechte ausgegeben wird. Es ist natürlich süßer, seinem Willen gegenüber gar keine sittliche Forderung anzuerkennen. Ein solches Verhältniß kennzeichnet aber unabweislich eine niedrige Natur. Eine große Seele wird sich niemals derart selbst belügen und andern vorschwindeln. Dieselbe mag irren, weit verirren, aber selbst in der größten Verirrung wird sie sich der Wahrheit gleichwol bewußt sein und zu dieser sich auch ohne Rückhalt bekennen. Wenn Maximos-Ibsen über das Christenthum hinaus sich eine höhere Offenbarung ersehnt, ohne eine solche jedoch näher, sondern einzig in faseligen Ausdrücken bezeichnen zu können, so thut er dieses nur einem verfeinerten und verlogenen Egoismus zu Liebe, in dessen Welt lediglich der Einseitige und niemals der gepriesene Zweiseitige herrschen würde. Ibsen ist nicht wahr und denkt nicht klar; seine Abneigung, auch nur das geringste Opfer zu bringen, läßt ihn die Thatsache verkennen, daß im Christenthume in Wirklichkeit schon der Zweiseitige regiert. Er verlangt nach dem Zweiseitigen — man kann nie recht dahinter kommen warum — und haßt ihn zugleich, weil derselbe Forderungen stellt. Aber der Zweiseitige wird immer Verpflichtungen auferlegen, denn solches zu thun ist gerade sein ausschließliches Wesen: folglich wünscht Henrik Ibsen herbei, was er verabscheut, und macht Christus genau das zum Vorwurfe, was er angeblich vom dritten Reiche erwartet. Wer sich aber ein wenig auf die verborgensten Wünsche des menschlichen Herzens versteht, wird hier leicht heraushören können, daß die eigentliche Sehnsucht dieses Philosophen das schönphrasige Einseitige des Fleisches ist — und hierzu werden ihm alle Schubbiake beider Welten tosenden Beifall klatschen. Nur daß diese Leute sich stellen, als müßte ein solcher erst kommen! Er ist schon da — da, solange die Welt und die Lüge besteht und hat ununterbrochen geherrscht.

Es ist Ibsen'sche Eigenart, flach zu sein und tief erscheinen zu wollen. Wer ähnlich veranlagt ist, wird an einem so verworrenen Machwerke, wie „Kaiser und Galiläer", in dem naturgemäß der Aberwitz die erste Rolle spielt, seine rechte Freude haben.

Emil Mauerhof.

Aus der Erzählungsliteratur.

1. Unter schwarzem Verdacht. Roman von Ewald August König. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 5 M.

Die Schreibweise des bekanntlich sehr fruchtbar gewesenen Verfassers ist derart charakteristisch, daß man, fand man etwa auf einem zerrissenen Zeitungsblatte ein Stück eines Romans, schon nach den ersten zehn Zeilen mit unfehlbarer Sicherheit sagen konnte: das hat König geschrieben. Die Satzbildung, die Wendungen und Bilder, die er gebrauchte, sind ebenso typisch, wie die Charaktere, und in der Abfassung der Fabel, wie in dem ganzen Ausbau der Handlung gleichen sich die Romane so sehr, daß man — sieht man von den Namen der Personen ab — leicht einen mit dem andern verwechseln könnte. Die Eintönigkeit des Stoffs und der Form müßte es zweifellos unmöglich machen, die gesammelten Werke des Verfassers hintereinander zu lesen. Es ist auch keinerlei Fortschritt oder besser gesagt Mitschreiten mit der Entwickelung des modernen Lebens zu verspüren; dieselben Vorwürfe, welche der Verfasser in seinen ersten Werken behandelte, kehren auch in den letzten wieder, und den Standpunkt, von dem er damals die Welt, die Gesellschaft und die Verhältnisse betrachtete, behielt er bis zu Ende bei. Seine jüngsten Romane machen daher auch den Eindruck des Veralteten; es geht ein kleinstädtisch-spießbürgerlicher Zug durch alle; von dem Wellenschlage des modernen Lebens wurde der Verfasser offenbar nicht berührt.

Aus diesem Grunde kann man auch den Romanen keine literarische Bedeutung zuerkennen; sie fesseln weder durch Geist oder idealen Gehalt, noch auch durch künstlerische Form; sie schildern nicht die Zeit mit ihren bezeichnenden Erscheinungen, noch auch bieten sie vertiefte Darstellungen von Charakteren. Als harmlose Erzählungen, nach ein und demselben Zuschnitte gearbeitet, können sie nichts anderes beanspruchen, als anspruchslosen Lesern die Zeit zu vertreiben. Diese allgemeinen Bemerkungen gelten auch von dem vorliegenden Romane, dessen Handlung sich um den Versuch einer Erpressung dreht, welche der Bruder einer ehemaligen Sängerin an dieser verübt. Das „Geheimniß" derselben ist ein illegitimes Kind; das übrige läßt sich errathen. Zum Schlusse geht die Geschichte natürlich gut aus. Die einzelnen Gestalten des Romans sind dieselben wie in vielen andern Romanen König's.

2. Die Fanfare. Roman von Fritz Mauthner. Dresden, Minden. 1888. 8. 5 M.

Dieser Roman ist eigentlich der zweite Theil eines dreitheiligen Werks, welches den Titel „Berlin W." führt. Wie letzterer Titel andeutet, beabsichtigt der Verfasser ein Bild aus der Gesellschaft Berlins, und zwar eines bestimmten Stadttheils, was ziemlich gleichbedeutend ist mit „bestimmter Gesellschaftsschichte", zu geben. In dem vorliegenden Theile bildet den Mittelpunkt des Ganzen die Schilderung eines Zeitungsunternehmens mit den zu denselben gehörigen Personen. In dem Herausgeber der „Fanfare" wird ein Unternehmer geschildert, der Unwissenheit mit Frechheit, Geschäftsgeist niedrigster Art mit Rücksichtslosigkeit verbindet. Erscheint vielleicht auf den ersten Anblick die Schilderung etwas übertrieben, so liegt ihr doch viel Wahres zu Grunde, und der Zweck einer Satire erlaubt es ja, die Farben stark aufzutragen. Verschiedenen Redacteuren dürfte das Lesen dieses Romans eine gewisse Genugthuung bieten; vom rein literarischen Standpunkte aus wäre der Wunsch auszusprechen, daß der Verfasser auch hier die Schärfe seiner Darstellung durch etwas Humor gemildert hätte; der Eindruck würde dann etwas wohlthuender geworden sein. Sonst darf man noch hervorheben, daß der Verfasser Gesellschaftszustände wie Personen gut beobachtet und gut zu schildern weiß, und zwar nicht nur die Schlechten und Gemeinen, sondern auch solche, welche unsere Sympathie verdienen. Der Verfasser zählt zu den Anhängern der „realistischen Schule", welche das Leben, wie es ist, wiedergeben will; er verdient volle Anerkennung, daß er nicht in den Fehler der kleinen Geister verfällt, welche „realistisch" gleichbedeutend mit Wiedergabe des Ekeln halten. Die Schreibweise ist lebhaft und fließend, der Roman im ganzen durch Handlung und Charakteristik ansprechend und sehr lesenswerth.

3. Das Gespenst der Ehre. Roman von Hans Wachenhusen. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.

Oberst Hollmayer, ein schwacher, niedrig denkender Mann, lebt in bedrängten Verhältnissen, da durch den Bankrott seines Schwiegervaters das Vermögen der Frau verloren ging. Sein ältester Sohn, leidenschaftlich und leichtsinnig, hat eine riesige Schuldenlast aufgehäuft und ist von dem Schicksale bedroht, seine Entlassung aus der Armee nehmen zu müssen. Der Vater will ihn nun mit Meta, der reichen Tochter eines verstorbenen Freundes, verheirathen, und Lieutenant Hollmayer faßt in der That eine leidenschaftliche Zuneigung zu der jungen Dame, welche jedoch ihre Liebe einem andern schenkt. Der Lieutenant folgt dem Paare nach Italien, gewinnt in Monte-Carlo eine halbe Million, macht einen Mordversuch auf den glücklichen Nebenbuhler, der mislingt, worauf er in einem amerikanischen Duell sein Leben verspielt. Neben dieser Haupthandlung läuft noch als zweite die Liebesgeschichte der Schwester des Lieutenants, welche den Sohn des Hauptgläubigers durch allerlei Ränke gewinnen will. Eine größere Rolle spielt dann noch eine junge Schwedin von seltsamem Charakter, welche den Lieutenant liebt und ebenfalls durch Selbstmord endet.

Wenn der Verfasser in dem Titel auch das Problem seines Romans andeuten wollte, so wäre letzteres darin zu finden, daß der Gatte Meta's sich gezwungen sieht, will er sich nicht der grausamen Misachtung der „Gesellschaft" aussetzen, buchstäblich sein Leben auf das Spiel zu setzen, weil es dem nichtsnutzigen Lieutenant gefiel, ihn zu beleidigen. Um sich den äußern Schein der Ehre zu bewahren, muß der ehrenhafte Mann mit dem der wahrhaften sittlichen Ehre entbehrenden Nebenbuhler um sein Leben und sein Glück würfeln. Es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser damit einen wirklich bestehenden gesellschaftlichen Misstand behandelt, und die Art und Weise, wie er dies thut, ist vollkommen zweckentsprechend. Die Schilderung der Familie Hollmayer ist meisterhaft; an dieser Familie wird gezeigt, wie gerade in Kreisen, die auf den Schein der Ehre so viel halten, Verkommenheit und Elend wuchern. Einen Gegensatz zu den durchweg realistisch im guten Sinne gezeichneten Gestalten bildet nur jene der bereits erwähnten Schwedin, ein romantisches Original, welches jedoch genügend glaubhaft gemacht wird. Im ganzen entspricht der Roman den Bedingungen eines solchen völlig, und da auch die Darstellung anziehend und fesselnd ist, wird man denselben sicherlich mit Genuß lesen.

4. Der Glücksstern. Roman von Egon Fels. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1888. 8. 13 M. 50 Pf.

Der Roman ist mit epischer Breite veranlagt; wir lernen den Helden von der Geburt an kennen, er wird uns nicht erst vorgeführt, wie er schon mitten im Kampfe um das Dasein steht. Die ersten Kapitel behandeln die Ehe der Aeltern und lassen im Grunde einen andern Verlauf der Geschichte erwarten, bis man entdeckt, daß das Kind den Mittelpunkt der Handlung bilden soll. In Wahrheit läuft aber ziemlich lange noch die Geschichte des Vaters nebenher, dessen Treiben so ausführlich geschildert

wird, als hätte es einen bestimmenden Einfluß auf die innere Entwickelung des „Helden“, was aber thatsächlich nicht der Fall ist. Nur dessen äußere Verhältnisse werden berührt, insofern z. B. die Verschwendung des Vaters den Sohn arm macht. Es fehlt die Geschlossenheit der Handlung, der feste innere Zusammenhang, die logische Folgerichtigkeit im Aufbau des Ganzen, und man empfängt daher den Eindruck, als ob der Roman in eine Reihe loser Episoden zerfalle. Wenn man beispielsweise diesen Roman mit dem oben besprochenen Wachenhusen's vergleicht, so scheint letzterer reicher an Handlung zu sein, obwol dieselbe einfach ist, während „Der Glücksstern“ trotz der Fülle der Geschehnisse dagegen gehalten arm erscheint. Es liegt dies eben darin, daß diese Geschehnisse doch kein verhältnißmäßiges Fortschreiten in der innern Entwickelung des Helden bedeuten. Man wird sicher zugeben, daß die in Aegypten spielenden Kapitel etwas gezwungen eingefügt erscheinen, mindestens sind die Vorgänge dort nicht nothwendig für den Entwickelungsgang des Helden. Sieht man von diesem Fehler der Anlage ab und betrachtet man den Roman als eine Reihe von Bildern aus dem Leben, so darf man denselben willig manche Vorzüge zugestehen; sie sind zum Theil recht lebendig und anregend geschildert und interessiren den Leser, der sich mit leichten Skizzen von mannichfaltigen Ereignissen begnügen will. Eine scharfe, vertiefte Charakteristik darf man freilich ebenso wenig erwarten wie ein volles Erfassen der Triebfedern modernen Lebens oder, wenn man so sagen will, des Zeitgeistes, welcher die Verhältnisse bedingte, in denen die Gestalten des Romans sich bewegen. Johannes Emmer.

Reisebücher.

1. Auf dem Wege von Hohenzollern nach Rom. Protestantische Blätter gesammelt von Paul Hille. Geschichtliche Merkwürdigkeiten und denkwürdige Reiseziele. Köthen, Schettler's Erben. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.
2. Le Flâneur. Reiseskizzen (die Ostseeprovinzen, Deutschland und die Schweiz). Petersburg. 1888. Gr. 8. 6 M.

Das sehr fein und sauber ausgestattete Buch Paul Hille's (Nr. 1) ist als literarische Erscheinung ein recht sonderbares Erzeugniß. Nach allen drei Titeln zusammen sollte man eine Reise des Verfassers von Hohenzollern nach Rom erwarten, auf welcher unter protestantischem Gesichtspunkte — das Buch ist zudem dem Evangelischen Bunde gewidmet — Einkehr an verschiedenen kirchengeschichtlich denkwürdigen Orten gehalten sei. Schon das Inhaltsverzeichniß aber macht stutzig und läßt den Obertitel als unzutreffend erkennen. Denn mit dem Hohenzollern beginnend gelangt man von ihm sofort nach Rom, um dann an den Pilatusberg in der Schweiz, nach Lourdes in den Pyrenäen und nach Marseille zu kommen, wo die Reise ganz abbricht, um sieben Aufsätzen geschichtlichen Inhalts Platz zu machen, von denen nur einer auf einen Aufenthalt des Verfassers in Genf zurückgreift. Es folgt wieder ein Besuch des Klosters Bebenhausen bei Tübingen und den Schluß machen Mittheilungen aus den Briefen eines Freundes aus Rom. So wird denn die Kette freilich geschlossen, aber nur durch den Faden des kirchlich protestantischen Bewußtseins, das lebensfrisch theils an sich, theils im Gegensatze zum Romanismus das ganze Werkchen durchzieht. Wir tadeln nicht diesen Inhalt, wol aber die Verfehltheit, richtiger den Mangel jeglicher Anlage des Buchs. Daneben dann auch freilich die Unbedeutendheit mancher Abschnitte, die sich nicht über den einfachsten Reiseführer erheben und solchen zum Theil ausschreiben oder nachahmen. So namentlich auf dem Hohenzollern und in Bebenhausen. Bei aller guten Absicht des Verfassers hat das Buch herzlich geringen Werth.

Zur Erklärung des geschmackvollen Titels „Le Flâneur“ (Nr. 2) sei bemerkt, daß unter solcher Bezeichnung der bei den Lesern des „St. Petersburger Herold“ außerordentliche beliebte Feuilletonist dieser Zeitung zu schreiben pflegt. Diese engbegrenzte Beliebtheit mag den Verfasser dazu verführt haben, seine mit rascher Feder hingeworfenen Augenblicksskizzen in einen Band von 436 Seiten Lexikonformats und kleinen Druckes zu sammeln. Einige Blicke in dieses literarische Ungeheuer werden sich nach manchen Beziehungen immerhin lehrreich erweisen. Einmal für die Erkenntniß der Höhe, welche Selbstgefälligkeit und Selbstgenügsamkeit zu erreichen vermögen; es zeugt von einem „feschen“ Standpunkte, durch 27 Bogen hindurch den Nebenmenschen nur von seinem Ich, und zwar darüber, was dieses Ich während etlicher Wochen geträumt, gesehen, erlebt, geplaudert, gegessen und empfunden hat, gerade so zu unterhalten, wie ihm just der Schnabel gewachsen ist. Man lernt den Tagesschreiber vom reinsten Wasser kennen, dessen flüchtige Feder durch kein Bedenken, durch keinen Wissensballast aufgehalten wird, dem nie ein Zweifel an der Richtigkeit des Geschriebenen den Erguß hemmt, der ohne Selbstvorwurf den zufällig erkannten Irrthum ehrlich zurücknimmt und sofort durch einen womöglich noch größern ersetzt, dem unter unleidlichem Salbadern auch manch anmuthende Schilderung, manch gemüthvolle Plauderei mit unterläuft. Um aus der Fülle der zu Gebote stehenden Beweise für unser Urtheil etwas herauszugreifen, nehmen wir einige Zeilen der Auslassungen über die Schweizer (S. 181 fg.):

> Seltsam, daß die von einer so grandiosen Natur umgebenen Schweizer so wenig künstlerisch veranlagt sind. Die herrliche Scenerie hat noch keinen einzigen schweizer Poeten, Maler, Bildhauer zu einer Meisterschöpfung begeistert. Auf dem Gebiete der Kunst hat die Schweiz verhältnißmäßig sehr wenig producirt. Der Schweizer liebt seine Heimat unstreitig; wenn er gezwungen ist, sie zu verlassen, so wird er von Heimweh verzehrt; aber gleich-

gültig, kalt, theilnahmlos geht er an den sich ihm auf jedem Schritt darbietenden Naturschönheiten vorüber; er würdigt sie nicht, vielleicht eben darum, weil es für ihn etwas Alltägliches ist. Die herrliche Natur hat in den Schweizern keine Gefühle des Schönen, Erhabenen, Edeln erweckt, keine poetischen Neigungen angeregt; sie sind indifferent gegen die sie umringende Majestät und nur empfänglich, weil dieselbe dazu dient, sie zu bereichern; weil sie eine Rente repräsentirt, dank welcher man ein behäbiges Leben führen, sich größtentheils einem behaglichen Nichtsthun hingeben kann. ... Die Schweizer sind alle realistisch. Sie besitzen sogar keine Volkspoesie. Ihre Nationalgesänge sind inhaltlos, einförmig und langweilig. Die Aesthetik ist ein unbekanntes Wort. Alles ist ihnen feil — Alpenglühen und Holzschnitzereien, Mondschein und Cigarrenspitzen aus imitirtem Gemshorn. Dadurch erklärt sich, daß die Schweiz auf dem Gebiete der Dichtkunst und Musik, der Malerei und Bildhauerei so wenig geleistet, trotzdem daß die sie umgebende grandiose Natur sie zum Schönen und Erhabenen begeistern könnte.

Von noch höherm Werth als diese Anschauung ist die Berichtigung, die der Verfasser seinem „Urtheil über die Leistungen der Schweizer auf dem Gebiete der Kunst, das doch kein absolutes ist", wörtlich wie folgt angedeihen läßt (S. 259):

Arnold Böcklin in Zürich, Thiermaler wie Calome (!), Keller und andere haben gerade keinen Weltruf; jedoch sind ihre Leistungen bemerkenswerth. Was die schweizer Dichter anbetrifft, so kenne ich leider keinen, obwol der vor ein paar Jahren verstorbene Leuthold und der noch lebende Draumer (?! Dranmor?) auf dem Gebiete der lyrischen Poesie Bedeutendes geleistet haben sollen.

Und der Mann vermittelt berufsmäßig seinen Lesern die Kenntniß der zeitgenössischen Literatur und Kunst!

Nicht selten begegnet man in Deutschland in Schrift und Rede der Bezeichnung „Deutschrusse" für die Deutschen in Rußland ohne Unterschied, wenn sie nicht Angehörige des Deutschen Reichs sind, selbst für die Balten. Das Wort hat ganz denselben Sinn wie Deutschfranzose und einen so ganz andern als Deutschösterreicher oder Deutschamerikaner. Drückt letzteres die nationale Eigenart des Gliedes eines nichtdeutschen Staates aus, so liegt in erstern die Bezeichnung der nationalen Entartung eines Völkermischmasches. So verletzend den Liv-, Est- und Kurländern und wol auch sonst manchem wackern Deutschen im Innern Rußlands, dessen Väter die fremde Staatsangehörigkeit gewonnen, die Anwendung des Wortes „Deutschrusse" auf sie ist, so sehr ist „Le Flâneur" ein Musterbild dieser Art Zwittermenschen. Wer sie kennen lernen will, der blättere in den „Reiseskizzen"; das ist der zweite Gewinn, der sich aus dieser Lektüre ziehen läßt.

3. Europäische Wanderbilder. Nr. 130. 131: Die Brünigbahn. Von J. Hardmeyer. Nr. 132. 133: Das Kurhaus Tarasp und seine Umgebungen. Von Dr. J. Pernisch. Nr. 136. 137: Görlitz. Von Dr. Friedrich Blau. Nr. 138. 139. 140: Sitten und Umgebung (Wallis und Chamonix 6. Heft). Von F. O. Wolf. Nr. 141. 142: Erfurt in Thüringen. Von Louis Röll. Mit zahlreichen Illustrationen und Karten. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1888. 8. Jede Nummer 50 Pf.

Von dieser schönen, rasch sich immer mehr vervollständigenden Sammlung liegen uns fünf neue Bändchen vor. Drei von ihnen bringen herrliche Gegenden der Schweiz: die prächtige Landschaft des Durchgangs von den Ufern des Vierwaldstättersees zu den Thälern des berner Oberlandes, die großartige rauhe Schönheit des Unterengadin, in dem Tarasp mit seinen Quellen jetzt den vielbesuchten Mittelpunkt bildet, und den milden Zauber des obern Rhonethals mit seinem altburgundischen Hauptsitze in dem üppigen Pflanzenwuchse des Südens. Vortreffliche Bilder erläutern, wie bekannt, den gut geschriebenen Text dieser hübschen Bändchen, die als Führer am Orte, wie als Erinnerung nach der Reise willkommen sind. In gleicher Weise, nur der Natur der Aufgabe nach eingehender, sind die beiden deutschen Städtebilder Görlitz und Erfurt behandelt.

Von diesen höhere Ansprüche befriedigenden Büchern fallen sowol in bildlichem Schmucke, wie in der Fassung des Inhalts allerdings stark ab, tragen aber wieder der Lebensnothdurft des Reisenden mehr Rechnung und mögen sich in diesem Sommer recht brauchbar erweisen haben zwei Schriftchen, die wir hier nur verzeichnen:

4. In die Vogesen! Von Fritz Ehrenberg. Mit 44 Illustrationen von Ottomar Weymann und A. Touchemolin. Nebst einer Karte. Straßburg, Heitz. 1888. Gr. 8. 1 M.

5. Praktischer Wegweiser auf der Insel Sylt. Von C. Hepp. Mit Anhang und Karten. Fünfte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Illustrationen. Tondern, Dröhse. 8. 1 M.

Nur insofern es wesentlich auf die in den letzten Monaten so massenhaft nach München geströmten Pilger berechnet ist, kann hier ein hocherfreuliches Büchlein angereiht werden:

6. Der Cicerone in der königlichen ältern Pinakothek zu München. Eine Anleitung zum Genuß und Verständniß der hier vereinigten Kunstschätze. Von Georg Hirth und Richard Muther. Mit 188 Illustrationen. Eine Festgabe zu König Ludwig's I. Centenarfeier. München, Hirth. 1888. 12. 3 M.

Wie vor mehr als dreißig Jahren J. von Quandt einen längere Zeit hindurch recht schätzbaren allgemein verständlichen „Begleiter" für die dresdener Gemäldegalerie geschrieben, so haben jetzt Hirth und Muther sich vereinigt, auf die Ergebnisse der heutigen geschichtlichen und ästhetischen Kunstwissenschaft gestützt und mit den Mitteln der gegenwärtigen Technik ausgerüstet, im Anschluß an die Schätze der münchener Pinakothek dem Laien zur wirklichen Freude an den Bildern der Meister und Schulen zu verhelfen. Dr. G. Hirth hat die Einleitung übernommen, in welcher in sehr klarer Sprache über Kunstgenuß und Kunstverständniß, über das Natürliche in der Kunst, über den Stil und die malerische Charakteristik geredet wird, um dann auf geschichtlichem Wege die malerischen Auffassungen und den Wandel der mit ihnen Hand in Hand gehenden mannichfaltigen Technik vom Mittelalter bis in unsere Zeit durchzunehmen. So vorbereitet wird der Leser bei immer wiederholtem Besuche der Kunstsäle allmählich dahin gebracht, von der gewöhnlichen naiven Frage: Gefällt

mir das Bild? was habe ich an ihm? zur reifern vorzuschreiten: Ist es ein gutes Bild? um dereinst mit der Beantwortung der Frage: Ist es ein echtes Bild? die Stufe der Kennerschaft erreicht zu haben. R. Muther hat dann die eigentliche Führeraufgabe übernommen, indem er nach dem jetzigen Stande der kunstgeschichtlichen Forschung die einzelnen Schulen und Bilder bespricht. Die ganz vortrefflichen, wenn auch kleinen Abbildungen sind neben den größern Künstlerbildnissen und den beiden Porträts Ludwig's I. ein Schmuck des Buchs, und ermöglichen es dem Leser, auch nachdem er die Isarstadt verlassen, mit vollem Verständnisse dem Genusse der münchener Gemälde und der über die Kunst überhaupt gewonnenen Belehrung in der Erinnerung nachzuleben. Dieser „Cicerone" könnte von erziehlicher Bedeutung für weite Kreise werden.

Friedrich Bienemann.

Philosophische Schriften.

1. Alles in Allen. Metalogik. Metaphysik. Metapsychik. Von Ludwig Haller. Berlin, C. Duncker. 1888. Gr. 8. 6 M.

Es kann sein, daß es einige Leute gibt, die an der ganzen Natur dieses Buchs ein gewisses Interesse oder eine Art von Befriedigung finden. Es scheint ja auf diesem ganzen Gebiete der höhern Speculation oder Philosophie zuletzt eigentlich alles erlaubt zu sein oder man wird nicht wie in andern niedern Regionen des Wissens einfach von Wahrheit oder Unwahrheit des Denkens reden können. Mancher freut sich daran, um irgendeinen Blick in diese höhere Sphäre des menschlichen Wissens und Denkens von der Welt thun zu können. Nach Analogie des Wortes Metaphysik und seiner einmal hergebrachten Bedeutung sind daher neuerlich auch einige andere ähnliche Worte wie Metamathematik oder wie hier Metalogik und Metapsychik erfunden worden. Diese Worte allein aber haben noch keinen irgendwie bestimmten und fest begrenzten Werth oder Gehalt. Es sind das zunächst eben Worte, mit denen ein mannichfaches, vielleicht geistreiches, aber immerhin unsicheres und schwankendes Spiel getrieben werden kann. Dieser Charakter des Spielenden muß überhaupt als ein für das vorliegende Buch bezeichnender hervorgehoben werden. Vom Standpunkte eigentlicher Wissenschaft und strengen Forschens nach Wahrheit ist mit demselben schlechterdings nichts anzufangen. Der Verfasser hat demselben nichtsdestoweniger eine anscheinend streng wissenschaftliche Form und Gestalt in einer Gliederung in drei Bücher und vierzehn Kapitel mit ausführlicher Inhaltsdarlegung gegeben. Die Ueberschriften der drei Bücher sind: 1) „Anfänglich-Unendlich und Anfänglich-Endlich"; 2) „Einfürallemal — Allemalfüreinmal"; 3) „Die Welt der Sprache, Aletheia, Pseudos". Mit diesen Ueberschriften allein soll selbstverständlich irgendein näherer Sinn und Inhalt nicht in Verbindung gebracht werden. Sie bezeichnen aber hinreichend die ganze Neigung des Verfassers, sich in künstlich gesuchten Begriffsantithesen und hohlen spitzfindig-abstracten Denkformeln zu ergehen. Was der Verfasser mit dem allen eigentlich gewollt hat oder welches der wahre und innere Kern seiner ganzen Weltanschauung gewesen sei, dürfte überall nur schwer ermittelt oder gesagt werden können. Er selbst gehört nicht mehr den Lebenden an und ist seiner äußern Stellung nach kaiserlich russischer Regierungsrath und Dr. juris gewesen. In seiner ganzen Darstellungsart verbindet sich sophistischer Scharfsinn und äußerliche Wortklauberei mit mancherlei poetischen, auf innere Gemüthlichkeit hindeutenden Redeblüten und es geht hieraus ein etwas an den Jean Paul'schen Humor erinnernder Gesammteindruck hervor. Neben allen Widersprüchen des Denkens und der Welt aber scheint sich für den Verfasser zuletzt alles in der Einheit Gottes aufgehoben und eben hierin seine Seele ihre innere Befriedigung gefunden zu haben.

2. Die Entwickelungsgesetze der Menschheit. Eine socialphilosophische Studie von Paul Weisengrün. Leipzig, O. Wigand. 1888. Gr. 8. 4 M.

Diese von Geist, Unbefangenheit und Sachkenntniß Zeugniß ablegende Schrift bezieht sich auf die für unsere ganze wissenschaftliche sowol als moralische Weltansicht wichtige Frage nach dem Stattfinden allgemeiner Gesetze in der socialen Entwickelung des menschlichen Lebens. Daß alles Menschliche nicht einfach und schlechthin ein Reich der bloßen persönlichen Freiheit, des Zufalls und des zersplitterten Individualismus ist, diese Ansicht wird bei unserer neuern Auffassung und Betrachtung der Geschichte überall nicht mehr als möglich und berechtigt anerkannt werden dürfen. Die ganze allgemeine oder metaphysische Frage, wie die Voraussetzung oder das Festhalten an der sittlichen Freiheit des Menschen sich zu dieser Annahme verhalte, wird hier mit Recht nicht berührt; diese Frage kann überhaupt nur für beschränkte Geister ein Hinderniß sein, jenem Problem klar und fest in das Auge zu sehen. Der Verfasser befindet sich auch zum Theil wenigstens auf dem Wege, sich zu einer freiern und weniger einseitigen Ansicht hierüber zu erheben, als dieses bisher geschehen ist. Im allgemeinen darf hierbei eine doppelte Haupt- oder Grundauffassung unterschieden werden, die eine, welche in dem ganzen Fortgange der Erscheinungen der Geschichte einen einzigen in sich zusammenhängenden nothwendigen oder organischen Lebensproceß zu erblicken geneigt ist, und die andere, welche im unmittelbaren Anschlusse an die gegebene Vielheit und Mannichfaltigkeit des Lebens der einzelnen Völker in diesem bestimmte gemeinsame oder sich stetig wiederholende Gesetze und

Reihen der Entwickelung nachzuweisen versucht. Nach jener Auffassung ist die Geschichte ohne weiteres eine Einheit in der Zeit, während sie nach dieser vielmehr in einer Vielheit des Völkerlebens im Raume oder im Nebeneinander zu bestehen scheint. Beides aber hat an sich immer ein bestimmtes Recht, indem die ganze Vielheit des menschlichen Lebens auf der Erde sich doch zuletzt zu einer gewissen Einheit oder einem umfassenden Gesammtergebnisse zusammenzuschließen scheint. Der abstracte Einheitsgedanke von der Geschichte als einer immanenten Entfaltung der Idee des menschlichen Geistes an sich ist namentlich zuerst durch Hegel und seine Schule aufgestellt und durchzuführen versucht worden. Der Unterzeichnete hat in seinem Buche: „Philosophie der Geschichte" (Leipzig, Fleischer), diesen Versuch einer eingehenden Ergänzung und Berichtigung unterworfen. Neuerlich aber ist insbesondere von seiten englischer und französischer Denker das Streben auf die Erforschung sogenannter Naturgesetze in allen Erscheinungen des socialen Lebens der einzelnen Völker hingelenkt worden. Es sind dieses zwei Richtungen, die sich gegenüberstehen, deren jede aber auch eine gewisse Grenze ihrer Berechtigung und Anwendbarkeit hat. Mit der bloßen Analogie von Naturgesetzen kommt man beim Begreifen der Geschichte ebenso wenig durch als mit der abstract-einheitlichen oder idealistisch-dialektischen Begriffsconstruction der Hegel'schen Schule. Der Standpunkt des Verfassers zeichnet sich hierbei immer durch eine gewisse eklektisch abwägende und ausgleichende Besonnenheit aus. Er hat allerdings von Hegel und seiner Logik noch einige Anschauungen und Lehrformeln, wie namentlich die des Umschlagens der Kategorie der Quantität in die der Qualität, mit hinübergenommen, durch welche schwerlich das reale Wesen der Sachen genügend erschöpft oder ausgedrückt werden möchte. Die von ihm selbst festgestellten und formulirten Gesetze dürften ebenso wol rücksichtlich ihrer Klarheit und Faßlichkeit manchen Zweifeln und Anfechtungen begegnen. Bei der ganzen Schwierigkeit des vorliegenden Problems aber mag doch auch einem solchen immer ernstlich gemeinten Versuche die gebührende Anerkennung nicht versagt werden.

Konrad Hermann.

Zwei Frauenromane.

1. Paula. Roman von O. Heller. Berlin, Teubner. 1888. 8. 2 M.
2. Die Brandows. Roman von A. Marby. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, Janke. 1888. 8. 5 M.

Ich habe bisher kein Werk der beiden Schriftstellerinnen gelesen. Der Einblick in einzelne Besprechungen über von ihnen verfaßte Bücher ist alles, was ich von ihnen weiß — ein Nachtheil insofern, als man nicht über Fort- oder Rückschritt berichten kann, ein Vortheil andererseits, da man mit der größtmöglichen Objectivität an die Beurtheilung geht.

Ottilie Heller ist bisher mit zwei Romanen: „Stephan Broda" und „Kathinka" (beide 1884), an die Oeffentlichkeit getreten und scheint mit dem letztern Werke im allgemeinen mehr befriedigt zu haben, als mit ihrem literarischen Erstlinge. Im vorliegenden Romane (warum nicht lieber Novelle?) „Paula" (Nr. 1) finde ich die Merkmale eines Erzählertalents, wenn schon in nichts anderm, so doch in der flotten und frischen Weise, mit der sich die Handlung fortbewegt. Diese Erzählungsweise wird allerdings, besonders an solchen Stellen, wo der Ton oder die Färbung mit besonderer Absicht realistischen Gepräges ist, eigenthümlich trocken, ja hausbacken. Das Motiv, das bewegende Element der Novelle ist nicht neu, aber anziehend: das Heraustreten der Heldin, die einen Arzt heirathet, aus den Flitterkreisen des Bühnenlebens in die kleinbürgerliche Welt, die Seelenkämpfe, die, durch immer mehr und mehr in den Vordergrund tretende Gegensätze genährt, stetig größer werden, bis ein gänzliches Aufgehen im Künstlerthum das Schlußergebniß wird. Die Heldin ist gut, ihr getreuer Impresario und noch getreuerer Anbeter besser, ja vorzüglich charakterisirt, nicht minder hat die Verfasserin auch eine Nebenfigur, Paula's Schwägerin, sehr gut gezeichnet; aber die ganze in gutem Deutsch erzählte Geschichte hat einen Hauptfehler: die beiden Helden, Paula und ihr Berather und Anbeter, zappeln am Faden der Unwahrscheinlichkeiten, bis der Roman ohne Grund unharmonisch abschließt.

Was uns A. Marby in „Die Brandows" (Nr. 2) bietet, ist die gut erzählte Geschichte einer jungen Ehe, die durch die Schuld des Gatten ins Wanken geräth. Eine schöne Operettensängerin zerrt als Störenfried an dem ohnehin nicht gefestigten Familienbande, ein Schwager erglüht in Liebe für die junge, unverstandene Frau seines Bruders, ohne aber eine andere als sehr ehrenhafte Rolle zu spielen; diese Frau ist natürlich ein Ausbund an Gottesgaben, von denen ihr Gatte keine Ahnung hat. Nachdem sich der geschickt geschürzte Knoten ohne Aufsehen zu aller Befriedigung gelöst, herrscht eitel Glück. Man kennt das Recept. E. Marlitt und E. Werner, die beiden Gartenlaubenschriftstellerinnen, haben ja die Muster solcher Romane in „Die zweite Frau", „Gesprengte Fesseln" und „Glück auf" geboten. Man kann aber auch „Die Brandows" mit Spannung lesen. Manche Stellen haben Schwung und bringen unser Herz in wehmüthige Bewegung. Einzelne Figuren sind recht gut gezeichnet; das Familienglück des Feuerwehrmannes, der eine Brandow zur Frau besitzt und der Vater der eingangs erwähnten Operettensängerin ist, ist anziehend geschildert — es ist mit einem Worte ein Gemüthsroman, wenn ich diesen Ausdruck gebrauchen darf. Während „Paula" von O. Heller in psychologischer Beziehung unbedingt den Vorrang verdient, sind „Die Brandow's" hingegen folgerichtiger durchgeführt und harmonischer abgeschlossen.

Karl Schrattenthal.

Feuilleton.

A. Weinholz' in d. Bl. wiederholt besprochene „Immortellen in Sonetten auf den bonner Friedhof niedergelegt" (Bonn, Hanstein) sind in dritter, wiederum vermehrter Auflage ausgegeben. Auch über die in den letzten fünf Jahren hinzugekommenen Sonette, unter anderm an Arnold Schäfer, von Stintzing, den Generalfeldmarschall Herwarth von Bittenfeld gerichtet, kann leider nur das frühere Urtheil wiederholt werden, daß die gutgemeinten Widmungen eitel Handwerkspoesie enthalten.

— Die Studie des Professors der ostasiatischen Sprachen an der Universität Leipzig Georg von der Gabelentz über „Confucius und seine Lehre" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1888) trägt mehr den Charakter eines gediegenen Essay als einer wissenschaftlichen Abhandlung; formell frisch und geistvoll selbständig geschrieben, darf sie inhaltlich die Bezeichnung der Originalität beanspruchen. Der Verfasser will den Leser die Erscheinung des Confucius in erster Linie geschichtlich und culturgeschichtlich begreifen lassen, die philosophische Bedeutung aber des Confucius wird unter seinen Händen eine Art von Ehrenrettung. Jedenfalls entwirft er vom Chinesenthum ein günstigeres und wahrscheinlich auch objectiveres Bild, als wir gewöhnlich empfangen. G. von der Gabelentz verlangt, daß man das Chinesenthum im Lichte des Confucianismus betrachte. Charakteristisches Kennzeichen des letztern ist die Forderung eines gewissenhaften Denkens; das wichtigste Pflichtverhältniß ist das zwischen Aeltern und Kindern; das Jugendideal besteht in der Harmonie im Innern wie nach außen, was nach von der Gabelentz sittliche Freiheit ist. Die Chinesen oder besser Confucius haben eine einheitliche (monotheistische) Weltanschauung, Moral und Aesthetik sind im Denken dieses Volks innig miteinander verbunden. So sehr wir die Skizze des Professors von der Gabelentz schätzen, so hätten wir eine mehr systematische Behandlung seines Stoffs doch lieber gesehen.

— Einen „Buddhistischen Katechismus" zur Einführung in die Lehre des Buddha Gáutama hat Subhádra Bickschu herausgegeben (Braunschweig, Schwetschke u. Sohn, 1888). Das Buch ist nach den heiligen Schriften der südlichen Buddhisten zum Gebrauche für Europäer zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen. Es ist für das Verständniß erwachsener Leser berechnet, und enthält die Grundzüge der Lehre in gedrängter Kürze. Der Verfasser rühmt, daß eben diese Lehre frei sei von Dogmen und Formenwesen, daß sie Vernunft und Herz gleichermaßen befriedige und im einfachsten Gewande auftrete. Eine Prüfung dieses Katechismus hat uns ergeben, daß er ein für seinen Zweck trefflich abgefaßtes Buch ist; zur Einführung in das Verständniß des Buddhismus ist er vorzüglich geeignet. Unwillkürlich treten die verwandtschaftlichen Beziehungen zum Christenthum ebenso wie die Grundverschiedenheiten heraus, sodaß auf Grund solcher authentischen Schriften eine Würdigung dieser Religion ungleich leichter ist als früher.

Bibliographie.

Bachem's Novellen-Sammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek. 34ster Bd.: Dativ. Roman von H. v. Freyenstein. Die Heldin der Saison. Novelle von A. Holm. Köln, Bachem. 8. 1 M.

Bähr, O., Das bürgerliche Gesetzbuch und die Zukunft der deutschen Rechtsprechung. Leipzig, Grunow. Lex.-8. 50 Pf.

Becker, J. H., Saga II. Zur Deutung urzeitlicher Ueberlieferung. Leipzig, Fock. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Beyschlag, W., Luthers Hausstand in seiner reformatorischen Bedeutung. Barmen, Klein. 12. 50 Pf.

Cölln, E. v., König Harald Blauzahn. Eine Mär des zehnten Jahrhunderts. Berlin, Verlag des literarischen Deutschlands. 8. 3 M.

Corvus, M., Im Schlößchen. — Cyane. Breslau, Schottländer. 8. 4 M. 50 Pf.

Eisner, J., Die Lectüre als Mittel zur Bildung. Ein Beitrag zur Culturgeschichte. Prag, Brandeis. Gr. 8. 50 Pf.

Fauth, F., Das Gedächtnis. Studie zu einer Pädagogik auf dem Standpunkte der heutigen Physiologie und Psychologie. Gütersloh, Bertelsmann. Gr. 8. 4 M. 80 Pf.

Fischer, A., Petöfi's Leben und Werke. Eingeführt von Maurus Jókai. Mit den Porträts von A. und Julia Petöfi, 3 Handzeichnungen von Petöfi, einem autobiographischem Blatte in Facsimile-Druck und einer Copie der „Zwölf Punkte", des ersten censurfreien Preßerzeugnisses in Ungarn. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 10 M.

Fränkel, A., Der Nachbar im Osten. Cultur- und Sittenbilder aus Rußland. 2ter Bd. Hannover, Helwing. 8. 4 M.

Gencke, C. E., Eralda Loredano. Trauerspiel. Zwickau i. S., Bär. Gr. 8. 3 M.

Girēnas, Die littauische Frage einiger Zeitungen mit einer deutschen und littauischen Antwort. Leipzig, Schmaler u. Pech. 8. 80 Pf.

Hack, K., Tegernsee. Mit Illustrationen. München, Lindauer. 8. 2 M.

Hackländer, F. W., Der Augenblick des Glücks. Aus den Memoiren eines fürstlichen Hofes. Stuttgart, Krabbe. Gr. 8. 4 M.

Die Heimath der Szlachciceen. Zwanglose Federzeichnungen eines Galizianers. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 2 M.

Junghans, Sophie, Der Bergrath. Roman in 4 Bdn. Berlin, Dominik. Gr. 8. 12 M.

Kapri, B. M., Aus eigener Schuld. Roman. Leipzig, Reißner. Gr. 8. 6 M.

Kretzer, M., Ein verschlossener Mensch. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 7 M.

Lang, G., Deutschland ist mein Vaterland! Gedichte. Frankfurt a. M., Jügel. 12. 80 Pf.

Mantegazza, P., Lebensweisheit für die Jugend. Aus dem Italienischen. Einzig autorisirte deutsche Bearbeitung. Jena, Costenoble. 8. 3 M.

Meinecke, G., Aus dem Creolenlande. Erzählungen. Berlin, Zenker. 8. 2 M.

Möllhausen, B., Das Loggbuch des Kapitäns Eisenfinger. Roman in 3 Bdn. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 9 M.

Muser, K., Blumen am Wege. Gedichte in Schriftsprache und alemannischer Mundart. Müllheim i. B. 12. 2 M. 50 Pf.

Nordenflycht, F. O. Freih. v., Die französische Revolution von 1789. Darlegung ihrer Anlässe, ihrer Ziele und ihrer Mittel. II. Tl.: Die Ausführung. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Parlon, H., Kultur und Gesellschaft im heutigen Spanien. Beobachtungen. Leipzig, Elischer Nachf. Gr. 8. 5 M.

Die äußere Politik und die sittlichen Gesetze. Eine Untersuchung von E. v. A. Hannover, Helwing. Lex.-8. 1 M.

Reuschert-Metz, F. W., Auf Kaiser Friedrichs Tod. Eine Sammlung von Gedichten aus Nord und Süd, Ost und West unsres deutschen Vaterlandes auf den Tod Sr. Maj. unsres hochseligen Kaisers und Königs Friedrich III. Trier, Stephanus. 8. 1 M. 20 Pf.

Rettich, H., Zur Theorie und Geschichte des Rechts zum Kriege. Völkerrechtliche Untersuchungen. Stuttgart, Kohlhammer. Gr. 8. 8 M.

Reuter, W., Was ein Waldbruder sang. Gedichte. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Rudolph, O., Bekehrt. Lebensbild. Anhang: Gedichte. Darmstadt, v. Aigner. 12. 75 Pf.

Rülf, J., Wissenschaft des Weltgedankens und der Gedankenwelt. System einer neuen Metaphysik. 1ster Thl.: Wissenschaft des Gedankens. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 8 M.

Schmitt, E. H., Michelet und das Geheimniss der Hegel'schen Dialektik. Frankfurt a. M., Koenitzer. Gr. 8. 1 M.

Schupp, A., S. J., Das Lilien-Veitle. Märchen. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 1 M.

Sepp, B., Der Originaltext der Cassettenbriefe der Königin Maria Stuart. Eine Erwiderung auf M. Philippson's Abhandlung: Les lettres de la Cassette. Rev. hist. T. 34. S. 225—258, T. 35. S. 21—58. München, Lindauer. Gr. 8. 50 Pf.

Snouck Hurgronje, C., Mekka. Mit Bilder-Atlas. Herausgegeben von het koninklijk instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië te 'S-Gravenhage. (1ster Tl.: Die Stadt und ihre Herren.) Haag, Nijhoff. Lex.-8. 36 M.

Storm, T., Der Schimmelreiter. Novelle. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 5 M.

Strauß, F. T. (in Sultanabad [Persien]), Reisen und Erlebnisse. 2ter Tl. Plauen Kell. 8. 50 Pf.

Telmann, K., Im Klementenhof. Roman. 2 Bde. Leipzig, Reißner. 8. 6 M.

Walloth, W., Dramen. (Gräfin Pusterla. — Johann von Schwaben. — Marino Falieri.) Leipzig, Friedrich. 8. 4 M.

— — Der Gladiator. Roman aus der Zeit Kaligulas. Leipzig, Friedrich. 8. 6 M.

Werner, Margot, Durch Mittheilung zum Verständniß, durch Verständniß zur Zufriedenheit. Eine philosophische Skizze. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. 12. 60 Pf.

Werner, R., Dirk Mallinga. Ein Seemannsleben. Leipzig, Gebhardt. 8. 6 M.

Wicklein, K., Eichenlaub. Erster Kranz. Kaiser- und Vaterlandslieder. Berlin, Th. Thiele. 8. 30 Pf.

Ziegler, O., Johann Nikolaus Tetens' Erkenntnißtheorie in Bezug auf Kant. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M.

Zur pädagogischen Zeitfrage: ob Religion? ob Moral? Erster Beitrag von einem Veteranen. Königsberg i. Pr., Hartung. Gr. 8. 60 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Emin-Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin-Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von **Dr. G. Schweinfurth** und **Dr. Fr. Ratzel** mit Unterstützung von Dr. R. W. Felkin und Dr. G. Hartlaub. Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namensverzeichniß. 8. Geh. 12 M. Geb. 13 M. 50 Pf.

Der Name Emin-Pascha's, unsers seit mehrern Jahren durch den Mahdi-Aufstand in Wadelai abgesperrten deutschen Landsmanns Dr. Schnitzer, ist gegenwärtig infolge der zu seiner Befreiung vorbereiteten Expedition in aller Munde. Diese Sammlung der zahlreichen werthvollen Arbeiten Emin-Pascha's wird daher allgemein willkommen sein.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sansibar.

Ein ostafrikanisches Culturbild.

Von

Dr. Karl Wilhelm Schmidt.

8. Mit 15 Abbildungen und 1 Plan.

Geh. 4 M. 50 Pf. Geb. 5 M. 50 Pf.

Sansibar hat als Ausgangspunkt der meisten Expeditionen in das Innere Afrikas schon seit langem eine besondere Bedeutung gehabt, seit Beginn der deutschen Colonialbestrebungen ist das ostafrikanische Inselreich aber in commerzieller wie politischer Hinsicht noch mehr in den Vordergrund getreten, in neuester Zeit auch durch die von dort ausgehenden Unruhen. Diese vorliegende Schilderung Sansibars empfiehlt sich daher allseitiger Beachtung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten sechzig Jahre. Nebst einem Anhange: **Briefe Dr. Emin-Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker, 1883—1885.** Bearbeitet und herausgegeben von Richard Buchta. Mit Titelbild und 2 Karten. 8. Geh. 6 M. Geb. 7 M.

Dieses Werk bietet auf Grund der Tagebücher von Dr. Junker und sonstiger zumeist an Ort und Stelle gemachter Forschungen das beste Mittel zur Orientirung über die Ereignisse, welche zu dem Mahdi-Aufstand in den Sudanländern und zu der Absperrung Emin-Pascha's führten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Confucius und seine Lehre.

Von

Georg von der Gabelentz.

Mit Titelbild. 8. Geh. 1 M. 50 Pf.

Der als hervorragender Kenner der ostasiatischen Sprachen und Literaturen bekannte Verfasser, Professor an der Universität Leipzig, gibt in dieser für weitere Kreise bestimmten Schrift eine Uebersicht über Entwickelung und Bedeutung der Lehre des Confucius und bietet dadurch zugleich interessante Einblicke in chinesische Sitten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. In drei Abtheilungen. Zwölfte Auflage. 8. Cart. 8 M. Geb. 9 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Siebente Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Friedrich Bodenstedt.

Aus dem Nachlasse des Mirza Schaffy.

Neues Liederbuch.

Volks-Ausgabe. 15. Aufl. Geb. 2 M.

Miniatur-Ausgabe. 14. Aufl. Geb. 4 M. 50 Pf.

Octav-Ausgabe. 13. Aufl. Geb. 6 M.

Pracht-Ausgabe. Geb. 12 M., in Pergament 20 M.

Aus Morgenland und Abendland.

Neue Gedichte und Sprüche.

3. Auflage. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

Das schönste Geschenk ist und bleibt eine selbstthätige **Zimmerfontaine** von **Louis Heinrici** Zwickau i/S. Man verlange Katalog!

Die 5. Klasse 114. Königlich Sächsischer Landes-Lotterie,

welche vom 3. bis 24. November a. c. in **Leipzig** gezogen wird, enthält unter **86,000** Nummern **36,000** Gewinne im Betrage von **14,370,340** M., dabei Haupttreffer von **500,000 M., 300,000 M., 200,000 M., 150,000 M., 100,000 M., 50,000 M., 40,000 M.,** 30,000 M. 5 mal, 15,000 M. 20 mal, 5000 M. 50 mal, 3000 M. 750 mal u. s. w.

Original-Lose dazu sind von dem unterzeichneten konzess. K. S. Lotterie-Kollecteur zum **Planpreise** noch zu haben, welcher beträgt: **210 M.** für 1/1, **105 M.** für 1/2, **42 M.** für 1/5, **21 M.** für 1/10 **Los.** Für Zusendung derselben in **eingeschriebenem** und der **amtlichen** Gewinn-Liste nach Schluss der Lotterie in **einfachem Briefe,** sind obigem Betrage noch 55 Pf., vom Auslande 75 Pf., Verläge beizuschliessen. — **Auszahlung der Gewinne, selbst der höchsten Treffer, wie seither, sofort. — Reelle Bedienung und strengste Verschwiegenheit.** — Ausländische Geldsorten werden zum Tagescours berechnet. — Ausführlicher Spielplan gratis.

Reinhold Walther in Leipzig, Pfaffendorfer-Strasse No. 5.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 44. — 1. November 1888.

Luther's Schriftsprache.

Grundzüge der Schriftsprache Luther's. Versuch einer historischen Grammatik der Schriftsprache Luther's von Karl Franke. (Gekrönte Preisschrift.) Görlitz, Remer. 1888. Gr. 8. 4 M.

Die einzigartige Kraft und Größe unsers deutschen Reformators hat auf dem religiösen Gebiete nur einen Theil der Nation, wenn auch den größern, zu evangelischer Freiheit erwecken können. Eine beträchtliche Minderheit hält bis heute an der Papstkirche fest, und so wie zu Ende des 16. Jahrhunderts die confessionellen Grenzen in Deutschland lagen, bestehen sie im allgemeinen noch in der Gegenwart. Nur in beschränktem Maße haben mittelbar auch Lehre und Sitte der römischen Kirche unter uns durch die Reformation eine reinigende Wirkung erfahren. Anders verhält es sich auf dem sprachlichen Gebiete. Da ist Luther der Schöpfer und Neubildner für das gesammte Volk geworden, ja erst seit ihm und durch ihn besitzen wir eine gemeindeutsche, alle Stämme von Nord und Süd umfassende Sprache, wie sie weder das Mittelalter noch eine frühere Zeit aufzuweisen hat, und was auch die Kaplanpresse und Halbgelehrte wie Janssen über den angeblichen Schaden, den die Reformation angerichtet habe, eifern mögen, das ändert nichts an der Thatsache, daß auch die blindesten Römlinge heute, wenn sie Luther anschreien, wollen sie anders verstanden werden, sich der Sprache eben dieses ihres erbittertsten, kühnsten und geistesmächtigsten Feindes bedienen müssen.

Die protestantische Sprachforschung hat darum auch nur eine Ehrenschuld abgetragen, wenn sie auf die immer gründlichere Erforschung der Luther-Sprache ihren Blick richtete. Zu den ältern Genossen: R. von Raumer, Jütting, Frommann, Hupfeld, Grotefend, haben sich in neuerer Zeit Mönckeberg, Dietz, Lehmann, Opitz, H. Rückert, im letzten Jahrzehnt Burdach, Pietsch, Walter, Wülcker u. a. gesellt. Es ist ein edler Wettstreit entbrannt, die kostbaren Schätze, aus denen unsere deutsche Muttersprache Leben und Gedeihen zieht, in immer weiterem Umfange bloßzulegen und zugänglich zu machen. Waren aber die frühern Arbeiten entweder nur auf Luther's Bibelübersetzung oder blos auf einen besondern Theil der Grammatik seiner Schriftsprache oder nur ganz allgemein auf diese gerichtet, so liegt uns nun in Franke's gekrönter Preisschrift ein werthvoller gelungener Versuch vor, auch die übrigen Schriften Luther's in die Betrachtung mit hineinzuziehen und dabei gleichmäßig und auf das einzelne eingehend die ganze Laut-, Wort- und Satzlehre zu berücksichtigen.

Das Ergebniß seiner sorgfältigen Untersuchungen faßt der durch eine Abhandlung über den obersächsischen Dialekt (Programm der Realschule zu Leisnig, 1884) uns schon vortheilhaft bekannte Verfasser dahin zusammen, daß Luther's Schreibweise vornehmlich an der kursächsischen Kanzleisprache, daneben aber auch an der Sprache der verschiedenen ostmitteldeutschen und der kaiserlichen Kanzlei sich bildete. Und zwar ist Luther kein unselbständiger Nachahmer seiner Vorbilder, sondern bei unablässig nach allen Seiten hin fortschreitender Arbeit erfährt seine Sprache, besonders was den Lautstand betrifft, im Laufe der Zeit eine gewaltige Umänderung, und für die Gewinnung seines Wortschatzes schöpft Luther aus der unversieglichen frischen Quelle der lebendigen Volksrede. Denn das ist das Ziel, dem er in heißem Bemühen zustrebt: das ganze Volk, Bürger und Bauer, auch der geringe Mann, soll ihn verstehen. Darum muß auch die Bibel unter seinen Händen deutsche Art annehmen, fremde Dinge und Ausdrücke werden umgedeutscht, neben den Kanzleien werden auch Markt und Kinderstube, neben dem Mitteldeutschen das Ober- und Niederdeutsche befragt, ja selbst den Dialekten wird mancher schlagende Ausdruck mit glücklichem Griff entlehnt, um ihn zum Gemeingute zu erheben.

So ist durch Aneignung von rechts und links die neuhochdeutsche Sprache Luther's reicher und ausdrucksfähiger geworden, als das Mittelhochdeutsche. Zählen doch allein die mitteldeutschen, meist ostthüringischen Wörter, die Luther für die Gesammtheit erobert hat, nach vielen Dutzenden, während bei zahlreichen andern die mitteldeutsche Form neben der oberdeutschen durch ihn erst sich befestigt hat.

Die Wandelungen, welche Luther's Sprache noch während seiner eigenen Thätigkeit erfährt — denn es ist zum guten Theil eine neu geschaffene, nicht rein ererbte —, werden von dem Verfasser unsers Buchs mit feinfühlender Aufmerksamkeit verfolgt. Für den Lautstand führt die angestellte Untersuchung zu dem Ergebnisse, daß drei Perioden zu unterscheiden sind, von 1516 bis 1520, von 1521 bis 1531 und von 1532 bis 1546, während denen die anfangs stärkere Mischung mit mittelhochdeutschen und lediglich mitteldeutschen Bestandtheilen sich mehr und mehr verringert. In der Wortbildung beweist sich Luther's schöpferische Kraft am stärksten. In dem Periodenbau ist es ihm nach Franke am wenigsten gelungen, sich von gewissen Mängeln des Kanzleistils ganz frei zu machen. Doch wäre gerade nach dieser Seite hin eine umfassendere Berücksichtigung des Kleinen Katechismus erwünscht gewesen, die doch wol ein etwas günstigeres Urtheil an die Hand gegeben hätte.

Für eine spätere Auflage, die gewiß nicht ausbleiben wird, möchten wir eine gründliche Durchsicht des den Wortschatz behandelnden Theils anrathen. Hier finden sich einige Bemerkungen, die sich kaum werden aufrecht halten lassen. So soll nd. „bewern" durch Metathesis aus „webern" entstanden sein, „verschleißen" und „anheben" werden als nicht mehr gebräuchlich bezeichnet, „helle" wird in der Stelle Hes. 1, 4 als Adverb in Anspruch genommen, auch selb, selbs, selbst, selbest werden, weil unflectirt bleibend, zu Umstandswörtern gestempelt. Unter den Wörtern, deren Stamm in der jetzigen Schriftsprache ausgestorben sei, begegnen: risch, Scheme, Kipse, Pockel, Hümpler, Tartsche. Und unter den Wörtern, die bei Luther noch in einer alten, in der jetzigen Schriftsprache nicht mehr gebräuchlichen Bedeutung vorkommen, fehlt eine nicht geringe Zahl. Es sei erinnert an: segnen, häuen, Vormund, erhaben (= erhoben), Span, Sindflut (Sir. 39, 27), Strumpf, niedlich, weben, werben, Koller, kostfrei, lechzen, Gefäß, Leichnam, versprechen, mummeln, Beispiel, belegen (= belagern), Semmel, pausten, schmeißen (= schnitzen), Bescheidenheit, Ernhold, erzählen (= aufzählen), Macht (= Zeugungskraft), Feser, etwo (= irgendwo oder irgendwann), freidig, keulich, wankel, Aftergeburt, Obenholz, kirren und kurren, Würderung, Übersatz. Der peinlichen Gewissenhaftigkeit gegenüber, welche der Verfasser in allen Theilen seiner Arbeit beweist, glauben wir hier nicht an ein Uebersehen, sind aber der Meinung, daß das von ihm gegebene Verzeichniß durch größere Vollständigkeit auch für die Leser fruchtbarer gemacht werden könnte, und bei der Trefflichkeit und Reichhaltigkeit seiner übrigen Ausführungen wünschen wir ihm deren recht viele. Bei Anführung der Bibelstellen finden sich leider viel Druckfehler, und ärgerlich ist gleich auf der ersten Seite das sinnentstellende Komma bei Anführung von Cordatus, Veit, Dietrich, während Lauterbach und Aurifaber in der Reihe fehlen.

Karl Sallmann.

Episches.

1. Das Lied der Menschheit. Ein Epos in 24 Erzählungen von Heinrich Hart. Erster Band: Tul und Nahila. Zweiter Band: Nimrod. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1888. 8. Jeder Band 2 M.

Es wird wol jedermann bei der Mär, daß ein Dichter sich unterfange, die Culturentwickelung der Menschheit seit der Sündflut bis zur Gegenwart zu besingen, nicht allein die Möglichkeit der Durchführung eines solchen Wagnisses bezweifeln, sondern von vornherein Mistrauen gegen das poetische Talent des Unternehmers empfinden, da es eben nicht Dichterart zu sein pflegt, Größe in stofflicher Ungeheuerlichkeit zu suchen. Nun handelt es sich jedoch für einen Berichterstatter nicht darum, im voraus abzuurtheilen, sondern vielmehr das einstweilen Vorhandene zu prüfen. Und da ergibt sich denn die ebenso einfache als erfreuliche Thatsache, daß Heinrich Hart seine Aufgaben in den zwei ersten Bänden mit erstaunlicher Kraft bewältigt hat, die den Leser von einer angenehmen Ueberraschung in die andere führt. Die zahllosen Klippen, an welchen sonst die Behandlung urweltlicher Stoffe zu scheitern pflegen, weiß unser Verfasser zu überwinden, nicht sowol dadurch, daß er an ihnen vorsichtig vorbeiglitte, als indem er sie in fliegendem Schwunge überspringt; ehe man sich nur der Gefahr recht bewußt wird, liegt sie schon glücklich dahinten. Damit wäre nun freilich noch nicht sonderlich viel gewonnen. Aber Heinrich Hart — und das ist das Entscheidende — versteht es überdies, seine culturhistorischen Probleme in Poesie umzuwandeln, denselben herrliche Scenen abzunöthigen und uns fast ohne Unterbrechung durch Schönheiten zu geleiten; immer in den kühnsten Erfindungen und Ausdrücken und mit den gewagtesten sprachlichen Wendungen, denen jedoch mit wenigen Ausnahmen der Verstand Rechtfertigung gewährt, nachdem sich die Phantasie von ihnen hat berauschen lassen. Ein stürmisches Allegro con brio beherrscht beide Bände, ein Allegro, welches sich in der ersten Hälfte des „Nimrod" zum rasendsten Prestissimo beschleunigt; dabei mag vielleicht einmal das Maß leiden, aber niemals gehen dem Verfasser die Zügel

verloren. Heinrich Hart gehört nicht zu den schwelgenden und berauschten Dichtern; bei aller Leidenschaftlichkeit behält er den Blick frei, schaut genau und erzählt mit haarscharfer Deutlichkeit; die Bilder dienen ihm nicht zur Verblendung unserer Phantasie, sondern zur Zeichnung der Vorgänge.

Zu den Pflichten eines Berichterstatters gehört bekanntlich der Muth rückhaltlosen Tadels; sollte der Muth rückhaltloser Anerkennung ihm schlechter anstehen? Ich wenigstens möchte die kritische Feder in den Winkel werfen, wenn ich mir nicht erlauben dürfte, meine Ueberzeugung auszusprechen, daß Heinrich Hart ein außerordentliches episches Talent und der Anfang des „Liedes der Menschheit" eine gewaltige Kraftleistung ist. Um von den eigenthümlichen Vorzügen des Buchs auch nur eine Andeutung zu geben, dazu wäre das dutzendfache Maß des Raums vonnöthen, welcher mir freisteht. Glücklicherweise bedarf die Anerkennung weniger der Beweisführung als der Tadel; ein warmes, herzliches, unverclausulirtes Lob von seiten eines Recensenten ist zudem ein so seltenes Ereigniß, daß ich hoffen darf, selbst mit allgemeinen Worten den Leser zu der Bekanntschaft mit diesem Phänomen zu veranlassen. Zu einem flüchtigen, streifenden Eintreten ist mir „Das Lied der Menschheit" zu gut. Citate aber wären nur ein kümmerlicher Nothbehelf, weil die Vorzüge des Werks nicht in liebevoller und fleißiger Ausführung der einzelnen Verse liegen, sondern in der ununterbrochenen sieghaften Bewältigung der höhern plastischen Aufgaben. Nur um nicht etwa den Verdacht zu erwecken, als ob die Verse Heinrich Hart's das Tageslicht und die genaue Prüfung zu scheuen hätten, gebe ich aus der prachtvollen Erzählung über die Erfindung der Sprache (I, 53—55) den Abschnitt wieder, wo Arnna nach mehrern einleitenden Versuchen beim Sonnenaufgange zum ersten mal Worte findet:

Durchs Röhricht rauschte morgenathmend Wehn,
Ihr treues Auge hob die Sonne. Lächelnd
Kam sie herauf, thauschimmernd, strahlenfächelnd.
Arnna war's, als bräche quellend auf
Sein Herz, als strömte alles Blut herauf
Auf seine Lippen, wie beim Jagdruf blies
Er durch die Kehle seinen Hauch und stieß
Die Zunge zischend an der Zähne Wand;
Da überströmte seiner Lippen Rand
Von Worten: „Sei gegrüßt, du Himmelssproß,
Lichtblume, die sich rettend mir erschloß!"
Weithin erklang sein Jauchzen, doch als riefe
Ein fremdes Wesen seltsam aus der Tiefe,
Wandt' er erschreckt den Hals. Lebend'ges regte
Sich nicht im Wald, den nur der Wind bewegte,
Und ob des Räthsels sann er schauernd nach;
Da wie aus langem Traume ward er wach:
Vor seinem Auge stürzte des Nebels Wand,
Die Flur schien ihm ein unbekanntes Land,
Vertrauter doch als sonst, jungfräulich lag
Sie vor ihm wie ein Kind am ersten Tag.
Sonst hatte von den Nüssen er genascht,
Das Rind gejagt, das Huhn im Sumpf erhascht,
Und nichts als süße Kost war ihm die Nuß,
Und Beute nur das Huhn, jetzt aber Fluß
Und Wald und Wolke, Blumenkelch und Stein,
Ein jeder Halm schien wie erwacht zu sein,
Schien plötzlich wie mit tausend jungen Augen
Ihn anzuschaun, sich an ihn festzusaugen
Mit Lippen und mit Armen, und er kannte
Sie alle, jeder Baum und Vogel nannte
Ihm seinen Namen, Laut um Laut entrang
Sich ihm, zu künden, was die Brust durchdrang.
Sein Hirn erkreiste wirr von heißer Glut,
Wie Wellen, sturmgeschüttelt, flog sein Blut;
Er sprang empor und blieb bezaubernd stehn u. s. w.

Dagegen gehören Einzelverse von dichterischer Prägnanz wie folgender: „Er nannte Tag den Tag und Quell den Quell" in dem „Lied der Menschheit" zu den seltensten Ausnahmen.

In einem, dem zweiten Bande vorgehefteten Aufsatze „Recitation und moderne Epik" redet der Verfasser beherzigenswerthe Worte gegen die Behauptung, unsere Zeit widerstrebe dem Epos. Da sich die Stimmen zu Gunsten der Epopöe in neuester Zeit mehren, dürfen wir hoffen, daß jener aus culturhistorischen Abstractionen destillirte Aberwitz, der nur allzu lange unsern Talenten einen der herrlichsten Gärten der Poesie verleidet hat, wol bald dahin gethan werde, wohin er gehört. Dann wird man auch mit Erstaunen wahrnehmen, daß sogar die historischen Voraussetzungen, welche zu dem falschen Satze führten, falsch gewesen sind.

Auf die Fortsetzung des „Liedes der Menschheit" bin ich sehr gespannt. Das classische Zeitalter freilich wird schwerlich den der Urwelt angemessenen Frescostil ertragen, und ich glaube mir gestatten zu dürfen, dem Dichter für den dritten Band eine recht sorgfältige Ausarbeitung ans Herz zu legen. In dem Versprechen eines vierundzwanzigbändigen Riesenwerks ist nämlich eine Gefahr eingeschlossen, die Gefahr ungeduldiger, vorwärtsdrängender Arbeit. Da möchte ich denn den Verfasser daran erinnern, daß niemand ihn beim Worte nimmt, daß wir ihm vielmehr dafür danken werden, wenn er sein Versprechen bricht, indem er uns nur noch wenige Erzählungen schenkt, diese aber vollendet.

2. Johannisfeuer. Eine Dichtung von Marie von Najmájer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1888. 8. 2 M.
3. Nanno. Eine Idylle in antiker Form von C. Vosmaer. Aus dem Holländischen übertragen von Anna Crons. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Irold. Eine Rhapsodie in sechs Gesängen von Arthur Drews. Berlin, Grote. 1887. 8. 3 M.
5. König Laurin. Ein Gedicht von Johannes Treumann. Dresden, Pierson. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.
6. Das Bärgli Hus Vreneli. Eine Erzählung aus dem Schweizerlande. Von E. von Breidenbach. Berlin, Friedrich Nachfolger. 1886. 8. 1 M. 80 Pf.
7. Die Stiefbrüder. Erzählende Dichtung von Th. Gampe. Dresden, Tittel Nachfolger. 1888. 8. 1 M.

Die vier zuerst angeführten Dichtungen, wie unendlich verschiedenartig sie übrigens hinsichtlich Geist, Gehalt und Kunst sind, weisen in der äußern Form eine Gemein-

schaftlichkeit auf, um deren willen ich sie gern zusammenstellen möchte. Sie begegnen sich nämlich sämmtlich darin, daß die Verfasser innerhalb einer zusammenhängenden Erzählung das Versmaß wiederholt wechseln. Da ich weder Neigung, noch Beruf verspüre, mich zu einem Schulmeister der Poetik aufzuwerfen, beschränke ich mich darauf, meine Zweifel an der Ersprießlichkeit eines solchen Wechsels auszusprechen und zwar, indem ich meine Bedenken einfach aus dem Eindrucke schöpfe, den beobachtungsgemäß dieses Verfahren bei dem naiven Leser — und alle Leser sollen ja naiv sein — hervorruft. Es ist der Eindruck eines unerwarteten Rucks, der als Stoß empfunden wird. Ich glaube genau zu errathen, was der Dichter mit dem Wechsel des Versmaßes bezweckt, habe jedoch stets erfahren, daß die Vortheile, die man dadurch zu erzielen hofft und auch wirklich erzielt, die Nachtheile nicht aufwiegen.

Indem ich das „Johannisfeuer" von Marie von Najmájer (Nr. 2) voranstelle, meine ich diesmal zugleich eine Auszeichnung, da ich das genannte Werk nicht blos für das vollendetste unter den vorliegenden, sondern an sich für ein Meisterwerk halte, wennschon innerhalb eines beschränkten Rahmens. Um zuerst die Schranken zu bezeichnen, so ist das „Johannisfeuer", welchem eine geschichtliche Thatsache, nämlich die Belagerung Maltas im Jahre 1565, zur Grundlage dient, nicht sowol ein Epos, als ein historischer Roman; dafür finden wir auf Schritt und Tritt Belege, bald in der Ausführlichkeit der Situationsschilderung und in der Behäbigkeit der Gespräche, bald in der Satzfolge und Wortwahl („genial" S. 23, „unendlich sanft" S. 57), etwa auch, obschon selten, in historischen und ästhetischen Bemerkungen, hauptsächlich aber in der logisch-ursächlichen Anordnung des Stoffs, in der Gleichmäßigkeit der Betonung und in dem ruhigen Andante des Tempo. Damit will ich beileibe nicht der Verfasserin das epische Talent absprechen, im Gegentheile, dasselbe bricht zu wiederholten malen glänzend genug hervor; ich behaupte blos, das vorliegende Gedicht folge im ganzen den Gesetzen des Romans und nicht denjenigen des Epos. Nachdem ich hiermit das Werk auf den ihm nach meinem Urtheile zugehörigen Platz gestellt, beeile ich mich, vor dessen Verfasserin mich in besonderer Hochachtung zu verbeugen. Hochachtung, ja das ist das Wort, welches meinen Eindrücken während des Lesens am besten entspricht; Hochachtung vor dem Ernste der Gedanken und Gestalten, vor der künstlerischen Strenge der Ausführung, vor dem außerordentlichen, sowol den Gesammtplan als jede Einzelheit beherrschenden Verstande, endlich vor der formalen Meisterschaft. Welches Versmaß auch Marie von Najmájer wähle, sie schlottert nicht in demselben, sondern erfüllt es; es sitzt ihr wie angegossen. An dieser Schriftstellerin können es diejenigen lernen, die es von Herder nicht lernen wollen, wie z. B. der spanische Trochäus behandelt werden will. — Was für ein prächtiger Versschwung überhaupt in dem „Johannisfeuer" herrscht, dafür möge folgende Probe zeugen:

Die Frühlingsstürme schweigen und über das weite Meer
Fliegt manche dräuende Kunde schon aus dem Osten her:
„Der Sultan rüstet Schiffe, gewaltig an Zahl und Macht;
Euch gilt es, Johanniter, und Malta, dir! habt Acht!"

Großmeister Lavaletta, im Herzen Jünglingsmuth,
Gepaart mit Altersweisheit und mannhaft ruhigem Blut,
Ist überall am Werke: er prüft und ordnet und schafft,
Um sicher zu überschauen der Insel Wehr und Kraft.

Hier rüstet er die Truppen, die wohlgeübten, aus,
Dort sendet Frauen und Kinder er fort vom Vaterhaus,
Denn Raum nur hat die Burgstadt für jene, die kampfbereit,
Und solche, die der Entbehrung sich opfermuthig geweiht.

Um jedoch auf unsern Text zurückzukommen, so hätten wir der Verfasserin rathen mögen, dieses Versmaß zur einheitlichen Grundlage ihrer Dichtung zu wählen.

C. Vosmaer's „Nanno" (Nr. 3) verdankt seine Entstehung einer Mischung von gelehrter Belesenheit und von Freude an idyllischer Kleinmalerei. Wie so viele andere urtheilte unser Verfasser, daß sich Homer bei seiner Episode der Nausikaa das Beste habe entgehen lassen, und er unternimmt es, das Versäumte nachzuholen, in der bescheidensten Weise, wir geben es zu, und ohne Zweifel aus innerm Bedürfnisse, einem ähnlichen Bedürfnisse, wie es schon Jean Paul empfunden, indem er die Blumen vor den Thoren Trojas schmerzlich vermißte. Ein gewisser Naukrates rettet sich auf der Heimkehr von Troja auf eine Insel (Melos) und wird von Nausikaa, hier „Nanno" geheißen, genauer gesagt, von ihrem Hunde gerettet. Er schließt Freundschaft mit ihrem Vater, König Aristos, politisirt mit ihm und geräth in Gefahr, sich in seinen alten Tagen noch in das Mädchen zu verlieben, in größere Gefahr, von ihr geliebt zu werden, da sie ein unbefriedigtes „Ideal" (!) im Herzen trägt und in ihrer Unerfahrenheit noch nicht gelernt hat, zwischen einem jugendlichen Liebhaber und einem Heldenvater zu unterscheiden. Glücklicherweise erscheint Naukrates' Sohn auf der Insel und hiermit beginnt ein süßes Liebeständeln, mit Spritzfahrten in silberne Grotten u. s. w., welches ohne Hindernisse in Hochzeit und Verschwägerung ausläuft. Das alles wird uns mit Lust an Miniaturbildern spielend, mitunter etwas päppelnd, doch nicht unpoetisch erzählt, in Tetrametern, Hexametern, Ogdoametern, Dodekametern und allerlei undefinirbaren Versreihen. Als Schwergewicht sind dem niedlichen Idyllleben erzgelehrte Anmerkungen und furchtgebietende griechische Buchstaben angehängt. Ich vermag einer solchen anempfundenen Nachdichtung nicht gram zu sein, kann ihr jedoch selbverständlich auch keinerlei Bedeutung beimessen. Daß die Versfüße in den vorweltlichen Versspuren bedenklich straucheln, brauchen wir nicht erst zu sagen, dagegen fließt der Rhythmus recht anmuthig, sobald dem Verfasser ausnahmsweise ein christlicheres Versmaß beliebt.

Als den jungen Tag die Vögel grüßten froh im Blumenpark,
Eilte Nanno hin zum Garten, Schere tragend, Korb und Schnur,
Rosen schnitt sie, Hyacinthen, Lilien, perlend noch vom Thau,
Myrtenblätter, Lorberzweige, duftig häufend Körbe voll.

Der Reim wäre übrigens hier keineswegs vom Uebel gewesen; denn das Ohr verlangt nach ihm.

Im Reiche der Romantik und zwar in der Märchenprovinz bewegt sich „Irold" von Arthur Drews (Nr. 4). Waldeszauber, Minnelust, Maijubel und Maitrubel, Klöster und Marienbilder, Fiedler, Sänger und handfeste Gesellen, welche wacker dreinhauen und herzhaft fluchen, das sind ungefähr die Vorstellungen, in welchen die Phantasie unsers Verfassers sich gefällt. Allerorten durchbricht die Lyrik — und zwar keine schlechte, wennschon alltägliche Lyrik — den Gang der Erzählung, was ich nicht als ein ungünstiges Zeichen auslegen möchte. Ueberhaupt glaube ich durch die abgedroschenen und abgesungenen Motive hindurch ein Talent zu beobachten, vorausgesetzt, daß der Verfasser, wie es übrigens den Anschein hat, jung ist. Ein Talent muß sich indessen auch eine Aufgabe stellen; mittels solcher halb blumigen, halb ungeschlachten, im ganzen nichtigen Stoffe aber kann sich kein Talent ausreifen. Abgesehen von den spanischen Trochäen, welche in dem heute so beliebten Hundetrab einherlaufen, kann der Behandlung des Verses Gutes nachgesagt werden. Hierfür ein kleines Beispiel:

Schwarz liegt die Nacht auf Berg und Auen,
In tiefem Schlummer ruht die Welt;
Am Himmel nur die Sternlein schauen
In mildem Glanz auf Flur und Feld.
Es hat die Nacht mit düsterm Schatten
Des Frühlings Wonnen zugedeckt.
Da lacht kein Grün von frischen Matten,
Kein Blümlein schimmert hold versteckt u. s. w.

Wer Johannes Treumann's „König Laurin" (Nr. 5) zufällig öffnet und die Abschnitte zuerst zusammenhanglos versucht, wird ein günstiges Vorurtheil für denselben fassen, da die Behandlung des Verses Gewandtheit und die Sprache durch ihre Ungezwungenheit und Reinheit eine gewisse, wennschon mäßige Kraft bekundet. Anders jedoch lautet das Urtheil, wenn man das Gedicht prüft, d. h. Aufgaben und Leistungen nebeneinanderhält. Da kann ich denn überhaupt nicht einmal eine poetische Aufgabe, geschweige denn eine Leistung finden. Denn was es für einen Zweck haben soll, etwas in Versfüßen zu berichten, was vor 2000 Jahren nicht geschehen ist und was man in allen Hauptsachen bereits weiß, dafür fehlt mir das Verständniß. Ja, wenn es neugeschaffen, wenn es erzählt, wenn es geschildert wäre! Ein Bericht indessen wird selbst dann noch nicht zu einer Erzählung, wenn man ihn mit Blumensauce begießt und mit Lenzzucker parfumirt. — Wie einladend aber die einzelnen Strophen klingen, davon eine Probe:

Jung Dietleib zieht gen Garden, wo in der klaren Flut
Wie in dem schönsten Spiegel der blaue Himmel ruht,
Wo Sonne, Mond und Sterne beschauen sanft und mild
Aus unermeßner Ferne ihr eigen strahlend Bild.

Ein in der Stimmung wie in der Ausführung einheitliches Idyll erhalten wir in dem „Bärgli Hus Vreneli" von E. von Breidenbach (Nr. 6). Der Horizont ist zwar eng und weder der Stoff, noch die Kunst groß. Bethlehemitische Frömmigkeit mit appenzeller Tugend und Honig gepaart, Lawinen mit Vergißmeinnichtchen und mannbaren Pfarrerssöhnen: dergleichen setzt die Inspiration zusammen. Allein das alles ist durch eine harmonische Seele in Einklang gebracht und auch recht sorgfältig gearbeitet. Hübsche Naturbilder und ländliche Scenen eines gemüthlich realistischen Stils zeugen von der Echtheit der Anschauung. Trotzdem die Verfasserin ihre freundliche Erzählung in schlichte Prosa kleidet, vermuthlich um sich die anmuthige Dialektfärbung und die trauliche Realistik nicht zu verkümmern, hinterläßt das Ganze durch Gehobenheit der Stimmung, Lauterkeit der Gefühle und Reinlichkeit der Sprache dennoch einen poetischen Eindruck.

Nur mit Widerstreben reihe ich an diese fünf Bücher, deren stärkstes eine hervorragende Leistung und deren schwächstes immerhin noch eine anständige Arbeit bedeutet, eine literarische Ungezogenheit. „Die Stiefbrüder" von T. Gampe (Nr. 7) behandeln ja artige Motive voll dankbarer Vorgänge; als Roman für ein Familienblatt oder selbst für eine Monatsschrift ziemlich ausgearbeitet, könnte die Geschichte des sympathischen Taugenichts Friedrich, der schließlich zum fröhlichen Offizier Friedrich's des Großen und zum Vaterlandshelden hinanreift, sogar einen beträchtlichen Reiz gewinnen. Leider war dem Verfasser jene Mühe zu groß und er schmeißt uns die Geschichte lieber in angeblichen Versen frech vor die Füße. Das soll uns wahrscheinlich lustig stimmen; nun der Geschmack ist verschieden. Hier zwei Proben des in den „Stiefbrüdern" waltenden Witzes und Humors. Erstes Beispiel:

Wunderliches Volk, die Russen,
Können weinen, wie die Kinder,
Können wiehern, wie die Pferde,
Können bissig sein, wie Wölfe,
Können fromm sein, wie die Schafe,
Können fressen, wie die Bären,
Aber trinken! Wuttky! Wuttky!
Guten Morgen, Vater Wuttky!
Gute Nacht, mein Freundchen Wuttky.

Zweites Beispiel:

„Kniesle, knuspre oder fresche,
's ischt halt alles eins in Schwabe.
Aber kurz zu sein, so höret,
Hunger hab' ich, schafft was her,
Knurrt mir doch der Magen, wie ein
Dackerl, der den Fuchs gestellt hat."
Und mit sehnsuchtsvollen Blicken
Ueberfliegt er Friedrich's Schüssel.
Weder Nudle, weder Spätzle,
Weder Knödle, weder Knöpfle
Duften heimisch ihm entgegen,
Aber in der Noth behilft sich
Auch ein Schwab mit Speck und Bohnen.

Karl Spitteler.

Drei neue Romane.

1. Aus dunkeln Tagen. Historischer Roman von Karl Berkow. Drei Bände. Berlin, Janke. 1888. 8. 10 M.
2. Ueber Klippen. Erzählung von Klaus Zehren. Dresden, Minden. 1888. 8. 3 M.
3. Die Familie Kobisan. Ein galizisches Sittenbild von Anton Smital. Dresden, Minden. 1888. 8. 3 M.

Das sind drei Sitten- und Gesellschaftsbilder, von denen zwei der Gegenwart, eins dem 17. Jahrhundert angehören, zwei dem deutschen Leben, eins dem österreichischen; jene verwandten Charakters, dieses eigenartigen. Von wesentlicher Bedeutung ist keines.

Karl Berkow's Roman „Aus dunkeln Tagen" (Nr. 1) bringt uns in eine sehr scharf ausgeprägte historische Zeit, eine der traurigsten Unglücksphasen deutscher Geschichte zurück, doch ohne im geringsten einen historischen Roman zu schreiben.

Zu Grunde liegt die unselig schmach- und trauervolle Periode, welche die schaudervolle Vernichtung der herrlichen Rheinpfalz erlebte unter der Uebermacht des allgewaltigen und übermüthigen bösen Nachbars, des französischen Ludwig XIV. Der herzlose Kriegsminister Louvois und der barbarische Marschall Mélac stehen wie finstere Dämonen im Hintergrunde des düstern Gemäldes, unmenschliche Werkzeuge einer Barbarei ohnegleichen. Aber die Arbeit nimmt ganz privaten und individuellen Charakter an, sie wird ein specifisches heidelberger Sitten- und Gesellschaftsbild aus jenen dunkeln Tagen. Im Mittelpunkte steht eine Doppelgeschichte, nämlich das Schicksal zweier sehr ungleichen, aber nächst befreundeten und immer in enger Berührung zueinander verbleibenden Liebespaare, das uns bis zum Schlusse in Spannung hält. Zwei Heirathen höchst verschiedenen Charakters, die eine im alles überflutenden Sturm der Leidenschaft zwischen der Deutschen und dem Franzosen, also Vertretern der in Nationalfeindschaft stehenden Völker, leicht und unüberlegt rasch abgeschlossen, die andere durch inneres Schwanken und Irren der Betheiligten um manche schöne Jahre verschoben. Diese heidelberger Rathsherrntochter Agnese aus grundsätzlich franzosenfeindlichster Familie und ihr erst heimlich angetrauter Gemahl, der edle französische Kapitän Gaston de Thonart, neben ihnen der tüchtige Arzt Eduard Warmuth und seine ausgezeichnete Jugendgefährtin, fast Schwester, dann Geliebte und Frau Regina, — sie alle erleben viel und Schweres.

Geleiten wir die zwei Paare, deren Lebenslauf so ziemlich die ganze Geschichte ausmacht, auf dem schwierigen Pfade: Gaston und Agnese haben sich, da die Einwilligung der Aeltern nie zu erhalten wäre, heimlich vermählt, jene noch ein halbes Kind. Bei der ersten Heimsuchung Heidelbergs verweigert Gaston charaktervoll die Mithülfe am schnöden Zerstörungswerke, wofür ihn Mélac mit eigener Hand niederschießt; Eduard rettet ihm das Leben, aber als er genesen, wird er wegen militärischen Ungehorsams degradirt, unter die Gemeinen versetzt. Die junge Frau folgt ihm in den piemontesischen Feldzug; aber der verwöhnten Rathsherrntochter werden die unausweichlichen Entbehrungen, Kümmernisse und Erniedrigungen des zügellosen Soldatenlebens endlich so schwer, daß sie eines Tags sich ertränken will. Da kommt Rettung. Gaston hat eifrige Fürsprache am Hofe erlangt, zudem den Tod suchend sich so heroisch ausgezeichnet, daß sein edler Gönner Marschall Catinat nach der ersten entscheidenden Schlacht ihm wieder den Hauptmannsrang verschaffen darf. Später zieht er sich vom Kriegsleben zurück auf sein Landgut in der Normandie, wo die schwer Geprüften und auch mit den Aeltern der Frau Ausgesöhnten ein glückliches Leben führen. Sehr eigen stellen sich Eduard und Regina: jener ist mitten im eifrigen Studium erblindet und hat an Reginen nicht blos die eifrigste Pflegerin, sondern auch eine tüchtige Mitarbeiterin bei den nie ruhenden wissenschaftlichen Studien gefunden. Nach Jahren von einem geschickten Augenarzte geheilt, übersieht er die indeß etwas gealterte Jugendfreundin und verliebt sich vorübergehend in Agnesens frisches und hübsches Lärvchen. Schwer verletzt verläßt Regina sein Haus, geht nach Frankreich zur Herzogin von Orléans, der geborenen pfälzischen Prinzessin, und verlebt da glücklich ruhige Jahre, indem sie wieder zur vollen Frische und Blüte erwacht, obgleich die Liebe zum Halbbruder nie in ihr beruhigt ist. Da droht Heidelberg der zweite Schlag, schwerer noch als der erste, und um zu helfen und zu retten kehrt das tüchtige und hochherzige Weib heim. Wie Eduard sie wiedersieht, fällt es wie eine Binde von seinen Augen und voll wird er sich bewußt, daß er sie immer geliebt und nur sie geliebt hat trotz vorübergehender Verblendung. Die beiden finden sich jetzt unauflöslich zusammen und werden, als Eduard die während der Belagerung schwer verwundete unermüdliche Helferin sorgsam wiederhergestellt hat, auf immer verbunden, das etwas spät und in bitterm Kampfe errungene Glück findend.

Der Begebnisse sind viele und wechselschwere; daß sie spannen, zumal auf dem weiten und dunkeln Hintergrunde, kann nicht anders sein; die Erzählung fließt. Die Charaktere sind ihrer Stelle und Aufgabe entsprechend, vorwiegend sympathisch, die beiden des zweiten Paares von hervorragendem Interesse. Die Haltung ist gleichmäßig und richtig. Gleichwol steigt die Arbeit nicht über Mittelgut, sie spiegelt zu wenig von wirklich hervorragender Schöpferkraft, zu wenig Individualität des Schriftstellers wieder; die Dinge sind gegeben, und in historischen oder halbhistorischen Romanen kehren Scenen und Figuren dieser Art zu oft wieder; die Farben sind schon verblaßt.

Klaus Zehren's Erzählung „Ueber Klippen" (Nr. 2) führt in feine und durchaus ansprechende deutsche Gesellschaft der Gegenwart, die nur durch ein zufällig eingedrungenes und gewaltsam wieder ausscheidendes Element von fremdem Hochstaplerwesen vorübergehend etwas von

ihrer harmonischen Einheit verliert. Die Geschichte ist sehr einfach: Ein reicher Lieutenant liebt die wohlgeartete Tochter eines zurückgezogenen Majors, fällt aber für kurze Zeit in die Netze einer wunderschönen und vornehm auftretenden Fremden, mit der er sich vergeht, um dann mit Bangen und Zagen wieder zu seiner reinen Liebe zurückzukehren. Er thut das Beste, was in seinem Falle zu thun ist, bekennt dem Mädchen seiner Wahl unumwunden den begangenen Fehltritt und wartet ab. Der Bruder jener stolzen Frau, ein gefährlich verschmitzter Glücksritter und Spieler, findet den Lieutenant, verwundet ihn schwer, und in der zweifelhaften Lage am Krankenbette findet sich das zur Zeit auseinander gekommene Paar wieder zusammen und für immer. Der Verfasser ist entschieden gutmüthig: mit einziger Ausnahme jenes vornehmen Gauners hat er lauter gute und treue, joviale und durchaus sympathische Menschen gemalt; ja, die schöne Sirene selbst ist nicht schlecht, hat wenigstens nicht einen Zug des Gemeinen an sich. Einmal nur hat sie echte starke Mannesliebe haben wollen und dann entsagt sie selbst, ja, zieht sich ganz aus der Welt zurück, um durch Werke der Barmherzigkeit zu büßen, was das ihr unerträglich gewordene Schein- und Trugleben, in das der schlechte Bruder sie hineingerissen, verschuldet hat.

Wir hätten gegen das Buch, dessen Charakterzeichnungen richtig und einfach natürlich sind, nur denselben Einwand zu erheben, wie gegen das erste: es hat nichts Individuelles an sich. Dieser Vorwurf ist aber, zumal hier der bedeutsame geschichtliche Untergrund fehlt, stärker als er, nur so leicht hingeworfen, auf den ersten Blick scheinen mag. Derartige Gestalten und Vorkommnisse sind uns schon so dutzendfach vorgetragen worden, daß sie keinen rechten Eindruck mehr machen.

Gar sehr eigenartiger ist allerdings Anton Smital's galizisches Sittenbild „Die Familie Kobisan" (Nr. 3). Es schlägt einen Ton an, den wir bei den russischen Schriftstellern gewöhnt sind, führt ihn ja nicht selten der genialste aus ihnen, Turgenjew. Das ist einfach die Art, in welcher die reine Trostlosigkeit und Nichtigkeit gezeichnet wird. Aus diesen Bildern scheint der tödlich langweilige Hauch der trost-, wechsel- und endlosen russischen Ebenen aufzusteigen und das schmutzige Elend der darin Lebenden uns anzustarren, die sich da in unsäglicher Eintönigkeit ihrer Tage herumtreiben. Ueber alledem liegt die gewohnte slawische Melancholie. Ganz diesen Eindruck tragen wir hier davon, nur daß wir es mit der Natur fast gar nicht, einzig mit den versumpften Menschengebilden zu thun haben. Es ist in Summa das Bild einer Gutswirthschaft, Herr und Frau und zwei Töchter und das Arbeiterpersonal, alle sich ebenbürtig bis auf Hund und Katze herunter. Daß es eine Schlampamp-Wirthschaft sein muß, heiße sie nun galizisch oder polnisch, kroatisch oder slowakisch, haben wir zu hundert malen gehört. Den Hausherrn treffen wir gleich beim ersten Begegnen in einem angemessenen Geschäfte begriffen, er ist eben am Pumpen, und zwar bei einem Wildfremden, den er dann auf seinen verbummelten Herrschaftssitz mit nachlässiger Gastlichkeit einladet, wobei nicht viel zu wagen und noch weniger zu holen ist. Die eingeflochtene Handlung, schwach, ist die denkbar grundloseste: der Held der Geschichte hatte einen Freund, der ist gestorben; diesem hat eines Tages auf der Eisenbahnstation eine Dame, mit Namen Eugenie, eine Rose geschenkt; der Phantast verliebt sich in die Rose und deren Geberin, und träumt davon sie wiederzufinden und zu heirathen und steckt, noch sterbend mit diesem Gedanken, den Freund an. Da ordnet es der launenvolle Zufall, daß der ihn anpumpende Gutsbesitzer der mysteriösen Eugenie Papa ist, und so kommen die beiden Leutchen sehr ungeahnt zusammen. Das Ende vom Lied ist aber gar anders, als die babylonische Thürme aufbauende Phantasie der zwei wandernden Freunde sich je vorgesehen hat: die wirklich eigenartig schöne Eugenie hat etwas zu deutliche Welterfahrungen hinter und neben sich: einmal hatte sie schon ein Kind und zur Zeit steht sie mit einigen Honoratioren in recht vertrautem Verkehr; schließlich wird sie, während ihre jüngere Schwester zum Schenkmädchen an einem Stationsbuffet avancirt, eine vorerst wohl unterhaltene Maitresse, betet aber gläubig. Das kühlt denn doch selbst unsern idealistisch schwärmenden Besucher ab, der sich schon als Bräutigam dachte; die Geschichte verläuft also in nichts, das prächtig passende Ende zu dem völlig unmotivirten grund- und zwecklosen Drama wenig ästhetischen Zuschnittes.

Das Erste und Hauptsächlichste, was wir verwerfen, ist eben die reine Grundlosigkeit; das tolle Dreintappen phantastischer Träumer und des blinden Zufalls, so nackt und thöricht, wie man sich's nur irgend denken mag, hat auch in der Poesie kein Recht, 'ist überhaupt unpoetisch. Dem Geschmack ist auch nicht geschmeichelt, denn im ganzen Buche findet sich nicht Eine schöne oder sympathische Person und von Scenen nichts als die Jämmerlichkeit und Verkommenheit oder deutlicher Verlotterung eines verschuldeten Gutswesens, an dem nichts mehr gedeiht als der gemüthliche Schmutz.

Spuren einer anschaulich lebendigen Schilderungskraft finden sich; Kapitel 14 ist eindrucksvoll. Nehmen wir als ganz kurzes Exempel die unter grauem Morgenhimmel trübselig verschlafene Bahnhofrestauration:

> Wir waren die einzigen, welche in die noch vollständig öde Restauration eindrangen. Eine Hündin erhob sich von ihrer Bank und sah uns mit feuchtem, schmerzhaftem Blick an. Der Schenktisch war abgeräumt. Schmutz und Kehricht, nicht vom vorigen Tage, sondern von einem Monat her klebten überall. Als ich, schnell die Thür öffnend, auf die Schwelle zurücktrat, flutete die abgesperrte Luft in rhythmischen Wellen an meiner Nase vorüber hinaus. Schlechten Taback, Fusel, grüne Häute, zur Abwechselung krakauer Wurst — alles spürte ich einzeln aus ihr heraus. Zuletzt blieb ein unbestimmbarer Duft zurück. Man konnte an Kirmes-Dallien denken und auch an Spodium. — Kobisan klopfte an die verschlossene Thür hinter dem Schenktisch, vorläufig ohne Erfolg.

Auch eine schöne Gegend!

J. J. Honegger.

Staatswirthschaftliche Schriften.

1. Eisenbahnreform. Von Eduard Engel. Jena, Costenoble. 1888. 8. 4 M.

Ein Buch, das niemand ohne reges Interesse lesen, niemand, ohne die nachhaltigste Belehrung erfahren zu haben, aus der Hand legen wird; ein Buch, das aber hoffentlich einen weitern Zweck, als denjenigen zu interessiren und zu belehren, erreicht, nämlich anregend, treibend, reformirend zu wirken. Denn dieses letztere Ziel hat sich der Verfasser gesteckt und die ganze Anlage des Buchs selbst ist von praktisch-agitatorischen Gesichtspunkten geleitet worden.

Mit selbstbewußtem Stolze bringt Engel seine Arbeit in äußerlichen und innerlichen Zusammenhang mit der berühmten Schrift des Engländers R. Hill aus den dreißiger Jahren „On postal reform", die bekanntlich die Einführung des Penny-Portos (Einheitssatzes) für Briefsendungen vorschlug und thatsächlich im Gefolge hatte. Just wie Hill das damalige Postwesen, greift Engel mit schneidigen Waffen unser heutiges Eisenbahnunwesen an seiner verwundbarsten Stelle — dem Personentarif an und zwar gerade wie das englische Schulmeisterlein in einem gewissen stolzen Vollgefühle des „Nicht-Fachmanns", da Engel den „Fachmann" am wenigsten berufen erachtet, wenn es sich darum handelt, altehrwürdige Misbräuche und Uebelstände aus der Amtsroutine auszumerzen. Von den „Fachmännern" erhofft der Verfasser auch nicht das mindeste Verständniß für seine Vorschläge, ganz und gar keine Bereitwilligkeit, dieselben praktisch zu erwägen, bezw. zu erproben. Ebenso wenig rechnet er auf die Mitwirkung der deutschen Wissenschaft, auf deren Lehrer — die Professoren — er vielmehr bei jeder irgendwie sich bietenden Veranlassung weidlich zu schelten sich angelegen sein läßt. Gerade wie weiland die Postreform, glaubt Engel, daß auch die von ihm vertretene Eisenbahnreform nur durch ein ungestümes Andrängen der öffentlichen Meinung bei Regierung und Parlamenten zu erwarten ist; an sie, die öffentliche Meinung und an ihre Stimmführerin, die Presse, will daher der Verfasser vornehmlich seine Mahnungen richten. Und man darf ihm von vornherein das zugeben: er hat den rechten Ton gefunden, mit der „öffentlichen Meinung" zu reden. Die dürrsten Zahlenreihen weiß er durch eine fesselnde Darstellung genießbar zu machen, dem sprödesten Stoffe versteht er anziehende Seiten abzugewinnen; Engel ist Feuilletonist im besten Sinne des Worts, in einem Sinne, der durchaus nicht gewöhnliche Oberflächlichkeit ausdrücken soll, der vielmehr Raum für gründliche Sachkenntniß und sichere Beherrschung des einschlägigen Studienmaterials gewährt.

Also, das Personentarifwesen ist es, über das Engel das Todesurtheil spricht; er nennt es ungerecht, theuer und schlecht in seiner heutigen Form: ungerecht gegen die ärmern Klassen, weil es durch seine „prohibitiven" Sätze in einer weder finanziell noch social zu rechtfertigenden Weise die Reichen, denen es allein das weitere Reisen ermöglicht, begünstigt; zu theuer, denn es hindert eine Unzahl von Reisen, deren Wichtigkeit für das Gemüths- wie das Geschäftsleben nicht leicht überschätzt werden können; schlecht, d. h. unbequem, unübersichtlich, langsam, alles weit unter der Grenze des Erreichbaren. Der heutige Entfernungstarif beruht auf einer unglaublich künstlichen Berechnungsart, er entbehrt jedes einheitlichen, principiellen Gesichtspunktes; er ist nichts als die Summe der willkürlich von den frühern Privatbahnen normirten, unverändert übernommenen Sätze; ja er ist nicht einmal seinerzeit mit Einführung der Eisenbahnen sachgemäß auf die neue Verkehrsform zugeschnitten und dann später auf Grund etwa gemachter Erfahrungen organisch weiter entwickelt worden; nein: er ist nichts weiter als der mechanisch auf die Eisenbahnen übertragene Postkutschentarif! Dieselben Grundsätze, dieselben Tarife wie zur Zeit des Großen Kurfürsten sind noch heute, am Ende des großen 19. Jahrhunderts maßgebend für die Beförderungsgebühr auf den Dampfbahnen. Nur durch dieses Gesetz der historischen Trägheit erklärt sich das Weiterbestehen des an und für sich unsinnigen Entfernungstarifs. Oder läßt sich derselbe irgendwie stichhaltig begründen? Erleichtert er das Reisen? Gewiß nicht; seinem schädigenden Einflusse ist es vielmehr zuzuschreiben, daß heutzutage 76 Procent aller Plätze auf den deutschen Eisenbahnen durchschnittlich leer fahren. Liefert er ein finanziell befriedigendes Resultat? Ganz und gar nicht, denn das Anlagekapital der deutschen Eisenbahnen verzinst sich kläglich mit nur 4,4 Proc. Ist er eine richtige Norm für den Preis der gebotenen Leistung? Vom Standpunkte der befördernden Bahn gewiß nicht, denn einmal kennt sie gar nicht die Selbstkosten, die ihr ein „einzelner Reisender" macht, sodann läßt sich aber mit voller Bestimmtheit sagen, daß die Selbstkosten nicht im gleichen Verhältnisse mit den Entfernungen wachsen. Vom Standpunkte des Reisenden aus ist es erst recht widersinnig, daß er für das Leiden einer längern Bahnfahrt auch noch mehr bezahlen soll. Kilometer sind kein Verzehrungsgegenstand, dessen Werth, etwa wie derjenige einer Cervelatwurst, mit der Länge wächst; der Reisende will keine Kilometer, sondern er will an einen Ort befördert sein; ihm ist eine kurze Fahrt oft viel wichtiger als eine lange u. s. w.

Engel schlägt nun vor, an Stelle des thörichten Entfernungstarifs den Einheitstarif, bezw. Zonentarif zu setzen, in der Weise, daß fürderhin erhoben wird:

	III. Klasse.	II. Klasse.	I. Klasse.
1. Zone (bis 25 Kilom.)	25 Pf.	50 Pf.	2 M.
2. „ (22—50 Kilom.)	50 „	1 M.	4 „
3. „ (über 50 Kilom.)	1 M.	2 „	6 „

Die auf den ersten Blick außerordentlich niedrig er-

scheinenden Sätze verlieren ihren abenteuerlichen Anstrich bei der Erwägung, daß schon heute der Durchschnittspreis aller gelösten Billets nur 96 Pf. beträgt.

Betrachten wir also ernsthaft die vorgeschlagenen Einheitssätze, so ergibt sich zunächst für das Publikum Folgendes: dasselbe wird in Zukunft für die kleinsten Fahrten nicht mehr als bisher bezahlen, für weitere Reisen erheblich weniger; dadurch werden letztere auch den niedern Schichten der Bevölkerung, vor allem dem kleinern Geschäftsmann ermöglicht. Der Verkehr würde ohne jeden Zweifel ganz wesentlich gewinnen. Die praktisch wichtigste Frage aber: wird der vorgeschlagene Tarif ohne eine bedenkliche Minderung der Einnahmen der Bahnverwaltungen durchführbar sein, beantwortet der Verfasser auf Grund nüchterner Berechnungen mit einem überzeugten „Ja". Dabei sieht er, im Gegensatz zu allen seinen verwandten Vorgängern, von jeder neu eintretenden Verkehrssteigerung ab, d. h. er legt die Zahlen der zur Zeit beförderten Personen seinen Nachweisungen zu Grunde. Er nimmt nämlich nur — und wohl mit vollem Recht — an, daß bei seinem mäßigen Tarif ein Heranrücken der Reisenden in eine ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechende höhere Klasse sicher eintreten werde. Heutzutage sehe man sich gezwungen, schlechter zu reisen, als man zu leben gewohnt sei. Eine weitere, nicht unerhebliche Einnahme werde unausbleiblich aus der Gepäckbeförderung erwachsen, sobald man einen Koffer unabhängig von Gewicht und Entfernung für 50 Pf. befördern könne (auch dies ist sorgfältig berechnet). Endlich aber würde die Ersparniß der Bahn an Betriebskosten ganz erheblich sein: zunächst brauche nicht mehr ausgegeben zu werden als jetzt, wenn man auch dreimal mehr Menschen befördere, da heutzutage nur ein Viertel aller Plätze besetzt sei; des weitern spare man aber auch sicherlich durch die große Vereinfachung, welche die Billetausgabe, die Gepäckexpedition, die Zugbegleitung (bei verbessertem Controlsystem) nothwendig erfahren müßten.

Das etwa ist in Kürze das von Engel vorgeschlagene neue Tarifsystem. Wer nur diese kurze Anzeige liest, ist vielleicht geneigt, mitleidig über das Abenteuerliche des „gut gemeinten" Plans zu lächeln. Dann sei ihm aber um so dringender die Lektüre des Engel'schen Buchs selbst anempfohlen; er wird, nachdem er dasselbe gelesen, anders denken; der Berichterstatter hat dies an sich selbst erfahren. Auch alle Bedenken, die etwa vom volkswirthschaftlichen oder socialen Standpunkte aus gegen Engel erhoben werden könnten, weiß der Verfasser mit triftigen Gründen zu widerlegen. Nicht, als seien nun schon alle Zweifel beseitigt, als sei der Reformplan über alle Anfechtung erhaben. Das glaubt der Verfasser selbst nicht; er will nur, daß man ihn liest, ihm im Princip zustimmt, und wird jede Kritik wie jeden Verbesserungsvorschlag gern entgegennehmen. Ohne jede Frage ist das Engel'sche Buch eine That, es wird nicht unbeachtet übergangen werden; es wird vielmehr ganz gewiß den Ausgangspunkt für durchgreifende Reformen bilden; wie bald diese eintreten werden, wird von dem Maße der Mitwirkung des Publikums, der „öffentlichen Meinung" abhängen.

2. Zur Erweiterung der wirthschaftlichen Selbstverwaltung. Für Verwaltungsbeamte und Mitglieder von Kreisvertretungen und landwirthschaftlichen Vereinen von Scheffer. Berlin, C. Heymann. 1888. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Eine lesenswerthe Schrift voll anregender Gedanken zu praktischer Socialreform und voll wohlthuend greifbar gehaltener, beachtenswerther Vorschläge. Der Verfasser unterscheidet von den unmittelbar staatlichen Aufgaben, die bei der Neuorganisation unsers wirthschaftlichen und culturellen Lebens, von einer Centralstelle aus auf dem Wege einheitlicher Gesetzgebung zu erfüllen seien, sogenannte mittelbar staatliche Aufgaben. Letztere harren ihrer Lösung vorwiegend durch die Verwaltung. In welcher Weise diese Lösung herbeizuführen sei, sucht der Verfasser in seiner Schrift des Nähern auszuführen. Der leitende Gedanke ist dabei der, daß der unterste größere Selbstverwaltungskörper — der Kreisausschuß — vornehmlich dazu berufen und von Staats wegen vorkommendenfalls dazu anzuhalten sei, in seinen ordentlichen Geschäftskreis eine thatkräftigere Fürsorge eben für jene mittelbar staatlichen Aufgaben einzuschalten. Er soll jedoch nicht sowol bureaukratisch, selbstregelnd, bevormundend, als vielmehr anregend, leitend, beaufsichtigend verfahren, d. h. er soll die Bevölkerung des Kreises, zunächst die wohlhabendsten Elemente derselben, zu eigenem Vorgehen ermuntern und ihnen bei diesem mit Rath und That zur Seite stehen, ihnen in geistiger und materieller Hinsicht eine Art von Rückhalt zu bieten suchen; oder wie der Verfasser selbst es ausdrückt:

Es muß zur Lösung der mittelbar staatlichen Aufgaben außer der Mitarbeit des Volks eine gesetzliche, von Zufälligkeiten unabhängige, dauernde Einrichtung vorhanden sein, von welcher die Gewährleistung für die wirthschaftliche und sociale Gesammtlage eines Verwaltungsbezirks übernommen wird.

Als besonders für das platte Land des deutschen Ostens wichtige, mittelbar staatliche Aufgaben macht nun der Verfasser unter anderm die folgenden namhaft: das Fachschulwesen, die Organisation des niedern Geldwesens, das Versicherungswesen, Innungs- und Genossenschaftswesen.

Ein erhöhtes Interesse gewinnt die vorliegende Schrift aber insbesondere noch dadurch, daß sie in einem „Praktischen Theil" die Schilderung der thatsächlichen Entwickelung der vorgeschlagenen Organisation für einen bestimmten Kreis (wohl denjenigen, dessen Landrath der Verfasser selbst ist) enthält. Wir erfahren von der Gründung eines landwirthschaftlichen Vereins in diesem Kreise, der unter Leitung des Kreisausschußvorsitzenden und in Anlehnung an diesen Selbstverwaltungskörper seit einer Reihe von Jahren die ersprießlichste Thätigkeit bei Lösung der genannten Aufgaben entfaltet. Worauf es dem Verfasser ankommt, ist darzuthun, von welch segensreicher Wirkung

gerade die Verbindung von privater Inangriffnahme und verwaltungsseitiger Beihülfe sich erweist.

Es ist dem Verfasser in seinen Ausführungen gewiß durchweg beizupflichten und eine Fortentwickelung der Selbstverwaltungsorganisation in der angedeuteten Weise warm zu befürworten. Nur eins möchten wir zu bedenken geben: bei einem reformatorischen Vorgehen, wie es uns Scheffer in seinem Buche schildert, liegt der Schwerpunkt fast immer in der lebhaften Initiative einer oder weniger hervorragender Persönlichkeiten. Ohne vom Verfasser auch nur angedeutet zu sein, geht aus der uns beschäftigenden Schrift hervor, daß Landrath Scheffer selbst im Grunde die Causa movens aller heilsamen Vornahmen in seinem Kreise, wie er sie uns schildert, war. Zu wünschen ist gewiß, daß solche Männer häufiger seien. Ohne sie jedoch bleibt die beste Instruction an behördliche Körperschaften ein todter Buchstabe.

3. Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik. Vierteljahrsschrift zur Erforschung der gesellschaftlichen Zustände aller Länder. In Verbindung mit einer Reihe namhafter Fachmänner des In- und Auslandes herausgegeben von Heinrich Braun. Erster Jahrgang. Erstes und zweites Heft. Tübingen, Laupp. 1888. Gr. 8. Jedes Heft 4 M.

Unlängst ist das zweite Heft dieses neuen, vielversprechenden Unternehmens erschienen. Wir haben mit unserer Besprechung absichtlich auf dasselbe gewartet, weil die Erfahrung lehrt, daß gar häufig die ersten Nummern einer neuen Zeitschrift einen von ihren Nachfolgern erheblich abweichenden Charakter tragen. Erst wenn, wie in dem vorliegenden Falle, eine ruhige Gleichmäßigkeit der Leistungen gewährleistet erscheint (und das läßt sich annähernd schon aus der Gegenüberstellung der beiden ersten Nummern einer Vierteljahrsschrift ersehen), kann und darf die Beschaffenheit dieser Leistungen einem annähernd sichern Urtheile zur Unterlage dienen.

Was rechtfertigt die Schaffung einer neuen, umfangreichen, wissenschaftlichen Zeitschrift nationalökonomischen Inhalts neben und trotz einer bereits vorhandenen, beinahe überreichen, periodischen Fachliteratur? Der Herausgeber, welcher in der „Einführung“ sich gleichfalls diese Frage vorlegt, antwortet uns: das Bedürfniß. Das möchte paradox erscheinen, und ist es doch nicht, sobald wir die beabsichtigte Beschränkung des neuen Organs erwägen, das sich im wesentlichen nur die Lohnarbeiterfrage zum Gegenstand der Erörterung wählt. Freilich für dieses abgegrenzte Feld existirt eine nennenswerthe periodische Literatur so gut wie gar nicht. Man mußte sich aus den mannichfachsten Zeitschriften das einschlägige Material zusammentragen und dieses war zudem noch weit von auch nur annähernder Vollkommenheit entfernt. Da scheint es ein höchst fruchtbarer Gedanke zu sein, in Anknüpfung an die immer weitere Ausdehnung gewinnende sociale Gesetzgebung die fortschreitende Erforschung der socialen speciellen Arbeiterzustände, nebst den Urtheilen über die Mittel zu deren Besserung, beides unter Hinzufügung reichlichen Materials, in den begrenzten Rahmen einer eigenen Fachschrift zu fügen, einen literarischen Mittelpunkt für die emsige, überall hervorwachsende wissenschaftliche Forschung auf dem Gebiete der Arbeiterfrage zu schaffen. Und zwar wird es — wie auch die namhaft gemachten Mitarbeiter des Archivs bestätigen — vornehmlich die junge Gelehrtengeneration sein, die hier hoffentlich eine dauernde Heimstätte gefunden hat, der hierdurch Gelegenheit geboten wird, aus ihren vereinzelt erscheinenden Aeußerungen einen einheitlichen, reformatorischen Standpunkt gegenüber den ältern Schulen zu begründen.

Sind die bestehenden nationalökonomischen Zeitschriften unbegrenzt hinsichtlich des zu behandelnden Stoffs, so ist doch fast allen eine mehr oder weniger ausgesprochene Schulmeinung der Mitarbeiter eigen. Das „Archiv“ will umgekehrt über einen bestimmten, begrenzten Gegenstand die Meinung aller Parteien hören, sofern diese Meinung rein wissenschaftlich verfochten wird. Auch dieses Bestreben des „Archivs“ kann nur mit lebhafter Freude begrüßt werden; es trägt hoffentlich zu einer Versöhnung der zur Zeit noch sehr schroffen Gegensätze in der wissenschaftlichen Auffassung der socialen Dinge ein Wesentliches bei. Die bisherigen Beiträge bestärken uns in dieser Hoffnung: trotzdem sie von zum Theil sehr verschieden denkenden Verfassern herrühren, tragen sie doch alle einen Charakter vornehmer wissenschaftlicher Ruhe und Leidenschaftslosigkeit.

Der Inhalt der beiden ersten Hefte ist reich und hochanziehend. Dem Plane des Herausgebers gemäß zerfällt jedes Heft in vier Hauptabschnitte; der erste desselben enthält größere Abhandlungen, der zweite den zum Theil erläuterten Text der neuern socialpolitischen Gesetzgebung aller Länder (in deutscher Sprache), der dritte umfaßt „Miscellen“, der vierte die Literaturanzeigen.

Von den bisher veröffentlichten Abhandlungen beschäftigt sich ein großer Theil mit Schilderung herrschender Arbeiterzustände. J. M. Bärnreither berichtet über die Statistik der Arbeitslosen in England, Otto Pringsheim über die Lage der arbeitenden Klassen in Holland, H. Herkner über die belgische Arbeiterenquête und ihre socialpolitischen Ergebnisse. Der Inhalt all dieser anziehenden Aufsätze, auf den näher einzugehen wir uns an dieser Stelle versagen müssen, gipfelt leider im wesentlichen darin, daß man vielfach in den bessern Gesellschaftskreisen noch immer nicht einmal ahnt, welches Elend am Schlusse des 19. Jahrhunderts allenthalben die untern Schichten erfüllt; je objectiver die Darstellungen, desto mehr sprechen sie zu Herzen und Verstand und der Leser entnimmt ihnen die immer erneute Aufforderung, nicht zu rasten und zu ruhen, das Los der arbeitenden Bevölkerung nach Kräften immer mehr und mehr zu bessern.

Bringt das „Archiv“ so auf der einen Seite eine möglichst getreue Wiedergabe bestehender Verhältnisse — auch die Socialhygiene ist durch zwei werthvolle Abhandlungen aus der Feder A. Oldendorff's und Professor Erismann's vertreten —, so ist nicht mindere Sorgfalt

der Erörterung von Reformmaßnahmen, sonderlich der staatlichen, zugewandt. Das erste Vierteljahrheft enthält einen geistvollen Aufsatz des bekannten züricher Professors Platter über „Die geplante Alters- und Invalidenversicherung im Deutschen Reiche“, das zweite Heft eine ausführliche Untersuchung G. von Mayr's über „Arbeiterversicherung und Socialstatistik“. Der Verfasser letztgenannten Aufsatzes stellt sich im Anfang objectiv, wenn auch sympathisch der Deutschen Arbeiterversicherungsgesetzgebung gegenüber und will nur nachweisen, daß dieselbe, möge sie auch keinen andern Nutzen stiften, jedenfalls von hervorragend social-statistischer Bedeutung sei. Er gibt der Hoffnung Ausdruck, daß die von ihm angestellten Erwägungen den Lesern des „Archivs“ ein nicht unerwünschtes Gegengewicht zu dem obengenannten Artikel des Professors Platter bilden mögen. Und in der That, es macht einen wohlthuenden Eindruck und spricht für den hochwissenschaftlichen Charakter des „Archivs“, daß schon in den ersten beiden Heften sich Freund und Gegner der deutschen Socialpolitik ausführlich geäußert haben; denn Platter hat im Grunde nur Worte des Tadels über die Arbeiterpolitik unserer Regierung, wenigstens bezüglich der im Entwurfe vorliegenden Arbeiter-Invalidenversicherung. Kommt eine abfällige Kritik aus so gewandter Feder, wie derjenigen Platter's, so kann sie gewiß nur der Sache selbst von Nutzen sein. Eine Klärung des Urtheils über das demnächst zur Verhandlung im Reichstage gelangende genannte Versicherungsproject auch in weitern Kreisen wäre gewiß nur erwünscht; das „Archiv“, das auch den Text der „Grundzüge zur Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter“ in seinem ersten Hefte enthält, wird gewiß auch des Weitern noch dazu beitragen, die actuellste Frage der socialen Gesetzgebung zu beleuchten.

4. Praktische Erwägungen über die Gründzüge zur Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter. Von R. Stämmler. Berlin, C. Heymann. 1888. Gr. 8. 60 Pf.

Eine recht lesenswerthe Schrift! Der Verfasser steht zwar dem Princip der deutschen Arbeiterversicherungspolitik durchaus zustimmend gegenüber, erachtet aber die „Grundzüge“ vom versicherungstechnischen Standpunkte aus — er selbst steht mitten in der Versicherungspraxis als Director der preußischen Rentenversicherungsanstalt und der Kaiser Wilhelms-Spende — für durchaus abänderungsbedürftig. Eine Invalidenversicherung sei sogar zur Zeit überhaupt kaum schon durchführbar, in Anbetracht des gänzlichen Fehlens einer statistischen Grundlage. Die Lektüre des klargeschriebenen Büchleins kann jedem, der sich ein Urtheil über die bald zum Gegenstande der Tagespolitik werdenden „Grundzüge“ verschaffen will, empfohlen werden.

Werner Sombart.

Pädagogische Schriften.

1. Das Einheitsgymnasium als psychologisches Problem behandelt, zugleich eine Lösung der Ueberbürdungsfrage auf psychologischer Grundlage von L. Vieweger. Danzig, Saunier. 1887. Gr. 8. 1 M.

Es bedurfte erst einer starken Bewegung, bis das Gymnasium sich bewogen sah, seinen Lehrplan zu Gunsten der Realien ein wenig abzuändern. Die Vorschläge zu weitergehenden Aenderungen wurden immer lauter und häufiger, je mehr man das Gymnasium durch die Concurrenz des Realgymnasiums gefährdet glaubte, oder je mehr man die Realgymnasien mit misliebigen Augen betrachtete; denn von einer Furcht vor deren Concurrenz kann ja so lange nicht die Rede sein, als das humanistische Gymnasium mit dem Monopol der weitgehendsten Berechtigungen, die noch dazu an einzelne Klassen geknüpft sind, ausgerüstet ist. Der Vorschlag der Bifurcation schien ein nach allen Seiten hin befriedigender Ausweg zu sein, bei dem jeder Schulgattung zukomme, was ihr sowol an Schülern als auch an Unterrichtsstoff gebühre, und die Verordnung von 1882, welche wenigstens bis IV für Gymnasium und Realgymnasium so ziemlich den gleichen Plan vorschreibt, scheint dem Vorschlage der Bifurcation damit ein Zugeständniß gemacht zu haben. Allein das Gymnasium will einmal nicht die von ihm behauptete Stellung aufgeben, was ja durchaus zu begreifen ist, und so treten denn neben andern Kämpfern auch die für das Einheitsgymnasium auf den Plan. Das Gymnasium soll neben seinen altclassischen Studien noch das ganze Gebiet des modernen Wissens umfassen, es soll also, was bisher Realschule und Gymnasium getrennt lehrten, in sich vereinen. Daß bei der alten Methode und der Einrichtung des alten Stundenplans eine solche Vereinigung nicht möglich ist, daß man nicht einfach zu dem Alten Neues hinzugesellt, rein äußerlich, das ist klar; Methode und Lehrplan müssen anders werden, damit das Neuaufgenommene mit dem übrigen zu einem organischen Ganzen vereinigt werden kann, und die bessere Methode, die organische Verknüpfung der einzelnen Lehrgegenstände dem Unterrichte einen immer höhern Werth verleihe, dem gegenüber der etwaige Abbruch an Zeit, den der eine oder der andere Gegenstand erfährt, gar nicht in Betracht kommt. Einen solchen Reformversuch legt uns L. Vieweger in seiner Schrift „Das Einheitsgymnasium als psychologisches Problem behandelt u. s. w.“ vor; wie weit es ihm gelungen ist, uns zu überzeugen, wollen wir hier in kurzen Zügen darthun.

Der Verfasser beanstandet, wie schon mancher seiner Vorgänger — wir erinnern nur an von Soden — die ganze Art und Weise des gegenwärtigen Sprachunterrichts,

die einer vollständigen Aenderung bedürfe; aber nicht nur mit der bisherigen Methode, auch mit der Reihenfolge sei zu brechen. Hiermit reiht er sich den Bestrebungen Ostendorf's und seiner Anhänger an, weicht aber insofern von ihnen ab, als er nicht die französische, sondern die englische Sprache für den Anfangsunterricht verlangt. Der Nachweis, daß diese Sprache sich am besten für den Anfangsunterricht eigne, ist dem Verfasser vollkommen gelungen. Die pädagogischen Grundsätze, daß man vom Nahen zum Entferntern, vom Leichtern zum Schwerern aufzusteigen habe, finden hier ihre Geltung; die Einfachheit der Formen vermittle aber eher eine Kenntniß der grammatischen Kategorien als jede andere Sprache, deren Formen in Bezug auf diese Kenntniß irreführen können. Andererseits sei die Feinheit, mit welcher die englische Sprache vermittels der paraphrastischen Conjugation die Zeiten unterscheide, äußerst bildend und eine gute Vorbereitung für die syntaktische Kenntniß der später zu lernenden Sprachen. Können wir bis dahin die Auseinandersetzungen des Verfassers Wort für Wort unterschreiben, so müssen wir es als sehr bedenklich ansehen, wenn er, um der Schwierigkeit der eigenthümlichen Orthographie des Englischen zu entgehen, zu einer phonetischen seine Zuflucht nehmen will, in welcher die Lehr- und Lesebücher für den Anfangsunterricht geschrieben sein sollen. Die Schwierigkeit, die Kinder nach einem einjährigen Unterrichte, der in zwölf Stunden die Woche ertheilt werden soll, der phonetischen Schreibart zu entwöhnen und an die richtige Orthographie zu gewöhnen, ist bei weitem größer, als gleich mit den Kindern an die übliche Schreibart heranzutreten, auch wenn die von dem Verfasser vorgeschlagene phonetische Schreibart wirklich die Vortheile böte, die man von einer solchen erwartet. Wenn aber auch hier erst durch eine Anzahl von Regeln und Hülfszeichen das Lesen ermöglicht werden kann, so hat man für das Opfer der richtigen Schreibart nicht einmal die erhoffte Erleichterung. Für die VI verlangt der Verfasser 12 Stunden, für die V und IV wünscht er drei, bezw. zwei Stunden, dann mag der Unterricht im Englischen aufhören. Nach seiner rationellen Methode, welche das Hauptgewicht auf die Lektüre legt, werden die Kinder so weit gebracht sein, daß sie für sich die englischen Studien fortsetzen können, und sie werden auch, da man ihnen durch eine falsche Methode mit dem Unterrichte nicht die Sache verleidet hat, mit Freuden von ihrer freien Zeit einige Stunden die Woche der Beschäftigung mit dem Englischen widmen. Aber selbst wenn das auch nicht der Fall wäre, so wäre die für das Englische verwendete Zeit nicht verloren; „der Unterrichte in VI hätte die Terminologie und die Begriffsbestimmung vermittelt", „der Schüler hätte die ersten Anfänge im selbständigen Beobachten und Abstrahiren gemacht" und hierzu kämen dann noch die Vortheile, welche dem Lateinischen noch besonders aus dem englischen Unterricht erwachsen würden. Schließlich wird dann als „natürlich" vorausgesetzt, daß der Abiturient im Englischen keine Prüfung zu bestehen habe. Mit dieser Beschränkung des Englischen aber auf die drei untern Klassen, die die Folge eines rein äußerlichen Zwangs ist — denn für dasselbe ist von IIIb ab „keine Zeit mehr vorhanden" — spricht der Verfasser selbst das Urtheil über seine Einheitsschule. Ist es überhaupt eine misliche Sache, den Unterricht in einer lebenden Sprache nach kurzem Anfange abzubrechen und zwar schon dann, wenn der Schüler erst das 11. Lebensjahr zurückgelegt hat: so kann doch eine Schule, die eine lebende Sprache nur als Mittel der bessern Erlernung einer todten Sprache behandelt, nicht den Anspruch erheben, als Einheitsschule neben den Zwecken des Gymnasiums auch denen des Realgymnasiums dienen zu wollen. Es geht eben nicht! Und eine Schule, welche beide altclassischen Sprachen pflegen will, und noch dazu in dem Umfange, wie der Verfasser es wünscht, daß sogar der lateinische Aufsatz nicht fehlen darf, muß von einer Pflege zweier lebender Sprachen und einem weitgehenden Unterricht in den naturwissenschaftlichen Fächern absehen. Das Französische in IIb erst zu beginnen, hat im Hinblick auf die erstrebte und theilweise ins Werk gesetzte Gleichheit des Unterrichts in den drei untern Klassen der höhern Schulen seine Bedenken, die sich der Verfasser nicht verhehlt, und welche er wohl — doch nicht mit Glück — zu zerstreuen sucht. Die Methode, wie er sie für den fremdsprachlichen Unterricht entwickelt, ist im großen und ganzen eine treffliche und hat den Vorzug der Einheitlichkeit — und diese Seite macht uns die Schrift zu einer werthvollen, wenn wir uns auch mit der Gesammtrichtung derselben nicht einverstanden erklären können.

2. Die Herbart-Ziller'schen formalen Stufen des Unterrichts, nach ihrem Wesen, ihrer geschichtlichen Grundlage und ihrer Anwendung im Volksschulunterrichte dargestellt von Karl Richter. Gekrönte Preisschrift. Nebst einem Anhange von Lehrproben nach den formalen Stufen. Leipzig, M. Hesse. 1888. Gr. 8. 3 M.

Es ist wol keinem von seinen eigenen Anhängern übler mitgespielt worden als Herbart. Versetzen wir uns im Geiste um etwa funfzehn bis zwanzig Jahre zurück, als jener Philosoph noch nicht zum Schibboleth einer extremen Partei auf dem Gebiete der Pädagogik gemacht worden war, da gab es keinen, der nicht den Namen Herbart's mit ungetheilter Ehrerbietung aussprach und seine Verdienste um die Pädagogik nicht zu würdigen gewußt hätte. Seinen Jüngern, oder vielmehr denen, die sich als solche bekannten, war es vorbehalten, durch ihr rücksichtsloses Verfahren den Glanz des Namens ihres Meisters zu verdunkeln. Was diese Jung-Herbartianer aus ihm gemacht, einen Mann, außerhalb dessen Lehre kein Heil zu finden sei, das wollte er gewiß nicht, ja, das wollte sicherlich auch Ziller nicht, dessen Name jetzt stets in Verbindung mit dem Herbart's genannt wird. Das herausfordernde Wesen der „Herbart-Zillerianer", die ihr System

in beleidigendem Stolze „wissenschaftliche Pädagogik" nannten, die von sich behaupteten, nur sie verständen einen „erziehlichen" Unterricht zu geben, und mit Ueberhebung auf alle die herabsahen, welche in dem Herbart-Ziller'schen System nicht die Blüte und die Vollendung der pädagogischen Weisheit erblicken wollten, rief eine Gegenbewegung hervor, deren Aeußerungen, ohne daß man es wollte, auch den Namen Herbart's treffen mußten. Darum ist es nach zwei Seiten eine verdienstliche That, wenn, wie es im vorliegenden Buche geschehen ist, die eine Seite des Ziller'schen Systems in sachgemäßer Weise im Lichte der Geschichte beleuchtet wird. Es wird der Pädagogik ein Dienst geleistet, indem sie vor den Abwegen gewarnt wird, wohin das „wissenschaftliche System" sie führen mußte, und auch Herbart wieder die Stellung in der Geschichte der Pädagogik angewiesen, die ihm gebührt. Man kann jenem Philosophen aber nicht besser dienen, als daß man nachweist, daß er für die Sünden seiner Jünger nicht verantwortlich gemacht werden kann. Der Verfasser verurtheilt nicht kurzweg die Ziller'schen Grundsätze, er weist nach, daß sie vieles Gute enthalten, das aber nicht als neue Weisheit gepriesen werden darf, denn das Gute ist eben nicht neu, es ist Altes, das sich bereits lange bewährt hat, daß aber die Zuthaten Ziller's, das Neue, zumeist nicht gut seien. Würden unsere jungen Pädagogen fleißiger die Werke unserer ältern Pädagogen studieren, würden sie die Schriften eines Niemeyer, Dinter, Denzel, Diesterweg, der „geistigen Nährväter und Wegweiser des ältern Lehrergeschlechts", lesen, sie würden nicht so schnell von einer mit einer wissenschaftlich sein sollenden Terminologie umherwerfenden Pädagogik gefangen genommen und zu einem richtigern und gerechtern Urtheil über pädagogische Systeme geleitet werden. Wir können diese Schrift, die von der Ammon'schen Stiftung in Dresden bei einem Wettbewerbe mit dem Preise gekrönt wurde, als lehrreiche Lektüre empfehlen.

3. Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts als pädagogisches System. Dargestellt von Albert Wittstock. Leipzig, Naumann. 1888. 8. 2 M. 25 Pf.

Die Grundsätze, welche Lessing in der obengenannten, lange von der Kritik in Bezug auf ihren Verfasser umstrittenen Abhandlung entwickelt, auf die Pädagogik anzuwenden, liegt so nahe, daß man sich schier darüber wundern muß, daß es eines Zeitraums von mehr denn hundert Jahren bedurfte, bis ein Mann sich fand, welcher sich dieser löblichen Aufgabe unterzog. Albert Wittstock hat diese Aufgabe mit Geschick gelöst, und wir müssen ihm für das vorliegende Werk dankbar sein. In unserer Zeit der Systemmacherei kann man nicht oft genug darauf hinweisen, wie unsere großen Geister uns schon vorgearbeitet haben; diese Erkenntniß wird nicht allein uns dankbarer gegen die Männer der Vergangenheit machen, sie wird uns auch bescheidener machen und uns einen untrüglichen Maßstab für die Wissenschaftlichkeit unserer Forschung an die Hand geben. Wir wollen damit nicht sagen, daß ein Neues jetzt nicht mehr gefunden werden könnte, die Wissenschaft steht nicht still; aber wir werden, gereift in der Denkschule unserer großen Männer, nicht alles Neue als einen Fortschritt betrachten, sondern das nur, was vor der ernsten Prüfung als wahr und gut besteht. Wir wollen auch nicht anstehen zu bekennen, daß der Verfasser vielleicht mehr in der Lessing'schen Abhandlung gefunden hat, als der unbefangene Leser darin findet — wir können beispielsweise in den letzten Paragraphen keine praktische Psychologie finden —, allein die großen grundlegenden Gedanken des Begriffs, der Aufgabe, des Ziels der Pädagogik ergeben sich uns klar und deutlich aus Lessing's Sätzen ganz so, wie sie der Verfasser erkannt hat, wenn wir nach der Lektüre seines Buchs die Paragraphen über die „Erziehung des Menschengeschlechts" wieder durchlesen.

A. Sulzbach.

Zur vergleichenden Rechtsgeschichte.

Die Blutrache bei den Slawen von Franz Miklosich. Wien, Gerold's Sohn. 1887. Imp.-4. 4 M. 30 Pf.

Der Altmeister der Slawistik hat in vorliegender Schrift auf Grund zusammengetragener und in der Sprache der Originale, also zum Theil slawisch, mit veröffentlichten Stellen aus historischen Werken und Rechtsdenkmälern kritisch erörtert, wie sich die einzelnen slawischen Stämme und die von ihnen am meisten beeinflußten Völker, die Albanesen und Ungarn, zur Blutrache verhielten; er stellt dar, wie dieselbe bei ihnen ausgeübt wurde, welche Entwickelung sie nahm und wann und unter welchen Einflüssen sie schließlich bei allen diesen Völkern, außer den Albanesen, aufhörte. Verbunden damit ist eine sachkundige Betrachtung der bezüglichen Terminologie (auch der deutschen). Daran knüpfen sich ferner zur Vergleichung kurze Andeutungen über die Blutrache bei den übrigen indoeuropäischen Völkern, und im Anhange folgt als willkommene Zugabe zur Belebung der vorausgegangenen Erörterungen eine Sammlung von Sühneacten (nach Todtschlag) bei den Serben, Czechen, Polen und Albanesen.

Das Ergebniß dieser Forschungen hat der Verfasser in der Einleitung zusammengefaßt. Die Blutrache ist hiernach eine der ältesten Rechtsinstitutionen der Menschheit, und wird von den Rechtshistorikern geradezu als die Quelle des Strafrechts angesehen. Daß sie auf einer gewissen Erstlingsstufe der Cultur allen Völkern eigen war, steht außer Zweifel, wenn sie sich auch bei einzelnen derselben aus den vorhandenen historischen Quellen nicht mehr nachweisen läßt; in Europa besteht sie in ihrer ursprünglichen Kraft nur noch bei den Albanesen.

Als Zeitpunkt des Entstehens der Blutrache bezeichnet Franz Miklosich den Zustand eines Volks, wo sich dasselbe gesellschaftlich nur in Sippen theilt; ursprünglich scheint sie überall nur bei Todtschlag angewendet worden zu sein, später aber auch bei andern Vergehen, wie Mädchenraub, Verführung, falsches Zeugniß u. s. w. Gemildert wurde sie allmählich durch das Erwachen des Bewußtseins der Schuld, welches die Sühne anbahnte; diese bestand in der Zahlung des Blutgeldes und (schon unter Einfluß des Christenthums, da Mosaismus und Islam eine solche Demüthigung des Schuldigen nicht kannten) im Bekenntnisse der Schuld, in der Abbitte. Die Blutrache erlischt schließlich ganz mit Lockerung des Sippenverbandes und Kräftigung der Staatsgewalt, sowie zugleich unter Unterstützung der christlichen Kirche, die den Gottesfrieden und Asyle stiftet und Bußdisciplinen auferlegt. An die Stelle der Blutrache tritt jetzt die Bestrafung des Schuldigen seitens des Staats, zuerst am Vermögen (Geldstrafe), später aber unter Einfluß des römischen Rechts, das die Blutrache im Princip ausschließt, an Leib und Leben. Die Todesstrafe bei Privatvergehen (auch Mord) wurde bei den Germanen und Slawen aus der Fremde eingeführt:

Zu den Deutschen kam sie von den Römern, zu den westlichen Slawen von den erstern; die dalmatinischen Slawen erhielten sie unmittelbar von den romanischen Küstenstädten, die sie aber später infolge des Einflusses der Slawen wieder abschafften. Die Russen können sie von den Deutschen oder den Griechen erhalten haben. Das „Serbien der Könige“ (der Verfasser versteht darunter den Theil des serbischen Sprachgebiets, in welchem einst Kaiser und Könige herrschten) hat sich der Todesstrafe erwehrt, und in Montenegro war sie bis in die neueste Zeit unbekannt geblieben.

Was nun die Slawen selbst betrifft, so ist die Blutrache bei denen von ihnen historisch nicht nachweisbar, welche zeitig unter die deutsche Herrschaft kamen, d. h. die Slowenen, Sorben, Polaben; diese haben für Blutrache nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, obgleich als sicher anzunehmen ist, daß dieselbe auch bei ihnen in der Urzeit bestanden hat. Das Gleiche gilt von den Preußen, Litauern und Letten. Als Grund des hier erfolgten zeitigen Erlöschens der Blutrache nimmt der Verfasser an, daß sich der Sippenverband durch die deutsche Colonisation auflöste, und daß es dann den deutschen Fürsten (sowie nach ihrem Muster auch einigen slawischen) leichter als in Deutschland selbst gelang, auf dieser zersetzten Masse ein auf römischen Anschauungen wurzelndes Recht einzuführen. In Rußland wurde die Blutrache schon im Gesetzbuch Jaroslaw's (1096) beschränkt und von den Söhnen desselben ganz aufgehoben. In Böhmen und Mähren ist gegen Ende des 12. Jahrhunderts kein Fall von Blutrache mehr nachweisbar. In Polen erlischt sie endgültig im 15. Jahrhundert unter Kasimir Jagello. Verschieden haben sich die Verhältnisse bei den Südslawen gestaltet. Im „Serbien der Könige“ wurde der Blutrache frühzeitig seitens des Staats durch Geldstrafen entgegengetreten. In Dalmatien that die venetianische und die französische Herrschaft nichts für Beseitigung der Blutrache; sie wurde hier und in der Herzegowina erst durch die österreichische Herrschaft beseitigt. In Montenegro geschah dasselbe durch das strenge Einschreiten des Fürsten Danilo, der in seinem Gesetzbuch von 1855 auf Mord den Tod durch Erschießen setzte.

Sehr lange und zäh haben die Deutschen an der Blutrache festgehalten und nach Meinung des Verfassers ist dieselbe von diesen auf die Romanen übergegangen; denn bei den Römern und, soweit das römische Recht reichte, wurde die Blutrache schon in den ältesten Zeiten überwunden:

Der Grund davon liegt wahrscheinlich darin, daß die Völkerstämme Italiens, sprachlich und ethnographisch geschieden, nur staatlich eine Einheit ausmachten, daß daher der Sippenverband frühzeitig gelockert wurde, was die unbeschränkte Macht des römischen Staats und die Beseitigung der Blutrache erklärbar macht. Wenn unter den romanischen Völkern des Mittelalters die Blutrache herrschte, und wenn wir diese Sitte selbst in der Gegenwart auf Corsica und Sardinien antreffen, so drängt sich die Frage auf, wie dies zu erklären sei. Die Erklärung liegt in der Bildung der romanischen Völker, die aus der Vermischung römischer und germanischer Elemente hervorgegangen sind: die Blutrache der Romanen, der Italiener, Franzosen und Spanier, ist germanischen Ursprungs.

Feuilleton.

Feodor Wehl's anmuthiges Büchlein: „Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Mit Porträts, Facsimiles und Ansichten“ (Altona, Reher, 1888) hätte noch eine dritte Bezeichnung in den Titel aufnehmen dürfen: „und seiner Geltung“. Denn neben dem liebevollen Eingehen auf Storm's Entwickelungsjahre und den Kreis seiner Jugendgenossen, neben der Zergliederung und Kennzeichnung einzelner seiner Erzählungen und dem Hinweis auf den Einfluß, den die wechselnden Lebensstätten auf Wahl und Tonart seiner Schöpfungen geübt, ist das Auszeichnende dieses Schriftchens die Darlegung der Stellung, welche die Kritik vom Beginne der dichterischen Laufbahn Storm's bis heute zu seiner literarischen Persönlichkeit eingenommen hat. Es ergibt sich aus dieser Ueberschau, wie lange der Dichter, eigentlich doch beiseite geschoben, unter dem Banne der herkömmlichen Achtung gestanden, die ihm sein Jugendwerk, „Der Immensee“, erworben, bis erst in den letzten Jahren die Wahrnehmung durchschlug, daß auch dieser Dichter seine Entwickelung gehabt und ein anderer geworden, und bis sich eine „Storm-Gemeinde“ gebildet hat, von deren Verhalten namentlich Emanuel Geibel gegenüber Wehl leider mit Recht bemerkt: „Das armselige Lorberblatt, welches sie diesem aufs Haupt drückt, muß sie unbarmherzig jenem von den Schläfen gerissen haben.“

— Als des Hauptmann Tanera „Ernste und heitere Erinnerungen eines Ordonnanzoffiziers im Jahre 1870—71“ in d. Bl. zur Anzeige gelangten (Nr. 30), sprach der gewiß zuständige Beurtheiler den Wunsch aus, dem Verfasser bald als Erzähler der zusammenhängenden Geschichte des großen Krieges zu begegnen. Der Wunsch ist ihm und sicher allen Lesern der „Erinnerungen“ unerwartet bald erfüllt worden. Karl Tanera eröffnet ein freudig zu begrüßendes Unternehmen des Beck'schen Verlags in Nördlingen, in sieben abgeschlossenen Schilderungen von Augenzeugen

und Mitkämpfern die große Zeit von 1870 bis 1871 möglichst anschaulich einem weitern Kreise vorzuführen. Der dritte Band dieses Werks: „Der Krieg von 1870—71 dargestellt von Mitkämpfern" ist zuerst erschienen und bringt „Die Schlachten von Beaumont und Sedan" (mit einer Karte). Dem Berichterstatter hat seine Lektüre eine so ergreifende Feier des Vorabends und des Nachmittags des 2. September gewährt, wie sie würdiger und tiefempfundener nicht wol begangen werden könnte. Mit gewinnender Klarheit und Uebersichtlichkeit der Anordnung des überreichen und schwierigen Stoffs verbindet das Buch eine so trauliche, durch die Mittheilung eingestreuter Einzelerlebnisse das Gemüth fesselnde Sprache, daß es auch zur Lektüre im Familienkreise durchaus geeignet ist und man sehr zufrieden damit sein kann, die ersten Schlachten bis Wörth, den Feldzug an der Loire und die Belagerung von Paris aus derselben Feder erwarten zu dürfen.

— „Straßburger Gassen- und Häusernamen im Mittelalter" (zweite neu bearbeitete Auflage, Straßburg, C. F. Schmidt, 1888). Dem Vorwort des Verfassers (Herrn C. Schmidt) zufolge erschien die erste Auflage als ein kleines Buch 1871. Bedeutend vermehrt, berichtigt, besser geordnet und mit einem Namenregister versehen, ist ein stattliches Werk daraus geworden, das nicht nur dem Straßburger, sondern jedem Freunde städtegeschichtlicher Studien und culturgeschichtlicher Belehrung willkommen sein wird. Eine ausführliche Einleitung gestaltet die Ergebnisse der Forschung zu einem anschaulichen Bilde der innern Erscheinung der Stadt, das sie etwa vom 13. bis zum 16. Jahrhunderte geboten, und schließt mit der Aufführung der 220 Gewerbe, die dem Verfasser in den von ihm eingesehenen Urkunden aufgefallen sind — eine ungemein hohe Zahl. In alphabetischer Ordnung folgen dann die Straßennamen mit den erforderlichen Erklärungen und geschichtlichen Angaben, und in jeder Straße nach gleicher Anordnung die Häusernamen auf Grund ihrer eigenthümlichen Hauszeichen. Das früheste und späteste Jahr ihrer urkundlichen Erwähnung, die etwa bekannten Besitzverhältnisse, Namendeutungen finden sich beigefügt. Die Verzeichnisse der Gassen, Häuser, der Adels- und Patriciersitze, der Kirchen, Klöster und Kapellen, Begharden- und Beginenhäuser, Klosterhöfe und Handwerkertrinkstuben machen den Beschluß des Buchs.

— Jakob Moleschott erließ zum 27. Mai 1888 einen Festgruß an „Franciscus Cornelius Donders" (Gießen, Roth, 1888). Der berühmte holländische Gelehrte dieses Namens trat nämlich an dem genannten Tage in sein siebzigstes Lebensjahr und zugleich nach der Sitte des Landes als Hochschullehrer in den Ruhestand. Moleschott schildert hier den Lebensgang und die Bedeutung des großen Augenarztes mit viel Sachkenntniß und warmer Verehrung, sodaß allen Philologen, Aerzten u. dgl. dieses Schriftchen eine interessante Lektüre darbieten wird.

— Fritz Schultze, Professor der Philosophie an der technischen Hochschule zu Dresden, hat eine Schrift herausgegeben: „Das neue Deutschland, seine alten Heldensagen und Richard Wagner" (Leipzig, C. Günther, 1888). Er hat das Büchlein seinem Freunde, dem Kammersänger Gudehus in Dresden, gewidmet, weil ihm dieser die Heldengestalten Wagner's oft in ergreifender Weise verkörpert hat. Nun nennt zwar Fritz Schultze seinen kleinen Versuch „eine elementare Einführung in das Verständniß der Werke Wagner's"; gleichwol hätte er besser gethan, diese Broschüre nicht zu veröffentlichen. Wir kennen die philosophischen Schriften Schultze's und schätzen sie; hier aber gibt er so gut wie gar nichts Eigenes. Ueber Wagner spricht er auf nur sieben Seiten; aber auch sie beweisen, daß Schultze als reiner Laie, als bloßer Empfindungsmensch auf musikalischem Gebiete dasteht. Hätte er nur einigermaßen Kenntniß der sehr angewachsenen Wagner-Literatur, so würde er wissen, daß seine Sätze schon hundertmal besser gesagt worden sind. Den Mangel an musikalischer Bildung können wir Schultze nachsehen, bedenklicher aber sind seine Lücken an ästhetischer Schulung. Wie vermag ein Professor der Philosophie R. Wagner „einen großen dramatischen Dichter" zu nennen, oder die Logik folgenden Satzes fertig zu bringen: „Die sittliche Idee liegt in der tragischen Schuld, welche das Liebespaar auf sich lädt"?

Bibliographie.

Adelmann, C., Donna Elvira (Don Juan) als Kunstideal und in ihrer Verkörperung auf der Münchener Hofbühne. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 1 M.

Becker, J. H., Ursprung und geschichtliche Entwickelung der Sittlichkeit durch den Kampf ums Dasein. Leipzig, Fock. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Behringer, E., Bilder aus der Deutschen Heimat. Landeshut i. Schl. 12. 1 M.

Blind, K., Lücken in Garibaldi's Denkwürdigkeiteu. Dresdeu, Ehlermann. 8. 60 Pf.

Brauns, C. W. E., Auf deutschem Boden. Novellen aus dem sozialen Leben unserer Tage. Halle, Tausch u. Grosse. 8. 2 M. 40 Pf.

Breitmaier, F., Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing. 1ster Tl. Frauenfeld, Huber. Gr. 8. 5 M.

Bücherei des Wartburg-Boten. 4ter Bd.: Der Vagabund von E. Norden. Eisenach, Baemeister. 8. 1 M.

Byron, Lord, Sardanapal. Trauerspiel. Bühnen-Bearbeitung nach der Uebersetzung von A. Böttger, mit einem Vorspiel von M. Zerbst. Jena, Manke. 8. 2 M. 80 Pf.

Curti, T., Stimmungen und Gedanken. Ein lyrisches Tagebuch. Zürich, Verlags-Magazin. 8. 2 M.

Eschstruth, Nataly v., Wanderbilder. Novellen und Skizzen. Jena, Costenoble. 8. 5 M.

Gallus, W., Beiträge zur Lösung der Frage der Alters- und Invalidenversorgung der Arbeiter. Leipzig, Roßberg. 8. 60 Pf.

Gasparin, Gräfin, In Flur und Wald. Aus dem Französischen. Autorisirte Uebersetzung von Elisabeth Klee. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses. 8. 3 M.

Grotthuß, Baronin Elisabeth v., Das amerikanische Duell. Roman. Die Räuberspelunke. Einer wahren Begebenheit nacherzählt. Aus Gustchens Kinderjahren. Erzählung. Augsburg, Schmid. 8. 3 M. 40 Pf.

Hart, J., Fünf Novellen. (Die Anklägerin. — Haidenacht. — Alter schützt vor Thorheit nicht. — Der neue Pygmaleon. — Trennungsstunde.) Großenhain, Baumert u. Ronge. 8. 3 M.

Heeß, J., Auf der Wanderschaft. Dramatisches Spiel. Mainz, Kirchheim. 12. 50 Pf.

Heims, P. G., Das Leben in den Tropen. Ein Wort zur Kolonialfrage. Kiel, Homann. Gr. 8. 60 Pf.

Höffding, H., Ethik. Eine Darstellung der ethischen Priuzipien und deren Anwendung auf besondere Lebensverhältnisse. Unter Mitwirkuug des Verfassers aus dem Dänischen übersetzt von F. Bendixen. Leipzig, Fues. Gr. 8. 8 M.

Hoffmeister, H. W., Ikarosflüge. Ein humoristisches Kulturbild der letzten 50 Jahre. Berlin, George u. Fiedler. Gr. 8. 5 M.

Knie, F., Die „Russische Gefahr". Schattenbilder. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 30 Pf.

Kometenbriefe von Lucifer. Jena, Costenoble. 16. 2 M.

Kretzer, M., Das bunte Buch. Allerlei Geschichten. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

Laicus, P., Madonna di Tirano. Eine Veltliner Geschichte aus der Reformationszeit. Mainz, Kirchheim. 8. 4 M. 50 Pf.

Marlitt, E., Das Eulenhaus. Hinterlassener Roman in 2 Bdn. Vollendet von W. Heimburg. Leipzig, Keil's Nachf. 8. 7 M. 50 Pf.

Neidhart, F., Gedichte und Erzählungen. Wien, Amonesta. 1887. Gr. 8 1 M. 50 Pf.

Niemann, A., Eulen und Krebse. Roman. Gotha, Windaus. 8. 6 M.

Polko, Elise, Im Banne der Erinnerung. Novellen. Breslau, Schottländer. 8. 5 M.

Pröhle, H., Die Lehninische Weissagung. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Puttkamer, J. v., Von der Bombe. Militärische Humoresken. Leipzig, Brehse. 8. 1 M. 50 Pf.

Ramberg, G., Heutige Kunst. Ein Rundgaug durch die internationale Jubiläums-Kuust-Ausstellung zu München. München, Frauz. 8. 1 M.

Schreyer, H., Boris. Trauerspiel. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 1 M. 60 Pf.

Der Sclavenhandel in Afrika und seine Greuel, beleuchtet nach den Vorträgen des Cardinals Lavigerie und Berichten von Missionaren und Forschern von Humanus. Mit Porträt des Cardinals Lavigerie und dessen Denkschrift an die Katholiken Deutschlands. Münster, H. Schöningh. Gr. 8. 60 Pf.

Sipp, K., Central-Sudau. Ein Vortrag. Meissen, Schlimpert. 8. 50 Pf.

Telmann, K., Weibliche Waffen. Roman. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

Wald-Zedtwitz, E. v., Im Drange der Welt. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 12 M.

— — Hurrah! Kriegs-Novellen. Berlin, Janke. 8. 2 M.

Zeise, H., Aus dem Leben und den Erinnerungen eines norddeutschen Poeten. Mit dem Porträt und dem Facsimile Zeise's. Altona, Reher. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart.

Von

Moriz Carriere.

Geh. 1 M. 80 Pf.

Der Verfasser will diese Schrift als eine Dissertation zu seinem goldenen Doctorjubiläum betrachtet haben. Er weist darin nach, daß es eine Lebensfrage des Christenthums sei, das Evangelium ebenso mit den Natur- und Geschichtskenntnissen, der Weltanschauung der Gegenwart in Zusammenhang zu bringen, wie es die Kirchenväter mit der Wissenschaft der Griechen gethan.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von **K. F. W. Wander.**

Fünf Bände.

4. Preis jedes Bandes geh. 30 M., geb. 32 M.

Dieses vollständig vorliegende Werk wird mit Recht als ein ebenso für die deutsche Sprache wie für die deutsche Culturgeschichte überaus wichtiges Nationalwerk bezeichnet, das in jeder öffentlichen wie in jeder grössern Privatbibliothek seinen Platz zu beanspruchen habe. Ein Prospect ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von **Dr. C. A. Kortum.** 14. Auflage. 8. Geh. 2 M. 40 Pf., geb. 3 M. 50 Pf.

Classisch in ihrer Art und echtdeutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jobsiade“ das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit in Deutschland, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist.

Im Verlage von **Ernst Homann** in **Kiel** ist neu erschienen:

Gustav und Ina von Buchwald, Kulturhistorische Erzählungen. I. Der Hofjäger von Waldbad. 2 Bände. 8. 34 Bogen. Geh. 7 M. Geb. 8 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Historisches Taschenbuch.

Begründet von **F. von Raumer.**

Herausgegeben von **Wilhelm Maurenbrecher.**

Sechste Folge. Achter Jahrgang. 8. Geh. 8 M. Geb. 9 M.

Inhalt: Die Erlebnisse der neuern Wallenstein-Forschung. Von Arnold Gaedeke. — Arnold von Brescia. Von Robert Breyer. — Florenz, Neapel und das päpstliche Schisma. Von Georg Erler. — Der Aberglaube Philipp Melanchthon's. Von Karl Hartfelder. — Der Ursprung der Ehescheidung König Heinrich's VIII. von England. Von Wilhelm Busch.

Dem „Historischen Taschenbuch“ hat sich, seitdem Professor W. Maurenbrecher die Herausgabe übernommen, das Interesse in erhöhtem Grade zugewendet; die hervorragendsten Vertreter der historischen Forschung sind in die Reihe der Mitarbeiter eingetreten. Auch in dem neuen Jahrgange sind interessante geschichtliche und culturgeschichtliche Arbeiten vereinigt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Neue Serie.

Zweiundzwanzigster Band. 8. Geh. 5 M.

Inhalt: Johann von Wesel und seine Zeit. Ein Ketzerproceß aus dem 15. Jahrhundert. — Eine Studie über mania transitoria (vorübergehender Wahnsinn) und verschiedene merkwürdige Criminalprocesse, welche diese schwierige Materie betreffen. — Der dreifache Mord in der Mühle zu Dietharz im Thüringerwalde. — Merkwürdige Criminalprocesse aus England. 1. Verleumdung und ungerechtfertigte Entziehung der persönlichen Freiheit. 2. Nothzucht. 3. Bigamie. 4. Eine Wechselfälschung. — Tödtung eines Matrosen auf hoher See. Mord oder Ueberschreitung erlaubter Nothwehr? — Kentucky-Vendetta. Blutrache in Amerika. — Das Attentat auf Bazaine. Mordversuch. — Ein Diebstahl im wiener Landesgerichtsgebäude. — Das Leben und Treiben des Familienmörders Timm Thode vor der Verübung des von ihm in der Nacht vom 7. zum 8. August 1866 ausgeführten Mordes.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.

IN HEFTEN à 50 PFENNIG.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

Mit Abbildungen und Karten.

16 Bände und 1 Supplementband.

MEHR ALS 400 TAFELN.

JEDER BAND GEB. IN LEINWAND 9 M., HALBFRANZ 9½ M.

Das **schönste Geschenk** ist und bleibt eine **selbstthätige Zimmerfontaine** von **Louis Heinrici** Zwickau i/S. Man verlange Katalog!

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 45. — 8. November 1888.

Neue Novellen und Romane.

1. Lars Dilling's neue Novellen. Deutsch von Emil Jonas. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, S. Fischer. 1888. 8. 1 M.

Eine Sammlung von sechs Novellen, die in skizzenhafter Knappheit gehalten sind. Die letzte: „Dunkelrothe Rosen", ist einer Anmerkung zufolge die letzte Arbeit des am 16. December 1887 verstorbenen norwegischen Dichters. Unverkennbare Begabung feiner Beobachtung wie fesselnder Darstellung spricht aus den schlichten Schilderungen mit ihrer bald spöttisch-humoristischen, bald empfindungstiefen Färbung. Auch in diesem Norweger zeigt sich jener eigenartige skandinavische Realismus, der — im Gegensatze zu dem französischen, welcher sich im Ausmalen einer Fülle von Einzelzügen und Nebendingen ergeht — ganz kurz, ganz knapp nur charakteristische Momente aufeinander folgen läßt und dadurch sowol den Eindruck einfachster, handgreiflichster Wirklichkeit hervorbringt, wie die Phantasie des Lesers anregt, die scharf umrissenen Zwischenräume von Handlung und Empfindung selbständig auszufüllen und mit Hülfe dieser eigenen Thätigkeit den Eindruck voll pulsirenden Lebens zu empfangen. Der etwas seltsame Ausdruck „brünette Augen" (S. 25) fiel auf. Sonst liest die Uebersetzung sich sehr gut.

2. Langen und Bangen. Ein Novellencyklus von Emil Taubert. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1888. 8. 4 M.

Diese vier Novellen fesseln durch die Kraft, mit welcher der Dichter in einfachen Worten mächtige Gefühle darstellt. Wie seine Leidenschaft dem Menschen zum Verhängnisse wird, den uraltwahren Satz gestaltet eine jede zu eigenartigem Leben. Die Phantasie des Dichters versetzt seine Geschöpfe in die ihnen angemessene Umgebung, zieht die Natur, theils stimmunggebend, theils bedeutungsvoller, als Factor an der Charakterbildung, stets als Mitträgerin von Leid und Freud des Menschenherzens, wirkungsvoll mit hinein in den also vertieften Rahmen seiner Erzählung. Ihr entlehnt er die Einführung, welche gleich einer Ouverture den musikalischen Untergrund in lyrischer Innigkeit durchdringt und hervorklingen läßt:

Die viel berufene Streusandbüchse des weiland heiligen römischen Reichs deutscher Nation hat auf ein echtes Maler- oder Poetenauge, das auch der Eintönigkeit ihren fesselnden Zauber abzulauschen vermag, von jeher einen geheimnißvollen Reiz geübt. Diese rothen Kiefernstämme auf hügeligem Sandboden, welche die schwüle Mittagsglut der stechenden Sonne aufgesogen zu haben scheinen, dieses halbversengte Farrnkraut unter dürrem Moose, von schillernden Faltern träumerisch überflattert, diese spärlich beschatteten Waldwege, auf deren ausgefahrenen weißschimmernden Gleisen ein schläfriger Holzknecht sein langsames Gespann lenkt: alle diese Merkmale einer herzbeklemmenden Einförmigkeit bieten gleichwol das Bild einer so feierlichen und majestätischen Ruhe, daß auch das leise wunderbare Summen in den Zweigen nur von der selbstvergessenen Schweigsamkeit der Natur erzählt. Hoch über den Wipfeln wiegt sich ein einsamer Habicht, dem verwandelten Zauberer gleich, der die lautlose Stille über den Wald gesenkt und den Lüften jeden Widerhall entzogen. Durch eine Lichtung zwischen abwärts sich senkenden Hügeln grüßen die Dächer und feinsilberigen Rauchwölkchen des nahen Dorfs herüber und erglänzt aus der Ferne die sonnenfunkelnde Spiegelfläche eines jener Seen, die, von düstern Tannen umkränzt, nur selten von einem Nachen durchfurcht, zu den süß melancholischsten Erfindungen der Schöpfung gehören.

So beginnt die letzte der Novellen: „Des Kindes Schatten", eigenartig im Stoffe wie in ihrer künstlerischen Entwickelung. „Am Teufelssee" und „Verstoßen" behandeln dagegen viel benutzten, „Verstoßen" sogar einen eigentlich abgenutzten Stoff. Gerade dadurch aber zeigt der Verfasser, wie es einzig auf die Kunst der Behandlung ankommt, um selbst dieser uralt traurigen Geschichte, wo der Mann „zwar durch die Gesetze seiner Familie für immer verhindert sei, ihr vor dem Altar die Hand zu reichen, daß er ihr aber gelobe, unvermählt zu bleiben

und nur ihr in alle Zukunft zu leben, wenn sie ihm zu folgen und ihr Schicksal an das seine zu knüpfen sich stark und muthig genug fühle", erneuten Reiz zu geben. Doch gerade weil es einzig auf diese Darstellung ankommt, müssen wir uns die nähere Angabe des Inhalts versagen, der allen Leid bringt, aber dennoch am Schlusse — dem Laufe der Welt gemäß, entgegen der poetischen Gerechtigkeit — den einzig wahrhaft Schuldigen als berechtigt Glücklichen darstellt.

Den bedeutsamsten Eindruck macht „Babette", die kraftvollste und eigenartigste der Sammlung. Eine wilde Gebirgswelt bildet den wirkungsvollen Rahmen für die Gestalten der stark empfindenden Naturmenschen, die, von ihren Leidenschaften erfaßt, im kräftigen Kampfe mit sich selbst wie mit dem Widersacher nach Befriedigung streben. Hart wie die Felsen, zwischen denen sie hausen, „prallen die Menschen aneinander" und „üben in selbstgerechter Weise Vergeltung". In eine großartig schauerliche Natur hineingestellt, die den Menschen zur Entfaltung seiner ganzen Kraft anreizt, frei von flachen Regeln gesellschaftlichen Herkommens, erscheint er in diesen einfach naturgemäßen Verhältnissen weit mehr auf sich selbst gestellt: ganze Charaktere, die, ohne zu grübeln, aus ihrem Wollen heraus handeln und dadurch in höherm Maße den Eindruck von Kraft, Unabhängigkeit und Freiheit hervorrufen, welche die Phantasie für den Handelnden fordert.

In der ersten Novelle fiel mir an einigen wenigen Stellen eine kleine Gesuchtheit der Sprache auf; auch spricht das sechsjährige Kind, das darin eine Rolle spielt, nicht immer kindlich genug. Im ganzen jedoch ist die Sprache schön und voll dichterischen Lebens.

3. Streber und Kämpfer. Zeitroman von Max Ring. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1888. 8. 7 M.

Ein ziemlich treues Bild verschiedener politischer wie socialer Hauptströmungen unserer bewegten Zeit, aus einer Feder, die auf diesem Gebiete heimisch ist. Die Charaktere jedoch sind nicht wirkliche Menschen, sondern Schemen, die eine bestimmte Richtung darstellen sollen, durch keine dichterisch künstlerische Gestaltungskraft belebt. Das edle Element, der Kämpfer, der selbstlos seine Ueberzeugung in Wort und That, in Dulden und Handeln bethätigt, überwindet schließlich den Streber, der, ohne jede Ueberzeugung, einzig selbstische Zwecke verfolgt. Es überrascht, daß ein so lange beliebter, vielgelesener Schriftsteller nicht mindestens in der Form durchaus tadellos ist und Sätze durchgehen läßt, wie z. B. S. 30, „die nothwendige Entsagung aller seiner Hoffnungen".

4. Der Unfried. Ein Dorfroman von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1888. 8. 4 M.

Wahren Genuß gewährt das Lesen dieses kleinen Meisterwerks, bei dem vom ersten bis zum letzten Worte Antheil und Spannung im steten Wachsen der immer breiter und bewegter sich entfaltenden Handlung folgen. In künstlerischer Vollendung setzt die Anlage ein, die mit Klarlegung der Gegenwart Fortschreiten der Handlung, Ausblick in das Kommende eint und schon leise all die Töne anschlägt, die sich in der Entwickelung zu dramatischer Harmonie einen. Lebensvoll geben sich die fein ausgeführten originellen Charaktere durch ihr eigenes Thun und Fühlen kund. Schön in ihrer ungesuchten Einfachheit ist die Sprache dieser Menschen, die aus dem Herzen quillt, ihre bezeichnenden Bilder stets ganz naheliegenden Gegenständen des Naturlebens entlehnt, dem die Redenden durchaus angehören.

Eine Fülle kleiner lebensvoller Einzelheiten bringt den Eindruck echter, ausgefüllter Wirklichkeit hervor. Die Naturschilderungen, nur mäßig verwandt, sind stets wirksam und vertiefend, gleich einer Melodie, die das Wort in seinem ganzen Gehalte, in seiner bewegten innerlichen Stimmung zu vollem Ausdrucke bringt. Manch beachtenswerther Zug — reizend naturfrische Liebesscenen, stimmungsvolle Naturschilderungen, vielsagende Bilder — waren beim Lesen zur Mittheilung angemerkt; doch es wäre ein Unrecht, irgendeinen Zug aus dem Rahmen zu nehmen. Das Gefühl lehnt sich dagegen auf, einen kunstvoll gefaßten Schmuck, in dem jeder Stein, jede Perle an sich schön, aber doch erst als Theil des künstlerischen Ganzen zu voller Wirkung gelangt, unkünstlerisch in seine Theile aufzulösen.

Jeder, der sich den Sinn für das Ergreifende des Menschenloses gewahrt, widme dem „Unfried" einige stille Stunden und tief erschüttert wird er das gehaltreiche Büchlein nicht aus der Hand legen bis zu dem wehmüthigen Schlusse, der einen ermatteten Kämpfer, welcher nimmer Rast gefunden hienieden, in weichen Schneeflocken zur Ruhe bettet:

Und lächelnd schlief er — und erwachte nicht, als er im Schlafe sich streckte und von dem Baume seitwärts niederglitt in den weichen Schnee — und erwachte nicht, als über ihm die schwergedrückten Zweige in leisem Winde sich rührten und sein Gesicht verschütteten mit ihrer kalten Last. In dichter Menge fielen die Flocken, höher und höher mit jeder Stunde hob sich der Schnee über den Waldgrund und was noch dunkel auf der Erde lag, verschwand allmählich unter dem weißen Leichentuche, das die Winternacht dem starren Schläfer webte. Die Stunden verrannen und mit bleichem Lichte erwachte der Tag. Tief im Gebüsche schnalzte eine Amsel und auf dem Baume, welcher hart am verschneiten Pfade stand, huschte ein Fink aus seinem Schlupf und flatterte auf den seltsam geformten schneeigen Hügel nieder, der dem Baume zu Füßen lag. Pispernd sträubte der Vogel sein Gefieder, bohrte sein Schnäbelchen in den kalten Schnee und badete sich in den flimmernden Krystallen. Dann schaute er mit kecken Aeuglein ringsumher, schmetterte seinen hellen Schlag in den stillen gleißenden Morgen, spannte die Flügel und schwang sich in die Lüfte.

M. Benfey.

Dramen.

1. Die Braut von Alsen. Schauspiel in fünf Acten von Rudolf Hermann. Berlin, F. Luckhardt. 1888. 8. 1 M.

Dem Stoffe nach der Neuzeit angehörig, spielt dieses Schauspiel auf der Insel Alsen in den Jahren 1864, 1870 und 1871. Des Herrn von Versdorf, eines eingefleischten Dänen, Sohn Karl ist dänischer Offizier, mit einer Deutschen, Marie von Buchenwald, vermählt. Mit dem Ausbruche des Krieges zwischen Dänemark und Deutschland beeilt er sich, in die dänische Armee einzutreten. Beim Abschiede äußert Marie ihren Schmerz darüber, daß ihr Gatte genöthigt sei, gegen ihr Vaterland die Waffen zu führen. Vater Versdorf und Adda, seine noch unverheirathete Tochter, sind darüber empört, und nicht ohne Ueberwindung entschließt sich die letztere auf Wunsch des scheidenden Bruders, der die Gefühle seiner Gattin ehrt, für diese in versöhnender Weise bei dem Vater wirken zu wollen. Im zweiten Aufzuge ist der Offizier bereits gefallen, Dänemark besiegt und auf dem Schlosse des Herrn von Versdorf preußische Einquartierung. Nur mit offenbaren Widerwillen nimmt dieser sie auf, und kann ihn so wenig bezwingen, daß er selbst einem verwundeten preußischen Offizier, Oswald Ziegler, nicht die gewöhnlichste Höflichkeit in seinem Hause zu erweisen sich entschließt. Man überläßt seine Pflege der unglücklichen Witwe, und erst nach und nach fängt auch Adda an, sich dabei zu betheiligen. In der dritten Abtheilung muß der alte Deutschenfresser infolge dessen erleben, daß seine Tochter sich mit Ziegler verlobt. Im vierten Acte ist der Krieg mit Frankreich ausgebrochen und Oswald Ziegler wieder im Felde. Es heißt bald: er sei in einem Gefechte gefallen. Adda ist verzweifelt über diese Nachricht; ihr Vater aber jubelt, des unliebsamen Schwiegersohnes los zu sein. Allein sein Jubel kommt zu früh. Kurze Zeit danach treffen Briefe von Ziegler ein, welche verkünden, daß er nicht todt, nur verwundet sei, und, wenn er genesen, die Geliebte besuchen werde.

Diese Briefe unterschlägt der wackere Vater und die arme Adda, die den vermeintlichen Verlust des Verlobten nicht zu ertragen vermag, eilt nachts ans Meer, löst singend ihr Haar und stürzt sich in die brausende Flut.

Die Flut jedoch ist barmherziger als der Vater und erlaubt, daß der gerade zu Schiff ankommende Geliebte sie rettet. Dieser Umstand endlich bezwingt den alten Dänen und veranlaßt ihn zu folgender Erklärung:

Begriffen hab' ich erst
Am Abend meines Lebens, daß der Mensch
Sich hüten soll, dem Gang der Weltgeschichte
Und dem Naturgesetz zu widerstreben,
Daß einer höhern Fügung er gehorchen muß;
Erbarmungslos hat mich besiegt das Schicksal.
Gewaltig und vernichtend sind die Schläge,
Die's gegen Dänemark und mich geführt.
Ich selbst erkläre mich für überwunden.
In meinen alten Tagen hab' ich noch
Als Bundsgenossen List und Trug gewählt,
Auch diese Waffen haben mir versagt,
Und tief bereu' ich, daß ich sie benutzte.

Segnend legt er die Hände den Liebenden zusammen, Marie tritt mit ihrem Sohne, der inzwischen preußischer Cadett geworden, glückwünschend hinzu und endlich erscheint, um die Freude aller auf den Gipfel zu bringen, der Bursche des Oberlieutenants, um diesem eine Depesche zu überreichen, die ihm meldet, daß er zum Hauptmann befördert worden ist.

So verläuft das Schauspiel, das in seinem Verfasser den Mann von Bildung, aber auch den sehr unvollkommenen Dramatiker erkennen läßt. Der Aufbau der Handlung ist dürftig, lose und trocken; es mangeln ihr Leben, Bewegung und alle großen und mächtig erregenden Auftritte, wie unsere Schilderung der Vorgänge wol wahrnehmen lassen dürfte. Daß mitten im vierten Acte ein volles Jahr als verflossen angenommen werden muß, ist eine Ungeschicklichkeit der Mache, deren sich neuere Bühnenschriftsteller kaum noch schuldig zu machen pflegen. Die Verse sind ziemlich glatt, doch überaus nüchtern.

Die ganze Arbeit ist schwach und unbedeutend, aber jedenfalls harmlos und sittlich durchweg sauber gehalten, was sich von der folgenden nicht behaupten läßt:

2. Keine Kinder. Trauerspiel in fünf Acten von Ernst Rethwisch. Norden, Fischer Nachfolger. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.

Zwar sind wir überzeugt, daß der Urheber dieses Werks von der besten Absicht dabei beseelt war, allein, angesteckt von den pariser Sitten- und Ehebruchsstücken, hat er für sein Trauerspiel sich ein sociales Problem und eine realistische oder, richtiger gesagt, naturalistische Ausführung gewählt, von denen das erstere abstoßend und widerwärtig, die andere ungeschliffen und beinahe ekelhaft genannt werden müssen. Die Art, wie kinderlose Frauen sich hier den Männern gegenüber benehmen, ist geradezu phrynenhaft und das Verhalten der Männer gegenüber diesen Frauen entweder lümmelhaft oder in hohem Grade kopflos.

Höre man, wie sich die Sache vollzieht. Der Kaufmann Hesselbach und sein Procurist Köhler sind beide verheirathet, ohne Kinder zu haben. Der letztere ist ein rechtschaffener Arbeiter und tüchtiger Geschäftsmann, aber ein grober und roher Mensch, der sein Weib zwar in seiner Weise liebt, aber dabei wie eine Magd behandelt. Wanda fühlt sich deswegen an seiner Seite nicht besonders zufrieden und vermißt schmerzlich ein Kind. Ihre Leidenschaft wendet sich dem Patron ihres Ehemanns, dem Kaufmann Hesselbach zu, der indeß seine Gemahlin aufs innigste verehrt, trotzdem sie ihn nicht ganz glücklich macht. Mathilde, ein Stück von einer Weltdame, vermag ohne Ball, Gesellschaft und namentlich ohne Theater nicht zu leben und

läßt infolge dessen ihren Gatten viel allein. Diesen Umstand benutzt Wanda, sich Hesselbach an den Hals zu werfen. Obschon von den Reizen der schönen jungen Frau entflammt, bekämpft doch Hesselbach den wilden Sturm seiner Triebe, weist Wanda's Antrag ab und entschließt sich, mit Mathilde auf Reisen zu gehen, einmal um diese ihren zerstreuenden und aufreibenden Vergnügungen, sich selbst aber jeder Versuchung zu entziehen. Wanda, über ihre Zurückweisung zur Verzweiflung gebracht, vergiftet sich und hat wenigstens das Glück, in den Armen ihres von bösen Ahnungen herbeigetriebenen Angebeteten zu sterben. Dieser selbst aber, in demselben Augenblicke von dem heimkehrenden Gatten Wanda's überrascht, muß diesen letzten so unschuldigen Liebesdienst mit dem Leben büßen, denn der entrüstete Köhler sticht ihn kurz gefaßt über den Haufen.

So das Stück, das sich breit und ohne jede psychologische und dramatische Feinheit ziemlich trocken und schwerfällig abrollt. Der Gang der Handlung ist ohne eigentliches Leben und bar jeder geistigen Frische, die Sprache gewöhnlich und ohne allen poetischen Reiz. Von dramatischer Gerechtigkeit ist in dem ganzen Trauerspiel keine Spur, denn gerade der einzig reine und tugendhafte Charakter muß elend zu Grunde gehen. Der Versuch, die Kinderlosigkeit der Ehe zum modernen Fatum zu machen, will uns, in solcher Ausgestaltung wenigstens, nur abgeschmackt und wenig stichhaltig vorkommen.

3. Rentennoth. Lustspiel in fünf Acten von Karl Reist. München, Th. Ackermann. 1888. 8. 2 M.

In diesem Lustspiel soll nach dem kurzen Vorwort „ein Bild der Gegenwart in einem verkleinernden Maßstabe" geliefert werden. Es dreht sich infolge dessen darin alles um Geld, aber in so durcheinander wimmelnder und athemloser Weise, daß wir trotz aufmerksamsten Lesens nicht im Stande sind, über den Inhalt eine klare und die Dinge erläuternde Darlegung zu liefern. Es ist ein beständiges, hastiges Kommen und Gehen, ein Sprechen und Verhandeln im Fluge, ein flüchtiges, blos andeutungsweises Berühren von allerhand Verhältnissen und Maßnahmen, sie zu ändern oder aufzuheben, daß es zur vollständigen Unmöglichkeit wird, sich darin zurecht zu finden. Wir thun der Komödie wohl entschieden nicht Unrecht, wenn wir von ihr behaupten, daß sie an demselben Zustande leide, in dem sich Schafe in der sogenannten Drehkrankheit zu befinden pflegen, nämlich in einem beständigen um sich selbst Kreisen, das den Zuschauer schwindeln macht. Der ganze Gang der Handlung, wenn überhaupt von Handlung und einem Gange derselben hier die Rede sein kann, ist ein unausgesetztes Kreiseln, um einen Gegenstand, der dunkel und unverstanden bleibt, weil er nie eingehend und genau erörtert wird. Alle auftretenden Personen reden heftig, rasch und dann und wann mit einer Art Leidenschaft von Dingen, die eigentlich nie zum Vorschein kommen. Der Dialog ist ein Dialog in Räthseln. Man erfährt so ziemlich nie, um was es sich darin handelt und nur der Titel läßt ungefähr ahnen, was ihn verursacht. Selbst die einzelnen Sätze sind schwer zu entziffern, so z. B. wenn es heißt: „O' kann man nicht alt genug werden, spricht noch immer Worte in den Wind, die aufgefangen werden, gedeutet wider unser Liebstes, unser Bestes." Oder: „Nur das Gute darf man glauben, das Böse muß man wissen." Es ist alles orakelhaft. Der Leser wird durch fünf Acte gehetzt und erlebt endlich drei Verlobungen und einen glücklichen Ausgang, ohne in Erfahrung zu bringen, wie, um was und wodurch das geschehen.

Zuletzt haben wir zu erwähnen:

4. Die erste Nacht oder die letzten Consequenzen. Ein Nachspiel in einem Act zu Galeotto, Drama von José Echegaray. Von J. V. Widmann. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 50 Pf.

Es ist dies eine sehr maßvolle, man darf sagen zahme Satire auf das von Paul Lindau der deutschen Bühne zugeführte spanische Drama „Galeotto". In demselben ist Donna Julia die Gattin eines Ehrenmannes, den Don Ernesto als Freund innig liebte. Das Verhältniß Don Ernesto's zu Julia war ein reines. Ueble Nachrede aber legte den Keim furchtbarer Eifersucht in die Seele des Gatten Julia's und wurde auch Veranlassung, daß derselbe im Zweikampfe für Julia's guten Ruf von einem Beleidiger eine tödliche Wunde empfing. Er starb in dem bedauernswerthen Irrthume, sein Weib und Don Ernesto hätten ihn wirklich betrogen. Infolge dieses Irrthums wurde Julia von den nächsten Verwandten ihres Mannes verstoßen und so — nach Echegaray's Meinung — Don Ernesto mit Nothwendigkeit in die Arme getrieben. Hiermit schließt das Stück und beginnt das Nachspiel im Gasthof zum „Mohren" in Toledo. Don Ernesto und Donna Julia kommen Abends mit dem Schnellzuge von Madrid, um sich, empört über die Klatschsucht und Schlechtigkeit der Menschen, eigenmächtig den Tod zu geben. Sie wollen sich ums Leben bringen mit Gift, das Don Ernesto im Koffer mit sich führt. Aber auf der Reise ist sein Koffer mit dem eines andern Reisenden verwechselt worden und als man diesen mit dem zufällig passenden Kofferschlüssel der Donna Julia öffnet, findet man eine Brieftasche mit Banknoten, „ein ganzes kleines Vermögen" und ersieht aus dem Namen des dabeiliegenden Taschenkalenders, daß dies alles zusammen Echegaray gehört. Man hat inzwischen ein gutes Abendessen und Champagner auftragen lassen, um gleichsam die Henkersmahlzeit zu halten. Der Wein und die Speisen erhitzen nach der anstrengenden Fahrt und den voraufgegangenen Erregungen die Gemüther der beiden Lebensüberdrüssigen in solchem Grade, daß sie am Ende ihr tragisches Verhältniß nicht so übel finden, sich zutrinken, umarmen und küssen, indem sie zugleich beschließen: die Verwechslung der Koffer für einen Wink des Schicksals und von dem Todesentschlusse Abstand zu nehmen, um sich zu heirathen. Don Ernesto ließ in seinem Koffer mit dem Gifte zugleich sein Trauer-

spiel „Galeotto". Er will es ihm für die Hand voll Banknoten überlassen.

Das ist das Nachspiel; nicht eben sehr geistvoll und witzig, aber doch die moralische Austragslosigkeit des spanischen Dramas hell genug ins Licht stellend, um es, bei seiner durchaus saubern und nirgends ins Cynische verfallenden Durchführung, einigermaßen anerkennend und freundlich zu empfangen.

Feodor Wehl.

Zur deutschen Literatur.

1. Deutsche Dichter von Gottsched bis auf unsere Tage in Urtheilen zeitgenössischer und späterer deutscher Dichter. Von R. Mahrenholtz und A. Wünsche. Leipzig, Brandstetter. 1888. Gr. 8. 6 M.

Obgleich es im Vorworte nicht ausdrücklich erwähnt worden ist, so scheint doch das Werk durch ein ähnliches von J. W. Braun ins Leben gerufen worden zu sein: „Schiller und Goethe im Urtheile ihrer Zeitgenossen. Eine Ergänzung zu allen Ausgaben der Werke dieser Dichter" (Leipzig 1882). Das Werk von Braun wurde seinerzeit vielfach günstig besprochen, was mir nicht recht begreiflich war. Der Eindruck, den es auf mich machte, war der, daß sich hier den Werken großer Meister gegenüber die zeitgenössische Kritik so recht in ihrer ganzen Erbärmlichkeit und Nichtigkeit zeigte. Auch konnte es ja kaum wol anders sein: die Jugendwerke der großen Meister, insofern sie überhaupt von der Kritik beachtet werden, zeigen so in die Augen springende Fehler, daß sie derselben nur eine bequeme Handhabe zum Tadeln bieten; nur die mittelmäßigen Werke sind schwer zu handhaben und werden von der Kritik deshalb immer noch mit zu viel Achtung behandelt. Es ist deshalb auch nicht nach meinem Sinne, daß in neuern Sammelausgaben älterer deutscher Dichter die zeitgenössischen Urtheile sorgfältig verzeichnet werden. Vor den Nicolai-Lessing'schen „Literaturbriefen" ist ja überhaupt von einer vorurtheilsfreien Kritik noch keine Rede. Die einzige nennenswerthe Kritik, die über Schiller's „Räuber" erschien — nennenswerth, insofern sie wirklich über ihrem Gegenstande steht und sich von den titanischen Fehlern des Stücks nicht über seine Größe verblenden läßt, die in dem jungen Dichter einen künftigen deutschen Shakespeare erkannte und mit dieser Prophezeiung vor der Nachwelt recht behalten hat —, ist die in der „Erfurter gelehrten Zeitung"; sie wird von Braun gleich zu Anfang seines Werks wiederholt. Merkwürdigerweise hat sich das vorliegende Werk diese Kritik entgehen lassen, obgleich sie von einem Dichter herrührt, von dem erfurter Dichter Timme, über den man Goedeke's „Grundriß" nachlesen kann. Hat nun aber ein großer Dichter die Periode der Meisterschaft erreicht, so will die zeitgenössische Kritik sich nicht mit der Thatsache befreunden, daß er ihrer Zuchtruthe entwachsen ist. Ist aber der Dichter selbst unbedeutend, warum da noch verschiedene Urtheile über ihn lesen? Eins reicht hin, sollte es auch etwas einseitig sein.

Einen ähnlichen Eindruck hat das vorliegende Werk auf mich gemacht. Die Verschiedenheit seiner Anlage von dem Braun'schen ist schon auf dem Titel angedeutet. Es sollen nicht blos Zeitgenossen zum Worte kommen, sondern auch spätere Kritiken, vorausgesetzt, daß sie von Dichtern herrühren. Gegen diese Einschränkung läßt sich nichts einwenden. Denn wollen wir auch zugeben, daß einer ein vorzüglicher Kunstrichter sein kann, ohne die Kunst selbst ausüben zu können, so läßt sich doch nicht leugnen, daß die eigene Ausübung einer Kunst dem Kunsturtheil eine gewisse Wärme, sowol im Lob als im Tadel, verleiht und diese Wärme wirkt immer wohlthuend auf den Leser. Nur hätte diese Einschränkung auch gewissenhafter innegehalten werden sollen. In den Urtheilen über unsere Klassiker hat sich neben O. Ludwig, der hier freilich als Dichter nicht aus dem Spiele gelassen werden durfte, wenn ihm auch weniger Spielraum hätte gelassen werden können, keiner so bloßgestellt als L. Börne, der kein Dichter war und der hier doch das große Wort führt. Man weiß kaum noch, ob man den „Wilhelm Tell" wirklich gelesen hat, wenn man Börne seine nagelneue Weisheit darüber auskramen hört. Ihn zu widerlegen, wäre eine leichte Arbeit, nur nicht auch so kurz abgethan, als sie leicht ist. Zu ästhetischen Widerlegungen bedarf es aber stets eines ziemlichen Raums, der uns hier nicht zu Gebote steht. Wir müssen uns darauf beschränken, ihm einige factische Irrthümer nachzuweisen, um die Leichtfertigkeit seiner Urtheile zu kennzeichnen. Man lese und staune (S. 188):

> Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten.

Solches wahnschaffenes Zeug wird nicht einmal ein Tertianer aus seinem „Wilhelm Tell" herauslesen! Tell ist also zunächst ein Mensch, der Ehre und zugleich Furcht im Leibe hat. Aber er ist ein noch wunderlicherer Heiliger (ebenda):

> Tell zeigt sich auch hier wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubte nicht, den Landvogt getäuscht zu haben: er versprach, ihn aus der gegenwärtigen zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereigniß erzählte, sagt er:
>
> Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
> Getrau ich mir's und helf' uns wohl hindannen.
> So ward ich meiner Bande los und stand
> Am Steuerruder und fuhr redlich hin —
>
> Das nennt er redlich hinfahren!

Warum nicht? „Redlich hat hier die Bedeutung wie „ehrlich", noch jetzt in Redensarten, wie: ich habe mich

ehrlich geschunden, d. h. tüchtig, stramm. Daß aber alles Uebrige rein aus der Luft gegriffen ist und vielleicht im „Wilhelm Tell" von Veit Weber, aber nicht im Schiller'schen steht, sieht jeder, der das Stück aufschlägt. Noch toller fast treibt es aber O. Ludwig in seiner einseitigen Begeisterung für Shakespeare. Es ist ganz unerhört, was für wahnsinniges Zeug dieser aus Schiller herausgelesen hat, und ich kann nicht unterlassen, zur Warnung vor diesem Kritikaster wenigstens folgenden Angriff auf die Sittlichkeit der Schiller'schen Stücke hier mitzutheilen (S. 179):

Nach Schiller's Vorgange ist es fast unmöglich geworden, das Schlimme anders in der Tragödie zu bringen, als unter dem glänzenden Firnis des Schönen und Liebenswerthen. Und unter Schiller's Stücken ist wiederum das Gift am feinsten und sublimirtesten eben im „Wallenstein". Weit entfernt, daß Schiller eine unsittliche Absicht gehabt hätte, er war ein so streng sittliches Gemüth, daß ihm das Schöne immer, ohne daß er's weiß, ins Gute übergeht. Was ihn persönlich entschuldigt, das ist eben in seinem „Wallenstein" das Gefährliche, daß, wo er uns blos ästhetisch für das Schlimme interessiren will, er uns zugleich moralisch dafür gewinnt; das Publikum hat diese Gutherzigkeit instinctmäßig herausgefühlt und solche Gutherzigkeit am unrechten Flecke will es nun in der Tragödie, und wenn der Dichter auch grundsätzlich diesem Motive des Beifalls aus dem Wege geht (wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!), so kommt es gar nicht auf den wahren Grund, sondern meint, der Dichter habe gewollt, was ihm, dem Publikum, an Schiller so gefällt, aber er habe es nicht gekonnt.

Sollen wir fortfahren, die Kritik an den Pranger zu stellen? Ich denke, nein. Unser Rath kann aber nur der sein: man lese die Werke unserer großen Dichter immer wieder und wieder, und wenn man sich recht in ihren Geist hineingelebt hat, dann lasse man immerhin die vorliegende Kritikensammlung in Gottes Namen ungelesen! Der Druck derselben ist nachlässig geleitet worden. Daß am Schlusse derselben zwei, sage zwei „Berichtigungen" gegeben werden, ist ein wahrer Hohn; ich mache mich anheischig, deren zweihundert zu liefern.

2. Goethe und Frau von Stein. Von E. Adler. Wien, Toeplitz u. Deuticke. 1887. Gr. 8. 50 Pf.

Der Verfasser ist, wie er mir in einer Zuschrift zu erkennen gegeben hat, eine Verfasserin und die Absicht der ganzen Schrift, der Frau von Stein, ihrer Geschlechtsgenossin, wegen ihres Bruchs, nicht wegen ihres Verhältnisses mit Goethe Unrecht zu geben. Ueber dieses Verhältniß selbst äußert sie sich ziemlich frei (S. 5):

Als ob Charlotte ihrem Gatten treu geblieben wäre, auch wenn, wie wir bestimmt überzeugt sind, ihr Verhältniß platonisch geblieben ist. Immer und immer wird das sinnliche Moment als maßgebend hingestellt, als hätte die Treue eines ehelichen Verhältnisses nicht im Herzen und Hirn eines Menschen ihren Sitz; das übrige ist, falls diese besteht, selbstverständlich, und wo einmal die geistige Treue gebrochen ist, kommt es auf das I-Tüpfelchen mehr nicht an. Dann bemühen sich ihre Vertheidiger, die „keusche Zurückhaltung" der Frau von Stein zu ihren Gunsten auszulegen und darin etwas besonders Großes zu sehen. . . .

Lassen wir einmal die Frage nach der größern oder geringern Bedeutung jenes „I-Tüpfelchens" hier, wie billig, vorläufig offen, so können wir wol insofern der Verfasserin beistimmen, als ein vollzogener Ehebruch wol zwar nach göttlichem und menschlichem Rechte strafbarer, aber sittlich nicht aufreibender sein kann als solche Verhältnisse, wie Goethe's zu Frau von Stein und Schiller's zu Frau von Kalb. Wie oft mag Goethe, wie er in einem seiner schönsten Lieder klagt, „des Treibens müde" gewesen sein! Die Alpen zwischen sich und Lili zu bringen, war ihm nicht gelungen; was wunder, daß der Scharfblick der Liebe Frau von Stein sofort erkennen ließ, daß Goethe's Reise nach Italien der Todesstoß für ihr Verhältniß sein würde! Inwiefern die Herausgabe der „Tagebücher und Briefe Goethe's aus Italien" uns neue Aufschlüsse über dieses Verhältniß bieten sollen, vermag ich, bei gründlichem Studium derselben, nicht einzusehen. Daß dieses Verhältniß überhaupt so lange gewährt hat, ja vielleicht, daß es überhaupt geknüpft wurde, kam daher, weil Frau von Stein gebunden war — ein wichtiger Grund bei Goethe's Ehescheu. Nun hatte Goethe in Italien „Künstlerehen" in Menge kennen gelernt, ja, auf Zureden des Herzogs selbst eine kurze Zeit eine solche geführt — da ergab sich denn nach seiner Rückkehr die Lösung jenes Verhältnisses durch die „Künstlerehe" mit Christiane von selbst.

3. Die lutherische Kanzel. Beiträge zur Geschichte der Religion, Politik und Cultur im 17. Jahrhundert. Von Johann Diefenbach. Mainz, Kirchheim. 1887. Gr. 8. 3 M.

Dieses Werk bringe ich nur deshalb hier unter, weil es der Ehre einer besondern Rubrik nicht werth ist. Die „Beiträge" sind aus alten Predigtsammlungen oder im Drucke erschienenen Gelegenheitspredigten zusammengeschrieben, und wer sich auf die Physiognomie der Verlagshandlungen versteht, weiß, sobald er nur den Titel ansieht, daß er hier eine ultramontane Schmähschrift gegen die „sogenannte Reformation" vor sich hat. Sollte ihm darüber noch irgendein Zweifel bleiben, so klärt ihn das folgende Blatt um so nachdrücklicher auf: „Dem Geschichtschreiber des deutschen Volks, Johannes Janssen, als ein Zeichen tiefster Verehrung gewidmet". Der Herr Inspector, der leider nur wenige Mußestunden (so!) für literarische Arbeiten übrig hat, wünscht am Schlusse seines Vorworts:

Möge diese Schrift, für welche ich die nachsichtige Beurtheilung aller Leser erbitte, die Veranlassung werden, dem reichen Felde der Predigtliteratur mehr Beachtung zu schenken, als es bisher leider geschehen ist.

Sollte dieser fromme Wunsch in Erfüllung gehen, so haben wir einen schönen Wust von Maculatur zu erwarten, und ich denke, daß wenigstens die Redaction dieser „Blätter" nicht mehr in der Lage sein wird, der Besprechung solcher Tendenzliteratur ihre Spalten zu öffnen. Wozu auch? Die Mache, mit der solche Waare fabricirt wird, ist uns ja nun hinlänglich bekannt. Höchstens könnte es für unsere Prediger eine Mahnung sein, nicht so ohne weiteres auf die Aufforderung einiger frommen Zuhörerinnen jede Gelegenheitspredigt dem Drucke zu übergeben. Wie von Ultramontanen Geschichte gemacht wird, das wissen wir;

über die besondere Taktik des vorliegenden Buchs nur einige Worte. Es ist eine bekannte Unsitte gerade unfähiger Prediger, gegen die Sünden ihrer Gemeinden zu donnern, mit dem göttlichen Strafgerichte zu drohen, jedes Unglück, wie Feuersbrunst, Pest, Krieg, als eine Strafe dieser Sünden hinzustellen und sich wegen dieser Unschicklichkeiten mit der Pflicht ihres Amts zu entschuldigen. Pater Abraham a Sancta Clara hat uns dafür herrliche Typen geschaffen:

Woher kommt das? Das will ich euch verkünden:
Das schreibt sich her von euern Lastern und Sünden u. s. w.

Wie man nun aber aus dieser Spreu doch Goldkörner heraussiebt, das eben ist das Kunststück des Herrn Inspectors. Er beweist uns, daß wir durch die sogenannte „Reformation" (die Gänsefüßchen fehlen nie) in Sünden geradezu ersoffen sind. Daß Deutschland im Dreißigjährigen Kriege verwilderte, wußten wir zwar schon; neu ist es aber, daß die Protestanten allein für denselben verantwortlich gemacht werden. Wenn Gustav Adolf von den Protestanten als Retter ersehnt, nach seinem Tode aber seine verwilderten Scharen auf deutschem Boden verflucht werden, so ist diese Verehrung für den großen Schwedenkönig für das echt deutsch fühlende Herz des Herrn Inspectors ein unbegreiflicher Abfall von der heiligen Sache des deutschen Vaterlandes. Diese überraschende Entdeckung ist ihm so wichtig, daß er im Vorworte sich des weitern darüber ausläßt:

Mit großer Genugthuung erfüllte es den Verfasser, die politische Wandlung der Prediger in der dritten Periode des Dreißigjährigen Kriegs zu beobachten. Aus den begeisterten Lobrednern und Verehrern Gustav Adolf's waren Gegner der schwedischen Intervention geworden. Ein leuchtendes Beispiel bietet der Prediger und Professor Dr. Johann Schmidt zu Straßburg. Mit seltener Begeisterung hatte er den Sieg Gustav Adolf's bei Leipzig in einer Dankpredigt 1632 gefeiert; sodann in einer Trauerpredigt 1633 und in drei Bußpredigten 1634 die Verdienste des Königs und dessen schweren Verlust geschildert. Das folgende Jahr 1635 bewirkte schon seine vollständige Ernüchterung und seine Rückkehr zur nationalen Gesinnung und zur patriotischen Pflicht. Eine wahre Anklageschrift, ein vollständiger Absagebrief an die Ausländer ist seine Leichenrede auf den verstorbenen Wild- und Rheingrafen Otto Ludwig von Salm, welcher als General in schwedischen Diensten gestanden, eine Rede, die ich jedem Deutschen, der sein Vaterland liebt, zur Lektüre empfehlen möchte. . . . Der Prediger ruft den Zuhörern ins Gedächtniß, „was vor wenig Tagen und bei dieser Stadt von den Schweden ganz grausamlich und barbarisch verübt worden; der Tag redet es selbst und gibt Zeugniß, daß die unmenschlichen Leute keine jura, keine natürliche, göttliche und weltliche Gesetze und Rechte mehr achten, wie es auch unerhört ist, daß jemals ein Kriegsvolk mit seinen Freunden und Bundesgenossen also umgegangen ist". Zur Bekräftigung dessen nimmt er die anwesenden gräflichen Blutsverwandten zu Zeugen, welche von dem Verstorbenen bei der Tafel wiederholt gehört hatten, daß dessen Urtheil mit demjenigen des Redners vollständig übereingestimmt habe. Solche Thatsachen scheinen in der Gegenwart ganz vergessen zu sein!

Doch nicht ganz: wir Protestanten werden bisweilen durch ein gewisses Drama „Wallenstein" daran erinnert, welches gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gedichtet wurde und jetzt bei uns in den Schulen gelesen wird. Ob der Herr Inspector wol einmal von diesem Drama gehört hat? Schwerlich!

4. Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen. Von Karl Arnold Kortum. Doppelband. Vierzehnte Auflage. Mit Einleitung und Anmerkungen. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.

Es bedarf wol nur einer Anzeige eines, trotz aller Ausgaben in anderm Verlage, jetzt in vierzehnter Auflage vorliegenden, wenigstens dem Namen und einzelnen Kapiteln nach in ganz Deutschland bekannten Werks. Die ganze Ausstattung, biographische und textkritische Einleitung und Anmerkungen sind durchaus zweckentsprechend, der Preis mäßig. Warum der Name des verdienstvollen Herausgebers, der bei frühern Auflagen auf dem Titel genannt war, jetzt weggeblieben ist, weiß ich nicht. Wie ich aus dem Literaturkalender ersehe, lebt er noch. Sollte ihm ein Versehen in den Anmerkungen, dergleichen wol auch dem gelehrtesten und gewissenhaftesten Herausgeber einmal mit unterlaufen kann, Verdruß gemacht haben, so würde ich das bedauern. Aber auch dieses Versehen ist jetzt getilgt und auch in dieser Beziehung ist die Ausgabe untadelhaft.

Robert Boxberger.

Philosophische Schriften.

1. Die Methode der Eintheilung bei Platon. In einer Reihe von Einzeluntersuchungen dargestellt von Franz Lukas. Halle, Pfeffer. 1888. 8. 6 M. 80 Pf.

Die Methode der Eintheilung bildet einen Haupttheil der platonischen Dialektik. Demgemäß mußte sie von allen Forschern, welche ein umfassendes Bild der Philosophie Platon's im allgemeinen oder seiner Dialektik im besondern entwerfen wollten, eine mehr oder weniger eingehende Behandlung erfahren. Eine selbständige Darstellung hat ihr zum ersten mal der Verfasser zutheil werden lassen und er hat sie zu einem gedeihlichen und erschöpfenden Ende geführt. Die Aufgabe war keine leichte. Die Lösung derselben erforderte nicht etwa nur eine Besprechung der Dialoge, in welchen die Methode der Eintheilung besonders häufig angewendet wird, sondern eine Untersuchung aller uns unter dem Namen Platon's überlieferten Schriften. Es darf ferner nicht blos eine Art der Anwendung, etwa die wichtigste oder häufigste hervorgehoben, sondern sämmtliche verschiedene Arten des Gebrauchs, wie sie bei Platon zu mannichfachen Zwecken wirklich vorkommen, müssen be-

sprochen werden. Auch ist es nothwendig zu schildern, ob Platon von der Eintheilung immer mit bestimmt ausgesprochener Absicht Gebrauch gemacht hat, oder ob sie ihm so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß er sich auch ohne vorherige Ankündigung ihrer als einer selbstverständlichen Methode bediente; alsdann, welche Regeln er bestimmt aussprach und welche er nur andeutete, bei welcher Gelegenheit und aus was für Ursachen; welche seiner Regeln er in seinen Eintheilungen auch wirklich anwendet und welche nicht; inwiefern die Methode als eine selbständige für sich besteht, wann sie sich mit andern Methoden zur Erreichung des gemeinschaftlichen Zwecks verbindet und wann sie durch andere vertreten werden kann; inwieweit sie endlich mit der Wirklichkeit einerseits, mit der Ideenwelt andererseits zusammenhängt und welche wichtige Stellung sie im Ganzen der platonischen Philosophie einnimmt. Der Verfasser hat sich diesen Anforderungen vollauf gewachsen gezeigt. Er ließ sich einzig und allein von den Rücksichten auf sie leiten und vermied sorgfältig jede die Objectivität schädigende Untersuchung, wie etwa die der Echtheit und Reihenfolge der Dialoge. Jeder von den neun Dialogen: „Politeia", „Timaios", „Nomoi", „Phaidros", „Gorgias", „Theaitetos", „Sophistes", „Politikos" und „Philebos", — denn die andern den Namen Platon's tragenden Dialoge sind, da sie hinsichtlich der Methode der Eintheilung nichts Neues bringen, ohne Belang — ist für sich behandelt. Alles, was sich irgendwie auf die Eintheilung bezieht, ist anatomisch zergliedert und auf die oben angegebenen Gesichtspunkte hin geprüft. Die betreffenden Stellen der Dialoge werden nicht aus dem Ganzen des Gesprächs herausgerissen, sondern in dem Zusammenhange, in welchem sie einen Theil des Ganzen bilden, untersucht, woraus sich ab und zu die Nothwendigkeit ihrer philologischen Behandlung ergibt. Am Schlusse der den einzelnen Dialogen gewidmeten Abhandlungen werden die Ergebnisse übersichtlich in aller Kürze zusammengefaßt; ebenso wird nach der Besprechung der einzelnen Gruppen, zu welchen die Dialoge nach dem größern oder geringern Grade der Wahrscheinlichkeit für die Echtheit zusammengefaßt sind, die Bilanz gezogen. „Gleichwie ein Botaniker, welcher eine bestimmte Pflanzenfamilie in Bezug auf den Bau irgendeiner Gewebeform untersuchen soll, jede einzelne dieser Familie angehörende Species prüft und aus den Ergebnissen der einzelnen Untersuchungen erst die für die ganze Familie geltenden Gesetze ableitet, so sollen auch hier", wie sich Lukas sinnig in der Einleitung vernehmen läßt, „die Resultate der einzelnen Dialoge zusammengefaßt und so die allgemein geltenden Sätze für die Lehre von der Eintheilung bei Platon abgeleitet werden. Das Vergleichen und Zusammenfassen, wovon sich Platon als einen großen Freund erklärt, soll sich an ihm selbst bewähren."

Durch einen Ueberblick über die also gewonnenen Ergebnisse gelangt der Verfasser dahin, daß Platon den Werth der Eintheilung in seinem vollen Umfange erfaßt und dieselbe auf eine Höhe der Entwickelung gehoben hat, auf welcher sie der heutigen Methode nicht nur nichts nachgibt, sondern sogar in mancher Hinsicht durch schärfere Umgrenzung der Regeln, ferner durch die eigene Nutzbarmachung nicht nur für die Systematik, sondern auch für den geordneten Gedankengang eines Gesprächs, den Beweis, die Widerlegung, die Beseitigung von Unklarheiten und nicht zum mindesten für die Ableitung von Definitionen überlegen ist.

2. Ethische Abhandlungen. Von Georg Friedrich Tepe. Köthen, O. Schulze. 1888. 8. 1 M. 80 Pf.

Die erste Abhandlung ist eine Charakterisirung der der praktischen Philosophie Herbart's nicht nur als Quelle, sondern auch als Endziel zu Grunde liegenden Ideen der innern Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts und der Billigkeit, welche als geistige Abbilder und Abspiegelungen von gewissen Willensverhältnissen den Namen der Ideen mit vollem Rechte führen. Aus der Wesensbestimmung der Ideen ergibt sich die ihnen in der Ethik gebührende Stellung. Wer sich von ihnen leiten lassen will, muß sie alle anhören und zur Uebereinstimmung bringen. Es kommt indeß manchmal vor, daß die aus ihnen entspringenden praktischen Forderungen einander grundsätzlich widersprechen und eine Ausgleichung nicht zulassen, in welchen Fällen naturgemäß nichts anderes übrigbleibt, als den wirren Knäuel der Weisungen hinter sich zu lassen, sich über ihn zu erheben und der innern Freiheit theilhaftig zu werden. Aus diesem Mangel einer klaren, genau umschriebenen Pflichtenlehre geht hervor, daß die Ideenlehre allein, für sich genommen, für das praktische Leben nicht ausreicht, daß ihr Beruf nicht darin liegt, die vielfach erprobten Wegweiser zur Idee des Guten zu verdrängen, sondern zu unterstützen.

In dem zweiten Kapitel schildert der Verfasser mit glühender Begeisterung, wie sie füglich bei einem an Schiller's Genius sich sonnenden empfänglichen Gemüth nicht fehlen kann, die Einheit von des Dichters Leben und Wirken in der Bethätigung der sittlichen Ideen.

Der dritte Aufsatz: „Die Lüge und die praktischen Ideen", legt dar, welch' furchtbarer und unüberwindlicher Gegner dem Scheusal der Lüge in der Sprache der einzelnen Ideen und vollends gar in ihrem Zusammenklange ersteht: „Treten sie gar in ihrer Gesammtheit zur Verwerfung der Lüge und zum Preise der Wahrhaftigkeit auf, so erschallt ihr Ruf, als käme er unmittelbar aus dem «realen Centrum der Ideen», und ist dann gewaltig genug, um auch die verstocktesten Seelen zu erschrecken, und mächtig genug, um zu den größten Opfern für die Wahrheit Muth und Kraft zu geben."

Dem vierten Aufsatze: „Die Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Wollens", müssen wir, ohne ihm zu nahe zu treten, nachsagen, daß er viel Lärm um nichts macht. Er verspricht uns einen neuen Leitfaden für die von den verschiedensten Standpunkten beleuchtete Frage nach der

Freiheit oder Unfreiheit des Wollens, und — siehe da — er greift auf den von Sokrates datirenden Determinismus zurück, ohne demselben irgendwie eine bisher ungekannte Begründung angedeihen zu lassen. Er hält es für gewiß, daß alle seelischen Erzeugnisse, die Vorstellungen, Gefühle und Begehrungen nach psychischen, physiologischen, physikalischen, kurz nach Naturgesetzen entstehen. Das Wollen kann nicht der letzte Grund des Wollens sein. Der Grund der Sittlichkeit ist das Gewissen, sind die praktischen Ideen. Die Meinung, man hätte in dem Augenblicke der Wahl anders wählen können, als man gewählt hat, ist falsch und entspringt aus einem unklaren Denken, aus einer Vermengung der aufeinander folgenden Zeitpunkte, aus einer Verwechselung des Vorstellens und Wollens. Es gibt kein grundloses Wollen. Jeder hat, um den Lieblingsspruch des Victor Cousin auf dem Lehrstuhle der Philosophie vorangegangenen Royer-Collard zu gebrauchen, diejenige Ehrlichkeit, die mit seiner Intelligenz vereinbar ist. Dieses ethische und psychische Müssen aber, die innere Gebundenheit, erzeugt das Gefühl der Freiheit, die also augenscheinlich die Frucht des Gehorsams gegen die sittlichen Ideen, die Folge der Sittlichkeit ist.

3. Kritik des Pessimismus. Versuch einer Theodicee von Gustav Küßner. Halle, Pfeffer. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Kritik des Pessimismus zerfällt in einen negativen und positiven Theil, in eine Widerlegung des Pessimismus und eine Beweisführung für den Optimismus. Der Verfasser hat unsere Erwartungen zu hoch gespannt, indem er sich anheischig machte, einen Weg, der allein einige Aussicht auf eine annähernde Lösung des die Geister so viel beschäftigenden Problems eröffnen kann, der aber durch die unwissenschaftliche und anspruchsvolle Behandlung in frühern Zeiten, vorzugsweise durch die Wolffianer, in argen und berechtigten Miscredit gekommen ist, wieder aufzudecken, von seinen Auswüchsen zu reinigen und für eine wissenschaftliche Behandlung zu verwerthen. Dieser Weg bietet jedoch im Princip nichts Neues. Zu wiederholten malen ist bereits die reale Welt, welcher in physischer Hinsicht die Nichtübereinstimmung der physischen Beschaffenheit des Menschen mit der ihn umgebenden Natur, in ethischer Beziehung der Gegensatz seiner sittlichen Kraft zu dem mittelbar oder unmittelbar aus seiner Umgebung und seinen Beziehungen zu ihr entspringenden Unlustgefühle und in intellectuellem Betrachte die Nichtübereinstimmung seiner empfänglichen Sinnlichkeit und spontanen Vernunftanlage mit der Unendlichkeit der Gegenstände seiner Sinnes- und Vernunftthätigkeit den Stempel aufdrücken, mit einer ideellen, von diesen Mängeln befreiten Welt verglichen und diese als das Grab der Menschenwürde dargethan worden. Nicht minder sind in teleologischer Richtung die angegebenen Misverhältnisse als unerläßliche Triebfedern zur Erreichung des der Menschheit obliegenden Zwecks erwiesen worden. Küßner scheint sich übrigens über diesen Zweck nicht klar zu sein. Er läßt nämlich einerseits die selbst in dem edelsten und reinsten Sinne gefaßte Glückseligkeit, weil es zu der in ihr wurzelnden That „nur ein geringes oder gar kein Maß sittlicher Kraft bedurft hat und ein Unsittlicher vielleicht ebenso gehandelt hätte" (S. 39), nicht als Endzweck gelten und setzt ihn entsprechend der biblischen Etymologie Jahve's, der da ist, wer er ist, in die Einheit von Idee und Erfahrung oder die Entwickelung und Ausbildung der dem Menschen als solchem innewohnenden Anlagen zur Freiheit, Sittlichkeit, Religion, Wissenschaft und Kunst zur vollen bewußten Realität, während ihm andererseits der Mensch „nicht nur ein Pflichtwesen ist, sondern auch als selbständiges Ich einen gewissen Anspruch auf Selbstbefriedigung hat" (S. 48). In der letztern Bestimmung können wir nicht umhin, eine große Halbheit zu sehen. Aus ihr grüßt uns der Spruch: „Zwei Seelen wohnen, ach! in seiner Brust, — die eine will sich von der andern trennen."

4. Die alte und die neue Weltanschauung. Studien über die Räthsel der Welt und des Lebens. Von Carus Sterne. Mit zahlreichen Textabbildungen, Porträts und Tafeln. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, O. Weisert. 1887. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Carus Sterne erfreut sich eines in weiten Kreisen rühmlich bekannten Namens. Seine Werke sind Gemeingut aller Gebildeten geworden, weil sie mit umfassendem Wissen und tiefer Gründlichkeit lebendige Anschaulichkeit, Anmuth der Sprache und einen von edler Begeisterung getragenen volksthümlichen Ton verbinden. Die gleichen Vorzüge haften, nach den ersten zwei Lieferungen zu schließen, seinem neuen auf drei Bände berechneten Werke an, welches eine Entwickelungsgeschichte der das Bewußtsein der Gegenwart am lebhaftesten beschäftigenden naturwissenschaftlichen Fragen nebst deren Lösung zu bieten berufen ist. Das erste Heft leitet die allgemeine Weltanschauung in ihrer historischen Entwickelung ein. Es beginnt mit einer prächtigen Schilderung, wie durch die despotische, auf ihre Alleinherrschaft grenzenlos eifersüchtige Kirche der Forschung über das Weltgebäude, die Stellung der Erde im Weltall und des Menschen in der Natur die Flügel gestutzt wurden, wie sie nur mühsam ihren Flug in die Höhen der lautern Wahrheit nahm, unter welchen unsäglichen Schwierigkeiten sie dem gewaltthätigen Hüter mit den Argusaugen die Wiedergeburt der Wissenschaften abrang. Trotz der unerhörten Bevormundung, welche die Kirche über die Forschung ausgeübt, bringt Sterne zu beider Heil es über sich, jener versöhnlich entgegenzutreten, ihr die Hand zu friedlichem Ausgleich zu reichen. Er erklärt es für eine Pflicht der Kirche, Lehren, die der allgemeinen Weltanschauung ins Gesicht schlagen, zumal wenn sie den eigentlichen Kern der Religion in keinerlei Weise berühren, willig preiszugeben und von ihnen einzugestehen, daß sie offenbar einer alten Bildersprache menschlichen Ursprungs angehören. Auf der andern Seite hinwiederum steckt er der Forschung die

Aufgabe, offen und ehrlich ihre Grenzen einzugestehen und hinsichtlich der letzten Ursachen, die sich dem menschlichen Verstande entziehen, dem religiösen Gefühle sein Recht zu lassen, um der Kirche ihre Sendung nicht durch eine unwissenschaftliche Verneinung zu erschweren: „Nur eine Wissenschaft, die ebenso ihre Grenzen anerkennt, wie sie dem sicher Erkannten gegenüber ihr gutes Recht vertheidigt, kann sich rühmen, nach beiden Seiten ihre Pflicht gethan zu haben, und dem weitern Verlaufe der Dinge mit Ruhe zuschauen." Sodann folgt die Darlegung der heidnischen und christlichen Kosmologie, an welche sich Charakterbilder der Bahnbrecher der Naturwissenschaften, des Kopernikus, Tycho de Brahe, Kepler und Galilei schließen. Unter diesen Charakterbildern fesselt uns besonders das letzte, welches durch die auf den neuesten Quellenwerken beruhende Darstellung des dem greisen Galilei gemachten heimtückischen und erschlichenen Processes einen besondern Reiz gewinnt. Bernhard Münz.

Dichtung in Prosa und Versen.

1. Sie ist es! Roman aus dem High-life von Helene von Beniczky-Bajza. Autorisirte Uebersetzung von Oskar von Brücken. Mit einer Charakteristik der Verfasserin von Ludwig Hevesi. Wien, Konegen. 1888. 8. 3 M.

Ein ganz eigenartiges Buch liegt da vor uns. Es gehört zu jener Klasse neuerer Werke, deren Ursprung nicht im Familienkreise, sondern in einer Wildprethandlung zu sein scheint: der Haut-goût ist allen High-life-Skizzen eigen. Man sollte meinen, daß in der höhern Gesellschaft die Begriffe von Religion und Moral ganz verwischt sind, daß das einzige sittliche Gefühl die Standesrücksicht ist, die Beobachtung der äußern aristokratischen Formen und eines ehrenhaften Scheins. Plumpe Genußsucht, Langeweile und Abwechselungsdrang sind die Motive der „großen Leidenschaften", bei denen die schlechten Instincte viel mehr zur Geltung gelangen als die guten.

Die einzelnen glücklichen Ausnahmen bestätigen nur die Regel und vermögen kaum mit der Oberflächlichkeit und Verdorbenheit der andern Charaktere uns auszusöhnen.

Auch der Rahmen ist bei derartigen Schilderungen immer der gleiche: das Parket des Salons, das von seidenen Gardinen verhüllte Boudoir der Weltdamen, die fashionable Promenade, höchstens der Rennplatz oder ein elegantes Café in dem „Club" des Helden.

Frau von Beniczky-Bajza ist von diesen Allgemeinheiten in vorliegender Erzählung nicht abgewichen. Sie gilt jetzt für die hervorragendste ungarische Schriftstellerin, die auch die Aufmerksamkeit des Auslandes zu erregen gewußt hat. Sie ist die Tochter Joseph Bajza's, eines der bedeutendsten magyarischen Dichter der vorigen Generation, die Gattin des Kämmerers Franz von Beniczky und die Freundin Koloman Tisza's. Ihre Lebenssphäre ist also diejenige, welche sie in ihren Büchern schildert. In ihrer Jugend eine gefeierte Ballkönigin, war sie doch eine Pessimistin durch und durch. Die leichten gesellschaftlichen Triumphe — und anderes hatte sie nicht gefunden, dafern sie es gesucht — genügten ihr nicht. Sie strebte einem höhern Ziele zu, sie wollte noch durch edlere Mittel als durch ihre Schönheit und ihre Launen berühmt sein. Sie ging auf Reisen. Nach langen Lehr- und Wanderjahren stand Helene von Beniczky am Ziele. Sie begegnete aber dort vielen Feinden — und deren wird sie immer haben, so lange sie schreibt.

Ihr Stil und ihre Sprache sind ungebunden, ihre Auffassungsweise ist international-barock und an einen bestimmten Kreis gefesselt: das Leben des ungarischen Adels in der Residenz, auf der Puszta oder unterwegs. In all ihren Romanen kommen nur aristokratische Namen vor, die einzelnen Bürgerlichen, wie ein Arzt oder eine Gouvernante, bleiben namenlos. Sie kokettirt dabei gern mit liberalen Ansichten und sucht Brücken hinüber und herüber zu bauen, die sich ganz gut ansehen, bezw. lesen, aber beim Betreten sicherlich einstürzen würden. Es ist glänzender Firlefanz und ein Salontoilettenrequisit mehr!

Die gründliche Vertiefung und gehaltvolle Beschreibungen fehlen gänzlich. Die Romane sind in knapper Gesprächsform gehalten, was ihnen für Deutsche allerdings den Reiz der Neuheit verleiht.

In „Sie ist es" tritt alles Obenerwähnte klar zu Tage. Die Moral ist hier von Anfang an sehr in die „Brüche" gegangen. Graf Stephan Soskuthy hatte ein sehr intimes Verhältniß mit der Sängerin Emma von Wartenberg, der nachmaligen Gräfin Valerie Stachis. Ihrer Verbindung war ein Sohn entsprossen, welchen der Graf adoptirte. Die Mutter hat sich nie um das Kind gekümmert und sich geweigert, auch vor der Welt die Gattin Stephan's zu werden, weil er für ihre Ansprüche nicht reich genug war, dagegen Graf Stachis ihr ein bedeutenderes Vermögen zu Füßen legte. Trotzdem hat sie nie aufgehört, den Vater ihres Kindes zu lieben, der sich ihretwegen duellirt und schwer verwundet wird. Der bestehende Conflict wird noch dadurch verstärkt, daß sich Stephan schließlich in Valerie's anmuthige Schwägerin, Comtesse Olga, verliebt, die ihn mit einer Mischung wahrhaft rührender Naivetät und kunstvoller Berechnung an sich zu fesseln weiß. Sie läßt ihn ihre Neigung erkennen und erfaßt begeistert den Gedanken, die Mutter seines unehelichen Sohnes zu werden. Die Gräfin Valerie sucht auf das eifersüchtigste diese Heirath zu hintertreiben und die Verfasserin nimmt nun, zur Aufrechterhaltung der Spannung, zu einem wahren Clownkunststückchen ihre Zuflucht, indem sie bis zuletzt selbst den Leser nicht ahnen läßt, wer die

frühere Geliebte Soskuthy's sei. Durch einen Theatercoup tritt die Lösung ein. Die Gräfin, obgleich deren Gatte ihr verziehen hat, erschießt sich aus Schmerz über die ungeachtet aller von ihr aufgethürmten Hindernisse abgeschlossene Ehe. Beide Theile können natürlich, wie man voraus fühlt, kein vollkommenes Glück finden; der Schatten der Verstorbenen muß mahnend zwischen sie treten. Neben dieser lockern Fabel sind auch noch einige Ungenauigkeiten hervorzuheben, die man im Werke einer solchen Verfasserin nicht finden dürfte. Sie sagt z. B.: „Olga trat vollständig zur Reise angekleidet herein", und fünf Zeilen darauf ermahnt der Bruder, Graf Othmar Stachis, seine Schwester: „Es ist Zeit, daß du dich zur Reise ankleidest."

Aber derlei Unachtsamkeiten ist man bei Frau von Beniczky-Bajza gewöhnt, sie gehören zu ihrer literarischen Individualität; fehlten sie, so hätte der Titel ihres letzten Buchs nicht den Werth wie jetzt, da man mit vollem Rechte sagen kann: „Sie ist es."

2. Der Dreistein von Maria Rebe. Straßburg, Heitz. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Die reichen Sagenschätze und die Fülle echter, wahrer Poesie, welche auf den Spitzen und in den Klüften der Vogesen, in den blumigen Thälern, den dichten Wäldern und zahlreichen Gewässern von „Elsaß-Lothringen liebumschlungen" verborgen sind, jene gewaltigen Heldengedichte, die uns aus den Ruinen entgegentönen, die ergreifenden Elegien des Schmerzes, welche über den altheidnischen Opfersteinen, wie über den zerfallenen Kapellen zu schweben scheinen und die mit herzinnigen Idyllen aus romantischer Vorzeit im Volksmunde stets frisch wieder aufleben, sie alle bieten einen schier unerschöpflichen Stoff für die rege Schaffenskraft eines dichterischen Gemüths. Man braucht nur das Vorhandene einigermaßen künstlerisch zu verwerthen.

Leider muß gesagt werden, daß die Verfasserin des oben erwähnten Buchs dies nicht verstanden hat. Sie ist entweder selbst eine Fremde im Elsaß, die als Eintagsreisende einen Blick von der Höhe des Odilienberges herabgeworfen hat und dabei glaubt, die Gegend zu kennen, oder sie will eine Originalität gewaltsam erzwingen, die hier durchaus nicht angebracht ist. Sie schreibt auf jeden Fall für Leute, die nicht mit der Landschaft und dem sie umgebenden poetischen Gewebe vertraut sind. Anstatt der düstern Zauberpracht des „Dreisteins", diesem wilden Steingedichte der Urzeit, einige beschreibende Worte zu weihen, erzählt Maria Rebe, an der Hand einer naturwissenschaftlichen Fibel, wie sie mit einem befreundeten, in Straßburg studirenden Maler Kaffee getrunken hat, den sie sich abmüht, durch einen Aufguß von Gemeinplätzen über christliche Familien und schriftstellerischen Beruf für den Leser schmackhaft zu machen. Man weiß nicht, zu welcher Erzählungsart ihre Novelle gehört. Das didaktische Element fehlt ebenso wie das epische. Sie ist weder für die Jugend noch für die Erwachsenen berechnet. Die Anachronismen und Widersprüche jagen einander. Die Schlagwörter: Socialismus, Demokratie, Freihandel u. s. w. gehören in kein Kinderbuch. Eine zeitgemäße Allegorie hüllt sich auch nicht in das Märchengewand. Die Form ist rein und fließend; nur möge die Verfasserin sich vor allzu häufiger, sinnloser Wiederholung des Wörtchens „ja, ja" mitten im Satze hüten, und die öftern Wendungen, wie: „ich fragte sie um das, was ich sehen werde", und ähnliche sind streng zu vermeiden. Diese Fehler brauchen indessen niemand von der Lektüre abzuschrecken. Meist viel schlechtere Bücher werden in den Leihbibliotheken verschlungen. Die Moral ist hier wenigstens gesund.

3. Trübe und frohe Stunden. Bilder aus der Mädchenwelt von Anna Schober. Berlin, Ißleib. 1887. 8. 3 M.

Vier, nicht drei, wie im Inhaltsverzeichniß angegeben, höchst ansprechende Erzählungen werden in diesem Buche unsern heranwachsenden Töchtern geboten. Sie können in jeder Beziehung auch Erwachsenen empfohlen werden. Sie haben einen sehr klar zu Tage tretenden pädagogischen Hintergrund. Die erste Geschichte: „Etelka", ist auch von entschieden literarischem Werthe. „Nur ein Dienstbote" und „Die Gebirgsreise" sind gleichfalls lebhaft unterhaltende Schilderungen mit belehrendem Nebenzweck. Weniger gelungen ist „Die Erzieherin", doch dies liegt mehr an der Form als am Inhalt und hindert nicht, daß die „Trüben und frohen Stunden" für die gesammte Mädchenwelt ein willkommenes Geschenk sein werden.

4. Das Lied vom Kinde. Eine Auswahl aus dem von der französischen Akademie preisgekrönten Werke von Jean Aicard: „La Chanson de l'Enfant". In deutscher Bearbeitung von W. von Zobel. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe. Dresden, Tamme. 1888. 8. 1 M.

Wer diese Kinderlieder im französischen Urtexte kennt, wird den Uebertragungen wie Fremdlingen gegenüberstehen. Der Sinn klingt wol gleichartig an, aber Rhythmus und Redewendungen sind nicht dieselben, was schon durch den Sprachunterschied bedingt wird. Das Süßkosende des ersten Dichters, die schmeichelnden, kindlichen Laute sind schwerfällig wiedergegeben; sie werden nicht durch die zahlreichen Diminutiva, welche sich in ihrer Massenverwerthung ordentlich grotesk ausnehmen, ersetzt. Die gelungensten Gedichte sind: „Der Großvater", „Die Lesestunde" und „Der Weltuntergang". Hingegen könnte das „Wiegenlied" infolge seiner Albernheit gut fortbleiben. Noch sei ein Wort von den zur Einleitung aufgeführten Briefen gesagt. Das Schreiben W. von Zobel's wäre besser unverfaßt geblieben, da es eine Kriecherei ist, die gewiß nicht verfehlt hat, die pariser Boulevardpresse zu belustigen. Die Antwort Aicard's beginnt mit den Worten: „Es gibt eine deutsche Rasse, einen deutschen Geist und Genius, welche augenblicklich politischen Nothwendigkeiten unterworfen sind, aber in der deutschen Seele lebt die französische, weil sie menschlich ist."

Wenn dies eine besondere Empfehlung für die deutschen Leser ist, so sei das Buch hiermit dem Publikum übergeben.

5. Mutterliebe. Ein Weihgeschenk. Dichtungen von Chr. Grüß. Dritte vermehrte Auflage. Berlin, Oehmigke. 1888. 16. 3 M.

Der Titel verspricht nicht zu viel; ein wirkliches Weihgeschenk wird hier den Lesern jeden Alters und Standes geboten. Die lieblichen Gedichte voll tiefer Empfindung und herzlicher Wärme werden gewiß viele Freunde erringen, zumal sie ebenso der Ausdruck unsers innersten Volkslebens und seines Gemüthsreichthums als von reiner Form sind.

6. Dijon-Rosen. Gedichte von Günther von Freiberg. Wien, Konegen. 1888. 8. 3 M.

Die pseudonyme Verfasserin hat unrecht, wenn sie eingangs singt:

Welch verfehltes Unternehmen,
Lieder einen ganzen Band;
Wiederum die alten Themen:
Liebesleid und Liebestand.

Ihre Gedichte sind nicht als „verfehlt" zu betrachten, denn sie zeugen von einem sinnig angelegten Charakter, dem Schmerz und Wehe nicht erspart geblieben sind, der aber mit echt weiblicher Würde das Geschick zu tragen versteht. In die Lieder an ihren Sohn hat die Dichterin sicher ihr Bestes hineingelegt und klingt der Gram über den Verlust desselben wahrhaft erschütternd im Herzen des Lesers nach. Bemerkenswerth sind noch die epischen Dichtungen, deren erfolgreichste „Königin Topase" ist.

7. Fortgang. Gedichte zweite Folge von John Henry Mackay. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1888. 8. 4 M.
8. Moderne Stoffe. Zwei berliner Novellen von John Henry Mackay. Großenhain, Baumert u. Ronge. 1888. 8. 4 M.

Die Gedichtsammlung, welche da vor uns liegt, verleugnet nicht den altschottischen Ursprung ihres Verfassers. In Form und Empfindungsweise lehnen sich diese Poesien stark an die Burns'sche Muse an (wie: „Ich sah ein Weib am Boden liegen" und „Die Straße lag im Abendschatten"); einzelne klingen geradezu wie Freiligrath'sche Uebersetzungen englischer Balladen (z. B. „Die Beiden"); andere sind Nachahmungen Heine's (gleich „Lache Mathilde", „Nach- und Ausklänge" u. s. w.) oder Julius Wolff's („Abend und Nacht", „Rückzug" u. s. w.). Die wenigen wirklich original klingenden (wie „Züchtigungen", „Freunde" u. s. w.) zeichnen sich wol durch Reinheit der Form aus, doch verletzt der Verfasser durch seinen entschieden antikirchlichen und antimonarchischen Standpunkt (hauptsächlich in „Ein Fürst" und „Im Escorial"). In seinen Prosaschriften, wie hier in den „Modernen Stoffen", tritt dieser weniger stark zu Tage. Geradezu ergreifend ist die Geschichte „Eine Kellnerin", der sich eine sittliche Grundidee nicht absprechen läßt. Die darin geschilderten Personen und Auftritte sind vollkommen lebenswahr; man glaubt ihnen täglich auf der Straße zu begegnen und die Aufdeckung gewisser Charakterniedrigkeiten ist kein zu misachtendes Verdienst des geistvollen Verfassers.

9. Schlichte Gedichte von Karl Friedland. Freiburg a. U., Kirchner. 1887. 16. 1 M. 75 Pf.

Das Urtheil über dieses neue Werk der Goldschnittlyrik läßt sich kurz in eine Parodie des ersten Gedichts: „Erwacht", zusammenfassen:

Ach gäb' es doch keine Dichter
Und keine Drucker dazu,
Da blieben die armen Leser
Doch immer, doch immer in Ruh.

Es ist kaum glaublich, was alles den „jungen Herzen", denen das Büchlein gewidmet ist, zugemuthet wird. Es genügt eine Probe, den Werth der Poesie zu kennzeichnen:

Du magst wie toll durchs Leben jagen,
Magst tanzen, tanzen um die Wett',
Du wirst fürwahr an keinem Herzschlag sterben,
Dir pocht kein Herze im Corsett.

Wer die „Schlichten Gedichte" kauft, bezahlt wirklich nur den reich vergoldeten Einband.

10. Tannhäuserlieder. Erotisches Sündenregister von Hans Hildebrandt. Budapest, Grimm. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
11. Regina vitae! Gedichte von Hermine von Preuschen. Berlin, F. u. P. Lehmann. 1888. 8. 1 M.

Ein würdiges Paar in der That! Sie werfen alle Schranken von sich und lassen ihrer zügellos-wollüstigen Phantasie den weitesten Spielraum. Grisebach hat darin so viel geleistet, daß ein Mehr nicht denkbar schien, und doch finden sich immer wieder Epigonen, die nicht müde werden, den modernen Phrynen Altäre zu erbauen und die materielle Liebe zur einzigen Gottheit zu machen.

Die wenigen, wie Perlen in den Schmuz geworfenen, besser empfundenen Verse (z. B. „Ja, du bist gut", „Ich kam zu ihr", „Wem die Versuchung nie genaht", „Ich wünschte von Herzen") können nicht den widerlichen Eindruck abschwächen, selbst „Der Wind pfiff kalt" und „Du hast in deinem Leben", die sonst recht ansprechend wären, leiden darunter.

Bei dem Manne ist solche Geschmacksverirrung zu verzeihen und zu entschuldigen, aber nicht bei der Frau. Die Malerin von Mors Imperator bewegt sich in der Dichtkunst auf den gleichen ausschweifenden Bahnen und lacht Glauben und Tugend geradezu ins Gesicht. Mit den Gerten rohen Spottes zerhaut sie jedes Ideal, was noch abstoßender dadurch wirkt, daß hier nicht von dritten Personen, sondern von eigenen Gefühlen gesprochen wird. Der trübste Pessimismus gesellt sich in diesen Gedichten zur wildentfachten Sinnlichkeit, und manch hübsches Epigramm, mancher vielleicht gute Gedanke geht so in dem Wuste verloren.

J. Norder-Ney.

Zur alten Geschichte.

1. Babylonisch-assyrische Geschichte von C. P. Tiele. Zweiter Theil: Von der Thronbesteigung Sinacherib's bis zur Eroberung Babels durch Cyrus. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 7 M.

Dem ersten in Nr. 3 d. Bl. f. 1888 angezeigten Bande des zu besprechenden Werks ist rasch der zweite gefolgt, der die Geschichte von Babylon-Assur von der Thronbesteigung Sancherib's bis zur Eroberung Babylons durch Cyrus, d. h. also bis zu Ende, behandelt. Der Charakter des Werks ist derselbe geblieben und Schuld des grundgelehrten Verfassers ist es nicht, wenn trotz seinem Fleiße nach Verfluß einiger Decennien das Bild, das er vor uns entrollt, in manchen und wesentlichen Zügen sich wird, dank den neuen Entdeckungen, verändern müssen. Der erste Abschnitt führt uns den Wütherich Sancherib (Sinacherib) vor, der Babel „buchstäblich ausmordete" und dergestalt verwüstete, daß sogar die Stelle, wo die heilige Stadt gestanden, in einen Sumpf verwandelt wurde, „unwillkürlich denkt man bei Sargon und Sinacherib an Cyrus und Kambyses, die in derselben Weise voneinander verschieden waren". Uebrigens steht auch sein Sohn Esarhaddon, obschon gleichfalls ein gewaltiger Krieger, an staatsmännischer Einsicht (vgl. den Wiederaufbau Babylons) weit über dem Vater, wobei freilich unentschieden bleiben muß, ob und wie weit das sittliche Moment bestimmend auf ihn gewirkt hat. Der Glanzpunkt seiner Regierung ist jedenfalls die Eroberung Aegyptens, zu welcher ein siegreicher Feldzug gegen Arabien eine Vorbereitung war. Sein Sohn und Nachfolger Asurbanipal (unter dem Namen Sardanapal bekannt und verkannt) ist zwar keineswegs der weichliche und weibische Wollüstling der Sage — er bewies Thatkraft genug in mehr als einem Kriege, verlor zwar das unter Neko und Psammetik aufblühende Aegypten, konnte aber doch Assyrien nochmals die Hegemonie im Westen sichern —, allein er verfolgte zu seinem und des Reiches Schaden eine andere Politik als sein einsichtiger Vater und verlegte den Schwerpunkt des Reichs wieder von Babel, das doch mehr Lebensfähigkeit besaß als Ninive, nach letzterm. Zu seinem Ruhme muß aber noch hervorgehoben werden, daß er sich als Freund des Studiums und der Wissenschaften bewies, als welcher er jene reiche Bibliothek zu sammeln anfing, welche nach Jahrtausenden seine Thaten und die Traditionen seines Volks der Wissenschaft des Westens bekannt machen sollte. Es ist jetzt ausgemacht, daß er nicht, als letzter König des großen Reichs, in den Flammen seines Palastes den Tod suchte, sondern es haben nach ihm noch andere Könige regiert, er aber war der letzte bedeutende Regent vor dem Falle Ninives durch die vereinigte Macht der Meder und des abgefallenen Babylon. Freilich auch die jetzt erstehende neue Monarchie, welche durch den großen Nebukadnezar inaugurirt wird, ist nicht lange mehr lebensfähig und fällt unter dessen schwachen Nachfolgern dem nun auf den Weltschauplatz tretenden Volke der Perser (unter Cyrus) zur Beute. Nach der Darstellung des Verfassers erscheint Nebukadnezar nicht als Eroberer, alle seine Kriege hatten zum Zwecke die Einheit und Sicherheit des Reichs. Er ist die letzte große Gestalt in der assyrisch-babylonischen Geschichte. Schon fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode unter dem zwar frommen, aber schwachen Nabonnedos nahte das Geschick, welches sich durch den Bund des Königs mit Aegypten, Lydien und Lacedämonien nicht aufhalten ließ. Uebrigens starb Nabonnedos (der Labynetos des in dieser Partie der Geschichte ganz unzuverlässigen Herodot, der Belsazar der Bibel) einige Tage nach dem Einzuge des Cyrus eines natürlichen, keines gewaltsamen Todes.

Für einen weitern Leserkreis am anziehendsten dürfte der fünfte Abschnitt sein, welcher sich über die „babylonisch-assyrische Cultur" ausläßt (Gesetze und Sitten, Mythologie und Glaubenslehre, Kunst und Gewerbe, Literatur und Wissenschaft, Handel und Schiffahrt). Ein Urtheil über den Ursprung dieser Cultur abzugeben, wagt der Verfasser nicht. Die Sache ist noch nicht spruchreif, wird es vielleicht nie werden. Sicher ist, daß der Bildungsstandpunkt der Babylonier nicht blos ein sehr hoher ist, sondern daß sein Ursprung in die grauesten Zeiten hinaufreicht; die ältesten uns erhaltenen Inschriften gehen nach dem Urtheile des Verfassers bis in das 4. Jahrtausend vor dem Anfange unserer Zeitrechnung zurück; dabei nehmen die Assyrier den Standpunkt von Schülern ein, die ihre Meister nicht erreicht haben (vgl. Griechen und Römer). Im höchsten Grade beachtenswerth ist, daß diese Völker das Sexagesimalsystem mit der Grundzahl 60 sich angeeignet, d. h. erfunden haben, trotzdem daß auch das Centesimalsystem (welches sämmtliche moderne Culturvölker angenommen haben) ihnen bekannt war. Es fehlt uns der Raum, diese Culturerscheinungen auch nur summarisch zu berühren; wir fühlen uns auch außer Stande, die Urtheile des Verfassers über babylonisch-assyrische Kunst — welcher er z. B. völlige Unabhängigkeit von der ägyptischen zuspricht — zu controliren und zu untersuchen, ob wirklich „der alte griechische Tempel weit mehr Aehnlichkeit mit dem assyrischen (vgl. die Basreliefs Sargon's) habe als mit dem ungleich größern und auch ganz anders eingerichteten ägyptischen" und ob ferner „sich Motive und Typen nachweisen lassen, die, von den chaldäisch-assyrischen Künstlern geschaffen, über Syrien, Phönizien und Kleinasien ihren Weg nach Griechenland und Rom fanden und somit noch fortleben in der Kunst der Renaissance und der neuern Zeit".

2. Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaironeia von G. Busolt. Zweiter Theil: Die Perserkriege und das attische Reich. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 12 M.

Der zweite Theil des man darf wohl sagen epochemachenden Werks von Busolt behandelt die Perserkriege

und das attische Reich. (Ueber den letztgenannten Ausdruck wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten, obschon uns das „Reich", von einer Republik gebraucht, nicht entsprechend erscheinen will.) Wir haben seinerzeit (Nr. 15 d. Bl. f. 1886) dem ersten Band nach Verdienst gerecht zu werden versucht und brauchen uns hier um so weniger zu wiederholen, als dieselben Vorzüge, vielleicht sogar in gesteigertem Maße, in dem vorliegenden zweiten Bande zuerkannt werden müssen. Der Verfasser hat dieses selbst empfunden, indem er seiner diesmaligen Darstellung — mit Recht — eine übersichtlichere Gliederung und „größere Kürzung des antiquarischen Materials" zuspricht. Trotz letztern Umstandes, welcher durch die Natur und die Grenzen der streng geschichtlichen Aufgabe geboten war, ist Busolt's „Griechische Geschichte" unter allen vorhandenen diejenige, welche das Quellenmaterial am reichlichsten, man darf sagen relativ vollständig bietet, ihre Leser also bei jedem Punkte, sofern er als rein geschichtlich gelten darf, in den Stand setzt, an den unmittelbaren und mittelbaren Quellen selber nachzuprüfen. Aber auch für literarische und antiquarische Fragen, soweit solche zum geschichtlichen Vollbilde gehören — und wo sollten sie es eher als gerade bei den Griechen? — ist das Material in völlig ausgiebigem Maße aufgestapelt; in keinem Falle wird etwas Wichtiges vermißt werden (wir erwähnen hier beispielsweise das über Aeschylus und Pindar, über Pythagoras und Empedokles, über Perikles und Aspasia Mitgetheilte) und nicht blos das Material wird dem Leser an die Hand gegeben, sondern auch die Wegleitung zum eigenen auf Kritik und Combination beruhenden Urtheil. Wir werden eingeführt in Untersuchungen über chronologische und historische, ganz besonders aber in solche Streitfragen, welche sich über den Werth oder Unwerth von Quellenschriftstellern erhoben haben. Sie sind zahlreich und wichtig genug, und wenn es manchem vielleicht vorkommen mag, das Maß des Zuständigen sei hier überschritten worden, so möge er bedenken, daß gerade in dieser Periode, wo uns ein Thucydides noch fehlt — obschon ja auch er von der modernen Kritik angefochten worden ist —, nicht weniger als alles von der richtigen Schätzung der Quellen und ihrem Abwasser abhängt. Man denke an Charaktere wie Miltiades, Themistokles, Perikles und noch so manche andere Hauptfigur im griechischen Geschichtstempel, ohne deren richtige Würdigung die ganze griechische Geschichtschreibung nicht blos ein Stück-, sondern sogar ein Stümperwerk genannt werden muß. Ein Wissen, zu dem nicht auch das Gewissen, d. h. das Bewußtsein erschöpfender und vorurtheilsloser Forschung steht, ist kein Wissen, darum dürfen dem Leser solche Streitfragen nicht vorenthalten werden, selbst wenn auch die richtige Einsicht in die Beschaffenheit der Quellen zur Einsicht in „Menschen und Dinge" nicht ausreicht. Dies ist leider oft und viel der Fall, weshalb auch die Streitfragen noch weit über das Corpus des Quellenmaterials hinaus und in die Seele der Geschichte hineinreichen. Wer aber die Methoden der Geschichts- und speciell der Quellenforschung näher kennt, welche der sonst so verdiente Forscher A. Schmidt in seinem „Zeitalter des Perikles" (besonders in dem Abschnitt über Stesimbrotos von Thasos) hat walten lassen, wird dem Verfasser des vorliegenden Werks aufrichtig Glück wünschen, daß er sich nicht von den geistreichen Paradoxen jenes Gelehrten hat bestricken lassen, sondern ihm „vielfach" (besser: meistens) „gegenübersteht".

Auf einzelnes kann hier unmöglich eingegangen und eine umfassende Kritik um so weniger geübt werden, als sowohl Raum als Zweck dieser Blätter ein solches Vorgehen ausschließen. Nur noch ein Wort über das Formelle. Es gibt bekanntlich glänzend geschriebene Geschichtswerke auch über Griechenland. Ein „Handbuch", das zunächst orientiren will und Schritt für Schritt genöthigt ist, auf Lücken in unserer geschichtlichen Kenntniß, auf eine Masse „todter Punkte" in unserm geistigen Auge hinzuweisen, die durch keine Forschung jemals beseitigt werden können, ein solches kann und darf solche Lücken oder Schatten nicht durch glänzende Darstellung vertuschen wollen: der Schweiß des Suchens und das peinliche Gefühl des Nichtfindens und Nichtwissens stimmt schlecht zu einer künstlerisch gehobenen Darstellung. Nur wo alles in den Motiven, Charakteren und Thatsachen klar liegt, darf das ästhetische Moment der Form sich des Gegenstandes bemächtigen. Auch die Entsagung und der Zweifel haben aber ihren Stil: er ist einfach, prunklos, bescheiden. Und das ist ungefähr auch Busolt's Art. Manche Philologen, die da glauben, sogar in etymologischen oder textkritischen Untersuchungen mit geistreich-prickelnder Stilwürze hantieren zu sollen, könnten sich an ihr ein Beispiel nehmen.

Hieran sei noch ein Werk aus der Uebersetzungsliteratur angeschlossen:

3. Platon's Apologie, Kriton, Phaidon. Uebersetzt von H. Zimpel. Breslau, Woywod. 1888. 8. 2 M.

So gefährlich es ist, wenn die Uebersetzungskunst von Dilettanten geübt wird, welche nur darauf ausgehen und ausgehen können, eine von seiten des Stils erträgliche, vielleicht sogar tadellose Arbeit zu liefern, so erfreulich ist es, wenn auch bei Gelehrten die Ueberzeugung zum Durchbruch kommt, daß die sogenannten wörtlichen (fälschlich genannten genauen) Uebersetzungen im Grunde ein Unding sind, welche niemand, am allerwenigsten der Sprache Nutzen bringen. Weder ein Product der Kunst (sie sind alles eher) noch der Natur (sie verzerren und verunstalten dieselbe), beleidigen sie das Gefühl des unbefangenen Lesers und bringen, im bessern Fall, dem Lernbegierigen, dem das Original verschlossen ist, eine falsche Idee von dessen formeller Beschaffenheit bei, im schlimmern Fall aber verleiden sie ihm dasselbe und stoßen ihn ab. Der Verfasser der vorliegenden Uebersetzung hat deutsch schreiben wollen und es ist ihm auch im allgemeinen sehr wohl gelungen; er hat sich zu diesem Behufe nicht gescheut, einzelne Begriffe

durch ganze Sätze wiederzugeben, und solche auch da einzuschalten, wo das Verständniß dadurch gefördert zu werden oder es geradezu zu verlangen schien. Daß er kein bloßer Dilettant, sondern Fachmann ist, beweist schon die „Einleitung", obschon zu der sehr strengen Auffassung der Sophisten hie und da etwas zu sagen wäre (von dem häßlichen Unwort „Sophismus" zu geschweigen). Die Uebersetzung liest sich, mit wenigen Ausnahmen, ohne das Gefühl sprachlicher Härte und steifen Stelzenganges — was bei Plato, dem größten Stilisten in griechischer Prosa, so überaus wohlthuend ist und doch so selten gefunden wird!

J. Mähly.

Feuilleton.

Aus der Schriftstellerwelt.

Victor Hehn in Berlin, der Verfasser der geistvollen Bücher „Culturpflanzen und Hausthiere" (5. Aufl. 1887), „Italien" (3. Aufl. 1887) und der „Gedanken über Goethe" (2. Aufl. 1888), ist in Anlaß der Feier seines fünfundsiebzigsten Geburtstages am 8. October von der historisch-philologischen Facultät der Universität Dorpat zum Ehrendoctor der altclassischen Philologie ernannt worden.

— Vom deutschen Consulat in Rangun ist die Nachricht eingetroffen, daß Graf Reinhold Anrep-Elmpt am 26. August d. J. zu Main-long-gyll in den siamesischen Shanstaaten einem Fieberanfall erlegen ist. Ein livländischer Edelmann, war er 1834 in Rußland im kurskischen Gouvernement geboren; seine Erziehung hat er in Riga, dann in Petersburg erhalten, sich dem Militär gewidmet und als solcher den Krimkrieg mitgemacht. Als Rittmeister verließ er 1858 den Dienst und gab sich der Landwirthschaft in Livland hin, bis er 1870 dem lange gehegten Wunsche, eine überseeische Reise zu unternehmen, folgte. An die erste schlossen sich weitere, sodaß er alle Erdtheile besucht hat. Die Ergebnisse seiner Wahrnehmungen, Erlebnisse und Anschauungen hat der Graf in mehrern Werken fesselnd geschildert. An die kleinere Skizze „Von der Spitze des Großglockner auf die sieben Sandhügel von San-Francisco" (Riga 1882) reihten sich „Die Sandwich-Inseln oder das Inselreich von Hawaii" (Leipzig 1885), „Australien" (3 Bde., Leipzig 1886) und unmittelbar vor seinem Aufbruch nach Annam im Frühjahr d. J.: „Reise um die Welt" (2 Bde., Leipzig). In den letzten Jahren brachte der unermüdliche Forscher seine Ruhezeit in Meran zu.

Bibliographie.

Auch ein Programm aus den 99 Tagen. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. 80 Pf.

Autier, J., Marius Maurel. Roman aus der Provence und drei Erzählungen. Autorisirte freie Uebersetzung von B. M.-K. Zürich, Schröter u. Meyer. 8. 3 M. 50 Pf.

Armenisehe Bibliothek. Herausgegeben von A. Joannissiany. 8ter u. 9ter Bd.: Zwei Jahre in Abyssinien oder Schilderung der Sitten und des staatlichen und religiösen Lebens der Abyssinier von Sr. Hochw. Pater Timotheus. 2 Tle. Leipzig, Friedricb. 8. à 1 M. 50 Pf.

Fürst Bismarck unter drei Kaisern. 1884—1888. Von ***. Leipzig, Renger. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Bluhm, J. G., Fünfzig Jahre Eisenbahn in Preußen. Eine statistische Darstellung der Entwicklung des Bahnnetzes und des Verkehrs, sowie Ergebnisse des Betriebes der preußischen Bahnen. Mit 4 Tabellen. Berlin, Moeser. Gr. 8. 2 M.

Cassel, P., Der Elephantenorden und seine Symbolik. Berlin, Schaeffer. Gr. 8. 1 M.

Chamisso, A. v., Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von Klara Braun. Mit 8 Illustrationen von R. E. Kepler. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 16. 3 M. 50 Pf.

Dorenwell, K., Deutsches Liebesleben in Lied und Spruch. Ein Buch für's deutsche Haus. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 5 M. 50 Pf.

Eichendorff, J. Freih. v., Gedichte. Für die Frauenwelt ausgewählt von Clara Braun. Mit Illustrationen. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 16. 3 M. 50 Pf.

Färber, J., Künftige deutsche Rechtschreibung. Berlin, Ißleib. 8. 75 Pf.

Gwinner, W., Denkrede auf Arthur Schopenhauer zu dessen 100jährigem Geburtstage am 22. Febr. 1888. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 60 Pf.

Haidheim, L., Sich selbst der Nächste. Roman. Berlin, Janke. 8. 5 M.

Hartmanu, E. v., Lotze's Philosophie. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 4 M.

Hartwig, R., Dichtungen. Berlin, Thiel. 8. 2 M.

Heiberg, H., „Liebeswerben" und andere Geschichten. Leipzig, Friedrich. 8. 5 M.

Hirschberg, J., Von New-York nach San Francisco. Tagebuchblätter. Leipzig, Veit u. Comp. 8. 4 M.

Holle, F., Das Seelenleben der Vögel. (Charakterbild.) Altona, Mattig. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Hönig, F., Oliver Cromwell. 3ter Thl.: 1646—1650. Mit 6 Plänen und 2 Facsimiles. Berlin, F. Luckhardt. Lex.-8. 6 M.

Jansen, K., Die Erinnerungen des Herzogs Ernst II. von Coburg-Gotha aus Schleswig-Holstein 1848—51, auf Grundlage teils bekannter, teils bisher nicht veröffentlichter Zeugnisse geprüft. Zugleich eine begründete Ergänzung zu des Verfassers Schrift: „Der Tag und die Männer von Eckernförde" mit 21 Beilagen. Kiel, Homann. Gr. 8. 2 M.

Kirchbach, W., Der Menschenkenner. Lustspiel. Dresden, Ehlermann. 8. 2 M.

Koppelmann, W., Kant's Lehre vom kategorischen Imperativ, dargestellt und beurtheilt. Leipzig, Fock. Gr. 8. 75 Pf.

Krall, J., Studien zur Geschichte des alten Ägypten. III. Tyros und Sidon. Wien, Tempsky. Gr. 8. 1 M. 30 Pf.

Lienhard, F., Naphtali. Drama. Norden, Fischer Nachf. 8. 3 M.

Mahrenholtz, R., und A. Wünsche, Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung der europäischen Völker. Oppeln, Franck. Gr. 8. 8 M.

Meyer, M. W., Die Entstehung der Erde und des Irdischen. Betrachtungen und Studien in den diesseitigen Grenzgebieten unsrer Naturerkenntniß. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. Gr. 8. 5 M.

Möller, C., und C. Godt, Geschichte Schleswig-Holsteins. Von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. 3te Abth. Von der Erhebung bis zur Gegenwart. (1848—1888.) Von C. Godt. Mit 1 Karte im Text und 7 Plänen in Farbendruck. Altona, Reher. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Nietzsche, F., Der Fall Wagner. Ein Musikauten-Problem. Leipzig, C. G. Naumann. Gr. 8. 1 M. 50 M.

Nöldeke, W., Von Weimar bis Berlin. Bemerkungen zur Entwickelung des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 80 Pf.

Saalfeld, G. A., Sprachreinigendes und Sprachvereinliches. Splitter und Balken. Berlin, Reinecke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Samenkörner für Geist und Herz. Sinn- und Kernsprüche, jedem freien Deutschen auf den Lebenspfad mitgegeben vom Verfasser des Buches „Vom Baume der Erkenntniß". Leipzig, Rauert u. Rocco. 12. 1 M. 50 Pf.

Schmidt, L., Gudrun. Eine Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes. Wittenberg, Herrosé. 8. 1 M. 80 Pf.

Schönholzer, Die Armuth. Zwei Vorträge. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 1 M.

Schröter, C., Oswald Heer. Lebensbild eines schweizerischen Naturforschers. O. Heers Forscherarbeit und dessen Persönlichkeit. Unter gefälliger Mitwirkung von G. Stierlin. Mit 1 Farbendruck und zahlreichen Holzschnitten aus der „Urwelt der Schweiz" von O. Heer. Zürich, Schulthess. Gr. 8. 5 M.

Sello, G., Potsdam und Sans-Souci. Forschungen und Quellen zur Geschichte von Burg, Stadt und Park. Mit 15 Tafeln. Breslau, Schottländer. Lex.-8. 10 M.

Stöckle, J., Ich fahr' in die Welt. Joseph Victor von Scheffel, der Dichter des fröhlichen Wanderns und harmlosen Genießens. Mit einem Porträt Scheffels in Autotypie und dem Facsimile eines Gedichts. Paderborn, F. Schöningh. 8. 1 M. 40 Pf.

Vogel, A., Die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Systeme der Pädagogik. (Locke, Kant, Hegel, Schleiermacher, Herbart, Beneke.) Zur Einführung in das Verständnis der wissenschaftlichen Pädagogik. Einleitung in „Die Klassiker der Pädagogik". Langensalza, Schulbuchhandlung. 8. 2 M. 70 Pf.

Wertheimer, J., Eine Frühlingsfahrt durch Dalmatien, Montenegro, Griechenland und die Türkei. Wien, Frick. 8. 1 M.

Wigge, H., und P. Martin, Die Unnatur der modernen Schule. Grundlagen zur naturgemässen Umgestaltung des gesamten Volksschulwesens. Leipzig, Rauert u. Rocca. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Zapp, A., Aus meinem Leben. Ein Beitrag zur Reform des deutschen Schulwesens. Zürich, Verlags-Magazin. Gr. 8. 2 M.

Zola, E., Das Geständniß eines Jünglings. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 2 M.

— — Renata oder die Jagd nach dem Glücke. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 2 M. 50 Pf.

— — Therese Raquin. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 2 M.

— — Die Sünde des Priesters. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von O. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 2 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 46. — 15. November 1888.

Ein neuer schweizer Roman.

Die Patricierin. Lebensbild aus der modernen Gesellschaft von J. V. Widmann. Bern, Schmid, Francke u. Comp. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

Bei einem Romane aus dem Gesellschaftsleben der Stadt Bern, der sich deutschen Lesern vorstellt, sieht sich ein schweizerischer Berichterstatter zu einer einführenden Erläuterung veranlaßt. Zwar weiß ich gar wohl, daß der Roman den Beruf hat, selber durch seine Bilder eine Anschauung von den Verhältnissen zu geben; ich glaube auch, der vorliegende Roman löse diese Aufgabe; dennoch kann ich bei der völligen Fremdartigkeit jener Verhältnisse einen einleitenden Text zu den Bildern nicht für überflüssig halten. Schon der Titel bedarf für deutsche Leser der Erklärung. Unter „Patriciern" versteht man nämlich in der Schweiz nicht die Bürgerschaft, sondern den Adel; der Dichter Haller war demnach kein Patricier in schweizerischem Sinne. Während nun in einzelnen Städten der Schweiz, wie z. B. in Basel, der Adel spurlos verschwunden, d. h. in der Bürgerschaft untergegangen ist, halten in andern Cantonen die Adelsgeschlechter zwar nicht immer ihre Titel und Partikel, wol aber ihre gesellschaftliche Ausschließlichkeit fest. Hiermit treten sie in einen eigenthümlichen Gegensatz zu ihrer gänzlichen politischen Ohnmacht, wie zu dem modernen Geiste des schweizerischen Volks, zur Demokratie. Trotzdem entstehen keine Conflicte, weil einerseits die schweizerische Demokratie nicht doctrinärer Natur ist, also keine brutalen Nivellirungen aus Neid anstrebt, und andererseits die Ausschließlichkeit in einem Lande, wo es überhaupt keine Geselligkeit, sondern nur einen Verkehr innerhalb der Sippschaften gibt und wo der Bürgerliche sich von dem Insassen kaum weniger schroff absondert als der Adelige von ihm, nicht als ein Uebel empfunden wird. Nirgends tritt die Allerweltsabsonderung auffallender an den Tag als in der Stadt Bern. Unterhalb des selbstbewußten und ziemlich zahlreichen Patriciats (Adels), welches überdies an den ausländischen Diplomaten einen Rückhalt findet und durch das Zurschautragen eines nicht gerade mustergültigen Französisch die Kluft gegen das Volk zu erweitern bemüht ist, gibt es dort ein kaum weniger eifersüchtiges Bürgerthum, das bis vor wenigen Jahren die Töchter der Insassen, d. h. aller nichtberner-zünftigen Menschen, nicht in den öffentlichen Schulen duldete. Das hauptstädtische Element der Schweiz, die eidgenössische Beamtenschaft mit ihren Familien, sieht sich von beiden Gesellschaftsklassen ausgeschlossen. Wieder eine Welt für sich bilden die akademischen Kreise, welche indessen, da hier die Landesfremden (Reichsdeutschen) überwiegen und ihre weitherzigern Anschauungen und Gewohnheiten mitbringen, nach allen Seiten hin Anziehungskraft ausüben und namentlich auch den vereinzelten Cantonsfremden zum gesellschaftlichen Troste dienen.

In diese buntscheckigen, etwas antediluvianischen Zustände versetzt uns die „Patricierin". Daß der Verfasser, seit zwanzig Jahren in Bern ansässig, durch eine scharfe Beobachtungsgabe befähigt, die charakteristischen Typen herauszufinden und durch dichterisches Talent in den Stand gesetzt, dieselben anschaulich zu gestalten, ins Schwarze getroffen, dafür zeugt das gewaltige Aufsehen, welches der Roman als Feuilleton des „Bund" in Bern erregt hat. Die Motive der Handlung ergaben sich für einen Dichter von selbst. Ein hochgebildeter, edler, junger Berner aus dem Oberlande, niederer Abkunft, dazu noch von politisch radicaler Gesinnung, verliebt sich zu seinem großen Aerger in eine Patricierstochter, bei deren Bruder er als Hauslehrer beschäftigt ist; sie selbst wird zu ihrem noch viel größern Aerger von ihrem Herzen zur Wiederliebe gezwungen, kann sich jedoch trotzdem zu einer Heirath mit einem solchen Paria nicht entschließen; ein Schweizeridyll

eigenthümlicher Art, welches indessen vor manchen andern den Vorzug der Wahrheit hat. Wäre das Buch von dem ersten besten geschrieben, so würde es schon als Document über fossile Gesellschaftsverhältnisse die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers verdienen; es ist jedoch nicht von dem ersten besten geschrieben, sondern von J. V. Widmann. Mit diesem Namen ist eine Fülle von Geist und ein künstlerischer Stil verbürgt; daß die Erzählung in ihren Höhepunkten sich zur Poesie erhebt, wird man von dem Dichter des „Buddha" wol ebenfalls voraussetzen. Ein besonderer Fleiß der Durcharbeitung, aus der Liebe zu den beiden Hauptpersonen und nicht wenig auch zu den heimatlichen Oertlichkeiten hervorgewachsen, zeichnet überdies die „Patricierin" vor Widmann's frühern Werken prosaischen Stils aus. Macht sich auch mitunter noch ein Schwanken zwischen leichterer Erzählung und tieferer realpoetischer Gestaltung bemerkbar und fehlt dem Stile noch das volle sichere individuelle Gepräge, so muß in Betracht gezogen werden, daß der Verfasser mit der „Patricierin" überhaupt zum ersten mal das Gebiet des Romans betritt. Zur Sicherheit gehört aber Muth und zum Muthe Anerkennung. Diese solchen Schriftstellern nicht vorzuenthalten, welche schon wiederholt unzweifelhafte Proben eines hervorragenden Talents abgelegt haben, scheint mir ein ersprießlicherer Grundsatz zu sein als die Regel, Anfänger aufs Gerathewohl „aufzumuntern".

Karl Spitteler.

Neue lyrische Dichtungen.

1. Aus Herz und Welt. Neue Gedichte von Richard Zoozmann. Norden, Fischer. 1888. 8. 3 M.
2. Träumereien im Studirstübchen. Dichtungen von Eugen Hané. Dresden, Pierson. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
3. Lyrischer Nachlaß von Franz Seibt. Herausgegeben und eingeleitet von Edmund R. Seibt. Dresden, Heinrich. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.
4. Knospen und Blüten. Gedichte von Gustav Giesecke. Hildesheim, Lax. 1888. 12. 2 M.
5. Licht und Schatten. Gedichte von Rudolf Eckart. Norden, Fischer Nachfolger. 1887. 8. 2 M.
6. Aus stillen Tagen. Gedichte von A. Gerhard. Münster, H. Schöningh. 1888. Gr. 16. 2 M.
7. Jugendeiland. Gedichte von Alfred Beetschen. Dresden, Pierson. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
8. Keime und Knospen. Gedichte von Arthur Rey. Dresden, Pierson. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
9. Sinngedichte von Ludwig Fulda. Dresden, Minden. 1888. 8. 2 M.
10. Wiener Xenien. Von D. Haek. Leipzig, O. Wigand. 1888. 12. 2 M.

Wiederum zehn Sammlungen lyrischer Gedichte auf einmal! Es ist viel Spreu darunter, aber es leuchtet aus der Masse des Gering- und Mittelwerthigen doch auch hie und da ein Goldkörnchen echter Poesie hervor.

Reich an solchen Goldkörnchen ist gleich die erste dieser zehn Sammlungen, Richard Zoozmann's „Aus Herz und Welt" (Nr. 1). Das hübsche Talent des durch seine frühern poetischen Veröffentlichungen nicht unrühmlich bekannten Verfassers bewährt sich in diesen „neuen Gedichten" abermals in erfreulicher Weise. Unter den vier Rubriken des Buchs: „Auni", „Betrachtungen", „Freie Rhythmen", „Mären und Geschichten", bringt die erste die Eigenart Zoozmann's wol am wenigsten zum Ausdruck, während die letzte uns den Dichter von seiner besten Seite zeigt. Hier finden wir unter anderm die bedeutsamen Gedichte „Die Lüge", „Das Märchen" und „Ahasver", in welchen Zoozmann sein Glänzendstes leistet, wie eine Reihe historischer Genrebilder von eigenthümlichem Reize. Aus dem „Märchen", das in sechs Theile zerfällt, mögen hier einige Strophen als Probe Zoozmann'scher Poesie Platz finden:

König Salomo sitzt bei Tisch,
Doch mundet ihm weder Wein noch Fisch.
Er steckt in Trübsal bis über die Ohren,
Denn seinen Siegelring hat er verloren.

Den Wunderring voll seltener Pracht,
Den alle Kenner preisen,
Der König Salomo gemacht
Zum Weisesten der Weisen.

Aber, wie er den Fisch zerkleinert,
Gewahrt er plötzlich wie versteinert
Zwischen den Gräten im klaren Schein
Entgegen ihm blitzen des Ringes Stein.

Und der König besinnt sich sogleich:
Wie er mit Sulamith neulich am Teich
Liebkosend und tändelnd entlang geschritten,
Ist unbemerkt ihm das Kleinod entglitten.

Und der König streift den Ring
Sich auf den Finger überfroh —
Da wurde aus dem Dummen flink
Wieder der weise Salomo.

Bei schönen Weibern werden oft
Sogar die Weisen gern zu Thoren —
An Weibesbrust geht unverhofft
Ihnen der Weisheit Ring verloren.

Die Rubrik „Betrachtungen" enthält einiges Vorzügliche, wie „Reclamen"; die in der Abtheilung „Freie Rhythmen" zusammengefaßten Dichtungen aber fließen anmuthig und erheben sich mitunter zu wahrem Hymnenschwunge, wovon unter anderm das an Heine anklingende Gedicht Zeugniß ablegt, das mit den Verszeilen anhebt:

Unter sorgsam gepflegten
Bäumen und Sträuchern
Schlummert der grüne
Kirchhof der Stadt.

An Heine lehnt sich Zoozmann überhaupt mehrfach an, ohne dadurch indessen seine Eigenart zu beeinträchtigen,

die durch einen scharf modernen Zug und durch die Vereinigung von Schärfe mit Milde, von Empfindung mit Plastik gekennzeichnet wird.

Weniger Eigenart als die Zoozmann'schen Gedichte bekunden die „Träumereien im Studirstübchen“ von Eugen Hané (Nr. 2), obwol sich ein wirklich erfreuliches Talent in ihnen ausspricht. Die Kritik darf ihnen mit gutem Gewissen ein Achtungszeugniß ausstellen; denn sie sind frisch, farbig, bildungsreif, geschmackvoll und formgewandt und aus allen fünf Abtheilungen des kleinen Bandes spricht die Gabe lebhafter und zugleich melodischer Darstellung. In dem Abschnitte „Traumgebilde“ schafft eine kosmische Phantasie wunderbar anschauliche und farbenprächtige Gebilde, indem sie uns tiefe Blicke thun läßt in die Romantik des Natur- und Culturlebens unserer Erde wie der Wunderwelt des Himmels. Ob der Dichter uns mit dem Aëronauten unermessene Lufträume durchschiffen läßt, ob er uns von der ragenden Höhe des Observatoriums aus die Sternschriften des Firmaments vor Augen rückt, ob er als Taucher mit uns hinuntersteigt in die Geheimnisse der Meereswelt — immer bewährt er eine zugleich reiche und maßvolle Phantasie. Und kommt in den „Traumgebilden“ eine schwungvolle kosmische Poesie zum Austrage, so erheben sich die „Scenen und Bilder“, welche allen Epochen der Geschichte ihre Stoffe entnehmen, in mehr als einem Beispiele zur Höhe der Hermann Lingg'schen Historik; die Lyrik des Herzens aber kommt in den „Träumereien im Studirstübchen“ und den „Erinnerungen“, die schildernde Naturpoesie dagegen vorwiegend in der Rubrik „Schweizerfahrt“ zu Wort. Die historischen Gedichte Hané's dürften sich zum declamatorischen Vortrage in Schulen besonders eignen und aus ihrer Reihe verdienen die „Scenen aus der Christenverfolgung in Rom“ in erster Linie hervorgehoben zu werden. Einen ergreifenden Vorgang schildert unter andern das jenem Cyklus angehörende, nachfolgend mitgetheilte Gedicht, zu dem der Verfasser die Anregung vermuthlich durch das den gleichen Gegenstand behandelnde bekannte Gabriel Max'sche Bild empfing:

Ein letzter Gruß.

Soll das Morden noch nicht enden?
Selbst der wilden Bestien Blicke wenden
Keinem Opfer mehr sich zu;
Denn gesättigt leckt die Tatze
Sich der Leu; die Tigerkatze
Streckt den Leib in träger Ruh.

Doch wie fernen Sturmes Sausen,
Stetig wachsend, rollt ein dumpfes Brausen
Wild durch die Arena hin:
Senta! — laute Rufe schallen,
Noch ist Senta nicht gefallen,
Bringt die Tempelschänderin!

Seht, sie naht, die Christendirne!
Schmach und Tod ihr, die mit frecher Stirne
Unsre Götter schnöd' verstieß!
Stirb, Vestalin! Auf Lictoren!
Stürzt, was Pluto sich erkoren,
Jupiter verderben ließ!

Singt dem Christengott zum Hohne:
Senta's Körper wähl', o Leu, zum Throne
Deiner grausen Majestät!
Wenn des Lebens Purpurwellen
Dampfend aus den Wunden quellen
Juble unser Dankgebet!

„Schrecklich ist des Pöbels Rache,
Der, ein ekler tausendköpf'ger Drache,
Tausendfach Verderben speit!
Armes Weib, dir naht kein Retter;
Du verwirfst die alten Götter
Und dein Heiland ist so weit!“ —

Hektor spricht's; mit tiefem Grimme
Lauscht er auf des Volkes Racheſtimme,
Die dem Helden Hellas' fremd.
Stark im Recht, ein tapferer Fechter,
Niedrer Leidenschaft Verächter,
Edler Sinn sein Hassen dämmt.

„Mag dein Volk dich gleich verdammen,
Senta, in des Fremden Busen flammen
Heil'ge Triebe — nimm sie hin!
Hemmt kein Gott auch dein Verderben —
Sollst du unbeweint nicht sterben;
Hektor trauert, Römerin!“

Eine Rose fällt zu Füßen
Der Vestalin. Gilt's ein letztes Grüßen,
Oder ist es Hohn und Spott? —
Dunkler Augenpaare Gluten
Selig ineinander fluten:
„Nun zum Tode, Herr, mein Gott!“

Einen starken Gegensatz zu den farbenvollen und plastisch herausgemeißelten Poesien Hané's bilden die Gedichte, welche Edward R. Seibt unter dem Titel „Lyrischer Nachlaß“ von Franz Seibt (Nr. 3) aus den Papieren seines verstorbenen Vaters herausgibt und mit einer pietätvollen Vorrede, wie einem trefflichen Einleitungsgedichte versieht. Ist in Hané's „Träumereien“ alles Leben und Anschaulichkeit, so wiegt hier die moralisirende lehrhafte Neigung vor. Was uns hier ein liebender Sohn aus dem Nachlasse eines edel gesinnten Vaters bietet, das sind wohlgemeinte, milde, gläubig-fromme Poesien mit Anklängen an eine einigermaßen unklare Naturphilosophie. Kein weiter Gesichtskreis in diesen Betrachtungen eines beschaulich gestimmten Kopfes, weder lockende Vorwürfe, noch neue Motive, weder tiefe Einblicke in Herz und Seele, noch weite Ausblicke in Welt und Zeit, vielmehr ein eng umgrenztes Stoffgebiet, eine ruhige, mitunter sogar ans Nüchterne streifende Art der Betrachtung, die den Gedichten selbst da, wo der Gegenstand erotisch angehaucht ist, eine gewisse dürre, lehrhafte Färbung leiht — das ungefähr ist das geistige Gepräge dieser übrigens in ihrer Gesinnung hochachtbaren Poesien. Die Form ist im ganzen gewandt, was Gedichte wie „Höhen-Schwindel“, „Markt und Haus“, „Morgengruß“, „Weltreligion“ und das nachfolgend mitgetheilte Lied darthun:

Nachklang vom Berge.

Was innig ich schon lang' ersehnt,
Den Höhenkönig zu besteigen,

Dem, von der Allmacht Hand gekrönt,
Die andern alle rings sich neigen:
Zur Wahrheit endlich ward mein Drang
Beim vollen Glanz der lieben Sonne,
Inmitten unter Vogelsang
Und Waldesduft und Abendwonne.

Doch wie auch Auf- und Niedergang
Des göttlichen Gestirns mich hoben,
Und aller Erdendruck und -Zwang
Vor diesem Himmelsbild zerstoben,
Wie auch in Pracht und Majestät
Sich die Natur ringsum entfaltet,
Und, von der Gottheit Hauch umweht,
Mit unnennbarem Zauber waltet:

Stets kehrte doch der trunkne Blick
Zurück zum kleinen Stückchen Erde,
Wo all mein Leben, all mein Glück
Verweilt am häuslich stillen Herde;
Und als die Stunde endlich schlug,
Vom Königsgrat herabzusteigen,
Da endete der Seelenflug
In tiefem, wehmuthsvollem Schweigen.

Eine selbständige Physiognomie gebricht den Seibt'schen Gedichten; sie lehnen sich an Rückert u. a. an — ein Mangel, an dem auch die zunächst zu besprechenden Sammlungen sämmtlich leiden. Da sind zuerst „Knospen und Blüten" von Gustav Giesecke (Nr. 4). Das Richard von Meerheimb gewidmete Büchlein legt von einem kleinen, aber ganz achtbaren Talente Zeugniß ab. Neben zum Theil sehr unreifen „Liedern" (man lese nur „Stete Liebe"!) enthalten die „Knospen und Blüten" recht hübsche Sonette und wirkungsvolle erzählende Gedichte von sehr ungleichem Umfange, aus denen hier eins willkürlich herausgegriffen werden möge:

Frische Einfalt.

Herr Walter Scott ritt einst gemach
Durch Wald und Flur spazieren;
Mild war sein Blick; still sann er nach,
Wohl um zu fabulieren.

Und wie er langsam fürbaß ritt,
Vertieft in süßes Denken,
Da thät sein Roß den freien Schritt
Seitab ins Wasser lenken.

Ein Bettler sah's und eilt heran,
Daß er dem Rößlein wehrte,
Und führt's bedächtig wieder dann
Auf die verlass'ne Fährte.

Erfreut ob solcher Höflichkeit,
Sixpence gedachte zu schonen
Herr Walter nicht und war bereit,
Den Mann damit zu lohnen.

Doch kann er kleinre Münze nicht
Als einen Schilling finden;
Ihm diesen reichend, ernst er spricht:
„Ein Wort doch soll dich binden!

Denn merke wohl! ich hatte dir
Nur Sixpence zugemessen;
Das Uebrige du schuldest mir —
Mögst du das nicht vergessen!"

Einfält'gen Sinns drauf jener sprach:
„O daß eu'r Gnaden lebe
Stets wohlgemuth bis zu dem Tag,
Wo ich's zurück euch gebe!"

An Gustav Giesecke's Gedichte reihen sich als ziemlich gleichwerthig die Sammlungen „Licht und Schatten" von Rudolf Eckart (Nr. 5), „Aus stillen Tagen" von A. Gerhard (Nr. 6) und „Jugendeiland" von Alfred Beetschen (Nr. 7) passend an — anspruchslose, innig und warm empfundene Poesien, die meistens eine anerkennenswerthe Formgewandtheit bekunden, sich dem Gedanken nach aber kaum irgendwo über das Hergebrachte erheben. In den Liedern Eckart's und denjenigen Gerhard's klingen mitunter aus dem eintönigen Reigen landläufiger Lyrik vereinzelte Naturlaute erfreulich hervor, und Beetschen findet in seinem „Jugendeiland" nicht selten überaus glückliche Formen und Rhythmen, wofür die im Folgenden wiedergegebenen zwei Schlußstrophen des Gedichts „Winters Einzug" als Beleg dienen mögen:

Morgens, da starren durch's Fenster die blassen
Blumen in äußerst erstarrter Pracht;
Auf dem Gemäuer hält traurig, verlassen
Fahrendes Völklein aus allerlei Klassen
Zwitschernd beim Wappen des Winters Wacht.
Schen und sacht
Blitzen der Sonne vereinzelte Strahlen;
Langsam verzieht sich das neblige Meer,
Und bei den Bäumen, den winterlich kahlen,
Flattert des Siegers Beute umher.

Plötzlich erschallet ein silbernes Klingen;
Näher und näher kommt's lustig heran;
Sanft, wie getragen von luftigen Schwingen,
So unter Jauchzen und Knallen und Singen
Hinjagt der Schwarm auf geglätteter Bahn.
Fort mit dem Wahn,
Daß nur im Sommer zu leben sich lohne:
Auch unterm Eis rinnt der murmelnde Quell!
Schön ist des Frühlings smaragdene Krone,
Schön auch das flimmernde Wintercastell!

An Physiognomielosigkeit den soeben erwähnten Sammlungen gleich, bleiben die „Keime und Knospen" von Arthur Rey (Nr. 8) an Bildungsreife und dichterischem Wesen noch weit hinter diesen zurück; sie bestehen zu einem großen Theile aus vollständig verwaschenem und verschwommenem Zeug und sind oft genug nach Gehalt und Gestalt knabenhaft und unausgegoren. Verstöße gegen die Formenlehre und die Syntax, gegen Rhythmik und Prosodik gehören in diesen Erzeugnissen eines Vierteltalents zur Tagesordnung. Bezeichnend in dieser Beziehung sind die sogenannten Epigramme, aus deren Zahl hier einige Proben folgen mögen:

Scherzet nicht immer! Laßt beständig die Köpfe nicht hängen! —
Bei diesem vergräbt sich der Geist; bei jenem verrauscht er in nichts.

Nichts will dich bewegen? — So bereue die Folgen zu spät;
Hast du erreicht auf dem Wege des Irrthums — das Ziel.

Warum ich noch schweige? — Mir gebietet der Geist
Bei nutzlosen Worten immer die Kräfte zu schonen.

Erstaunt fragt sich der Leser: Sollen das Hexameter und Pentameter sein? Und dazu die Armseligkeit und geradezu an Wahnsinn grenzende Verworrenheit des Inhalts!

Zum Schluß unserer heutigen Umschau noch einen Blick auf zwei Xenien-Werke! Ludwig Fulda bietet uns ein Bändchen „Sinngedichte“ (Nr. 9), D. Hack ein Heft „Wiener Xenien“ (Nr. 10). Wenn scharfe Zuspitzung des Gedankens und prickelnde Kürze des Ausdrucks Cardinalvorzüge des Epigramms sind, so ist der Erstgenannte unter diesen beiden Poeten der größere Epigrammatiker. Die Fulda'schen „Sinngedichte“ glänzen durch beides, durch das Gedankenmark der Inhalts wie durch den Lakonismus der Form, während Hack in beidem einigermaßen hinter seinem Rivalen zurückbleibt. Was zunächst Fulda's „Sinngedichte“ betrifft, so nimmt neben ihren ästhetischen Vorzügen namentlich eins sofort für sie ein: mit der Fackel eines durchaus selbständigen Urtheils beleuchten sie die ganze Breite des modernen Lebens: die Gesellschaft, die Literatur, die Kunst, die Politik; sie ziehen das Menschenherz wie den Markt des Lebens in den Bereich ihrer Betrachtung und bekunden überall ein feines Gefühl für die Actualitäten und den geistigen Strom der Zeit. Vermissen lassen sie dagegen leider, was ihnen erst einen höhern Werth verleihen würde, eine über das Ganze ausgegossene ethische Grundstimmung, das bestimmt und scharf ausgeprägte Credo des gereiften Mannes in allen menschheitlichen Fragen. Fulda denkt sehr hübsch und geistvoll nach über Himmel und Erde, über Größtes und Kleinstes; er beleuchtet Fragen der Religion und der Philosophie, des Staates und der Wissenschaft, des Salons und des alltäglichen Lebens; aber über sein tiefstes und innerstes Verhalten zu allen diesen Fragen, über seine eigentliche Welt- und Lebensanschauung vernehmen wir nirgends sein letztes Wort. Er zeigt sich mehr negativ als positiv; er macht die behandelten Themata mit Vorliebe zu Gegenständen der Ironie, nicht zu Herzensangelegenheiten, und darum legt der Leser das Buch mit dem Gefühl aus der Hand, wohl ein interessantes Brillantfeuer von Witz und Geist abbrennen gesehen, nicht aber einen Charakter zu sich reden gehört zu haben. Dies darf man aber doch wohl von demjenigen fordern, der einen Band Epigramme dieser Art in die Welt sendet. Abgesehen hiervon sind Fulda's „Sinngedichte“ eine höchst erfreuliche Gabe: sie sind durch Fülle des Inhalts, durch Geist, Anmuth und gefällige Form ausgezeichnet und durchweg von edelstem Idealismus getragen:

Das ist der herrlichste Accord,
Den Menschenohr versteht,
Wenn sich in einem kleinen Wort
Ein großes Herz verräth.

Der ist fürwahr ein armer Mann,
Der Haupt und Herz nicht beugen kann,
Wenn seiner Thür die Majestät
Des Geistes still vorübergeht.

Die schnöde Phrasentyrannei
Foppt uns zu allen Stunden:
Man lispelt oft: „Ich bin so frei“,
Und ist doch so gebunden.

Oft lohnt sich mit Undank edle That
Und kleine Dienste mit großen Orden,
Und mancher ist Geheimer Rath
Nur durch geheimen Unrath geworden.

Schilt einer Goethe tüchtig aus,
Den stecke man flugs ins Narrenhaus;
Doch schmäht er Schiller, dann werd' er sacht
In eine Besserungsanstalt gebracht.

Das gäb' einen Jammer, nicht zu trösten,
Wenn alle Räthsel von selbst sich lösten.
Du lieber Himmel, was fingen dann
Die privilegirten Nußknacker an?

So viel über Fulda! Wir stellten seine „Sinngedichte“ mit den „Xenien“ Hack's zusammen. Mußte die Kritik dem Verfasser der „Sinngedichte“ eine vollendetere Beherrschung der ästhetischen Technik des Epigramms nachrühmen, als dem Dichter der „Wiener Xenien“, so kann sie sich auch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß ebenso in Betreff des geistigen Gehalts die Hack'sche Epigrammatik um einige Grade hinter derjenigen Fulda's zurückbleibt. Hack bekundet — es ist unverkennbar — ein hübsches Talent für das Sinngedicht; seine Xenien sind keck, frisch, mannichfaltig gehalten; sie sind knapp geschürzt, wie die Fulda's auch, aber sie sind im Gegensatze zu jenen meist weder originell im Ausdruck, noch schlagend in der Gedankenspitze; sie erweisen sich, was den Inhalt betrifft, nicht genügend kritisch in der Wahl des zu Sagenden, und was die Form anlangt, nicht streng genug in der Handhabung der Feile. In Bezug auf letzteres ist namentlich zu bedauern, daß Incorrectheiten nicht selten unterlaufen, wie z. B. auf Seite 70 zu lesen steht: „Nach eins soll die Erkenntniß streben“, statt: „Nach einem“. Der Titel des trotz aller Mängel sehr talentvollen Buchs ist übrigens nicht ganz glücklich gewählt, da diese „Wiener Xenien“ zwar viel von Wien, aber daneben noch de omnibus rebus et quibusdam aliis sprechen. Die auf wiener Literaturzustände und die Literaten der schönen Donaustadt bezüglichen Epigramme gehören wohl zu den anziehendsten Theilen der stattlichen Sammlung, aber einiges in ihnen ist nicht ganz verständlich, wie unter anderm das zweifellos auf P. K. Rosegger gemünzte Distichon:

P. K. R.

Freilich versteht er's! Nur sollt' er mit beiden Händen nicht schreiben;
Rechte erschafft ganz gut, aber die Linke verdirbt.

„Erkläret mir, Graf Orindur — —!“

Ernst Ziel.

Dramen.

1. Boris. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Schreyer. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.
2. Heinrich von Kleist. Trauerspiel in fünf Acten von Karl Liebreich. Reudnitz-Leipzig, Hoffmann. 1888. 8. 1 M. 25 Pf.
3. Vors Gericht. Drama in drei Acten von Hans von Basedow. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 1 M.
4. Der Wiener Congreß. Politisches Schauspiel in fünf Acten von Friedrich Röber. Leipzig, J. Bädeker. 1888. 8. 2 M.
5. Galante Könige. Ein Lustspielabend in vier Abtheilungen von Emil Granichstaedten. Wien, Künast. 1888. 8. 3 M.

Sämmtliche vorliegende Werke führen einen angemaßten Titel: alle wollen Dramen sein und sind es nicht. Keins von ihnen hat eine Handlung und selbst von einer ganz kunstlos gefügten Fabel kann einzig bei dreien derselben die Rede sein. Solange die dramenseligen Herrschaften sich nicht über den Begriff Handlung klar werden können, wird alle ihre Arbeit verlorene Liebesmühe sein. Ich muß davon abstehen, an dieser Stelle von neuem auf allerlei Begriffsbestimmungen einzugehen: die Leser der „Blätter für literarische Unterhaltung" haben darüber in den leitenden Aufsätzen des Monats August dieses Jahres schon zur Genüge gehört. Zuweilen möchte man es fast bedauern, daß dieser Mangel an wirklicher Handlung anderweitige große Vorzüge völlig vernichtet; man denkt sich dann: wäre nur ein leitender Wille in dem Stücke, so hätte vieles anders und das Ganze vielleicht gut werden müssen. Man lese Hermann Schreyer's Trauerspiel „Boris" (Nr. 1) und man wird die Lektüre desselben ungefähr mit dem gekennzeichneten Bedauern beschließen. Das Stück ist eine Art von Nihilistendrama, in dem aber weniger Weltverbesserung, als vielmehr Liebesleid und verletzter Ehrgeiz eine Scheinrolle spielen. Wären eine erlesene Bildung, großes metrisches Geschick und maßvoll schöne Ausdrucksweise genug, einen Dichter zu machen, so würde Schreyer zweifellos zu den ersten gehören. Aber so wünschenswerth auch alle solche Eigenschaften für einen jeden Dichter ohne Ausnahme sein mögen, sie treten zurück vor der Hauptsache: Menschen von Fleisch und Blut, also von eigenartigem Leben zu schaffen. Und hieran mangelt es in diesem Werke gänzlich. Wer auch immer sprechen mag, fast ausnahmslos ist es derselbe feinsinnige, gebildete Schreyer. Man kann nicht sagen, daß nirgends Empfindung in dem Stücke wäre, solche ist vorhanden, aber dieselbe ist keine dramatische. Der Verfasser lebt nicht mit seinen Gestalten und seine Darstellungsart verbleibt damit eine vorwiegend akademische: sie ist Schilderung, nicht Handlung. Als der zwanzigjährige Held des Stücks urplötzlich sein Herz entdeckt, spricht er aus dem Stegreif also zur Geliebten:

Wanda, ich liebe dich! So liebt die Blume
Den Thau des Morgens, der sie neu belebt.
So liebt der Berg der Abendröthe Schein,
Der rosig seines Gipfels Haupt verklärt.
So liebt der Schmetterling den goldnen Strahl
Der Sonne, der aus dumpfem Schlaf ihn aufweckt,
Daß er die dunkle Trauerhülle sprengt,
Um, seine bunten Schwingen weit entfaltend,
Zu schönerm Leben fröhlich hinzuschweben.

So redet Schreyer, aber nicht Boris, und that dieser es dennoch, so wird es mit seiner Leidenschaft nicht weit her sein und er wird sich auf die Liebeserklärung wol ordentlich vorbereitet haben. Daneben ist manches andere wieder von echter Empfindung, ja selbst nicht ohne Tiefe. Das Werk fällt auf durch den Adel und die große Sauberkeit des Ausdrucks. Die Sprache bewegt sich fast durchgehends im schönsten Flusse, und sie würde unbedingt eine vollkommene sein, wenn sie nicht im Drama Verwendung gefunden hätte. Vielleicht, daß sich der Verfasser noch mehr in das Wesen der „Handlung" vertieft und dann auch der Leidenschaft einmal die Zunge löst — in „Boris" selbst ist weder von jener noch dieser etwas zu entdecken gewesen.

„Heinrich von Kleist", Trauerspiel von Karl Liebreich (Nr. 2). Das Leben Heinrich von Kleist's ist zweifellos voll tragischer Momente; dasselbe aber zu einer Tragödie auszubauen, wird nur dem Allergrößten gelingen, und Liebreich gehört zu den ganz Kleinen. Weder der Schlacht von Jena, noch des Todes der Königin Luise halber, noch weil ihm „Robert Guiscard" mislang, hat sich Kleist das Leben genommen: solche Voraussetzungen sind Albernheiten — sind dem Dichter doch nach dem „Guiscard" so und so viel andere Werke gelungen —, sondern er ging an dem unversöhnlichen Gegensatze zu Grunde, in dem sich Künstlerschaft und Weltgetriebe gegeneinander bewegen. Heinrich von Kleist erstrebte das reinste Ideal eines Künstlers inmitten einer Gesellschaft, die auf ein jedes Ideal ihre tödliche Feindschaft wirft. Das ist sein tragischer Fall; aber einen solchen seiner Schwere und Würdigkeit entsprechend dichterisch zu behandeln, dazu gehört wieder Kleist'sche Kraft, welche die sinngemäße Handlung nicht aus allerlei äußerlichen Erlebnissen zusammenflickt, sondern aus der Tiefe der Seele bildet. Der Charakter des vorliegenden Werks ist in jedem Betracht: Gewöhnlichkeit.

„Vors Gericht", Drama von Hans von Basedow (Nr. 3). Der Verfasser dieses Schauerstücks gehört zu den komischen Personen, die nie ein Werk ohne Vorrede veröffentlichen können. Sie bedürfen derselben, um selbst sowol von den Mängeln wie den Vorzügen ihrer wunderbaren Schöpfungen sprechen zu dürfen — von den nachdrucksvoll betonten Vorzügen, die keines Sterblichen Auge sonst wahrnehmen möchte. Zwar sagt Herr von Basedow, daß er sein Vorwort lediglich der Schauspieler halber geschrieben habe, damit diese sich bei der Darstellung der theilweise schwierigen Charaktere nicht vergriffen — aber erstens sind seine Menschen sammt und sonders alltäglich gemein, zweitens sind die Vorschriften im äußersten Maße

verworren und drittens kommt der Pferdefuß in einem heftigen Ausfalle gegen die gegnerische Kritik zum Vorschein. Für die Art, wie der Verfasser den Schauspieler anleitet, mag folgendes Beispiel dienen. Es handelt sich um den Helden. „Eine glühende Sinnlichkeit muß aus allen seinen Worten und Bewegungen sprechen. Die vielen Ah! und O! in den Erzählungen des zweiten Acts müssen von leidenschaftlicher Sinnlichkeit durchhaucht, gezischt werden — die Hände zittern, die Augen rollen, der Mund verzieht sich“ — und bei dieser „wüthenden Sinnlichkeit und Sehnsucht nach einem Weibe muß Walther stets über seiner Leidenschaft stehen“. Das Stück ist ein ärmlich novellistischer Stoff. Ein Mord ist auf ganz widerlich krankhafte Voraussetzungen hin geschehen und eben dieser wird seinem ganzen Verlaufe und seinen Bedingungen nach im zweiten Acte erzählt; dazu einige Plattheiten und Scheußlichkeiten vorn und hinten, und das Kunstwerk hat sich vollendet. Was da vorkommt, ist selbstverständlich ohne Handlung, ja sogar ohne die geringste Fabel — ist mit einem Worte ein dramatisches Unding. Der Held der Geschichte ist ein in Ausschweifungen entnervter Trottel und Mörder, seine Frau eine kalt berechnende Verbrecherin, beider Pflegekind ein gemüthsrohes Geschöpf. Man stelle sich vor! Der Mann würgt und schlägt mit einem Armleuchter die frühere Geliebte und Mutter seines Kindes nieder, blos weil deren Erscheinen ihm die Entzückungen der Brautnacht mit der Neuvermählten zu verkümmern droht, die angetraute Frau bürdet den Mord einem andern auf, der infolge dessen Zeit seines Lebens eingekerkert wird, und das Mädchen endlich, die Tochter des so Verurtheilten, sagt in aller Gemächlichkeit, als sie von der Unschuld des letztern hört: er mag am besten schon ruhig weiter sitzen. Und alle diese Personen sind im Grunde genommen mit sich höchst zufrieden — auch der Mörder kränkt sich eigentlich nur darüber, daß ihm seine Frau die ehelichen Pflichten versagen will — und rufen sogar den lieben Gott an, daß der sie schon verstehen wird. Was dem alles zugemuthet wird! Wir aber sind außer Stande, zu verstehen, wie H. von Basedow sich unterstehen darf, uns in eine solche niederträchtige Gesellschaft einzuladen und dabei noch ruhmredig den Mund recht voll zu nehmen. Das also wäre Kunst? Dazu also würde man der gemeinen Wirklichkeit entfliehen, um genau dieselbe Gemeinheit — aber bis ins Grauen-, Schauder- und Ekelhafte erhöht — auf einen einzigen Haufen zusammengedrängt wiederzufinden? Soll uns etwa die Kunst Uebelkeit und Erbrechen verursachen? Hört man Hans von Basedow, so wäre es andem. Er ist der Meinung, daß der „lächerliche, unschöne, auf verschrobene Ansichten basirende Realismus“ — er wiederholt spöttisch die Ausdrücke eines natürlich übelwollenden oder unverständigen Kritikers — „siegen muß, wenn wir überhaupt wieder von einer deutschen Literatur reden wollen, und daß jeder die Verpflichtung hat, sein Scherflein dazu beizutragen, damit der Realismus siege“, und daß er selbst auf jene und ähnliche Vorwürfe nur erwidern könne: „Das Geschwätz des Unkundigen kümmert mich ebenso wenig wie das Gekläff der Hunde.“ Darauf ist diesem Vorwörtler nur zu rathen, daß er so schnell wie möglich seine Dreistigkeit ablege — seine Unfähigkeit wird ihn ohnehin leider bis ans Lebensende begleiten — und daß er sich von neuem auf die Schulbank setze, um schleunig zu lernen, den deutschen Satzbau zum wenigsten mit der Gewandtheit eines Secundaners zu meistern. Findet er hinterher noch einen einsichtigen Lehrer, der ihm ein ungetrübtes Licht über den wahren Realismus und Idealismus anzuzünden im Stande ist, so schwinden ihm vielleicht eines Tags jene bedauerlichen Wahnvorstellungen, nach denen Schönfärberei — Idealismus, Abklatsch — Realismus sein soll, und er begreift endlich, daß sein bisheriger Realismus nur ein Anrecht auf Maculatur hat, begreift, daß er selbst ganz ohne Witz und Empfindung ist, und gelobt sich, derart in Selbsterkenntniß vorgeschritten und in Kunstbegriffen geläutert, aus freien Stücken: nie etwas anderes mehr als Briefe im engsten Familienkreise zu schreiben.

„Der Wiener Congreß“, politisches Schauspiel von Friedrich Röber (Nr. 4). Genau betrachtet machen die Schuftereien Friedrich's von Gentz den Inhalt des Stücks aus. Wer kann sich dafür erwärmen? Schmuz und Widerlichkeiten sind unerträglich, solange diese um ihrer selbst willen da sind; solche erweisen sich einzig brauchbar in der Poesie, wenn sie einem höhern Zwecke dienen, d. h. wenn sie zum Vortheile der satirischen oder tragischen Idee verwandt werden können. Der Verfasser zeigt Bildung und Geist; aber sein Stück enthält keinen echten Gefühlston. Wie ist es möglich, auf solche Weise Dichter zu sein? Der Verstand allein intrigirt allerlei Dinge zusammen: die natürliche Folge davon sind crasse Unwahrscheinlichkeiten und peinliche Ueberraschungen.

„Galante Könige“, Lustspielabend von Emil Granichstaedten (Nr. 5). Vier ziemlich lustige Plaudereien: „Gräfin Moret“, „Ein Liebeszeichen“, „Witwe Scarron“, „Iftikari“. Die einzelnen Scenen sind sämmtlich dem französischen Hofleben der letzten Jahrhunderte entnommen und in jener Manier ausgeführt, die aus den bessern Feuilletons der wiener Tagespresse genugsam bekannt geworden ist. Gefühls- und Gedankenleere in einem glitzernden Gewande. Der Verfasser ist seit vielen Jahren selbst als Dramaturg thätig. Diesem Umstande haben wir es denn auch aller Wahrscheinlichkeit nach zu verdanken, daß sich in seinen Begriffen „Lustspiel“ und „Plauderei“ zu ein und derselben Kunstform verschmelzen.

Emil Mauerhof.

Historische Schriften.

1. Geschichte der Schweizer-Söldner bis zur Errichtung der ersten stehenden Garde 1497. Von Wolfgang Friedrich von Mülinen. Bern, Huber u. Comp. 1888. Gr. 8. 4 M.

Von Mülinen erzählt die Kriege, an welchen in dem angegebenen Zeitraume schweizer Söldner betheiligt waren. Sein Büchlein enthält viele schätzbare Angaben aus ungedruckten Urkunden des berner Staatsarchivs und aus zum Theil schwer zugänglichen Quellenwerken. So z. B. war Conde de Clonard's „Historia organica de las armas Españolas" nur in der berliner Generalstabsbibliothek zu finden. Gerade dieses Werk war wichtig, denn man erfährt aus demselben, wie die Schweizer die Lehrmeister jenes spanischen Fußvolks geworden sind, das im 16. Jahrhunderte für das beste Europas galt. Eine scharfe Kritik der Darstellung verbietet sich der Bescheidenheit gegenüber, mit welcher der Verfasser sein Erstlingswerk dem Publikum vorlegt. Außerdem muß zugegeben werden, daß dieses Gewirr größerer Kriege und kleiner Fehden kein leicht zu behandelnder Gegenstand ist. Es handelt sich um Kriege, an denen die Eidgenossen selbst betheiligt waren; um solche, für welche mit ihrer Genehmigung Söldner bei ihnen geworben wurden, und um solche, in denen schweizer „Reisläufer" auftraten. Man nannte so jene „Knechte", die ohne Erlaubniß, ja gegen das ausdrückliche Verbot der Heimatsbehörden in den Krieg, auf die „Reis" liefen. Mit der Unternehmungslust ihrer von Kraft überschäumenden Jugend lagen die fürsichtigen und wohlehrbaren Rathsherren beständig im Kriege. Sie sahen das Reislaufen nicht gern; einerseits, weil sie politischen Verwickelungen grundsätzlich aus dem Wege gingen, andererseits, weil die heimkehrenden Söldner nicht eben zur Läuterung der Sitten beitrugen. Nach und nach verstanden sie sich zu Vereinbarungen, bei denen für sie selbst etwas abfiel. Was Disciplin und sittliche Haltung anlangt, so lauten die Urtheile, welche in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen abgegeben wurden, natürlich sehr verschieden. Häufig wird die treffliche Mannszucht der Schweizer gerühmt. Doch fehlt es auch nicht an Klagen; namentlich nach längerm Fasten — sie erfreuten sich stets eines gesunden Appetits — waren sie keine angenehmen Gäste. Wenn die Schweizer nach den ruhmreichen Burgunderkriegen ihre Kriegstüchtigkeit und den erlangten Weltruf nicht zur Erwerbung einer politischen Machtstellung ausnutzten, so lag das, wie Mülinen S. 72 richtig hervorhebt, an ihrer demokratischen Verfassung. Die Schrift schließt mit der Errichtung jenes Instituts, an welches wir zunächst zu denken pflegen, wenn von schweizer Söldnern die Rede ist: der Garde des Cent-Suisse i. J. 1497. Ihrem ersten Hauptmann, Louis de Menton, wurde die Bestallungsurkunde am 27. Februar ausgefertigt. Der Hauptmann war nämlich immer ein Franzose aus hohem Hause; nur sein Stellvertreter, der Lieutenant, war ein Schweizer.

2. Geschichte Ditmarschens bis zur Eroberung des Landes im Jahre 1559. Von Robert Chalybäus. Mit einer Karte des Landes Ditmarschen. Kiel, Lipsius u. Tischer. 1888. Gr. 8. 5 M.

Die deutschen Alpen und der deutsche Nordseestrand sind die zwei Gebiete, in denen sich ein freier Bauernstand durch die Jahrhunderte des Feudalismus hindurchrettete. Aber während die Schweizer durch ihre lebhafte Betheiligung an auswärtigen Händeln und durch ihre Lage im Mittelpunkte Westeuropas früh berühmt wurden, ist das Interesse für jene wackern Männer, deren Kriegführung vorherrschend der anstürmenden Meerflut galt, erst durch neuere Novellisten in weitern Kreisen geweckt worden. Das obengenannte Buch, welches sich mit dem ausdauerndsten jener freiheitsliebenden norddeutschen Bauernvölker beschäftigt, ist das Werk eines fleißigen und gewissenhaften Forschers, der keine Urkunde, kein Wappen und keine Hausmarke ununtersucht gelassen und auch die Erdschichten der Wurten als ebenso viele Zeugen ihrer Entstehungszeiten geprüft hat. (Wurten sind künstliche Hügel, auf denen die Höfe, die Dörfer angelegt wurden.) Da er in der alten Hauptstadt des Ländchens wohnt und wirkt, so darf man die von ihm vorgenommene Durchforschung des kleinen Gebiets für erschöpfend halten:

> Schon die Lage des ditmarsischen Landes — sagt Chalybäus in der Einleitung — zwischen Eider und Elbe, gegenüber der See, umringt von feindlichen Gewalten, mußte seine Bewohner zu außerordentlichen Kraftanstrengungen zwingen. . . . . So entwickelte sich jenes freilich oft mit hochfahrendem Wesen und sträflicher Rücksichtslosigkeit gepaarte Bewußtsein der eigenen Vollkraft im Volke, welches die Landleute von sich sagen ließ:
>
> Ditmarschen schölen Buern syn?
> Se mögen wol wesen Heren —
>
> so entstand jene eigenthümliche freie Volksverfassung, die sich trotz des Abhängigkeitsverhältnisses zum Erzstift Bremen in voller Mächtigkeit bis zum Ende des „Freistaats" in der Mitte des 16. Jahrhunderts, ja theilweise noch erhalten hat in der heutigen Deichverfassung, deren Grundlagen dieselben bleiben mußten, wie Ebbe und Flut im Laufe der Jahrhunderte dieselben geblieben sind.

Nach der Erklärung des Namens Thiadmaresgaho, welcher „Gau der großen Niederung" bedeutet, wird eine anziehende Beschreibung des Alluvialprocesses gegeben, welcher unter Mitwirkung der Menschenhand die Marschen gebildet hat und noch heute bildet. Die Streitfrage, ob die Ditmarscher Friesen oder Sachsen seien, entscheidet der Verfasser dahin, daß sie mit friesischen Elementen stark versetzte Sachsen sind. Friesen und Sachsen sind übrigens Zweige eines Stammes; jene die „echten Wassermenschen", diese Bewohner des norddeutschen Binnenflachlandes. Im J. 1062 vereinigte der junge Heinrich IV. das Ländchen, welches bis dahin eine Grafschaft für sich gewesen war, mit der Grafschaft Stade, und schenkte beides seinem lieben Erzieher, dem hochstrebenden Erzbischof Adalbert von Bremen. Die Ditmarscher standen fortan in nicht eben drückenden Abhängigkeitsverhältnissen, die allmählich bloße

Form wurden, abwechselnd zum Erzstift Bremen, zum Bisthum Schleswig, zum Dänenkönige und zu den Herzögen von Holstein. Drollig klingt es, wenn sie einmal den Schutz des Bischofs von Schleswig anrufen mit der Begründung, „sie könnten als schleswigsche Unterthanen ebenso gut wie unter dem Regimente des Bremers dem heiligen Petrus dienen, denn derselbe sei Patronus beider Bisthümer." Derselben naiv-pfiffigen Politik begegnen wir noch öfter. Als sie 1420 eine Beisteuer zum Hussitenkriege zahlen sollten, weil sie für reichsunmittelbar galten, da erklärten sie sich für getreue Unterthanen des Erzbischofs von Bremen. Die gleiche ebenso billige als vortheilhafte Treue kehren sie nicht allein nochmals im Jahre 1474 hervor, sondern 1544, nachdem sie längst stramme Lutheraner geworden sind, bringen sie zum Schutze gegen die Gelüste des Dänenkönigs außer andern Beweismitteln auch jene päpstlichen Bullen bei, welche die Privilegien und Besitzungen des bremer Erzstifts bestätigen. Verfassung, sociale Verhältnisse und Sitten des Völkchens sind mit aller nur wünschenswerthen Sorgfalt behandelt; Einrichtungen wie die Markgenossenschaft, die Blutrache, die Geschlechtsnemede (eine besondere Art der Eideshülfe) werden deutlich erklärt, die heldenmüthigen Freiheitskämpfe, wie die durch unbotmäßige Selbsthülfe verursachten innern Fehden anziehend erzählt. König Friedrich von Dänemark war es, der endlich 1559 im Verein mit den Holsteinern den trotzigen Unabhängigkeitssinn des wackern Bauernvolks brach.

Auf einen weit größern Leserkreis als die beiden eben besprochenen Schriften ist das folgende Werk berechnet:

3. Geschichte der Stadt Berlin von Oskar Schwebel. Erste bis siebente Lieferung. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1888. Gr. 8. Jede Lieferung 1 M.

Der auf dem Felde der brandenburgischen Geschichtsforschung schon bewährte Verfasser hat die ihm vom Verleger gestellte Aufgabe sehr glücklich gelöst: eine volksthümliche Geschichte Berlins zu schreiben, die den Anforderungen der Wissenschaft genügt. Das erste Kapitel: „Die geographische Lage Berlins", beginnt mit den Worten:

Die Bedeutsamkeit und Größe der Hauptstadt unseres in blutigen Kämpfen zu ungeahnter Herrlichkeit wiedererstandenen Deutschen Reichs ist das Ergebniß einer geschichtlichen Entwickelung, deren staunenswerther Gang nur in den Geschicken der Siebenhügelstadt am Tiber ein ebenbürtiges Gegenbild findet. Wenn es indessen die republikanischen Tugenden seiner Bürger gewesen sind, welche Rom einst zur Gebieterin der Welt erhoben haben, so beruht die nunmehr erreichte Machtstellung Berlins innerhalb jedweden Gebiets der heutigen Cultur im wesentlichen auf dem gottgesegneten Wirken hochbegnadigter Fürsten. Daß jedoch die wohlthätigen und weisen, von oben her gegebenen Anregungen allezeit in Berlin ein volles Verständniß gefunden haben, ... diese erfreuliche geschichtliche Erscheinung bildet neben der grundlegenden Thätigkeit der Hohenzollern ein Verdienst der Bürgerschaft, welches ja auch nicht fehlen durfte, falls ein so hohes Ziel erreicht werden sollte. Allein es ist hier noch ein Drittes zu beachten. Auch der ausdauerndsten Mühewaltung eines Herrschergeschlechts, auch der getreuesten Arbeit einer bürgerlichen Gemeinde wird es niemals gelingen, einer Stadt, welche der natürlichen Vorzüge ermangelt, zu hochbedeutsamer Stellung zu verhelfen. Es hat einst eine Zeit gegeben, in welcher es der Ehrgeiz deutscher Fürsten gewesen ist, große Städte begründen und sich in ihnen ein Denkmal, dauernder als Erz und Marmor, errichten zu wollen. Im allgemeinen sind diese Gründungen jedoch kläglich gescheitert; zu einer Weltstadt hat sich keine dieser absichtlich hervorgerufenen Bildungen zu entwickeln vermocht. Es fehlten bei ihnen eben jene ersten und unabläßigen Bedingungen des Aufblühens, welche allein von der Natur gewährt werden können.

Demnach bildet eine geographisch-geognostische Erörterung die Grundlage des Ganzen; besonders die Lage Berlins am bequemsten Spreeübergange wird hervorgehoben. Bekanntlich wollte Ehrenberg entdeckt haben, daß die Umgebung der Karlsstraße und die Thierarzneischule auf einem mächtigen Infusorienlager ruhe. Da noch heute viele daran glauben, so soll nicht unerwähnt bleiben, daß, wie spätere Untersuchungen ergeben haben, die fragliche Erdschicht aus den Resten kieselhaltiger Algen besteht. Als wahrscheinlichste Deutung des slawischen Namens der Stadt, welcher mit Bären nichts zu thun hat, war bisher „Tummelplatz von Enten und Gänsen" ermittelt worden. Schwebel findet sie zu gesucht, weiß aber keine bessere anzugeben. Was den Namen der Schwesterstadt Kölln anlangt, so kann seit der Aufdeckung alter Pfahlbauten an der Spree kaum noch bezweifelt werden, daß er von dem wendischen Koll = Pfahl abzuleiten ist.

Das allmähliche Wachsthum der Schwesterstädte, ihre spätere Verschmelzung, ihre Stellungnahme bald gegen, bald für die Markgrafen (vorherrschend letzteres, da die Berliner „stets echte Ghibellinen waren", S. 153), die Vernichtung ihrer Selbständigkeit durch Friedrich den Eisernen im Jahre 1448, das alles ist ja im allgemeinen bekannt, aber die Ereignisse durch Ausstattung mit einem reichen urkundlichen Material zu einer Reihe lebensvoller Bilder gestaltet zu haben, ist das Verdienst Schwebel's. Die wichtigsten der in deutscher Sprache abgefaßten Urkunden werden wörtlich mitgetheilt, wo es nothwendig schien mit Uebersetzung ins heutige Deutsch. Für die anschaulichen Sittenbilder, für die sachkundige Darstellung der architektonischen Entwickelung Berlins muß man dem Verfasser dankbar sein. Daß er die Preise von Waaren, die Steuerleistungen u. s. w. in heutige Mark umrechnet, und selbstverständlich mit Berücksichtigung des verschiedenen Geldwerthes, ist deswegen hervorzuheben, weil die meisten Geschichtschreiber diese Umrechnung, ohne welche alle solche Angaben werthlos sind, unterlassen. Schwebel zeichnet sich durch eine in unserer Zeit seltene Unparteilichkeit und Aufrichtigkeit aus. Bei aller Begeisterung für das Hohenzollernhaus, bei aller patriotischen Wärme ist er nicht blind gegen die Fehler einzelner Regenten und beschönigt sie nicht. Wie es Männern zu gehen pflegt, die sich anhaltend mit mittelalterlichen Geschichtsquellen beschäftigen, ist er zu einer unbefangenen Würdigung der Zeit gelangt. So würdigt er zwar gebührend das Bedürfniß des Volks

nach einer kirchlichen Wiedergeburt und die Berechtigung der Reformation, aber er macht aus dem katholischen Leben kein Zerrbild. Der damalige Mariencult ist ihm kein Götzendienst, sondern „ein Dienst des Idealen in einer durch die brutale Verfolgung realer [ich würde doch lieber sagen materieller] Interessen heillos zerrissenen Zeit" (S. 367). Und wie er über die anstößigen Sitten und die Frevel der katholischen Klerisei wahrheitsgetreu berichtet, so drückt er sich auch um die Nachtseite der reformatorischen Bewegung und des zelotischen Pastorenthums nicht ängstlich herum. Erst durch den Kurfürsten Johann Georg, namentlich durch seine strengen Verordnungen vom Jahre 1580 „trug die Reformation ihre sittlichen Früchte" (S. 475). Bei solcher Gesinnung kann es nicht wundernehmen, daß Schwebel auch dem vielgeschmähten Minister Adam von Schwarzenberg gerecht wird und kein blinder Bewunderer Gustav Adolf's ist. Auf S. 94 läßt sich der Verfasser durch seine Lust am Schildern zu einer Ungenauigkeit und zu einer Stilblüte verleiten. Im Jahre 1250 konnte eine Cistercienserkirche noch nicht „uralt" genannt werden, und die Sonne, welche sich „auf dunkelgrünmoosigem Dache wohlig wiegt", hätte er einer Romanfabrikantin ablassen sollen. Der vorliegende erste Band (sieben Lieferungen) reicht bis 1640. Der zweite Band soll nur fünf Lieferungen umfassen.

Karl Tentsch.

Allerlei Belletristisches.

1. Die Erbin von Saldern. Roman von E. A. König. Berlin, Goldschmidt. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.
2. Gelöste Bande. Novelle von F. L. Reimar. Berlin, Goldschmidt. 1888. 8. 50 Pf.
3. Donnerlotte und andere Novellen von A. Fromm. Berlin, Goldschmidt. 1888. 8. 50 Pf.
4. Bescheidene Liebesgeschichten. Hamburger Novellen. Neue Folge. Von Ilse Frapan. Hamburg, O. Meißner. 1888. 8. 3 M.
5. Bekenntnisse eines Opiumessers. Von Thomas de Quincey. Deutsch von L. Ottmann. Zweite Auflage durch den Lebensabriß des Verfassers erweitert. Stuttgart, Lutz. 1888. 12. 2 M.
6. Eigenes und Fremdes. Lyrische und epische Dichtungen von Joseph Steinbach. Wien, Breitenstein. 1888. Gr. 16. 2 M. 50 Pf.
7. Lieder vom Goldenen Horn von Karl Foy. Leipzig, Liebeskind. 1888. 8. 3 M.

Eine Reihe von Büchern liegt vor, die nur den Anspruch, müßige Stunden uns auszufüllen, erheben, die dennoch aber genug von dem Talent und der Eigenart ihrer Verfasser offenbaren, um auch kritische Beachtung zu verdienen. Da ist zunächst ein neuer Criminalroman von E. A. König: „Die Erbin von Saldern" (Nr. 1). Schier unerschöpflich erscheint uns König an criminalistischen Verwickelungen; es sind wohl die Erfahrungen keines alten Richters so reich, als König's Phantasie. Ewald August König, der im vorigen Jahre gestorben, war 18 Jahre schriftstellerisch thätig, und eine sehr große Anzahl Romane, Novellen, Humoresken sind seiner Feder entstammt. Bei diesem Vielschaffen ist Minderwerthiges unvermeidlich, und der Muse König's darf man sicher nachsagen, daß sie häufig widerwillig war. Trotzdem ist er für den deutschen Criminalroman, dem er sich in seiner letzten Schaffensperiode fast ausschließlich zugewandt, Specialist geworden, und seit des alten Temme Tode wußte vielleicht niemand Verbrechen so geschickt zu erfinden, als er. Die Hauptwirkung in seinen Büchern erzielte er meist durch die Gegenüberstellung echter deutscher Biederkeit und der geriebensten Verbrecher; dieser Contrast findet sich in all seinen criminalistischen Schöpfungen, und die Schilderung der einen gelingt ihm wirklich ebenso gut als die der andern.

In der „Erbin von Saldern" handelt es sich um den Diebstahl von den Ausgang eines Erbschaftsprocesses bedingenden Urkunden. Der alte Graf Bernhard von Saldern war infolge eines Sturzes mit seinem Pferde plötzlich gestorben. Sein Universalerbe glaubte sein Neffe, der Baron Bruno von Saldern, unbestritten zu sein; war doch des Grafen einziger Sohn, mit dem er überdies dessen Verheirathung wegen in Zwist gelebt, schon mehrere Jahre vor dem Vater aus dem Leben geschieden:

> Daß Graf Bernhard von Saldern dieser Heirath seines Sohnes seine Zustimmung verweigerte, wissen Sie; Graf Kurt ließ sich dadurch nicht abhalten, sein verpfändetes Wort einzulösen. Sie waren beide Trotzköpfe, und da keiner von ihnen nachgeben wollte, so konnte der Bruch nicht ausbleiben. Graf Kurt kehrte nach Italien zurück, und bald darauf wurde Julia Farini seine Gattin. Es ist wahr, Ihr Herr Onkel hat sie niemals als seine Schwiegertochter anerkannt, auch alle Versöhnungsversuche trotzig zurückgewiesen, aber die Thatsache der rechtmäßigen Heirath läßt sich darum nicht wegleugnen. Mein Freund war ein talentvoller Mensch, ein vortrefflicher Zeichner, er wurde Maler, und seine Einnahme reichte bald hin, die Bedürfnisse der kleinen Familie zu bestreiten. Vor einigen Jahren starb er, unversöhnt mit seinem Vater, dessen Groll selbst der Tod nicht tilgen konnte. Er hinterließ außer seiner Gattin eine Tochter, die jetzt etwa 19 Jahre zählen mag, Comtesse Angela von Saldern. Die Tochter Ihres Vetters, Herr Baron, ist zweifellos die rechtmäßige Erbin von Saldern, wenn der Herr Graf kein Testament hinterlassen hat.

So schildert Justizrath Schwertfeger die Sachlage. Auf seinen Rath war die Witwe des Grafen Saldern, eines Jugendfreundes ihres Gatten, sofort mit ihrer Tochter in dessen einstige Heimat gereist, um ihre Ansprüche geltend zu machen; kaum dort angelangt, werden ihr die entscheidenden Papiere gestohlen, und so ist der Knoten der Handlung geschürzt.

Wie er gelöst wird, führt oft zu spannenden Scenen. Natürlich triumphirt schließlich das Recht:

„Gut, sehr gut," meinte der alte Herr (Justizrath Schwertfeger) befriedigt; „soweit ich den Baron kenne, glaube ich nun darauf vertrauen zu können, daß in Zukunft keine Schande auf dem Namen von Saldern ruhen wird." — „Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Staatsanwalt betroffen. Ein Schuß, der durch das Haus dröhnte und in allen Winkeln und Ecken das schlummernde Echo weckte, gab ihm Antwort. — „Darauf war ich gefaßt," sagte der Justizrath ernst; „der Baron von Saldern ist nicht aus dem Holze, aus dem man Zuchthaussträflinge schnitzen kann." — Der Staatsanwalt hörte nicht mehr auf ihn, er eilte seinem Collegen nach, der, von Beamten und Dienern begleitet, die Treppe hinaufstürmte. Der Justizrath folgte langsam, ihm eilte es so sehr nicht, er wußte, daß der letzte Act dieses Trauerspiels ausgespielt und der Vorhang gefallen war. Der Baron lag in einer Ecke des Divans, seine Hand hielt noch den Revolver, mit dem er die Kugel sich ins Herz gejagt hatte. Vor ihm auf dem Tische lag ein Schriftstück, in dem er seine Cousine, die Gräfin von Saldern, um ein ehrenvolles Begräbniß bat und sie zur Erbin seines Nachlasses einsetzte.

So klingt das Buch aus.

„Gelöste Bande" von F. L. Reimar (Nr. 2) halten wir für eine treffliche Novelle, fein empfunden, kräftig gestaltet und in warmem Tone, der durch manche eigenartige Wendung die weibliche Feder verräth, erzählt. Die Heldin, Klara von Niedeck, ist eine Frauengestalt, lebenswahr genug, um uns lebhaft anzuziehen, und auch idealistisch genug, um uns das Weib dichterisch verklärt zu zeigen. Wie Klara von Niedeck liebt, treu und stark, bereit, dem Geliebten alles zu opfern, das ist wirklich mit jener Liebe, die im Hohenliede besungen wird. Auch die Männergestalten sind wahr und in psychologischer Plastik geschaffen. Uns muthet überhaupt diese Art von Erzählungen besonders an, in denen keinerlei Ueberschwänglichkeit Platz findet, die anspruchslos vor uns treten, und in denen das Regen und Gebieten des Menschenherzens sowohl, als jene Kämpfe, die ihm gegenüber Vernunft und unbarmherzige Wirklichkeit heraufbeschwören, zu beredtem Ausdruck gelangen. Ueber welche Beredsamkeit F. L. Reimar gebietet, mag folgende Stelle aus der Erzählung künden:

„Klara", sagte er schnell und leise, „ich reise morgen ab; aber ich kann Sie nicht verlassen, ohne ein Geständniß gethan, eine Verheißung empfangen zu haben. Antworten Sie mir zunächst auf eine Frage: Kennen Sie das Elend meines Lebens?" — „Ich — ich ahne es!" stammelte Klara, ihrer Sinne kaum mächtig. „Wohl! Aber hören Sie es noch einmal: ich bin bodenlos unglücklich — und auch sie ist es, die ich mein Weib nenne. Staatskluge Berechnung hat die Fessel geschmiedet, erbärmliche Nachgiebigkeit — ich erhebe die Selbstanklage — sie sich anlegen lassen. Jetzt aber ist's am Ende; ich diene nicht länger der Lüge! Jetzt heißt's: leben oder untergehen! — Aber ich werde nicht untergehen", fuhr er fort, und trotz des leisen Tons lag etwas Mächtiges in seiner Stimme, „ich habe jetzt die Kraft gefunden, die mir fehlte, und mit ihr gerüstet, stelle ich meinen Willen gegen die Forderung der Gewalt! Ich zerreiße den Bann, der meine Geistes- und Herzenskraft lähmte! Ich will frei sein — einerlei, was daraus werde! Mein Los aber — mag es Glanz und Ehre, mag es Zurücksetzung und Entbehrung bedeuten, — zu Ihren Füßen lege ich es! Wollen Sie es aufheben und mit mir theilen? Klara, ich sage es Ihnen: ich liebe Sie!".

Sicher gleichfalls einer weiblichen Feder entstammen die Novellen von A. Fromm (Nr. 3), die wir, soweit sie das uns vorliegende Bändchen vereinigt, für durchweg gelungen bezeichnen. Die „Donnerlotte", die verspottete alte Jungfer, die doch edel und gut und thatkräftig ist, und jene alte, ewig neu bleibende Geschichte vom verrathenen Herzen in ergreifendster Weise zu erzählen vermag, gerade so wie „Mamas Jugendfreundin" die Geschichte von thörichtem Mädcheneigensinn, durch den das Glück zweier Menschenherzen zur Scheiter gegangen, sind prächtige Gestalten, in denen sich mehr echte Weiblichkeit birgt, als in mancher Romanheldin complicirten psychologischen Gefüges. Und dann gibt es in den Novellen ganz reizende Mädchengestalten mit Sehnsucht im Herzen und Romantik im Köpfchen, wie Mädchen eben sind. Zum Schlusse aber wird uns eine kleine Tragödie berichtet, von der Mutterliebe, die nimmer müde ist und immer hofft, und zum Sterben führt, als sie zu hoffen aufhören muß. Die Heldin dieser Tragödie ist die Witwe Bartsch, die sich blind arbeitet, um für den einzigen Sohn, der in die Fremde gezogen, zu sorgen; die auf den Sohn wartet und harrt, geduldig, Jahr für Jahr, und als sie endlich ihn wiedersieht, da ist er ein Verbrecher geworden!

Und jetzt stand sie dem Sohne gegenüber und jubelte zwischen Weinen und Lachen: „Mein Wilhelm! Mein Einziger! Mein —" Sie stockte, sah ihm näher ins Gesicht, sah auf die gefesselten Hände, auf den Gensdarm hinter ihm und brach mit einem schrillen Wehruf zusammen. Drei Tage lag sie regungs- und sprachlos auf dem Bett, das sie für den Sohn bereitet hatte. Sie kam nicht mehr zur vollen Besinnung, Gott Lob!"

Das ist eine tragische Heldin, nicht durch die Phantasie gestaltet, sondern dem Leben abgelauscht.

Aehnlicher Art sind die „Bescheidenen Liebesgeschichten" von Ilse Frapan (Nr. 4). Auch diese anspruchslosen, in naturwahrem und lebensvollem Ton erzählten und in ihrer schlichten Innigkeit häufig tief ergreifenden Novelletten sind Bestes ihrer Art. Wem daran gelegen, Beiträge zur Natur des menschlichen Gemüths, gesammelt durch echten Dichtersinn, kennen zu lernen, wer es vorzieht, der Sinnigkeit zu lauschen, anstatt in sogenannter Spannung dichterische Combinationen zu verfolgen, dem werden diese bescheidenen Geschichten sehr wohlgefällig sein.

Völlig verschieden von dem bisher Besprochenen wirken die „Bekenntnisse eines Opiumessers" von Thomas de Quincey (Nr. 5). Thomas de Quincey ist eine hochinteressante literarische Persönlichkeit Englands aus dem Anfange dieses Jahrhunderts. Einem uralten normannischen Geschlecht entstammend, war sein Urahn schon mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen, und dennoch war selbst Thomas de Quincey noch Zeit seines Lebens in der Gesellschaft ein Fremder geblieben, wozu allerdings die Art seines literarischen Schaffens nicht wenig beigetragen hat. De Quincey hat einen entschiedenen geistigen Einfluß auf seine Zeit geübt, einen Einfluß, den wir jetzt kaum begreifen. In dem Lebensabrisse, den der Uebersetzer den „Bekenntnissen" vorausschickt, werden wir belehrt:

Classisch im vollen Sinne sind nach dem einstimmigen Urtheil der maßgebendsten Kenner seine Schriften, obgleich dieselben fast ausnahmslos nur in einzelnen Aufsätzen für Zeitschriften bestehen. Seine staunenswerthe Gelehrsamkeit auf fast allen Gebieten des menschlichen Geistes erhellt zur Genüge aus der Eintheilung seiner gesammten Werke. Diese umfassen: Autobiographisches, biographische Skizzen von Bekannten des Verfassers, sonstige biographische Skizzen und Beschreibungen, historische Speculationen und Untersuchungen; sodann Metaphysik, Psychologie und Ethik, Theologie, Politik, Staatswirthschaft, literarische Theorie und Kritik; endlich Humoristisches, wirkliche Ereignisse und Geschichtliches in freier Behandlung, Novelletten und Romane, Phantasien und lyrische Stücke in Prosa.

Wir würden heutzutage ein solches literarisches Wirken immerhin nur als geistreichen Dilettantismus bezeichnen; schöpferische Leistungen vermögen wir kaum hierin zu erkennen, und uns erscheint die Thatsache, daß Thomas de Quincey unleugbar für die Verbreitung und die bessere Kenntniß der Schöpfungen deutschen Geistes in England sich große Verdienste erworben, daß er hierin als ein Vorgänger Thomas Carlyle's bezeichnet werden kann, als bedeutungsvollste Seite seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Die „Bekenntnisse", die uns vorliegen, sind aber an und für sich ein fesselndes Buch, und wir sind dem Uebersetzer aufrichtig dankbar, es uns in geschmackvoller, feinfühliger Uebertragung zugänglich gemacht zu haben. Viel interessante psychologische Streiflichter auf Menschen und Dinge lesen wir in dem Buche, und sowol die logische Schärfe in der Behandlung einzelner Fragen, als die schwungvolle Phantasie in der Schilderung der Opiumwirkungen sind anregend und lehrreich. Seit der Zeit de Quincey's hat die Wissenschaft sich gerade mit dem Opium und seinen zerstörenden Wirkungen eingehendst beschäftigt; immerhin erscheinen uns dessen auf Erfahrung gestützte Mittheilungen noch beachtenswerth, und kaum kann die Opiumwirkung besser geschildert werden, als wir aus dem folgenden Opiumtraum entnehmen:

Nach den Bauwerken erschienen in meinen Träumen Seen und silberblinkende Wasserflächen: — diese suchten mich in solchem Grade heim, daß ich fürchtete (obwol dies vielleicht den Spott der Aerzte herausfordert), es möchte sich darin ein Zustand von Wassersucht meines Gehirns oder eine Neigung hierzu objectiviren, wie man in der Metaphysik sagt, und das leidende Organ sich als seinen eigenen Gegenstand projiciren. . . . . Dann nahmen die Wasser ein anderes Aussehen an: — aus durchsichtigen Seen, die gleich Spiegeln glänzten, wurden sie jetzt zu Meeren und Oceanen. Und nun trat eine furchtbare Veränderung ein, die, indem sie sich langsam im Laufe mehrerer Monate sozusagen vor meinem Auge abwickelte, mir eine dauernde Qual in Aussicht stellte; und in der That wich dieselbe nicht mehr von mir, bis ich mich zu erholen anfing. Menschliche Gesichter waren bis dahin oft in meinen Träumen mit erschienen, jedoch ohne daß sie darin ausschließlich geherrscht und mich in besonderm Grade gequält hätten. Nun aber begann sich das zu entwickeln, was ich die „Alleinherrschaft des Menschenantlitzes" genannt habe. Vielleicht trug irgendein Abschnitt meines Lebens in London hieran die Schuld. Sei dem, wie ihm wolle; es begannen jetzt auf den wogenden Wassern des Meeres Menschengesichter aufzutauchen: das Meer schien gepflastert mit unzähligen gen Himmel gerichteten Gesichtern; Gesichter mit dem Ausdruck des Flehens, des Zorns, der Verzweiflung tauchten auf zu Tausenden, zu Myriaden, ganze Generationen, ganze Weltalter: ich befand mich in grenzenloser Erregung — mein Geist wogte und schäumte nicht minder als der Ocean.

Zum Schlusse unsers heutigen bunten Artikels haben wir noch zwei Gedichtsammlungen zu erwähnen. Die eine „Eigenes und Fremdes" (Nr. 6) bietet in ihrem ersten Theile zwar nichts eigentlich Bedeutendes und Originelles, dagegen recht viele gewagte Reime, aber ernst Gedachtes und stimmungsvoll Gesungenes auch. Joseph Steinbach besitzt reiches Empfinden und dichterische Phantasie; was ihm häufig mangelt, ist jene Klarheit der Darstellung, jene Deutlichkeit der poetischen Wiedergabe, die unbedingt dazu gehört, uns völlig in den Bann des Dichters zu bringen.

Dasselbe Bändchen enthält auch Novellen in Versen, Petöfi'schen Motiven nacherzählt. Wir finden hier recht viel Schönes und gültigstes Zeugniß für Steinbach's poetisches Nachempfinden.

Die andere Gedichtsammlung, die „Lieder vom Goldenen Horn" von Karl Foy (Nr. 7), rufen den Eindruck hervor, als ob sie an Ort und Stelle erlauscht worden wären. Es besitzen diese Lieder hierdurch das Gepräge der Ursprünglichkeit, die auch zumeist ihre dichterische Wirkung bedingt, obgleich wir oft auch den Bilderreichthum und die Kraft der Empfindung des Dichters anzuerkennen haben.

Ramasanvision.

Am schwarzen Himmel schwebt in Flammenpracht
Der Name Allah's ramasanisch leuchtend.
Ein warmer Thau entfiel dem Schos der Nacht
Und sank auf mich, mir meine Stirne feuchtend.
Ich fühlte wunderweiche Lüfte kosen.
Des stets Gesuchten, ewig Namenlosen,
Ich hatte ahnend heimlich sein gedacht,
Und vieler Dornen dacht' ich, vieler Rosen,
Und wie zuletzt mir doch das Glück gelacht.
Da kam's, daß neben mir ein Schatte
Aufstieg und riesig wie ein Berg
Des Himmels Schrift verdunkelt hatte.
O wie empfand ich mich als Zwerg!
„Wer bist du?" rief ich fragend aus.
„Dein dunkler Engel! Menschen nennen mich Gewissen."
So scholl es. Unermessner Graus
Durchzuckte mein Gebein; ich kniete schmerzzerrissen.
Da gingen alle Himmel auf,
Es klang mit Seraphstimme:
Die Gnade ruft euch all' herauf,
Wie schwer die Schuld auch laste;
Nur wer die Liebe haßte,
Erzittre vor dem Grimme.

Besonders beachtenswerth erscheinen uns in der Sammlung des türkischen Eulenspiegels „Meister Nasreddin's Weisheitssprüche", die uns in gereimter Prosa wiedergegeben werden und die gar lehrreich sind für jung und alt.

Albert Weigert.

Aus den Naturwissenschaften.

1. Die Welt oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften mit den sich ergebenden allgemeinen Schlußfolgerungen zum Verständnisse für Gebildete jedes Berufs. Von Karl Jacob. Zweiter Band: Physik, dargestellt für Gebilde jedes Berufs. Würzburg, Stahel. 1888. Gr. 8. 10 M. 80 Pf.

Ein stolzer Titel! Das Werk gehört zu der großen Zahl volksthümlicher Schriften, in denen die Verfasser, nicht einverstanden mit den Lehren der Wissenschaft, ihre eigenen Meinungen vortragen und zu begründen versuchen. So gibt der uns vorliegende zweite Band der „Welt", in welchem die physikalischen Erscheinungen besprochen werden, eine neue Eintheilung der „Kräfte", sowie eine neue „Theorie der Elektricität und des Magnetismus".

Die Kräfte zerfallen nach dem Verfasser in zwei Abtheilungen: „deren eine die vier ruhenden Kräfte, nämlich die Schwerkraft, die chemische Anziehung, die Kraft der Cohäsion und Adhäsion und die Elektricität und den Magnetismus umfaßt, während zu der andern nur eine, nämlich die lebendige Kraft, gehört". Aus der „Theorie der Elektricität" führen wir folgende Stelle an: „Nun besteht aber die Elektricität in zwei verschiedenen Weisen, als positive und negative, und da niemals die eine entsteht, ohne daß auch die andere hervortritt, so müssen immer zwei verschiedene Aetherzustände entstehen, von welchen der eine die Folge des andern ist. Wir nennen den veränderten Aetherzustand Bindung des Aethers, weil er bei der gegenseitigen Aufhebung der Elektricität gleichsam wieder gelöst wird. Der Träger der elektrischen Kraft ist demnach die betreffende Materie in Verbindung mit gebundenem Aether."

Eine seltsame Bemerkung findet sich in der „Vorrede": „Wie bei der Chemie haben wir auch hier zuweilen Stellen aus andern Werken wörtlich aufgenommen, ohne den Autor anzuführen, und zwar aus denselben Gründen wie dort" (?). Was werden die Autoren dazu sagen?

Das Werk setzt Leser von sehr geringem Bildungsgrade voraus, denn der Verfasser hält es für nöthig, die elementaren Lehren von der Quadratwurzel, vom Parallelogramm, von der arithmetischen und geometrischen Proportion und ähnliche zu entwickeln. Ob solche Leser fähig sind, ein umfangreiches physikalisches Werk zu verstehen oder gar über den Werth oder Unwerth wissenschaftlicher Erklärungen zu entscheiden, erscheint dem Referenten doch mindestens zweifelhaft.

Die sehr elementare Entwickelung, die ausführliche geschichtliche Darlegung der wichtigsten Erfindungen, sowie eine recht genaue Erklärung der fremden Namen dürfte aber dennoch das Buch für Volksschullehrer nützlich machen.

2. Jahrbuch der Naturwissenschaften 1887—1888. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Max Wildermann. Freiburg i. Br., Herder. 1888. Gr. 8. 6 M.

Das neue Jahrbuch, das dritte in der Reihe der bisher vorliegenden, ist wiederum bestens zu empfehlen. Es wird durch seinen reichen Inhalt, durch die leichte und gefällige Darstellung gewiß jedermann erfreuen und unterrichten! Die Gebiete, über deren Fortschritte es in der angeführten Zeit berichtet, sind gar sehr viele. Es behandelt: die Physik, die Chemie, die angewandte Mechanik, die Astronomie, die Meteorologie, die Zoologie, die Botanik, die Forst- und Landwirthschaft, die Mineralogie und Geologie, die Anthropologie und Urgeschichte, die Gesundheitspflege, Medicin und Physiologie, die Länder- und Völkerkunde, sowie den Handel, die Industrie und den Verkehr. Es enthält endlich eine Beschreibung der Himmelserscheinungen im Jahre 1888 und 1889 und schließt mit einem Todtenbuche und dem Namen- und Sachregister.

Besonders erwünscht werden den Lesern einige zusammenfassende, leicht verständliche und dennoch kurz gehaltene Aufsätze sein, von welchen wir nur unter andern denjenigen „Ueber die alten und neuen elektrischen Maße" nennen. Die Ausstattung des Buchs ist geschmackvoll.

3. Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft und seine Erscheinungen in der unorganischen und organischen Welt. Von L. Mann. Berlin, Steinitz. 1888. 8. 2 M.

Das Buch zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten unternimmt der Verfasser eine Kritik der modernen physikalischen Methoden und Theorien und kommt zu dem Ergebnisse, daß dieselben zu verwerfen seien. Besonders wendet er sich gegen die Potentialtheorie und die kinetische Wärmetheorie, aber auch die andern Lehrsätze, wie das Gesetz von der lebendigen Kraft und von der Erhaltung der Energie werden als falsch nachgewiesen, wenigstens nach der Meinung des Verfassers. Damit ist die ganze Mechanik abgethan!

Im zweiten Abschnitte werden „Das Wesen und die Wirkungen des Feuerstoffs" auseinandergesetzt und die neuen Ergebnisse auf alle Gebiete der Naturwissenschaften angewendet. Bei dieser Gelegenheit stürzen denn auch, ganz oder doch theilweise, die heutigen Lehrmeinungen der Medicin, der Physiologie, der Chemie, der Astronomie u. a. m. Wir wollen zur Begründung und Einsicht einige Aussprüche des Verfassers, ohne jede Kritik, hier mittheilen. Aus dem Vorworte:

Dieser Schrift liegt der früher gelieferte Nachweis zu Grunde, daß die dreidimensionalen Körperatome nur die festen Bausteine in den chemischen Verbindungen und organischen Wesen bilden, daß dagegen die Eigenschaften und Kräfte wesentlich auf der Bewegung eines besondern Feuerstoffs beruhen, welcher unter der enormen, dem atmosphärischen Drucke analog wirkenden Aetherpressung zu einer flüssigen Substanz, dem sogenannten Elektricitätsfluidum, condensirt.

Und:

Leider wird infolge des Einflusses der Zunftgelehrten die Annahme der richtigen Principien durch die Specialwissenschaften und ihrer praktischen Anwendung sehr verzögert.

Im Kapitel „Das Wesen des Feuerstoffs“ (S. 45):

Den flüssigen Feuerstoff sehen wir direct in dem eigentlichen Feuerball, unserer Sonne, in Sternschnuppen und Feuerkugeln, im Blitz und elektrischen Funken, sowie als goldige Kuppe auf der Anode des Vacuum; die plötzliche Auflösung und Verflüchtigung des Fluidums aber nehmen wir in den Sonnenprotuberanzen, Kometen- und Meteorschweifbildungen, Vacuumentladungen, sowie bei jeder Flamme und jedem katalytischen Proceß als Feuer- und Lichterscheinung wahr.

Sehr bezeichnend für die hier vorgetragenen Meinungen möchte auch noch die Stelle auf S. 55 sein: „Jedenfalls beruht die Verbrennung nicht auf einer Oxydation, sondern auf dem Verluste des Feuerstoffs oder Phlogistons.“ Man wird nicht leugnen können, daß der Verfasser ein sehr umfangreiches Gebiet mit großer Phantasie zu bearbeiten verstanden hat.

Franz Bendt.

Weizsäcker's Bibelübersetzung.

Das Neue Testament, übersetzt von Karl Weizsäcker. Dritte und vierte neu bearbeitete Auflage. Freiburg i. Br., Mohr. 1888. 8. 4 M.

Die treffliche Uebersetzung des durch seine Untersuchungen über das apostolische Zeitalter und die Quellen der evangelischen Geschichte bekannten tübinger Theologen hat in der neuen, trotz besserer Ausstattung gegen früher um ein Drittel des Preises billigern Doppelausgabe wieder wesentliche Verbesserungen erfahren. Abgesehen davon, daß der Uebersetzer, der schon in der zweiten Ausgabe nicht mehr den Tischendorf'schen Text zu Grunde legte, sondern neben dem Texte von Westcott und Hort das eigene Urtheil entscheiden ließ, jetzt wieder den neuesten Erklärungen aufmerksame Beachtung schenkt, hat auch die äußere Anlage manche Veränderung erfahren, die ihr zum Vortheil gereicht. So sind eine Anzahl Stellen, welche heute nicht mehr zum Text gerechnet werden, wenn sie als Einschiebsel aus später Zeit kenntlich sind, nicht mehr in Anmerkungen verwiesen, sondern ganz beseitigt. Die in der vorigen Auflage weggelassene Bezeichnung der Kapitel und Verse am Rande ist wiederhergestellt. Zu stärkerer Hervorhebung der einzelnen Abschnitte dient eine für die Stichwörter gewählte halbfette Schrift, während Sätze und Worte, die dem Alten Testament entnommen wurden, durch gothische Schrift ausgezeichnet sind. Endlich ist in allen für das Verständniß wesentlichen Stellen, für die Anführungen aus andern Quellen, für Worte Jesu, Formeln, geläufige Redensarten, Sprichwörter, Stellen aus weltlichen Schriftstellern, Reden von Gegnern, Entlehnungen aus Briefen, überhaupt alles, was sonst mit Anführungszeichen versehen zu werden pflegt, eine kleinere Schrift angewendet. Ein genaues Inhaltsverzeichniß am Schluß erleichtert, wie schon in den frühern Auflagen, die Auffindung der gesuchten Stellen, und so können wir jedem, der für eine treue Wiedergabe der ursprünglichen Gestalt unserer neutestamentlichen Schriften nicht gleichgültig ist, Theologen wie Laien, das Werk in seiner neuen Gestalt nur empfehlen.

Karl Sallmann.

Feuilleton.

Die Aufmerksamkeit der Leser, welche fortlaufende Kenntniß über Rußland gewinnen wollen, lenken wir auf die gediegene „Russische Revue“, die früher als Monatsschrift, seit einigen Jahren als Vierteljahrsschrift für die Kunde Rußlands von R. Hammerschmidt herausgegeben wird (Petersburg, Schmitzdorff). Der laufende siebzehnte Jahrgang bringt außer den regelmäßigen Literaturberichten und den kleinern statistischen Mittheilungen neuerdings auch eine recht ausführliche „Kunstchronik“ aus der Feder des begabten J. Norden. Unter den Aufsätzen ist der inzwischen auch als Sonderausgabe im Buchhandel erschienene von Dr. Georg Schmid: „Goethe und Uwarow und ihr Briefwechsel“ hervorzuheben. Der bekannte russische Unterrichtsminister Graf Uwarow stand mit Goethe von 1810 bis 1830 im Briefwechsel. Die Goethe'schen Briefe werden nach den im Uwarow'schen Familienarchive zu Poretschje bei Moskau befindlichen Originalen, diejenigen Uwarow's nach den im Goethe-Archive zu Weimar vorhandenen mitgetheilt und zweckmäßig erläutert. — Die „Beiträge zur Geschichte der Regierung Kaiser Paul's“ sind durch recht unwesentliche Auszüge aus den täglichen Hofnotizen und aus den Memoiren Alexander Turgenjew's gewonnen. Sehr anziehend ist im dritten Hefte neben den eingehenden statistischen Nachweisen über „Rußlands auswärtigen Handel im Jahre 1887“ die Darstellung des „Metallreichthums Sibiriens“ und die Auskunft, die der unermüdlich thätige Dr O. Heyfelder über den „Handel Rußlands mit Buchara“ ertheilt. O. von Haller hat eine biographische Skizze über „Graf Friedrich Lütke“ begonnen, die jedoch erst bei der Kindheit des ausgezeichneten Geographen und Weltumseglers stehen geblieben ist. A. Peters unterzieht Professor Brückner's auch in d. Bl. (Nr. 33) besprochenes Werk: „Die Europäisirung Rußlands“ (Gotha, F. A. Perthes) einer scharf ihm zu Leibe gehenden Kritik, die unsers Erachtens nur zu wortreich ist, um den Kern des Urtheils rein und klar hervortreten zu lassen. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß fast sämmtliche Besprechungen, die uns über dieses Buch zu Gesicht gekommen sind — natürlich nehmen wir die eben erwähnte aus —, sich mehr oder weniger des von der Verlagshandlung „zu gefälliger Benutzung“ beigegebenen Prospects bedient haben. Schon einmal (in Nr. 11 d. Bl.) hat unser Herr Mitarbeiter das Unwesen gerügt, welches in diesem Verführungsmittel liegt. Ein Verlag wie der in Rede stehende sollte in der Fassung seiner Prospecte des „noblesse oblige“ gedenken.

— Einen genealogisch-heraldischen Vortrag über „Die Familie von Bismarck“ hat Dr. Georg Schmidt (Rathenow, Babenzien, 1888) herausgegeben, in dem der Nutzen der bezeichneten Studien für die Klärung und Belebung der geschichtlichen Einsicht an dem Geschlecht unsers Reichskanzlers recht hübsch veranschaulicht wird.

— Aus der von uns angezeigten periodischen Literatur haben wir wieder folgende Nummern namhaft zu machen. Heft 53—58 der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge", herausgegeben von R. Virchow und F. von Holtzendorff (Hamburg, J. F. Richter, 1888), bietet uns die Themen: „Die mystische, didaktische und lyrische Poesie und das spätere Schriftthum der Perser", von Hermann Ethé; „Das Sterilisiren und Pasteurisiren der Kindernahrung", von Livius Fürst; „Geschichte des Grimm'schen Wörterbuchs", von August Mühlhausen; „Die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618", von Franz Eyssenhardt; „Die Reblausgefahr", von Otto Geise; „Auf der Sierra Nevàda de Mérida", von Franz Engel. Heft 36—38 der „Deutschen Zeit- und Streitfragen" (desselben Verlags), herausgegeben von Franz von Holtzendorff, bringt die Themen: „Ueber Gemüthsbildung", von Friedrich Kirchner; „Das vorbestimmte Recht", von von der Decken; „Ueber Waldschutz und Schutzwald", von Richard Heß. Der außerordentlichen Mannichfaltigkeit der hier behandelten Gegenstände steht der innere Werth des Gebotenen würdig zur Seite.

— Wir haben schon früher Gelegenheit genommen, ein Unternehmen zu empfehlen, welches unsers Wissens hinsichtlich seiner Form keinen Nebenbuhler hat. Es ist die illustrirte Zeitschrift „Das humoristische Deutschland", welche in vierzehntägigen Heften à 50 Pf. bei Schottländer in Breslau erscheint und von Julius Stettenheim herausgegeben wird. Die Zeitschrift hat am 1. October ihren vierten Jahrgang angetreten. Es ist uns nicht möglich, aus der reichen Fülle des Gebotenen einzelne Artikel herauszugreifen; wir sind aber gern bereit, auf Grund eingehenden Lesens dem Unternehmen folgendes Zeugniß mitzugeben. ‚Die Humoresken sind alle gut, theilweise sehr gut; in der Behandlung des Verses wie in satirischer Prosa sind wir einzelnen Meistern begegnet, und eine achtungswerthe Menge von Charaktertypen, Verhältnissen und Ereignissen wird hier humoristisch beleuchtet. Bald treffen wir auf einen mehr grobkörnigen, bald einen feinern Witz; stets aber ist derselbe frei von jenem ätzenden Gifte, welches an gewissen Witzblättern so sehr verletzt. Ganz besonders betonen wir, daß eine Anzahl Mitarbeiter in förmlich aristophanischem Geiste über der verspotteten Sachlage stehen und dennoch unvermerkt durch ihre Schilderungen der modernen Schäden eine Absicht auf sittliche Reinigung durchschimmern lassen. Hält sich das Unternehmen auf der von uns angedeuteten Höhe, so wird es sich auch ein feiner gebildetes Publikum immer mehr erobern.

— Das vierte Heft des elften Bandes des „Repertorium für Kunstwissenschaft", redigirt von Prof. Dr. Hubert Janitschek (Stuttgart, Spemann), enthält: „Varia", von Wilhelm Schmidt; „Altdeutsche und Altniederländer in oberitalienischen Sammlungen", von Robert Stiaßny; „Corvei und die westfälisch-sächsische Frühharchitektur", von J. B. Nordhoff; „Berichte und Mittheilungen aus Sammlungen und Museen, über staatliche Kunstpflege und Restaurationen, neue Funde"; „Literaturbericht" u. s. w.

Bibliographie.

Alauns, Die Pflauzenkost als Heilmittel. Berlin, H. u. H. Zeidler. Gr. 8. 1 M.

Altrichter, K., Geschichte der Stadt Wusterhausen an der Dosse. Auf Grund öffentlicher und privater, zum Teil noch ungedruckter Urkunden, unter Beifügung einer Sammlung der Letzteren dargestellt. Hierzu ein Stadtplan und mehrere dem Text beigefügte Skizzen. 1ste Abthlg. Neu-Ruppin, Petrenz. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Apulejns, Amor und Psyche. Eiu Märchen. Aus dem Lateinischen frei übersetzt in Versen von O. Siebert. Cassel, Hühn. 1889. Gr. 16. 2 M.

Basile, G., Der Pentamerone oder die Erzählungen der Frauen des Prinzen Thaddäus. Aus dem Italienischen verdeutscht von P. Heichen. Berlin, Neufeld u. Mehring. 8. 4 M.

Beyschlag, W., Godofred. Ein Märchen fürs deutsche Haus. Mit dem Bildniß des Verfassers. Halle, Strien. 8. 2 M. 50 Pf.

Blümner, H., Ueber die Bedeutung der antiken Denkmäler als kulturhistorische Quelle. Rede, gehalten am 28. April 1888 beim Antritte des Rektorats. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 80 Pf.

Börner, Ueber häusliche Gesundheitspflege. Leer, Leendertz. 12. 50 Pf.

Bunsen, E. von, Die Ueberlieferung. Ihre Entstehung und Entwickelung. In 2 Bdn. 1ster Bd. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 7 M.

Carriere, M., Jesus Christus und die Wissenschaft der Gegenwart. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 M. 80 Pf.

Degn, J. B., Isa. Eine epische Dichtung. Graz, Pechel. 8. 2 M. 40 Pf.

Erdmann, G. A., Die Lutherfestspiele. Geschichtliche Entwicklung, Zweck und Bedeutung derselben für die Bühne. Litterarhistorisch-kritische Studien. Wittenberg, Herrosé. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Flach, J., Vergeblich gerungen. Eine Erzählung. Wurzen, Kiesler. 8. 3 M.

Galitzyne, Fürst N., Russen und Deutsche. Ein Schreiben an den Redacteur der „Deutschen Revue", Herrn Dr. R. Fleischer. Heidelberg, C. Winter. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Gosseck, H., Heißes Blut. Roman aus der französischen Provinz. 2 Tle. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 5 M.

Heman, C. F., Zur Geschichte der Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. 1stes Hft. Des Aristoteles Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. Leipzig, Fues. 1887. Gr. 8. 4 M.

Hülsen, Helene v., „Unter zwei Königen". Erinnerungen an Botho von Hülsen, General-Intendant der königlichen Schauspiele. Gesammelt und herausgegeben. Mit Porträt und zwei Beilagen. Berlin, Eckstein Nachf. Gr. 8. 5 M.

Klee, H., Das preußische Königthum und Kaiser Wilhelm I. Eine historisch-politische Studie. Berlin, Moeser. Gr. 8. 3 M.

Klössel, M. H., Die südafrikanischen Republiken. Buren-Freistaaten. Geschichte und Land der Buren für Deutschlands Export und Auswanderung. Staats- und Handels-Verträge. Gesetze. Passage und Fracht: Hamburg-Lorenzo-Marques in der Delagoa-Bai ꝛc. Transit- und Einfuhr-Zölle. Nach zuverlässigen und amtlichen Quellen des Reichsamtes des Innern in Berlin bearbeitet. Mit einer Karte von Süd-Afrika. Leipzig, E. H. Mayer. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Koenig, E., Die Entwickelung des Causalproblems von Cartesius bis Kant. Studien zur Orientirung über die Aufgaben der Metaphysik und Erkenntnisslehre. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 M.

Krauss, F., Die nordöstliche Steiermark. Eine Wanderung durch vergessene Lande. Mit 68 Illustrationen grösstentheils nach Naturaufnahmen von K. O'Lynch und 1 Specialkarte von A. Egle. Graz, Leykam. 8. 3 M. 60 Pf.

Kunz, F., Bekämpfung und Fortbildung Lessing'scher Ideen durch Herder. Eine literarhistorische Abhandlung. Teschen. Lex.-8. 70 Pf.

Lamb's, C., Shakespeare-Erzählungen. Deutsch von K. H. Keck. Mit Titelbild. Leipzig, Teubner. 8. 3 M.

Laveleye, E. v., Die Balkanländer. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. 2ter Bd. Leipzig, Reissner. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Linden, Ada, Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen. Leipzig, C. F. Winter. 8. 4 M.

Marshall, W., Die Tiefsee uud ihr Leben. Nach deu neuesten Quellen gemeiufasslich dargestellt. Mit 4 Tontafeln und 114 Abbildungen. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 7 M. 50 Pf.

Mendés, C., Zohar. Zeitgenössischer Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 1 M.

Meyer, F. M., Steiermark im Franzosenzeitalter. Nach neuen Quellen. Graz, Leykam. 8. 2 M.

Motzkau, J., Vetter Fritz auf Reisen. Neue Folge. Lustige Bilder vom Ostseestrande. Berlin, A. Boettcher. 8. 1 M. 20 Pf.

— — Aus meinem Tagebuch. Criminal-Novellen und Skizzen. Neue Folge. Berlin, A. Boettcher. 8. 1 M. 20 Pf.

Müller, E. R., Heinrich Loufenberg, eine literar-historische Untersuchung. Berlin, W. Weber. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Natzmer, G. E. v., Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet. 4ter Bd. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms IV. 2ter Tl. 1848—1861. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 6 M.

Preser, C., Ulrich von Hutten. Heldengedicht. Cassel, Hühn. 1889. 12. 3 M.

Rettig, G., Die Beziehungen Mühlhausens zur Schweizerischen Eidgenossenschaft bis zu den Burgunderkriegen. Nach den Urkunden dargestellt. Bern, Schmid, Francke n. Comp. Gr. 8. 70 Pf.

Schultz, F., Die Kaisertage in Charlottenburg. Erinnerungsbilder. Charlottenburg, Grundmann. 8. 40 Pf.

Selter, H. E., Barbarossas Erwachen. Patriotisches Festspiel. Prettin, Schulze. 12. 2 M.

Stern, D., Der Götzendienst der Schönheit. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 10 M.

Süpfle, T., Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung. 2ter Bd. 1ste Abtlg. Von Lessing bis zum Ende der romantischen Schule der Franzosen. Gotha, Thienemann. Gr. 8. 4 M.

Historisches Taschenbuch. Begründet von F. von Raumer. Herausgegeben von W. Maurenbrecher. 6te Folge. 8ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1889. 8. 8 M.

Thiessing, Mit Wanderstock und Feder. Reisebilder, Feuilletons und Novelletten. Bern, Nydegger u. Baumgart. 1889. 8. 4 M.

Topelius, Z., Aus Finnland. Novellen, Studien und Schilderungen. Aus dem Schwedischen übersetzt von E. Longé. 2 Bde. Gotha, F. A. Perthes. 8. 14 M.

Voß, R., Dahiel, der Konvertit. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 8. 12 M.

— — Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien. Jena, Costenoble. 8. 7 M.

Walter, G., Fernab von der Straße. Vier Novellen. Jena, Costenoble. 1889. 8. 6 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

Sturmhaken.

Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel.

Der reifern Jugend erzählt von

C. Falkenhorst.

Mit 83 Abbildungen. Geb. 2 M. 50 Pf.

Der Verfasser unternahm es, der deutschen Jugend statt der amerikanischen Indianergeschichten Erzählungen zu bieten, welche geeignet sind, auch bei dem heranwachsenden Geschlecht Interesse für unsere neuen Colonien zu erwecken. Diese neue Jugendschrift hat ihren Schauplatz auf der für die deutsche Colonisation wichtigen Insel Neu-Pommern im Bismarck-Archipel.

Früher erschienen zu gleichem Preise: **„In Kamerun“** (4. Auflage), und **„Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro“** (3. Auflage).

Die Goldgräber von Angra Pequena.

Der reifern Jugend erzählt von

O. Elster.

Mit 30 Abbildungen und 1 Karte. 8. Geb. 2 M. 50 Pf.

Die Goldfunde in dem Hinterlande von Angra Pequena haben in neuester Zeit die Aufmerksamkeit in ganz besonderer Weise auch auf die deutschen Colonialgebiete in Südwestafrika gelenkt. Die Erzählung der Erlebnisse der Familie, welche die Goldgruben entdeckte, wird allgemein mit Interesse gelesen werden.

Diese Schrift bildet ein Seitenstück zu den Jugendschriften von C. Falkenhorst.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe's Briefe

an die

Gräfin Auguste zu Stolberg,

verwitwete Gräfin von Bernstorff.

Zweite Auflage, mit Einleitung und Anmerkungen.

8. Geh. 2 M. 50 Pf. Cart. 3 M.

Die Briefe Goethe's an die Gräfin Auguste zu Stolberg bilden einen der wichtigsten Beiträge zur Charakteristik des jungen wie des alten Goethe. Vorliegende gefällig ausgestattete Ausgabe, von Professor Dr. W. Arndt herausgegeben und mit werthvollen literargeschichtlichen Excursen versehen, entspricht einem lebhaft empfundenen Bedürfniß der Goethe-Sammler und Literaturfreunde.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Spillmann, P. J., S. J., Wolken und Sonnenschein.

Novellen und Erzählungen. Dritte, vermehrte Auflage. 12. (IV u. 554 S.) M. 4; geb. in elegantem Original-Einband: Leinwand mit reicher Deckenpressung M. 5.

Ueber die zweite Auflage urtheilte der „Literarische Handweiser“ in Münster: „Spillmann versteht es, die ganze Skala von Tönen anzuschlagen, deren das menschliche Herz fähig ist, vom unterdrückten Schrei der Verzweiflung bis zum Jubellaut ungetrübtester Heiterkeit, vom Brustton tiefster Empfindung bis zum Zischen heißesten Hasses. Dabei erscheinen seine Erzählungen in künstlerisch vollendeter Form. Die Charakterzeichnung ist so abgerundet und sauber, wie nur die Hand eines Meisters zu arbeiten versteht. Der Ausdruck der Empfindungen entspricht überall der Natur und reißt in seiner lebensvollen Wärme den Leser mit.“

Die dritte Auflage ist um zwei Erzählungen vermehrt worden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

The Life of Goethe

by

George Henry Lewes.

Third Edition revised according to the latest documents.

2 vols. 8. Geh. 9 M. Geb. 11 M.

Die berühmte Goethe-Biographie von Lewes hat sich im englischen Original auch in Deutschland heimisch gemacht und liegt in dritter, vom Verfasser noch selbst verbesserter und vermehrter Auflage vor. Ihre Lektüre gewährt, abgesehen von dem fesselnden Inhalt, ein treffliches Mittel zur Ausbildung in der englischen Sprache.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die

Sprichwörtlichen Redensarten

im deutschen Volksmund

nach Sinn und Ursprung erläutert.

Ein Beitrag zur Kenntnis deutscher Sprache und Sitte

von

Wilhelm Borchardt.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sakuntala.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Siebente Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Urvasi.

Indisches Schauspiel von **Kalidasa.**

Deutsch metrisch bearbeitet von

Edmund Lobedanz.

Dritte Auflage. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 47. — 22. November 1888.

Aus dem Reiche des Dramas.

1. Calderon und seine Werke. Von Engelbert Günthner. Zwei Bände. Freiburg i. Br., Herder. 1888. 8. 8 M.

Vor drei Jahren erschien von Professor Günthner als Programm eine Schrift von 94 Seiten, betitelt „Calderon's Dramen aus der spanischen Geschichte. Mit einer Einleitung über das Leben und die Werke des Dichters." Die freundliche Aufnahme, welche dieses Programm gefunden hat, gab nun dem Verfasser die Veranlassung, dasselbe zu erweitern. Die Frucht dieses seines Bienenfleißes ist das jetzt vorliegende zweibändige Werk, das uns alle Achtung vor der so ersprießlichen Thätigkeit Günthner's zu Gunsten der Muse Calderon's abnöthigt. Allerdings ist dem eifrigen Calderon-Erklärer von andern bereits viel auf dem betreffenden Gebiete vorgearbeitet worden. In so eingehender und liebevoller, zugleich allgemein verständlicher Weise hat aber unsers Wissens bisher noch keiner über Calderon geschrieben als Günthner, der übrigens offenbar gleich seinem Lieblingsdichter ein gläubiger Katholik ist, ohne doch seinen Standpunkt über die Gebühr hervorzuheben. Den ersten Band, dem Calderon's wohlausgeführtes Porträt nach dem Originalbilde in San Pedro de los Naturales de esta corte zu Paris beigegeben ist, leitet eine umfangreiche, hochwillkommene „Bibliographische Uebersicht" über die neuere Calderon-Literatur ein, welche die Werke sowohl der deutschen und spanischen, als auch der französischen, italienischen, portugiesischen, englischen, dänischen, holländischen, schwedischen, czechischen, polnischen, russischen und ungarischen Sprache über Calderon aufzählt, unter theilweiser Benutzung der hier in Frage kommenden bibliographischen Arbeiten von Alexander Baumgartner und Edmund Dorer. Ob diese Bibliographie indeß so ausführlich gegeben werden mußte und sogar die Anführung von slawischen Werken sich nöthig machte, das ist freilich die Frage. Am erschöpfendsten ist natürlich die deutsche Calderon-Literatur, die allein 14 Seiten umfaßt, dabei aber auch manches Entbehrliche enthält, wenigstens was die literarhistorischen Werke betrifft. So kurze Abhandlungen über Calderon, wie sie Cäsar Cantu in seiner „Allgemeinen Geschichte der neuern Zeit", Deutinger in seinem „Gebiet der dichtenden Kunst" (S. 512—517), Dorer im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes" vom Jahre 1887, Fortlage in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Poesie" (S. 276—278), Friedrich von Raumer in seinem „Handbuch zur Geschichte der Literatur" bieten, hätten wir und mit uns wohl so mancher andere Calderon-Verehrer ohne Schmerz vermißt. Dagegen hätte die zwar kurze, aber inhaltreiche Calderon-Literatur auf S. 1356—58 im dritten Bande der ersten Ausgabe von Goedeke's „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" und M. Koch's „Calderon in Deutschland" (Separatabdruck, 17 Seiten, 1881) wohl Erwähnung verdient. An die Bibliographie reiht sich eine biographische Skizze, welche in gedrängter Kürze und übersichtlich namentlich die Ergebnisse der neuern Calderon-Biographen Picatoste y Rodriguez, Patricio de la Escosura, Julius Klein, Fastenrath, Baumgartner u. s. w. zusammenfaßt. Auf Seite 19 des ersten Bandes aber beginnt bereits die Besprechung und kritische Würdigung der Werke des Dichters, dergestalt, daß der erste Band die religiösen, symbolischen, mythologischen und Ritterschauspiele, der zweite Band die sogenannten Lustspiele, die heroischen und geschichtlichen Dramen und die geistlichen Festspiele in mehr oder weniger erschöpfender Weise behandelt. Es würde zu weit gehen, wenn wir hier bis ins einzelne den größtentheils einwandfreien Ausführungen des Verfassers folgen wollten. Noch weniger kann es uns einfallen, wie es sonst in diesen Blättern üblich ist, Proben seiner Besprechungen der verschiedenen Dramen

bieten zu wollen, da die Besprechungen der wichtigern Dramen als zu umfangreich sich hier nicht zur Wiedergabe eignen, und die Besprechungen der minderwerthigen Werke des fruchtbaren spanischen Classikers unsern Lesern kein rechtes Bild davon geben würden, was die ungemein lichtvollen und lesenswerthen Erläuterungen der uns in erster Linie fesselnden größern und bekanntern Werke Calderon's bieten. Es wird daher füglich genügen, wenn wir aus Günthner's Vorwort die Stelle herausziehen, wo der Verfasser sich mit wenigen Worten darüber äußert, was er will:

Als Hauptzweck schwebte mir vor, die vorzüglichsten Werke des Dichters durch ausführliche, den Gedankengang und die Schönheiten des spanischen Originals getreu wiedergebende Analysen des Inhalts sammt den nothwendigsten Erläuterungen, namentlich in ästhetischer Hinsicht und in Bezug auf die Entstehung oder geschichtliche Grundlage des betreffenden Stücks, weitern Kreisen zugänglich zu machen. Deshalb werden von den 108 unzweifelhaft echten weltlichen Bühnenstücken (Comedias) sämmtliche religiösen und symbolischen Dramen, sowie die schon früher bearbeiteten Schauspiele aus der spanischen Geschichte — letztere wesentlich umgearbeitet und bedeutend erweitert —, von den übrigen Dramen aber und den 73 Festspielen (Autos sacramentales) eine Auswahl der hervorragendsten Werke ausführlich behandelt. Bei den andern Comedias und Autos mußte ich mich, schon mit Rücksicht auf den Umfang des Ganzen, auf eine kurze Angabe des Hauptinhalts, sowie auf sonstige Bemerkungen, welche von allgemeinerm Interesse zu sein schienen, beschränken.

Nun dieser Aufgabe, die sich der Verfasser hier zielbewußt gestellt hat, ist er in der That wie selten einer gerecht geworden und hat sich durch dies sein Werk um die Förderung der Kenntniß der Calderon'schen Dramen in den Kreisen der Gebildeten, soweit die deutsche Zunge reicht, in hohem Maße verdient gemacht. Daß ihm dabei hie und da, trotz aller Belesenheit, doch etwas, was er hätte anführen können, entgangen ist, darf ihm deshalb nicht weiter angerechnet werden; so wäre bei der „Kreuzerhöhung" noch die besonders erschienene Verdeutschung dieses Werks von Andreas Schumacher, ebenso im zweiten Bande Schumacher's gleichfalls besonders erschienene Uebersetzung von „Liebe, Macht und Ehre", ferner E. F. von der Malsburg's Verdeutschung der „Verwickelungen des Zufalls", Otto Devrient's Neubearbeitung von „Ueber allen Zauber Liebe" u. s. w. wohl nicht mit Stillschweigen zu übergehen gewesen. Das Günthner'sche Werk als Ganzes betrachtet aber ist und bleibt doch ein erfreulicher Beweis erfolgreichen deutschen Gelehrtenfleißes und verdient dafür Anerkennung und einen großen Leserkreis, der ja auch dem Buche in Deutschland bei der immer mehr wachsenden Theilnahme für Calderon nicht fehlen wird.

2. Eralda Loredano. Trauerspiel in fünf Acten von Kurt Ehrenfried Gencke. Zwickau, Bär. 1888. Gr. 8. 3 M.

Ein vielleicht großes, wenigstens aber beachtenswerthes Talent ist im Reiche unserer deutschen Dramatiker in der Person des Verfassers von „Eralda Loredano" aufgetaucht, und dies nöthigt uns mit dem, wie es scheint, noch recht jugendlichen Dichter uns etwas eingehender zu beschäftigen, als wir dies in Anbetracht sowol des immerhin gemessenen Raums dieser Blätter, als auch des in der vorliegenden Gestalt unaufführbaren und schwer genießbaren Dramas sonst thun würden. Das Gencke'sche Drama umfaßt nicht weniger als 197 Seiten Großoctav bei engem Druck und dürfte unverkürzt zwei gewöhnliche Theaterabende voll in Anspruch nehmen, was unstreitig selbst für ein Publikum von ausgesuchtester Vorliebe für die Tragödie am Ende doch zu viel des Guten ist, sogar wenn wir alles, was der Dichter uns bietet, als gut bezeichnen wollten, und daß wir dieses vermöchten, wagen wir und wagt wol der Verfasser selbst nicht zu behaupten, der sich offenbar vergeblich bemüht hat, das Sprichwort zu Schanden zu machen, daß erst in der Beschränkung sich der Meister zeigt. Beschränkung aber sich anzulegen, das ist dem Dichter dieses Dramas, der, wenn wir recht berichtet sind, kaum die erste Hälfte der zwanziger Jahre überschritten hat, wenigstens in diesem seinem Erstlingswerke, wie er es selber bezeichnet, nicht eingefallen. Das gärt und braust und schäumt bei ihm wie junger Most, der sich mit der Zeit noch in trefflichen Wein verwandeln kann, augenblicklich aber vom Genießen eher abschreckt, als dazu einladet. Gencke hat das selber wol dunkel vorgeschwebt, sonst hätte er sich und uns die schwülstige, 12 Seiten lange Vorrede erspart, die wir um des Dichters willen unsere Leser bitten, wenn einmal, so doch erst nach dem Genusse des Dramas zu bewältigen; denn wir fürchten sehr, daß die meisten der Leser sonst sich an der Vorrede genug sein lassen und auf das Lesen des Dramas selber verzichten. Das aber würden wir, obwol auch der Genuß dieses weitschweifigen Dramas stellenweise die Geduld des Empfangenden aufs höchste spannt, doch beklagen. Wir wollen uns auch nur gelegentlich und nur soweit, als es für die Würdigung des Dramas nöthig ist, mit dieser Vorrede befassen. Der Dichter hat sich die Riesenaufgabe gestellt, zwei verschiedene Dramenstoffe zu einem zu verquicken, von denen allein ein jeder schon ausreicht, um der Welt ein gewaltiges Drama zu schenken. Er hat einerseits die Sage von Romeo und Julia, andererseits die Geschichte von den beiden Foscari in Venedig in den Bereich seiner Dichtung gezogen. Den letztern Stoff hat nun freilich bereits Lord Byron, wenn auch nicht gerade in dramatisch packender Weise, behandelt, während ein anderer leidlich bekannter Dramatiker seiner Aufgabe, Romeo und Julia auf der Bühne lebensfähig zu machen, schon vor Jahrhunderten in völlig ausreichendem Maße gerecht geworden sein soll. Wir bestreiten nun keinem neuern Dramatiker das Recht, denselben Stoff wieder aufzugreifen, den vor ihm schon ein anderer behandelt, und Gencke hätte nicht seiner langen Vorrede bedurft, um sich von vornherein gegen den Vorwurf, er schmücke sich mit fremden Federn, zu vertheidigen. Ob es aber klug ist, das Pulver zum zweiten mal erfinden, das entdeckte Geheimniß, daß die Erde sich bewegt, zum zweiten mal ent-

decken zu wollen, und ob eine solche Arbeit überhaupt des Schweißes der Edelsten werth ist, das ist eine andere Frage, welche gleich uns wohl nicht wenige unserer Leser verneinen werden. Ein bühnenfähiges Drama, ein classisches Meisterwerk verdrängt man nicht so leicht, am allerwenigsten, wenn man selber noch kein Meister ist. Nun meint allerdings Geucke, daß er die Sache ganz anders, ganz eigenartig angefaßt hat. Dies zwar läßt sich nicht bestreiten, aber besser als der göttliche Brite, der wohl wußte, weshalb er sich solche Beschränkungen auferlegt hat, hat denn doch Geucke — bei aller Hochachtung vor seinem unverkennbar schönen Talent muß das gesagt werden — die Sache nicht angefangen, im Gegentheile.

Wie bei Shakespeare die Montecchi und Capuletti in Verona, so liegen bei Geucke die Foscari und Loredano in Venedig in heftiger Fehde, und unschuldig, unschuldiger noch als bei Shakespeare, gehen bei Geucke der junge Antonio, des Dogen Foscari Enkel, und die ihm heimlich (wie bei Shakespeare) anvermählte Eralda Loredano elendiglich zu Grunde, und erst an der Bahre des jungen Ehepaars versöhnen sich die Häupter der feindlichen Geschlechter. Antonio und Eralda aber sterben lediglich, weil es dem Dichter Geucke so beliebt, nicht weil sie müssen, weil sie eine wirkliche tragische Schuld, ohne die keine tragische Sühne begreiflich wird, auf sich geladen haben. Das aber ist ein schwerer, auch durch die größten Striche, die ein bühnenkundiger Regisseur mit dem Drama vornehmen wollte, kaum zu beseitigender Fehler des Werks; und Geucke könnte in der That an „Romeo und Julia", wenn er Augen hat zu sehen, lernen, um wie viel er als Schüler hinter seinem großen Meister Shakespeare zurückgeblieben ist. Mit wie einfachen Mitteln arbeitet der letztere, um die tiefsten Wirkungen zu erzielen! Da ist in „Romeo und Julia" kaum eine entbehrliche Scene, kaum eine entbehrliche Person. Bei Geucke sind etwa die Hälfte der auftretenden Personen und mindestens die Hälfte der zahlreichen wirr aufeinander folgenden Auftritte überflüssig, um nicht zu sagen geradezu störend und vom Uebel, und tragen nur dazu bei, die an und für sich planvoll angelegte Haupthandlung über alle Gebühr aufzuhalten und gewaltsam zu hemmen. Wie die Handlung schleppend, so ist die Charakteristik der einzelnen Personen größtentheils blaß und verschwommen, und man fragt sich meist bei je zweien der Patricier, Nobili und Bürger, warum denn das gerade zwei sein mußten; die Hälfte hätte vollkommen genügt. Liebevoll und mit großer Folgerichtigkeit hat Geucke hingegen Antonio und Eralda gezeichnet, nur daß diesen gerade bei alledem so gut wie alles fehlt, um als tragische Figuren uns Theilnahme abzugewinnen, so sehr wir das unverdiente Schicksal beider vom rein menschlichen Standpunkte aus auch beklagen mögen. Am besten heben sich von den andern schemenhaften Figuren noch der milde Patriarch, der schuldbeladene Jeronymo, der treuherzige Pater Vetustus und die beiden eigenartigen Mädchengestalten der Violanta und Beatrice ab. Unter dem überwuchernden episodischen Beiwerk aber kommt man beim besten Willen nicht zu dem Vollgenusse des Werkes, so markig und poesievoll im ganzen die Sprache ist. Doch auch diese und gerade diese zeigt nur zu oft, daß wir es mit einem recht jungen Anfänger zu thun haben, dem wir mindestens den einen schwerwiegenden Vorwurf nicht ersparen können, daß er zu rasch fertig mit dem Worte gewesen und es versäumt hat, was doch jeder Dichter muß, die letzte Feile an sein Werk zu legen: und wie leicht wäre das gerade in formeller Hinsicht gewesen! Wir wollen nicht mit Aufzählung aller der Verstöße des Dichters gegen den guten Geschmack, gegen Vers- und Satzbau, gegen die allergewöhnlichsten Regeln der Grammatik u. s. w. ermüden; denn solcher Verstöße finden sich übergenug vor. Aber einige müssen doch angeführt werden. So sagt Antonio S. 159: „Ihr Leben schuldlos wie ihr Lieben war", und Vetustus antwortet darauf: „Sie ist ein Mensch und Menschen menschlich fühlen." Was in aller Welt hat denn in beiden und zahlreichen andern Fällen das Zeitwort am Ende des Satzes zu thun? Auf S. 94 sagt Geucke ganz unstatthaft: „Ein Weib soll seinem Herrn gehorsam beu'n" (statt: bieten), S. 119 „untern Schwestern" (statt: „unter den Schwestern), S. 127 „das rabne Haar", S. 27 und 136 „das Wort kommt um dein Leben dich zu stehn"; wie geschraubt und falsch! Von Ausdrücken wie „verboste Creatur", „misverstandene Keusche", „aus Gesichte schwinden", von dem falschen Gebrauch des Genitivs statt des Dativs beim Zeitwort „entsagen" (S. 81) und des Dativs statt des Genitivs bei „würdig" (S. 115) u. s. w. gar nicht zu reden. Wer aber Sätze, wie S. 169: „Noch bin ich meiner Einbracht kaum des Grundes mir bewußt" (soll heißen: noch weiß ich nicht, warum ich hier in Verhaft gebracht wurde), beim Anhören im Moment richtig versteht, der verdient sicher einen Preis ob solchen Scharfsinns. Trotzdem hoffen wir, dem mit reicher Phantasie begabten, auch mit sicherm Blicke für das scenisch Wirksame begnadeten Dichter nicht zum letzten male auf dem Gebiete des Dramas begegnet zu sein, zu dessen berufenen Pflegern er sich bald zählen dürfte, wenn er seiner über Stock und Stein noch unaufhaltsam hinwegsetzenden Phantasie die nöthigen Zügel angelegt haben wird.

Desto kürzer können wir unsere Besprechung des nun folgenden Werks abfassen. Dasselbe betitelt sich:

3. Julia Alpinula. Schauspiel in fünf Acten von Karl Streibel. Dresden, Pierson. 1888. 8. 2 M.

Die holde Julia ist aventinische Priesterin und die Tochter des Quintus Marbold, helvetischen Hauptmanns in römischen Diensten. Act 1: Der römische Legat Cäcina unter Kaiser Tiberius sendet den übertreuherzigen Marbold zu den Germanen, um diese durch List auf unblutigem Wege in Roms Gewalt zu bringen. Act 2: Die schlauen Germanen merken die List und wollen von Marbold's Anerbieten nichts wissen, solange noch ein römischer Krieger

in Germanien steht. Act 3: Marbold bekommt besonders infolge eines Zwiegesprächs mit der Seherin Freita Heimweh und verspricht ihr, mit seiner Tochter Julia zu seiner Frau und den übrigen Kindern nach Deutschland zurückzukehren. Act 4: Marbold, von seinen römischen Begleitern in Freita's Hain belauscht, wird trotz aller Versicherungen seiner thatsächlich nicht bestehenden Unschuld von Cäcina zu ewiger Haft verurtheilt. Da endlich erscheint Julia auf der Schaubühne, bezweifelt des Vaters Schuld und erhält die Erlaubniß, in Gesellschaft des Cassius, des Sohnes von Cäcina, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob ihr Vater wirklich Verrath gegen Rom plane. Im Zwischenacte nun finden sich Julia und Cassius. Act 5: Liebesscene zwischen den Vorerwähnten, von römischen Schergen belauscht. Julia geht ab, Cassius gleichfalls, nachdem er die Trauernachricht erhalten, daß er sein Versprechen, den Marbold zu retten, nicht einlösen kann, und daß er selbst, von Julia getrennt, Befehl hat, stehenden Fußes nach Rom abzureisen. — Dies ist von allem überflüssigen Beiwerk entkleidet, der Inhalt von Streibel's Schauspiel, das von Anfang bis zu Ende einer öden Sandwüste zu vergleichen ist. Karl Streibel, weit davon entfernt, ein Dichter zu sein, ist ebenso wenig ein Bühnenschriftsteller. Erfolg könnte sein Schauspiel höchstens haben, wenn es, mit dem nöthigen Pathos vorgetragen, ein zur Heiterkeit von vornherein geneigtes Publikum findet, denn ernst darf dieses Drama unmöglich genommen werden. Von dramatischem Aufbau, von Motivirung, Charakteristik u. s. w., alles Bedingungen einer leidlichen Tragödie, ist hier keine Rede, von Poesie noch viel weniger. Die Jamben, die uns Karl Streibel bietet, sind die einfachste, kläglichste Prosa, wie sie nur ein von Apoll und den Musen gänzlich verlassener Jüngling sich zu leisten vermag. Eine Probe aus dem Streibel'schen Werke mag genügen, um zu zeigen, weß Geistes Kind dieser Verfasser ist. Auf S. 8 sagt der Römer Pätus:

Der Kampf wird nöthig, und ein baldiger Kampf,
Deß scheinen alle einig wir zu sein,
Und die Erwägung geht wol nur dahin,
Ob dieser Kampf dazu bestimmt soll sein,
Um aus ihm ehrenvoll und unbesiegt
Uns heimzuwenden mit den frischen Wunden,
Ist auch vielleicht der Gegner unbesiegt,
Ob wir die Deutschen suchen in dem Lager,
Sie dort vernichten, unsre Adler pflanzen
Und dann nach Rom mitbringen sowohl Sieg,
Als auch ein fremdes Land und karge Beute.
Das erstere wir sicher müssen thun:
Für letzteres ich keine Mittel finde.

Und in dieser Tonart geht es 93 Seiten so fort; wer, ohne zu müssen, den Muth dazu hat, lese den Rest in Streibel's Schauspiel selber nach: ein Act des Heroismus und der Selbstverleugnung, der in der That Bewunderung verdient.

Karl Siegen.

Neue Erzählungen.

1. Bachem's Novellensammlung. Eine belletristische Haus- und Familienbibliothek. Zweiunddreißigster Band: Der Armendoctor. Novelle von K. Schrattenthal. Die drei Feldmarschalls. Eine bisher unbekannte Episode aus dem Leben des „alten Dessauer" von K. May. Meister Müller und sein Geselle. Eine deutsche Geschichte aus alter Zeit von K. von Lenhard. Köln, Bachem. 1888. 8. 1 M.
2. Neue Geschichten aus dem vollen Leben. Von *** (Verfasser von „Actmodell" und „Morgenroth"). Zürich, Verlags-Magazin. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Zwirl-Dudenfing. Humoristischer Roman von Paul Kirsten. Dresden, Pierson. 1888. 8. 3 M.
4. Seraph. Zwei Königinnen. Die vier Temperamente. Von Sacher-Masoch. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Bachem's Novellensammlung verspricht in hübschem Einbande „geist- und herzanregende, poesie- und phantasiereiche, vielfach dem wirklichen Leben entnommene Stoffe; mustergültige Vollendung der Form u. s. w." Leider bleibt der Inhalt des vorliegenden zweiunddreißigsten Bändchens (Nr. 1) weit zurück hinter all diesen schönen Dingen. Es enthält drei Erzählungen, deren erste und umfangreichste, „Der Armendoctor. Novelle von Karl Schrattenthal", ein wahres Muster des Ungeschmacks bietet: unmögliche Menschen, unmögliche Lebenslagen, unmögliche Sprache:

Auf dem Säulenbalcon des Schlosses steht ein Jüngling im Alter von ungefähr achtzehn Jahren, für dies zarte Alter eine fast herculische Erscheinung. Im eigenthümlichen Gegensatze zu dem so früh entwickelten Körper blickt unter langen Wimpern das blaue Auge des Jünglings wehmüthig in das Thal hinab, mädchenhaft schwärmerisch, der klare Spiegel einer zartbesaiteten Männerseele. (S. 8.)

So wird der Held geschildert, der aus den „Hörsälen Dresdens" an das Sterbebett der Mutter eilt, dem einige Jahre später beim Miethen einer Wohnung in der Luisenstraße in Berlin der Vermiether, welchem er völlig unbekannt ist, nach kurzer Unterredung sagt: „Ich muß wirklich den idealen Flug Ihrer Seele bewundern"; der einige weitere Jahre später auf einer Fußwanderung am Rhein einen türkischen Orden trägt und allerlei erstaunliche Dinge verübt. Jede der Personen spricht wie ein Buch, aber keine wie ein wirklicher lebender Mensch. Der Inhalt ist ein alltägliches Durcheinander von gleichgültigen Begebenheiten, die gleichgültigen Marionetten widerfahren. Seite 52 bringt eine lange Abhandlung über türkische Zustände, die in jeder abgerundeten Darstellung als unkünstlerische Abschweifung getadelt werden müßte; doch hier, wo nichts künstlerisch, nichts abgerundet ist, fällt natürlich ein solcher Vorwurf in sich zusammen. Wenn die Bachem'sche Sammlung oft Derartiges bringt und in der That den großen

Erfolg hat, „die Gunst des Publikums sich im Fluge erobert und jetzt einen Ehrenplatz in den belletristischen Hausbibliotheken einnimmt", dessen sie sich rühmt, dann ist es Pflicht, die Warnung auszusprechen, daß man sich hüten möge, die sensationelle Colportage durch sentimentale zu ersetzen.

Die zweite Erzählung: „Die drei Feldmarschalls" von Karl May, ist ein flott erzählter Soldatenstreich aus dem vielbewegten Leben des alten Dessauers, dessen kerniger Originalität unsere Literatur so manchen frisch dem Leben entnommenen Zug dankt. Die Lebhaftigkeit der Erzählung läßt erst nach ihrer Beendigung den Gedanken an ihre große Unwahrscheinlichkeit aufkommen.

„Meister Müller und sein Geselle. Eine deutsche Geschichte aus alter Zeit" von K. von Lenhard ist wirr in der wirren Zeit des Dreißigjährigen Kriegs stecken geblieben; statt eines Bildes der traurigen Zustände erhält man nur den verworrenen Eindruck einer unklaren Darstellung.

Für den Verfasser der „Neuen Geschichten aus dem vollen Leben" (Nr. 2) scheint Hegel's Ausspruch, daß der Schriftsteller „einen Inhalt seiner wesentlichen Natur gemäß sich objectiv entfalten und ausgestalten lassen, und ihn in dieser Entwickelung aus sich selbst künstlerisch zu gliedern und abzurunden" habe, nicht vorhanden. Er gibt das Rohmaterial, aus dem sich bei künstlerischer Behandlung etwas, vielleicht sogar (Hexen-Lenchen) etwas Bedeutendes hätte gestalten lassen, als unbehauene Steine; die ordnende Hand, welche sie zu einem Bau zusammenfügen sollte, mangelt. Den Eindruck, Stückwerk aus der Wirklichkeit, Fetzen, herausgerissen aus der gemeinen Wahrheit des Lebens, darin vor sich zu haben, verstärken verschiedene Einzelheiten, die auf Umstände hinweisen, welche dem Leser durchaus unbekannt bleiben, so z. B. in der Geschichte von der „Gebetsheilanstalt", wo die Heldin fortwährend auf ein Geheimniß anspielt, das Geheimniß bleibt. Gar zu zahlreich sind die Bemerkungen des Erzählers. In der ersten Geschichte läßt er sie wenigstens von Schopenhauer machen, was nicht künstlerisch aber gescheiter ist als seine eigenen Unterbrechungen in den folgenden. Die erste ist auch sonst die weitaus beste, ein wirklicher Ansatz zu einer Erzählung, während die letzten kaum noch Berichterstattungen genannt werden können, da ihnen, selbst von einem solchen Gesichtspunkte aus, kaum ein genügender Bericht zu Grunde liegt, der das Recht zum Sprechen geben könnte. Der Verfasser ist sehr jung, selbstbewußt, gut und ein wenig — vorlaut, d. h. die Verfasserin, denn das ist sie unzweifelhaft (S. 11 vorletzte Bemerkung). In Arithmetik ist sie schwach (vielleicht auch nur der Setzer), denn sie behauptet, daß $14 \times 52 = 2080$ anstatt nach Adam Riese 728 ist (S. 131).

Die Bezeichnung „humoristischer Roman" ist zu hoch gegriffen für Paul Kirsten's „Zwirl-Dudenfing" (Nr. 3). Wenn auch Jean Paul'sche Figuren zu Christian Dudenfing Modell gestanden, so folgt daraus noch nicht, daß diese Vorbilder erreicht worden. Jean Paul gibt seinen derartigen Gestalten, die er in die ärmlichsten Verhältnisse hineinstellt, einen solchen Kern innern Genügens, daß sie die Enge ihres Lebens durchaus nicht als solche empfinden. Innerlich sind sie frei, hoch über allen Zufälligkeiten des Realen, ganz Kinder ihrer Zeit, die, im Gegensatze zu unserer vorwiegend nach außen lebenden und strebenden Gegenwart, ein weit beschaulicheres, wesentlich durch die Beobachtung des eigenen Seelenlebens ausgefülltes Dasein führten und Menschen wie Dinge mit dem freien Humor dessen betrachteten, der innerlich von ihnen unabhängig ist: wahrhaft humoristische Gestalten, in denen der Humor sich im freien Spiel über die Wirklichkeit erhebt. Hier aber bleibt alles in den Erbärmlichkeiten des Lebens stecken, die jeder als solche empfindet und unter ihnen leidet. Komische Lebenslagen, die freilich im Grunde sehr traurige sind und nur auf der Oberfläche wie komische wirken; carikirte Personen, kunstlose Verknüpfung der Ereignisse machen noch keinen „humoristischen" Roman aus. Der letzte der großen englischen Humoristen übertreibt seine Gestalten freilich auch, aber das ist sein Fehler; seine Bedeutung läßt diesen Fehler mit in den Kauf nehmen; so wie Jean Paul die Zerfahrenheit des Aufbaues durch seine Tiefe übersehen läßt. Hier kann von einem Aufbau kaum die Rede sein: es sind aneinandergereihte Scenen. Die einzige wirkliche Handlung, Christian's Heirath, spielt hinter den Coulissen und erscheint nur als vollendete Thatsache in der Schlußscene. Trotzdem liest sich das Buch, einige Manierirtheit (S. 149), einige seltsame Genitive („Sie unterziehen sich doch keines Risicos", S. 76; „Ersparen Sie sich jedes Dankes", S. 117; „Gedulden Sie sich noch eines Augenblicks", S. 181) abgerechnet, recht unterhaltend, wenn auch die Personen mitunter ganz unmögliche Reden halten.

Die Novellen von Sacher-Masoch (Nr. 4) durchweht ein ungesundes Element, für das ich die angemessene Bezeichnung nicht finden kann. Es ist nicht Sinnlichkeit, durchaus nicht Leidenschaft, aber ein Spielen, ein Liebäugeln mit Elementen, die in der Kraft echter Naturwahrheit erschüttern und erheben, hier aber, gesucht und gekünstelt, höchst unangenehm berühren. Die Wahrheit mangelt der Empfindung des Herzens wie dem poetischen Beiwerk; mitten in einer stimmungsvoll einsetzenden Naturschilderung heißt es: „Weiße Wolken hingen am Himmel wie frisch gewaschene Wäsche, die zum Trocknen ausgehängt ist" (S. 32). Die Schilderung vom Eindrucke eines Liedes schließt: „Die Töne desselben schienen trillernde Nachtigallen und die Worte sich auf dem Rücken derselben zu schaukeln" (S. 50); ein Beichtstuhl hat ein „keusches Gitter" (S. 127); „wie leuchtender Duft und klingendes Feuer zog der erste keusche Kuß von Lippe zu Lippe" (S. 129). Und das soll Poesie sein!

Der Schauplatz der seltsamen Geschöpfe und ihrer wunderlichen Erlebnisse ist freilich ein „Wunderland, neu, fremd, fabelhaft", aber gerade darum mußten die Men-

schen, die sich auf solch unbekanntem Boden bewegen, so viel innere Wahrheit haben, daß das Seltsame ihrer Umgebung durch sie natürlich erschiene. Das ist nicht der Fall: es sind nicht Gestalten von Fleisch und Blut in charaktervoller Individualität, die sich in dieser Atmosphäre des Seltsamen bewegen und sie glaubhaft machen könnten. Die Seltsamkeit wirkt lächerlich, ja oft manierirt. Man fühlt sich versucht, dem Verfasser, der vor Zeiten Beweise wahrer Begabung gegeben — „Don Juan von Kalomea", ein kleines Meisterstück! — und sie zuweilen noch ahnen läßt, den Rath zu geben, sein Augenmerk vor dem Erscheinen einer neuen Arbeit immer auf eine bestimmte Absonderlichkeit zu richten, um sie auszumerzen. In dem vorliegenden Bande etwa die gar zu häufige Erwähnung und Beschreibung der Pelzjacke. Seite 16 wird die erste geschildert: „Bequeme Pelzjacke von hochrothem Sammt mit hellbraunem Zobel gefüttert und ausgeschlagen. . . . Der weiche Glanz des Sammts und die behagliche Ueppigkeit des Pelzes" u. s. f. ad infinitum. Seine Heldinnen tragen dies Kleidungsstück, für das er eine unglaubliche Vorliebe zeigt, bei all und jeder Gelegenheit, Winter und Sommer, mit dem „Schlafrock" (S. 256), zur Jagd (S. 292), ja sogar in der Küche beim Anmachen eines Kuchenteigs: „Beim fröhlichen Klang des Mörsers schürzte Sobieslava langsam die Aermel ihrer Pelzjacke auf und begann dann mit ihren schönen weißen Armen den Teig zu rühren und zu kneten" (S. 300). Appetitlich!

Näher einzugehen auf den Inhalt, der sehr unbedeutend ist, obgleich „Die vier Temperamente" sogar mit dem Anspruch eines philosophischen Themas auftreten, lohnt nicht. Das einzig wirklich Gelungene, was mir auffiel, ist die lebhafte, farbenfrische Schilderung eines Volksfestes (S. 234), die in ihrer epischen Anschaulichkeit den Eindruck einer fremdartigen, aber naturwahren Wirklichkeit hervorbringt.

M. Benfey.

Historische Literatur.

1. Historische und politische Aufsätze. Von Hans Delbrück. Berlin, Walther u. Apolant. 1886—87. 8. 6 M.

Charakteristisch für die Art und Weise unserer modernen Geschichtsforschung ist es, daß sie überall mit Erfolg bemüht ist, sich die Methode und Technik der Grenzwissenschaften anzueignen und dann mit Hülfe derselben neue Lösungen für die historischen Fragen zu suchen. Es sei nur daran erinnert, welche ungeahnte Erweiterung und Vertiefung das, was man innere oder Culturgeschichte nennt, dadurch erfahren hat, daß unsere Historiker bei den Juristen und Nationalökonomen in die Schule gegangen sind; erst seitdem ist es möglich geworden, neben der Geschichte der Ereignisse auch eine wirkliche Geschichte der Zustände zu geben. Ein ähnlicher Fortschritt vollzieht sich neuerdings bei der äußern Geschichte dadurch, daß die Historik von den Kriegswissenschaften zu lernen sucht. Lange Zeit hatten sich selbst die gefeiertsten Geschichtschreiber begnügt, schlecht und recht an der Hand der Quellen die Geschichte der Kriege zu erzählen, ohne auf die Kernfrage, weshalb denn nun der eine gesiegt, der andere unterlegen, anders als mit allgemeinen Redensarten einzugehen; erst ganz in der jüngsten Zeit sehen wir, daß auch Historiker auf Grund der Kriegstheorie zu einer Würdigung der Kriegführung einzelner Personen zu kommen versuchen. Unter denen, die in diesem Sinne historische Probleme von neuem behandeln, ist mit in erster Reihe Delbrück zu nennen. Er hat jüngst in anziehender Weise versucht, durch Anwendung der Lehren der Kriegstheorie neues Licht über die Perserkriege zu verbreiten und auch die werthvollsten seiner kleinern Aufsätze, die er hier zu einem stattlichen Bande vereinigt hat, gehören jenem Gebiete an, wo sich Geschichte und Kriegswissenschaft berühren. So schildert er in Clausewitz den Classiker eines Militärschriftstellers; so sucht er das Eigenthümliche der Strategie des Prinzen Friedrich Karl vorzuführen; so bemüht er sich nachzuweisen, daß Friedrich der Große nicht etwa ein Vorläufer der modernen Kriegskunst ist, die die Schlacht um der Schlacht willen erstrebt, um in ihr das feindliche Heer zu vernichten, sondern daß er nur der bedeutendste Vertreter der Strategie seines Jahrhunderts ist, die in der Schlacht nur ein und zwar ein gewagtes Mittel neben andern sieht, um andere außerhalb der Schlacht liegende Vortheile zu gewinnen. Doch ist mit derartigen Aufsätzen der Inhalt des Buchs bei weitem nicht erschöpft; vielmehr erstrecken sich die hier vereinigten Arbeiten über die verschiedensten Gebiete der Geschichte. So zeigt er, wie Canossa eine politische Niederlage des Papstthums ist, sucht das Wesentliche des Unterschieds zwischen Wighs und Tories zu bestimmen, weist die methodischen Fehler der Janssen'schen Geschichtsdarstellung nach, führt aus, wie die technischen Erfindungen für die historische Entwickelung durchaus nicht die Bedeutung haben, die die verbreitete Meinung ihnen zuschreibt. Andere Studien gehören dem Grenzgebiete zwischen Geschichte und Politik an, und hier dürfte es nicht zu billigen sein, daß Delbrück in eine Sammlung wissenschaftlicher Arbeiten einige tagespolitische Studien aufgenommen hat. Gleichviel, ob man der Auffassung Delbrück's zustimmt oder nicht, in ein derartiges Buch, das sonst von dem Interesse des Tages mit Recht ganz absieht, gehören keine Studien, die nur für das augenblickliche Bedürfniß entworfen sind. Mit diesen Andeutungen über den Inhalt des Buchs muß es hier genug sein; alle die im besten Sinne des Worts

populären Arbeiten aufzuzählen, verbietet mir der Raum. Ein Hauptvorzug aller Aufsätze, wovon sie auch handeln mögen, ist, daß sie fesselnd geschrieben sind, sodaß sie den, den sie zum ersten mal in diese Dinge einführen, wie den, dem sie materiell nichts Neues bieten, in gleichem Maße anziehen, wenn sie auch nicht immer überzeugen werden.

2. Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelm's IV. Erster Theil. 1840—1848. Gotha, F. A. Perthes. 1888. Gr. 8. 6 M.

Der neue Band des Memoirenwerks zeigt alle Mängel, die bei der Besprechung der frühern Bände gerügt werden mußten, ohne in gleicher Weise auch die dort hervorgehobenen Vorzüge aufzuweisen. Ein vollkommen ungenießbares Durcheinander von Briefwechsel und Darstellung, letztere nur überaus geringen Ansprüchen genügend und offenbar auch nur sehr geringe Kenntnisse voraussetzend, hält es doch der Verfasser für nöthig, den Leser darüber zu belehren, wer Radowitz und Gagern waren. Dabei fehlt das, was dem vorigen Bande ein so weitgehendes Interesse verlieh: die eingehenden Briefe des Prinzen Wilhelm. Allerdings werden fünf Briefe desselben mitgetheilt, aber von ihnen hat doch inhaltlich nur der über das Ehescheidungsgesetz von 1843 Bedeutung. Wol enthalten die Aufzeichnungen Natzmer's selbst einige wichtige Züge über den Prinzen, zeigen vor allem die schroffe Abneigung desselben gegen die Verleihung einer Verfassung; doch erscheint uns hier, wo wir die Dinge erst aus dem Munde eines dritten hören, der Prinz bei weitem nicht so menschlich nahe wie in den vorigen Bänden. Auch von den sechs Schreiben Friedrich Wilhelm's IV. ist wichtig nur das von 1843 über seine Ansicht von der Verfassung, dieses freilich hochinteressant, weil es uns so recht plastisch vorführt, wie seltsam und phantastisch die Gedanken waren, in denen der König lebte. Man kann nicht umhin, zu sagen, daß der bei weitem größere Theil des Buchs nicht geeignet ist, ein weiter gehendes Publikum anzuziehen; auch für den Historiker bietet er sehr wenig, mehr für die Geschichte der Armee. Allgemeineres Interesse hat nur der letzte Abschnitt, der die berliner Märztage und ihre nächsten Folgen schildert. Natzmer gibt hier eine neue Erklärung des so viel erörterten Rückzugs der Truppen aus Berlin in der Nacht zum 19. März; danach hätte der König nur befohlen, die Truppen aus den Straßen nach dem Schlosse zurückzuziehen, nicht aber sie aus der Stadt zu entfernen; wer letzteres angeordnet, ist nicht auszumachen, vielleicht ist es nur die Folge eines Misverständnisses. Mit Interesse wird man auch bei Natzmer lesen, wie der König eine Zeit daran dachte, seinen Aufenthalt aus Berlin nach Stettin zu verlegen, bis er durch den Grafen Arnim hiervon abgebracht wurde. Ebenso anziehend sind die Mittheilungen über den Aufenthalt des Prinzen Wilhelm in London, die recht klar zeigen, wie weit der Prinz sich von jenen Ideen, die er noch 1845 über die Verfassung geäußert, frei gemacht hatte.

3. Der Einfluß Frankreichs auf die preußische Politik und die Entwickelung des preußischen Staats. (Dargestellt an den Bündnissen, Verträgen und gegenseitigen Beziehungen.) Historische Studie von Bruno Bauer. Hannover, Weichelt. 1888. Gr. 8. 2 M.

Die Absicht des Buchs ist schon in der Vorrede mit dankenswerther Offenheit ausgesprochen. Der Verfasser will zeigen, wie Preußen seine Großmachtstellung nicht seinen genialen Monarchen und seiner deutschen Politik verdanke, sondern nur der Unterstützung Frankreichs, mit der es allein seine feindlichen Pläne gegen Oesterreich und das Deutsche Reich durchführen konnte. Es wird kaum noch weiterer Angaben über den Inhalt des Pamphlets bedürfen; nur der Curiosität halber sei angeführt, daß der Große Kurfürst — in dem man also mit Unrecht bisher den Vorkämpfer gegen Ludwig XIV. gesehen — seinen Staat nur mit Hülfe Frankreichs zu europäischer Bedeutung erhob, während er Deutschland wehrlos machte und den französischen Raub sanctionirte; Friedrich der Große siegte gegen Oesterreich nur durch die Theilnahme Frankreichs. Bewiesen werden alle diese Gehässigkeiten nach der bekannten Methode Janssen's, der hier schon den zweiten gelehrigen Schüler gefunden hat; aus unverdächtigen Quellen werden aus dem Zusammenhange einzelne Sätze herausgerissen und als Zeugniß für die Darstellung des Verfassers angeführt; mit Vorliebe benutzt Bauer zu diesem Zwecke die Werke Friedrich's des Großen. Nur dadurch unterscheidet er sich von Janssen, daß, während dieser durch geschickte Darstellung auch den Andersdenkenden zu fesseln weiß, Bauer bodenlos langweilig ist, sodaß die Langeweile schließlich sogar den Sieg über den Unwillen davonträgt.

4. Die Lehninische Weissagung. Von Heinrich Pröhle. Berlin, Nicolai. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Zu den Machwerken, über die weit mehr geschrieben ist, als ihrem innern Werthe entspricht, gehört auch die Lehninische Weissagung. Bei der umfangreichen Literatur, die über sie schon vorliegt, ist es schwer, etwas Neues zu sagen, und so bringt denn auch Pröhle im wesentlichen keine neuen Ansichten, sondern nimmt eine bereits 1849 von Gieseler aufgestellte Hypothese wieder auf, die er nur weiter ausführt. Danach ist die berüchtigte Lehninische Weissagung verfaßt von dem Abte von Huysburg, Nikolaus von Zitzwitz, im Jahre 1692. Den Anlaß bildeten die Ackervertheilungen an die eingewanderten reformirten schweizer Colonisten in Lehnin. Der Grundgedanke des Vaticinium ist nicht der Haß gegen die Hohenzollern — dieser ist erst durch Verdrehungen späterer Zeit hineingelegt —, sondern das Verlangen nach einer Zurückgabe der geistlichen Güter, welche der Verfasser von einem saturnisch-christlichen Zeitalter erwartet. Wie weit diese Hypothese von der jetzt im allgemeinen angenommenen, daß

der Propst Andreas Fromm der Verfasser sei, den Vorzug verdient, mögen andere entscheiden, Sicheres wird sich hier wol nie ermitteln lassen. Die Darstellung Pröhle's ist sehr wenig zu loben, sie zeigt stets Vor-, Rückspringen und Abschweifen; es fehlt ihr an Klarheit und Ordnung, sodaß der Leser große Aufmerksamkeit aufbieten muß, um den Darlegungen des Verfassers zu folgen. Es ist daher auch kaum zu hoffen, daß durch dieses Buch die Lehninische Weissagung, die noch heute in der Tagespresse spukt, endgültig aus der Welt geschafft wird.

5. Maria Theresia als Gesetzgeberin. Von August Herrmann. Wien, Hölder. 1888. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Eine einfache sachlich geordnete Zusammenstellung der unter Maria Theresia erlassenen Gesetze und Verordnungen mit mehrfachen wörtlichen Anführungen. Eine zusammenfassende Uebersicht der gesetzgeberischen Wirksamkeit der Kaiserin, zu geschweigen von einer wissenschaftlichen Darstellung und Würdigung derselben, wird nicht einmal versucht; das Buch kann daher höchstens als eine Vorstudie zu einer solchen betrachtet werden, die eine erste Orientirung über das in den Gesetzsammlungen befindliche Material gibt. An was für Leserkreise der Verfasser bei seinem Werke gedacht hat, ist schwer zu sagen.

6. Eiflia sacra oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen u. s. w. der Eifel, zugleich Fortsetzung, resp. Schluß der Eiflia illustrata von Schannat-Baersch. Bearbeitet von Karl Schorn. Dritte bis fünfte Abtheilung. Lieferung 9—20. Bonn, Hanstein. 1888. 8. Jede Lieferung 4 M.

Die Fortsetzung der „Eiflia sacra" zeigt alle die Vorzüge, die wir bei Besprechung der ersten Lieferungen auf S. 176 dieser Zeitschrift hervorheben konnten: eine eingehende und klare Geschichte der Culturstätten der Eifel mit umfassender Verwerthung der gedruckten Bücher und des archivalischen Materials, genügende Berücksichtigung der Literatur und Kunst; auch die Nichtbeachtung des wirthschaftlichen und socialen Einflusses der Klöster ist dieselbe geblieben. Das Alphabet der hier besprochenen Stifter reicht von E[chternach] bis S[chleiden]; von historisch wichtigern Klöstern sind Malmedy-Stablo, Prüm, Rolandswerth, Laach, Münstereifel, Himmerode behandelt.

7. Der Johanniter-Orden. In Verbindung damit die Belagerung von Wien und die Schlacht von Lepanto. Von Augusta Theodosia Drane. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Aachen, A. Jacobi. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.

Ein vollkommen werthloses Buch, von dem man schwer begreift, wie es zu der Ehre einer Uebersetzung ins Deutsche gekommen ist. Die Tendenz allein kann doch nicht der Grund sein; denn es wäre geradezu eine Beleidigung der katholischen Geschichtschreibung Deutschlands, wenn man annähme, daß sie trotz vollster Wahrung des confessionellen Standpunktes nicht etwas Besseres hervorbringen könnte als dieses Erzeugniß. Die Darstellung beruht ganz und gar auf dem 1726 erschienenen Werke des Abbé Vertot über die Johanniter, das in gleicher Weise durch fließende Erzählung, wie durch Ungenauigkeit und Flüchtigkeit hervorragt. Hätte man wenigstens noch den weit bessern Bosio zu Grunde gelegt. Fräulein Drane glänzt ebenso durch Unkenntniß der Quellen, wie durch Nichtbeachtung der neuern Literatur, und zwar gilt dies wie von der Geschichte der Johanniter, so auch von den Erzählungen über die Schlacht bei Lepanto und die Belagerung Wiens. Der Standpunkt ist damit wol genügend gekennzeichnet, daß schon in der Vorrede d'Aubusson, L'Isle Adam, La Valette, Juan d'Austria, Sobieski für alleinige Werkzeuge des Papstes erklärt werden; letzterer hat Europa von der Tyrannei der Osmanen gerettet.

Walther Schultze.

Geographische Werke.

1. Fünf Jahre in Ostafrika. Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa. Von Antonio Cecchi. Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von M. Rumbauer. Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. Leipzig, Brockhaus. 1888. 8. 15 M.

Wenn Italien heute die Bilanz seiner gesammten wissenschaftlichen und politischen Afrika-Unternehmungen ziehen wollte, so würde als einer der bedeutendsten Posten in der kurzen Reihe wirklich erwähnenswerther, weil bleibender Errungenschaften das obengenannte große Reisewerk Antonio Cecchi's verzeichnet werden müssen. Ist auch die im Jahre 1877 mit ungeheuern Kosten ausgerüstete, mit hochgehenden Erwartungen und Plänen angetretene Expedition Cecchi's, wie so manche andere vor und nach ihr, weit hinter dem angestrebten Ziele zurückgeblieben, haben ihre wissenschaftlichen Ergebnisse den schweren Opfern, die sie gefordert, keineswegs entsprochen, immerhin bedeutet auch sie einen Schritt vorwärts in unserer Kenntniß Ostafrikas. Ein gutes Stück des so schwer zugänglichen, zum Theil noch unerforschten weiten Gebiets zwischen der Südgrenze Abessiniens und den äquatorialen Seen ist von Cecchi und seinem unglücklichen Gefährten Chiarini durchwandert und wissenschaftlich aufgenommen worden. Ein reiches Material an astronomischen, geodätischen und meteorologischen Beobachtungen wurde durch tausend Fährlichkeiten hindurch glücklich gerettet und in die Heimat gebracht. Von allgemeinerm Interesse sind der Reisenden Studien über die in jeder Hinsicht merkwürdigen Gallavölker, unter denen sie, und zwar zumeist als Gefangene, mehrere Jahre gelebt haben. Was endlich

ihre Erforschung des obern Hawasch und seiner südlichen Nebenflüsse, namentlich aber ihre Feststellungen über den Gibie anbetrifft, welchen Cecchi nächst dem Sambesi für den größten der zum Indischen Ocean gehenden afrikanischen Ströme und für identisch mit dem Dschuba der Somali hält, so konnten dank denselben auf unsern Karten theils verschiedene alte Irrthümer berichtigt, theils weiße Stellen ausgefüllt werden.

An sich wäre keins dieser Ergebnisse bedeutend genug gewesen, um der Cecchi'schen Expedition ein dauerndes Andenken zu sichern. Wenn dieselbe dennoch in der Geschichte der Erschließung Afrikas einen hervorragenden Platz einnehmen und als besonders merkwürdig selbst neben den erfolgreichen Unternehmungen eines Schweinfurth, Nachtigal und Stanley genannt werden wird, so hat sie diese Bedeutung eben hauptsächlich dem Denkmal zu verdanken, das ihr Cecchi durch seinen umfassenden Bericht gesetzt hat. Diese lebhaften, unverkennbar wahren Schilderungen alles dessen, was er und seine Genossen während ihrer schicksalsvollen „Fünf Jahre in Ostafrika" gesehen und erlebt, geleistet und gelitten haben, werden an Interesse und fesselndem Reize selbst dann nichts verlieren, wenn die von der italienischen Expedition unter unsäglichen Mühsalen begonnene Erforschung der Gallaländer längst durch glücklichere Nachfolger beendet und das heute noch so feindlich verschlossene Gebiet von Kaffa dem europäischen Verkehre geöffnet sein wird. Gerade weil in Cecchi's Bericht, der Individualität und wol auch der Nationalität des Reisenden entsprechend, das persönliche Moment fast durchweg entschieden in den Vordergrund tritt, wird das Buch nicht das Geschick so manches andern Werks derselben Gattung theilen, das in knapperer, mehr objectiver Form oft über weit größere Erfolge berichtet und doch ruhig ad acta gelegt wird, sobald sein wissenschaftlicher Inhalt genügend verwerthet worden ist. So greifbar anschaulich auch Cecchi's Beschreibungen von Land und Volk der durchreisten Gegenden sind, soviel des Neuen und Interessanten sie enthalten: in erster Linie ist und bleibt sein Buch eben doch ein rechtes „Buch der Abenteuer". Als solches hat es in seinem Vaterlande die begeistertste Aufnahme gefunden und als solches wird es auch seinen Platz in unserer Literatur behaupten, in die es durch die vorliegende treffliche Bearbeitung M. Rumbauer's eingereiht worden ist.

Von den zwei starke Bände umfassenden beiden Theilen des italienischen Originals gibt die deutsche Bearbeitung nur den zweiten vollständig wieder; ein kurzer Auszug des ersten ist als Einleitung vorgesetzt. Wenn eine so bedeutende Verkürzung des umfangreichen Werks aus praktischen Gründen überhaupt nothwendig oder unvermeidlich war, so durfte das von dem Bearbeiter gewählte Verfahren gerade in diesem Falle besonders angezeigt erscheinen. Sagt doch Cecchi von dem ersten Theile seines Buchs einmal selber, daß derselbe nur das traurige Vorspiel zu der im zweiten Bande geschilderten Tragödie der eigentlichen Expedition enthalte. Und da der Schauplatz dieses Vorspiels das schon oft bereiste und oft beschriebene Land der Somali und Afar und das nicht minder bekannte Königreich Schoa gewesen ist, kann der deutsche Leser, dem die knappen thatsächlichen Angaben der Einleitung nicht genügen, sich auch aus andern Quellen über die Natur jener Länder und ihrer Bewohner, sowie über die Gefahren und Widerwärtigkeiten unterrichten, die der europäische Reisende dort vorfindet. Daß der zweite Theil des Werks nicht nur der wichtigere, sondern auch der bei weitem unterhaltendere sein muß, liegt auf der Hand. Auf ihrer mühevollen Wanderung durch das Land der unabhängigen Gallastämme begleiten wir die Reisenden wochenlang durch Gegenden, in denen, wie Chiarini am 20. Juli 1878 aus Demekasch meldete, die Expedition mit jedem Schritte eine neue Entdeckung machte; lernen wir ein Volk kennen, das, geistig und physisch hoch über den sogenannten wilden Volksstämmen Afrikas stehend, in seiner eigenartigen politischen Organisation, in seiner Religion und mancher merkwürdigen Sitte deutliche Ueberreste einer alten, anscheinend von weither mitgebrachten Cultur aufweist. Und was das persönliche Erleben der Reisenden in diesem Gebiete, wie später in dem der kleinen Gallakönigreiche Kabiena, Limmu, Gomma, Djimma, Guma und Gera anbetrifft, so könnte kein epischer Dichter sich einen dankbarern Stoff wünschen, als er uns hier in dem heldenmüthigen Ankämpfen der beiden Forscher gegen ein unerhört widriges Geschick entgegentritt. Wie sie, von Krankheit heimgesucht, von der feindseligen Bevölkerung bald mistrauisch gemieden, bald mit höhnischer Verachtung behandelt, ihrer Waffen und fast ihrer ganzen übrigen Habe beraubt, oft dem Verhungern nahe und immer wieder auf ihrem Wege zurückgehalten, schließlich in die Gewalt der giftmischenden Herrscherin von Gera gerathen, wie sie hier nach und nach alle Leiden der Sklaverei durchkosten müssen; wie Chiarini nach qualvoller Krankheit stirbt, vermuthlich von der Königin vergiftet und seinen unglücklichen Gefährten in einem an Verzweiflung grenzenden Zustande zurücklassend, wie endlich, kaum mehr gehofft, die Stunde der Befreiung für Cecchi schlägt: man muß das alles eben in des Reisenden schlichter Darstellung sich erzählen lassen, um recht zu verstehen, weshalb Cecchi selbst den Schwerpunkt seiner Forschungsreise in den persönlichen Erlebnissen sieht.

2. Reisen in den columbianischen Anden. Von Alfred Hettner. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 8 M.

Der rege Eifer, mit dem nach jahrzehntelanger Pause die wissenschaftliche Bereisung Südamerikas neuerdings wieder aufgenommen worden ist, hat unsere Literatur schon um eine beträchtliche Anzahl interessanter Werke bereichert. Auch heute haben wir mit A. Hettner's „Reisen in den columbianischen Anden" eine Erscheinung auf diesem Gebiete zu verzeichnen, die wir der Aufmerksamkeit unserer Leser auf das wärmste empfehlen möchten. Gerade über

den großen, die Nordwestecke des südamerikanischen Continents einnehmenden und auch die Landenge von Panama umfassenden Freistaat Columbien befindet man sich bei uns noch vielfach im Unklaren. Was wir an Reiseberichten aus dem Lande besitzen, ist äußerst spärlich, zum Theil veraltet und auf mehr oder minder flüchtigen Eindrücken beruhend. An einer eingehenden, die natürlichen Verhältnisse des Landes, sowie seine wirthschaftliche und politische Lage gleichmäßig berücksichtigenden Darstellung hat es bisjetzt gefehlt. Eine solche ist es nun, die uns Hettner in dem vorliegenden Buche darbietet, als das Ergebniß eines zweijährigen, allem Anscheine nach trefflich ausgenutzten Verweilens in Columbien. Nach einem Aufenthalte von acht Monaten in der Hauptstadt Bogotá, der ihm neben der Gewöhnung an Art und Sitte des Landes zugleich die beste Gelegenheit zu Einblicken in die gesellschaftlichen, politischen und kirchlichen Zustände gewährte, hat der Reisende zum Zwecke geographisch-geologischer Aufnahmen das Land vielfach durchstreift, die großartige Gebirgswelt der Anden, den Urwald und die Llanos an den verschiedensten Punkten kennen gelernt und durch eigene Anschauung und mit besonderm Interesse über den Stand von Landwirthschaft und Bergbau, Handel und Industrie sich unterrichtet. Es war trotz der mancherlei Beschwerden und Entbehrungen, die das Reisen in Columbien heute noch mit sich bringt, eine genußreiche Zeit für den jungen Gelehrten, der erst wenige Monate vor dem Verlassen der Heimat sein akademisches Studium beendet hatte und der sich nun durch die erwünschteste Berufung hier in ein Land versetzt sah, in dem es gerade für den geographischen Forscher noch viel zu thun gab. Zu der immer neuen Freude an allen Erscheinungen der reichen tropischen Natur gesellte sich das befriedigende Bewußtsein, daß er sich eine viel umfassendere und gründlichere Kenntniß von Land und Volk, ein richtigeres Urtheil über die Culturentwickelung beider erwarb, als er sie selbst bei den höchstgestellten und gebildetsten Einwohnern von Bogotá gefunden hatte. In der Regel kennt der Columbianer von seinem Vaterlande nicht sehr viel mehr als eben die eigene Provinz; von den entferntern Landestheilen hat er meist nur undeutliche Vorstellungen. Der Reisende, der sich nach brauchbaren Rathschlägen umsieht, ist übel daran. Nur selten wird der um Rath Gefragte seine Unkenntniß eingestehen, und das gewohnheitsmäßige Lügen, das, wie Hettner sagt, durch die ganze columbianische Nation, Stadt und Land, hoch und niedrig, hindurchgeht, wird, von dem kaum minder verbreiteten „Größenwahne des Columbianers" unterstützt, sich in glänzenden Angaben und rosigen Schilderungen äußern. Glänzend oder rosig sind aber die Zustände in Columbien in der That nicht. Wohin der Reisende auch kommt, fast ausnahmslos tritt ihm die für einen Culturstaat zum mindesten befremdliche Erscheinung eines armen Volks in reichem Lande entgegen. Und wenn Hettner in dem Schlußkapitel seines Buchs, das einen zusammenfassenden Rückblick auf die geschichtliche Entwickelung und den gegenwärtigen Zustand Columbiens enthält, sich folgendermaßen ausspricht:

> Columbien bietet weder in Bezug auf die materielle, noch auf die geistige Entwickelung ein erfreuliches Bild dar, seine Cultur steht hinter der anderer Culturnationen (nicht nur Europas und Nordamerikas, sondern auch vieler andern Tropenländer und der übrigen südamerikanischen Staaten) noch weit zurück und zeigt auch nur eine langsame Wandlung zum Bessern —

so wird der Leser, der der fesselnden Schilderung der Reiseeindrücke und -Erlebnisse Hettner's mit Interesse gefolgt ist, das Urtheil, das er danach selbst sich gebildet, nur bestätigt finden. Wir müssen es uns leider versagen, hier näher auf die ebenso klare, wie gerechte und vorurtheilslose Darlegung der Gründe einzugehen, denen nach des Verfassers Meinung jenes auffallende Zurückbleiben von Land und Volk zuzuschreiben ist. Nur so viel sei gesagt, daß es keineswegs die politischen Misverhältnisse allein sind, die beständigen Umwälzungen und unaufhörlichen Präsidentschaftskrisen, welche die traurige Erscheinung hervorbringen. Wol spielt dieses ewige Auf und Ab der Parteien eine große Rolle dabei, und wenn man im Hinblick auf alle die angefangenen und nie vollendeten großartigen Unternehmungen an Eisenbahn- und Straßenbauten, Kanal- und Schleusenanlagen Columbien wol als das Land der Projecte und Anläufe bezeichnen kann: jede einzelne dieser „dem Wohle des Volks" gewidmeten Anlagen erzählt von einer kurzlebigen Regierung, die, meist in ihre eigene Tasche wirthschaftend, dem Lande ungeheuere Summen gekostet und nicht den kleinsten Vortheil gebracht hat. Aber nicht der Hang zur politischen Intrigue allein ist ein trauriges Erbtheil der spanischen Rasse; angeboren ist dem Columbianer auch der verhängnißvolle Mangel an Arbeitsamkeit und wirthschaftlicher Energie und die kaum zu überwindende Abneigung gegen das Landleben. Die außerordentlich schwache Bevölkerung des Landes (auf einem Flächenraume, der je nach der heute noch nicht erfolgten Grenzbestimmung $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ mal größer ist als der des Deutschen Reichs, leben etwa 3 Millionen Menschen) und die durch die ungünstige Bodengestaltung bedingten natürlichen Verkehrsschwierigkeiten, die nur zu oft den Reichthum des Landes unausgebeutet lassen, müssen auch in Betracht gezogen werden. Ist doch das vorzugsweise bewohnbare und bewohnte Gebirgsland durch weite, nur äußerst dünn besiedelte Ebenen oder durch fieberreiche Urwälder vom Meere getrennt! Daß trotzdem die glänzende Zukunft des Landes, von der der Columbianer gern träumt und spricht, kein Ding der Unmöglichkeit ist, weist der Verfasser überzeugend nach. Ob aber die starke europäische Einwanderung, die zu diesem Emporkommen unerläßlich sein würde, in absehbarer Zeit stattfinden wird, hält er mit Recht für fraglich. Bisjetzt sind, von den klimatischen Verhältnissen ganz abgesehen, die Zustände in Columbien noch derartige, daß, mit Ausnahme etwa der schmuzigen, anspruchslosen Italiener, die als Handwerker an vielen Orten ansässig sind oder als wandernde Krämer

das Land durchziehen, die Mehrzahl der eingewanderten Europäer sich nicht besonders wohl fühlen kann. An eine Masseneinwanderung deutscher Bauern darf, wie der Verfasser sagt und begründet, im Ernste nie gedacht werden; wol aber können unter günstigen Umständen geschickte Kaufleute, tüchtige Bergleute und Techniker, vielleicht auch vermögende Landwirthe hier ihr Glück machen und sich dabei große Verdienste um das Land erwerben.

3. Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Herzegowina. Von Moritz Hoernes. Mit 50 zum Theil nach Skizzen des Verfassers angefertigten Abbildungen und einer Karte. Wien, Graeser. 1888. Gr. 8. 6 M.

Es ist kein im gewöhnlichen Sinne des Worts unterhaltendes, wohl aber ein außerordentlich gehaltvolles Buch, das uns der gelehrte Verfasser des vorliegenden Werks als eine Nebenfrucht seiner archäologischen Forschungsreisen nach Bosnien und der Herzegowina darbietet. Unter den „politischen Versuchsstationen" auf der Balkanhalbinsel darf die jüngste dieser Schöpfungen, das sogenannte österreichische Occupationsgebiet, heute ein ganz besonderes Interesse beanspruchen. Auf dem von den letzten heißen Kämpfen noch nachzitternden Boden des neuen Occupationsgebiets stellten sich der eingreifenden Macht Hindernisse entgegen, die von vornherein jede Möglichkeit eines erfolgreichen Vorgehens auszuschließen schienen. Wir lernen diese Hindernisse aus den trefflichen, das feinste Verständniß für die Natur des Landes und Volks verrathenden Schilderungen des Hoernes'schen Buchs zur Genüge kennen: die herben, jedem Culturfortschritt abholden Volkselemente, mit denen freilich jeder Beherrscher eines südslawischen Landes zu rechnen hat, die aber in dem seit Jahrhunderten von separatistischen Vorstellungen erfüllten Bosnien und in den orthodoxen Theilen der Herzegowina sich zu ganz besonders feindseliger Schroffheit entwickelt hatten; den passiven Widerstand des türkischen Beamtenthums und des eingeborenen Adels, der als solcher factisch aufgelöst und zu einer Kaste reicher Grundbesitzer herabgedrückt wurde; das schwierige Nebeneinander der drei bis dahin noch nie gleichberechtigt gewesenen Confessionen; die jammervolle Armuth der niedern Volksklassen, namentlich der katholischen Landbevölkerung, bei der die Versuche einer Abhülfe nur gar zu oft an der stumpfsinnigen Bedürfnißlosigkeit und der physischen Abhärtung des durch langen Druck heruntergekommenen Geschlechts scheiterten. Rechnet man zu alle diesem noch die elende wirthschaftliche Lage des systematisch ausgesogenen Landes, das gänzliche Darniederliegen von Handel und Gewerbe, von Ackerbau und Viehzucht; die Verwüstung und Verödung ganzer Landesstrecken infolge der Insurrectionskämpfe, endlich den für die türkische Herrschaft charakteristischen Verfall der wenigen überhaupt vorhandenen Verkehrswege, so wird es allerdings begreiflich, daß auf die erste Begeisterung, mit der optimistische Politiker die Uebernahme der „neuen Culturmission" seitens Oesterreich-Ungarns begrüßt hatten, gar bald ein entschiedener Rückschlag folgte. Die bulgarische Frage lenkte glücklicherweise die Aufmerksamkeit allmählich ganz von dem Stande der Dinge im Occupationsgebiete ab. Unbeirrt und ungehindert konnte die österreichisch-ungarische Verwaltung ihre als richtig erkannte Taktik vorsichtiger Zurückhaltung und maßvollen Auftretens weiter verfolgen. Langsam und unter beständiger Rücksichtnahme auf das zähe Material und die äußerst beschränkten Mittel, mit denen sie arbeiten mußte, bahnte sie die geistige und materielle Entwickelung des „unter den gleichen Naturbedingungen gleich fruchtbaren und gleich furchtbaren Landes und Volks" an. Und wenn sie heute mit stolzer Genugthuung auf das erste Jahrzehnt ihrer Wirksamkeit zurückblickt, das durch den jüngst stattgehabten Besuch des Kronprinzenpaars einen glänzenden Abschluß gefunden hat, so ist sie dazu wohl berechtigt. Hat sie doch in dem endlich aus seiner unfruchtbaren Sonderstellung erlösten und mit Dalmatien wieder zu einem Culturgebiete vereinten dinarischen Alpenlande einen neuen Vorposten abendländischer Civilisation geschaffen, der ohne Frage schon jetzt auf festern Füßen steht, als die von beständigen innern Kämpfen erschütterten serbischen, rumänischen und bulgarischen Staaten, trotz ihres eifrig und mit verhängnißvoller Hast angestrebten modern-occidentalen Zuschnitts. Daß es hier, wie dort, noch unsäglich viel zu thun gibt, daß es einstweilen, in Bosnien namentlich, fast allein die Bevölkerung der großen Städte ist, bei der die Regierung auf ein gewisses Verständniß und auf Dank für ihre Bemühungen zählen darf, darüber lassen uns des Verfassers Schilderungen nicht im Zweifel. Der starre Felsboden im unwirthlichsten Karstgebiete der dinarischen Alpen kann für das Samenkorn des Landmanns nicht weniger empfänglich sein, als es heute noch die Mehrzahl des bosnischen Volks für die Segnungen der Civilisation ist, die ihm in Gestalt von Eisenbahn und Telegraphen, von Straßenbauten und Bodenmeliorationen, von Schulen, Wohlthätigkeitsanstalten u. s. w. dargeboten werden. Was der Verfasser gelegentlich über seine Reiseerlebnisse berichtet, läßt allerdings auch in anderer Weise eine bedenklich tiefe Stufe der Cultur erkennen. Es gehört wahrlich der ganze Eifer des archäologischen Forschers und der „culturhistorische Blick" dazu, mit dem, wie der Verfasser sagt, die heutige Landschaft und ihre lebenden Bewohner allein betrachtet werden dürfen, um in solcher Umgebung nicht den Glauben an die große, heldenhafte Vergangenheit des Volks zugleich mit der Hoffnung auf eine glücklichere Zukunft für dasselbe zu verlieren. Auf den Leser des Buchs, dem die meisterhaft gezeichneten Landschaftsbilder, die Schilderungen der ebenso großartigen wie contrastreichen Gebirgsnatur das bosnisch-herzegowinische Land als ein außerordentlich anziehendes und lockendes Reisegebiet erscheinen lassen, wirken jene „Culturbilder" begreiflicher Weise stark abkühlend.

4. Das Meer. Von M. J. Schleiden. Dritte Auflage, unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten bearbeitet und herausgegeben von Ernst Voges. Mit dem Porträt Schleiden's in Lichtdruck, 12 farbigen Tafeln und Vollbildern, über 300 Holzschnitten und einer Karte. Braunschweig, Salle. 1888. Lex.-8. 15 M.

Gegenüber dem üblichen Verfahren auf dem Gebiete der Kunst ist es eine wohlthuende Erscheinung, daß in den Kreisen der Wissenschaft das Andenken der gelehrten Vorgänger immer noch mit Liebe gepflegt wird. Man läßt hier den Männern der alten Schule, die mit ihren Ansichten und Leistungen vielfach weit entschiedener einen „überwundenen Standpunkt" vertreten, als die der Geschmacksrichtung des Tages nicht entsprechenden ältern Künstler, ihren Ruhm als Forscher und Bahnbrecher unverkürzt. Und wenn man auch veranlaßt ist, einen großen Theil ihrer streng wissenschaftlichen Arbeiten nur mehr vom historischen Standpunkte aus zu betrachten, so bemüht man sich dagegen neidlos, ihre einst gefeierten populären Schriften mit den durch die Fortschritte der Wissenschaft bedingten Aenderungen zu versehen und so dem Volke zu erhalten. Ein solches Bemühen, und zwar ein vom schönsten Erfolge gekröntes, ist die von Dr. Ernst Voges besorgte neue Ausgabe von Schleiden's „Meer". Wer da weiß, wie viel schwerer es unter Umständen sein kann, eine vorhandene Arbeit vorsichtig zu verbessern und zu ergänzen, als etwas Neues zu schaffen, und wer daneben noch der genußreichen Stunden sich erinnert, die ihm die Lektüre des prächtigen Buchs seinerzeit bereitet hat, der wird dem Herausgeber dieser dritten Auflage doppelt dankbar sein für die liebevolle Sorgfalt, mit der er von dem ursprünglichen Texte soviel als irgend möglich bewahrt und unverändert gelassen, für das feine Verständniß, mit dem er die reiche Fülle des neu Hinzukommenden dem Charakter des Werks angepaßt hat. So ist dem Buche fast durchweg jener eigenartig fesselnde Reiz erhalten geblieben, der Schleiden's Schriften auszeichnete; ein Reiz, der ebenso wol in dem interessanten und stets auf das glücklichste gruppirten Inhalt, wie in der klaren, anmuthigen und anregenden Schreibweise zu suchen sein dürfte. Daß es eine sehr schwierige Aufgabe gewesen ist, der sich Dr. Voges mit dieser Bearbeitung unterzogen hat, darüber kann niemand im Zweifel sein, der auch nur eine Ahnung von dem ungeheuern Fortschritte hat, den die wissenschaftliche Meeresforschung gerade innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte gemacht hat. Was im Anfange der sechziger Jahre, als Schleiden den Plan zu seinem Werke über „Das Meer" faßte, nur eine Liebhaberei einzelner Gelehrten war, die Beschäftigung mit Flora und Fauna der Tiefen, das ist allmählich zu einer eigenen wissenschaftlichen Disciplin, zur Tiefseeforschung, geworden. Was im Dienste dieser neuen Wissenschaft durch Expeditionen, zoologische Institute an den Meeresküsten, durch unablässige Forschung geleistet worden ist, wie dabei noch andere verwandte Wissenszweige gefördert wurden, wie allmählich die maritime Meteorologie sich ausgebildet und Seewarten und hydrographische Aemter ins Leben gerufen hat: das alles gehört zur Geschichte des Meeres in den letzten zwanzig Jahren und mußte, wenn auch zum Theil nur kurz andeutend, dem Schleiden'schen Buche eingefügt werden. So kann dasselbe zur Stunde mit Fug und Recht als ein Handbuch der Meereskunde bezeichnet werden, ohne daß es deshalb im wesentlichen etwas von seinem Charakter als Unterhaltungsbuch eingebüßt hätte. Die außerordentlich große Zahl trefflicher Abbildungen erhöht noch seinen Werth.

E. Erman.

Zola's keuscher Roman.

Der Traum. Von Emile Zola. Deutsch von Alfred Ruhemann. Einzig autorisirte deutsche Ausgabe. Berlin, S. Fischer. 1889. 8. 5 M.

Die Zola'sche Manier hat einen wunderbaren Läuterungsproceß vollzogen. Gefiel sie sich bislang in einem bewußtlosen Ueberschreiten der Schönheitslinie und einem kecken Ueberspringen der Grenzen des Schicklichen; verlor sie sich nur zu oft mit oder wider Absicht in den bizarren Irrgärten der Häßlichkeit, um je zuweilen mit besonderer Wohl- und Selbstgefälligkeit im schwülen Pfuhle des Obscönen sich zu sonnen selbst auf die Gefahr hin, in dem Schlamme der Gemeinheit zu versinken: so ist dem vorliegenden Buche das Zeugniß auszustellen, daß seine Seiten auch nicht ein leisester Schatten des Anstößigen trübt, daß sich Sprache und Stil in den Schranken des feinsten literarischen Anstandes halten und sämmtliche Charaktere Muster makelloser Keuschheit sind. Nicht, daß auch hier nicht einzelne Scenen hinter oder unter den Coulissen spielten, welche in der Phantasie bedenkliche Bilder wecken, aber der Dichter weiß einen so frommen Schleier um dieselben auszubreiten, daß das sittliche Bewußtsein kaum berührt wird; nicht, daß auch hier der Dichter nicht einige zugespitzte Situationen wagte, aber seine Kunst und sein Wille wissen die verfängliche Verknüpfung so geschickt zu lösen, daß selbst der härteste Sittenrichter sein all right nicht versagen kann. Die Handlung des Romans ist ungemein einfach. Der Sohn eines Kirchenfürsten — die legitime Abkunft steht außer Frage, da der Fürst erst nach dem Tode seiner Gemahlin den geistlichen Beruf gewählt — verliebt sich in eine Meßgewandstickerin, die Adoptivtochter des Meßgewandstickers an der Kathedrale von Beaumont. Diese Liebe, ihr erstes träumerisches, unbewußtes Regen, ihr stilles Erwachen und endliches Aufflammen zur verzehrenden Leidenschaft bildet das Hauptmotiv der Erzäh-

lung und bleibt von Anfang bis zum Schluß im Brennpunkte des Interesses. So ist der Aufbau von so außerordentlicher Einfachheit, wie der Boden, auf welchem sich die Handlung abspielt, aufs engste umschlossen bleibt. Das Haus des Gewandstickers und der anstoßende Garten des Prälaten bilden ausschließlich die Decoration. Aber diese ist mit jener glänzenden Kleinmalerei ausgeführt, welche unserm jüngsten Deutschland so unheilvoll den Kopf verrückte. Schade nur, daß sich der feinere Zauber der Sprache in der deutschen Uebersetzung merklich verliert. Mit jener im vorliegenden Buche der Vollendung nahen Wiedergabe der äußern, sinnlichen Welt geht eine nicht minder hochgradige Kunst der Schilderung seelischer Zustände Hand in Hand. Der Charakter der Angélique bedeutet in der Feinheit und Zartheit seiner Anlage und Schattirung einen Höhepunkt der modernen Kunst überhaupt. Freilich hat er keinen kleinen Stich ins Transscendent-Mystische, Engelhaft-Aetherische: daher der Name Angélique. Die Figur ist die heilige Gegenfüßlerin Nana's. Man möchte an eine Art muthwilligen Komödienspiels der Zola'schen Muse denken, wenn nicht jedes Wort ersichtlich aus dem von seinem Vorwurfe und seinen Gestalten aufs tiefste erfüllten und von ihren Geschicken auf das lebendigste bewegten Herzen eines ganzen Dichters käme; denn daß der Adelsbrief eines solchen Emile Zola vor vielen zutheil geworden, kann nur Narrheit oder Schelsucht leugnen. Nein, es ist keine Maskerade, in welcher er diesmal sich gefiel, es ist nur eine neue Seite seiner reichen Dichternatur, die diesmal in Erscheinung tritt. Freilich fehlt ihr, um ganz gerecht zu sein, das Originelle. Er hat sich hier auf einen Boden begeben, auf den ihm andere folgen, auf dem andere mit ihm ringen können. Manche verwandte Seelenschilderungen wird man bei Lamartine, bei George Sand reichlich ebenso trefflich finden. Dabei ist die Figur des jungen Fürsten lediglich Alltagsarbeit, ein Phantasieproduct ohne Fleisch und Blut trotz der klangvollen schwärmerischen, einmal übrigens völlig ins Lächerliche sich verlaufenden Declamationen, in welchen seine Liebe sich ergießt. In andern Partien hinwieder offenbart sich die alte, unkünstlerisch im breiten sich verlierende Marotte, die scheinbar die unheilbarste künstlerische Schwäche des Zolaismus bleibt. Ich erinnere nur an die letzte Oelung, sonst eine der besten Scenen des durch Scenenreichthum nicht eben hervorragenden Buchs, deren Einzelheiten nur zur höhern Glorificirung der Sterbenden unerträglich breit getreten werden. Daß dabei ihre Nasenflügel wenig anschaulich mit zwei weißen Rosenblättchen verglichen werden, ganz wie das zwischen zwei Gegenpfeiler in die Seite der Kathedrale eingeklemmte Haus ihrer Pflegeältern auf Seite 6 mit „einer Warze zwischen zwei Zehen eines Riesen" in Vergleich gezogen wird, diese Angaben mögen zugleich zur Charakteristik des Zola'schen Gleichnisses dienen. Aber dem sei wie ihm wolle. Seine Kunst, die so oft der poetischen Schilderung (ich sage absichtlich nicht: Verherrlichung) des Lasters ihre reichen Kräfte lieh, hat sich dieses mal das reinere Ziel gestellt, das Erdenwallen einer Unschuld zu verklären; einer Unschuld, die freilich in sehr reiner, von Weihrauch gesättigter Atmosphäre ihre jungfräuliche Blüte entfaltet, an welche aber gleichwol die Verführung in ihrer reizendsten Gestalt herantritt, ohne den Sieg zu gewinnen. Das ist die Predigt des neuesten Zola'schen Romans, und mancher seiner Feinde wird fragen: „Wie kommt Saul unter die Propheten? Timeo Danaos . . ." und mancher seiner Freunde wird mit Enttäuschung vielleicht klagen: Si tacuisses, philosophus mansisses. Freilich macht es uns der Dichter selbst einigermaßen schwer, an den Ernst seiner Predigt und die Realität seiner Hauptfigur zu glauben, da er ihr eine beinahe legendarische Weltflüchtigkeit verleiht und sie in der Traumseligkeit ihres Wesens fast zu einer überirdischen Erscheinung wird. Und so auch verklingt das Ende fast wie der Schluß einer frommen, von Engeln hinausgeführten Legende, wenn die Gestalt Angélique's „wie ein Lichtbild" entschwebt, um „vom Unsichtbaren zum Unsichtbaren" zurückzukehren:

> Die Orgel erklang noch lauter, die Glocken tönten zusammen, und das Volk jauchzte dem Liebesbunde zu, der unter der Glorie der Frühlingssonne auf der Schwelle der geheimnißvollen Kirche vor seinen Augen sichtbar ward. Angélique schwebte glücklich und in unschuldvoller Reine aus dem Dunkel der romanischen Kapelle zum Strahlenkranze der gothischen Wölbungen in die Verwirklichung ihres Traumes hinüber, von den Resten verblichenen Goldes und todter Malereien zum lebendigen Paradies der Legenden empor. Félicien hielt nur noch ein süßes, zartes Etwas in den Armen, das aus Spitzen und Perlen bestehende Hochzeitskleid, diese Handvoll leichten, noch warmen Gefieders. Schon längst wußte er, daß er nur einen Schatten noch sein eigen nannte. Die vom Unsichtbaren gekommene Erscheinung kehrte zum Unsichtbaren zurück. Es war nur ein Lichtbild gewesen, welches erlosch, nachdem es eine Einbildung geschaffen hatte. Alles ist nur ein Traum. Auf dem Gipfel des Glückes angelangt, entschwand Angélique unter dem flüchtigen Hauche eines Kusses.

Noch ein Wort über die Uebersetzung. Sie ist nicht frei von Ungeschicklichkeiten. Man vergleiche S. 49: „Auch bildet die Furcht der Frau die Weisheit der männlichen Heiligen"; Original: „Aussi la peur de la femme est-elle la sagesse des saints". S. 50, 51: „Unter allen diesen Heiligen hatte Angélique ihre Lieblinge, deren Lehren ihr bis ins innerste Herz drangen und nach denen sie sich besserte"; Original: „qui la touchaient au point de la corriger". S. 53: „Agnes war die Hüterin des Körpers von Angélique"; Original: — „la gardienne de son corps". S. 361: „Abt Cornille . . . sprach die Ermahnung mit Worten eines Freundes"; Original: — „fit l'exhortation d'une voix amie". Andere Mängel entstehen durch ein zu wörtliches Uebersetzen. S. 148, Original: „Pourquoi se déranger"? „Warum sich aus der Ordnung bringen?" Und ebendort: „Tienette, bedanke dich, du großes Thier!" So wird „grande bête" verdeutscht. Der Wortsinn deckt sich nicht immer mit dem Gedankensinn in zwei verschiedenen Idiomen. Diese Weisheit zählt ja zum A-b-c der Uebersetzungskunst. Gleichwol wollen wir nicht von dieser neuesten Zola'schen Dichtung

scheiden, ohne noch einen Beleg gegeben zu haben, wie auch in der deutschen Uebersetzung die Anmuth seiner Sprache sich geltend zu machen weiß. Ich wähle einen Abschnitt aus der Scene, in welcher der junge Fürst Angélique zur Flucht verleiten will (S. 317):

Sie wollen mich doch nicht zwingen, mich dort hinunterzustürzen.... O hören Sie, begreifen Sie, was um mich her lebt. Schon seit Langem sprechen die Dinge zu mir, ich höre Stimmen, und noch nie haben sie so vernehmlich gesprochen.... Still! Das ganze Marienfeld ermuthigt mich, nicht Ihr und mein Leben durch meine Hingabe gegen den Willen Ihres Vaters zu zerstören. Diese singende Stimme dort, das ist die der Chevrotte, sie klingt so klar und frisch, so klar und frisch, mir scheint, sie ist mit ihrer krystallenen Reinheit in mein Inneres eingezogen. Dieses sanfte, tiefe Summen wie aus einem Volkshaufen, entstammt dem gesammten Boden dort unten, die Gräser, die Bäume, das ganze friedfertige Leben in diesem geheiligten Winkel arbeitet mit an dem Frieden meiner eigenen Seele. Und von weither klingen die Stimmen herüber, von den Ulmen des bischöflichen Gartens, von dem gesammten Horizont voll Zweige, deren kleinster ein Interesse an meinem Siege hat.... Hören Sie diese mächtige gebietende Stimme! Sie gehört meiner alten Freundin, der Kathedrale, die mich aufgezogen und allmählich über mich gewacht hat. Ein jeder ihrer Steine, die Säulchen ihrer Fenster, die Glockenthürmchen über den Gegenpfeilern, die Schwibbögen der Apsis murmeln etwas mir Unterscheidliches (!), eine mir verständliche Sprache. Sie erzählen, daß selbst im Tode die Hoffnung nicht erlischt. Hat man sich gedemüthigt, so bleibt und siegt die Liebe.... Und horch! Aus den Lüften selbst drängt eine Offenbarung von sprechenden Wesen, dort schweben meine Genossinnen, die heiligen Jungfrauen unsichtbar um mich her. Hören Sie, hören Sie!

Aber man erkennt, daß auch hier der deutschen Sprache die Möglichkeit bleibt, das Original noch wirkungsvoller nachzuformen.

Adalbert Schroeter-Göttingen.

Kuno Fischer's neueste Schriften.

1. Die Schicksale der Universität Heidelberg. Festrede zur fünfhundertjährigen Jubelfeier der Ruprecht-Karls-Hochschule zu Heidelberg von Kuno Fischer. Dritte Ausgabe. Heidelberg, C. Winter. 1888. 8. 2 M.

In kurzen Zügen, welche die entscheidenden Momente stark herausheben, mit einer theilweise glänzenden Rhetorik schildert Kuno Fischer in seiner Festrede die wechselvollen Schicksale der heidelberger Hochschule. Unter den Kämpfen des römischen und französischen Papstthums entstanden, entwickelte sie sich im Gegensatze zu der alten scholastischen Richtung zunächst im Geiste des Nominalismus. Lange hielt sie diese Richtung fest als Hort der Kirche, nahm an den beiden wichtigsten Concilen des 15. Jahrhunderts theil, bis endlich auch für sie mit dem Durchbruche der Alterthumsstudien die neue Zeit anhob. Von den reformatorischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts wurde sie erst nur berührt, dann tiefer erfaßt, zuletzt völlig durchdrungen, auch von ihren Gegensätzen: sie wird die Hochburg des Calvinismus, Heidelberg das deutsche Genf. Der Dreißigjährige Krieg bringt auch ihr den Untergang, die kostbare Bibliothek wandert nach dem Vatican, „die Jahre von 1630—1652 sind in ihrer Geschichte ein Hiatus". Erst nach dem Frieden erwuchs sie zu neuem Leben. Aber Schweres war ihr noch aufbehalten: die Verwüstung der Pfalz, der Anheimfall an die Jesuiten und Lazaristen im Jahrhunderte Voltaire's. Im Jahre 1803, nunmehr als badische Universität, feiert sie ihre zweite Auferstehung und wird wieder eine deutsche Hochschule, die Trägerin deutscher Cultur. — Es ist ein reiches Bild, das hier sich aufrollt, und Fischer hat nicht nur von den pfälzischen Herrschern und den Gelehrten, die für Heidelberg Bedeutung gewinnen, Bericht gegeben, sondern er hält den Blick zugleich auf die Entwickelung des deutschen Lebens gerichtet und zeigt, wie hier eins am andern hängt.

2. Ueber die menschliche Freiheit. Prorectoratsrede von Kuno Fischer. Zweite Auflage. Heidelberg, C. Winter. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Die Frage nach der menschlichen Freiheit ist eins der tiefsten Probleme, an dessen Lösung der menschliche Geist sich müde gerungen. Aber, so führt Fischer in seiner schönen kleinen Schrift aus: es kommt auf die richtige Fragestellung an. Was ist denn unter „Freiheit" zu verstehen? Die Freiheit des Könnens ist uns bedingt durch unsere ganze Naturanlage, die des Dürfens durch Gesetz und Recht. Die Freiheit des Geistes hängt ab von unserer ganzen Entwickelung und die Wahlfreiheit von unserer Einsicht. Einen Indifferenzpunkt des Willens gibt es nicht, die Motive, unter denen wir zu wählen hätten, haben in Wahrheit die Wahl schon hinter sich. Somit, wenn auf diesen Gebieten des menschlichen Wollens die Frage aufgeworfen wird: „Determinirt oder nicht?" so lautet die Antwort: „Determinirt!" Etwas aber im Menschen gibt es, das von können und dürfen unabhängig ist, das ist sein Charakter. Ließe sich in unserm Bewußtsein eine Stimme nachweisen, die uns sagte, daß unser Charakter unser eigen Werk und somit der Aenderung aus freier Willensbestimmung fähig wäre, so wäre in diesem Punkte die menschliche Freiheit erwiesen. Es wären dann unsere Handlungen, als aus unserm Charakter fließend, nothwendig, zugleich aber, da der Charakter ein Werk unsers Willens wäre, frei. Und diese Stimme ist vorhanden: es ist das Gewissen, das uns zuruft: „Diese schlimme Handlung ist, wie du bist, ganz deine Art, nothwendig, da du bist wie du bist, während du anders sein könntest und solltest." Unsere Handlungen sind zugleich nothwendig, denn sie sind determiniert und frei, denn sie sind verschuldet. In der Kant'schen Lehre vom intelligiblen und natürlichen Charakter ist die Frage der Freiheit zum ersten mal in ihrer wahren Bedeutung erkannt worden. Auf den

Glauben an diese Umwandlung des Willens gründet sich das Christenthum. Der Buddhismus verneint das Leben, weil er nicht daran glaubt. Diese Umwandlung ist das Ziel des Lebens, das „stirb und werde", wie der Dichter sagt.

3. Goethe's Iphigenie. Festvortrag, gehalten in Weimar, den 26. Mai 1888 bei der dritten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft von Kuno Fischer. Zweite Auflage. Heidelberg, C. Winter. 1888. 8. 1 M. 20 Pf.

Dieser Vortrag erscheint zugleich als erstes Heft von „Goethe-Schriften", welche der Verfasser in zwangloser Weise seiner Muße entsprechend fortzusetzen gedenkt. Das Schriftchen beschäftigt sich hauptsächlich mit dem religiösen Grundmotiv der „Iphigenie". Die Schuld des Tantalus, sagt Fischer, war Vermessenheit, sie wurde die Erbschuld des ganzen Geschlechts. Nur wer diese Vermessenheit ganz in sich getilgt und an ihre Stelle die himmlische Tugend der Gelassenheit in sein Herz aufgenommen, kann den Fluch lösen. Iphigenie glaubt sich gerettet, um die Retterin ihres Hauses zu werden, und diese ihre geheimnißvolle Sendung kann nur erfüllt werden, wenn sie die eigene Seele rein und schuldlos erhält. Es übertrug sich auf sie nicht die Schuld des Geschlechts, wohl aber das Schuldgefühl, und indem sie so in ihrer Seele Leiden durchlebt, an denen sie selbst unschuldig ist, entsühnt sie das Haus des Tantalus: ein stellvertretendes Leiden, nicht im Sinne des christlichen Mysteriums, sondern im echt menschlichen Sinne. In Orest faßt sich noch einmal der ganze Frevel der Tantaliden zusammen, in Iphigenie wird er entsühnt. Aber die Goethe'sche Iphigenie bezeichnet zugleich in Goethe's Leben einen andern Wendepunkt. „Ich dich ehren, wofür?" hatte der Goethe'sche Prometheus gerufen. In Weimar erfuhr der Dichter die innere Wandlung. „Mit den Göttern soll sich nicht messen der Mensch", antwortet der Dichter sich selbst, und „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut", wird die Schranke, in der sich das titanische Ringen bescheiden muß.

Heinrich Löbner.

Feuilleton.

Ausländische Urtheile über neue Erscheinungen der deutschen Literatur.

Wie wir in Nr. 19 d. Bl. das günstige Urtheil der „Revista Contemporanea" über Dr. Theodor Piderit's „Mimik und Physiognomik" in Anlaß der nach der zweiten neubearbeiteten Auflage des Buchs veranstalteten französischen Uebersetzung A. Girot's (Paris, Felix Alcan, 1888) bringen konnten, so sehen wir gegenwärtig, daß das in der Nr. 29 d. Bl. von 1886 von uns in seinem Werthe voll gewürdigte Werk auch in Frankreich der gebührenden Anerkennung nicht entbehrt hat. Die „Revue scientifique" weist ganz, wie wir es gethan, auf die vorzügliche Anleitung hin, die es Malern und Bildhauern zur Ausprägung der charakteristischen Gesichtszüge gewähren könnte. Die „Annales de philosophie chrétienne" wenden auf das Buch das Wort Montaigne's an: „livre de bonne foy", „von dem die solchen Studien so gewöhnlich beiwohnende Charlatanerie völlig ausgeschlossen ist". „L'Université" bezeichnet es als „eine wahrhaft classische Arbeit" und erkennt dem Uebersetzer „ein wahrhaftes Verdienst um die Kunst und Wissenschaft in Frankreich" zu. Die „Bibliographie catholique" erklärt, „daß bis hierzu niemand diese anziehende Frage so methodisch, so glücklich und so einfach klargelegt habe, ein Lob, das nicht einem Deutschen zu Liebe ausgesprochen ist". „Le Temps" hält dafür, daß Künstler wie Philosophen es mit gleichem Interesse lesen werden, und die „Revue critique" läßt in ihrem Urtheil erkennen, daß schon vor der Uebersetzung Piderit's Buch in Frankreich sich Achtung und Aufmerksamkeit erworben hatte.

— Zur Eröffnung eines neuen Circus in Paris am 10. October wurde Schopenhauer hinsichtlich seiner Weiberfeindschaft Mittelpunkt einer Pantomime. Das Textbuch derselben, „Lulu" von Félicien Champsaur, mit einer Vorrede von Arsène Houssaye versehen (Paris, Dentu [!]), läßt an Geschmacklosigkeit nichts zu wünschen. Eine Circusleitung ist freilich an sich kein Gradmesser für den literarischen Anstand eines Volks; wäre der Name Schopenhauer dem Publikum aber völlig fremd, so hätte er nicht als Zugstück dienen können. Und dieser Umstand rechtfertigt die Erwähnung des Falles an dieser Stelle.

Bibliographie.

Der Bacillus. Eine Humoreske für Ärzte und sonstige Liebhaber von Thomas Diasorius. Stuttgart, Lutz. 8. 1 M.

Bauermeister, W., Zur Philosophie des bewussten Geistes. Eine Entwickelung des Gottesbegriffes aus der Geschichte der Religion und Philosophie. 1ste Abth. Die Hypothese. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3 M.

Cron, Clara, Im Hause des Herrn Geheimrat. Erzählung für die Mädchenwelt. Berlin, Neufeld u. Mehring. 8. 4 M.

Dahn, F., Kleine Romane aus der Völkerwanderung. 6ter Bd.: Attila. Historischer Roman. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 7 M.

Ebensee, O., Frühe Gräber. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 8. 3 M.

Frank, V., Russische Selbsterzeugnisse. I. Russisches Christenthum. Dargestellt nach russischen Angaben. Paderborn, F. Schöningh. 1889. Gr. 8. 5 M.

Friedmann, A., Lieder des Herzens. Berlin, Rosenbaum u. Hart. 1889. 12. 3 M.

Gabelli, A., Rom und die Römer. Aus dem Italienischen übersetzt von R. Lange. Neuhaldensleben, Besser's Nachf. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Harden, M., Berlin als Theaterhauptstadt. Berlin, F. u. P. Lehmann. 8. 1 M.

Kaufmann, D., Zur Geschichte jüdischer Familien. I. Wien, F. Beck. Gr. 8. 4 M.

Lage, Bertha von der, Kaiserin Friedrich und ihr Wirken für Vaterland und Volk. Gera, Th. Hofmann. Gr. 8. 75 Pf.

Langhard, J., Die Glaubens- und Kultusfreiheit nach schweizerischem Bundesrecht. Bern, Wyss. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Mendès, C., Die erste Geliebte. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von A. Schwarz. Budapest, Grimm. 8. 1 M.

Meyer, W. A., Sein und Schein. Gedichte. Heidelberg, Petters. 12. 1 M. 50 Pf.

Pasig, P. R., Am Nil. Bilder und Skizzen aus dem Pharaonenlande. Mit 6 Illustrationen. Zürich, Schröter u. Meyer. Gr. 8. 4 M.

Rothe's, J., Chronik von Thüringen. Bearbeitet und herausgegeben von E. Fritsche. 1ste Lfg. Eisenach, Bacmeister. 8. 40 Pf.

Schmaltz, R., Deutsches Brautwerben. Eine Polterabend-Dichtung. Berlin, Th. Ch. F. Enslin. 8. 1 M.

Schmitz, J. P., Ein altdeutsches Frühlingsfest. 2ter Tl. Das Sonnenrad. Eine culturhistorische Studie. Montabaur. 4. 1 M. 20 Pf.

Siegert, G., Kriemhild's Rache. Tragödie. München, J. A. Finsterlin. 8. 1 M.

Simon, E., Geschichte des Fürsten Bismarck (1847—1887). Autorisirte Uebersetzung von O. T. Alexander. Mit erläuternden Anmerkungen und einem Personen- und Sach-Register. Berlin, C. Ulrich u. Comp. Gr. 8. 5 M.

Stevens, T., Um die Erde auf dem Zweirad. Bearbeitet nach dem Englischen durch F. M. Schröter. Von Teheran nach Jokohama. Mit Titelbild und 67 Abbildungen im Text. Leipzig, Hirt u. Sohn. Gr. 8. 8 M. 50 Pf.

Stöpel, F., Die soziale Frage. Neue Ideen zur Lösung derselben. Berlin, C. Ulrich u. Comp. Gr. 8. 3 M.

Uhlirz, K., Geschichte des Erzbisthums Magdeburg unter den Kaisern aus sächsischem Hause. Magdeburg, Neumann. 1887. Gr. 8. 4 M.

Wippermann, A., Johann August Köhler, K. S. Schulrat und Seminardirektor zu Grimma. Ein Lebensbild. Grimma, Gensel. 8. 1 M. 20 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung" bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Fünf Jahre in Ostafrika.

Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa.

Von **Antonio Cecchi.**

Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von **M. Rumbauer.**

Mit über 100 Abbildungen und einer Karte.

8. Geh. 15 M. Geb. 17 M.

Die vorliegende deutsche Ausgabe des berühmten italienischen Reisewerks verdient besondere Beachtung. Einerseits sind die geographischen Resultate der Reise in den durch ihre Natur und Geschichte ausgezeichneten, auch colonialpolitisch hochwichtigen Ländern des alten Aethiopischen Reichs von hoher Bedeutung und fesseln durch ihre allgemeinverständliche plastische Schilderung. Andererseits enthalten die persönlichen Erlebnisse des kühnen Forschers so viel des Tragischen, dass das Buch auch von dieser Seite aus hohes Interesse erweckt. Dasselbe gehört nach dem „Globus" zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiseliteratur erschienen ist.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. In drei Abtheilungen. 13. Auflage. 8. Cart. 8 M. Geb. 9 M.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Mittelmeer.

Von Amand Freiherrn von Schweiger-Lerchenfeld.

Mit 55 Illustrationen und einer Karte. Gr. 8. (XII u. 316 S.) **In zwei sonst gleichen Ausgaben zu demselben Preise:** 1. als Bestandtheil unserer „Illustrierten Bibliothek der Länder- und Völkerkunde". 2. unabhängig von der „Illustrierten Bibliothek", in besonderem Umschlag und Einband jeweils M. 6; geb. M. 8.

Inhalt: **I. Physikalische Verhältnisse. — II. Völkerbewegungen. — III. Die heutigen Völker am Mittelmeer.** 1. Mittelländer. A. Der baskische Stamm. B. Der hamito-semitische Stamm. C. Der indo-germanische Stamm. 2. Hochasiatische Rasse. — **IV. Charakterlandschaften.** 1. Die europäischen Küsten. 2. Die asiatischen Küsten. 3. Die afrikanischen Küsten. — **V. Handel und Verkehr.**

Für Kinder genügt ¼—½, für Erwachs. ½—1 **Tam.-Confitüre.** In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf.,** Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien

Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende

Confiture laxative

von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.

Allein ächt.

Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Siebente Auflage.

8. Geh. 3 M. Geb. m. G. 4 M.

Das von dem berühmten deutschen Gelehrten Professor Max Müller in Oxford herausgegebene Buch, eine geist- und seelenvolle Novellendichtung, empfiehlt sich zu einer passenden Gabe für die gebildete Frauenwelt.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur.

Von

David Cassel.

8. Geh. 10 M. Geb. 11 M. 50 Pf.

Dieses Werk ist jedem zu empfehlen, der sich über jüdische Geschichte und Literatur belehren will.

Soeben erschien:

BROCKHAUS' Kleines Conversations-Lexikon.

4. Auflage.

Neue durchgesehene Ausgabe.

Mit Karten und Abbildungen auf 98 Tafeln, darunter 13 Chromotafeln.

2 Halbfranzbände: 18 Mark.

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.

Das schönste Geschenk ist und bleibt eine selbstthätige **Zimmerfontaine** von **Louis Heinrici** Zwickau i/S. Man verlange Katalog!

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 48. — 29. November 1888.

Das Neueste aus Leopold von Ranke's Nachlaß.

Abhandlungen und Versuche. Von Leopold von Ranke. Neue Sammlung. Herausgegeben von Alfred Dove und Theodor Wiedemann. Leipzig, Duncker u. Humblot. 1888. Gr. 8. 10 M.

Kaum ein anderer Band der „Sämmtlichen Werke" Leopold von Ranke's, auch nicht seine „Weltgeschichte", ist so geeignet, das überaus reiche Geistesleben, die auf das Allgemeine gerichteten Bestrebungen der Geschichtsforschung des verewigten Großmeisters der Historik zu vergegenwärtigen, wie der eben erschienene neue Beitrag aus seinem literarischen Nachlasse. Der mannichfaltige Inhalt des vorliegenden Buchs setzt sich aus theils ungedruckten, theils früher veröffentlichten Aufsätzen zusammen, aus solchen, die Ranke selbst für eine neue oder erste Auflage zurückgelegt hatte, und aus solchen, die Gemeingut werden zu lassen sich erst die Herausgeber entschieden haben.

„Als ein ausdrücklich beschlossenes Vermächtniß des Meisters" werden die drei ersten Stücke der Sammlung bezeichnet, Abhandlungen, welche in den Jahren 1880—84 während der Ausarbeitung der „Weltgeschichte" entstanden sind und um ihres mehr literarhistorischen als quellenkritischen Gehaltes willen nicht den betreffenden Bänden beigefügt, sondern der Veröffentlichung an diesem Orte vorbehalten wurden. „Die Flutsage" nach den assyrischen Keilinschriften wird mit der hebräischen Ueberlieferung verglichen und der letztern „dem ganzen Sinne und Tone nach" der innere Vorzug und damit das höhere Alter zugeschrieben. Nach dem Hereinziehen der griechisch-römischen Flutsagen in die Untersuchung gelangt Ranke zum Ergebnisse, daß die selbständige Sagenbildung in den westlichen Gegenden durch ostsemitische Einflüsse umgestaltet worden, zuletzt aber, nach der augusteischen Zeit, die biblische Anschauung die Herrschaft gewonnen habe. Laut der Mittheilung des Herausgebers dieser Abschnitte, Dr. Th. Wiedemann's, des vertrautesten wissenschaftlichen Gehülfen Ranke's während seines letzten Jahrzehnts, beabsichtigte dieser seine Abhandlung noch einer endgültigen Redaction zu unterziehen, an der ihn der Tod gehindert hat. Während der Aufsatz „Paulus Diakonus" die poetisch-patriotischen Stellen in dessen Geschichte der Langobarden aus der sonstigen Compilationsarbeit dieses Schriftstellers ausscheidet und mit kritischen Bemerkungen begleitet, zeugen „Die Tragödien Seneca's", 1882 verfaßt, aber auf Jugendstudien zurückgreifend, ebenso wie die endlich nach 50 Jahren wieder veröffentlichte, schon im Prospecte zu den „Sämmtlichen Werken" in Sicht gestellte Abhandlung „Zur Geschichte der italienischen Poesie" von dem tiefen Eindringen Ranke's in die Literaturgeschichte. Man erinnert sich noch der Zeit, wol ein Menschenalter zurück, da gegen die Ranke'sche Geschichtsauffassung als eine angeblich nur die Haupt- und Staatsactionen berücksichtigende ein Vorzug der Schlosser-Gervinus'schen neben anderm in ihrer eingehenden Berücksichtigung der literarischen Bewegung der dargestellten Periode gefunden wurde. Hochanziehend ist es nun, aus den genannten Abhandlungen zu ersehen, wie vertraut Ranke mit dieser Bewegung gewesen. Durfte früher vermuthet werden, daß er ihre Darstellung einzig aus Gründen künstlerischen Maßhaltens nicht in den Kreis seiner Geschichtserzählung aufgenommen und, wie in der „Französischen Geschichte", wie vor allem in der „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation", sich darauf beschränkt habe, die Vertrautheit mit den literarischen Strömungen jener Tage nur anzudeuten, so lernen wir jetzt aus den ersten Worten des während eines halben Jahrhunderts in den Abhandlungen der berliner Akademie für die meisten doch unzugänglich gewesenen Aufsatzes den Grund jener Enthaltsamkeit in seiner großen Auffassung der Aufgabe und in seiner Bescheidenheit ihr gegenüber kennen. Da heißt es:

Heutzutage wird nicht leicht jemand eine Nation oder eine Zeit zu kennen glauben, wenn er nicht neben den Handlungen, die sich in Staat und Kirche, in Krieg und Frieden ereigneten, auch die, man darf wol sagen, unmittelbareren, von Bedingungen freiern Aeußerungen ihres Geistes in Literatur und Kunst erwogen hat. Dies ist nicht so schwer, wenn man Nationen betrachtet, deren Dasein sich dem Naturzustande nähert. . . .

Da aber, wo das Leben ist, wechseln die Weltalter. — Ich weiß nicht, ob irgend noch ein ander mal eine solche Umwandlung eintrat, in einer kurzen Periode so durchgreifend und vollständig, wie diejenige ist, welche das Mittelalter von der modernen Zeit trennt. Ein Gefühl derselben dringt sich bei der ersten Bekanntschaft auf. Je mehr man eingeht, desto deutlicher nimmt man eine andere Welt der Gedanken wahr, eine abweichende Form des Ausdrucks, einen verschiedenen Kreis und Zusammenhang jener geistigen Tendenzen, welche alle Hervorbringung beherrschen, einen andern Himmel, wenn wir so sagen dürfen, und eine andere Erde.

Es wäre unstreitig ein sehr würdiges und Ruhm versprechendes Unternehmen, diese Umwandlung allseitig und in ihrem innern Gange zu beobachten; allein in demselben Grade ist es auch schwierig und weitaussehend. Wer will es wagen, das Werden zu beschreiben? wer will den Quellen des geistigen Lebens und den geheimen Zuflüssen seines Stromes, den Lauf desselben entlang, nachforschen?

Zunächst mag es wol erlaubt sein, mit Beobachtungen, die man in einem beschränkteren Kreise, an einem einzelnen Zweige gemacht hat, hervorzutreten.

Mir ist es, als habe Ranke denn doch am Abende seines Wirkens die Summe stiller Forschung nach den Quellen jenes Geisteslebens seiner „Weltgeschichte", zumal dem ersten Bande, in großen Zügen einverleibt.

In der jetzt vergleichend zu genießenden gesonderten Behandlung zweier weit getrennter Entwickelungs- und Gattungsgebiete dichterischer Bewegung offenbart sich nun aufs klarste die Schlosser durchaus entgegengesetzte Stellung Ranke's zum Gegenstande seiner Forschung eben auch auf dem Boden literarischer Betrachtung. Auch hier ist es nicht die Kritik über höhern oder niedern Werth des Dichtwerks und der Dichter, woran es ihm gelegen, sondern der welthistorische Blick auf die Abwandlungen, welche der Stoff, einmal die alten Vorwürfe der griechischen Tragiker im Laufe der Zeit wie im Wechsel der mit ihnen sich beschäftigenden Völker, — dann die christliche Karlssage mit ihren Ausläufern von ihrer erstbekannten schriftlichen Feststellung an über die Luigi Pulci, Bojardo, Ariost, Berni, Tasso den Vater, Luigi Alamanni hin bis auf des erstern größern Sohn Torquato Tasso erfahren hat. Es ist die Betrachtung, wie die Menschheit, und in ihr das besondere Volk, als dessen Vertreter nur die Dichter erscheinen, in den einzelnen Momenten ihrer Culturentwickelung sich zu den ihr überkommenen Ideen gestellt hat, wie sie die in ihr gerade obwaltende Richtung dem ererbten Phantasiestoffe anzupassen gesucht und damit immer wieder einen neu befruchteten Keim künftiger Ideenreife der Nachwelt überliefert hat. Wie schält sich aber am Schlusse dieser wundervollen Untersuchung, unter diesen nur aufs allgemeine gerichteten Gesichtspunkten, die mit den Individuen scheinbar nichts zu schaffen haben, so fein ausgearbeitet die Persönlichkeit Torquato Tasso's heraus als des Mannes, der die verschiedenen Bestrebungen seines Zeitalters im rechten Augenblick aufs glücklichste in sich vereinigte!

Bei weitem nicht von gleicher Bedeutung wie diese beiden literargeschichtlichen Studien, aber doch sehr anziehend ist der Aufsatz „Zur Geschichte der italienischen Kunst", der, 1831 niedergeschrieben, 1878 in „Nord und Süd" zum größten Theile veröffentlicht worden, mir jedoch fremd geblieben ist, weil ich gerade in jenem Jahre den Spuren Ranke's vor den Kunststätten Italiens folgte. Fesselt es schon sehr, zu erfahren, wie dieser universale Geist auch diese Entwickelung angeschaut, wie dies und jenes Bild auf ihn gewirkt und wie vor allem die Idee, die er damals von der Entwickelung der italienischen Malerei sich gebildet, zu der heute in der Kunstwissenschaft geltenden sich verhalte, so hat er überdies mit dem Ausspruche recht, durch den er die Veröffentlichung vor sich und dem Publikum rechtfertigte, daß doch manches, Individuelles und Allgemeines, was er einst niedergeschrieben, noch nicht gesagt sei. Dem Herausgeber dieses Abschnitts, Dr. Wiedemann, danken wir es, daß er auch den Schluß von Tintoretto ab und die Reiseaufzeichnungen aus dem Jahre 1827 über die italienischen Bilder zu Dresden und Prag nicht vorenthalten hat.

Die Abschnitte IV, V und VIII, als streng quellenkritischen Charakters, übergehen wir für die Leser d. Bl., erkennen es verbindlich an, daß im neunten und zehnten Abschnitt die Lebensbeschreibungen Friedrich's II. und Friedrich Wilhelm's IV. aus der „Allgemeinen Deutschen Biographie" noch weitern Kreisen zugänglich geworden, weisen auf die schöne herzliche Aussprache Ranke's über das Verhältniß zu seinen Schülern hin, mit der er 1837 in der „Vorrede zu den Jahrbüchern des Deutschen Reichs unter dem Sächsischen Hause" den unvergeßlichen Georg Waitz in die wissenschaftliche Welt einführte, und bleiben voll herzlicher Freude vor dem zwölften Abschnitte stehen, in welchem Alfred Dove, soweit es ihm möglich gewesen, die von Ranke zu Beginn der Sitzungen der Historischen Commission in München gehaltenen Eröffnungsreden gesammelt hat.

Mit Interesse vergleichen wir jetzt die Anregungen, welche der große Geschichtsforscher in der vorberathenden Sitzung 1858 hatte laut werden lassen, mit dem heutigen Stande der Verwirklichung, die sie gefunden haben; wir folgen gespannt der in wenige Worte gefaßten feinen Charakteristik, welche Ranke in der ersten Plenarversammlung jedem einzelnen der anwesenden Mitglieder, fast lauter Größen auf dem Gebiete seiner eigenen Wissenschaft, zutheil werden ließ, so scharf sie zeichnend, daß uns jeder erkennbar wird: Jakob Grimm vor allen, Pertz; Lappenberg, Stälin; Hegel, Droysen; Waitz, Giesebrecht, von Sybel. Dann Häusser; wenn ich nicht irre, Wegele, von Löher, General von Spruner. — Bei der Gewohnheit, die Ranke nun annahm, alljährlich jeder Verhandlung voraus der seit der letzten Zusammenkunft aus dem engern

oder weitern Arbeitskreise Geschiedenen zu gedenken, gestaltet sich die Gesammtheit der Reden zu einem reizvollen Abschnitte der deutschen Historiographie unsers Jahrhunderts, bei dem wir schmerzlich bedauern müssen, daß von den Reden der Jahre 1860 und 1861 sich keine Aufzeichnungen erhalten haben. So fehlt der Nachruf an Dahlmann und der an Schlosser. Die Reihe der Würdigungen der verstorbenen Zeit- und Fachgenossen hebt an bei Karl Friedrich von Savigny; Loebell, Joh. Voigt, Jakob Grimm folgen; Joh. Friedrich Böhmer erfährt wiederholt liebevoll eingehende Behandlung, ebenso Lappenberg; dann Häusser, Wilhelm Wackernagel, Köpke und Jaffé, Gervinus, von Maurer, von Stälin, Friedrich von Raumer. Eine Todtenfeier gilt auch dem erhabenen Stifter und Protector der Historischen Commission, dem Könige Maximilian II. In den J. 1867 — das Jahr zuvor waren die Sitzungen nicht zu Stande gekommen —, 1870, 1871 wird der öffentlichen Verhältnisse gedacht. Die Reden liegen hier zum ersten male vor. Man versteht die Schwierigkeit, welche die erste von ihnen damals geboten hat. Im J. 1870 will Ranke, wie er sagt, „nicht als Historiker zu Geschichtsforschern reden, sondern nur als einer von den Millionen, die an den Ereignissen Antheil genommen haben, des Eindrucks gedenken, den sie schrittweise in ihrer Entwickelung hervorbrachten". Nur, daß ein Eindruck, den ein Ranke gewonnen hat, wenn auch nicht unter Hunderten, so doch unter Millionen ein vereinzelter und der Mittheilung im höchsten Grade würdig bleibt.

Der Wiederabdruck der Ansprachen, welche Ranke beim funfzigjährigen Doctorjubiläum und am neunzigsten Geburtstage gehalten, schließt den prächtigen Band.

Friedrich Bienemann.

Neue Erzählungen.

1. Runensteine. Ein Roman von Wilhelm Jensen. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1888. 8. 6 M.

Der Roman erhebt sich durch die Tiefsinnigkeit seiner leitenden Idee, durch das feste, klare Gefüge seines Aufbaues und den Adel seiner Sprache zu den besten Leistungen unserer modernen Erzählungsliteratur. Die Charaktere sind auf eine kleine Zahl beschränkt, aber um so sorgfältiger vollzieht sich ihre Entwickelung und Vertiefung. Nur die Figur des jungen Pfarrherrn streift in der nahezu barbarischen Strenge ihres Ethos an das Ungereimte; daß das Christenthum des angehenden 19. Jahrhunderts so bizarre Blütenformen getrieben haben soll, will mir nicht einleuchten. Diese Gestalt erscheint mir trotz aller logischen Kunststücke ihres Schöpfers innerlich so unwahr, wie sie äußerlich abstößt durch die Verzerrtheit ihrer Zeichnung. Am grellsten offenbart sich dieselbe in der Scene, in welchem sein Kind geboren wird:

> Im Beginn einer Orkannacht aber versagte ihr die Kraft und fühlte sie ihre Stunde herannahen. Sie wagte nicht, ihren Mann von der Arbeit an seiner Schrift herbeizurufen, sondern kauerte in ihrer Noth verlassen im Zimmer; der Zufall führte noch eine Frau aus dem Dorfe ins Haus, und diese lief, um die Beihelferin zu holen. Nun vernahm auch Remmert von dem Bevorstehenden, kam und frug: „Glaubt Ihr schwachmüthig, der Beistand Gottes reiche nicht aus?"

Hier hört, wie gesagt, die Naturwahrheit schlechthin auf und die überschraubte Charakteristik schafft nur ein Zerrbild. Und weiter fügt dieser famose trostkundige Pfarr- und Eheherr hinzu, „zu seiner wimmernden Frau gewendet":

> „Um der Verschuldung Evas willen ist das Wort ergangen, daß du mit Schmerzen gebären sollst; so beuge dich mit Geduld unter die Buße, die dir hienieden auferlegt worden; denn sie dient deinem unvergänglichen Theile zum Heil." Er sprach es sanft und nicht ohne Theilnahme, doch aus seiner Stimme klang, wenn er es vermocht, wäre er nicht dem Rathschlag Gottes in den Arm gefallen, eine leichtere Stunde für Dina zu erwirken. — Es wurden aber manche Stunden daraus und sehr schwere, noch unheimlicher durch das immer lauter anschwellende Doppelgebrüll des Meers und des Sturms gemacht, sodaß die Helferin, ein nur wenig in ihrer Kunst erfahrenes Fischerweib, den Pfarrer nochmals herzurief; sie befürchtete sowol den Einsturz des Hauses, als einen unheilvollen Ausgang der Geburt des Kindes. Remmert Meynolts jedoch sagte ruhig: „Es geschieht nichts wider den Willen des Herrn im Himmel und auf Erden." Dina selbst war von dem wilden Aufruhr der Natur, ihren Schmerzen und ihrer Beängstigung der Beherrschungskraft nicht mehr mächtig, sie blickte ihren Mann flehend an und bat mattstimmig: „Bleib bei mir!" Er blieb, und in ihrer Noth griff sie nach seiner Hand und hielt sich daran geklammert; so ging vielleicht eine Stunde. Da erhob sich Stimmengetöse vorm Hause, es rief, daß ein Schiff draußen unrettbar in der Brandung treibe. „So beruft mich die Pflicht", sagte der junge Pastor, die Hand aus der seiner Frau ziehend. Sie stieß in zitterndem Schreck vom Mund: „Du gehst fort und läßt mich allein?" Er erwiderte: „Du bist nicht allein, denn das Auge des Höchsten ruht auf dir. Die Vorschrift meines Amts gebietet mir, zur Stelle zu sein, wo ein Sterbender das letzte Trostwort des Glaubens von mir begehren kann." Der Trieb der Natur ließ Dina in ihrer Angst aufschreien: „Ich sterbe auch — und ich will noch nicht sterben! Laß mich's nicht — hilf mir — ich habe ja noch nicht gelebt!" — Doch Remmert antwortete: „Willst du mich Gott ungetreu machen um Menschenfurcht? Gedenke der unsterblichen Seelen deiner Brüder, die meines Beistandes bedürfen können, und deine leibliche Noth wird dich als nichtig bedünken."

Das mag die Logik irgend eines Priesters bei den Antipoden sein, die eines evangelischen Geistlichen des 19. Jahrhunderts bei der Geburt seines ersten Kindes ist es nicht. Aber man sieht, mit welcher scharfen Folgerung der Verfasser die Schlüsse seiner psychologischen Voraussetzungen zieht, ob dieselben nun zu Recht bestehen mögen oder nicht. Besonders der Charakter der jungen Pfarrfrau ist von Anfang bis zu ihrer Verdumpfung ein Muster

richtiger Zeichnung. Und ebenso folgerecht sehen wir die Kinder des Romans zu ausgeprägten Individuen sich gestalten. Daß diese jedermann sympathisch sein müßten, soll nicht gesagt sein. Ebenso wenig dürfte jedermann der Breite der Anlage eine versöhnliche Stimmung entgegenbringen. Besonders inmitten schleppt die Handlung ungemein. Aber die schöne edle Sprache und der poetische Duft der Schilderungen ermuntern den Leser immer aufs neue, die Wanderung fortzusetzen und ihre mannichfache Langsamkeit und Eintönigkeit über dem Reichthum der seelischen Tiefblicke und köstlicher landschaftlicher Aussichten zu vergessen. Daß aber Wilhelm Jensen des öftern ungleich wirkungsvoller und farbenprächtiger geschrieben, vor allem die Theilnahme seiner Leser in viel höherm Grade für seine Schöpfungen wachzurufen und vor allem zu spannen verstand, soll unverhohlen sein. Er hat sich diesmal, sozusagen, ein zu sprödes und hartes Menschenmaterial geschaffen, dessen künstlerische Ausgestaltung seinem Mühen eine Aufgabe stellte, deren Schwierigkeit der elementare Stoff so wenig entgegenkam, daß er ihrer Lösung vielmehr enge Grenzen zog. Die Idee, poetische Formen für jene drei typischen Anschauungsweisen des Lebens aufzustellen, deren eine auf das Ewige gerichtet ist, während die beiden andern in des Lebens Flüchtigkeit und Nichtigkeit vergehen, war zu fruchtbar und in sich zu tief, um ihre dichterische Verklärung auf das menschenferne Sandeiland verbannen zu dürfen. Das hat sich gerächt. Der Gedanke bleibt stofflich und räumlich zu fest umschnürt und der Horizont zu eng umzirkt, innerhalb dessen Grenzen sich die Phantasiegebilde des Dichters versinnlichen. Die Größe und Fülle seiner Idee wird zu nichte an der Begrenztheit seines Stoffs und die Macht seines Gedankens erstickt in der Enge seiner Form, weil er zu Werkzeugen seiner künstlerischen Ziele zu beschränkte Individuen wählte, als daß sich sein weltenweiter Geistesflug in ihnen wiederspiegeln und seine Idee aus ihren nichtigen Persönlichkeiten vollgültige dichterische Typen schaffen konnte. Das poetische farbenbunte Wort täuscht über diese tiefe Kluft zwischen dem zu Grunde liegenden Gedanken und der Unvollkommenheit seiner Erscheinung wol eine geraume Zeit hinweg; sobald aber das ästhetische Bewußtsein nüchterner die Summe zieht, erscheint der poetische Ausbau in einem Verhältnisse, dessen winziges Gefüge und niedrige Maße der Breite und Tiefe seiner Grundlage nicht entsprechen wollen.

2. Das bunte Buch. Allerlei Geschichten von Max Kretzer. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

Das Buch bietet keinen zusammenhängenden Roman, sondern eine Reihe krauser novellenartiger Geschichten, die der fruchtbare Verfasser mit dem Motto in die Welt sendet: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Leider muß ich bezweifeln, um in dem ehrwürdigen Citate fortzufahren, daß ein jeder zufrieden aus des Dichters Hause gehen werde. Manches ist zu wesenlos, manches zu grell; manches zu sehr Hirngespinst; hier und dort nur ein sehr vereinzelter poetischer Sonnenblick. Mitunter schädigt ein krampfhaftes Geistreicheln wirklich gelungene Partien, und ganz besonders unglücklich ist der Dichter in seinen Gleichnissen; so schwebt auf S. 56 „die Scheibe des Vollmondes wie eine silberweiße Motte auf blauem Grund im unendlichen Raum“ und auf S. 4 webt die Sonne „ihr Strahlennetz über die lachenden Gefilde“. Auf S. 6 wird ein großer Kirchhof „einem riesigen Schachbret“ verglichen, „nur daß die einzelnen Felder durch Einfassungen voneinander getrennt sind. Das Spiel ist längst aus, und die athmenden (!) Figuren, die im Leben so oft den Platz sich streitig gemacht haben, ruhen nun friedlich nebeneinander.“ Man sieht, hier verirrt sich die Schreibweise sogar ins schlechthin Fehlerhafte. Aehnlich unausgegoren und deshalb kaum verständlich ist der Sinn des folgenden Satzes:

> Das Geräusch der Riesenstadt, das wie ein leises Grollen an windstillen Tagen bisweilen herüberdrang, nahm sich wie ein zitterndes Echo der lärmenden Menge aus, das der Beifall während der Komödie, die man Kampf ums Dasein nennt, dumpf wiedergab.

Aber im Sonstigen ist die Schreibart frisch und lebendig, und dem Dichter gelingt es offenbar mühelos, seine Phantasien in Worte zu fassen. Nur verfährt er ersichtlich zu schnell; eine Schnellfertigkeit, auf deren Rechnung ich auch die über Gebühr zahlreichen Druckfehler schreibe. „Jairi's Töchterlein“ (S. 9) und andere üble grammatische Schnitzer will ich auch dahin rechnen. Was den Inhalt der Geschichten anbetrifft, so sind die „Berliner Sittenbilder“ mit einer Nacktheit und Unverfrorenheit gezeichnet, daß man sie sich sehr wohl als wortgetreue Abschriften der officiellen Berichte irgendeines berliner Sittenpolizisten denken kann: für derartige Schilderungen reicht die Wissenschaft eines solchen völlig aus, und der Wißbegierige wird sie lieber aus dessen zuverlässigem Munde, als aus dem fabulirenden des Dichters hören. Daß das „bunte“ Buch jede Einlaßberechtigung in die Familie durch Erzählungen wie „Gefärbtes Haar“ sich muthwillig abschneidet, ist allerdings um seiner selbst willen nicht zu beklagen, wol aber muß man bedauern, daß der Dichter mit seinem Talent nicht sorgfältiger haushält und für jeden billigen Einfall müßiger Laune den Druckapparat in Bewegung zu setzen nicht für Raub hält. Er riskirt unter anderm eine „Satire auf das jüngste Deutschland“, die so bezug- und belanglos, so witz- und gehaltlos ist, daß der stumpfe Pfeil kläglich auf ihn selber zurückspringt und dem „jüngsten Deutschland“ nur ein so unverhofftes, wie unverdientes Gaudium bereitet wird. Auf dem Felde der Satire scheinen Max Kretzer's Lorbeeren, nach dieser Probe zu schließen, nicht zu wachsen; sehen wir sie anderswo erblühen, soll es uns Freude machen. Inzwischen aber erwäge der Verfasser des „Bunten Buchs“ den alten Hausmannsspruch:

Ohn' Fleiß
Kein Preis.

Nur der ersten Erzählung der vorliegenden Sammlung: „Das Räthsel des Todes", welche der Verfasser vielsagend „eine psychologische Geschichte" nennt, räumen wir den Vorzug einer sorgfältigern Abrundung und Durchführung ein; aber gerade sie verirrt sich so weit ins ganz Unwahrscheinliche und grell Unnatürliche, wie einzelne der andern Stücke lediglich Aetzeichnungen nach dem nackten Leben sind. Das „Bunte Buch" ist nichts anderes als ein buntes Skizzenheft. Skizzen aber interessiren uns nur, wenn sie uns den Entwickelungsgang eines ausgereiften Künstlerthums erläutern; Studienmappen als solche haben keinen Anspruch auf die Kenntnißnahme der Oeffentlichkeit.

3. Jakob, der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unsern Tagen von P. K. Rosegger. Wien, Hartleben. 1889. 8. 4 M.

Das Buch ist dem trefflichen Maler gewidmet, dessen Farbenkunst uns so manche ernste und heitere Scene aus dem Leben der deutschen Alpenwelt vor Augen geführt hat, und in der That, dieses neueste Erzeugniß des Rosegger'schen Dichtens ist Franz von Defregger's würdig: es sind zwei der besten Namen unserer modernen Kunst, die wir hier im Zeichen inniger Heimatsliebe und enger geistiger Verwandtschaft brüderlich vereinigt finden. Es ist eine tieftraurige Geschichte, die uns Rosegger dieses mal erzählt, und wenn sie, wie der Dichter es betheuert, der Wirklichkeit entspricht, so muß den österreichischen Ministern, die sie lesen, das Herz bluten: es sind die traurigen Geschicke eines Waldbauerndorfs, die sich vor uns abspielen, einer Jahrhunderte alten Niederlassung in den steirischen Alpen, deren Bevölkerung um der Jagdleidenschaft irgendeines Cavaliers willen von der Scholle ihrer Väter verdrängt wird, um, derart entwurzelt aus dem heimischen Boden, in der Fremde elend zu Grunde zu gehen. Nur einer, der bravste und treueste Mann des Dorfs, weiß sich auf seinem steinigen Grunde mit der Zähigkeit seines Geschlechts zu behaupten, um als „der Letzte", durch den schurkischen Helfershelfer des Usurpators aufs äußerste gereizt, an jenem zum Mörder zu werden, nachdem er Jahrzehnte lang seines Grolls und Ingrimms in christlicher Ergebung immer wieder Herr geworden war. Der Dichter verfolgt ausgesprochenermaßen das Ziel, eine Wunde seiner heimischen Verwaltung aufzudecken. Vielleicht — und es ist ihm sodann neben dem dichterischen auch ein politisches Meisterstück gelungen. Es ist dies ein Buch, bei dessen Lesung dem warmherzigen Kaiser Franz Joseph das Auge feucht werden würde. Der Dichter selbst spricht seinen „tiefern Zweck" im Vorworte so offen aus, daß ihm der Vorwurf, einen „socialen Tendenzroman" geschaffen zu haben, kaum erspart bleibt:

> Es soll eine auffallende und wichtige Erscheinung der Gegenwart schildern, es soll ein Bild geben von dem Untergange des Bauernthums in unsern Alpen. Ich fühle von dem, was den Bauernstand angeht, mich fast persönlich betroffen, und so zwang mich mein Herz, dieses Buch zu schreiben. Es ist ein Stück tragischer Wirklichkeit; der Dichter hatte das Gemälde nur zu gruppiren, zu runden und im besondern die wenigen Blumen, welche in Wüsten und auf Ruinen sprossen, mit Liebe zu pflegen.

Ja, es ist allerdings ein trauriger Pfad, den uns der Dichter führt; und wenn wir ihm mit tiefherzlicher Theilnahme unter vielfachen Gemüthsbewegungen bis zum Ende seines Werks gefolgt sind, so stehen wir an einem einsamen, in düsterer Bergeswildniß verborgenen Grabe, um dessen Holzkreuz nirgends neues Leben und nirgends neues Hoffen sprießt: der Untergang der Braven und der Schlimmen, der Klugen und der Dummen, der Flatterhaften und der in den Tod Getreuen ist vollkommen; sie sind verschwunden, um den Hirschen und Hasen des Edelmanns den steinigen Platz zu räumen. Nicht, daß das Gemälde deshalb minder vollkommen wäre; es zeigt uns ein scharf gezeichnetes Waldbild, vielfach verklärt durch alle farbigen und sinnlichen Reize einer einfachen, aber echten Poesie: indessen fühlt man von Anbeginn wie einen eisigen Hauch es um die Schläfen wehen: Lasciate ogni speranza! Es fehlt dem meisterlichen Buche die Krone der Versöhnung. Das wird mir der Dichter ohne weiteres zugeben. In jeder andern Beziehung besteht sein Werk auf dem Prüfsteine der Kritik zu vollkommenstem Lobe. Es trägt auf jeder Seite, in jeder Linie das Gepräge poetisch geklärter Lebenswahrheit. Diesen herzigen Dirnen und saubern Buben ins klare Auge zu blicken ist eine Freude, und wie so anderes muthen uns diese kernigen Bauerngestalten an mit ihrer einfältigen Lebensweisheit, als die Schatten der Auerbach'schen „Dorfgeschichten" mit ihrem spinozistischen Philosopheln. Wie kernfrisch ist ihr Humor, wie trefflich ihr Witz. Wol sind es keine „complicirten Charaktere", die uns der Dichter zeichnet; sie werden von sehr einfachen und durchsichtigen Motiven geleitet und ihr geistiger Gesichtskreis ist ein eng beschränkter; aber ihr kraftvolles Wesen trägt den Stempel des Ursprünglichen, Unverfälschten und Ungekünstelten, wie die kunstlose Unmittelbarkeit ihrer Ausdrucksweise; diese Figuren sind wasch- und farbenecht und ihre Lebensatmosphäre athmet lautere Poesie. Und welche herzergreifenden Scenen weiß dieser Künstler zu ersinnen; dies Abschiednehmen und dies Sterben, mit wie einfachen Mitteln wird es geschildert, um uns im tiefsten Innern zu bewegen. Welche reiche Mannichfaltigkeit und sinnliche Frische, welche Herzigkeit und muthwillige Lebenslust in diesen Liebesscenen, sei es in der Kammer der Angerl, sei es unter dem Kirschbaume hinter dem Sandlerhause sei es beim Krebsessen im Ahornschatten am Rechensteg:

> Als sie damit fertig waren und nur mehr die zerrissenen Schalen herumlagen, wischte sich das Mädel den Mund und rief: „So, jetzt hab' ich einmal mit dem Reuthofer-Friedel aus Altenmoos Krebsen gegessen." — „Vergelt's Gott!" sagte der Bursche. Sie blinzelte ihn an. „Vergelt's Gott sagst gleich und fragst nicht, was du schuldig bist?" — „Ich zahl's auch, wenn du willst!" versetzte der Friedel und griff in seine Tasche. — „Wirst doch einen Spaß verstehen, Tschapperl!" rief sie und zog seine Hand von der Tasche zurück. „Das heutige Krebsenessen wirst mir ganz anders bezahlen, mein Lieber. Heirathen mußt mich." Sie lachte bei diesen Worten, aber er wurde so roth, wie die umherliegenden Schalen waren. Allmählich neigte sich sein Haupt gegen sie und

er flüsterte: „Iderl, dich mag ich schon.“ — „Nachher ist's recht“, sagte sie und stand auf. Er wollte es auch thun, blieb aber in knieender Stellung vor ihr und schaute mit halbgeschlossenen zuckenden Augen zu ihr empor. „Heb' dich, Büberl!“ rief sie schneidig, „heb' dich — und merk' dir's, mit kecken Dirndeln ist's nicht gut Krebsen essen!“ — Dann wurde sie ernsthafter und fuhr fort: „Mußt aber nicht glauben, Friedel, daß ich jedem Burschen so nachlauf' wie dir. Ich weiß recht gut, was ich werth bin, aber du gefallst mir und hast mir schon lang' gefallen. Du hättest mich nicht angesprochen, bis zum jüngsten Tag nicht. So lang mag ich nicht warten. Ich sag' dir's trutz, Friedel, ich hab' dich gern!“ Der Friedel, der sanfte Friedel, sprang auf und riß sie stürmisch an seine Brust. — „Oho!“ rief sie und schob ihn kräftig zurück. „Ich bin stark genug, daß ich mich vertraue, und bin stark genug, daß ich mich erwehre. Ein Bussel für diesmal und gut ist's.“ Und gut war's.

Dies eine jener Blüten, die der Dichter auf den Ruinen seines Altenmoos gepflückt; aber sie leben deshalb nicht minder wehmüthig in der Erinnerung fort — vergönne uns der Dichter, ihm das nächste mal auf fröhlichern Matten seiner schönen Alpenwelt zu huldigen.

Adalbert Schroeter-Göttingen.

Mundartliche Dichtungen.

1. Milhüser Monet-Bletter. Elsässische Märle, Sage, Erzehlunge un Schwänk. Von A. Ilgeney. Mülhausen, Schick u. Philipp. 1888. 8.
2. Dichtungen in schlesischer Mundart. Von Max Heinzel. Breslau, Max u. Comp. 1888. 8. 1 M. 60 Pf.
3. Platt Land un Lüd. Von Julius Dörr. Erstes Bändchen: De Gödenschlächter-Dörpgeschicht ut de Uckermark. Mit Vorwort von B. Blüthgen. Freienwalde a. O., Dräseke. 1888. 8. 1 M.

Die Gabe aus dem Elsaß: „Milhüser Monet-Bletter“ von A. Ilgeney (Nr. 1), empfiehlt sich auch uns Altdeutschen vor allem durch die ehrenwerthe, ernste vaterländische Gesinnung, welche darin das Wort führt, sodann aber auch als willkommener Beitrag zur Kenntniß unserer Südwestmark, die wir, eben weil sie Bein von unserm Bein, dem Franzmann wieder abgenommen haben und nun auch innerlich untrennbar mit uns zu verschmelzen willens sind.

Sag an, wo ist ein Land so schön,
Wie unser schönes Ländchen ist?
Führ mich ins Thal, hin zu den Höhn,
Wo du wie hier so selig bist!
Die Welt ist groß, zieh hin und her,
Du findest doch kein Elsaß mehr.

Dies Wort von Ehrenfried Stöber könnte dem ganzen Jahrgang der hier zu einem hübschen Bändchen vereinigten Monatsblätter als Motto vorgesetzt sein. Der Verfasser bietet Eigenes und Fremdes in reicher Auswahl. Die ausländische Literatur ist durch Uebertragungen aus Cowper, Parini, Garcia de Quevedo, Yriarte vertreten. „D' zwai Stiäfschwesterle“ behandeln den uns durch „Frau Holle“ bekannten Märchenstoff. Dann begegnen uns Localsagen, wie „D'r Abt vo Müerbach“ nach der Chronik der Dominicaner von Gebweiler, „D'r Käiser un d'r Abt“, dessen Geschichte hier nach Colmar verlegt ist, der Abt ist der von Marbach i. E., Hans Bendix der Schäfer dessen Klosterkoch. Auch des Elsässer Wickram's „Rollwagen“, Kirchhof's „Wendunmut“, Burchard Waldis, Jean Paul u. a. kommen mit hübschen Anekdoten zu Wort. Von dem gebweiler protestantischen Pfarrer Peter Mäder aus Mülhausen (geb. 1793, gest. 1836) sind zwei heitere Gedichte aufgenommen, die sich auf bestimmte zeitgenössische Persönlichkeiten aus dem Elsaß beziehen. Von den Stücken mit ernstem Inhalte sprechen die am Schlusse gegebenen sechs hochdeutschen Sonette aus den „Lebensregeln für Jünglinge“ am wenigsten an, obwol gerade diese von der vorgesetzten Behörde für die Zöglinge der höhern Schulen Elsaß-Lothringens besonders empfohlen worden sind. Dieselben werden stellenweise zur bloßen gereimten Prosa, die durch Wendungen wie „Fatas tückisches Walten“ nicht geschmackvoller wird. Zur Kennzeichnung der elsässer Mundart und zugleich zum Beweise, daß sich dieselbe sehr wohl auch für ernsthaftere Stoffe verwenden läßt, möge ein kleines Bruchstück aus der Ballade „D' arme Müeter“ von J. H. Garcia de Quevedo dienen:

Im Knäwle thüet se's Liädle singe:
„Schlof, schlof, mi härzig Biäwle, schlof!
Di liäwer Vater hiätet d' Schof,
Di liäwe Müeter d' Lämmele,
Schlof, schlof, mi guldig Ängele!
Gar finster un virwulkt isch d' Nacht,
Schlof, schlof, bis d' Morgesunne lacht!
Im Schlof, mi Härzele, bisch borge,
's Christkindele will fir di sorge:
's ernehrt jo d' Spätzle uf em Dach,
Gitt o im Liäwele si Sach
Un wird em Wiähnächtsbaimle bringe.“
Un allewil jomert
Dus d' kindlige Stimm:
„Um Gottes wille,
N-e Almose nur!“

Max Heinzel mit seinen schlesischen Gedichten (Nr. 2) ist uns kein Fremder mehr. „A schläsches Pukettel“ liegt bereits in zweiter, „Ock ni trübetimplig“ in dritter Auflage vor und auch seine andern Dichtungen: „Vägerle flieg' aus“, „A lustiger Bruder“, „Mei jüngstes Kindel“, „Fahrende Gesellen“, „Aus Herzensgrund“, „Humoristische Genrebilder“ und andere, haben sich zahlreiche Freunde zu verschaffen gewußt. Daran wird's denn auch der neuesten, unserm „Maiglöckel“, nicht fehlen. Denn gerade so wie diese hier müssen Dialektlieder sein, wenn ihnen die Thüren und Herzen sich öffnen sollen, so lustig und frisch, so heiter und leichtherzig und doch so brav und tüchtig, im rechten und echten Volkstone gehalten. Und dieser Art sind die

meisten Lieder. Nur zwischendurch begegnet einmal auch eine künstlichere Strophenform, wie denn unser Moltke in Stanzen besungen wird. Als Probe wählen wir S. 18 das Lied „Ei der Schenke“:

Immer lustig,
's Geld wird rustig,
Wenn's ni ei der Welt rulliert —
Greift ei's Taschel,
Kooft a Flaschel —
Ock ni lange simmeliert!
Mit a'm Dappel hot die Eva
Üns üms Paradies gebrucht,
Wegen su a'm Dappelgriebsche
Han ber itz die ganze Zucht —
Müssen arbten, fäderfuchsen,
Rechen, daß der Kupp üns brummt,
Bis doas letzte, biese Stündel
Mit 'm galen Tude kümmt.
Adam mucht' a schiener Jürge,
Mucht' a schiener Gote sein,
Läßt sich ei 'ne sitte Tummheet
Mit dem Evelindel ein — —
Woar a helle üms Gehörne,
Folgt' a ni dem Weibe glei,
Kit üns ni ei's Ungelücke,
Ei die ew'ge Tinte nei!
Wirklich, mit a irschten Äldern
Han ber uns ni vürgesähn,
Sunste wär' ei'm Paradiese
Die Geschichte ni geschähn — —
Bu Charakter woarn se beede
Groade ni ganz prupper — nee!
Adam mußt' de Schürbe troagen,
Sie, sie schlug a Tupp atzwee.
Immer lustig,
's Geld wird rustig,
Trinkt die vülen Gläser aus —
Schiebt die Surgen
Uuf bis murgen,
Joat se ock zum Tempel naus —
Trinkt ock aus,
Joat se naus,
Naus — naus — naus!

Von Julius Dörr und seinem „Platt Land un Lüd“ (Nr. 3) gilt, was sein Landsmann Victor Blüthgen im Vorworte sagt:

Ein geborener Ukermärker, schreibt er das Platt der märkischen Landbevölkerung, und so farbecht märkisch, wie dies sein Platt, sind die Menschen und Verhältnisse, welche er mit der sichern Hand, dem blutwarmen Ernste und dem behaglich liebenswürdigen Humor Reuter's zeichnet. Daß er „De Göderschlächter“ mit der tiefern Absicht geschrieben, einen der gefährlichsten Krebsschäden des bäuerlichen Lebens warnend bloßzulegen, hebt die Erzählung von vornherein aus dem Kreise seichter Unterhaltungslektüre heraus. . . . Die Eigenart menschlichen Lebens und Wesens, welche sich in den Dialekten spiegelt, steht abseits von der großen Heerstraße; die Zeit ist so ferne nicht, wo man die lebendigen Reste der Dialekte mit der Laterne wird suchen müssen. Und doch hat gerade jene mit dem Erdgeruche der Scholle behaftete Eigenart etwas so Reizvolles gegenüber dem Durchschnittsgepräge unserer Bildungswelt, etwas wie das verlorene Paradies der Jugend. Da ist alles so viel ursprünglicher, natürlicher, persönlicher, behaglicher und gesünder, nicht alles so glatt und verrieben, so gleichmäßig und phrasenhaft, so hastig und geschraubt, so verallgemeinert und auf den Begriff abgezogen. Ein vollkommener literarischer Niederschlag dieser Eigenart ist nur im Dialekt möglich, das macht den großen Werth der Dialektdichtung aus und eben darum ist sie jeder Förderung werth.

Das prächtige Volksthum des alten sassischen Platt ist in unserer Erzählung durch eine bunte Menge scharf gezeichneter Landleute vertreten, unter denen das spitzbübische Treiben zweier Juden, Pimpel und Nathan, namenloses Elend anrichtet. Auf diesem ernsten Hintergrunde aber hebt sich der freiwillige und unfreiwillige Humor der dargestellten Personen um so köstlicher ab. Der Verfasser redet eine Sprache, er malt eine Welt, in deren Bereich jedermann mit Lust und mit Behagen sich ergehen wird, wie in einer geistigen Sommerfrische.

Aus der Musikliteratur.

1. Zeitgenössische Tondichter. Studien und Skizzen von M. Charles. Leipzig, Roßberg. 1888. 8. 5 M. 50 Pf.

Im Vorworte beginnt der Verfasser:

Das vorliegende Werk verdankt seine Entstehung einem Bedürfnisse im deutschen Volke, das um so fühlbarer und nothwendiger an uns herantritt, je mehr wir in der Entwickelung unserer geistigen Kräfte fortschreiten und der Kreis von Personen sich erweitert, denen die deutsche Kunst und ihre Vervollkommnung zu Danke verpflichtet ist. Es mangelt an einem guten kritischen Werke, das sich zur Aufgabe stellt, der Gegenwart Koryphäen und Meister dem großen Volke (!) zugänglich zu machen und dabei jenes privilegirte Gewand abzulegen, das sich nur für Berufskreise eignet, nicht aber als Allgemeingut verwerthet werden kann. . . .

Der Verfasser kündigt also damit zwischen den Zeilen seine „Zeitgenössischen Tondichter“ als das „gute kritische“ Werk an, welches jenem „Bedürfnisse im deutschen Volke“ abhilft und als „Allgemeingut“ des „großen Volks“ (womit nicht der deutschen Nation geschmeichelt wird, sondern einfach die „große Menge“ gemeint ist) verwerthet werden kann. Man sieht schon, der Verfasser läßt an Freimuth nichts, an Klarheit im Ausdrucke manches, an Bescheidenheit nahezu alles zu wünschen übrig. Er beklagt sich über den Mangel an populärer Musikliteratur; die guten Bücher auf unserm Gebiete sind seiner Meinung nach nur für musikalische Kreise geschaffen, die „populären“ sind „schlecht“ (vgl. S. v). Nun denke man an Hanslick's, Ehlert's, Kalbeck's, Ehrlich's, Wasielewski's, Reißmann's u. a. Schriften und Essays über moderne Musiker, durchweg für das große Publikum bestimmt und ursprünglich in Zeitungen veröffentlicht; man denke an die zahllosen populären Musikerbiographien, von denen fast jede be-

deutendere Verlagsbuchhandlung mindestens ein Dutzend in ihrem Verlagskataloge aufweist, und spreche dann noch von einem „Bedürfnisse des deutschen Volks" nach musikalischer Kritik!

Wir legen demgemäß den Hauptton auf das „gute kritische" Werk, welches uns fehlt und das den Meistern unserer Zeit vollkommen gerecht wird. Es gibt aber leider nur zwei unter den in Charles' Buche behandelten Meistern: M. Erdmannsdörffer und Cyrill Kistler, die meines Wissens noch nicht in einer selbständigen Monographie behandelt sind. Die übrigen: Liszt, Wagner, Bülow, Raff, Reinecke, Brahms, Rubinstein, Grieg, Lassen (Faustmusik), Joachim, sind durchweg bereits Gegenstand eingehender biographischer wie kunsthistorischer Darstellung gewesen, sie alle hat man bereits auf Herz und Nieren geprüft und Gutes und Böses, Verständiges und Unverständiges über sie geschrieben. Aber die „Helden der Feder" (mit diesem Schmeichelworte beehrt der Verfasser seine kritischen Collegen), die Verfasser jener Bücher, haben der großen Mehrzahl nach nur „einseitige Elaborate", „Producte willkürlicher Launenauffassung" (S. IV) geliefert und vor allem dadurch gesündigt, daß sie „mit aristokratischem Hochmuthe" das Publikum „als armselige, im Dunkeln tappende Kinder" vom Verständnisse ihrer „Elaborate" ausgeschlossen und sich und ihren Zünftlern das Vorrecht strengster Exclusivität gewahrt haben. Ich frage: für wen hat Hanslick sein „Concertwesen in Wien", seine vier Bändchen „Moderne Oper", für wen haben Deiters und B. Vogel ihre kritischen Essays über Brahms, L. Ramann, Ehrlich, Nohl und Göllrich ihre Liszt-Biographien, B. Vogel und Marsop ihren Bülow, Rubinstein, Kalbeck seine „Wiener Opernabende", Glasenapp seinen Richard Wagner u. s. w. geschrieben? Doch wol ganz allein für jene „Kinder, die im Dunkeln tappen", für die Laien und das große Publikum, dessen Theilnahme an den modernen Kunsterscheinungen sich von Jahr zu Jahr tausendfältig vergrößert. Diese eben erwähnten Schriften sind unleugbar „populär"; demnach freilich nach des Verfassers Grundsatz auf S. V: „schlecht".

Nehmen wir vorderhand dies Urtheil stillschweigend und ohne Widerspruch hin und sehen wir zu, was für „Gutes" der Verfasser in seinem epochalen Werke an die Stelle jenes Nichtsnutzigen zu setzen im Stande ist. Wer eine so schneidige Kritik der Kritik übt, muß doch wol zweifelsohne seiner Sache ganz gewiß sein! Ich schicke noch eins voraus: vermag ich auch nicht den Glauben des Verfassers an jenes langgefühlte „Bedürfniß im deutschen Volke" zu theilen und damit den allgemeinen Standpunkt des Verfassers für berechtigt zu halten, so würde mich dies trotzdem um keinen Preis abhalten, den Einzelausführungen des Verfassers vorkommendenfalls mit vollster Sympathie beizupflichten. An wirklich Gutem kann meiner Meinung nach niemals und nirgends zu viel gesagt werden.

Die Reihe der „zeitgenössischen Tondichter" eröffnet Franz Liszt. Die „scheinbar unlogische Willkür", Liszt vor dessen größerm Zeitgenossen Richard Wagner zu behandeln, entschuldigt der Verfasser als „einen Act der Dankbarkeit, den persönliche Beziehungen zum Meister (Liszt)" von ihm erheischen. „Urtheilsunfähig" hat nämlich eben derselbe (vgl. S. 2) „im Banne eines Mannes gestanden, dem das Hexenhandwerk zur zweiten Natur geworden ist". Jedoch verwahrt sich der Verfasser gegen die Zumuthung, als könne er mit Rücksicht hierauf die Absicht haben, „die Leiter der Lobesspenden bis zur höchsten Staffel zu erklimmen". Allein nach dem zu urtheilen, was man über Liszt als „productiven Künstler" zu lesen bekommt, ist der Verfasser bereits auf der untersten Sprosse seiner Leiter stehen geblieben. Der Beweis hierfür steht auf S. 12, wo es von Liszt's unvergleichlicher Faust-Symphonie heißt: der Künstler sei darin einem Ideal nachgejagt, das ihm (Liszt) ewig verschlossen bleiben mußte; er sei „ermattet" zurückgesunken, wolle durch Aeußerlichkeiten den fehlenden Gedanken ersetzen, versuche ab und zu einen „schwachen Auflug dem Ideale entgegen", „erniedrige" sich aber bald zu einer „unangenehmen Trivialität", „deren nackten Leib die paar Lumpen nicht verhüllen können, die der Techniker ihr anzog. Dieses Schicksal theilen mit Ausnahme weniger symphonischer Dichtungen Liszt's sämmtliche größere Compositionen, alles, was sein rein productiver Geist schuf." Es folgt die demonstratio ad oculos an den beiden Clavierconcerten in A-dur und Es-dur. Und diese Kritik nennt der Verfasser einen „Act der Dankbarkeit", eine „Leiter der Lobesspenden", nur nicht die höchste Sprosse derselben? Uns dünkt, diese Leiter habe gar keine Sprossen, führe überhaupt nicht nach oben, sondern nach tief unten in den Bereich dilettantischer Plattheit und schauderhafter Unkenntniß. Um kein Haar besser ist es nach des „dankbaren" Verfassers Meinung mit Liszt als Schriftsteller bestellt. „Es ist der Fluch geistreicher Tonkünstler, daß sie zugleich mit der Vollendung in der Kunst auch eine solche in der Feder (sic!) bei sich vermuthen." Nach der oberflächlichen Aufführung einiger Schriften Liszt's bemerkt der Verfasser, sie seien ohne literarische Bedeutung! Nun, ein gewisser Lamartine bedauerte lebhaft, daß Liszt nicht Schriftsteller geworden war! Hic Lamartine, hic Charles! Wer urtheilt richtiger? Hätten wir die Bescheidenheit des letztgenannten, so müßten wir allerdings Lamartine's Urtheil für nicht zuständig ansehen! Bescheiden wir uns einstweilen aber doch noch bei Lamartine, und sehen wir zu, ob eine spätere kurze Betrachtung der Stilistik und rein schriftstellerischen Beanlagung unsers Verfassers unsere Entscheidung für Lamartine etwa ändern könnte.

Wie endlich der Verfasser seiner Pflicht der Dankbarkeit gegen Liszt hinsichtlich der Darstellung der menschlichen Eigenschaften des Meisters nachkommt, das lese man selbst auf S. 28 nach; meinem Gefühle — und ich war nicht so glücklich, auch nur einmal in meinem Leben annähernd mit Liszt in Beziehung zu treten — widerstrebt es auf

das empfindlichste, hiervon auch nur kurz wiedergebend Notiz zu nehmen.

Aus dem Aufsatze über Richard Wagner heben wir nur die sittliche Entrüstung hervor, die der Verfasser über Wagner's „Liebesverbot" empfindet. Sie macht sich in folgendem Satze Luft: „Dieser ausgesprochene Pesthauch (!) französischer Unsittlichkeit, der das Werk ... ungenießbar macht." Das Werk ist aber leider überhaupt nicht „zu genießen": außer einer einzigen überhasteten Vorstellung im Jahre 1835 ist es nie mehr auf den Bretern erschienen und existirt nur als Autograph im Nachlasse Ludwig's II. von Baiern. Außerdem ist das Libretto Shakespeare's „Maß für Maß" auf das allertreueste nachgebildet. Dem „Schwane von Avon" aber „ausgesprochenen Pesthauch französischer Unsittlichkeit" nachzusagen, dürfte ebenso wenig in sachlicher Hinsicht, als in formaler Beziehung richtig sein. Daß im übrigen der Verfasser auch nur einen neuen und selbständigen Gedanken über Wagner vorbringt oder etwas sagt, was man nicht anderweitig schon oft und wol auch klarer und besser ausgesprochen gefunden hat, müssen wir leider bestreiten. Daß er ferner „Tristan und Isolde" ausschließlich nach Maßgabe des sechsten Gebots zu beurtheilen weiß und „das ästhetische Feingefühl der Laienwelt" (S. 68) gegen Richard Wagner, vor allem aber gegen Gottfried von Straßburg (dessen der Verfasser übrigens mit keiner Silbe Erwähnung thut) in die Wagschale wirft, das beweist nicht gerade jene eindringende literarische und allgemein wissenschaftliche Kenntniß, die nach meiner bescheidenen Ueberzeugung die erste und unerläßliche Bedingung für musikalische Kritik ist.

Ich glaube, an den beiden Beispielen „Liszt" und „Wagner" die Gründlichkeit der Kritik des Verfassers genügend beleuchtet zu haben und kann mich jetzt wol darauf beschränken, aus den übrigen Essays nur die Kraftstellen hervorzuheben. Von Bülow, der S. 105 der „interpretatorische Praktiker der Classicität" genannt wird, wird auf der folgenden Seite gesagt, er sei „als Pianist eine bedeutendere Erscheinung, denn als Dirigent"; ein Urtheil, das zu entkräften nichts mehr geeignet ist als jenes „ästhetische Feingefühl der Laienwelt", die „vox dei" unsers Kritikers. Bülow's Vortrag der letzten Sonaten Beethoven's findet bei den musikalischen Laien sehr kühle Aufnahme, aber nach der Eroica, der Leonoren- und Egmont-Ouverture unter Bülow's Leitung „jauchzt alles Volk". Für uns hat diese Thatsache nichts Auffälliges, für den Verfasser mußte sie der Beweis von der Richtigkeit des Gegentheils seiner obigen Behauptung werden!

Auf S. 109 eifert der Verfasser gegen das Auswendigspielen: „es ist kein Spielen nach dem geistigen Gehöre ... sondern eine rein äußerliche Technik der Hand (!?) ...", „es (das Auswendigspielen) weist auf das rein technische und mechanische Moment der Leistung hin und schwächt also seine Wirkung nicht wenig ab". Der Verfasser ist offenbar nicht ausübender Musiker und hat also noch nie in seinem Leben ein Stück so recht auswendig spielen können. Daher auch dieses verkehrte Urtheil, das kein ausübender Künstler ohne Zwerchfellerregung lesen wird. Wenn der Künstler sein Musikstück im Kopfe und Herzen hat, dann braucht er dazu keine Noten. Solange er aber noch Noten zur Ausführung desselben braucht, solange hat er auch das Stück noch nicht fest weder im Kopfe, noch im Herzen. Unsere Künstler sind keine Schulknaben, sie wissen, was sie thun!

Daß Max Erdmannsdörffer ein ganzer „Essay" gewidmet ist, wollen wir dankbar anerkennen; daß sich aber S. 139 ein Verzeichniß der Hauptwerke findet, die Erdmannsdörffer in „genialster und untadeligster Weise" (!) zur Ausführung brachte, ist doch wol zu viel des Guten! Geschieht das an Erdmannsdörffer, was soll da erst an Bülow geschehen? Bei diesem hätte der Verfasser die halbe Musikliteratur herzählen müssen!

Auch den Vorwurf großer literarischer Taktlosigkeit muß ich dem Verfasser machen. Von den Cynismen auf S. 75 und 215 abgesehen, verweise ich auf die Erzählung einzelner privater Vorgänge bei einem Loh-Concert in Sondershausen (S. 145 fg.). Den Höhepunkt kritischer Taktlosigkeit aber erreicht Charles in einem Aufsatze über Karl Reinecke. Für diesen Künstler ist das Motto gewählt:

> Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
> Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
> Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt,
> Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Doch nicht genug damit; auf S. 153 hat der Verfasser die Dreistigkeit, jenen hochverdienten, ausgezeichneten Künstler, den weltbekannten Leiter der leipziger Gewandhausconcerte, in folgender Weise zu apostrophiren:

> Wie kommt dieser Mann (sic!) an die Spitze eines Instituts, das ... tonangebender Factor für die gesammten deutschen Kunstinteressen geworden ist? Hat die Kunst nicht Koryphäen aufzuweisen, von deren Händen dieses Amt würdiger und besser verwaltet wird als von Karl Reinecke?

Diese „Beleidigung im Amte" rührt, wie es scheint, nicht mehr blos vom „ästhetischen Feingefühl" des Laienpublikums, sondern von dem des musikalischen Pöbels her, nach dem hier der Verfasser sein Urtheil augenscheinlich in Worte gefaßt hat. Denkt Charles nicht besser von Meister Reinecke, dem Schumann, Mendelssohn und unzählige andere große Musiker ihre höchste Achtung offen und freudig bekannt haben, hat er nicht mehr für den Componisten der unsterblichen „Kinderlieder" übrig als niedrige Angriffe, so hätte er sich billigerweise um ihn nicht zu bemühen brauchen. Reinecke ist und bleibt einer der bedeutendsten Musiker und Dirigenten unserer Tage, gleichviel ob Charles ihn mit Schmuz zu bewerfen sich erkühnt oder ihn auf seiner „Leiter der Lobesspenden" in den Himmel erheben sollte.

Mit diesem Urtheil hat sich der Verfasser sein eigenes gesprochen und ich habe nicht mehr nöthig, dem Leser über die andern Essays Auskunft zu geben. Sie sind zum Theil höchst oberflächlich, wie das über Brahms, zum

Theil in einem so jämmerlichen Deutsch geschrieben, daß man sich stellenweise in jene Gemüllgrube literarischen und publicistischen Unsinns versetzt wähnt, die als „Briefkasten" in einigen Witzblättern ihre gute Stelle und ihr dankbares Publikum hat.

Ich gebe hier den Beweis. Charles feiert Joachim's ungarisches Concert in folgender Weise (S. 270):

> Die heftige Steigerung erreicht in schmerzvollem Anwachsen einen Höhepunkt des eindringenden (!) Conflicts und sinkt dann mit allmählich sich abschwächendem störrischem Wühlen (!) herab zur dumpfen Klage des ersten Themas. ... Beschlossen wird der erste Theil mit einem zwischen Grollen und Jauchzen sich unvermittelt hin und her bewegenden Gefühlswallen (!!), welches das Tutti in scharfem (!) Fortissimo aufnimmt und erst allmählich in eine weichere Einheitsstimmung (!) lenkt.

Sodann:

> Den Schluß leitet Joachim mit einer langen technisch denkbar (!!) schwierigen Cadenz ein.

Vom Finale heißt es:

> In czardasähnlicher Charakteristik (!) feiert hier Joachim sein Ungarn.

Bei Gelegenheit von Wagner's Siegfried-Idyll erwähnt der Verfasser (S. 86) das alte Schlummerliedchen „Schlaf, Kindchen, schlaf" und sagt gerührt von sich selbst:

> (Das Liedchen), das auch uns ein küssender Muttermund sang, wenn sich die schreiensmüden (!!) Augen schließen sollten und das Köpfchen auf die treue, weiche Brust sank.

S. 174 heißt es von Brahms:

> Im übrigen ist die pragmatische Seite seines Lebens jeglichen außergewöhnlichen Geschehnisses bar. Zurückgezogenes und reclamefreies Schaffen (!), rastlose Arbeit, sittlicher Ernst und lohnendste Gedankenfülle, wie deren Wiedergabe bilden für den restirenden Theil seines bisherigen Lebens die Hauptmomente (!!).

Wir könnten diesen wenigen Stellen, die sich leicht verhundertfachen ließen, noch eine Anzahl sich immer wiederholender orthographischer und orthoepischer Fehler hinzufügen, die, wenn sie nicht unverzeihliche Nachlässigkeit sind, auf die Schulbildung des Verfassers ein bedenkliches Licht werfen müßten.

Dies also ist das „gute, kritische Werk", welches des „Volkes Stimme" repräsentiren soll; dies ist eine Kritik der Kritik; das endlich ist der Schriftsteller, der sich zu sagen erdreistete: „Liszt's Schriften sind ohne literarische Bedeutung!"

2. Der Schnellcomponist. Untrügliche Anleitung für jedermann, in kurzer Zeit ein bedeutender Componist zu werden. Zweite Auflage der „Industriell-Musikalischen Compositionslehre" von Theophilus Plümpser, durchgefallenem Conservatoristen. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1888. 8. 75 Pf.

Theophilus Plümpser ist kein „durchgefallener Conservatorist"; das ist schnöde Verleumdung. Allem Anscheine nach ist er vielmehr einer der erfahrensten Musiker und Componisten unserer Residenzstadt, dem die Musikliteratur schon manche wohlgezielte Satire verdankt. Der Grundgedanke der Satire ist übrigens nicht ganz selbständig erfunden, sondern dem beschaulichen, gemüth- und gedankenvollen Kater Hiddigeigei abgelauscht, der bekanntlich seine Liederreihe mit den Versen beginnt:

> Eigner Sang erfreut den Biedern,
> Denn die Kunst ging längst ins Breite,
> Seinen Hausbedarf an Liedern
> Schafft ein jeder selbst sich heute u. s. w.

Das ganze erste Gedicht unsers wackern Hiddigeigei hätte füglich als Motto dem Schriftchen beigegeben werden können. Vom Inhalte selbst etwas zu verrathen, hieße dem launigen Büchlein Gewalt anthun und dem Witz die Spitze abbrechen. Ich begnüge mich daher, die kleine Satire allen heitern musikalischen Gemüthern zur Erholung, insbesondere aber den langgelockten, schmalbäckigen, modernen Liszts und Wagners in zweiter oder noch öfter wiederholter und immer mehr verdünnter Auflage als überraschendes naturwahres Selbstconterfei angelegentlichst zu empfehlen.

3. Ludwig van Beethoven von W. J. von Wasielewski. Mit einem Porträt in Stahlstich. Zwei Bände. Berlin, Brachvogel u. Ranft. 1888. Gr. 8. 12 M.

Auf die vorliegende Beethoven-Biographie von W. J. von Wasielewski passen Goethe's Verse:

> Fruchtbar wird der kleinste Kreis,
> Wer ihn wohl zu pflegen weiß.

Es ist ein bescheidenes Ziel, das sich der Verfasser in seinem Werke gesteckt hat; er will dem Verlangen des Publikums Genüge tragen, Beethoven's Leben und Streben kennen zu lernen, ohne sich dabei durch schwer zugängliche und weitschichtige Werke, die mit einer erdrückenden Menge Einzelheiten belastet sind, hindurcharbeiten zu müssen. Also wiederum ein populäres Werk, aber deshalb kein wiederum „schlechtes". Als Quellen dienten in erster Reihe Thayer-Deiters' und Nohl's Beethoven-Biographien und die Aufzeichnungen Schindler's und anderer Zeitgenossen Beethoven's. Demnächst die Briefsammlungen Nohl's und Nottebohm's Beethoveniana. Der Verfasser hütet sich wohl, die alte schulmeisterliche Eintheilung des künstlerischen Schaffens unsers Meisters in drei Stilperioden beizubehalten; auch sonst ist aus der Beethoven-Biographie so manches entfernt oder doch auf das Nothwendigste beschränkt, was entweder romanhaften Beigeschmack hatte oder sich auf unerquickliche Verhältnisse bezog, die mehr das Interesse des Neugierigen als des Wißbegierigen zu fesseln im Stande waren. Der rein historische Theil des Buchs erscheint mir übrigens besser als der kritische. Die Besprechung und Würdigung der Werke Beethoven's ist nicht mit gleichmäßiger Sachkenntniß und Gründlichkeit abgefaßt. Am besten und eingehendsten sind die Werke für Kammermusik und die Symphonien behandelt; minder gut die Gesangswerke; am wenigsten genügt die Kritik der Claviersonaten. Der Stil ist einfach und schlicht, manchmal vielleicht etwas trocken und eintönig. Aber die zahlreichen Auszüge aus Briefen, Schilderungen der Zeitgenossen bringen immer wieder wohlthuende Abwechselung

und Erfrischung, und so darf man nicht in Abrede stellen, daß dieses Werk seinem Zwecke ganz wohl entspricht und einen ehrenvollen Platz in der populären Musikliteratur behauptet. Die Verlagshandlung hat außerdem dem Buche eine treffliche Ausstattung als eine weitere, nicht zu unterschätzende Empfehlung mit auf seinen Lebensweg gegeben.

4. Beethoven's Werke. Kritisch durchgesehene Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch. Band 1: Volkslieder. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. Folio. 8 M.

Welch großes Verdienst sich der Breitkopf-Härtel'sche Musikverlag um zuverlässige, kritische Gesammtausgaben unserer hervorragendsten Classiker erworben hat, ist weltbekannt. Mit Ausnahme von Haydn sind die Werke unserer bedeutendsten Meister: Bach, Händel, Beethoven, Mozart, Schubert, Schumann, Mendelssohn und außerdem Chopin, Grétry vollständig erschienen, und an der Gesammtausgabe der Werke von Palestrina, Schütz und — weil ja die Extreme sich immer berühren — Johann Strauß (Vater) wird eifrigst gearbeitet und in gar nicht so langer Zeit werden auch diese Ausgaben abgeschlossen sein. Zeigt somit schon die Anzahl und die Mannichfaltigkeit dieser Publicationen, welch hervorragender industrieller Geist in dieser Weltfirma lebt und webt, so wird unser Staunen noch erhöht, wenn man einerseits die Güte und Vortrefflichkeit aller Härtel'schen Ausgaben, andererseits aber den verhältnißmäßig billigen Preis derselben in Erwägung zieht.

Die Verlagshandlung, welche durch jene authentischen Ausgaben für alle Zeiten die sichere Grundlage für die Musikforschung, wie für das Musikstudium in theoretischer wie praktischer Beziehung geschaffen zu haben den unvergänglichen Ruhm genießt, hat sich nicht mit jenen großen Gesammtausgaben begnügt. Ihre neueste Veröffentlichung besteht in einer Ausgabe der Werke Beethoven's für die Zwecke des Unterrichts und den praktischen Gebrauch. Ein der ersten Lieferung beigegebener Prospect besagt hierüber Folgendes:

Wie der literarisch Gebildete „Goethe's sämmtliche Werke" zu erwerben pflegt, obgleich das eine oder andere Gebiet von Goethe's Schaffen ihm ferner liegt und er manches Einzelwerk des Dichters schon besitzt, so sollte auch der musikalisch Gebildete „Beethoven's sämmtliche Werke" zu erwerben als Pflicht erachten, wenn er auch nicht nach allen Richtungen des Beethoven'schen Schaffens sich selbst zu bethätigen vermag. Dieses Bedürfniß zu wecken und zu befriedigen, haben wir auf Grund der großen revidirten Partiturausgabe von Beethoven's sämmtlichen Werken, sowie unter Benutzung der kritischen Durchsicht, welche von Gustav Nottebohm im Hinblick auf eine neue Ausgabe durch uns erbeten war, eine für den praktischen Gebrauch bestimmte Ausgabe vorbereitet, welche dem Umstande Rechnung trägt, daß Musiker und Kunstfreunde selten über ein Orchester verfügen und bei der Pflege der Hausmusik in Bezug auf Orchesterwerke oder Werke mit Orchesterbegleitung auf Klavierübertragung angewiesen sind. Beethoven's Werke werden dementsprechend lieferungsweise in 20 Bänden zur Ausgabe kommen; die Werke für Gesang und für Klavier herausgegeben von Karl Reinecke einschließlich der Orchesterübertragungen in 12 Bänden, die Kammermusik in 8 weitern Bänden: die Lieder in der Originalgestalt, die schottischen und andern Volkslieder, Kirchenmusik, dramatische Werke, Cantaten und Gesänge mit Klavierbegleitung; die Klavierwerke für den Vortrag sorgfältig bezeichnet, die Concerte mit Beigabe eines zweiten Klaviers; neben den Ouverturen und Symphonien die gesammelten Orchesterwerke theilweise erstmalig in Klavierübertragungen; die gesammte Kammermusik in Original-Stimmenausgaben. Subscription auf diese vollständige, um 46 neu aufgefundene und von Eusebius Mandyczewski herausgegebene Werke Beethoven's vermehrte Ausgabe wird in allen Buch- oder Musikalienhandlungen angenommen, sowol auf das Ganze dieser Werke, als auf jede der beiden nebeneinander erscheinenden Gruppen der A. Gesang- und Klaviermusik, der B. Kammermusik. Kleinere Gruppen werden von dieser billigen Ausgabe nicht abgegeben.

Wir machen die Ausführungen des Prospects, soweit sie Bedürfniß, Ziel und Zweck dieser Ausgabe betreffen, vollkommen zu den unserigen und können nicht dringend genug rathen, dieses großartige Unternehmen zu unterstützen!

Es liegt uns die erste Lieferung von Beethoven's schottischen Liedern vor, allerdings nicht in ihrer Originalfassung mit begleitendem Streichduo (Violine und Cello), sondern für Gesang und Klavier allein eingerichtet. Der Druck ist mit peinlicher Sorgfalt durchgesehen und so vornehm, so deutlich und übersichtlich, daß man keine billige Volksausgabe, sondern eine Prachtausgabe vor sich zu haben meint. Ein von Meisterhand (L. Sichling) verfertigter, in dem berühmten Brockhaus'schen Institut mit bewundernswerther Feinheit ausgeführter Kupferstich: das Waldmüller'sche Porträt Beethoven's, trägt das Seinige dazu bei, den Eindruck einer Prachtausgabe noch vollkommener zu machen. Mit dem aufrichtigsten Danke, den die Verlagshandlung Breitkopf und Härtel durch diese Ausgabe sich bei allen Verehrern Beethoven's, ja bei allen Gebildeten erworben hat, mag sich der Wunsch verbinden, daß es der Verlagshandlung vergönnt sei, auch die Werke anderer Meister in ähnlicher Weise jedem Gebildeten zugänglich zu machen, wie die Beethoven's in vorliegender Ausgabe.

Heinrich Reimann.

Kunstgeschichtliche Schriften.

1. Geschichte der griechischen Künstler von Heinrich Brunn. Zweite Auflage. Erste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1888. Gr. 8. 1 M.

Diese zweite Auflage soll ungefähr 15 Lieferungen umfassen; der erste Band behandelt die Bildhauer von der Zeit der Sage bis herab zur Epoche der römischen Herrschaft; der zweite Band beschäftigt sich mit der Geschichte der Maler innerhalb derselben Zeit, sodann der Architekten, der Toreuten, der Münzstempelschneider, der Gemmenschneider, der Vasenmaler. Seit Jahren war dies Meisterwerk der classischen Archäologie vergriffen und einzelne Exemplare wurden antiquarisch mit hohen Preisen

bezahlt. Es würde daher heißen, Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier den wissenschaftlichen Werth des längst eingebürgerten Werks auseinandersetzen. Wol aber darf ich darauf besonders hinweisen, daß diese zweite Auflage bedeutend billiger werden soll als die erste, obwol die 1853 und 1859 erschienenen beiden ersten Bände hier durch die Ergebnisse der seitdem fortgeschrittenen Forschung bereichert erscheinen. Die Hauptverdienste Brunn's um seine Sonderwissenschaft bleiben dieselben. War er doch der erste, welcher eine wirklich zusammenhängende Geschichte der griechischen Malerei gab und die seitdem so sehr angewachsene Geschichte der etruskischen Kunst begründete. In einer wirklich erstaunlichen Weise trug sein Bienenfleiß disjecta membra aus den entlegensten Gebieten zusammen, und Brunn verstand es, daraus Knochengerüste, zuweilen sogar schöne Körper von Fleisch und Blut zu erbauen. Was ich aber persönlich noch höher anschlage, ist der Umstand, daß er zu den wenigen gehört, welche das mir vorschwebende Ideal einer Durchdringung von Aesthetik und Kunstgeschichte verwirklichen helfen. Brunn läßt aus einer vollendet beherrschten kunstgeschichtlichen Gelehrsamkeit die ästhetische Würdigung der Kunstwerke, die Erschließung ihres geistigen Gehalts, die Beleuchtung ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung ganz wie von selbst hervorgehen. Brunn ist nicht blos ein großer Gelehrter, sondern auch ein schöpferischer Kritiker; er steht zugleich in und über seinem Gegenstande. Freilich gehört Brunn noch zu jenen „Alten“, welche von der jüngern Generation über die Achsel angesehen werden, weil sie sich nicht blos für die technische Behandlung des Stoffs und die wissenschaftliche Erkenntniß der Form, sondern auch für die künstlerische Ausprägung von Ideen interessiren. Schon das bloße Wort „Idee“ muthet unser heutiges Künstlergeschlecht fremdartig an; es freut mich, daß gerade in München, wo Brunn als Professor der Archäologie wirkt, jene Satire gedeiht, welche die Ideenlosigkeit unserer jüngern Künstler geißelt. („Fliegende Blätter, humoristischer Führer durch die Kunstausstellung von 1888.“)

Weniger als für das voranstehend genannte Werk vermag ich mich zu erwärmen für:

2. Handbuch der altchristlichen Architektur, von Heinrich Holtzinger. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1889. Gr. 8. In Lieferungen zu 1 M.

Dieses Buch soll mit ungefähr 150 Illustrationen ausgestattet werden und in ungefähr acht Lieferungen erscheinen. Es will die Form, Einrichtung und Ausschmückung der altchristlichen Kirchen, Taufhäuser und Gräberbauten beschreiben, und zwar für die Zeit vom Anfang des 4. bis zum Schluß des 8. Jahrhunderts. Der Verfasser rühmt, daß er zum ersten mal den Stoff vom archäologischen Standpunkte aus behandle und dadurch eine Lücke ausfülle. Das Vorhandensein dieser Lücke gebe ich zu, die Nothwendigkeit einer umfangreichen Ausfüllung derselben bezweifle ich. Allerdings hat Holtzinger sein Buch mit achtungswerther Gelehrsamkeit ausgestattet, aber er hat zum Theil letztere nicht genug kritisch gesichtet, zum Theil sie zur Hauptsache gemacht, welche den eigentlichen Text erdrückt. Die Schreibweise Holtzinger's gibt mir leider ganz besondern Anlaß zu Ausstellungen. Was sind „rituelle Erwägungen“? Was soll der Fremdwörterkram: Immersion, Memorialritus, variables Centralschema u. s. w.? Ich bitte um Athem für den Satz:

In ihr war dem Presbyterium eine scharf gegen den der Gemeinde zugewiesenen Theil des Gotteshauses abgegrenzte Stätte geschaffen.

Ich seufze nach Schonung meines Kopfes, wenn er sich abquälen soll an dem Verständnisse des Satzes:

Der Säulenschaft ist durchgängig uncannelirt, doch kommen glänzende Ausnahmen vor.

Ganz besonders aber vermisse ich die baugeschichtliche Grundlegung für die nachfolgenden archäologischen Bemerkungen. Es geht nicht an, daß Holtzinger eine genauere Kenntniß der eigentlichen Baugeschichte voraussetzt, denn die Architekten werden nur ganz ausnahmsweise nach seiner Arbeit greifen. Die Theologen hingegen, welche sich wol noch am meisten dafür interessiren werden, bedürfen eines scharf umrissenen Bildes, um den dazu gelieferten Commentar des Verfassers verstehen zu können.

3. Geschichte des Barockstils und des Rococo in Deutschland. Von Cornelius Gurlitt. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1888. Gr. 8. In Lieferungen zu 1 M. 40 Pf.

Dieses Buch tritt zwar als ein selbständiges auf, muß aber als der unbedingt nothwendige Abschluß jenes größern Werks, dessen das Ausland behandelnde Theile ich mehrfach in d. Bl. rühmend angezeigt habe, gelten. Es genüge daher, auf die auch in dieser Schlußabtheilung wieder hellglänzenden Vorzüge der Gurlitt'schen Arbeit hinzuweisen: eigene quellenmäßige Erforschung des Stoffs, kritische Sichtung desselben, feinfühlige geschulte Phantasie, weitumfassender Blick, großer Architektenverstand. Die Stilisirung, durchweg klar und edel, erhebt die Gurlitt'schen Schilderungen nicht selten zum Range von kleinen Kunstwerken. Es sei erlaubt, aus den mir zur Zeit vorliegenden Lieferungen einige charakteristische Stellen herauszuheben:

Während in Italien die besten Künstler sich in die Dienste der Jesuiten stellten, während Vignola, Ammanati, Porta u. a. in einem unmittelbaren Herzensverhältniß zu ihnen standen, während in Belgien die Sehnsucht nach Ruhe vom Glaubensstreit ihnen eine eifrige, großwollende(?) Künstlerschar zuführte, findet sich in Süddeutschland kaum ein Name von jenen Baumeistern erhalten, welche ihre Kirchen errichteten. Der Jesuitismus hat verstanden, in hohem Grade künstlerisch befruchtend und zwar in ernster Weise stilistisch vertiefend zu wirken.

Eine anziehende Vergleichung stellt Gurlitt an zwischen dem Märchen und dem Ornament. Zwar entspricht es ganz der Denkweise der modernsten Künstler, schießt aber über das Ziel hinaus, wenn er sagt:

Das Ornament darf nicht durch den Verstand gegliedert werden; einen Inhalt klar und deutlich aussprechen, heißt einem nüchternen Naturalismus huldigen.

Die größere oder geringere Freiheit in Ausgestaltung des Ornaments hängt denn doch vom Grundcharakter desjenigen Stils ab, in welchem es auftritt, hängt ab von der Frage, ob das Ornament nur lebensvoll verschönerndes Beiwerk, oder selbständig auftretender Schmuck sein, ob es als architektonische oder als malerische Zuthat gedacht werden soll.

Vortrefflich ist der Satz:

Das Kehrbild der Kleinkunst bildete die geistige Enge im öffentlichen Leben, das kleinstädtische Wesen, die Beschränktheit der Weltanschauung, der Mangel an Opfersinn, die kleinliche Auffassung großer Dinge.

Uebrigens verwechselt Gurlitt die Michaeliskirche in Hamburg mit der Katharinenkirche.

4. Geschichte der deutschen Kunst von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart, von Wilhelm Lübke. Erste bis sechste Lieferung. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1888. Lex.-8. Jede Lieferung 1 M.

Von diesem jüngsten Sprößling der Lübke'schen fruchtbaren Muse liegen mir zur Zeit sechs Lieferungen vor, welche mich in den Stand setzen, ein Urtheil über den Charakter des neuen Unternehmens mir zu bilden. Das nationale Selbstgefühl der Deutschen hat auch in den Herzen der Buchhändler ein mächtiges Echo gefunden, denn nicht weniger wie drei unserer ersten Firmen haben sich beeilt, dem Bedürfniß unsers Volks nach einer „Deutschen Kunstgeschichte" zu gleicher Zeit Rechnung zu tragen. Möchten sie nun auch ihre Rechnung nicht blos zu tragen haben, sondern auch finden. Zum Glück sind sie verschiedene Wege gewandelt. Die im G. Grote'schen Verlag in Berlin erscheinende „Deutsche Kunstgeschichte" wird von mehrern namhaften Gelehrten gemeinschaftlich bearbeitet, ist reich mit den denkbar besten und größten Abbildungen ausgestattet und im streng wissenschaftlichen Charakter überaus umfänglich durchgeführt. Die bei Velhagen u. Klasing erscheinende Knackfuß'sche Kunstgeschichte ist von mittlerm Umfange (zwei Bände) und vereinigt in sehr glücklicher Weise den Charakter des Lehrbuchs und des Handbuchs, gibt wissenschaftlichen Vollgehalt in populärer Form. Das letztere gilt auch von dem Lübke'schen Werke, welches innerhalb der engsten Grenzen (eines Bandes) den ungeheuern Stoff bewältigt. Interessant ist es zu beobachten, welche Fülle von neuen Abbildungen die drei Verlagshandlungen herbeigeschafft haben; es wird also allmählich der alte Schlendrian überwunden, daß man immer wieder den alten lieben Bekannten begegnete, welche die Herren Buchhändler einander borgten und nebenbei mit einem Text begleiten ließen! Was nun den mir bisjetzt vorliegenden Text aus Lübke's Feder anlangt, so bin ich in der eigenthümlichen Lage, demselben nur einen Vorwurf machen zu müssen: er ist in gewissem Sinne zu gut. Lübke hat bekanntlich eine ganze Bibliothek zusammengeschrieben und beherrscht infolge dessen den Stil förmlich spielend; er hat aber die Fühlung dafür verloren, wie schwer dem Laien das Verständniß seines Stoffs wol werden mag, und setzt deshalb bei seinen Lesern die Bekanntschaft mit Dingen schon voraus, die Lübke doch eigentlich lehren will. Sehe ich recht, so ist dieser Fehler daher entstanden, daß Lübke den ungeheuern Stoff in ein Familienbuch zusammendrängen und doch mehr als einen bloßen Leitfaden geben wollte. Die Lösung dieser außerordentlich schwierigen Aufgabe übersteigt denn doch selbst seine Kräfte; er kann sich nur dadurch helfen, daß er die Eleganz des Stils einem schärfern Hervorheben der einzelnen Punkte opfert. Auch darf er nicht allzu bescheiden sein; er hätte mehrmals auf seine eigenen Forschungen und Sonderabhandlungen verweisen können und hat es nicht gethan. Jedenfalls ist auch seine deutsche Kunstgeschichte in ihrer Art berechtigt und wird hoffentlich den für sie passenden, wohlverdienten Leserkreis finden.

5. Geschichte der modernen Kunst. Von A. Rosenberg. Elfte und zwölfte Lieferung. Leipzig, Grunow. 1888. Lex.-8. Jede Lieferung 2 M.

Rosenberg schildert darin die realistische Malerei der Neuzeit, insbesondere die münchener Malerei in der ersten Hälfte des Jahrhunderts: Karl von Piloty und dessen Schule, die Schulen von Lindenschmit und Diez, die Erneuerung der religiösen Malerei und den Naturalismus die neuere Landschaftsmalerei in München, die neuere Geschichts-, Bildniß- und Genremalerei in Berlin u. s. w. Nachdem ich bereits an anderer Stelle in d. Bl. erklärt habe, daß ich A. Rosenberg's „Die Münchener Malerschule seit 1871" (Leipzig, Seemann, 1887), für das Beste halte, was der Genannte überhaupt geschrieben hat, kann ich mich auch heute nur auf dieses Urtheil beziehen, denn sowol eigene Geistesrichtung wie Sonderstudien befähigen den Verfasser, in der Schilderung der neuern münchener und berliner Schule als sicherer Führer aufzutreten. Wol aber ist mir bei Prüfung dieser beiden Lieferungen folgender Wunsch gekommen.

Rosenberg hat einen geradezu unübersehbaren Stoff historisch und kritisch zu bewältigen und thut dies vielfach mit großer Gewissenhaftigkeit. Fortlaufende, das Ganze umfassende Kunstgeschichten, wie die seinige, sind gewiß nothwendig, und die bahnbrechende Arbeit Rosenberg's auf diesem Gebiete erkenne ich mit großem Danke an; aber immer mehr erwächst doch das Bedürfniß, daß berufene Leute zu diesen Compendien die Seitenstücke von Einzelarbeiten über hervorragende Künstler schreiben. Obwol F. Pecht in seinen Künstlerbiographien vielfach nur gezeigt hat, wie es nicht gemacht werden soll, so ist er doch einem dringenden Verlangen entgegengekommen. Wir besitzen ja eine immer stattlicher werdende Zahl von jüngern Kunstgelehrten; ihnen muß man zurufen: hic Rhodus, hic salta! Es ist ein Jammer, daß diese Herren ihre kostbare Kraft fast immer nur an die Erforschung von dunkeln Pünktchen und Atomen der Vergangenheit wenden, aber zu vornehm sind, die Geschichtschreibung der neuesten Kunst den Händen der Tageskritik zu entwinden. Wo ist der Bismarck, welcher den Zopf des deutschen Professorenthums abschneidet?

Gustav Portig.

Zur Literaturgeschichte.

Studien zu La Rochefoucauld's Leben und Werken. Von H. Georg Rahstede. Braunschweig, Schwetschke u. Sohn. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.

Das auf ausgedehnten Studien aufgebaute Büchlein verbreitet sich an der Hand zeitgenössischer Zeugnisse, unter denen La Rochefoucauld's Memoiren obenan stehen, über das Leben und die Werke dieses Schriftstellers. Sein Leben war reich an äußern und innern Wirren. Tief in die leidenschaftlichen Kämpfe der Fronde verwickelt, durchlebte der Herzog sehr wechselvolle Schicksale, welche bittere Gesinnungen gegen die Welt in ihm reiften. Sein Charakter bewährte sich nicht, er lebte schließlich von der Gnade des Königs, dem er sein Leben lang Opposition gemacht. Seine Verhältnisse zu den Frauen, unter denen seine eigene die unbedeutendste Rolle spielte, wurden vielfach bestimmend für seine Schicksale. Er lernte die Gesellschaft seiner Zeit bis ins einzelne kennen und fand schließlich heraus, daß ihr ganzes Leben und Treiben durch Eigenliebe bestimmt sei. Widrige Schicksale hatten ihn eben verbittert, und er wollte die Lichtseiten nicht sehen. Aus diesem Gedanken heraus schrieb er seine Memoiren und verleugnete seine Verfasserschaft. Das Buch wird nur durch die Denkwürdigkeiten des Cardinals von Retz übertroffen. Je weiter die Erzählung fortschreitet, desto mehr vervollkommnet sich der Stil. Aus den „Mémoires" zog er die moralische Nutzanwendung in den „Maximes", welche seinen Namen am bekanntesten machten. So zweifelhaft die ethische Grundlage derselben ist —: denn es wäre ein Unglück als Mensch geboren zu sein, wenn man die Schranken des Egoismus nie durchbrechen könnte —, so über jede Anfechtung erhaben ist ihr Stil, welcher die Höhe der französischen Prosa im 17. Jahrhundert bedeutet.

Das Buch gibt mehr eine Sammlung von Material als eine zusammenhängende Darstellung und der Titel „Studien" ist somit gerechtfertigt. Der Anhang bringt reichliche Belege, eine sorgsame Stammtafel des Hauses La Rochefoucauld und eine vollständige Bibliographie der Werke des Schriftstellers. Heinrich Löbner.

Feuilleton.

Es ist erfreulich zu vernehmen, daß die über ein Jahr unterbrochen gewesene deutsche Ausgabe der „Russischen Geschichte in Biographien" von N. Kostomarow, übersetzt von W. Henckel, mit der siebenten Lieferung wieder fortschreitet. Das Leipziger Verlagshaus (Greuell u. Francke) hat den Verlag übernommen. In 6 Halbbänden zu 8 M. oder 30 Lieferungen zu 1 M. 50 Pf. soll das Werk vollendet sein. Die vorliegende siebente Lieferung beendet die Schilderung Zar Iwan Wassiljewitsch des Grausen, bringt den Eroberer Sibiriens Jermak Timofejewitsch, den litauischen Fürsten Ostroshski und endet im Leben Boris Godunow's.

— Unter dem Titel „Ich fahr' in die Welt" hat Professor Joseph Stöckle ein Lebensbild von „Joseph Victor von Scheffel, dem Dichter des fröhlichen Wanderns und harmlosen Genießens" entworfen, das mit einem Porträt Scheffel's und dem Facsimile eines Gedichts schon in zweiter Auflage bei F. Schöningh in Paderborn erschienen ist (Preis 1 M. 40 Pf.). Es will denen, die Joh. Prölß' große Scheffel-Biographie (vgl. Nr. 41 d. Bl. von 1887) nicht lesen können, einen handlichen Ersatz bieten, seinerseits zum Verständnisse der spätern Schöpfungen des Dichters durch Schilderung seiner Lebensverhältnisse beitragen und den im Titel hervorgehobenen Gesichtspunkt besonders betonen. Die unwillkürlich erregte Befürchtung, daß hierunter der Ernst und die Tragik im Lebens Scheffel's nicht zu ihrem Rechte gelangte, schwindet bald, und somit ist das abgekürzte Verfahren des Verfassers um so mehr zu empfehlen, als allen, die weiteres erfahren wollen, der Zugang zu Prölß offen steht.

— Mathilde Raven's anmuthiges Undinenmärchen „Schwanwitt", im Laufe der Zeit mehrfach und verschieden an dieser Stelle beurtheilt, hat nach 36 Jahren jetzt noch eine sechste Auflage erfahren (Norden, Fischer Nachfolger).

— Emil Rittershaus' lebensfrische Gedichtsammlung „Aus den Sommertagen" ist so beliebt, daß in jedem Jahre eine neue Auflage, jetzt die dritte (Oldenburg, Schulze), erforderlich gewesen.

Auch Otto Erich's „Studenten-Tagebuch" ist in zweiter veränderter und vermehrter Auflage erschienen (Zürich, Verlagsmagazin). Wir glauben auf unsere Besprechung in d. Bl. f. 1887, S. 234, verweisen zu können.

— Von Emil Frommel, dem beliebten Volksschriftsteller, erscheint rechtzeitig vor Weihnachten, im Verlage von Hugo Klein in Barmen, eine Sammlung Erzählungen, betitelt „Beim Lichtspan", welche die zahlreichen Freunde des gemüthvollen Erzählers sehr willkommen heißen werden. Wir hoffen auf die Arbeit später zurückzukommen.

— „Bleibe fromm und gut". Diesen Segensspruch des sterbenden Kaisers Friedrich, den er am Tage vor seinem Tode der Prinzessin Sophie zu ihrem achtzehnten Geburtstage niederschrieb, hat August Meer zum Titel und Thema einer Mahnung genommen, die er als ein Vermächtniß des Verewigten an die Jugend und ihre Erzieher angesehen wissen will (Breslau, Goerlich u. Comp.).

— C. Falkenhorst, der schnell beliebt gewordene Erzähler aus den neuen Colonien — „In Kamerun" erschien bereits in vierter Auflage, „Der Zauberer vom Kilima-Ndjaro" in dritter Auflage —, hat jetzt eine weitere Jugendschrift folgen lassen unter dem Titel „Sturmhaken. Franz Sturms Abenteuer im Bismarck-Archipel", deren Schauplatz auf der für die deutsche Colonisation wichtigen Insel Neu-Pommern spielt. Ein Seitenstück zu den Schriften von Falkenhorst bildet eine Jugendschrift von O. Elster, „Die Goldgräber von Angra Pequena", die Erlebnisse einer Familie schildernd, welche die Goldgruben in den deutschen Colonialgebieten in Südwestafrika entdeckte. Diese im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienenen Bücher empfehlen sich auch durch reichen Bilderschmuck ganz besonders zu Weihnachtsgeschenken.

Zu gleichem Zwecke bringen wir in Erinnerung das alte schöne Jugendbuch „Tausendundeine Nacht. Arabische Erzählungen", zum ersten male aus dem Urtext vollständig und treu übersetzt von Gustav Weil. Mit etwa 700 Illustrationen. Eine neue Ausgabe der dritten Auflage (in etwa 33 Lieferungen zu 40 Pf.) ist im Herbste von der Rieger'schen Verlagshandlung in Stuttgart in Angriff genommen. Wir wünschten dem guten Buche nur bessere Bilder.

— Ein Büchlein mit gutem, aber völlig elementarem Inhalt ist „Das Klavier, geschichtlicher Abriß des Ursprungs sowie der Entwickelung des Stils und der Technik des Instruments“, von Adolf Ruthardt (Leipzig, Gebr. Hug, 1888). Der langathmige Titel verspricht zu viel. Da wo der Verfasser mit seinem Urtheil selbständig heraustritt — wozu er sich als völlig berufen erweist —, schreibt er für gebildete Musiker; alles andere aber ist denn doch gar zu flüchtig hingeworfen. Wie läßt sich der ungeheuere Stoff auf 60 Octavseiten abthun? Oder glaubt Ruthardt, daß von A. Kullak's meisterhaftem Buche „Aesthetik des Klavierspiels“ sein Abriß ein Auszug sein könne? Wir bezweifeln es, so verdienstlich uns auch ein derartiges Unternehmen erscheint. Möchte doch Ruthardt sich an durchgeführten Einzelabhandlungen versuchen; der Beweis für seine Zurückstellung Händel's hinter J. S. Bach wäre ein sehr dankbarer Stoff.

— Frau Anna und Dr. Heinrich Fränkel haben eine Broschüre erscheinen lassen: „Der Skat verdirbt den Charakter“ (Berlin, Walther u. Apolant, 1888). Wenn wir auch den Titel etwas weniger scharf gewünscht hätten, so verdient doch das, was die Verfasser über das furchtbar um sich greifende Skatspiel (bezw. das Treiben der Kegelbrüder) sagen, die Beachtung der weitesten Kreise. Es sind Thatsachen angeführt, denen unser Volk noch rechtzeitig ins Auge sehen und entgegentreten muß.

— Wirklich zeitgemäß, einem Bedürfnisse entgegenkommend und dasselbe in gelungenster Weise befriedigend ist eine Broschüre von Joseph Popper, worin er „die technischen Fortschritte nach ihrer ästhetischen und culturellen Bedeutung“ würdigt (Leipzig, Reißner, 1888). Wir sind erstaunt, wie der Verfasser gerade durch objective Nüchternheit und strenge Sachlichkeit der Leser für sein Thema zu gewinnen versteht. Er verfechtet mit viel Glück und Geschick den Satz, daß die wissenschaftliche und die technische Thätigkeit genau (?) in der Art der Kunst unser ästhetisches Empfinden befriedigen. Er belegt diese Wahrheit in geistvoller Weise durch Beispiele und weist nach, daß die Fortschritte der Technik in ganz analoger Weise wie die Leistungen der Kunst wirken. Hochinteressant und psychologisch zutreffend ist der Satz: „Das ästhetische Bedürfniß des Menschen ist ein Ausdruck seiner Reaction gegen die Vergänglichkeit. In den höchsten ästhetischen Stimmungen ist die Sehnsucht nach einem einzigen Moment höchst intensiver Beseligung ein Aequivalent des Ewigkeitsgefühls und die Energie der Stimmung malt dem Menschen die Unerschöpflichkeit seiner Individualexistenz.“ Wir wünschen dem gediegenen Schriftchen die verdiente weiteste Verbreitung.

— Höre Welt und staune! Eine Dame, Margot Werner, hat „eine philosophische Skizze“ veröffentlicht unter dem Titel: „Durch Mittheilung zum Verständniß, durch Verständniß zur Zufriedenheit.“ Das ganze Gewäsch umfaßt 26 Octavseiten; wir bedauern, daß ein so großes Institut wie die Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter) in Hamburg sich dazu hergegeben hat, diese Ausgeburt der Eitelkeit auch nur in Commissionsverlag zu nehmen. Noch trauriger aber ist, daß — laut Umschlag — gewisse Zeitungen sich herbeigelassen haben, früher erschienene Kleinigkeiten der Verfasserin anzuerkennen.

Bibliographie.

Bamberger, L., National. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 60 Pf.

Baumgarten, H., Geschichte Karls V. 2ter Bd. 2te Hälfte. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 M.

Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge VI: Über das Leben und die Werke des Antonio Averlino genannt Filarete. Eine Studie von W. von Oettingen. Leipzig, Seemann. Gr. 8. 2 M.

Bleibtreu, K., Weltgericht. Tragödie. Leipzig, Friedrich. 8. 3 M.

Bleibtreu, K., Der Kampf um's Dasein der Literatur. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 2 M.

Chatauvillard, Graf de, Duell-Codex. Aus dem Französischen übersetzt von C. v. L****. Karlsruhe, A. Bielefeld. 8. 2 M.

Dreyer, A., Im Banne der Stenographie. Stenographisches Lustspiel. Dresden, G. Dietze. 1889. Gr. 8. 90 Pf.

Frank, U., Der Kampf um's Glück. Roman. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 3 M.

Gebirgsfreund. Illustrirte Zeitschrift für Topographie, Geschichte und Touristik des Riesen- und Isergebirges, des Jeschken- und Lausitzer Gebirges, Nordböhmens und des Spreewaldes. Red. von A. Moschkau. 1. Jahrg. 1888/89. 26 Nrn. Zittau, Schirach. Gr. 4. Vierteljährlich 1 M.

Gehlert, A., Ueber Gott. Philosophische Studie als Wegweiser zur Erkenntniß der socialen Aufgaben. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht. Gr. 8. 2 M.

Hartwig, G., Ringkämpfe. Roman. 3 Bde. Berlin, Janke. 1889. 8. 10 M.

Hermann, R., Straßburg. Historisches Schauspiel. Unter Benutzung des Romans „Der Raub Straßburgs“ von Heribert Rau. Berlin, F. Luckhardt. 8. 1 M. 50 Pf.

Höfler, C. R. v., Leonore von Oesterreich, Königin von Portugal. Drama. Prag, Dominicus. Gr. 8. 2 M.

Käuffer, Geschichte des königlich bayerischen 9. Infanterie-Regiments Wrede. Von seinem Ursprung bis zur Gegenwart bearbeitet im Auftrage des Regiments-Kommandeurs. Mit 3 Porträts und 5 Karten. Würzburg, Hertz. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Kiefer, W., Die lebendige Bildsäule oder auf den Leim gegangen. Ein lustiges Schwänklein voll List und Ränklein. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 45 Pf.

— — Der verhängnisvolle Frack. Schwank. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 45 Pf.

— — Die Proceßlustigen. Schwank. Paderborn, Bonifacius-Druckerei. 12. 30 Pf.

Mahrenholtz, R., Geschichte der ersten französischen Revolution. Ihre Entwickelung bis zur Auflösung des Convents. (1789—1795.) In Hinblick auf ihre 100jährige Feier. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Mendelssohn-Bartholdy, F., Briefe an Ignaz und Charlotte Moscheles. Herausgegeben von F. Moscheles. Mit 13 Illustrationen. Leipzig, Duncker u. Humblot. 8. 6 M.

Mensch, C., Deutschlands Trauertage. Gedichte aus allen Gauen unseres Vaterlandes in 3 Abteilgn.: „Deutschlands Trauer“, „Der königliche Dulder hat vollendet“, „Deutschlands Hoffnung“. Dazu ein Anhang, enthaltend die testamentarischen Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I., sowie die Proklamationen Kaiser Friedrichs III. und Wilhelms II. Mit der Bildnissen der drei Kaiser. Danzig, Kafemann. 8. 1 M. 50 Pf.

Michaelis, A., Frauen als schaffende Tonkünstler. Ein biographisches Lexikon. Leipzig, Michaelis. 8. 1 M. 20 Pf.

Minckwitz, J., Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie aller Völker. Mit 238 Illustrationen. Gera, Griesbach. 8. 2 M.

Mosen, G., In Dämmerlicht und Sonnenschein. Gedichte. Zwickau, Bär. 8. 3 M.

Müller, F. M., Das Denken im Lichte der Sprache. Aus dem Englischen übersetzt von E. Schneider. Autorisirte, vom Verfasser durchgesehene Ausgabe. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 16 M.

Rumbauer, M., Unter dem Nordlicht. Norwegische Erzählungen. Berlin, Landsberger. 8. 2 M.

Sammlung naturwissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von E. Huth. 2ter Bd. 9tes Hft.: Die günstige Stellung der Erde im Sonnensystem. Von Baer. Berlin, Friedländer u. Sohn. 1889. Gr. 8. 40 Pf.

Schanz, M., Brasilianische Reiseskizzen aus dem Jahre 1887. Leipzig, Roßberg. 1889. 8. 1 M. 50 Pf.

Schillers Leben und Wirken. In zwanglos gebundener Rede dargestellt von einem Ungenannten, aber doch Bekannten. Stuttgart, Lutz. 12. 2 M.

Schliep, H. H. G. F., Licht! Was Keiner geahnt! Ein Buch für alle Germanen. 1ster Thl. München, Uebelen. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Schmeißer, G., Die kroatischen Kontingente in der Armee des ersten Kaiserreichs. Schwerin a. d. Warthe. 8. 1 M.

Schmidt, B., Burggraf Heinrich IV. zu Meißen, Oberstkanzler der Krone Böhmen und seine Regierung im Vogtlande. Mit 4 Lichtdruck-Tafeln. Gera, Griesbach. Gr. 8. 10 M.

Schrattenthal, K., Unsere Frauen in einer Auswahl aus ihren Dichtungen. Poesie-Album zeitgenössischer Dichterinnen. Mitgabe für Frauen und Töchter gebildeter Stände. Mit 12 Porträts in Lichtdruck. Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer. 8. 6 M.

Schwicker, J. H., Peter Pázmány, Cardinal-Erzbischof und Primas von Ungarn, und seine Zeit. Köln, Bachem. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Sommer, Margaretha, Skizzen. Zürich, Schröter u. Meyer. 1889 8. 1 M.

Stein, H. v., Aus dem Nachlaß. Dramatische Bilder und Erzählungen. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 6 M.

Steiger, E., Der Kampf um die neue Dichtung. Kritische Beiträge zur Geschichte der zeitgenössischen deutschen Litteratur. Leipzig, Werther. 1889. 8. 2 M.

Thürheim, A. Graf, Ludwig Fürst Starhemberg, ehemaliger k. k. a. o. Gesandter an den Höfen in Haag, London und Turin etc. Eine Lebens-Skizze, nach handschriftlichen Original-Quellen verfasst und geordnet von dessem Enkel A. Graf Th. Graz, Styria. 1889. Gr. 8. 5 M. 40 Pf.

Vögelin, S., Das alte Zürich. 2ter Bd. Beiträge zur Geschichte der Stadt Zürich und ihrer Nachbargemeinden. Herausgegeben von einer Vereinigung zürcherischer Geschichtsfreunde. 1ste Lfg. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Volkmann-Leander, R. v., Kleine Geschichten. Neue Ausgabe. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 16. 2 M. 40 Pf.

Wohl, Stephanie, Rauschgold. Roman aus der ungarischen Gesellschaft. Von der Verfasserin selbst besorgte deutsche Ausgabe. 2 Bde. Jena, Costenoble. 1889. 8. 10 M.

Zettel, J., Unvermischte Wissenschaft's-Wahrheit fuer Alle. Cultur-Maehrchen. 1ste Ausgabe. Ohne Orthographicative. Neustadt (o Sehl.) Heinisch. Gr. 8. 25 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Günthner, E., Calderon und seine Werke. Zwei Bände. 8. (XLVIII u. 774 S.) M. 8; geb. in einem Band (Leinwand mit Lederrücken und Rothschnitt) M. 10.50.

I. Band: Calderon-Literatur. Leben des Dichters. Religiöse, symbolische, mythologische und Ritterschauspiele. Mit Calderons Bildniß. (XL u. 336 S.) M. 4.

II. Band: Lustspiele. Heroische und geschichtliche Dramen. Geistliche Festspiele. (VIII u. 438 S.) M. 4.

Adolf Friedr. Graf von Schack sagt bei einer eingehenden Besprechung des Werkes in der **„Allgemeinen Zeitung“** (München 1888. Nr. 297, Beilage) unter anderem:

„Ich habe gefunden, daß selbst literarisch gebildete Personen in England, Frankreich und Italien, ja selbst in Deutschland, in Verlegenheit geriethen, wenn man von ihnen mehr als zwei oder drei Titel von Schauspielen des Castilianers vernehmen wollte. Der neuen Schrift von Engelbert Günthner wird es hoffentlich gelingen, diese Antipathie zu beseitigen. Sie hat den richtigen Weg hierzu eingeschlagen, indem sie fesselnde und lebendige Darstellung von dem Inhalte einer großen Reihe seiner besten Dramen gibt und dadurch demjenigen, der dieselben bereits kennt, Gelegenheit bietet, sie wie in einem treuen Spiegel wieder von neuem zu betrachten, den aber, welcher noch wenig von Calderon kennt, anreizt, dessen Dramen selbst zu lesen. Es ist eine fast unübersehbare Reihe von Stücken, die sich hier vor uns entfaltet, und **wir stehen wie geblendet vor solchem Reichthum.**“

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Graf Vitzthum von Eckstädt, K. F., Shakespeare und Shakspere. Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. M. 4. —

Grillparzers Sämtliche Werke. Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. M. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Riehl, W. H., Lebensrätsel. Fünf Novellen. Oktav. XVI u. 508 S. Brosch. M. 6. —. Eleg. geb. M. 7. —

Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

Roquette, Otto, Cesario. Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV u. 98 S. Elegant gebunden M. 2. 50.

Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI u. 138 S. Brosch. M. 2. —.

Soeben erschien
der neueste Roman von
August Niemann

Eulen und Krebse

24 Bogen 8. in solidester Ausstattung.
Preis broch. M. 6. —; eleg. gebdn. M. 7. 50.

Gotha. C. F. Windaus' Bh. (J. Goetsch).

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert **gratis** und **franco**

Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachs. 1/2—1 **Tam.-Confitüre.** In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf.,** Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's **Tamar Indien**
Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Allein ächt.
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Dialektgedichte.

Sammlung von Dichtungen in allen deutschen Mundarten,

nebst poetischen Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen.

Herausgegeben von

Hermann Welcker,

Professor an der Universität Halle.

8. Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Soeben erschienen! Geschichte der **Weltlitteratur.** — **ADOLF STERN** — *Uebersicht der Litteratur aller Zeiten u. Völker auf kulturgesch. Hintergrd.* *Glänzend rezensiert!* Brosch. M 11.60. eleg. geb. M 14. Stuttgart. Riegers Verlag.

Das **schönste Geschenk** ist und bleibt eine **selbstthätige Zimmerfontaine** von **Louis Heinrici** Zwickau i/S. Man verlange Katalog!

(Mit einer Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 49. — 6. December 1888.

Goethe und Karl August.

Goethe und Karl August. Studien zu Goethe's Leben von Heinrich Düntzer. Zweite neubearbeitete und vollendete Auflage. Drei Theile in einem Bande. Leipzig, Dyk. 1888. Gr. 8. 18 M.

Eine Darstellung des Verhältnisses, welches zwischen Goethe und Karl August bestand, ist wol eine der schwierigsten Aufgaben, welche sich denken lassen. Beide durch und durch eigenartige, durch und durch verschiedenartige Naturen, durch das Band der Freundschaft verbunden, soweit der Diener mit seinem Fürsten Freundschaft tauschen kann, und dazu ein mehr als funfzigjähriges Zusammenleben, von den Jahren jugendlicher Ueberkraft bis ins Greisenalter, die ersten Jahrzehnte diejenigen einer sich in dem kleinen Weimar prachtvoll entwickelnden Dichterblüte, dann ein Jahrzehnt schwerer staatlicher Leiden und endlich ein Schlußjahrzehnt ruhiger greisenhafter Beschaulichkeit. Wir sehen Goethe als den tollen Jugendgenossen und weisen Erzieher seines geistvollen und eigenwilligen Zöglings, als den klugen Berather desselben in den Händeln dieser Welt; wir sehen Karl August, wie er nach und nach für seinen Fürstenberuf reift, erst ein unbändiger leidenschaftlicher Jüngling, dann ein allseitig antheilnehmender Mann, kraftvoll und eigenartig genug, um in dem Kreise geistiger Riesen, welcher um ihn stand, nicht blos als Fürst, sondern als Mensch ebenbürtig dazustehen. Ein Gesammtbild dieser unendlich mannichfaltigen Beziehungen zwischen dem Fürsten hier, dem Dichter und Staatsmanne dort zu zeichnen, es ist wahrlich ein kühnes Unterfangen, welches eine ebenso große Fülle von Kenntnissen wie von Geist fordert.

Was nun die Kenntniß der weimarischen Verhältnisse betrifft, so möchte kaum einer unserer Goethe-Forscher behaupten dürfen, es Düntzer gleichzuthun, welcher seit funfzig Jahren die besten Kräfte seines Mannesalters der Goethe-Forschung zugewandt hat. Die Beziehungen Goethe's zu Karl August haben ihm dabei mehrfach Stoff zu Schriftwerken geboten: 1859 vollendete Düntzer die Schrift „Goethe und Karl August während der ersten funfzehn Jahre ihrer Verbindung"; 1864 folgte als Fortsetzung „Goethe und Karl August von 1790 bis 1805." Die Vollendung eines dritten abschließenden Bandes ward immer wieder verschoben durch die stets wachsende Fülle des sich darbietenden Stoffs, welche mehr und mehr auch die Umarbeitung der beiden ersten Bände forderte. Als daher eine neue Auflage derselben erforderlich erschien, griff Heinrich Düntzer das lange hinausgeschobene schwere Werk mit Muth und Thatkraft an, und er spricht im Vorworte seine Freude darüber aus, daß es ihm in seinem vierundsiebzigsten Jahre gelungen sei, die gewaltige Arbeit glücklich zu vollenden. Eine gewaltige Arbeit, dieser gewichtige Band von — außer dem Orts-, Personen- und Sachenverzeichniß — 914 Seiten Großoctav, um so staunenswerther, weil dieselbe nach einer Aeußerung des Vorworts das Werk eines Jahres ist.

Die Größe der Aufgabe, welche sich Düntzer stellte, wird uns sichtbarer, wenn wir erwägen, daß zur Herstellung eines solchen Werks die zahlreichen Briefwechsel des weimarer Kreises, Tagebücher, Acten u. s. w. durchgearbeitet werden mußten:

> Wie viele Briefe zwischen den Hauptpersonen auch nach dem veröffentlichten Briefwechsel erschienen sind, noch manche ruhen ungedruckt in Weimar und sonst; den hoffnungslosen Versuch, Mittheilung derselben zu erhalten, habe ich mir erspart. Ebenso wenig war Aussicht vorhanden, die drei ziemlich starken Actenbände im Staatsarchiv zu Weimar einzusehen, welche Briefe und Zettel von Karl August an Fritsch enthalten. Gewiß findet sich in diesen und andern ungedruckten Quellen noch manches, was unsere Darstellung ergänzen kann, aber wol weniges, das sie verbessert. Manches Thatsächliche wird hier nach zuverlässigen Quellen berichtigt, einzelne herrschende Ansichten sind sicher beseitigt, im ganzen ein reiches anschauliches Bild des Verhältnisses des Dichters zu

seinem Fürsten während ihrer von Schwankungen nicht freien dreiundfunfzigjährigen Verbindung entrollt; daneben tritt die Stellung Goethe's zu der Herzogin-Mutter, der Herzogin, dem Erbherzog, der Großfürstin, der Prinzessin und dem ganzen Hofe hervor und des Herzogs Verhältniß zu Herder zeigt sich deutlicher als selbst bei Haym. Karl August's staatliches Wirken und seine wissenschaftlichen Bestrebungen, wie Goethe's amtliche Thätigkeit und sein Zusammenwirken mit dem Fürsten, besonders für die jenaischen Anstalten, stellen sich klar umschrieben dar. Ein vollständiges Bild von des Herzogs Thätigkeit, das in eine wol noch lange fehlende vollständige Lebensgeschichte des hervorragendsten der gleichzeitigen deutschen Fürsten gehört, sollte ebenso wenig gegeben, als Goethe's dichterisches und wissenschaftliches Schaffen geschildert werden; diese treten nur hervor, insofern sie in der Anschauung des Freundes sich gleichsam spiegeln. Bei aller hohen Bewunderung des genialen Freundespaares durften die Schatten nicht verwischt, die Schwächen nicht vertuscht werden, die freilich bei dem Dichter weniger scharf hervortreten. Karl August verliert an seiner Größe nichts, wenn man ihn leibhaft, wie er war, erscheinen läßt, auch seine zuweilen an Cynismus streifende Derbheit darf man nicht, wie es der Herausgeber des Briefwechsels zu thun geheißen war, durch Ausschneiden verschwinden machen wollen, was um so vergeblicher, als durch manche jetzt vollständig gedruckte Briefe und einzelne Berichte dieser Charakterzug klar vorliegt. Und wozu diese ängstliche Sorge? Steht ja Karl August als Mensch und Fürst so hoch, daß diese Sonnenflecken die Bewunderung einer so seltenen Vereinigung von heller Klarheit, entschiedener Thatkraft und herzlichem Wohlwollen des tüchtigen Edelmanns von deutscher Gesinnung und Vaterlandsliebe nicht zu trüben vermögen, der selbst diejenigen verlachen würde, die sich berufen fühlen, von seinem Bilde die Fliegen wegzuscheuchen. Sein Verhältniß zu Goethe steht, trotz aller zeitlichen Abirrung, so einzig da, daß die bildende Kunst sich schon längst an der schönen Aufgabe hätte versuchen sollen, sie nebeneinander, ähnlich wie die beiden Dichterfürsten, darzustellen.

Bei Düntzer's allseitiger Kenntniß dürfen wir annehmen, daß in dieser Darstellung eines dreiundfunfzigjährigen Freundschaftsbundes nichts von irgendwelcher Erheblichkeit übergangen worden; dagegen wird, wer Düntzer's frühere Arbeiten kennt, eine wirklich künstlerische Bearbeitung des Stoffs nicht erwarten. Düntzer erklärt im Vorworte die Ordnung der Zeitfolge für die einzig mögliche; dadurch erhalte aber die Darstellung nicht den Charakter einer annalistischen Aufzeichnung. Das letztere möchte ich einigermaßen bezweifeln, wenigstens wüßte ich nicht, wie eine Darstellung, welche dasjenige, was zwischen dem Fürsten und seinem großen Freunde verhandelt wird, Jahr um Jahr, Monat um Monat, womöglich Tag um Tag verzeichnet, anders als annalistisch genannt werden könnte. Gewiß hat Düntzer die ihm vorliegenden Briefe, Tagebücher, Fourierbücher u. s. w. aufs sorgfältigste benutzt, um uns in bewegten Zeiten Tag für Tag mitzutheilen, was geschehen, unter zahlreicher wörtlicher Anziehung von Briefstellen und ähnlichen Aeußerungen; daß aber auf diese Weise mehr als eine gewissenhaft zusammengeordnete Mosaik, daß ein überschauendes biographisches Kunstwerk zu Stande gekommen, das ist nicht zu erwarten, wol auch nicht zu verlangen. Einige wahllos herausgehobene Stellen mögen von dieser annalistischen Darstellung Beispiele geben. So heißt es z. B. Eingang August 1776:

> Abends ging man mit Dalberg nach Stützerbach; dieser kehrte noch in der Nacht nach Ilmenau zurück. Den nächsten Morgen ließ Goethe den Herzog allein auf die Jagd gehen, um für die erwartete Freundin die Ansicht vom Schloßberge zu zeichnen. Als der Herzog um 3 Uhr von der Jagd zurückkehrt, werden die laufenden Geschäftssachen abgethan; allein kehrt er nach Ilmenau zurück, während Goethe im Zeichnen fortfährt. Am folgenden Morgen studirt dieser für die zunächst zu betreibende bedeutende Angelegenheit die Hennebergische Bergordnung; denn Ilmenau hatte ein paar Jahrhunderte lang bis 1567 den Grafen von Henneberg gehört und es galt dort noch das Hennebergische Bergrecht. Dann geht er zum Herzog nach Ilmenau, wo er mit ihm zu Mittag speist, darauf selbst die Silberprobe zu machen versucht. Den Morgen des 5. bleibt er zu Hause, wo er einen Geschäftsbrief an Fritsch richtet. Mittags kommt der Obermarschall von Witzleben, abends zu seiner höchsten Freude Frau von Stein. Aber auch dadurch läßt er sich nicht abhalten, in der Frühe eine Stollenfahrt in den Kammerberg zu unternehmen. Der übrige Theil des Tags gehört der abends scheidenden Freundin.

Oder im October desselben Jahres 1776:

> Am 23. speiste Goethe nach einer Bergwerkssitzung mit zwei andern Personen beim Herzog auf dessen Zimmer. Abends war Karl August bei ihm im Garten; hier wurde ein Ausflug nach Jena nebst einer Jagd bei dem von Goethe schon im vorigen December ohne Karl August besuchten Waldeck beschlossen. Die Herzogin-Mutter, der Prinz, Knebel, Wedell und Einsiedel gingen mit nach Jena. Am 25. kehrte der Herzog von Waldeck zurück, Goethe erst am folgenden Tage, wahrscheinlich weil er den Plan seiner „Geschwister“ im Sinne hatte, mit deren Aufführung er die Herzogin zu erfreuen und zugleich auf Frau von Stein zu wirken gedachte. Wir wissen, daß er diese auf dem Rückwege erfand. Der 27., an dem Goethe Herder's zweite Predigt hörte, war gesellschaftlich sehr belebt. Der Herzog kam gleich nach der Predigt mit Einsiedel in Goethe's Garten; mittags speiste Goethe mit Wieland bei Kalb; abends fanden sich der Herzog, der Prinz und Knebel wieder im Garten ein, wo der erstere die Nacht blieb. An den beiden folgenden Tagen ward das neue Drama gedichtet; mit der am 31. vollendeten Abschrift konnte Goethe denselben Abend die zurückkehrende Frau von Stein erfreuen, auf deren Aussöhnung des Herzogs wiederholter Besuch nicht ohne Einfluß geblieben war.

Eine solche Darstellung gibt uns zwar über dasjenige, was täglich und bisweilen stündlich getrieben worden, schätzenswerthe Auskunft, aber die Erzählung löst sich in eine ermüdende Fülle von Einzelheiten auf. Auch Düntzer's Satzbau läßt nicht selten zu wünschen; Düntzer weiß erstaunlich viel und er möchte nicht gern etwas von dem, was er weiß, ungesagt lassen, und so kommen denn ab und zu seltsame Sätze, wie der folgende, zu Stande:

> Zwei Tage später kam Klinger nach Weimar zurück; sein Begleiter war der Großschwindler Christoph Kaufmann. Der mit seinem frische Kraft und Geistesstärke athmenden Wesen alle Welt täuschende, durch seine Vorspiegelungen Klinger's ganzes Vertrauen weckende Schlaukopf hatte bald alle dessen Beziehungen zu Goethe erhorcht und wußte das, was dieser ihm arglos vertraut hatte, geschickt zu benutzen, um Goethe's Vertrauen auf des Jugendfreundes Zuverlässigkeit zu untergraben, was er um so leichter konnte, als er sich auch die vollste Zuneigung von Herder's Schwager Flachsland erworben, der zur Einrichtung des Haushalts des in nächster Zeit erwarteten Generalsuperintendenten nach Weimar gekommen war.

Daß in dieser Weise gar manches mitgetheilt wird, was dem Leser unerheblich erscheint, liegt nahe; es ist

das ein Misstand, welcher sich besonders in den ersten Jahren von Goethe's weimarer Aufenthalt bemerklich macht, wie wir das schon früher in einer Besprechung von Düntzer's Werk „Goethe's Eintritt in Weimar" hervorheben mußten. Es kann uns gemeiniglich sehr gleichgültig sein, mit wem Karl August und Goethe zu Mittag oder zu Abend speisten. Dasjenige, was die auftretenden Persönlichkeiten vielleicht mochten gethan oder gesagt haben, spielt in Düntzer's frühern Veröffentlichungen nicht selten eine bedeutsame Rolle; in diesem jüngsten Werke hat Düntzer des wirklichen Stoffs so überwältigend viel, daß das Vielleicht, wenn auch nicht völlig, zurücktritt.

So haben wir es hier mit einem Werke zu thun, welches des Verfassers starke und schwache Seiten gleichermaßen zeigt, die allumfassende Kenntniß, den riesigen Arbeitsfleiß in Zusammenstellung von Thatsachen, zugleich aber die Unlust oder Unfähigkeit, über eine mosaikartige annalistische Darstellung hinauszugehen, zu einer künstlerisch durchgebildeten, die Hauptsachen klar hervorhebenden, die Ereignisse mit weitem Blicke überschauenden Darstellung vorzudringen. Das ist freilich eine gewaltig schwere Aufgabe, welcher wenige der gegenwärtigen Goethe-Forscher gewachsen sein mögen. Jedenfalls müssen wir Düntzer Dank sagen, daß er die früher erschienene Darstellung von Goethe's Verhältniß zu Karl August einer Neubearbeitung unterzog und dieselbe bis zu Karl August's Tode weiter führte, daß er uns eine vollständige, wenn auch nicht selten in Einzelheiten sich zerfasernde Zusammenstellung dessen gab, was die beiden großen Männer gemeinsam erlebten, was sie gemeinsam beschäftigte, erfreute oder bekümmerte, vereinigte und trennte. So kann der Verfasser sich des vollendeten Werks erfreuen, welches als Zusammenfassung alles dessen, was uns über die Lebensbeziehungen der beiden Freunde überliefert ist, seinen dauernden Werth besitzt.

Wilhelm Buchner.

Erzählungen.

1. Auf Hohenmoor. Novelle von Claire von Glümer. Berlin, Alb. Goldschmidt. 1888. 12. 50 Pf.

Der ältere Sohn des Grafen Hohenmoor hegt eine leidenschaftliche Neigung zur Musik und infolge dessen auch eine solche zu einer musikalischen Dame: beides findet der Papa nicht standesgemäß und wünscht dem Scandal ein Ende dadurch zu machen, daß er den Sohn mit einer Base, Evy, verheirathet. Diese Heirath liegt ihm auch noch aus einem andern Grunde sehr am Herzen. Graf Hohenmoor hat nämlich den Vater Evy's aus Unvorsichtigkeit erschossen, und da letzterer Majoratsherr war, so trug diese Unvorsichtigkeit dem Grafen die Erbschaft ein. Um seine Schuld jedoch etwas zu sühnen, schwur er sich zu, daß Evy wenigstens Frau des nächsten Majoratserben, also seines Sohnes, werden müsse. Der Sohn, Jobst, will jedoch von Evy und Heirath nichts wissen, er hängt zu sehr an Musik und seiner musikalischen Dame, die ihm ja heimlich angetraut und Mutter eines Sohnes ist. Der junge Graf verschwindet daher unter Umständen, die seinen Tod vermuthen lassen, dabei aber noch so verdächtig sind, daß man dem jüngern Vetter, Wulf, Schuld an diesem Tode zuschreibt. Vetter Wulf wird Majoratserbe und heirathet Evy; Graf Jobst versucht berühmt zu werden und arbeitet an einer Oper; ersterm vergällt das Gerücht, er hätte Jobst ermordet, letzterm die Sorgen und die unebenbürtige Frau das Glück. Schließlich wird Graf Jobst entdeckt, der alte Graf verzeiht. Wulf bleibt Majoratsherr und Jobst's Oper wird aufgeführt; kurz, alles endet „befriedigend". Einen tiefern Gehalt wird man in dieser Novelle vergeblich suchen; wie man aus obiger Darstellung der Handlung ersieht, ist letztere auch nicht ganz neu; derartige Vorwürfe gehören ja zu dem eisernen Bestande der Romanschriftstellerei, die einzelnen Personen lassen auch ziemlich kühl; kurz, das Ganze vermag kein höheres Interesse zu erregen. Dagegen ist zuzugeben, daß die Geschichte gewandt erzählt wird und für solche, welche das einmal Gelesene wieder vergessen, auch spannend genug ist. Der Erfahrene weiß freilich bereits am Schlusse des ersten Kapitels, wie die Geschichte ausgehen wird.

2. Romanhaft. Humoristische Erzählung von Otto Girndt. Berlin, Alb. Goldschmidt. 1888. 12. 50 Pf.

Ein junger Lieutenant schützte eine junge Dame vor den Zudringlichkeiten einiger Studenten, weigerte sich, mit letztern sich zu schlagen und mußte daher seinen Abschied nehmen. Er wird unter fremdem Namen ein berühmter Maler und reist eines Tags nach einer freien Reichsstadt, um seinem Lehrer in der edeln Malerkunst zu der Directorstelle der neuerrichteten Kunstschule zu verhelfen. Der einflußreichste „Senator" ist zufällig der Vater jener jungen Dame, die ihrem Ritter Jahre hindurch die Treue bewahrt hat und — der Schluß läßt sich errathen. Die Fabel ist ziemlich einfach, aber dennoch wußte der Verfasser die Erzählung so zu gestalten, daß diese Einfachheit nicht auffällt. Der Schwerpunkt liegt allerdings in der anmuthigen Zeichnung der handelnden Personen, obwol eine Vertiefung in der Charakteristik fehlt; eine leicht hingeworfene Federzeichnung könnte man das Ganze nennen. Man wird die Geschichte angenehm finden und sich an der Liebenswürdigkeit des Humors erfreuen, der in derselben waltet: einen tiefern Eindruck dürfte sie jedoch kaum hinterlassen.

3. Von Generation zu Generation. Erzählung von M. Widdern. Berlin, Alb. Goldschmidt. 1888. 12. 50 Pf.

Die etwas verwickelte Familiengeschichte spielt natürlich auch wieder in hocharistokratischen Kreisen. Es würde ungebührlich viel Raum beanspruchen, wollte man die Beziehungen der einzelnen Personen zueinander darlegen, und es genüge daher die Andeutung, daß ein Graf Görgenstein ein gewaltiger Don Juan gewesen, infolge dessen seine Tochter Angelica beinahe ihren Bräutigam, einen spanischen Granden, verliert, bis eine natürliche Tochter des Grafen die Angelegenheit wieder in das richtige Gleis bringt. Auf die Verwickelung der Handlung ist offenbar das Hauptgewicht gelegt, denn auf die Charakteristik der handelnden Personen ist keine Mühe verwendet, ebenso wenig wie auf den Stil. Flach und nüchtern werden die auf ziemlich abgebrauchten Vorwürfen beruhenden Scenen behandelt und trotz der „Spannung" der Handlung legt der Leser abgespannt die Geschichte beiseite.

4. Amtlich todtgeschwiegen. Eine Geschichte aus der Gegenwart von L. Clericus. Leipzig, Freund. 1888. 8. 1 M.

Der etwas gesuchte Titel soll offenbar bei dem Leser die Meinung erwecken, es handle sich um einen thatsächlichen Vorfall, den die Presse „todtgeschwiegen" habe. In der That liegt aber nur eine Tendenzschrift vor, welche die politischen Verhältnisse unserer Zeit in recht einseitiger Weise behandelt. Der Verfasser steht auf dem Standpunkte jener „ultraconservativen" Partei, welche den Adel als eine höhere und daher mehr berechtigte Klasse betrachtet; als die leibhaftigen Teufel erscheinen ihm die Socialdemokraten. Von dem Wesen der die Neuzeit bewegenden Verhältnisse und von den treibenden Ideen hat jedoch der Verfasser offenbar keine Ahnung, sonst würde er nicht so seichte, oberflächliche Phrasen niedergeschrieben haben, die kaum gut genug für den Leitartikel eines ostpreußischen Kreisblättchens wären. Wer das „sociale Problem" in was immer für einer Form behandeln will, muß eine tiefere Kenntniß der modernen Gesellschaft und vor allem auch Geist genug besitzen, um die Dinge zu verstehen.

5. Ferien an der Adria. Bilder aus Südösterreich von J. Heer. Frauenfeld, Huber. 1888. 8. 2 M. 40 Pf.

Der Verfasser dieser Reisebilder hat außerordentliches Gefallen an den Landschaften des österreichischen Küstenlandes gefunden, was ich vollkommen begreiflich finde, denn dieselben sind in der That anziehend. Die naive Freude an den von ihm offenbar nicht erwarteten Naturschönheiten, das Erstaunen über allerlei Neuartiges und Fremdes hat den Verfasser wol veranlaßt, dieses Buch zu schreiben, das zweifellos ihm mehr Vergnügen als dem Leser bereitet. Reisebilder erhalten ihren wahren Reiz und Werth erst durch den Geist, den der Schilderer in sie hineinlegt, und Geist fehlt diesen nüchternen, mit allerlei aus Reisehandbüchern geschöpften Notizen verbrämten „Bildern" ganz entschieden. Das ganze Buch ist langweilig und dürfte wol kaum jemand bewegen, das Küstenland aufzusuchen. Dem Verfasser wäre zu empfehlen, aus guten Vorbildern, z. B. Warsberg's Schilderungen und andern, zu lernen, wie man Landschaften schauen muß, um sie schildern zu können.

6. Bachem's Novellensammlung. Eine belletristische Haus- und Familien-Bibliothek. Dreiunddreißigster Band: Zwei Bräute. Erzählung von E. Franz. Ein verborgenes Leben. Novelle von Ernst Lingen. Die Tochter des Flüchtlings. Novelle von H. Fred. Köln, Bachem. 1888. 8. 1 M.

Die Erzählung „Zwei Bräute" behandelt einen schon oft verwendeten Stoff. Otto hält auf Grund falscher Berichte seine erste Braut für todt und verlobt sich auf Andrängen seiner Schwester mit einem gemüthlosen Mädchen. Durch einen Zufall findet er die Geliebte und wird auch der zweiten Braut dadurch ledig, daß er sein Vermögen bei einem faulen Actienunternehmen verliert. Trotz allerlei Zuthaten, welche die Fabel anziehender gestalten sollen, wirkt die Erzählung nicht recht, weil der Conflict nur äußerlich behandelt und ziemlich banal gelöst wird. Es fehlt Kraft und Tiefe, und was die handelnden Personen reden, läßt kalt. — „Ein verborgenes Leben" ist in schlichter einfacher Sprache erzählt und würde als eine gute Novelle gelten können, wenn der Verfasser seinen Helden nicht zu einem tiroler Bauern gemacht hätte. So stört jedoch der Umstand, daß — man gestatte den Vergleich — Landschaft und Staffage, Costüm und Physiognomie nicht zueinander passen. Etwas weniger Rührseligkeit und mehr kräftige Empfindung hätten nicht geschadet. — In der Novelle „Die Tochter des Flüchtlings" vermißt man den Grundgedanken — das „Problem", wie man zu sagen pflegt —, welchen die Vorgänge zum Ausdrucke bringen sollen. Die Fabel erscheint wie die Skizze eines Romans: es ist Verschiedenes angedeutet, was, entsprechend ausgeführt und vertieft, recht wirksam wäre; in der vorliegenden Form befriedigt jedoch die Geschichte nicht.

7. Amor im Bade. Badehumoresken. Nach dem Ungarischen des Koloman von Porzsolt übersetzt und frei bearbeitet von Adolf Kohut. Berlin, Eckstein Nachfolger. 1888. 8. 1 M.

Weshalb diesen Skizzen die Ehre der Uebersetzung widerfuhr, ist nicht recht einzusehen. Es ist zwar richtig, daß Koloman von Porzsolt eine gewisse Stellung unter den magyarischen Feuilletonisten verdient, aber dieselbe ist doch noch nicht derart, um den Anspruch zu begründen, auch der deutschen Lesewelt vorgestellt zu werden, zumal nicht mit solchen Skizzen, die als leichte Lektüre für ein Wochenblatt passen mögen, aber doch zu wenig Gehalt und Geist besitzen, um zu fesseln. Derartige Erzeugnisse finden sich in der deutschen Tagespresse in ungezählter Menge; man liest und vergißt sie, obwol manche weitaus mehr wirklichen Werth besitzen als diese seichten Badehumoresken.

8. Bitteres Glück. Roman von W. A. Sologhub. Aus dem Russischen übertragen von Walfriede Stein. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 5 M.

Russische Romane waren in jüngster Zeit in Mode und wahrscheinlich werden manche russische Schriftsteller von weitaus mehr Deutschen als von Russen gelesen. Sie verdanken dies zum großen Theile den „Nihilisten", welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten und diese auch auf die russische Literatur lenkten. Neben ziemlich viel Unbedeutendem und Werthlosem lernte man infolge dessen doch auch wirklich Gediegenes kennen und wurde mit den Geistesströmungen in dem Nachbarreiche vertraut. Auch der vorliegende Roman kann zu jenen gezählt werden, welche die Uebersetzung verdienten, und er wird insbesondere auch deshalb Interesse erwecken, weil er ohne jegliche Uebertreibung die wirklichen Zustände naturgetreu schildert und auch ein scharfes Streiflicht auf die Anschauungen und Ziele der „nationalliberalen" Partei — diese Bezeichnung dürfte vielleicht passen — in Rußland wirft. Abgesehen davon ist der Roman auch vom rein literarischen Standpunkte, also als Kunstwerk betrachtet, der Anerkennung werth und man wird ihn daher nicht nur des Stoffs wegen mit Theilnahme, sondern auch mit Vergnügen an der Form lesen. Einzelne Gestalten sind prächtig charakterisirt, die Scenen lebhaft und anschaulich geschildert.

9. Fräulein von Tremor. Roman von S. de Peyrebrune. Einzige autorisirte deutsche Uebersetzung. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. 1 M.

Graf Tremor hat ein ausgesetztes Kind in seinem Schlosse aufgezogen und dasselbe wie eine Tochter gehalten. Alle Welt glaubt auch, daß das Fräulein, welches ganz das Wesen einer Vollblutaristokratin zeigt, die natürliche Tochter des Grafen sei. Diesen Glauben theilt Madame Berat, eine reich gewordene Bäuerin, die hoch hinaus will und ihren etwas täppischen, aber recht gutmüthigen Sohn wenigstens mit einer Halbblutaristokratin verheirathen will. Sie wirbt um die Hand des Fräuleins von Tremor, diese Werbung hat jedoch die überraschende Wirkung, daß die Pflegetochter mit der Naivetät der Unschuld dem Pflegevater ihre Liebe erklärt. Da der Graf darüber sehr glücklich ist, wäre die Sache eigentlich in Ordnung, wenn nicht eben jene allgemeine Anschauung, daß das Fräulein die natürliche Tochter des Grafen sei, ein Hinderniß bilden würde. Die Freunde des Hauses erklären, der Graf müsse, um sich nicht der allgemeinen Verurtheilung auszusetzen, den Nachweis liefern, daß er nicht der Vater sei. Bis der Nachweis erbracht sei, müsse aber eine Trennung erfolgen. Während nun einer der Freunde der Herkunft des Fräuleins nachspürt, entdeckt dieses selbst ihren Vater und zwar in einem Diener des Grafen. Eine hysterische Herzogstochter hatte sich in diesen Diener verliebt und ihn genöthigt, sie zu entführen und in England zu heirathen. Die Frucht dieser heimlichen Ehe war eben Irene, welche der aller Mittel entblößte Vater als Findelkind in das Schloß des Grafen Tremor einzuschmuggeln wußte. Das Fräulein, welches sich, wie oben erwähnt, als Vollblutsaristokratin fühlt, ist von dieser Entdeckung niedergeschmettert und hält sich nunmehr für unwürdig, Gräfin Tremor zu werden. Sie entflieht, verbirgt sich, wird von Madame Berat aufgespürt, welcher der Graf auf dem Fuße folgt, und der wahre Vater opfert sich für sein geliebtes Kind, indem er sich erhängt, um seine Person aus dem Wege zu schaffen. Wie man sieht, liegt dem Romane ein „pikanter" Vorwurf zu Grunde, der jedoch nirgends anstößig wirkt. Die Idee ist folgerichtig durchgeführt und die Vorgänge sind psychologisch begründet, die einzelnen Personen sind gut charakterisirt, die Geschichte wird flott und mit Humor erzählt. Einzelne kleinere Mängel kommen gegenüber den Vorzügen nicht in Betracht, sodaß man diesen Roman — richtiger wäre die Bezeichnung „Novelle" — im ganzen als gut bezeichnen darf.

10. Klytie. Roman aus dem modernen Leben von Joseph Hatton. Einzige autorisirte Uebersetzung von K. von Mills. Zwei Bände. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. 2 M.

Die typische Eigenart englischer Romane ist auch in diesem zu finden: Ernsthaftigkeit, Breite und eine gewisse Gründlichkeit in Charakteristik und Schilderungen machen diese Eigenart aus. Gegenüber der anmuthigen Leichtigkeit der romanischen Romanliteratur erscheint die englische etwas schwerfällig, der Humor ist derber, aber auch innerlicher, während er dort mehr in komischer Aeußerlichkeit zu Tage tritt. Die Fabel des Romans zeigt gleichfalls ein wenig Schablonenhaftes; die Heldin, aus einer heimlichen Ehe stammend, wird natürlich eine vollgültige Lady, allerlei verwickelte verwandtschaftliche Beziehungen spielen eine Rolle und ein Proceß bildet den Mittelpunkt des Ganzen, dessen eingehende Schilderung auch in der That das beste an dem Romane ist. Die Heldin, Miß Waller, von einem platonischen Verehrer Klytie genannt (nach einer Büste), hatte die Unklugheit begangen, aus dem Hause ihres Großvaters zu entfliehen und den Versuch zu wagen, als Schauspielerin sich eine eigene Existenz zu gründen. Diese Episode ihres Lebens will nun ein anderer Verehrer, der ganz herabgekommen ist, gegenüber der mittlerweile Gattin eines Lords Gewordenen zu Erpressungen ausbeuten, was eben jenen ausführlich geschilderten Proceß zur Folge hat, der damit endet, daß der Lord den Widerruf aller Verleumdungen bezahlen will, während jener platonische Verehrer den Schurken einfach niederschießt. Wie bereits erwähnt, erscheint als der anziehendste Theil die Schilderung der Verhöre, die auch als eine sehr naturwahre Darstellung englischen Gerichtswesens Beachtung verdient; als einen erwähnenswerthen Vorzug muß man auch die Vertiefung in der Charakteristik einiger handelnder Personen bezeichnen; auf die Heldin selbst ist wol etwas minder Sorgfalt verwendet worden. Johannes Emmer.

Neue epische Dichtungen und Anthologien.

1. Die letzten Menschen. Ein Sommertagstraum. Der Schatten. Drei Märchen in Versen. Von Hans Schmidt. Zweite Auflage. Mitau, Gebr. Behre. 1888. 8. 1 M.
2. König Elf's Lieder. Eine lyrische Rhapsodie von Gustav Kastropp. Dritte, veränderte Auflage. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1888. 8. 1 M. 50 Pf.
3. Das Bild der Wendenkönigin. Sagen-Dichtung von Wilhelm Arminius. Dresden, Pierson. 1888. 12. 1 M. 50 Pf.
4. Nordische Klänge. Ein Cyklus erzählender Dichtungen und historischer Romanzen aus der germanischen Göttersage und Geschichte. Von Georg von Schulpe. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 2 M.
5. Ideale Liebe. Eine Dichtung mit lyrischem Anhange von Franz Korschann. Dresden, Pierson. 1888. 12. 2 M.
6. Liederspende zu Gunsten Nothleidender im Eisakthale. Gesammelt und herausgegeben von Ignaz Zingerle. Innsbruck, Wagner. 1888. 8.
7. Hausbuch. Miniatur-Monatsschrift für deutsche Dichtung. Unter Mitwirkung der hervorragendsten deutschen Dichter und Schriftsteller herausgegeben von Hermann Kiehne. Wernigerode. 1888. 12. Vierteljährlich 1 M. 50 Pf.

„Unser Zeitalter ist ein im höchsten Grade unphilosophisches. Dies geht so weit, daß alles Gedankenhafte, selbst wenn es gar nicht speculativer Art ist, auf die Köpfe der Zeitgenossen verwirrend und befangend wirkt. Ohne die Nachhülfe des Instincts für das Bedeutende würde es mit der Anerkennung jedes Denkens übel bestellt sein."

Dieser Ausspruch Robert Hamerling's wird sich voraussichtlich an dem Werke bewahrheiten, mit dem ich meine heutige Ueberschau eröffne. Hans Schmidt's „Drei Märchen in Versen" (Nr. 1) sind eigentlich mehr Ideendichtungen als Märchen; sie sind des „Gedankenhaften" so voll, daß sie dem Lose, unverstanden zu bleiben, heute kaum entgehen werden, wenn nicht dem Publikum gegenüber „die Nachhülfe des Instincts" hie und da ihr rettender Engel sein wird. Der Dichter bekundet in den hier zusammengefaßten drei Märchen: „Die letzten Menschen", „Ein Sommertagstraum" und „Drei Schatten", ein anmuthiges, in einigen Zügen sogar ein bedeutendes Talent, das wol am kürzesten mit den drei Beiworten: gedankenvoll, phantasiebegabt und formgewandt, gekennzeichnet wird. Die erst- und die letztgenannte der drei Dichtungen haben einen, wenn ich so sagen darf, im saftigen Fleische des Märchens geheimnißvoll eingebetteten metaphysischen Kern, der nur von feinern Köpfen begriffen werden wird. In den „Letzten Menschen" stellt der Dichter mit vielem poetischen Takte dem Mythus vom Sündenfalle des ersten einen solchen von der versöhnenden Liebe des letzten Menschenpaares gegenüber und schlägt mit dem Aufwande eines wahrhaft philosophischen Geistes die Brücke der Idee von dieser uralten Sage zu jener durchaus modernen Vorstellung feinsinnig hinüber. Am Schlusse der Dichtung trägt der Engel, der an der Pforte des Paradieses wacht, das letzte Menschenpaar von der erstorbenen Erde in den Luftraum empor und setzt es auf einem öden Sterne nieder. Dann fragt der Dichter:

Und nun? Was wollt ihr noch von meinem Buch?
Seht ihr nicht kreisen Millionen Erden?
Sinkt eine auch herab von ihrem Flug,
Den Reigen droben kann es nicht gefährden!
Und kennt ihr nicht den alten Bibelspruch:
„Die Letzten sollen zu den Ersten werden?"
Sinkt auch ein überlebt Geschlecht ins Grab,
Der Menschheit Faden reißt darum nicht ab.
Ob auch das Einz'le unterthan der Zeit,
Hoch über allem Wandel steht das Ganze!
Ob Blatt auf Blüte auch sich ihm entreiht,
Stets neu entknospen sie dem Weltenkranze,
Mit dem, das Haupt geschmückt, die Ewigkeit
Als Herrin thront in nie getrübtem Glanze . . .
Das ist, mit des Verfassers Abschiedsgruß,
Des Märchens Ende zwar, doch nicht sein Schluß.

Von einer metaphysischen Idee durchstrahlt, wie „Die letzten Menschen", ist auch die Dichtung „Der Schatten"; sie sucht die drei großen Fragen des Menschendaseins: das Vorher? das Wozu? das Wohin? alles Lebens poetisch zu beantworten und gelangt dabei zu einem vorwiegend pessimistischen Endergebniß: unser Wesen, so folgert sie, ist nur der Schatten Gottes, das All ist sich selbst Zweck und nimmt keine Rücksicht auf das Wohl und Wehe der Einzelwesen; wir werden dereinst ins Nichts aufgehen — eine Welt- und Lebensanschauung, die sich vertheidigen und angreifen, aber in ihrer Wahrheit weder beweisen noch wegleugnen läßt und die hier mit ebenso fesselndem Pathos der Ueberzeugung wie in echt dichterischer Form zum Vortrage kommt.

Schmidt's dritte Dichtung endlich: „Ein Sommertagstraum", ist viel realistischer gehalten als die beiden andern; sie versetzt uns nicht, wie jene, in ein unbestimmtes Reich der Phantasie, sondern in ein sehr leibhaftiges Land der Erde, nach Livland, und schildert uns, wie Aino, der Hüterknabe, von einer im eigentlichen Sinne des Wortes fahrenden Künstlerin, die auf der Heide ein Wagenrad bricht und die er für eine Fee nimmt, geliebt und mit Gold so reich beschenkt wird, daß er Tio, seine Liebste daheim im Dorfe, an den Altar führen kann. Sind jene beiden erstgewürdigten Dichtungen, wie gesagt, von einer allgemein menschlichen Idee tief durchsättigt, so zeichnet sich diese letzterwähnte durch wurzelfestes Gebundensein an die Wirklichkeit, durch feine Beobachtung des realen Lebens und entzückende Kleinmalerei aus; wer livländische Naturscenerien und livländisches Dorfleben sich poetisch vermittelt sehen will, dem bietet dieser „Sommertagstraum" dazu Gelegenheit.

Es wäre ein müßiges Unterfangen der Kritik, auf den im Obigen nur angedeuteten tiefern Sinn dieser drei Schmidt'schen Dichtungen eines Nähern einzugehen. Solche Auslegungen laufen ja meistens auf Abstractionen hinaus, die den Duft der Dichtung vernichten statt ihn zu verdichten. Man lese und genieße! Jeder legt sich dann diesen „tiefern Sinn" nach seinem Herzen und Kopfe zu-

recht. Das ist ja eben der unerklärbare Zauber des wahrhaft Poetischen, daß wir — jeder nach seiner Art — in den Spiegelungen, die es uns bietet, unser Besonderes zu schauen meinen: die Welt und das Außerweltliche, die Menschen und Gott, und oft genug unser eigenstes, individuellstes Herz.

Einen gewissen Gegensatz zu den Märchendichtungen Schmidt's bildet Gustav Kastropp's in dritter Auflage vorliegendes Buch: „König Elf's Lieder" (Nr. 2). Dort wie hier Romantik! Aber dort, bei Schmidt, eine Romantik, die tief durchsetzt ist zugleich von allgemein menschlichem Gehalte und von modernem Bewußtsein — hier, bei Kastropp, Romantik im akademischen Sinne. „König Elf's Lieder" tischen uns Spielmannspoesie auf ohne alle Beziehung zu den unsere Zeit bewegenden Ideen. Da haben wir die Dämonenmacht des Geigenspiels, Liebe, Untreue, Mord, Flucht, Nemesis — alles eingetaucht in ein höchst anachronistisches, romantisches Empfinden und überstrahlt von der mondbeglänzten Zaubernacht der Skaldensängerei. Schade um das schöne und, wie wir aus andern Schöpfungen Kastropp's wissen, so leistungsfähige Talent des fleißigen Poeten! Denn was sollen uns, den Kindern dieses mit so ernsten Aufgaben beschäftigten Jahrhunderts, diese Spielleute, diese Meerfahrer und Königstöchter? Sie sind nur Allotria der Mode, Blasen, aus dem Hirn einer romantisirenden Zeit geboren, die schnell in nichts zerplatzen. Dem talentvollen Kastropp wäre ein frisches, zielbewußtes Hineingreifen in das wirkliche Leben der Zeit zu wünschen, dies um so mehr, als diese Lieder „König Elf's" sich mitunter, zumal da, wo sie einen balladenartigen Ton anschlagen, zu einer wirklich bedeutenden Höhe dichterischen Könnens erheben. Man höre nur die folgende Ballade:

Der Henker, im Scharlachkleide,
Steht, düster aufs Schwert gelehnt,
Und schaut hernieder zur Heide,
Die menschenwogend sich dehnt.

Da steigt mit festem Schritte
Jung Harold aufs Blutgerüst.
„Ich hab' nur noch eine Bitte,
Die ihr mir gewähren müßt!

„Will meiner Geige klagen
Mein letztes, tiefstes Weh,
Will ihr noch Abschied sagen,
Bevor ich sterben geh'!"

Gewährt ward sein Verlangen;
Man holte die Geige herbei,
Und als er sie nahm, da sprangen
Drei Saiten klirrend entzwei.

„Ich will auf der einen singen
Mir meinen Grabgesang; —
Bald wird auch diese springen,
Wie mir mein Glück zersprang."

So wunderfremde Klänge
Hat niemals ein Ohr gehört;
Durch solche Sirenengesänge
Ward jeder Sinn bethört.

Er spielte gewaltige Lieder;
Die klagten weh und bang;
Viel Thränen flossen nieder,
Als leise das Spiel verklang!

Da sprach der Henker leise
Mit abgewandtem Gesicht:
„Und gäbet ihr Norweg zum Preise,
Den Menschen tödte ich nicht!"

Und der Richter, nach langem Schweigen:
„Zieh' in die Welt hinein! —
Wer so vermag zu geigen, —
Der kann kein Mörder sein!"

Angesichts einer so schönen Talentprobe kann die Kritik es um so weniger unterlassen, dem Poeten in seinem eigenen Tone zuzurufen:

O singe, es wird dir gelingen!
Modern in die Welt hinein!
Wer so vermag zu singen,
Der sollt' kein Romantiker sein!

Der Vorwurf, einer gegenwartentfremdeten Romantik zu fröhnen, kann auch den Verfassern der zwei zunächst hier zu berücksichtigenden Dichtungen leider nicht erspart bleiben: dem „Bild der Wendengöttin" von Wilhelm Arminius (Nr. 3) und den „Nordischen Klängen" von Georg von Schulpe (Nr. 4). Die Handlung der Arminius'schen Epopöe, die ums Jahr 560 n. Chr. spielt und laut Nachwort ihren Stoff den „Sagen der Stadt Magdeburg" (herausgegeben von Fr. Hülße) entnimmt, lehnt sich an die Sage von dem in der Elbe versunkenen Bilde der Wendengöttin Seba an; sie erweist sich in der Composition und Darstellung wie in der Sprache und Versification recht gewandt, erhebt sich aber, was ihren poetischen Werth betrifft, nicht viel über das achtbare Mittelmaß der Begabung — eine Censur, die im ganzen auch auf das Schulpe'sche Buch paßt. Es ist zwar recht verdienstvoll, die germanische Göttersage und Geschichte in der Erinnerung der Gegenwart lebendig zu erhalten, und Gedichte, wie das folgende, lesen sich, obgleich der Stoff nichts weniger als neu, ganz hübsch:

Seekönigs Grab.
(Eine Phantasie.)

Hoch wogen die Wellen, dumpfbrausend wallt
Die Flut; ein Klagegesang erschallt;
Es brandet und bricht sich der Wellen Heer;
Es raunt eine trübe geheime Mär'.
Dann flimmert ein Lichtglanz flammend roth;
Die Wellen rauschen: „Seekönig ist todt!"

Die Fluten zerfließen am Felsenriff —
Doch sieh! in der Ferne schwebt ein Schiff;
Es zieht mit des Königs Leiche daher,
Und die Wellen treiben es fort ins Meer.
Aufflammt ein Glutschein blutigroth;
Die Flammen flüstern: „Seekönig ist todt!"

Fort schwebt das Schiff; schon entschwindet das Land;
Die Funken sprühen, aufloht der Brand;
Die Wellen glühen vom Widerschein —
Hier soll das Grab des Königs sein.

Die Fluten flüstern von Flammen umloht,
Die Barke umbrandend: „Seekönig ist todt!“ —

Sie tragen und treiben es weiter fort —
Doch welche Gestalt steht am Maste dort?
Es ist sein Weib, das aus Treu' und Lieb'
Mit ihm auf dem brennenden Schiff verblieb.
Sie theilte mit ihm stets Freuden und Noth;
Sie will ihm folgen — auch in den Tod.

Die Wellen rauschen und rollen mit Macht, —
Noch ein letzter Schein, dann dunkle Nacht!
Des Meeres Tiefe zur Ruhe winkt;
Die Flamme verlischt — — — das Schiff versinkt! —
— — — — — — — — — — —

Aber ein ganzes Buch erzählender Dichtungen und historischer Romanzen aus diesem Sagengebiete? Das gemahnt denn doch allzu stark an eine galvanische Belebung abgestorbener Heldenleiber, als daß ein modernes Gemüth seine Freude daran haben könnte. Man soll diese Recken und Wikinger, diese Asen und Zwerge schlafen lassen und der Gegenwart geben, was der Gegenwart gehört. Was ich dem talentvollen Schulpe gelegentlich der Besprechung seiner jüngsthin erschienenen episch-romantischen Dichtung aus der Geschichte der Stedinger „Borke von Bardenfleth“ (in Nr. 29 d. Bl. f. 1888) zugerufen, das kann ich ihm heute nur wiederholen: wollte er doch von den blos historischen und leider auch oft genug ganz antiquarischen Stoffen, die er mit Vorliebe ergreift, ablassen und sich der Jetztzeit und den sie bewegenden Ideen kräftig und rückhaltlos zuwenden! Nicht im Alt-Vergangenen soll der Dichter leben, sondern im Lebendig-Gegenwärtigen.

Antiquarische Neigungen liegen dem Poeten fern, zu dessen Gedichten ich mich jetzt wende. Franz Korschann nennt seine unter dem Titel „Ideale Liebe“ in die Welt hinausflatternden leicht geschürzten Lieder „eine Dichtung mit lyrischem Anhange“. Wie so? Eine Dichtung? Hier ist nirgends die Geschlossenheit und Plastik des epischen Stils, welche die Bezeichnung „eine Dichtung“ rechtfertigen könnte. Auch fehlt der rothe Faden einer eigentlichen Handlung ganz — es ist nur eine lose gefügte Reihe von zuckersüßen Liebesliedern ohne alle Eigenart und ohne jeden gedanklichen Inhalt, eine Lyrik, die keine Leidenschaft kennt, sondern nur das Secundenfeuer eines armseligen Streichhölzchens, eine Lyrik ohne jedes Gefühl der Zusammengehörigkeit von Herz und Welt, ohne ein kräftiges Hinüberstrahlen von Lust und Leid des Ichs in Lust und Leid der Menschheit, privateste Lyrik und nichts weiter, nicht einmal leidenschaftliche Lyrik in diesem privaten Sinne. Alles ist klein und kleinlich in dieser „Idealen Liebe“. Dafür nur eine Probe:

Das fremde Bändchen.

Ach! weine nicht, mein Mädchen!
Du machst mir wahrlich bang.
Das fremde seidene Bändchen
Bewahr' ich schon Jahre lang.

„Daß du das fremde Bändchen
Bewahrest schon Jahre lang,
Macht meiner Liebe Sorgen,
Macht meinem Herzen bang.“

Von solchen Trivialitäten wimmelt das kleine Buch.

Wer nach der Lektüre der einschläfernden Erotik Korschann's zu der frischen und abwechselungsvollen „Liederspende“ (Nr. 6) greift, die der wackere Ignaz Zingerle „zu Gunsten Nothleidender im Eisakthale“ gesammelt und herausgegeben, der wird sich erlabt fühlen, wie einer, der aus einer Einöde plötzlich in eine blühende Landschaft tritt. Gute Namen und geschmackvolle Auswahl machen den Werth des sauber ausgestatteten Werkchens aus, und der edle Zweck, dem es sich widmet, wird ihm hoffentlich manche Thür und manches Herz erschließen. Neben unbekanntern Poeten sind in dieser „Liederspende“ Dichter und Dichterinnen wie Felix Dahn, Therese Dahn, Martin Greif, Oscar von Redwitz, Anton Zingerle, Albrecht Graf Wickenburg, Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almasy, Ignaz Zingerle mit Beiträgen der verschiedensten Art vertreten. Unter den weniger häufig Genannten, die hier vereint marschiren, sei auf das hübsche Talent Angelika von Hörmann's besonders hingewiesen. Ein Ghasel dieser Dame stelle ich hierher:

Triffst du auf des Lebens Pfaden
Einen, der mit Schuld beladen,
Brich den Stab nicht allzu strenge,
Sei ein Richter voller Gnaden!
Leicht ist's, gute Früchte bringen,
Wenn den Baum vor Wetterschaden
Treue Hände sorglich hüten;
Und das Korn gibt reiche Schwaden,
Wenn des Himmels Gunst es zeitigt,
Glatt sich spinnt der Schicksalsfaden.
Doch derselbe Bach, drin heute
Friedlich sich die Blumen baden,
Reißt, vom Sturm geschwellt, schon morgen
Haus und Feld von den Gestaden.
Der du laut als Pharisäer
Prahlst mit frommen Worttiraden,
Weißt du, was dein Sein geworden,
Wenn es wär' im dumpfen Gaden
Statt im Sonnenlicht entsprossen?
Sei ein Richter voller Gnaden!

Unmittelbar an das Zingerle'sche Buch sei hier des Gegensatzes wegen ein Unternehmen gereiht, das zwar ein periodisch erscheinendes, eine „Miniaturzeitschrift für deutsche Dichtung“ ist, im Grunde betrachtet aber doch auch eine Anthologie genannt werden darf. Verschiedener der Absicht und dem Zwecke nach kann kaum etwas sein als diese beiden Sammelwerke; denn wie Humanität zu Geschäft, so verhält sich Zingerle's Anthologie zu dem von Hermann Kiehne herausgegebenen „Hausbuch“ (Nr. 7). Wie heute so manche literarische Gründung, ist dieses „Hausbuch“ nichts anderes als eine Speculation auf die Eitelkeit der Herren Schriftsteller, bei welcher die Herren Gründer ihr Profitchen zu machen hoffen und — tu l'as voulu, George Dandin — auch wol machen werden. Schlauheit wird so lange triumphiren, wie die Eitelkeit uns blind macht. „Abonnementsbestellungen“, heißt es im Programm

des „Hausbuchs“, „setzen wir bei jedem Einsender (d. h. Mitarbeiter) voraus.“ Das sagt genug — denn es sagt: „Gibst du mir das Geld, so posaune ich deinen Ruhm.“ Solche Unternehmungen verderben die Moral auf beiden Seiten: hier die des Herausgebers und des Verlegers, dort die der Mitarbeiter, und darum sollte man diesen Krebsschäden am Leibe der Journalistik mit den schärfsten Messern zusetzen. „Das Schlechte in der Literatur herabzusetzen, ist Pflicht gegen das Gute“, sagt Schopenhauer. Und schlecht ist ein Unternehmen, das einen solchen Paragraphen in seinem Programme führt, stets. Im übrigen ist das „Hausbuch“ natürlich eine vortreffliche Zeitschrift; sie erscheint halbmonatlich, findet ihre Leser hauptsächlich in „den ersten gesellschaftlichen und literarischen Kreisen“, bringt Porträts hervorragender Schriftsteller — wenn diese abonniren, öffnet „einem tüchtigen und zukunftsgewissen Nachwuchs die Bahn in die Oeffentlichkeit“ — wenn dieser abonnirt, erfreuet sich der „Mitwirkung unserer bedeutendsten Dichter und Dichterinnen“ — wenn diese abonniren, und trägt, versteht sich, auch sonst die Fahne eines selbstlosen Idealismus hoch. Wer diesen Idealismus genießen will, zahlt drei Mark für das Halbjahr. Ernst Ziel.

Verschiedenes.

1. Die beiden Töchter des Hauptmanns. Von Hieronymus Lorm. Breslau, Schottländer. 1888. 8. 4 M. 50 Pf.

Franz Rittinger, Hauptmann in der österreichischen Armee, war dem leichtsinnigen, mit tollen Theaterplänen sich herumtragenden Baron Pardell verpflichtet, weil er ihn vor einer dienstlichen Strafe bewahrt hatte. Zum Danke dafür leistete er, als der Baron für sein Theaterunternehmen 10000 Gulden aufnehmen wollte und nirgends mehr Credit finden konnte, für die richtige Zahlung der Summe zur bestimmten Frist mit seinem Ehrenworte als Offizier Bürgschaft. Die Frist nahte ihrem Ende und Pardell war nicht im Stande, die Summe aufzutreiben. So mußte sich der Hauptmann entschließen, seine Ehre durch den Tod einzulösen. Diesen Entschluß theilte er seinem „starken Mädchen“ Fanny mit, um ihr das Schicksal der zarten, schwächlichen Mutter und der achtjährigen Schwester ans Herz zu legen, Mittel und Wege mit ihr zu berathen, durch welche der hinterlassenen Familie eine bescheidene Zukunft gesichert werden könnte. Der Vater hatte Fanny nicht umsonst sein „starkes Mädchen“ genannt, denn sie gab sich nach der schrecklichen Nachricht nicht weibischem Schmerze hin, sondern sann darauf, das theure Leben des Vaters zu erhalten. Hierbei gerieth sie auf die Idee, ob der Selbstmord nicht durch die Gewalt eines Vorgesetzten verhindert werden könnte, und begab sich behufs schleunigster Erörterung dieses Gedankens zu dem ihr aufs innigste zugethanen Lieutenant Theodor von Dornblüh. Dieser schwelgte gerade im Uebermaße der Seligkeit, weil er sich an seinem Ziele angelangt sah. Es war ihm an diesem Tage eine Erbschaft von 10000 Gulden in den Schoß gefallen, welche ihn nach langem Sehnen in die glückliche Lage versetzte, die Heirathscaution für sich und Fanny zu erlegen. Fanny schoß Bresche in seine Freude. Sie machte ihn mit der ihr gewordenen Mittheilung des Vaters vertraut, sie beschwor ihn, die ererbte Summe zur Beseitigung des das Leben des Vaters bedrohenden Verhängnisses in einer seinen Stolz nicht verletzenden Weise zu verwenden, und schilderte ihm in leuchtenden, glänzenden Farben das paradiesische Glück, das darin liege, einem geliebten Menschen alles zu weihen, was er in seinen Nöthen braucht, um aufrecht zu bleiben. Für solches Glück hatte aber der Alltagsmensch Theodor kein Verständniß; mit dem cynischen Rufe: „Ein entsagender Lieutenant! ein tugendhafter Lieutenant!“ stürzte er sie von ihrer idealen Höhe herab. Unter sothanen Umständen blieb ihr nichts übrig, als sich dem Geliebten in ungesetzlicher Ehe hinzugeben, das ungeheuere Opfer ihres unschuldigen Lebensglücks zu bringen. Hierdurch erhielt sie wol dem Vater das Leben, sie heftete jedoch gleichzeitig seiner Ehre einen unauslöschlichen Makel an; fühlte er sich doch durch Fanny's Flucht aus dem Aelternhause so hart getroffen, daß er, der dem militärischen Berufe mit Leib und Seele angehörte, aus dem Dienste schied und sich bald darauf mit seiner Familie nach Amerika zur Aufsuchung seines verschollenen Bruders wandte. Fanny ertrug indeß mit der Ausdauer und Geduld einer Heiligen die Folgen des gethanen Schrittes. In Treue und Liebe hing sie an Theodor, ob er sie auch oft mit Vorwürfen wegen des auf ihre Anregung geopferten Vermögens überschüttete, und war durch Unterricht in der Tanzkunst bemüht, den Vetter Schmalhans von ihrer Häuslichkeit abzuwehren, wobei ihr der edle, ritterliche Rittmeister Graf Hubert von Thurnhof durch seine warme Befürwortung in den ihm nahestehenden Familien zur Seite ging. Da brach der Krieg von 1859 aus. Theodor mußte nach Italien, von wo ihr nach langer Zeit die traurige Kunde zukam, daß er als Verwundeter in Gefangenschaft gerathen sei, sich aber jetzt wieder auf österreichischem Boden im Spital befinde. Sie machte daraufhin das Wenige, was sie besaß, zu Geld und traf ihn nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten hoffnungslos darniederliegend. Nachdem sie ihm die Augen zugedrückt hatte, wandte sie sich nach Wien an den die Vernichtung ihres und des älterlichen Glücks auf dem Gewissen habenden Baron Pardell, welcher ihr im Balletcorps des Hofopertheaters einen untergeordneten Platz verschaffte. Trotz der Bescheidenheit desselben errang sie sich unter ihren Genossinnen eine achtunggebietende, einflußreiche Stellung theils durch die strenge Sittenrein=

heit ihres Charakters, theils durch ihre Wohlthätigkeit und Hilfsbereitschaft, durch welche sie das ihren Nächsten wider Willen zugefügte unendliche Weh zu sühnen hoffte. So waren ihr in der ärmlichen Einförmigkeit und Gleichförmigkeit des Theaterlebens sieben Jahre verflossen, als plötzlich nach dem Tode des Hauptmanns dessen Gattin und die von dem steinreichen Oheim zur Universalerbin eingesetzte Tochter in Wien anlangten und bei der amerikanischen Gesandtschaft um Auskunft über den Lebenswandel der verlorenen Tochter und Schwester ansuchten. Der Gesandte betraute mit dieser Botschaft den ihm befreundeten Theatermäcen Armin Graf von Hagern, welcher sich einst von Fanny einen Korb geholt hatte. Die Auskünfte, die er einzog, lauteten natürlich sehr günstig, und der Graf setzte ihnen noch durch die Bemerkung, daß er die Tänzerin in seinen Palast beschieden habe, um sie seiner Mutter vorzustellen, die Krone auf. So wurde Fanny, zumal sie forthin kein Schweigen mehr über die Ursache ihres Fehls zu bewahren brauchte, mit offenen Armen in den Schos der Familie aufgenommen, worauf sie ihre Entlassung als Tänzerin gab. Der Graf, dem sich die Damen ob seiner Vermittelung verpflichtet fühlten, verkehrte öfter in ihrem Hause und lernte in demselben zum ersten mal in seinem Leben die reine, lautere, nicht etwa nur cavaliermäßige Liebe kennen. Er, der starre, von Standesbewußtsein durch und durch erfüllte Aristokrat, ward mächtig von dem bürgerlichen „Mädchen von Chicago" angezogen, welches, in den freien Institutionen der Neuen Welt aufgewachsen, mit der wiener Gemüthlichkeit einen hohen, freien, alles der denkenden Betrachtung Würdige umspannenden Sinn verband, Offenheit und Klugheit zu anmuthigem Bunde verschmolz. Alle Bemühungen, ihr herrliches Bild aus seiner Seele hinwegzuschmeicheln, blieben erfolglos. Fest entschlossen machte er sich daher auf den Weg, Herz und Hand Leonoren anzubieten, welche sie jedoch nur unter für den Grafen ganz unmöglichen Bedingungen annehmen mochte. Sie vermählte sich alsdann mit dem Sohne des ehemaligen gestrengen Chefs ihrer Schwester, mit Clemens von Auersdorf, nachdem sie den hochbegabten jungen Mann von einem wie ein Alp auf ihm lastenden Seelenleiden geheilt hatte. Und auch Fanny landete beseligt und beseligend in dem nur zu sehr verdienten Hafen der Ruhe und des Friedens an der Seite des wackern Grafen von Thurnhof.

Ein sehr wunder Punkt in diesem Roman ist die Zurückweisung des Grafen Hagern durch Lori. Er läßt keinen Zweifel daran, daß er sie lediglich um ihrer selbst willen ohne jeden Hintergedanken liebt. Er sieht in ihr das einzige Weib, welches seinem Leben Werth und Inhalt zu leihen vermöchte, ihn zu dem Ernste des Lebens, zu einem Berufe erheben könnte. Er steigt vor ihr von dem Piedestal, das ihm die Gesellschaft errichtet hat, hernieder, um sich zerknirscht vor ihr des geschäftigen Müßiggangs in den Tagen seiner Jugend und seines bisherigen Mannesalters anzuklagen, ihr innigen Dank zu sagen für die Förderung, die er bereits durch sie erfahren, und sie um ihre Förderung durch das ganze Leben anzuflehen. Freilich schlägt seine Beredsamkeit bald darauf eine umgekehrte Richtung ein. Hat er vorhin die weltlichen Güter und Ehren in ihrer schalen, hohlen Gestalt gezeigt, so übertreibt er nunmehr ihren Werth und schildert ihr, welch großes Opfer er mit dem Aufgeben derselben seiner Liebe bringt. Stolz erwidert darauf die stolze Amerikanerin, falls er ihr Opfer zu bringen gewillt sei, so mögen es solche sein, an denen ihr Herz hängt, nicht das seine: „Sie wollen mir Ihren Namen geben; ich verlange im Gegentheile, daß Sie den meinen annehmen. Werfen Sie die Grafenkrone von sich, werden Sie Bürger. Bewerben Sie sich um das Recht, fortan den Namen Armin Rittinger zu führen, opfern Sie die Aemter und Würden, die an Ihrem Grafentitel hängen — und ich will das Weib des schlichten Bürgersmannes werden. . . . Wenn schon ein Abfall von Ihren Traditionen gewagt werden soll, so sei es einmal in umgekehrter Weise: Sie wollten mich in den Adelsstand erheben — ich wollte Sie in den Bürgerstand erheben" (S. 258). Ist dies etwa die richtige Methode einer Samariterin, ein krankes Herz zu heilen? Ist dies der rechte Weg, einen Mann, welcher sich in wenn auch stark verspäteter Selbsterkenntniß zum Leben aufraffen möchte und zur Ausführung dieses Vorhabens eindringlich um Beistand bittet, dem Leben wiederzugeben? Ziemt es ferner einem liebenden Wesen, so rauh den Geliebten von sich zu weisen, von ihm zu verlangen, daß er sich seiner selbst völlig entäußere, in voller Selbstverleugnung sich der Geliebten unterordne, von ihren Gnaden gewissermaßen sein Dasein führe, seinen Namen gegen ihren eintausche? Muß sie übrigens nicht in ihrer Neigung, welche sie doch wol nach dem Geständnisse: „Pflicht und Beruf zerbrechen Verhältnisse, aber nicht Gefühle" (S. 185), zu schließen, für den Grafen hegt, aus der Thatsache, daß er sich um sie bewirbt und hierdurch der Mutter, der Gesellschaft, den Standesrücksichten und Vorurtheilen den Fehdehandschuh hinwirft, den Schluß ziehen, daß nicht Eitelkeit, Stolz und Selbstbewußtsein, sondern der Drang, seinen Heroismus in das möglichst beste Licht zu rücken, um das gesteckte Ziel im Sturme zu erobern, ihm die Großthuerei mit seinem Range und dem an ihn sich knüpfenden Glanze eingegeben hat?

2. Die Jahreszeiten. Naturbilder von Heinrich Noé. Görz, Wokulat. 1888. 8. 3 M. 50 Pf.

„Die Jahreszeiten" sind ein Wahrspruch für die Anschauung, daß alle Dinge ohne Unterschied Sinnbilder einer und derselben Idee, metaphorische Gedanken eines einzigen Ganzen sind, welches sich den faßlichsten und vollendetsten Ausdruck in dem Menschen gegeben hat. Die Gründe, welche der Verfasser für diese Anschauung ins Feld schickt, sind nachgerade kindlicher Art. Als Zeugen derselben werden in dem einleitenden Gespräche, als ob der Dichter nicht die Natur mit den Geschöpfen seiner

Phantasie belebte und bevölkerte, als ob es nicht sein Beruf wäre, nicht nur zu denken, sondern auch in dem Gedachten zu leben, zu empfinden und an ihm zu erwarmen, die von den hellsehenden Dichtern belauschte Harmonie zwischen dem Getriebe der Natur und dem des menschlichen Daseins und die Bezeichnung verschiedener, mitunter auch gegensätzlicher Gegenstände mit der nämlichen Benennung seitens der dichtenden Sprache angeführt. Eine geradezu unüberwindliche Macht wird dem Pantheismus verliehen im Angesichte der Thatsache, daß es eine Art Symbolik der Farben gibt, die unbewußt von jedem Menschen, welchem die Empfindungsschwelle nicht etwa bis unmittelbar vor den Magen gerückt ist, anerkannt wird. So liege die Aehnlichkeit des Morgens mit der Jugend, des Mittags mit den reifern Jahren, des Abends mit dem Alter eines Menschen, oder auch die Aehnlichkeit der Jahreszeiten mit den menschlichen Entwickelungsstufen zum Greifen nahe. Was soll jedoch dieser äußerliche Gleichklang des Menschen und der Natur für den Zusammenhang ihres innern Wesens, ihre Einheit, ihre Wesensgleichheit bedeuten? Alsdann gibt der Winter mit seinen künstlerischen Offenbarungen im Eise, in welchem wir roth durchstrahlte Wälder großwedeliger Farren, stiller Sigillarien und Lepidodendren, aber auch Paläste, Burgen und Dome bewundern können, wie sie des Menschen Geist nicht glänzender und stilvoller hätte ersinnen können, dem Verfasser die Handhabe zum Schlusse, daß die Natur gleich unbewußt, beziehungsweise gleich zweckmäßig und planvoll schafft und gestaltet, wie die Kunst. Dies ist jedoch leichter behauptet als erwiesen; denn die herrlichen Gebilde der Natur werden auf rein mechanischem Wege hergestellt, die Physik bietet einen vollkommen ausreichenden und erschöpfenden Erklärungsgrund für dieselben, sodaß der Begriff der Absichtlichkeit und Teleologie ganz und gar überflüssig ist, einem ungebetenen Gaste gleicht, mit dem wir nicht das Geringste anzufangen wissen.

Innerhalb dieses pantheistischen Rahmens entrollt der mit einem feinen Naturgefühl begnadete Noé treffliche, naturtreue Gemälde der Jahreszeiten, welche mit sinnigen, anmuthigen Märchen durchsetzt sind, ab und zu uns bald in das Paradies der classischen Antike mit ihrer Strenge und Klarheit, bald in die sonnige Kinderzeit unsers deutschen Volks zurückgeleiten, nicht selten aber auch Betrachtungen enthalten, welche mit den Jahreszeiten in ganz losem Verbande stehen und nur dazu dienen, den Zusammenhang zu unterbrechen. In der Darstellung des Winters wird in die poetische Nachempfindung der Weihnacht ein greller Miston gebracht durch die unheimliche Erzählung von dem „Geist des Harpagon“, in welcher an den Ufern des Quarnero eine Gesellschaft unbewußt auf dem alten Friedhofe bei den auf dem Grabe eines stadtbekannten Geizhalses gewachsenen Erdbeerbäumen den heiligen Abend feiert, ein Mitglied derselben infolge reichlichen Genusses ihrer Früchte sich allen Ernstes als jenen Harpagon ausgibt und erst durch einen edeln Tropfen aus heimischer deutscher Erde zur Besinnung kommt. Auch auf die „Magische Weihnacht“ hätten wir von Herzen gern verzichtet, da sie auf eine hochtrabende Tirade gegen den „Atomenwahn“ hinausläuft. Im „Sommerhauch“ hat Noé den traurigen Muth, sich als entschiedenen Anhänger der Jäger'schen Seelenriecherei zu bekennen, und in der darauf folgenden „Schwüle“ beschäftigt er sich, ohne den in Aussicht gestellten Gegenstand irgendwie zu streifen, mit der Schlange, der ihr im grauen Alterthume zutheil gewordenen göttlichen Verehrung, ihrer Vervollkommnung zum scheußlichen, feuerspeienden Drachen im Mittelalter und ihrer Symbolik. Im Herbst geht er seltsam genug über den sogenannten „Altweibersommer“ und die fröhliche, gemüthliche Zeit der Weinlese zur Tagesordnung über. Hingegen wartet er uns zum Schlusse mit zwei gar nicht hierhergehörigen Kapiteln auf, deren eins, „Die Todteninsel“, eine schwärmerische Ahnung der Fortdauer des Lebens nach dem Tode ist, das andere, „Zum andern Ufer“, uns mit der trüben, von tiefer Sehnsucht nach dem unreinen, fleckenlosen Lichte des Nichts geschwellten Vorstellung der Buddhisten von dem jenseit des Lebens gelegenen Ufer vertraut macht.

3. Meine Erlebnisse. Von Ferdinand Arlt. Mit Porträts in Heliogravure und Lichtdruck und der Facsimile-Reproduction eines Briefs. Wiesbaden, Bergmann. 1887. Gr. 8. 4 M. 20 Pf.

In „Meinen Erlebnissen“ hat sich Arlt ein schlichtes, bescheidenes Denkmal gesetzt, welches indeß gerade durch seine Einfachheit einen gewaltigen, nachwirkenden Eindruck macht. Der berühmte akademische Lehrer, der sich als anerkannten Meister einer angesehenen und ausgebreiteten Schule, als gefeierten Lehrer aller jetzt lebenden Augenärzte betrachten durfte, steigt in der Selbstbiographie aus den ätherischen Höhen seiner Kunst und Wissenschaft in die Niederungen des Lebens herab, er tritt uns menschlich nahe und schildert in aus dem Herzen quellenden und zum Herzen dringenden Worten seine Entwickelung, mit welcher selbstverständlich eine kurzgefaßte Geschichte des in seine Studienzeit fallenden großartigen Aufschwungs der bis dahin statt durch die naturwissenschaftliche durch die naturphilosophische Forschungsmethode beherrschten Medicin im allgemeinen und der bis zum Jahre 1818 nicht einmal einer besondern Lehrkanzel gewürdigten Augenheilkunde im besondern Hand in Hand geht. Wie ein rother Faden zieht sich durch seine Entwickelung das edle, herrliche Geschwisterpaar der Gefühlsinnigkeit und des strengen Pflichtgefühls, an welchem er sich zu dem emporgerankt hat, was er geworden ist. Das grundlegendste aller sittlichen Gefühle, das Mitleid, und der kategorische Imperativ haben ihm den Weg zu seiner Größe gewiesen. Letztern hatte er schon auf dem Gymnasium in Leitmeritz von seinem ehrwürdigen Katecheten Johann Gau eingesogen. Die selbstlose Liebe zu dem Guten begleitete ihn alsdann nach Prag und sie stand ihm auch zur Seite, als er, wie Hercules am Scheidewege, sich endgiltig für einen Beruf ent-

scheiden sollte. Ein Sohn eines armen Bergschmieds in Obergraupen, einem Dorfe im Erzgebirge, war er durch lange Zeit mit dem Gedanken umgegangen, sich dem geistlichen Stande zu widmen. Während des Studiums der Philosophie am Lyceum hatte sich jedoch eine mächtige Wandlung in seiner Lebensanschauung vollzogen. Er konnte sich für gewisse Dogmen, so z. B. das von der alleinseligmachenden Kirche, nicht mehr erwärmen, wie ihm denn überhaupt jeder Kastengeist zuwider war. So entschloß er sich zu dem größten Leidwesen seiner Mutter für die Heilkunde, welcher er sich mit Leib und Seele ergab und durch sein ganzes Leben nach dem Wahlspruche: „Primum humanitas, alterum scientia", diente. Die echten Jünger der Kunst und Wissenschaft, sagte er sich, gehen nicht auf den Erwerb aus, der kommt nebenbei von selbst; ihr Ziel ist Helfen durch Wissen und Talent und, wo diese nicht ausreichen, durch aufrichtige Theilnahme an dem Lose der Hülfsbedürftigen. Es erfüllte ihn allezeit ein heiliger Drang, sich durch Thaten der Wohlthaten würdig zu erweisen, welche ihm zutheil geworden, der Menschheit in ihrer Gesammtheit zu vergelten, was er ihr schuldete. Diesem erhabenen Streben, bei strenger Pflichterfüllung in seiner jeweiligen Lage und Stellung so zu handeln, daß er für dieselbe berufen und auserwählt erscheine, hat er es zu danken, daß er bis an sein Ende ein jugendfrischer und arbeitslustiger Heros der Wissenschaft gewesen und die Begeisterung seiner Schüler für ihn sich nicht verflüchtigte, sondern vielmehr mit den Jahren zunahm. Dies offenbarte sich in großartigem Maßstabe aus Anlaß der Feier seines siebzigsten Geburtstags im April 1882. Zahlreiche Freunde und Schüler waren zu derselben aus weiter Ferne herbeigeeilt, um, wie der Anreger der „Erlebnisse", Otto Becker, sehr edel sich ausdrückt, „noch einmal für einige Tage sich zu seinen Füßen auf die Schulbank zu setzen, ihm und der Oeffentlichkeit zum Zeichen, wie hoch sie das Glück schätzten, sich als seine Schüler betrachten zu dürfen."

So ist Arlt's Selbstbiographie ein theures, kostbares Vermächtniß an die moderne Gesellschaft, welche sich zum großen Theil darin gefällt, sich das Recht des Stärkern zu Gemüthe zu führen.

4. Das Iglauer Handwerk, in seinem Thun und Treiben von der Begründung bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts urkundlich dargestellt. Von Franz Ruby. Mit 2 Abbildungen als artistischen Beilagen: a) Stadt- und Festungsplan aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs, b) Bäckerordnung vom Jahre 1361. Herausgegeben von der historisch-statistischen Section der k. k. mährischen Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues, der Natur- und Landeskunde. Brünn, Winiker. 1887. 8. 3 M. 20 Pf.

Um sich im Lesen alter Schriften zu üben und nebenbei die Kenntniß der Geschichte seiner Vaterstadt auf quellenmäßigem Wege zu bereichern und zu vertiefen, hatte Ruby sich vor mehrern Jahren in das Studium mehrerer dem Stadtarchiv entnommener Codices, welche dem 14. Jahrhundert angehören, versenkt. Bei dieser Gelegenheit reifte in ihm der Gedanke, die auf das Iglauer Handwerksleben bezüglichen Angaben zu sammeln und aufzuzeichnen, und so entstand allmählich das uns vorliegende stattliche Buch. Dasselbe ist beileibe keine Tendenzschrift, sondern bietet ein geschichtlich treues und urkundlich beglaubigtes Bild von der Entwickelung des Iglauer Handwerks, aus welchem die noch lange nicht social geklärte und geläuterte Gegenwart manche gute Lehre zur Beherzigung schöpfen kann. Das Buch enthält freilich manche unausfüllbare Lücke; diese fällt jedoch nicht dem fleißigen und gewissenhaften Verfasser zur Last, sondern vielmehr jenen, die zur Zeit, als die Idee der Gewerbefreiheit den vollständigen Zerfall der Handwerksgenossenschaft selbst in ihrer schon lange nur ruinenhaften Form zur unmittelbaren Folge hatte, und wol auch mitunter etwas früher, zur Verschleuderung, ja sogar Vernichtung des vorhanden gewesenen urkundlichen Materials aus Gleichgültigkeit oder wegen Mangels an Verständniß die Hand boten.

5. Die Völkerwanderung und die Cultur ihrer Zeit. Von Friedrich Nonnemann. Leipzig, Werther. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Historia magistra vitae! Der Deutsche ringt sich nur dadurch zu echt nationalem Fühlen und Denken, zum Vollbewußtsein seines Deutschthums empor, daß er in die Geschichte der Entwickelung desselben einen gründlichen Einblick gewinnt. Selbst wo ihr Inhalt düster und wirr klingt, erweist sie sich als eine treffliche Lehrerin und Erzieherin des deutschen Geistes. Aus dieser edeln vaterländischen Idee ging die uns vorliegende Abhandlung hervor, welche der Völkerwanderung gewidmet ist. Diese Periode ist wol roh und grausam, sie bedeutet für die Germanen den Verlust ihres von Tacitus in markigen Worten geschilderten Paradieses; gleichwol hat sie in die germanische Volksseele zwei Keime gesenkt, welche, so verschiedenartig sie auch erscheinen mögen, in spätern Jahrhunderten nach ihrer Ausgestaltung zur Reife zu einem süßen, herzbestrickenden Wohllaute verschmolzen. Die ungekannten Welten der Antike und des Christenthums konnten naturgemäß auf die ungeschlachten, im Naturzustande befindlichen Germanenvölker nur rein äußerliche und oberflächliche Eindrücke üben, und mußten ihnen demgemäß die kindliche Einfalt und die Reinheit der Sitten rauben; allein die Umbildung und Umwandlung einer niedern Bildungsstufe kann sich füglich nicht ohne Berührung mit einer höhern und überlegenen Cultur vollziehen, der Fortschritt kann, wie der Verfasser sehr richtig entwickelt, nicht ohne einen Rückschritt angebahnt werden. Immerhin dankt das Deutschthum schon während der Völkerwanderung dem Christenthum eine für seine geistige Entwickelung hochwichtige Errungenschaft. Der ehrwürdige gothische Bischof Ulfilas oder Wulfila veranstaltete eine uns leider nicht vollständig erhaltene Uebersetzung der Bibel. Um sie zu ermöglichen, mußte er in Anbetracht dessen, daß die alten

Runen zur Wiedergabe der Bibelworte in Zeichen nicht ausreichten, ein neues Alphabet schaffen. Er nahm zu diesem Zwecke das griechische Alphabet zu Hülfe und schuf aus der Vermischung desselben mit den Runen ein neues, das gothische. Ulfilas' Bibelübersetzung ist sicher die Wiege der ersten deutschen Schriftsprache, sie ist zugleich das einzige Denkmal der vollklingenden gothischen Sprache, in welcher wir die Mutter unserer hochdeutschen Sprache verehren.

Psychologisch tief durchdacht ist das, was Nonnemann trotz der anscheinenden Unvereinbarkeit der unbeugsamen, trotzigen deutschen Reckenart mit der Religion der Demuth und dienenden Liebe von der Wahlverwandtschaft des Deutschthums und Christenthums sagt. Deutsches Wesen und christliche Weise kamen sich, wie er treffend darlegt, in Sitte und Sittlichkeit im engern Sinne entgegen, so zum Beispiel in der Werthschätzung des Weibes und der reinen, keuschen Auffassung der Liebe und Ehe. In der That erblickte denn auch im Sachsenlande, wo das Bekehrungswerk Karl dem Großen so überaus große Schwierigkeiten bereitet hatte und erst nach langen Kriegen gelungen war, bald nach der Christianisirung des Volks ein nicht etwa nur den Anschauungen eines Einzelnen, des Dichters, sondern der Gesammtheit Ausdruck gebendes Epos, in welchem sich ein inniges Bündniß des Volksthümlich-Deutschen mit dem Christlichen offenbart, das Licht der Welt. In der unter dem Namen „Heliand" bekannten altsächsischen Evangelienharmonie trägt das Evangelium altsächsische Gewandung: es ist mit dem nationalen Empfinden und Denken zu einer höhern Einheit verbunden.

Bernhard Münz.

Zur Literaturgeschichte.

Literaturgeschichte der Renaissance von Dante bis Luther. Von Marc Monnier. Deutsche autorisirte Ausgabe. Nördlingen, Beck. 1888. Gr. 8. 7 M.

Für die Cultur der Renaissance in Italien besitzen wir J. Burckhardt's classisches Werk. Nun wird uns aus Marc Monnier's Feder eine Literaturgeschichte der Renaissance durch Uebersetzung zugänglich gemacht, welche die Gesammtheit der europäischen Culturvölker umfaßt, und wenn einen Gelehrten persönliche Führungen vor andern dazu befähigten, den für eine solche Arbeit nöthigen kosmopolitischen Ueberblick und unparteiischen Rechtssinn zu gewinnen, so war es Monnier, der, in Florenz geboren, in Neapel erzogen, in Paris und Genf ausgebildet, seine Studien in Berlin und Tübingen vollendete und seit 1870 als Lehrer der vergleichenden Literaturgeschichte an der genfer Universität wirkte, die wie keine andere durch ihre Geschichte und geographische Lage dazu berufen ist, das Amt einer Vermittlerin für das geistige Leben der sich hier nahe berührenden großen Nationen des Continents zu übernehmen. Der deutschen Literatur insbesondere hat der Verfasser von Anbeginn seiner wissenschaftlichen Thätigkeit ein reges und tiefes Verständniß entgegengebracht; Schiller, Goethe, Uhland kannte er auswendig; die Franzosen verdanken ihm eine meisterhafte Uebertragung des Goethe'schen „Faust". Dazu kamen unterstützend persönliche Eigenschaften und Neigungen, über die ein urtheilsfähiger Freund, Philippe Godet, in der „Bibliothèque universelle et Revue suisse" noch jüngst sich äußerte: „Ein lebhafter Geist, eine erstaunliche Leichtigkeit der Aneignung fremden Wesens, eine bewegliche und heitere Einbildungskraft, die in Schranken gehalten war durch ein hohes Maß von Geschmack und gesundem Menschenverstand, ein sicherer und rascher Blick, ein ausgesprochener Sinn für das Lächerliche, gepaart mit einem großen Schatz von Wohlwollen, Nachsicht und Optimismus, eine vornehm lächelnde Ablehnung gegenüber allem Fertigen und Engherzigen im Urtheil, allem Extremen in den Anschauungen und Meinungen, allen Vorurtheilen des Chauvinismus" — das waren nach Godet's Meinung die Vorzüge, welche dem im vorigen Jahre seiner Thätigkeit zu früh entrissenen Verfasser für die Lösung der gewählten Aufgabe zu statten kamen. Diese Aufgabe bestand in der Darstellung einer „Allgemeinen Geschichte der modernen Literatur", für welche Monnier selbst sein Programm dahin formulirte, daß es ihm gelte, die verschiedenen Literaturen nebeneinander vorzuführen, bei jedem Schritt ihre gegenseitigen Einwirkungen zu erweisen und so allenthalben die Bewegung des Gedankens und die der künstlerischen Gestaltung zugleich zu verfolgen. Von den beabsichtigten vier Bänden erschien jedoch, wie uns das Vorwort belehrt, bei des Verfassers Lebzeiten nur der erste, der jetzt in deutscher Ausgabe an die Oeffentlichkeit tritt. Der zweite, die Reformationsepoche behandelnd, bis auf Shakespeare reichend, wurde aus dem Nachlaß des Verstorbenen herausgegeben. Ein dritter Band, unter dem Titel „Literaturgeschichte der Revolution", sollte die Entwickelung von Milton bis Goethe, ein vierter, „Literaturgeschichte der Romantik" betitelt, bis Victor Hugo führen; diese blieben ungeschrieben. Man sieht, als Ziel schwebt Monnier vor, aus den Literaturgeschichten der verschiedenen europäischen Culturvölker sich zur Darstellung der literarischen Entwickelung innerhalb ihrer Gesammtheit zu erheben, auf deren ineinander verzweigten geistigen Producten der Weltfortschritt beruht.

Wie hat er diese seine Aufgabe für den Zeitabschnitt, mit dem wir es zunächst zu thun haben, für die Zeit von Dante bis Luther, gelöst? Ist es ihm gelungen, die Wechselwirkung zwischen politischer Geschichte und Geisteswissenschaften, das Ineinander des allgemeinen Geisteslebens und der Literatur, die Einwirkung des einen Volks auf die andern, des frühern Zeitalters auf die folgenden zu lebendiger Anschauung zu bringen?

Zunächst verdient die geistige Durchdringung des Stoffs volles Lob. Bei allem Reichthume begegnen wir nirgends einer todten Anhäufung von Daten. Die Anordnung ist durchsichtig, die Gruppirung geschickt, die Auswahl treffend; überall bekundet sich eindringendes Verständniß, ein freier Blick, unbestechliche Gerechtigkeit, Schärfe und wieder Milde des Urtheils. Und dabei läßt die frische, fesselnde Sprache fast vergessen, daß wir es mit der Frucht langjähriger, umfassender Studien zu thun haben. Oft eröffnet der Verfasser, wie z. B. bei Besprechung der Wende des 15. Jahrhunderts, überraschende Ausblicke: „Nun steht Italien nicht mehr allein. Der Norden hat in Albrecht Dürer schon seinen Künstler, in Kopernikus schon seinen Gelehrten; die Reformatoren nahen und schmieden bereits ihre Waffen, um die Wissenschaft umzuwälzen, den Glauben zu befreien. Im Jahre 1500 ist Zwingli 16, Luther 17 Jahre alt. Dieser wurde in dem gleichen Jahre geboren, in welchem Rafael und vielleicht auch Rabelais das Licht der Welt erblickten. Der größte Italiener, der größte Deutsche, der größte Franzose betreten die Arena, während in Spanien 1491 ein Kind geboren wurde, welches später dieselben drei Männer bekämpfte und für lange Zeit die Freiheit der Kunst, des Glaubens und des Gedankens unterdrückte: Ignatius Loyola."

Zwischendurch ist die Darstellung durch reizende Cabinetsstücke feinster Porträtmalerei, wie die sprechenden Bildnisse von Dante, Boccaccio, Ariost, Savonarola, Hans Sachs, Erasmus, Reuchlin, Hutten u. a., lebensvoll verziert. Besonders warm ist die Ausführung über Huß gehalten, besonders fesselnd der Abschnitt, welcher Chaucer's „Geschichten von Canterbury" behandelt. Anziehend sind auch die Mittheilungen über die Anfänge der Buchdruckerkunst, meisterhaft ist die Parallele zwischen Erasmus und Luther gezogen. Und wie richtig fällt das Urtheil aus über die Meistersänger, welche die ritterlichen Minnesänger ablösten:

Alles war in Klassen getheilt, der Gesang, die Strophe, der Rhythmus, die Melodie; man hätte es eine lyrische Manufactur nennen können. Wir dürfen nicht darüber lachen; es ist das der Gesang der Arbeit, die einfache Poesie des Volks, welche dessen laute Freude und tiefe Rührung in aller Naivetät ausdrückt. Was schadet es, daß man den guten heiligen Gambrinus feiert, weil er neues Bier schenkt, oder den heiligen Martin, weil er die Fässer mit Wein füllt. Der Gesang hatte aufgehört, aristokratisch zu sein und war Volkseigenthum geworden. Der Stoff war frisch und wahr, die Weisheit der Gasse und der Werkstätte verhöhnte das alte, kindisch gewordene Ritterthum. Worte und Musik stimmten überein, wurden und blieben populär.... Man sagt, sie hätten die Feststellung der Sprache aufgehalten, indem sie zum Dialekt zurückkehrten. Aber was wäre ohne sie aus der deutschen Sprache vor Luther geworden?

In einzelnen Abschnitten ist nur die Behandlung nicht gleichmäßig. So ist Macchiavelli ein viel zu großer Raum angewiesen, und die gelehrte Auseinandersetzung über Dino Compagni holt zu weit aus. Manchmal möchte man auch das zusammenfassende Urtheil über eine Person oder Periode weniger schillernd und orakelhaft wünschen; der Verfasser liebt es, epigrammatisch zuzuspitzen, und gibt bisweilen der Neigung für Hyperbeln und Superlative mehr als gut ist nach, z. B. wenn er von Ariost sagt: „Der ausgezeichnetste Dichter seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten." Und von manchen Antithesen, die mehr verblüffend als treffend, gilt, was der Verfasser selbst gelegentlich äußert: „Alles das ist sehr geistreich, aber man darf die Vögel nicht zwingen, Steine zu tragen."

Sachlich sei noch daran erinnert, daß das Lied: „Warum betrübst du dich, mein Herz", Hans Sachs mit Unrecht zugeschrieben wird, und Till Eulenspiegel, der nach Monnier 1480 gelebt haben soll, ist bereits um 1350 gestorben.

Die Uebersetzung ist wohlgelungen. Nur einige Gallicismen, wie „er hatte begegnet", „er hätte gefolgt", „die Familie, wie sie ihm vorgeschwebt war", verrathen, daß hier Monnier nicht selbst die Feder führt.

Karl Sallmann.

Zwei Prachtwerke.

1. In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschriften-Album. Im Einverständniß mit der Centralstelle der deutschen Vereinigungen für Feriencolonien und Sommerpflegen. Herausgegeben von Schorer's Familienblatt. Berlin, Schorer. Hoch 4. 8 M.

Auf dem Büchermarkte kündigt die nahende Weihnachtszeit sich am frühesten an. Hoffentlich wird sie recht erfolgreich für das schöne Werk, zu dem im Interesse armer Kinder so viele Kräfte sich vereinigt haben; denn der Reinertrag ist für die Feriencolonien und Sommerpflegen Deutschlands bestimmt. Der glückliche Gedanke des Herausgebers, in dieser Weise ein beträchtliches Scherflein zur Unterstützung jener menschenfreundlichen und socialpädagogischen Bestrebungen zusammenzubringen, ist in vielen Aussprüchen der zur vorliegenden Sammlung Beisteuernden so sehr hervorgehoben, daß er an dieser Stelle nicht weiter betont zu werden braucht. Denjenigen Lesern, welchen die erwähnten Bestrebungen noch ferner liegen und die zugleich das Buch noch nicht geschaut haben, sei nur versichert, daß sie an Nachbildungen eigenhändiger Schriftzüge hervorragender Persönlichkeiten, wie von Handzeichnungen trefflicher Künstler einen wahren Schatz um geringen Preis erwerben. Unter sinn- und geschmackvollen Kopfleisten leiten die kräftig geführten Namenszüge unsers jungen Kaiserpaars das Buch ein. Das „Alleweg guet Zolre" erinnert in seiner schwäbischen Mundart an das Begeisterung zündende Wort Sr. Majestät in Stuttgart, er fühle süddeutsches Blut in seinen Adern. Die Schriftzüge der kaiserlichen Aeltern — schon in San-Remo geschrieben — der Kaiserin Augusta, des Prinzen Heinrich und seiner Gemahlin, wie der beden-

tendsten deutschen Fürsten, reihen sich an. Sinnsprüche und Gedichte mit etwa 120 Namen, die dem deutschen Volke zum größten Theile lieb und werth oder doch bekannt sind, folgen, untermischt mit etwa 105 Zeichnungen alter und junger Künstler, unter denen nicht wenige hervorragende Leistungen genannt werden können. Es ist ein Werk, daran sich alle freuen werden, die es sehen. Darum, wer ein Herz hat für die Kinder und wer zu seinem Theile dazu beitragen will, daß ein gesundes Geschlecht in unserm Vaterlande emporwachse, der wähle als Festgeschenk „In Luft und Sonne".

2. Edwin Bormann's Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort. Ein Hausschatz und Festfreund für fröhliche Menschenherzen. Dichtungen von Edwin Bormann. Bilderschmuck von Fedor Flinzer, Karl Gehrts, Eduard Ille, R. A. Jaumann, Julius Kleinmichel, Karl Röhling, Erdmann Wagner u. a. Singweisen von alten und neuen Meistern. Leipzig, E. Bormann's Selbstverlag. 1888. Hoch 4. 20 M.
3. Edwin Bormann's Liederhort. Textausgabe. Mit 7 Bildern von Fedor Flinzer. Leipzig, E. Bormann's Selbstverlag. 1888. 8. 2 M. 50 Pf.

Leipzigs bekannter Localdichter hat durch die Sammlung der Kinder seiner humoristischen Muse und ihre Vereinigung mit Schöpfungen des Stifts verständnißvoller Künstler, wie durch ihre Anpassung an alte bekannte, an neuere und allerjüngste Sangweisen ein harmonisches, wirklich sehr erfreuliches Werk geschaffen. In edler und feiner Ausstattung bietet das Buch für freie Stunden eine harmlos erheiternde Unterhaltung; man kommt durch Wort und Bild schon für sich allein herzlich ins Lachen und wird kraft der Komik der Dichtung und Zeichnung auch bei wiederholtem Blättern in Gesellschaft anderer nicht abgestumpft gegen die fröhliche Stimmung, die sich so leicht des Beschauers und Lesers bemächtigt. Wird noch das eine oder andere Lied gar in lautem Chor gesungen, mag die Wirkung sich steigern. Wie die geistvoll entworfene Titelvignette zeigt, durcheilt der Schalk auf dem Steckenpferd-Zweirad der Sonne entgegen die Welt und besingt carikirend, was er schaut, und die auf unendlichem Papier im Fluge hingeworfenen Verse, von automatischer Schere' abgeschnitten, bezeichnen seine flüchtige Spur. Gesammelt zerfallen sie in sieben Bücher: das von der Mutter Natur, das Buch der Weltgeschichte, das vom Durste, das Buch des Ewig-Weiblichen, des Culturfortschritts, der Bücherwelt und das Buch Kunterbunt. Der sächsischen Mundart ist in jedem reichlich Rechnung getragen, doch keineswegs nur in ihr allein der Scherz gesucht. Er liegt wesentlich in dem raschen und überraschenden Erfassen jener Momente der Betrachtung, die durch Vergleich mit dem Tagesleben, mit der Gegenwart, mit der persönlichen Durchschnittsstimmung, je nachdem, unsere Lachmuskeln vibriren machen. Hie und da ein ernst empfundenes Lied ist nicht ausgeschlossen. Die Absichten des Dichters sind aufs glücklichste namentlich durch Flinzer's elegante Zeichnungen erläutert, aber auch die andern Künstler, wie Erdmann Wagner namentlich durch seinen reizenden Backfisch (S. 102) und Ille durch seine wuchtigen Illustrationen sächsischer „Gemiedlichgeid", haben das Ihrige dazu gethan, dem stattlichen Werke gute Aufnahme zu sichern. Daneben dient die Textausgabe, mit Vignetten der Einzelabschnitte geschmückt, dem Bedürfnisse sangesfroher Kreise.

Friedrich Bienemann.

Feuilleton.

Ein literarischer Weihnachtskatalog, wie er in gleicher Zusammenstellung einzig dastehen dürfte, ist Brockhaus' „Katalog ausgewählter Werke der ausländischen Literatur", herausgegeben von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig, der soeben in neuer Ausgabe für 1889 erschienen ist. Derselbe verzeichnet auf 176 Seiten Großoctav, systematisch geordnet, in sorgfältiger Auswahl die hervorragendsten Erscheinungen der ausländischen Literatur, insbesondere der französischen, englischen, italienischen, spanischen, portugiesischen, dänisch-norwegischen, schwedischen, niederländischen, russischen, polnischen und neugriechischen, und berücksichtigt sowohl die ältern als auch die neuesten Werke. Der Katalog empfiehlt sich allen, welche für ausländische Literatur Interesse haben, als Rathgeber bei der Auswahl von Festgeschenken, der Zusammenstellung oder Ergänzung von Bibliotheken ebenso wie bei der Wahl der täglichen Lektüre und wird auf Wunsch von jeder Sortimentshandlung geliefert.

— Vom Oberlehrer Dr. Max Schmitz in Crefeld ist ein biographisch-literarischer Versuch: „Carmen Sylva und ihre Werke" (Neuwied, Heuser's Verlag, 1889, Preis 1 M. 50 Pf.), erschienen. Die mit einem guten Bildnisse der Königin Elisabeth von Rumänien geschmückte Schrift ist geeignet, durch eine scharf umgrenzte Uebersicht der hauptsächlichsten Schöpfungen der Dichterin, durch ausreichende Mittheilung aus denselben und durch das Eingehen auf einzelne Lebensumstände der Königin ihren Schriften neue Freunde zu gewinnen. Die Auswahl ist sorgsam getroffen, die Beziehungen zwischen Leben und Dichtung sind klar zur Anschauung gebracht und der Ton warmer Bewunderung, der das kleine Buch durchzieht, geht nicht über das Maß des Zulässigen hinaus.

Bibliographie.

Brahm, O., Schiller. 1ster Bd. Berlin, Hertz. 8. 4 M.

Christ, Sophie, Orientalische Tageblätter. Nach der Natur und Wirklichkeit skizzirt. Mainz, Kirchheim. 8. 5 M.

Douglas, Graf, Was wir von unserem Kaiser hoffen dürfen. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Eckstein, E., Nero. Ein Roman. 3 Bde. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 12 M.

Falck, R., Spruchschrein für Haus und Hausrath. Berlin, Hertz. 1889. 8. 1 M. 20 Pf.

Hartel, W. v., Curtius und Kaegi. Eine Vertheidigung. Prag, Tempsky. Gr. 8. 70 Pf.

Loose, W., Lebensläufe Meissner Künstler. Meissen. Gr. 8. 2 M.

Römer, A., Moderne Cultur. Roman. Dresden, Pierson. 1889. 8. 5 M.

Schobert, H., Kreuzdorn. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 1889. 8. 6 M.

Sengelmann, H., Aus stillen Stunden. Norden, Soltau. 12. 1 M.

Wolzogen, E. v., Die rote Franz. Roman. Berlin, Dominik. 8. 3 M.

Wullen, W. L., Der Theismus. Philosophische Erörterungen. Schw. Hall, Schober. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Aus dem Nachlaß
von

Heinrich von Stein.

Dramatische Bilder und Erzählungen.

VIII, 219 S. Gr. 8. Geh. 6 M.; fein geb. 7 M. 25 Pf.

Heinrich von Stein, durch sein Buch über die „Entstehung der neueren Aesthetik“ weiteren Kreisen bekannt, ist 1887 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Berlin, dreißig Jahre alt, gestorben. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichten dramatischen Bilder und Erzählungen sind der poetische Ausdruck einer von ihm erstrebten Neugestaltung des sittlichen und geistigen Lebens, welche mit der von Richard Wagner angebahnten künstlerischen Kultur in innigem Zusammenhange steht.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Graf Vitzthum von Eckstädt, K. F., Shakespeare und Shakspere. Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. M. 4. —

Grillparzers Sämtliche Werke. Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. M. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav.

Weihnachts-Kataloge der
reichen Geschenk-Litteratur
ihres Verlages liefert gratis und franco
Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhandlung.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachs. 1/2—1 Tam.-Confitüre. In Schachteln à 80 Pf, auch einzeln nur in Apothek. **C. Kanoldt Nachf.,** Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's
Tamar Indien
Aerztl. warm empfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende
Confiture laxative
von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung.
Allein ächt.
Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Riehl, W. H., Lebensrätsel. Fünf Novellen. Oktav. XVI u. 508 S. Brosch. M. 6. —. Eleg. geb. M. 7. —

Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

Roquette, Otto, Cesario. Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV u. 98 S. Elegant gebunden M. 2. 50.

Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI u. 138 S. Brosch. M. 2. —.

— Weihnachten 1888. —

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

ILLUSTRIRTER KATALOG

ausgewählter Werke aus dem Verlage
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

8. Geh. 64 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Eine reiche Auswahl zu Weihnachtsgeschenken besonders geeigneter Werke enthaltend.

Soeben erschienen! — Glänzend rezensiert!

Geschichte der Weltlitteratur.
— ADOLF STERN —
Uebersicht der Litteratur aller Zeiten u. Völker auf kulturgesch. Hintergrd.

Stuttgart. Riegers Verlag. — Brosch. M 11.60. eleg. geb. M 14.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 3/1 1/1 1/2 1/4 = Pfd.-Dose
850 300 150 75 Pfennige.
HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



Cotillon- & Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc.
sowie **Cartonnagen & Attrapen**
empfiehlt die Fabrik von
Gelbke & Benedictus, Dresden.

Das schönste Geschenk
ist und bleibt eine
selbstthätige Zimmerfontaine
von
Louis Heinrici
Zwickau i/S.
Man verlange Katalog!

(Mit Beilagen von: **Adolf Titze in Leipzig** und der **C. F. Winter'**schen Verlagshandlung in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 50. — 13. December 1888.

Neue Romane.

1. Attila. Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 453 n. Chr.) von Felix Dahn. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1888. 8. 7 M.

Die misliche Form des „archäologischen", oder sagen wir auf gut Deutsch schlankweg des alterthümelnden Romans, die es in unsern Tagen zu einer Vollendung in der Wiedergabe des äußern culturhistorischen Bei- und Nebenwerks gebracht hat, welche an Genauigkeit und Zuverlässigkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt, hat in der Kunstübung Felix Dahn's allgemach jene anmuthende Flüssigkeit und Geschmeidigkeit gewonnen, die ihr in den bekannten Vorbildern der ehrwürdigen Gattung zum Theil bedauerlich gebrechen. Nicht zwar, daß sich nicht bei ihm auch zahlreiche Verirrungen fänden, welche das Streben oder der Wahn verschuldet, durch einfaches Ummodeln oder Umschreiben heutiger Wortformen in mehr oder minder altväterische die Glaubwürdigkeit des historischen Colorits zu erhöhen oder zu ersetzen; nicht auch, daß er seinem vielgeliebten alten Germanien nicht Farben liehe, deren Flimmern und Leuchten mit seinem Irrlichtglanze die Nebel der Vorzeit wohl vergoldet und ideal verschönt, sie jedoch nirgends zerstreut: aber seine Darstellungsweise vermeidet peinlich jedes schläfrige Sicheinspinnen in irgendwelchen archäologischen Staubwinkeln und Rumpelkammern, wie alles gierige Zusammenschleppen halb vermoderter Papyrusschnitzel oder aufgeputzter Scherbenstücke aus den Trümmerstätten der Antike, und alles Sichspreizen und Sichblähen mit der neuesten Weisheit der Antiquitätenkunde und classischen Technologie ist ihr fremd. So ist Dahn's literarische Art niemals doctrinär. Sie ist rein episch. Sie hält sich stets im vollen Strome einer Bewegung, die fest und unverrückt ihr letztes Ziel im Auge hat, um es nicht selten in hastigen Sprüngen zu erreichen. Dahn ist kein Freund verzögernder Momente; auch dort nicht, wo sie wesentlich dazu beitragen würden, die Spannung zu verschärfen. Daher auch die über Gebühr bis an die Grenze des Kunstmäßigen angewendete directe Charakteristik. Dahn hat zu wenig Ruhe, seine Charaktere durch Seitenlichter zu beleuchten. Das thut er selbst, nicht selten mit einer Unmittelbarkeit, welche an den Vortrag des Menageriebesitzers erinnert, welcher da anhebt: „Dies ist der Löwe; er ist löwengelb und grausam, großmüthig und fünf Jahre alt." — Der Gedanke, das Zeitalter Attila's in den bunten Rahmen eines „historischen" Romans zu spannen, war gewiß ein glücklicher und Felix Dahn vor vielen berufen, das literarische Kunststück zu wagen. Aber er hat meines Erachtens den Rahmen zu eng gewählt. Ich hatte gehofft, der Dichter würde uns zu Theilnehmern wenigstens einer geraumen Strecke der reißend dahinbrausenden Siegesbahn seines blutigen Helden werden lassen: indeß begnügt er sich, nur die letzten zwanzig Tage des Welteroberers zum Gegenstande seines Werks zu machen. So erscheint mir dasselbe in seiner Anlage zu arm und die Fruchtbarkeit seiner Keime nicht ausgebeutet: gerade die ergiebigsten Schachte des gewaltigen Stoffs sind nicht erschlossen worden. Die Handlung und ihr Schauplatz sind eng umzirkt. Dessenungeachtet bildet auch dies vorliegende Bruchstück aus der Geschichte Attila's (das sich besser „Attila's Ende" oder ähnlich betiteln würde) ein buntes, oft wild bewegtes Bild vergangenen Lebens und ein Stück nicht überall gleich klar gestimmter, aber origineller Poesie. Die Hauptfiguren, den königlichen Hunnen und Ildicho, die schöne Germanin, die den Unhold in der Brautkammer mit ihrem Goldhaar erdrosselt, schauen wir in voller greifbarer Gestalt, und besonders der halbbarbarische Herrscher erscheint in jener dämonischen Beleuchtung, in welcher er den Völkern seiner Zeit erschien; nur der eine Zug, daß sich der sonst so

nüchterne „stierstarke" Mann erst Muth und Liebesfeuer trinken muß, um ein gefangenes Mädchen zu zwingen, bringt fremde und falsche Linien in die Zeichnung. Der hoheitsvollen Gestalt der Ildicho, welcher dem alsbald Betrunkenen gegenüber die Rolle einer germanischen Judith wird, habe ich ein um so unbeschränkteres Lob zu zollen:

„Rühre mich an und ich erdroßle dich!" Da fuhr er zusammen, kalter Schauer durchrieselte ihn, er wandte das Auge von ihr ab — nun fiel sein Blick auf den Tisch mit dem Goldkrug. „Ah, zu rechter Zeit! Willkommen!" flüsterte er zu sich selbst, ließ sich, wie müde, auf das Pfühl gleiten, schob den kleinen Trinkbecher zur Seite, faßte mit beiden Händen den schweren breiten und hohen, randvoll gefüllten Krug, führte ihn an die Lippen und — trank. Und trank und trank und trank, ohne abzusetzen. . . . Da sank er, schwer athmend, auf den Rücken, der dicke, wuchtige Kopf war dabei über das Kopfende des Pfühls hinabgeglitten: er lag mit dem Genick auf dem äußersten Rande des Endpolsters: gleich schnarchte er: aber es war mehr ein Röcheln als ein Schnarchen: dunkel-purpurroth ward sein Gesicht: der Mund war weit geöffnet — dunkle Tropfen glitten daraus: war es Wein, war es Blut? Ildicho trat ganz dicht an das Pfühl heran: „O! Frigga! Dank! O, nur eine Waffe!" flüsterte sie in leidenschaftlicher Bewegung, mit beiden Händen in ihr Haar greifend. Siehe, da lösten sich plötzlich die prachtvollen Flechten und Zöpfe und fielen ihr von selbst in die offenen Hände.

Der gleichen Plastik der Scenen und derselben farbensatten Schilderung begegnet man auch sonst, nur bisweilen stockt der Dialog ein wenig, aber dann immer nur zu Gunsten seelischer Ausmalung, nie behufs Auskramung antiquarischer Weisheit. Dabei sei nicht die Befürchtung geweckt, als wenn der culturhistorische technische Apparat nicht zu völliger Geltung gelangte, wenn es erforderlich ist, Einzelheiten der Wohnweise und Gewandung zeitgemäß abzustimmen. Diese Hunnen leben wie Hunnen, wenn sie auch leider nicht wie Hunnen reden, und das Gemach, in denen der Hunnenkhan wie ein Hunne minnt, entbehrt keins der Erfordernisse, welche zufolge unserer tiefen historischen Einblicke in die hunnische Geschichte dem Schlafgemach eines Hunnenkhans eignen und gebühren.

2. Culturhistorische Erzählungen von Gustav und Ina von Buchwald. I. Der Heljäger von Waldbad. Zwei Bände. Kiel, Homann. 1888. 8. 7 M.

Diesem liebenswürdigen Buche des durch bedeutende culturhistorische Arbeiten, wie sie in Nr. 47 d. Bl. von 1885 und Nr. 2 von 1887 besprochen worden sind, rühmlichst bekannten Verfassers geben wir die besten Wünsche auf seinem Wege in die deutsche Familie mit, denn daß dieselbe den wackern „Heljäger von Waldbad" als lieben Hausgenossen für die Winterabende herzlich willkommen heiße, hat er ehrlich verdient. — Das Werk rollt ein breites, liebevoll stilisirtes Culturbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts vor uns auf, und jede Linie und jeder kleinste Strich der sorgfältigen Schattirung verräth einen Künstler, dem ein reiches historisches Wissen die sichere Hand führt, ohne sich aufdringlich und anspruchsvoll in den Vordergrund zu drängen. Ueberall begegnet höchst gediegene, vielleicht zu peinlich abwägende und sich in ihrem Fortschreiten zu bedächtig zügelnde und zu skeptisch musternde Arbeit. Einige Bündigkeit wäre der Sprache zu wünschen, die sonst hell und rein und vielfach sehr zierlich ist, ohne allerdings irgendwie eine besondere ursprüngliche Kraft zu beweisen und ohne — was bedenklicher ist — allerorten die gebotene historische Abstimmung festhalten zu können. Straffere Schürzung dort, engere und strengere Verdichtung hier wäre der weit ausgedehnten Anlage zum Frommen gewesen, wie freundlich auch das Ganze in seiner festen Gliederung und Abrundung sich zusammenschließen möge. Bedeutende Kürzungen hätten diesem um so weniger Schaden gebracht, als der Verlauf der Handlung bis zu seinem letzten Schlusse schon frühe sehr durchsichtig ist und die blutsverwandtschaftliche Zusammengehörigkeit der Hauptfiguren alsbald erkennbar wird. Die Beleuchtung, in welcher das Bild im großen und gesammten erscheint, ist eine sehr freundliche und lichte, in ihrem Grundtone beinahe heitere zu nennen. Es ist dies leider nicht als ein besonderer Vorzug hinzustellen. Die furchtbaren Greuel der Hexenverbrennungen, jener scheußlichsten Verirrungen des Christenthums, mußten hier greller und vor allem gestaltlicher in ihrer gräßlichen Wirklichkeit auf den Schauplatz treten. Ist es ja gerade die allerdings einigermaßen verdeckte Bekämpfung dieser grauenhaften Ungeheuerlichkeiten, unter deren menschenfreundlichem Banner der Hauptheld der Erzählung sein abenteuerliches Treiben und Doppeldasein führt. Daß derlei schon hundertmal in Romanen geschildert wurde, hat selbst Gustav Freytag nicht abgehalten, es zum Gegenstand einer neuen Darstellung zu machen, die ergreifend genug ist; Gustav von Buchwald, der neben die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" so ebenbürtige Schilderungen aus dem deutschen Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter zu stellen wußte, hätte den vielbesuchten Boden um so weniger meiden sollen, als die Vernichtung seiner Greuel das Hauptmotiv seiner Erzählung bildet.

Bedauerlicher ist indessen, daß er jene Klippe nicht überall zu umschiffen verstand, an welcher die meisten Erzähler scheitern, welche die Denk- und Redeweise ihrer Personen gewaltsam in eine frühere Bildungsepoche mit ihren andersartigen Daseinsbedingungen und Lebensformen zurückschrauben müssen und durch die Wahl ihres Stoffs gezwungen sind, innerhalb seiner Verarbeitung anders zu reden und womöglich anders zu denken, als es ihre zeitgenössische Umgebung thut. Und dem Roman gerade sieht man derartige Mängel am letzten nach. Alles andere, die kühne Romantik und märchenhafte Wandlung der Geschicke seiner Helden, sei dem Dichter des „Heljägers" verziehen; wenn ihre Köpfe aber im Spitzhute des Dreißigjährigen Kriegs wie Kathedermänner oder Philister des 19. Jahrhunderts philosophiren oder raisonniren, wie es gelegentlich Don Lucifer, der Freund Spinoza's, thut, wenn er von den kommenden Segnungen der Pädagogik sagt: „Wenn die Bildung in die Seele des ganzen Volks

erst durch gute Schulen allgemein wird, dann erst gibt es Ruhe auf Erden und wirklichen Frieden", so kann ich mich allerdings des Zweifels nicht erwehren, ob die culturhistorische Etikette nicht des Guten zu viel verheißen habe? Ebendort (II, 32 fg.) befindet sich unter anderm eine Stelle, die man sich wörtlich aus irgendeiner der modernsten Komödien oder etwa einem Paul Lindau'schen Romane entlehnt denken dürfte.

Damit aber sei des Rügens genug geschehen. In den Gestalten selbst lebt ein frisch pulsirendes Leben, in den Damen und Cavalieren so gut wie in den Waldteufeln, und nicht minder meisterlich sind mit schöner Kennerschaft die Hunde charakterisirt. Mochte auch der Stoff manche Versuchung zu Abirrungen in das Gebiet des Phantastischen mit sich bringen, so hat sie doch der Dichter und die Dichterin — um auch ihr zum Schlusse unsere Verbeugung zu machen — weise zu besiegen gewußt. Die landschaftliche Färbung ist gelungener, weil treuer, als die geschichtliche und erhebt sich zu manchem glänzenden Momente, und ein reger Scenenwechsel belebt die, wie gesagt, mit liebevoller Bedächtigkeit geleitete Handlung.

3. Bauernstudenten. Erzählung von Arne Garborg. Nach der zweiten Auflage aus der „Landsmaal", dem norwegischen Volksdialekt, übertragen von Ernst Brausewetter. Autorisirte deutsche Ausgabe. Budapest, Grimm. 1888. 8. 3 M.

Das Werk ist sehr gediegen gearbeitet und der noch jugendliche Dichter hat in das Buch des Lebens und des Menschenherzens einen tiefdringenden Blick gethan. Die Gestalten zeichnen sich aus durch scharfe Umrisse, überall waltet eine zwar nüchterne, aber um so schärfere Beobachtungs- und Darstellungsgabe. In plastischen Bildern schildert uns der Dichter das Treiben und Leben der Studentenwelt Christianias mit besonderer Schattirung der dem Bauernstand entstammenden Genossen. Seine Art ist weniger satirisch als objectiv. Ueber die Sprache des Originals selbst kann ich nicht urtheilen; sie bewegt sich im norwegischen Volksdialekt, der, in unser Schrifthochdeutsch übertragen, mannichfache Einbuße an Charakteristischem erleiden mochte. Der Uebersetzer hat ersichtlich mit Liebe gearbeitet; seine Uebertragung ist glatt und im besondern augenscheinlich wohl abgewogen. Ausdrücke wie S. 30: „Das ähnte ihnen so recht" — sind von diesem Lobe freilich auszuschließen.

Adalbert Schroeter.

Das finnische Volksepos.

Kalewala, das Volksepos der Finnen. Uebersetzt von Hermann Paul. Zwei Bände. Helsingfors, Edlund. 1885—86. 8. 8 M.

Dem zweiten Bande ist die Bemerkung vorgedruckt: „Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben." Die vorliegende Uebersetzung gibt sich, nach dem Vorworte zum ersten Bande, als eine Verdeutschung der von Henrik Pantsar besorgten „wortgetreuen" schwedischen Uebersetzung. Das vom Verfasser gewählte Versmaß sind Trochäen mit Abwechselung männlicher und weiblicher Zeilen und Einschiebung eines Daktylus, ein Metrum, welches von dem Original zwar abweicht, aber durch die beinahe 23000 Zeilen betragende Länge des Gedichts gerechtfertigt ist. Einige weiter unten zu gebende Proben werden dies wol bestätigen.

Die schriftliche Aufzeichnung des Epos hat erst mit dem jetzigen Jahrhunderte begonnen und nahm erst in den zwanziger Jahren, als man anfing, die Bedeutsamkeit der Fragmente zu erkennen, die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. Elias Lönnrot war es, der den innern Zusammenhang der aufgefundenen Bruchstücke zuerst erkannte, und erst seine planmäßigen unverdrossenen Forschungen und Wanderungen durch das Land brachten das Unternehmen so weit, daß man im Jahre 1835 zu einem wenigstens vorläufigen Abschlusse kam und auf Veranlassung der finnischen Literaturgesellschaft die erste Auflage von „Kalewala" mit ungefähr 12000 Versen unter Redaction des Hauptsammlers herausgeben konnte. Spätere Sammlungen vermehrten die Anzahl der Verse um das Doppelte und im Jahre 1844 erschien gleichfalls auf Betrieb der Literaturgesellschaft und auch unter Lönnrot's Redaction eine zweite Auflage, nach welcher Anton Schiefner 1852 das Epos unmittelbar in deutsche Trochäen übertrug.

Als den reichsten Fundort, sowol in Bezug auf die Anzahl, wie auf den poetischen Werth der Runen, bezeichnete Lönnrot den nordwestlichen Theil des archangelschen Gebiets, wo er, wie es scheint, noch kurz vor Thoresschluß gerade das Werthvollste für seine Sammlung rettete. Nachdem nämlich der dortige Bauerhofbesitzer Arhippa, der mehrfach als der beste Runensänger seiner Zeit bezeichnet wird, drei volle Tage Lönnrot seine Runen singend in die Feder dictirt hatte, erzählte er diesem, daß er als Knabe häufig zur Zeit des Fischfanges seinen Vater mit einem Nachbar ganze Nächte hindurch am Feuer habe Runen singen hören, ohne daß jemals eine einzige wiederholt worden sei, und dadurch habe er, Arhippa selbst, die hauptsächlichsten Gesänge allmählich im Gedächtnisse behalten, wennschon ihm im Laufe der Zeit auch vieles wiederum entfallen sei. „Von meinen Söhnen", hatte er hinzugesetzt, „wird kein einziger Sänger werden."

Als die Hauptquelle für die Kenntniß der finnischen Mythologie war „Kalewala" der Gegenstand mehrfacher und eingehender Untersuchungen; die allgemeine Annahme geht dahin, daß der Kern der epischen Handlung in dem Kampfe zwischen den Finnen oder strenger genommen zwischen den Kareliern und Lappen liegt, in welchem die erstern bei ihrem Eindringen in das Land schließlich die Oberhand behielten.

Dieser Zeit, die muthmaßlich in die Mitte oder in die letzte Hälfte des ersten Jahrhunderts fällt, will Lönnrot daher auch die Entstehung wenigstens eines Theils der aufbewahrten Gedichte zuschreiben, und offenbar datirt der größte Theil der Zauberrunen aus einer Zeit, in welcher die Finnen noch im tiefsten Heidenthume befangen waren.

Während einige nun dem Epos einen ausschließlich historischen Hintergrund beilegen, wollen andere darin zugleich eine allegorische Bedeutung herausfinden, den Kampf des Lichts mit dem Dunkel, des Guten mit dem Bösen.

Ebenso wenig wie in diesem Punkte ist man über die Auffassung der handelnden Personen des Epos im klaren. Während J. Grimm die Hauptfiguren, Wäinämöinen, Ilmarinen und Lemminkäinen geradezu für Götter ansieht, scheinen andere sie als freie Schöpfungen der Phantasie zu betrachten, welche den Volksgeist vertreten. Ueber die Sangesweise noch Folgendes: Die Runen (so sind die einzelnen Gesänge bezeichnet) werden von zwei Sängern vorgetragen, die, einander gegenübersitzend, sich beide Hände reichen und unter beständigem Wiegen des Oberkörpers den Gesang so beginnen, daß der Hauptsänger nach einer einfachen herkömmlichen Melodie eine Zeile singt, deren ungefährer Sinn vom zweiten wiederholt wird; dadurch entstehen die sogenannten Parallelzeilen, d. h. ein und derselbe Gedanke wird mit andern Worten oder unter einem andern Bilde wiederholt, und zwar bilden diese Wiederholungen die Regel für das Ganze, nicht nur für den Anfang. Hier eine Probe:

Der eine Sänger: Lange überlegt er im stillen,
der andere Sänger: Bei sich selbst erwägt er und sinnt,
der eine Sänger: Wer die Schuhe ihm schaffen könnte,
der andere Sänger: Ihm am ersten dazu verhilft.

Diese endlosen Tautologien sind wol die schwächste Seite der finnischen Poesie.

Wie erwähnt, haben die Bruchstücke, die man in unserm Jahrhundert zu einer Art Epos vereinte, bis zum Beginne des Niederschreibens nur im Munde einiger Sänger gelebt. Die letztern sind im Laufe der Jahrhunderte jedenfalls immer häufiger in der Nothlage gewesen, das ihrem Gedächtnisse oder dem Gedächtnisse ihrer Vorgänger verloren Gegangene aus eigenen Mitteln zu ersetzen, und als Kinder einer neuern Zeit haben sie, gewiß auch unter dem Einflusse der Geistlichkeit, vielen Theilen des Gedichts eine moderne Färbung gegeben. Daß von den Sammlern nichts Derartiges hinzugethan worden ist, wird schon deshalb angenommen werden dürfen, weil ihnen klar gewesen sein muß, wie sehr der Genuß der alten Dichtung durch jene moderne Färbung einzelner Theile beeinträchtigt wird. Dahin sind alle moralisirenden Partien der Dichtung zu zählen; z. B. I, 222:

Danke dem allmächtigen Vater,
Preise den allgütigen Gott,
Der die rechte Hülfe gesendet,
Dich zum Lichte wieder geweckt
Auf dem düstern Wege zu Mana,
Mitten in Tuonis Schattenreich.
Wenig hätt' ich aus eignen Kräften,
Nichts vermocht aus eigener Macht,
Ohne Gottes gnädigen Beistand,
Ohne des höchsten Schöpfers Kraft.

Oder I, 236:

Mögt ihr Menschen nimmer auf Erden,
Nie bis in die späteste Zeit
Den in Unschuld Lebenden kränken,
Nie dem Guten ein Böses thun;
Furchtbar wird die Strafe euch treffen
Unten in Mana's Todtenreich!

Oder II, 169:

Möchte doch niemand mehr in Zukunft
Unverständig Kinder erziehn,
Schlechter Pflege sie übergeben,
Fremdem Schutze sie anvertraun;
Unverständig erzogene Knaben,
Schlecht gehalten und schlecht gelehrt,
Werden nimmer begreifen lernen,
Kommen nie zu Männerverstand,
Mögen sie an Jahren auch reifen,
Und an Leibeskräften gedeihn!

Oder II, 178:

Und ermahnend nahm er die Rede,
Also lehrte der Sängerheld,
Unterwies die wachsende Jugend,
Warnte das reifende Geschlecht,
Weder vor Gold sich je zu beugen,
Noch für Silber ein Knecht zu sein.

Das alles trägt nicht den Stempel hohen Alterthums, gehört vielmehr zweifellos, wenn nicht jenem letzten Runensänger, dem Bauerhofbesitzer Arhippa, so doch denen, die seine nächsten Vorgänger waren. Auch andere Partien des Gedichts, wie z. B. Wäinämöinen's Gesänge zu Ehren der Hochzeitsgäste im Hause von Ilmarinen's Aeltern, ähneln zu sehr den heute noch in vielen süddeutschen Gegenden herkömmlichen gereimten Ansprachen des sogenannten Brautwerbers und Hochzeitbitters, als daß anzunehmen wäre, die in ähnlicher Weise in Finland ihre Kunst verwerthenden Runensänger hätten immer nur einzig schon Bekanntes, schon aus Urzeiten Ueberliefertes vorgetragen. Es werden, wie allerorten, so auch dort, Leute darunter gewesen sein, welche eigene Einfälle hatten und eben darum — entsprechend dem Bedürfnisse der Menschennatur nach Neuem — beliebt und gesucht waren.

Ist solcherart bei der Textkritik zwischen Uraltem, Altem und Neuem oder Neuerm zu unterscheiden und muß man an dies Buch auch nicht mit dem Anspruche herantreten, die einzelnen Stücke desselben sich in einem durchweg festen Zusammenhange aneinanderschließen zu sehen oder in ihnen mit Sicherheit die Ueberbleibsel eines einzigen großen Gedichts zu erkennen, so darf man doch den Sammlern dieser phantasievollen Aeußerungen eines aus zahlreichen Stämmen zusammengesetzten, noch heute nach Millionen zählenden Volks, das einst zu den Nachbarn der Perser, der Griechen, der Römer gehört hat, Dank und Anerkennung zollen.

Ueber den Inhalt hier wenigstens einiges Uebersichtliche:

Ilmator, die Jungfrau der Luft, ist von dem Sturmwinde „berührt“ worden.

Mühsam trug sie die schwere Bürde,
Trug ihr übermäßiges Leid
Siebenmal hundert lange Jahre,
Ja, neun Menschenalter hindurch,
Doch das Kind ward nicht geboren,
Ruhte schlummernd im Mutterschos.

Endlich baut ein Vogel auf ihrem aus dem Meere hervorragenden Knie sein Nest. Die Eier fallen ins Meer und zerbrechen. Aus ihren Bruchstücken entstehen Erde, Himmel, Sonne, Mond und Sterne. Zuletzt nach weiterer langer Zeit gibt Ilmator einem Knaben das Leben, dem Sänger Wäinämö. Die Erde wird befruchtet. Wäinämö säet Gerste, zaubert dann einen Lappen, der sich göttlicher Kräfte rühmt, bis an die Schulter in den Sand hinein und erlöst ihn erst wieder, als ihm der Lappe seine Schwester Aino zum Weibe verspricht. Diese empfängt die Kunde mit Trauer, und auf die Frage der Mutter, warum sie sich nicht freue, antwortet sie:

O geliebteste Mutter du!
Ursach hab' ich genug zu klagen;
Ich beweine mein schönes Haar,
Meine jungen, herrlichen Locken,
Meiner seidenen Flechten Glanz,
Die ich schon im frühesten Alter,
In der Jugend bedecken muß!

Trauern werd' ich, so lang' ich lebe
Um der Sonne goldenen Schein,
Um des Mondes lieblichen Schimmer
Und des Himmels strahlendes Blau,
Da ich jetzt schon allem entsagen,
Alles so jung verlassen soll,
Meines hurtigen Bruders Werkplatz
Und des alternden Vaters Haus.

Und dem ihr zugedachten Gatten antwortet sie:

Weder für dich, noch andre mehr
Schmück' ich die Brust mit goldnem Kreuzchen,
Binde das Haar mit seidnem Band;
Mich verlocken weder Gewänder,
Noch verlang' ich nach Weizenbrot;
Gehe lieber in schlichtem Kleide,
Nehm' mit trocknem Brote fürlieb
Bei den Aeltern in meiner Heimat,
In des gütigen Vaters Haus.

Sie entflieht dann ans Meer, will sich auf einer felsigen Insel in Sicherheit bringen, wird aber von einem Wasserwirbel hinabgezogen.

So erlöste der Tod die Jungfrau,
So verging das liebliche Kind.
Doch wer trägt die traurige Botschaft,
Wer die Kunde von Aino's Tod
In die Heimat der armen Aeltern,
Zu des alternden Vaters Hof.

Der Bär, der Wolf, der Fuchs machen sich nacheinander auf, um den Aeltern die Trauerkunde zu bringen, unterwegs findet sich aber für jeden von ihnen etwas ihrem Gaumen Zusagendes und so kommt allein ein Häschen mit seiner Botschaft ans Ziel: „O ihr Mütter“, jammert da die Mutter,

„O ihr Mütter, möchtet ihr niemals,
Nimmermehr, so lange ihr lebt,
Eure jungen Töchter verleiten,
Je verlocken das eigne Kind,
Wider Willen dem Mann zu folgen,
Wie ich Unglückselige that,
Die ich selber mein Kind verleitet,
Meinen armen Liebling verlockt!“

Heiße Thränen weinte die Mutter, heißt es dann weiter, und es wird in je vier Zeilen beschrieben, wie ihre Thränen aus den blauen Augen über die bleichen Wangen rollen, von den bleichen Wangen weiter auf die bewegte Brust, von dieser auf des Kleides Saum, von diesem auf die seidenen Strümpfe, von diesen auf die zierlichen Schuhe, von diesen auf den grünen Rasen, von diesen auf die weiche Erde. Nun werden aus ihnen drei mächtige Flüsse; aus diesen steigen drei Wirbel auf, aus den drei Wirbeln drei Hügel, auf den drei Hügeln drei Birken und auf den drei Birken singen drei Kukuke; der erste singt von Liebe, der zweite vom Liebchen, der dritte von Freude; der erste singt drei Monde, der zweite sechs Monde:

Doch der „Freude“ zuletzt gerufen,
Singt sein ganzes Leben hindurch
Zu der freudeberaubten Mutter,
Die in Gram ihr Leben verweint.
Traurig seufzte die Sorgenvolle,
Da sie des Vogels Ruf vernahm:
„Nimmer lausche, du arme Mutter,
Allzu lange des Kukuks Ruf!
Denn beim Tone des Silbervogels
Pocht das Herz in bangerem Schlag;
Heiße Thränen feuchten das Auge,
Strömen über die Wange hin,
Rollen, Erbsen gleich, zu Boden,
Tropfen schwer wie Bohnen herab;
Eine Hand breit wird das Leben,
Eine Spanne der Wuchs verkürzt,
Kraftlos bricht der Körper zusammen,
Wenn der Bote des Frühlings ruft.“

Aino wird dann zwar als Fisch mit der Angel von Wäinämö aus dem Wasser gefischt, entschlüpft ihm aber wieder:

Hob dann aus dem Wasser das Köpfchen,
Zeigte die Schultern und den Hals
Ueber der fünften Meereswelle,
Hob den glänzenden rechten Arm
Aus der sechsten schwellenden Woge,
Streckte sodann den linken Fuß
Aus dem siebenten Wasserringe,
Ueber die neunte Welt empor.

Und nachdem sie ihm spöttisch vorgehalten hat, daß sie ihm als Täubchen im Arme ruhen und ihm auch sonst noch gar vieles hätte leisten sollen, schmäht sie:

O du armer, thörichter Alter,
Einsichtsloser, betrogner Thor,
Warum fehlte es dir an Scharfsinn,
Warum ließest du die Jungfrau fliehn,
Ahto's wogenentstiegne Tochter? —

Wäinämö ist in Verzweiflung und weiß sich nicht zu rathen. Da taucht aber Ilmator, seine Mutter, aus den Wellen auf und verweist ihn auf die schönen Jungfrauen Pohja's:

Stattlicher sind die Jungfraun dort,
Sind von Angesicht zwiefalt schöner,
Fünf und sechsfalt herrlicher noch,
Als die trägen Mädchen in Lappland,
Als die plumpe Joukolaschar.

Das Vorstehende wird von der Vortragsweise, welche den unter dem Namen „Kalewala" vereinten Dichtungen eigen ist, einen ungefähren Begriff geben.

In den weitern Runen wird berichtet, wie der Sängerheld nach mancher Fährlichkeit — man denkt an die Odyssee — Pohjola als ein Schiffbrüchiger erreicht, wie „die hurtige Hausfrau Pohja's, böser Ränke und Listen voll", ihn erstarrt unter Weidengebüsch liegend findet, ihn in das wärmende Bad trägt und ihm endlich gegen die Versicherung, er wolle ihr den kundigen Schmied Ilmari schicken, zur Heimreise verhilft. Von seiner Werbung verlautet nichts, hier ist also eine Lücke. Unterwegs blickt er, uneingedenk der ihm von Pohja's Hausfrau gewordenen Warnung, in die Höhe, erblickt dort „am weiten Himmelsbogen Pohja's schöne, blühende Jungfrau", ladet sie ein, mit ihm zu fahren, löst verschiedene Aufgaben, die sie ihm stellt, und bequemt sich zuletzt auch noch, den von ihr geheischten Bau eines Boots vorgängig zu leisten. Bei dieser Arbeit verwundet er sich, wird nach vielen Umfragen geheilt, kommt heim und sucht nun Ilmari zu bestimmen, nach Pohjola zu fahren und dort — was Wäinämö versprochen hat — einen Sampo zu schmieden, d. h. ein geheimnißvolles mühlenartiges Wunderwerk, wofür Ilmari dann Pohja's Jungfrau zum Weibe fordern möge. Ilmari weigert sich, Wäinämö weiß ihn aber durch einen Sturm dennoch nach Pohja zu versetzen, der Sampo wird dort von ihm geschmiedet, die Jungfrau weist den Schmied aber als Freier ab und er kehrt traurig heim. Hier ist die sonst so weitschweifige Erzählung von auffälliger Kürze, sodaß zweifellos wiederum vieles fehlt.

Wir verlieren nun den Sänger und den Schmied längere Zeit aus den Augen und lernen dafür einen finnischen Don Juan Namens Ahti kennen.

Doch auch Fehler waren ihm eigen,
Leichte Sitten und leichter Sinn,
Dachte beständig nur an Mädchen,
Abends schlich er im Dorf umher,
Lief zu allen Spielen der Jungfraun,
War bei jedem nächtlichen Tanz.

Nun setzt er sich's in den Kopf, Saari's liebliche Tochter, die vielumworbene Killy, zu freien. Sie hat bisher selbst auf die Fürsprache der Sonne, des Mondes und der Sterne keinem Freier Gehör geben wollen und daher warnt Ahti's Mutter ihren immer in dem Gedichte als „munter" bezeichneten Sohn, er solle sich nicht dem Spotte der Mädchen von Saari aussetzen. Darauf gibt er aber übermüthig zur Antwort:

Bald soll wol den Mädchen das Lachen
Und den Weibern der Spott vergehn;
Wenn sie drinnen sitzen und wiegen,
Jede ihr Kind im Arme trägt,
Wird das Lachen gewiß verstummen,
Und der Mädchen höhnischer Spott.

In der That heißt es dann auch bald:

Nicht ein Mädchen fand sich im Dorfe,
Keine, selbst die sprödeste nicht,
Die nicht Lemminkäinen gewonnen,
Die nicht gern ihm und willig gefolgt.

Dagegen spottet Killy:

Nimmer folg' ich solchem Gesellen,
Einem so erbärmlichen Wicht;
Einen stattlichen Mann verlang' ich,
Da ich selbst von stattlichem Wuchs;
Einen Mann von schönerem Ansehn,
Da ich selber von Ansehn schön;
Einen Mann von frischeren Wangen,
Denn auch meine Wange ist frisch.

Die Folge ist, daß er sie eines Abends mit keckem Griffe aus „der tanzenden Mädchenschar" entführt. Unterwegs fügt sie sich nach vielem Jammern, verlangt aber, daß er nie in den Krieg zieht, gegen welches Versprechen sie ihm gelobt, sich nie zum Tanze ins Dorf locken zu lassen. Lange Jahre des Glücks folgen, da bleibt er einst während der Nacht auf dem Fischfange aus. Sofort eilt Killy zum Tanze ins Dorf. Jetzt bindet auch ihn sein Schwur nicht mehr, er will „gegen Lapplands tückische Schar" in den Krieg ziehen, eigentlich aber gelüstet's ihn,

Mit eignem Auge zu sehn,
Ob in Lapplands Grenzen ein Mädchen,
Eine Jungfrau in Pohja lebt,
Die des Freiers Rede nicht achtet,
Die dem Manne nicht willig folgt.
Ließ die Mutter darauf sich hören:
„O, mein Ahti, geliebter Sohn,
Killy hast du als Weib im Hause,
Würdig ist die eigene Frau,
Seltsam doch und wider die Sitte
Sind zwei Frauen für einen Mann."
Spricht der muntere Lemminkäinen:
„Killy läuft im Dorfe umher;
Ei, so mag sie laufen und tanzen,
Mag von Hofe zu Hofe gehn,
Mit den Mädchen lachen und spielen,
Tanzen mit der lockigen Schar!"

So zieht er unter Anrufung des Gottes Ukko und sonstiger guter Geister gen Pohja, und als er dort angelangt ist und sich in „eine neue Gestalt" verwandelt, auch alle Männer, mit Ausnahme eines alten Hirten „mit nassem Hute", aus dem Pohjahause hinausgezaubert hat, wirbt er um die Tochter. Auf die Einwendung der Hausfrau:

„Hast du ein Weib doch schon zu eigen,
Führtest selber die Hausfrau heim“,

antwortet er munter:

„Killy binde ich fest im Dorf,
An die Eingangstreppe des Nachbars,
An die Pforte im nächsten Haus.“

Die Hausfrau gibt ihm nun eine Anzahl schwieriger Aufgaben zu verrichten. Bei der Lösung einer derselben tödtet ihn ein giftiger Pfeil, welchen jener alte Hirte „mit nassem Hute“ auf ihn abschoß. Den zerstückten Leichnam wirft der Hirte in die Wellen des Tuoniflusses. Killy, durch das Bluten einer von Ahti im Hause zurückgelassenen Haarbürste von seinem Tode benachrichtigt, wehklagt um ihn, seine Mutter aber, nachdem sie vergebens in Pohja nach ihm geforscht hat, sucht des Todten wieder habhaft zu werden, indem sie sich in allerlei Thiere verwandelt, fischt ihn endlich mit einem von Ilmari verfertigten riesigen Rechen stückweise aus dem Todtenflusse heraus, setzt die Glieder mit Hülfe der Göttin Suonetar und dienstwilliger Thiere wieder zusammen und bringt ihn lebendig heim.

Im weitern Verlaufe des Buchs begleiten wir dann den Sänger Wäinämö in die Unterwelt, wo er zum Bauen eines Boots drei Zauberworte erkundet, die er aber erst erfährt, als er in dem Bauche des Riesen Wipunen sitzt. Mit Ilmari fährt er dann auf die Freite nach Pohja, wird aber abgewiesen, während sein Nebenbuhler Ilmari die Pohja-Jungfrau heimführt. In Ilmari's Hause ist er dann unter den Hochzeitsgästen und entledigt sich vergnüglich als Sänger der ihm obliegenden poetischen Pflichten. Auf der Nachhausefahrt nimmt sein Schlitten Schaden. Um ihn auszubessern, muß er einen Bohrer aus dem Todtenreiche holen, welches dann auch glücklich bestandene Wagniß so obenhin erzählt wird, daß hier wieder Beträchtliches fehlen dürfte. Inzwischen tritt der „muntere“, von seiner Mutter zusammengenähte Ahti abermals in den Vordergrund. Man hatte ihn nicht zur Pohja-Hochzeit geladen, diese Versäumniß soll den Pohja-Aeltern nicht so hingehen; er fährt also nach Pohja und tödtet den Hausherrn. Um sich gegen die Rächer des Erschlagenen zu schützen, flieht er auf eine entlegene Insel, wo es dann bald wieder von ihm heißt:

Tausend Bräute hatte er eigen,
Hundert Witwen stellte er nach,
Und nicht zwei von zehnen im Dorfe,
Unter hundert waren nicht fünf,
Die nicht Lemminkäinen bethörte,
Die nicht auf den Falschen gehört.

Nach mehrern Jahren kehrt er heim, findet seine Mutter am Leben, aber sein Haus verwüstet, versucht einen Rachezug gegen Pohja, friert mit seinem Gefährten ein, hilft sich durch Zauber und Götterhülfe wieder heraus und verschwindet eine Weile aus dem Rahmen dieser Begebenheiten. Es wird dann ein neues Wunderkind geboren, Kullerwo mit Namen, das, um seine Aeltern zu rächen, viel Unheil anrichtet, beiläufig auch Ilmari's Gattin durch Bären und Wölfe zerreißen läßt, seine, Kullerwo's, Schwester, ohne sie als solche zu erkennen, verführt, und nachdem diese sich ertränkte und nachdem auch seine todtgeglaubten Aeltern nun wirklich starben, sich nach Römerart in sein Schwert stürzt. Der Zusammenhang mit den übrigen Bruchstücken reicht nicht weiter, als daß der Tod der Gattin Ilmari's nöthig ist, um dessen nochmalige Fahrt nach Pohja und sein Werben um eine Schwester der Verstorbenen zu rechtfertigen. Ilmari entführt dieselbe mit Gewalt in seinem Schlitten; auf der Heimfahrt rastet er mit ihr nachts in einem Dorfe:

Hier, vom langen Wege ermüdet,
Ueberläßt er sich bald dem Schlaf,
Doch ein andrer bethört die Jungfrau,
Lockt von Ilmarinen sie weg.

Der Betrogene verzaubert die ihm Entlaufene in eine krächzende Möve und macht bald darauf mit Wäinämö und Ahti nochmals zwei Fahrten nach Pohja. Sie entführen das mühlenartige Wunderwerk, den Sampo, die Pohjolawirthin zaubert den Sampo aber ins Meer hinab und bereitet den Räubern ihres Schatzes mannichfaches Ungemach, versteckt Sonne und Mond und endlich gar auch noch das Feuer, bis durch Hülfe der Götter und allerlei Gegenzauber Sonne, Mond und Feuer wieder aus dem Versteck befreit werden. Eine letzte Rune erzählt, auf welche wunderbare Weise eine liebliche Jungfrau Namens Marjatta durch das Essen einer Preißelbeere in die Wochen kam und wie ein alter Mann den ihr bescherten Knaben „taufte“ und ihn als König von Karelen begrüßte, während Wäinämö geurtheilt hatte, da das Kind aus einer Preißelbeere entstanden sei, solle man es „in den Morast führen, mit der Keule ihm spalten das Haupt“.

Auf das Verhältniß dieses Märchen- und Sagenkreises zu den Märchen und Sagen anderer Völker näher einzugehen, fehlt hier der Raum. Vieles ist von hoher Lieblichkeit, anderes leidet an unendlicher Breite. Gut charakterisirt sind die drei Hauptgestalten Wäinämö, Ilmari und Ahti, weit besser als die weiblichen Gestalten. Das starke Hereinziehen des Zaubers thut dem Interesse einigen Abbruch, läßt aber die Vorgänge dafür in um so ansprechenderer bunter Beleuchtung erscheinen.

Robert Waldmüller.

Zur Geschichte der Nordamerikanischen Union und Frankreichs.

1. Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's. Vierter Band. Erste Hälfte. Von H. von Holst. Berlin, Springer. 1888. Gr. 8. 6 M.
2. Geschichte der ersten französischen Revolution. Ihre Entwickelung bis zur Auflösung des Convents (1789—1795). In Hinblick auf ihre hundertjährige Feier. Von Richard Mahrenholtz. Leipzig, O. Wigand. 1888. Gr. 8. 4 M.

Die drei ersten Bände der werthvollen, auf gründliches Quellenstudium sich stützenden „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika seit der Administration Jackson's" von Professor H. von Holst" (Nr. 1) sind bereits früher von uns in d. Bl. mehr oder weniger ausführlich besprochen worden. Unlängst ist nun die erste Hälfte des vierten Bandes erschienen, welche die Ereignisse von dem Regierungsantritt Buchanan's bis zur Zerreißung der Union beleuchtet. Dieser Band zerfällt in sieben Kapitel, von denen die beiden ersten die sogenannte „Dred Scott-Entscheidung" und die „Lecompton-Convention" behandeln, während die folgenden fünf über „Die Jahresbotschaft des Präsidenten Buchanan vom 8. December 1857", „Die Lecompton-Constitution im Congresse", die „English Bill", den „Unuterdrückbaren Conflict" und „Die zweite Session des 35. Congresses" berichten. Die zweite Hälfte des vierten Bandes soll im Laufe des Jahres 1889 erscheinen.

Bei der Präsidentenwahl im Jahre 1856 standen sich drei Parteien gegenüber: die Demokraten, die Republikaner und die Knownothings, wie man die specifisch amerikanische Partei nannte. Die Candidaten der Demokraten waren James Buchanan aus Pennsylvanien für das Präsidentenamt und John C. Breckinridge aus Kentucky für das des Vicepräsidenten, die Candidaten der Republikaner für dieselben Aemter waren John C. Fremont aus Californien und William L. Dayton aus Ohio, die der Knownothings endlich Millard Fillmore aus Neuyork und Andrew Jackson Donelson aus Tennessee. Die Principienfrage, um welche es sich in dem nationalen Wahlkampfe handelte, war die Sklavenfrage, zunächst allerdings nur insofern, als zur Entscheidung stand, ob das bisherige Territorium Kansas als freier Bundesstaat oder als ein Sklavenstaat in die Union aufgenommen werden sollte. Mit vollstem Rechte erörtert deshalb H. von Holst zunächst den sogenannten Dred Scott-Fall und die Lecompton-Convention, denn beide waren entscheidend für die weitere Frage, ob das Institut der Negersklaverei in den Vereinigten Staaten überhaupt fortbestehen solle oder nicht, und führten in ihren Folgen zu dem blutigen Bürgerkriege, welcher schließlich der Sklaverei ein Ende machte.

Die vierte und letzte Jahresbotschaft des Präsidenten Franklin Pierce war eine förmliche Schutzrede aller Gewaltthätigkeiten der südlichen Sklavenhalter. „Die Menschen", hieß es in derselben, „welche vorgeben, die Ausbreitung der Sklaverei zu verhindern, wollen die innern Einrichtungen der Unionsstaaten vernichten. Um diese ihre Ziele zu erreichen, stehen sie bereit, die Felder zu verwüsten, die Städte zu verbrennen und deren Insassen zu ermorden. Sie wollen die Constitution aufheben, jede moralische Autorität vernichten und einen Bürgerkrieg herbeiführen, welcher sie in den Stand setzen kann, ihre heillosen Pläne durchzuführen." Herr Pierce beschuldigte die Bürger des freien Nordens, sie hätten wiederholt die Bundesverfassung gebrochen, und erklärte, wenn auch nicht mit ganz klaren Worten, die Secession, d. h. den Austritt aus dem Bundesstaate, für eine folgerichtige Handlung. Während in dieser Weise die Anhänger der Sklaverei sprachen und handelten, war das Vorangehen der entschiedenen Abolitionisten, eines Benjamin Lundy, eines Wendell Phillips, eines Lloyd Garrison u. a., ein ähnliches, wenn auch in entgegengesetzter Richtung; sie erklärten dem Institut der Negersklaverei den Krieg und wollten keine Gemeinschaft mit den Sklavenhaltern. Unter solchen Umständen mußten der Streitfall des Sklaven Dred Scott und die Entscheidung desselben durch den höchsten Gerichtshof der Vereinigten Staaten zündend wirken. Ueber das Endurtheil des Oberbundesgerichts, an dessen Spitze ein gewisser Taney stand, der ganz mit den Sklavenhaltern sympathisirte, urtheilt H. von Holst in scharfer, aber gerechter Weise also:

> Der Spruch war nicht nur ohne Noth, sondern wider Recht und eingestandenermaßen aus politischen Gründen abgegeben worden. Die Gutachten der Majorität der Richter unterschieden sich in ihrer Argumentation und zum Theil auch in ihren Schlüssen so sehr untereinander, daß sie zusammengenommen einen unentwirrbaren Knäuel bildeten, und zwei Richter traten nicht nur Punkt für Punkt dem Oberrichter Taney entgegen, sondern aus ihren juristisch-historischen Deductionen klang bei aller Ruhe und strengen Sachlichkeit vernehmlich die schärfste sittliche Verurtheilung heraus. Wie konnte es da anders sein, als daß der Opposition das Urtheil rechtlich eine nichtige Usurpation und eine nimmermehr anzuerkennende Verdrehung des Rechts, politisch eine ebenso absurde wie dreiste Anmaßung und sittlich eine beispiellose Prostituirung des richterlichen Hermelins erschien?! Das Oberbundesgericht hatte durch seine autoritative Entscheidung dem Streite ein Ende machen wollen und es hatte einen gewaltigen Schürbaum in die Gluten gestoßen, die in der Präsidentenwahl des Jahres 1856 schon bis an den First hinaufgeleckt hatten, und sich selbst hatte es in den Augen der Hälfte des Volks in den Staub hinabgerissen. Das letzte starke Bollwerk vor dem revolutionären Geiste, den die von der Sklavokratie mit ihrer nordstaatlichen Gefolgschaft errungenen Triumphe im Norden der Union geweckt hatten, war niedergebrochen.

Der Bundessenat oder doch ein Ausschuß desselben in seinem Namen sandte die Entscheidung unverweilt in vielen Tausenden von Exemplaren ins Land. Die Mitglieder der die Sklaverei bekämpfenden Partei der Republikaner konnten sich nur darüber freuen, daß von dieser Stelle sogleich in so drastischer Weise vor dem ganzen Volke Zeugniß dafür abgelegt wurde, daß, was

im Gewande eines Richterspruchs auftrat, in Wahrheit ein politisches, für die Präsidentenwahl berechnetes Flugblatt war; aus freiem Entschlusse hatte das Oberbundesgericht für die demokratische Partei die Initiative ergriffen und zwar im Sinne der südlichen Sklavenhalter.

Wir verzichten nun auf ein näheres Eingehen auf die folgenden Kapitel, so anziehend und belehrend dieselben auch hinsichtlich der Staats- und Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika sind. Der Verfasser schildert die Wirren in Kansas, den Amtsantritt und die Regierungsweise von James Buchanan, die Cuba- und Nicaraguafrage, die Zustände in Utah und das Mormonenunwesen, den immer näher heranrückenden „ununterdrückbaren Conflict“ (irrepressible conflict) und schließt mit einer Beleuchtung der Jahresbotschaft, welche der Präsident Buchanan am 6. December 1858 an den 35. Congreß sandte, und der in dieser Congreßsitzung behandelten Fragen. Die Ergebnisse der Politik des Präsidenten Buchanan lassen sich nach H. von Holst kurz dahin zusammenfassen: Seine zuversichtliche Hoffnung und sein sehnlicher Wunsch, die Sklavenfrage aus der Welt zu schaffen oder ihr wenigstens für eine Weile ihren acuten Charakter zu nehmen, erfüllten sich nicht. Die mit unaufhaltsamer Wucht fortwirkende Logik der Thatsachen trug hieran nicht allein die Schuld, sondern seine Schwäche, wie sein Ehrgeiz und seine durch Gewohnheit und politische Berechnung ihm zur Natur gewordene Abhängigkeit von der Sklavokratie, wie sein völliges Unverständniß der sittlichen Seite der Sklavenfrage haben ihn selbst mit geschäftigen Händen Masche um Masche an dem verderblichen Netze knüpfen lassen, das seine Partei für ein Vierteljahrhundert vom Herrschersitze entfernen und die Union in die furchtbaren Tiefen eines vierjährigen Bürgerkriegs stürzen sollte. Abraham Lincoln, Buchanan's Amtsnachfolger, sah dagegen klarer; „die Agitation der Sklavenfrage“, sagte er schon bevor er den Präsidentensitz einnahm, „wird nicht eher aufhören, als bis eine Krisis erreicht und überwunden worden ist. Ein Haus, das gegen sich selbst getheilt ist, kann nicht bestehen. Ich glaube, unser Staatswesen kann nicht dauernd zur Hälfte auf die Sklaverei gegründet und zur Hälfte frei bleiben. Ich erwarte nicht, daß die Union aufgelöst werden wird, ich erwarte nicht, daß das Haus fallen wird, aber ich erwarte, daß es aufhören wird getheilt zu sein. Es wird entweder ganz das eine oder ganz das andere werden. Entweder werden die Gegner der Sklaverei ihrer weitern Ausbreitung eine Schranke setzen und sie in eine Lage bringen, die das Volk der Ueberzeugung sein läßt, daß sie ihrer völligen Vernichtung entgegengeht, oder ihre Partisanen werden sie vorwärts drängen, bis sie in allen Staaten der Union, den alten wie den neuen, im Norden wie im Süden gleich gesetzlich wird.“

Wir sehen mit Spannung der zweiten Hälfte des vierten Bandes von von Holst's „Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“ entgegen, da dieselbe den wichtigsten Wendepunkt in der socialen und politischen Fortentwickelung der Union zu behandeln hat.

Die äußere Veranlassung zur Abfassung des Buchs von Richard Mahrenholtz: „Geschichte der ersten französischen Revolution“ (Nr. 2), war das Herannahen der Centenarfeier dieser gewaltigen Begebenheit; was aber die innern Gründe betrifft, welche dem Verfasser die Schrift nicht unerwünscht und unzweckmäßig erscheinen ließen, so läßt sich derselbe im Vorworte darüber unter anderm also vernehmen:

> Nachdem die bahnbrechenden, auf archivalische Forschungen gestützten Werke eines L. von Ranke, H. von Sybel, Taine u. a. uns von den Legenden und Parteilügen über die weltbewegenden Ereignisse der Jahre 1789—95 für immer befreit haben, und somit die französischen Tendenzdarstellungen eines Blanc, Mignet, Thiers und vieler anderer in den Hauptgesichtspunkten abgethan sind, fehlt noch eine knappe, auf die weitern Kreise der Gebildeten berechnete und doch auf wissenschaftlicher Grundlage ruhende Geschichte der französischen Revolution.

Unmittelbare Anspielungen auf die Wirrnisse der gegenwärtigen Verhältnisse in der französischen Republik hat der Verfasser möglichst vermieden, doch verfolgte er die Absicht, zur richtigen Auffassung der heutigen Ereignisse mittelbar beizutragen. Ohne eine objective Kenntniß und sachgemäße Beurtheilung dessen, was vor hundert Jahren in Frankreich geschah, dürfte ein Verständniß der jetzigen Bewegungen und Schwankungen daselbst nicht wohl möglich sein. Sind es doch nahezu dieselben Gegensätze, dieselben Parteiinteressen, welche jetzt in den Redeschlachten der französischen Nationalversammlung und in den blutigen Balgereien auf den Straßen ausgefochten werden; steuert doch die radikale Partei mit klarerm oder unklarerm Bewußtsein auf die communistischen Ziele eines St.-Just und Marat hin. Derselbe Haß gegen die Mächte der Ordnung in Frankreich und im Auslande, namentlich gegen Deutschland und Oesterreich, beherrscht die tonangebenden Tagespolitiker in Paris. Nicht mit Unrecht sagt deshalb der Verfasser:

> Wer von den Lügen der Parteidarstellungen der großen französischen Revolution den Schleier zu ziehen weiß, dem steht auch das Wesen der heutigen Radicalen unverhüllt vor Augen.

Das Buch zerfällt in 14 Kapitel, von denen die beiden ersten über „Das alte Regime“ und „J. J. Rousseau und die französische Aufklärung“ handeln; die folgenden zehn Kapitel berichten unter anderm über die legislative Versammlung, den Krieg Frankreichs mit dem Auslande und die Gründung der Republik, die revolutionäre Propaganda nach außen und innen, den Sieg der pariser Commune über den Convent, die Tyrannei der Jakobiner nach außen und innen, Robespierre's Alleinherrschaft und dessen Sturz; die beiden Schlußkapitel geben einen Ueberblick über die äußern und innern Verhältnisse Frankreichs bis zur Auflösung des Convents und über Theater, Dichtung und Presse der damaligen Zeit.

Nach dem Urtheile von Mahrenholtz hat Rousseau mit seinem „Contrat social“ in vielen Punkten das Gegentheil

von dem bewirkt, was er erstrebte. Er wollte das französische Volk vor der Willkür des Staats und der Kirche schützen, und die Verfassung des Jahres 1793, scheinbar nur eine Copie der Hauptlehren des „Contrat", gab das Volk der schlimmsten aller Willkürherrschaften, der des Pöbels, preis. Er wollte Recht und Menschlichkeit, er haßte Krieg und Aufruhr und schuf eine Revolution, die alles Recht und alle Menschlichkeit mit Füßen trat, einen Weltkrieg hervorrief, der erst nach 23 Jahren endete und den Aufruhr im Innern an allen Ecken und Enden auflodern ließ. Den Despotismus verwarf er als die schlimmste der Regierungsformen, und in seinem Namen übten der Convent und die revolutionären Clubs den Despotismus des Kerkers und des Schaffots aus, und als Frucht der durch den „Contrat social" angeregten Revolution schoß endlich Bonaparte's Militärdictatur empor. Ein Glück für ihn, daß er in der Einsamkeit seines Gartens zu Ermenonville die letzte Ruhestätte gefunden hatte, als die stürmischen Zeiten der großen Revolution Europa durchtobten. Die sterblichen Reste des Freiheitsapostels wurden auf Conventsbeschluß im Pantheon feierlich beigesetzt, als Lebenden würde man ihn, wenn er im Convent, mit dem „Contrat social" in der Hand, gegen den Despotismus einer Minderheit von wenigen Hunderten, gegen die Greuel des Revolutionstribunals und der Guillotine, gegen die Zerstörung der Kirchen und Schlösser, gegen Raub und Mord gesprochen hätte, zusammen mit den Girondisten, seinen treuesten Anhängern, auf das Schaffot geschickt haben. Als Beispiele seiner Charakterschilderungen der Revolutionshelden mögen folgende Urtheile von Mahrenholtz über Danton und Robespierre hier einen Platz finden. Ueber Danton heißt es S. 96 also:

Alles, was zur Führung der Volksmassen erforderlich war, besaß dieser ehemalige Winkeladvocat, der seit 1789 in Paris von den Almosen des Herzogs von Orléans und seines Schwiegervaters, eines kleinen Kaufmanns, lebte. Eine gewaltige Stentorstimme, eine athletische Gestalt, eine Mischung von Gemeinheit und Bonhommie, die bald furchteinflößend, bald gewinnend wirkte, eine Verachtung aller sittlichen und politischen Grundsätze, ein verzehrender Ehrgeiz und nie wankende Willenskraft, die das Ziel der Dictatur, trotz aller Miserfolge, stets von neuem anstrebten, dazu eine nicht geringe Menschenkenntniß und Verstandesschärfe, sind die äußern und innern Eigenthümlichkeiten dieses Mannes. Die Revolution, deren hohe Ideen er im geheimen verspottete, der Pöbel, den er im Grunde des Herzens verachtete, sollten ihm die Mittel zur Herrschaft und zu reichem Geldgewinn, der ihm eine Befriedigung seiner ungemessenen Sinnengier gestattete, werden. Im Solde des Herzogs von Orléans und dann des Königs arbeitete er nur für seine materiellen und politischen Interessen. Das Wissen und Denken, welches den Geist hebt, aber den Charakter so oft schwächt, hatte ihn nur obenhin berührt, selbst Rousseau kannte er nur so weit, daß er einige Schlagwörter seinen zündenden, aber ungefeilten, an Kraftausdrücken, Gemeinplätzen und Gemeinheiten reichen Volksreden als oratorischen Zierath einreihen konnte. Soweit sein ehrgeiziges Ziel nicht eine Anspannung aller Willenskraft forderte, versank er in die apathische Schlaffheit, welche der ungezähmten Sinnenlust stets nachfolgt. Oft haben auch größere Politiker den Reizen des weiblichen Geschlechts überreichen Tribut gespendet und ihre Geisteskraft frühzeitig geschwächt, selten aber hat die Zaubergewalt physischer Bedürfnisse so sehr das Denken und Trachten eines für die Oeffentlichkeit wirkenden Mannes umnachtet, wie das Danton's.

Ueber Robespierre wird S. 99 fg. also geurtheilt:

Halb ein Danton, halb ein Marat, war Maximilian Robespierre, Danton's Parteigenosse und Jugendfreund, wie er aus dem Stande der kleinen Advocaten hervorgegangen. Nach der Dictatur neben und über Danton hinwegstrebend, waren ihm die Ideen der Freiheit und Gleichheit, des Königs- und Aristokratenhasses, der bürgerlichen Tugend und der uneigennützigen Vaterlandsliebe Mittel zum Zweck. Ein geborener Advocat, wenngleich ohne Erfolge, ein Schauspieler, der selbst den gewiegtesten Menschenkenner zu täuschen vermochte, wählte er Worte und Gedanken nach ihren Wirkungen. Den servilsten Royalisten an Royalismus noch übertreffend, hatte er vor der Revolution bei der Vertheidigung eines Blitzableiterfabrikanten, den der Aberglaube der Zeit als Zauberer verdächtigte, pathetisch ausgerufen: Der Blitzableiter thront auf den Schlössern der Könige, wie wollt ihr jemand verurtheilen, der das ausführt, was Könige gebieten? Sobald aber das Königthum aufhörte, eine Macht zu sein, welche den Niedrigen und Schwachen schreckte, überbot er alle Mitglieder der constituirenden Nationalversammlung an Königshaß und arbeitete von Anfang an auf König Ludwig's Anklage und Absetzung hin. Rousseau's Ideen huldigte er, soweit sie für seinen Zweck brauchbar waren; als aber die Girondisten, auf Rousseau gestützt, die Entscheidung über Ludwig's Schicksal dem Gesammtwillen des Volks anheimgeben wollten, verdächtigte er sie als Förderer der Tyrannei und als Volksverräther. Den Gottesglauben zerstörte er, um die mit dem Königthum eng verbundene Hierarchie zu stürzen, doch als Waffe gegen die ihm verhaßt und gefährlich gewordenen Anhänger Danton's wußte er ihn zu preisen und zu bethätigen. Das sitten- und zuchtlose Treiben des pariser Pöbels ließ er geschehen, weil es der Unterwühlung der alten Gesellschaft diente, aber als Kampfesmittel gegen Danton hob er die republikanische Sittenstrenge und unbefleckte Tugend hoch empor. „Mag Frankreich zu Grunde gehen, wenn nur die Tugend besteht", hatte er salbungsvoll verkündet, als er nach dem Glorienscheine des antiken Stoikers strebte; aber bald darauf war ihm des Vaterlandes Gefahr und Rettung der Vorwand zu blutigen Greueln, welche der ersehnten Dictatur nahe führten. Weit entfernt von Danton's Scharfblick und Menschenkenntniß, sah er doch richtiger als dieser, daß nur der den Pöbel beherrscht, welcher sich mit ihm nicht gemein macht. Vor allem war die zähe Consequenz der Gedanken und Worte, die Scheu, etwas zurückzunehmen und zu mildern, ein wohlberechnetes Mittel, dem grundsatzlosen Materialismus der Straßenhelden und Pöbelführer zu imponiren und seines Geistes Enge auch vor denen zu verbergen, die ihn geistig weit überragten. Diese Consequenz erhob ihn über alle Theoretiker der Nationalversammlung und der Legislative, bei denen Theorie und Praxis, Kopf und Herz stets im Widerspruch waren, und über Danton, dessen praktischer Egoismus die Maske der nie wankenden Ideologie verschmähte. Er wußte zu warten, seinen Ehrgeiz zu verbergen, bis die Zeit für ihn kam, bis die Mirabeau und Lafayette, die Danton und die Girondisten sich selbst verbraucht hatten.

Die vorstehenden Schilderungen der beiden Hauptführer in der großen französischen Revolution mögen als Beweis dafür dienen, daß Mahrenholtz es versteht, die treibenden Kräfte und die bedeutendsten Köpfe der ersten französischen Revolution richtig aufzufassen und klar und bestimmt hinzustellen. Er beherrscht den von ihm behandelten Gegenstand in vollem Maße, er kennt Frankreich

durch eigene Anschauung und nicht nur aus Büchern und Zeitungen; sein Urtheil ist scharf, aber gerecht und kaum von der Wahrheit abweichend. Was des Verfassers eigenen Standpunkt anlangt, so spricht er sich im Vorwort offen über denselben aus, indem er sagt:

Zugleich ein warmer Freund der verfassungsmäßigen Freiheit und politischen Selbstthätigkeit der Völker, aber ein ebenso entschiedener Feind alles zügellosen Parteitreibens und der grundsätzlichen Opposition gegen die berechtigten Interessen der Regierungen, zugleich ein Gegner der bevormundenden Bureaukratie und der selbstsüchtigen Standes- und Geldinteressen, aber ein Vertheidiger der starken, den Parteileidenschaften entrückten Executivgewalt, so war mein Standpunkt der des maßvollen und wahren Liberalismus.

Rudolf Doehn.

Poetisches.

1. In ernsten und heitern Stunden. Dichtungen von August Ammann. Mit einem Titelbild in Heliogravüre. Heidelberg, C. Winter. 1888. 12. 5 M.
2. Kleinrussische Volkslieder. Metrisch übersetzt von L. A. Staufe-Simiginowicz. Leipzig, O. Wigand. 1888. 8. 4 M.

Ich sage froh und singe,
Was mir das Herz bewegt,
Sorg' nicht, daß, was ich bringe,
Der Neuheit Stempel trägt.

So tröstet August Ammann (Nr. 1), und er hat recht. Neues bringt er wahrlich durchaus nicht, doch in hübsche, meist auch reine Form gegossen das, was schon Tausende gesagt und gesungen haben: Heimat, Liebe, Natur, Wein u. s. f. Der Mensch und sein Empfinden bleibt sich ja im Grunde stets gleich, so kann der Dichter nur aus Vorhandenem schöpfen. Aber der echte Dichter vermag den alten Stoff in neues charakteristisches Gewand zu hüllen, der echte Dichter, dem vollströmendes Empfinden unwiderstehlich aus dem Herzen auf die Lippe sich drängt. Und das ist hier der Mangel: nicht warme Empfindung, sondern verständiges Nachdenken spricht vorwiegend aus diesen Zeilen, und diesem einen großen entspringen auch die einzelnen kleinern Mängel. Der, der aus der Fülle des Herzens schöpft, wird schwerlich solch prosaisch-schwungloses Bild bieten („Meine Mutter“, S. 4):

Und wie der Hausfrau emſ'ge Hand
Vom Spiegel jedes Stäubchen bannt,
So war zu wahren stets beflissen
Sie jeden Misklang dem Gewissen —

schwerlich wird der sich verleiten lassen, im Sonett („Natur und Unnatur“, S. 222) philosophisch-ästhetische Fragen in abstracter unklarer Form zu behandeln. Sicheres künstlerisches Stilgefühl bewahrt ihn vor der Taktlosigkeit, die ein ernstes, bis dahin gelungenes Sonett („Liebesglück“, S. 205) mit der Zeile schließt: „Und von der Fragerei bin ich genesen“. Worte wie: „Ich sage nicht mit Dante“ (S. 144), zeigen ein Verkennen des Standpunktes durch Herausfordern eines Vergleichs, der hier entschieden besser vermieden wäre.

Die gelungenste Partie des Büchleins sind die Sonette (S. 201—236); dieser kunstvoll, ja künstlich verschlungenen Form, bei welcher sich der ordnende Verstand wesentlich bethätigt, ist ein Inhalt, der vorwiegend der Reflexion entspringt, weniger unangemessen. Hier, wie auch in einigen spruchartig gehaltenen kürzern Strophen, erfreut manch wahrer, überlegender Lebensführung entkeimter Gedanke in ansprechender Form:

Kleinigkeiten.

Es gibt im Leben keine Kleinigkeiten,
Aus Kleinem kann das Große rasch entspringen,
Und wenn du strebst nach tüchtigem Gelingen,
Mußt spähn und achten du nach allen Seiten.

Ein schlichtes Werk wird Freude dir bereiten,
Wenn du dich mühst, es redlich zu vollbringen;
Brauchst du die Kräfte nur bei großen Dingen,
Kann Kleines schaffen dir Verlegenheiten.

In allem, was die Pflichten auferlegen,
Mußt du als Künstler handeln, nicht als Laie,
In allem ehrlich deine Hände regen;

Nichts sei gering in deiner Thaten Reihe!
Dann quillt aus jedem Werk dir stiller Segen,
Und dem Gewöhnlichen verleihst du Weihe.

In der vorletzten Abtheilung, „Seguidillen“, klingt sogar hie und da wirkliche Wärme durch („Ramona“) und es scheint, als ob im Kampfe mit der festen und zugleich anmuthig mannichfachen Form die Kraft des Redenden sich stähle. Das längere Schlußgedicht: „Die Rettung“, ist leider das mislungenste der ganzen Sammlung: gleich dem Zeichner — das Titelbild ist ihm entnommen —, der eine unschön zusammengekrümmte Gestalt auf zu kurzer Planke auf offener See dahintreiben läßt, hat auch der Dichter nicht vermocht, die Tiefe und Macht der Empfindung, welche die gegebene Sachlage jedem innigen Gemüth erwecken mußte, zum vollen schwunghaften Ausdruck zu bringen; höchst unästhetisch berührt diese zwiefache Verkrüppelung.

Mit Dank wird jeder Beitrag zur Kenntniß des Volkslebens aus seinen Liedern und Sagen entgegengenommen, besonders einer, der fernliegendes und schwer zugängliches Material uns näher bringt. L. A. Staufe-Simiginowicz bietet eine Verdeutschung kleinrussischer Volkslieder (Nr. 2), nebst einem Anhange, der eine Auswahl aus den Dichtungen eines lebenden kleinrussischen Dichters, Danilo Mlaka, „des dichterischen Vertreters des kleinrussischen Volks in der Bukowina“, enthält. Das Interesse wendet sich natürlich vorwiegend den Volksliedern zu. Der Uebersetzer sagt darüber:

Ich bringe unter verschiedenen Titeln eine beträchtliche Reihe von Volksliedern; sie theilen sich in Kolomejki, Dumy, Dumki und Szumki. Die Dumy beschränken sich auf den engen Kreis geschichtlicher Vorkommnisse oder solcher, in welchen sich mindestens ein heldenmüthiger Zug entdecken läßt. Dumki und Szumki sind gewöhnliche Liebeslieder, absatzmäßig oder strophisch geordnet.... Die Kolomejka ist ursprünglich ein Tanzlied, hat aber im Laufe der Jahre eine allgemeine Bedeutung erlangt.... Der Grundton des Liedes, ob dieses in der Gestalt der Duma, der Dumka oder der Szumka erscheint, ist ausgesprochene Wehmuth, und kann darum auch das Lied als der wahre Ausdruck jenes trübseligen Gefühls angesehen werden, das eine fünfhundertjährige trostlose Geschichte wachruft.

So oft das Wort schon gesagt worden, es muß doch auch hier wiederholt werden: all diese Lieder, welch Thema sie immer behandeln, durchzieht jener schmerzliche Mollton, der allen poetischen Schöpfungen der Slawen eignet, und wenn auch dieselben Saiten der ewig-menschlichen Empfindungen darin anklingen wie in den Liedern anderer Völker, so ist doch die Art der Kundgebung häufig eine so ganz verschiedene.

Weggereist ist mein Geliebter,
Mir blieb nur die Trauer,
Daß er and're lieben könnte,
Füllt mich schier mit Schauer.
Weggereist ist mein Geliebter,
Kommt nie mehr zurücke;
Mög' begleitet er stets werden
Nur vom reinsten Glücke! —

singt die Kleinrussin dem Liebsten, der sie verlassen, in tiefster Resignation, während die heißblütige Italienerin im gleichen Falle nicht Verwünschungen genug auf sein Haupt häufen kann. Wo der Südländer im hellauflodernden Zorne zum Messer greift, wendet der Kleinrusse das heimlich wirkende Gift an, wenn er sich von dem Hindernisse befreien will — Mann, Bruder —, das seiner Leidenschaft im Wege steht. Eine Seite, die tief und vernichtend in sein Dasein eingreift, besingt er in den bittern Soldatenliedern:

Tummle unter mir, mein Rößlein,
Dich im blut'gen Strome!
Leb' wohl, Mutter, — bin verloren,
Glaub' nicht, daß ich komme!
Tummle unter mir, mein Rößlein,
Dich, nichts soll dir's wehren;
Leb' wohl, meine theure Heimat,
Werd' nie wiederkehren!

In tieftrauriger Ergebenheit in das Unvermeidliche erträgt die Frau die Mishandlungen des Mannes:

„Fließt ein Flüßchen rauschend nieder,
Werd' es überschreiten!
Gebt mich dem nur, den ich liebe,
Wol zu allen Zeiten!
Dem nur, Mutter, den ich liebe,
Wol in allen Tagen!
Wenn er mich dereinst auch quälet:
Niemals werd' ich klagen!" —

Und es gab mich meine Mutter
Dem, den selbst ich wählte,
Doch bald fielen auf den Leib mir
Schläge ungezählte!

Als ich mich nach diesen Streichen
Fühlte wie gebrochen,
Sagte ich: „Die Biene hat mich,
Mutter, so gestochen!" —
„Was für eine Biene, Tochter,
Hat dich so mishandelt?
Warum hat sie dich als Mädchen
Nicht so arg behandelt?" —

Ach! mir schmerzt der Kopf unsäglich,
Niemand kann ihn heilen;
Unter Schmerz und Thränen seh' ich
Meine Zeit enteilen!
Warum bin ich bei der Mutter,
Bei der süßen, lieben,
Bis zur allerletzten Stunde
Nicht als Kind geblieben!

Der Jüngling besingt die Geliebte, das „Täubchen", das „Fischlein", ihre Schönheit, ihren Stolz, ihren Wankelmuth, die Ausgaben, die sie ihm verursacht:

Ach, wie sind die Mädchen theuer,
Ach, die lieben Mädchen!
Warf den Sack mir auf den Rücken,
Ging hierauf ins Städtchen.
Hatte Gänse zu verkaufen,
Gänse und zwei Hähne,
Und vom ganzen Gelde kauft' ich
Kleinwerk für die Schöne!

Das Mädchen dagegen klagt um den „Falken", der ferne, der gefallen, der treulos ist. Die Heimat wird unter Schmerzen verlassen:

Muß euch, meine lieben Berge,
Heute noch aufgeben,
Lieber möcht' ich bei euch sterben,
Als im Fremdland leben.
O, ihr meine lieben Lieder,
Wo klagt ihr mein Wehe?
Höchstens, daß ich euch, o Lieder,
Auf die Berge säe!

Das Leid der Armuth wird geschildert:

O du liebe arme Seele,
Rechtlos bist auf Erden,
Denn nur reiche Leute dürfen
Froh und glücklich werden!

Auch dem Todfeinde des Russen, dem Branntwein, wird charakteristische Erwähnung. Eine Eigenthümlichkeit dieser Lieder ist, daß die Rolle des Unglücksboten neben dem Raben auch dem Kukuk zufällt. — Der Inhalt dieser Sammlung interessirt so lebhaft, daß man die oft sehr holperige, entschieden nicht zur Verschönerung beitragende Art der Verdeutschung beinahe übersieht. Leider ist nicht jeder, der Dichtungen sammelt, selbst Dichter, und daß er dies nicht ist, beweist Staufe gar zu deutlich; man möchte ihm poetischen Sinn überhaupt absprechen, wenn man in einem ernsten Liede auf Zeilen stößt wie:

Bin gebor'n an einem Mittwoch,
Das ist mein Malheure;
Gebt mich keinem alten Manne,
Denn sein Bart sticht sehre.

Ganz abgesehen von dichterischen Anforderungen erhebt aber unsere Zeit, die der Völkerpsychologie solch hervorragenden Platz in der Culturgeschichte anweist, an den Mittheiler von Volksschöpfungen eine unabweisliche Forderung: Treue, Treue und nochmals Treue. In Note 20 sagt Stanfe:

Die Uebersetzung ist auch hier fast wortgetreu und hat vor dem Original den Vorzug, daß sie metrisch glatter ist. Denn die metrischen Mängel des Originals . . . sind geradezu unnachahmlich und wäre eine derartige Nachahmung gewiß nur werthlos.

Das ist ein Verkennen der Aufgabe, die einzig und allein darin besteht, die Schöpfungen des Volks, wie sie aus seiner Seele hervorgegangen, nach Inhalt und Form so treu wie möglich wiederzugeben. Es ist überhaupt merkwürdig zu sehen, welche Dinge Stanfe in seinen Anmerkungen erwähnenswerth findet, z. B. in Note 18:

Dora liegt zwei Stunden von Lanczyn entfernt — zwei Ortsnamen, die in dem betreffenden Gedicht vorkommen — und befindet sich an seinem äußersten Ende ein sehenswerther Wasserfall des Pruthflusses, der von bedeutender Höhe herabstürzt und ein erhabenes Schauspiel gewährt. Im Jahre 1823 wurde er von Sr. kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Franz Karl eines Besuchs gewürdigt.

Welches Interesse hat diese Mittheilung? Wie dankbar wäre man ihm, hätte er statt derartig nichtssagender Bemerkungen historische und vergleichende Anmerkungen gegeben. Ein Muster für die Behandlung dieser Materien bietet, um auf russischem Gebiete zu bleiben, Herr von Radloff in seinen einschlagenden Arbeiten, die den emsigsten Sammlerfleiß mit sorgsamster Treue wie mit Beherrschung des betreffenden Stoffs einen. In Bezug auf die Treue des Textes an sich bin ich leider, durch Unkenntniß der Sprache des Originals, nicht im Stande, einen Vergleich vorzunehmen. Hinsichtlich des Anhangs erlaube ich mir einzig die Bemerkung, daß man bei Volksliedern, wo der Inhalt an sich das Wesentliche ist, besonders wenn sie in einer Sprache vorliegen, die so wenigen zugänglich, geneigt ist, über unpoetische Uebertragung mit Reimen wie Seele — Quelle; existiren — irren; Spähne — Henne u. s. w. hinwegzusehen, wenn es sein muß; bei Uebersetzungen nach einem lebenden Dichter, wo Form und Inhalt sich decken müssen, legt man in dieser Beziehung jedoch einen ganz andern Maßstab an, dem vorliegende Uebersetzungen nach Danilo Mlaka durchaus nicht entsprechen.

M. Benfey.

Lingg's Erdprofil.

Erdprofil der Zone von 31° bis 65° nördl. Br. im Maßverhältniß 1:1 Million von Ferdinand Lingg. München, Piloty u. Loehle. 1886. Imp.-Fol. 20 M.

Dieses ausgezeichnete, auf einer Fülle von Wissen und klarer Erkenntniß, einer erstaunlichen Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte und einer ganz hervorragenden Begabung zu anschaulicher Darstellung auferbaute, mit unendlicher Mühe und Sorgsamkeit ausgearbeitete und technisch von der Kunst- und Verlagsanstalt meisterhaft hergestellte Werk hat auch in d. Bl. seinen Platz einzunehmen, wiewol es auf den ersten Blick nicht zu den literarischen Erzeugnissen im engern Sinne zu gehören scheint. Der beigegebene Text von 6 Folioseiten tritt zurück hinter dem mächtigen Bilde, das in einer Höhe von 51, bei einer Breite von 375 Centimetern die Aufmerksamkeit gefangen nimmt. Doch ist dieses kein Gebilde der Phantasie, sondern der bis jetzt vollkommenste graphische Ausdruck des Standes unsers Wissens von der Erde, soweit wir unsere Erfahrungen über deren Oberfläche mit denen über den Gesammtkörper und dessen Stellung zur Sonne in Beziehung setzen. Hauptmann Lingg hat den Gedanken erfaßt und durchgeführt, mittels der Zeichnung eines Erdprofils, das sich zwischen dem 10. und 15.° östl. L. von Greenwich bewegt und vom 31. bis 65.° nördl. Br. reicht und nicht auf einem Kreisbogenabschnitt, sondern auf einem der Abplattung der Erde genau entsprechenden Ellipsoidbogen entworfen ist, bei der Ausprägung von Einzelheiten, wie sie der angegebene Maßstab gestattete, dem zufolge ein Millimeter der Zeichnung einen Kilometer der Wirklichkeit darstellt, das wahre, durch keine falsche Projection gestörte Verhältniß zwischen der Höhen- und Tiefengestaltung der Erdoberfläche und der allseitigen Ausdehnung des Erdganzen zur lebendigen Anschauung zu bringen. Das wird erreicht durch die strenge Anwendung des genannten einheitlichen Maßstabes. Weil auf der erwähnten Linie, von der Sahara im Süden von Tripolis bis zum Atlantischen Ocean nördlich von Drontheim, die Bildungen der Erdrinde von verhältnißmäßig einfacherer Art sind, begleiten das Profil panoramaartig über 700 mit dessen einzelnen Punkten in derselben Breitenlage befindliche Höhen der nördlichen Erdhalbkugel, so daß der gesammte, vom gegebenen Meridianbogen durchzogene Erdgürtel zur Erscheinung gelangt.

Nicht geringere Sorgfalt als der Verdeutlichung des Bodenreliefs ist der Einsicht in die Ergebnisse meteorologischer, geologischer Forschung und der Tieflothungen gewidmet; die mathematisch-geographischen, wie die physikalischen Verhältnisse von mehr als 600 Orten der Zone werden ersichtlich. Die Reichhaltigkeit der Anschauungen, die sich aus immer erneuter und vertiefter Betrachtung dieses Werks gewinnen läßt, kann hiermit nur schwach angedeutet sein. Die Anregung zu immer neuen Gedanken

und Vergleichen ist als ein wesentliches Verdienst dieser vorzüglichen und ganz einzigartigen Arbeit hervorzuheben. Für ein eingehendes Studium der Geographie ist es unentbehrlich, doch, wie uns scheint, nur zum Selbststudium; daher auch reifen Schülern zur häuslichen Beschäftigung ein höchst werthvolles Geschenk. Wie das Erdprofil in der Schule verwandt werden sollte, will schwer einleuchten, da die feine Zeichnung nur den vor ihr Stehenden die Betrachtung gestattet, dieser Vorzug aber den einzelnen Schüler nur selten treffen kann, mit kurzen Blicken auf das zunächst fremd anmuthende Bild auch nicht gedient ist. Man muß sich in das Werk einleben, dann aber öffnet es dem Beschauer seine Tiefen. Wenn aber auch nicht in der Klasse vor den Schülern, so kann es doch der Schule sehr viel Nutzen bringen, wenn jeder Lehrer der Geographie sich mit ihm vertraut macht und seinerseits richtige Vorstellungen in die Stunde mitbringt. Es ist immerhin ein großer Unterschied, ob unklare oder gar irrige Anschauungen vorgetragen werden, oder ob richtige klare Anschauungen nur nicht ebenso nachempfunden werden.

Feuilleton.

Große Freude herrscht unter der jungen Mädchenwelt. Wie ein Lauffeuer hat es sich durch die Schulen verbreitet: Johanna Spyri hat wieder geschrieben! Und „Aus den Schweizer Bergen" heißt das neue prächtige Buch (mit vier Bildern, Gotha, F. A. Perthes, 1889), von denen die Verfasserin immer so unvergleichlich zu erzählen, deren lieblich-gewaltige Gottesnatur sie so anschaulich zu schildern weiß. Wird das erst eine Wonne sein, wenn das Buch unter dem Christbaume liegt! Wie verschieden auch die Geschichten sind: das weiß man von vornherein, allen gemeinsam ist der warme Herzenston, und in allen offenbart sich die feine Beobachtungsgabe, das seltene Verständniß, in den letzten Tiefen der Seele, insbesondere der Kinder zu lesen, das Frau Johanna Spyri die erste Stelle unter den Jugendschriftstellern sichert.

— Die vor kaum Jahresfrist in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart unter dem Titel „Ein halbes Jahrhundert" erschienenen, außerordentlich interessanten Lebenserinnerungen des Grafen Adolf Friedrich von Schack sind soeben in zweiter Auflage erschienen. Daß diese an Bedeutsamkeit so reichen Bilder aus den jüngstvergangenen funfzig Jahren einen weitgehenden Anklang finden, ist freilich nicht zu verwundern.

— Eine für Liebhaber interessante Studie ist die von Fritz Machmer „Ueber Graphologie" (Zürich, Verlags-Magazin, 1889). Das mit circa 150 Abbildungen von Handschriften ausgestattete Buch führt sich ein als „die Kunst, die Geistes- und Gemüthseigenschaften eines Menschen aus seiner Handschrift zu erkennen". Wir würdigen den durchaus wissenschaftlich gehaltenen Versuch des bescheiden auftretenden Verfassers mit größtem Vergnügen als einen wohlgelungenen, müssen aber gleichzeitig warnen vor der Erwartung, als könne man nach einer derartigen Anleitung nun auch wirklich alle einzelnen Handschriften sicher beurtheilen. Machmer konnte nichts weiter thun, als Typen hinstellen und Fingerzeige geben; die Schwierigkeit liegt aber darin, die zahllosen Mischungsverhältnisse der menschlichen Charaktereigenschaften, die Besonderheit jeder einzelnen Handschrift in der Vollständigkeit ihrer Merkmale zu erkennen. Dazu gehörte der eiserne Fleiß und das Genie eines Adolf Henze. Machmer aber wünschen wir besten Erfolg auf der mit Glück betretenen Bahn.

— Auf den von uns schon früher angezeigten ersten Band eines eigenthümlichen Werks ist jetzt der zweite gefolgt. Es ist dies der „Culturgeschichtliche Cicerone für Italien-Reisende" von E. von Hörschelmann (Berlin, F. Luckhardt, 1888). Die Verfasserin hat mit diesem zweiten Bande (362 Seiten umfassend) das Ganze vollendet, und wir bezeugen gern, daß sie mit großem Fleiße nach den besten Quellen gearbeitet hat, daß sie mit reicher persönlicher Kenntniß ihrer Gegenstände eigenes und zwar vielfach gutes Urtheil verbindet. Ob freilich Italien-Reisende in größerer Zahl sich finden werden, welche sich durch derartige, dem gelehrten Stil sich nähernde Bücher unterrichten wollen, erscheint uns etwas zweifelhaft. Die Kapitelüberschriften der einzelnen Abschnitte sind folgende: 1) „Dante Alighieri als Verfechter der aussterbenden Reichsidee"; 2) „Blüte und Verfall der republikanischen Verfassung in Florenz"; 3) „Der Platonismus in Florenz"; 4) „Die politischen und religiösen Reformideen der Renaissance"; 5) „Umschwung des mittelalterlichen Gesellschaftslebens in das moderne"; 6) „Der päpstliche Mäcenat des 16. Jahrhunderts"; 7) „Die Meister der Hochrenaissance in Florenz, Rom und Venedig".

— Der deutsche Buchhandel im Jahre 1887 umfaßte nach dem eben erschienenen „Jahresbericht der Handelskammer zu Leipzig" (Leipzig, Hinrichs) 7154 Firmen in 1575 Städten, von denen 5405 in 1112 Städten auf das Deutsche Reich fallen, Oesterreich-Ungarn 751 in 230 Städten und damit einen Rückgang gegen das Vorjahr um 23 Firmen und 14 Städte aufweist. Dagegen sind in den übrigen europäischen Staaten 17 Städte, in Amerika 6 und in Asien 4 Städte dem deutschen Buchhandel neu erschlossen. Während 235 Firmen aus dem Verkehr schieden, wurden 494 neu errichtet. Von der Gesammtzahl der 7154 Firmen beschäftigten sich 1560 nur mit Bücherverlag, 252 nur mit Kunstverlag, 209 nur mit Musikalienverlag, 182 nur mit dem Antiquarhandel. Daß Leipzig seine Stellung als Mittelpunkt des deutschen Buchhandels behauptet, wird sowol daraus ersichtlich, daß die Zahl der über Leipzig verkehrenden Firmen auf 6305 gestiegen ist und 1724 auswärtige Firmen in Leipzig Lager halten lassen, wie auch durch das stetige Wachsen der Zahl seiner Verlagsartikel, im Jahre 1887 um 106. Die Gesammtzahl der durch den deutschen Buchhandel 1887 veröffentlichten Bücher beträgt 16982, ein Mehr von 377 gegen das Vorjahr. Davon sind erschienen in Leipzig 3022, im übrigen Sachsen 521, in Berlin 2661, im übrigen Preußen 3774, im übrigen Deutschland 4420, im Ausland 2584. Die größte Zahl und zugleich die größte Steigerung hat die Pädagogik mit den Schulbüchern zu verzeichnen, 2064 (+ 145), dann kommt Schöne Literatur mit 1763, von der Sachsen allein weit über ein Drittel hat zur Welt gelangen lassen, die Theologie mit den Predigten und Erbauungsschriften mit 1472, Staats-, Rechtswissenschaft und Politik mit 1407, Heilwissenschaft mit 1089, Volksschriften mit 921, Naturwissenschaft mit 860, Handel und Gewerbe mit 764 (+ 71),, Geschichte mit 736 (dieses Fach ist gegen das Vorjahr um 66 Bücher zurückgeblieben), Schöne Künste mit 732, neuere Sprachen mit 665, alte und orientalische Sprachen mit 593 (gegen das Vorjahr am meisten, um 78, zurückgeblieben), Encyklopädien, Sammelwerke mit 566, von denen 203 in Leipzig erschienen sind; Jugendschriften mit 558, Kriegswissenschaft und Pferdekunde mit 504 (um 91 Bücher gestiegen), Haus-, Land- und Gartenwirthschaft mit 469, Erdbeschreibung mit 499 (— 35), Bauwissenschaft und Bergbau mit 930, Mathematik und Astronomie mit 217, Philosophie mit 129, Forst- und Jagdwesen mit 81 Büchern. Die Zahl der Landkarten beträgt 353 gegen 390 im Vorjahre.

— Unter den literarischen Weihnachtskatalogen nimmt der von der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig ausgegebene

„Illustrirte Katalog“ ausgewählter Werke ihres Verlags sowol seines Inhalts als seiner typographischen und artistischen Ausstattung halber eine hervorragende Stelle ein. Derselbe ist soeben in neuer, bis auf die jüngste Gegenwart vervollständigter Ausgabe erschienen und führt auf 64 Seiten Großoctav gegen 500 Werke aus den verschiedensten Literaturgebieten vor; zahlreiche vortreffliche Abbildungen sind als Proben aus den illustrirten Werken abgedruckt. Eine stattliche Reihe bilden die Reisewerke, mit deren Verlag die Firma sich bekanntlich in erfolgreichster Weise beschäftigt; wir finden darunter die berühmten Werke von Emin-Pascha, Stanley, Wißmann, Nachtigal, Rohlfs, Lenz, Schweinfurth, Nordenskiöld, mehrere derselben auch in populärer Bearbeitung. In den übrigen Fächern begegnen wir ebenfalls Namen vom besten Klang, wie Bodenstedt, Carriere, Gregorovius, Gottschall, Hammer, Sturm, Schliemann, Schopenhauer und vielen andern.

Bibliographie.

Arbeit und Kapital. Socialpolitische Gedanken eines Volksfreundes. Zürich, C. Schmidt. Gr. 8. 80 Pf.

Arendt, O., Kaiser Friedrich und Fürst Bismarck. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 60 Pf.

Arnold, H., Der Umzug und andere Novellen. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 4 M.

Astfalck, C., Die Reichstagsrede des Fürsten Bismarck vom 6. Februar 1888. Jambisch frei bearbeitet, mit Vorwort und Einleitung. Mit dem Bilde des Fürsten Bismarck. Anhang: Der Wortlaut des Wiener Vertrages vom 7. Oktober 1879 nach dem Deutschen Reichs-Anzeiger und Königlich Preußischen Staats-Anzeiger vom 3. Februar. 1888. Berlin, v. Decker. Gr. 4. 2 M.

Bleibtreu, K., Napoleon I. Dresden, Pierson. 1889. 8. 3 M.

Bloch's, E., Volks-Theater. Nr. 58: Heydemann und Sohn. Lebensbild mit Gesang von H. Müller und E. Pohl. Berlin, Lassar. Gr. 8. 3 M.

Böhtlingk, A., Die beiden ersten deutschen Kaiser. Eine akademische Gedächtnißrede. Karlsruhe, Bielefeld's Hofbuchhandlung. Gr. 8. 60 Pf.

Bolte, J., H. Clauert und J. Schönbrunn. Ein Beitrag zur Geschichte des Berliner Witzes im 16. und 17. Jahrhundert. Mit 2 Illustrationen. Berlin, Mittler u. Sohn. 8. 60 M.

Bruhin, T. A., Die Lawinennoth in der Schweiz im Jahre 1888. Mit 3 Abbildungen. Zürich, C. Schmidt. Gr. 8. 1 M.

Der Buchenwald. Beiträge zur Geschichte der Bukowina. Nr. 2: Geschichte der Bukowina. Von R. F. Kaindl. 1ster Abschn. Von der ältesten Zeit bis zur Gründung des Fürstenthums Moldau. Czernowitz, Pardini. Gr. 8. 90 Pf.

Burckhardt, F., Die Vorstellungsreihe. Psychologisch-pädagogische Skizze. Meissen, Schlimpert. Gr. 8. 75 Pf.

Döllinger, I. v., u. F. H. Reusch, Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem 16. Jahrhundert, mit Beiträgen zur Geschichte und Charakteristik des Jesuitenordens. Auf Grund ungedruckter Aktenstücke bearbeitet und herausgegeben. 2 Bde. Nördlingen, Beck. 1889. Gr. 8. 22 M.

Druskowitz, H., Zur Begründung einer überreligiösen Weltanschauung. Neue Ausgabe von „Zur neuen Lehre“. Heidelberg, Weiß. 1889. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Eckstein, J., Die Ehre in Philosophie und Recht. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 M. 80 Pf.

Elbe, A. von der, Die Junker von Luzern. Roman. 2 Bde. Dresden, Pierson. 1889. 8. 7 M. 50 Pf.

Falb's Kalender der kritischen Tage 1889. Mit Bezug auf Witterungs-Erscheinungen, Erdbeben und Schlagwetter in den Bergwerken. Berlin, Falb's Selbstverlag. 32. 1 M.

Für Carl Greith's Freunde ein Andenken aus seinen Briefen. Mit Greith's Bildniß. Freiburg i. Br., Herder. 16. 1 M.

Günthert, J. E. v., Friedrich Theodor Fischer. Ein Charakterbild. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 2 M.

Held, F., Der abenteuerliche Pfaffe Don Juan oder die Ehebeichten. Das ist: Eines Stadtbuhlers Sündniß und Läuterung. Roman in Reimen. Auf Grund einer verlorenen Handschrift des Chr. von Grimmelshausen an Tag geben. Leipzig, Friedrich. 1889. 8. 3 M.

Himmel und Erde. Populäre illustrirte Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania. Red.: M. W. Meyer. 1ster Jahrg. October 1888—September 1889. 12 Hfte. Berlin, H. Paetel. Lex.-8. Vierteljährlich 3 M. 60 Pf.

Jonge, M. de, Rudolf von Ihering. Eine Skizze, nach seinen Werken gezeichnet. Berlin, Siemenroth u. Worms. Gr. 8. 1 M.

Jugend-Erinnerungen eines alten Sachsen. 1836 bis 1856. Dresden, Hackarath. Gr. 8. 4 M.

Kawerau, W., Culturbilder aus dem Zeitalter der Aufklärung. 2ter Bd. Aus Halles Litteraturleben. Halle, Niemeyer. 8. 6 M.

Ludwig, H., Strassburg vor hundert Jahren. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Stuttgart, F. Frommann. Gr. 8. 5 M.

Maler, W., Die Stellung der höheren Schulen zu der Fremdwörterfrage. Stuttgart, F. Frommann. Gr. 8. 1 M.

Müller sen., M., Ueber die Idee der Wiedergeburt des Menschen, die Geschichte der Menschheit und ihre diesseitige wie jenseitige Zukunft. Mit besonderer Beziehung auf Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts“. Leipzig, Kößling. 1889. 8. 2 M. 50 Pf.

Peter, A., Geschichte der Stadt Teschen. Teschen, Prochaska. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Pröll, K., Kreuz und Quer. Wander- und Rasttage in Süden und Norden. Berlin, Landsberger. 8. 1 M.

Raugabé, A. R., Der Volksverführer. Epische Dichtung in 5 Gesängen. Aus dem Griechischen von O. A. Ellissen. Berlin, Freund u. Jeckel. 8. 2 M.

Rehburg, E., Konrad. Epos aus der Reformationszeit. Hamburg, Kittler. 8. 6 M.

Richebourg, E., Unter trügerischer Larve. Roman. Uebersetzt von M. von Weißenthurn. Leipzig, Greßner u. Schramm. 8. 2 M.

Rülf, J., Wissenschaft des Weltgedankens und der Gedankenwelt. System einer neuen Metaphysik. 2ter Thl.: Wissenschaft der Gedankenwelt. Mit einer tabellarischen Uebersicht des Systems. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 8 M.

Saar, F. v., Schicksale. Drei Novellen. (Lieutenant Burda. Seligmann Hirsch. Die Troglodytin.) Heidelberg, Weiß. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

Schwager, J., Bunte Blätter aus der musikalischen Vergangenheit der Pfalz. Ludwigshafen, Baumgartner. Gr. 8. 50 Pf.

Schweiger-Lerchenfeld, A. Freih. v., Das Mittelmeer. Mit 55 Illustrationen und 1 Karte. Freiburg i. Br., Herder. Gr. 8. 6 M.

Simon, E., Kaiser Friedrich III. Nach dem französischen Original in die deutsche Sprache übertragen von Eufemia Gräfin Ballestrem. Autorisirte Ausgabe. Breslau, Schottländer. 8. 3 M.

Steinbach, G., Franz Deák. Wien, Manz. Gr. 8. 1 M. 80 Pf.

Trabert, A., Deutsche Gedichte aus Oesterreich. 1ster Bd.: Schwertlieder eines Friedsamen. Frankfurt a. M., Wendel. 12. 1 M.

Schweizer Volksbühne. Nr. 1: Die neue Eva. Lustspiel in Zürcher Mundart von J. Stutz. Neue Ausgabe. St. Gallen, F. B. Müller. 8. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 51. — 20. December 1888.

Von Storm und Raabe.

1. Der Schimmelreiter. Novelle von Theodor Storm. Berlin, Gebr. Paetel. 1888. 8. 5 M.
2. Das Odfeld. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Zweite Auflage. Leipzig, Elischer Nachfolger. 1888. Gr. 8. 5 M.

Theodor Storm's letzte Dichtung! Zugethan haben sich die tiefen, freundlich ernsten Seheraugen, die so manchem schönen, so manchem grausigen Wunder des menschlichen Lebens auf den Grund geschaut, die feinen, festen Lippen, denen es gegeben war, Heimliches und Unheimliches, das hinter der tiefgefurchten Stirne sich bewegte, in seltener Kraft und Formenschöne zu offenbaren, sie sind verstummt auf immer. Die tiefe Wehmuth, welche uns ergreift, wenn wir eines lieben Freundes letzten Brief, der ihn noch einmal in all seiner Lebensbethätigung vor unsere Seele stellte, nachlesen mit der vollen Empfindung seines Werthes und unsers Verlustes, dieses Gefühl überkommt uns mit doppelter Stärke angesichts der letzten Schöpfung eines Dichters, wenn uns daraus seine ganze künstlerische Persönlichkeit so frisch und mächtig entgegentritt wie hier.

Hauke Haien ist der Sohn eines friesischen Kleinbauern. Des Vaters nachdenkliche Art, seine Vorliebe für Zeichnen, Messen und Rechnen ist in erhöhtem Maße auf ihn übergegangen; gab sich der Alte mit den mathematischen Thatsachen zufrieden, so forscht der Junge nach ihren Gründen und arbeitet sich, um davon zu wissen, auf eigene Hand durch einen holländischen Euklid. Neben der Mathematik ist es das Meer, das eine dämonische Anziehungskraft auf ihn ausübt. So kommt es, daß schon des Knaben helle, scharfe Augen einen sichern Blick gewinnen für die Aufgaben des Deichbaues und seiner Pflege. Ein Zug der Bestimmung führt ihn aus dem väterlichen Hause als Kleinknecht in das des alten geistig und körperlich schwerfälligen Deichgrafen Volkerts. Bald wird er in allen Amtssachen dessen rechte Hand oder vielmehr dessen Kopf und Auge. Zugleich gewinnt er das Herz Elke Volkerts', der einzigen Tochter des Hauses, die, still und klug wie er, von Anfang an die verwandte Art in ihm empfunden hat. Sie verloben sich einander und als nach Jahren der alte Volkerts stirbt, wird Hanke sein Erbe im Besitze und in der Deichgrafenstellung. Der letztern wendet er alle seine Kraft zu; er ist unermüdlich, auch gegen die Neigung der Gemeinde, die Deiche zu bessern und zu hüten, es gelingt ihm sogar, seinen kühnsten Knabentraum zu verwirklichen und ein weites Stück des Vorlandes durch einen neuen Bau nach seinen Plänen dem Meere abzugewinnen. Aber gerade dieser Bau kostet ihm den Rest seiner Beliebtheit, man scheut den scharfen Deichgrafen, den ernsten Grübler, über den Glaube und Aberglaube die ärgerlichsten Dinge in Umlauf setzen. Auch sein Haus bietet ihm kein ungetrübtes Glück: wol bleibt Elke die getreue und tapfere Lebensgenossin des Gatten, aber das einzige Kind, das sie ihm nach Jahren bringt, ist schwachsinnig. So ist denn der Hauke-Haien-Deich, wie das Volk sein neues Bollwerk nennt, sein ganzer Stolz, und wenn er ihn abreitet auf seinem Schimmel, fühlt er sich getragen von dem Bewußtsein, seinem Namen Dauer für Jahrhunderte gegeben zu haben. Da stellt sich bei einer Sturmflut heraus, daß zwar der neue Deich jedem Anprall widersteht, daß aber ein durch ihn abgelenkter Wasserlauf in den Watten dem alten Damme und damit dem Dorfe und der ganzen Marsch Gefahr droht. Sein eigenes Auge sagt ihm das; dennoch läßt er sich durch die trügliche Ruhe nach dem Sturme über die Erkenntniß und ihre Folgerungen hinwegtäuschen und begnügt sich, um nicht mehr böses Blut zu erregen, mit einer oberflächlichen Ausbesserung der bedrohten Stelle. Aber im October kommt eine zweite Sturmflut so gewaltig, wie seit vielen Jahrzehnten keine gewesen; und diese bringt die Katastrophe:

Hauke Haien, der im letzten Augenblicke noch einen Durchstich seines Dammes gehindert hat, sieht den alten Deich brechen und gleichzeitig sein Weib und sein Kind, welche die Todesangst um ihn aus dem sichern Hause getrieben, zu Wagen der stürzenden Flut entgegenfahren; umsonst winkt er zurück: das Heulen des Sturms verschlingt seine Stimme, das Gefährt versinkt mit allem Leben, das ihm theuer ist. Verzweifelnd gibt er seinem Schimmel die Sporen und begräbt sich selbst in den brausenden Wogen, die sein Heimatsdorf überfluten.

Das ist der rein menschliche Kern der Storm'schen Novelle: ein eigenartiges, mit markigen Contouren umrissenes, mit den feinsten Strichen ausgeführtes Seelengemälde auf düsterm Grunde, tragische Schuld und tragische Sühne, wie der Dichter es liebte. Aber so oft er auch die gleiche Kunst geübt hat, Charaktere, wie die des Deichgrafen und seines Weibes, sind ihm nicht viele gelungen: wie der Held um Hauptleslänge seine Dorfgenossen, so überragt sein dichterisches Bild die Mehrzahl der Gestalten, die Storm's Phantasie geschaffen hat — doppelt bewunderswerth, weil es ein todkranker Mann war, der dies Bild entwarf. Besonderes Lob verdient die Sicherheit im Innehalten des künstlerischen Maßes, welche Storm bewährt, wo es gilt, minder gewinnende Züge in das Porträt seines Helden einfließen zu lassen, ohne es doch zu entstellen; so bei Hauke's Angebereien gegenüber dem alten Deichgrafen, so in der Verlobungsscene, die zugleich als eine Probe des Tons, auf den die Geschichte gestimmt ist, hier eine Stelle finden mag. Hauke und Elke sind auf einer fremden Hochzeit zufällig nebeneinandergesetzt; er benutzt diese Gelegenheit, wie er lange geplant hat:

> Heimlich unter dem überhängenden Tischtuch ergriff er ihre Hand; aber sie zuckte nicht, sie schloß sich wie vertrauensvoll um seine. Hatte ein Gefühl der Verlassenheit sie befallen, da ihre Augen täglich auf der hinfälligen Gestalt des Vaters haften mußten? Hauke dachte nicht daran, sich so zu fragen; aber ihm stand der Athem still, als er jetzt seinen Goldring aus der Tasche zog. „Läßt du ihn sitzen?" frug er zitternd, während er den Ring auf den Goldfinger der schmalen Hand schob. — Gegenüber am Tische saß die Frau Pastorin; sie legte plötzlich ihre Gabel hin und wandte sich zu ihrem Nachbar: „Mein Gott, das Mädchen!" rief sie, „sie wird ja todtenblaß!" — Aber das Blut kehrte schon zurück in Elke's Antlitz. „Kannst du warten, Hauke?" frug sie leise. — Der kluge Friese besann sich doch noch ein paar Augenblicke. „Auf was?" sagte er dann. — „Du weißt es wohl, ich brauch' dir's nicht zu sagen." — „Du hast recht", sagte er, „ja, Elke, ich kann warten, wenn's nur ein menschlich Absehn hat!" — „O Gott, ich fürcht', ein nahes! Sprich nicht so, Hauke, du sprichst von meines Vaters Tod!" Sie legte die andere Hand auf ihre Brust: „Bis dahin", sagte sie, „trag' ich den Goldring hier, du sollst nicht fürchten, daß du bei meiner Lebzeit ihn zurückbekommst!" Da lächelten sie beide und ihre Hände preßten sich ineinander, daß bei anderer Gelegenheit das Mädchen wol laut aufgeschrien hätte.

Auch die Schilderungen von Land und Leuten, die einzelnen bald idyllischen, bald epischen Scenen, aus denen sich das Ganze zusammenbaut, halten den Vergleich mit jeder der frühern Dichtungen aus. Wie plastisch in jeder Einzelheit ist das „Eisboseln" geschildert, bei dem Hauke seinem Dorfe den Preis gewinnt, wie ergreifend wirkt in ihrer Schlichtheit die Aussprache der Gatten, als sie erkennen, daß ihr Kind blöde bleibt, wie erschütternd die Vorboten des kommenden Unheils und schließlich der Untergang des schuldigen Deichgrafen!

Freilich trägt wie zur Wirkung des Ganzen, so namentlich zu dem überwältigenden Eindrucke dieser letzten Ereignisse noch ein Element bei, das Storm als ein Erbtheil der Romantik im Blute lag, das er aber wol nirgends sonst in der Stärke hat hervortreten lassen, wie gerade in diesem Buche: ich meine das Element des Dämonischen außer uns, des Spukhaften. Zu den gespenstischen Nebelgestalten der Seevögel redet der Knabe, etwas Gespenstisches klebt der alten Trien' Jans sammt ihrem Angorakater an, den Hauke erwürgt; aber recht eigentlich die Verkörperung dieses Elements ist der Schimmel mit allem, was sich an ihn hängt. Hauke hat den edeln Araber unter seltsamen Umständen von einem Slowaken gekauft für ein Spottgeld und ihn dann zum schönsten Thiere der ganzen Landschaft herausgefüttert; aber das Dorf bringt es mit dem spukenden Schimmel draußen auf der Hallig in Verbindung, der verschwunden ist, seit das Roß in Hauke's Stall steht. Keinen leidet es auf seinem Rücken, als seinen Herrn, mit ihm durchfliegt es sturmschnell Nacht und Wetter. Kein Wunder, wenn der Schimmelreiter nach seinem irdischen Ende keine Ruhe findet, sondern immer noch in Sturmflutnächten auf seinem Deiche auf- und niederjagt, ein sicherer Vorbote, daß ein Dammbruch zu erwarten ist. Man kann von vornherein zweifelhaft sein über den Werth dieser romantischen Zuthat: reiner und geschlossener wirkte die Novelle ohne das immerhin äußerliche Hereinragen einer dunkeln Welt; denn Hauke's Thaten und Schicksale wurzeln, wenn wir von dem etwas dürftig motivirten Entschlusse Elke's, in die Sturmflut hineinzufahren, absehen, einzig und allein in den Stärken und Schwächen seines Charakters; der Spuk übt darauf keinen Einfluß. Andererseits aber läßt sich nicht verkennen, daß die Stimmung unvergleichlich dadurch gewinnt; diese Züge bald eines groben Aberglaubens, bald einer phantastischen Durchgeistigung der Natur stimmen zu dem landschaftlichen Hintergrunde, der sturmgepeitschten Meeresküste, wie zu dem Menschenschlage, der sie bewohnt, und stehen zugleich in einem seltsam berückenden Gegensatze zu der fast nüchternen Schärfe und Klarheit der beiden Menschengestalten, die der Dichter in den Vordergrund unsers Interesses gerückt hat. Der vorurtheilslose Hauke rettet das Hündchen, das die Arbeiter zur Festigung seines Dammes lebendig eingraben wollen, und ist dabei auf Schritt und Tritt von Spuk umgeben, ja, wird im Glauben des Volks selbst zum Spuk.

Wie weit der Dichter diesen seltsamen Dingen Wirklichkeit einräumen will, steht dahin: er erzählt seine Geschichte aus dritter Hand. Als Knabe, so leitet er ein, habe er sie in einer verschollenen Zeitschrift der dreißiger

Jahre gefunden und gebe sie nun in seiner Weise wieder. Dann erhält der Erzähler von damals das Wort und berichtet, was ihm einst, als er auf einem abendlichen Ritte über die Deiche dem spukenden Schimmelreiter begegnet war, ein Ortseingesessener darüber berichtet; auch dieser letzte Bericht, die eigentliche Novelle, erscheint wieder in directer Rede. Hier liegt die einzige empfindliche Schwäche des Buchs: das Bedenkliche der doppelten Verkapselung möchte hingehen, wenn die eigenthümlichen Formen der individuell gefärbten mündlichen Mittheilung gewahrt wären, wie das unter anderm Hans Hopfen und K. F. Meyer in ihren eingerahmten Novellen zu thun pflegen; allein bei Storm erinnern nur ab und an vermittelnde Zwischenbemerkungen des Erzählers und des Zuhörers daran, daß wir es mit mündlicher Ueberlieferung zu thun haben; die ganze Darstellung aber mit ihren psychologischen Lichtern, ihren Schilderungen des Nebensächlichen, ihren Reden und Wechselreden ist so wenig mundgerecht, so durchaus literarisches Kunstwerk, daß wir dabei die Einkleidung ganz vergessen und jene gelegentlichen Erinnerungen nur als störende Unterbrechungen empfinden. Storm hat das zweifelsohne selbst gefühlt; er legt die Erzählung dem Dorfschullehrer in den Mund und läßt denselben obenein früher Theologie studirt haben; allein auch das langt nicht zu, die Kluft zu überbrücken.

Doch genug und übergenug einer Ausstellung, die nur Aeußerliches, nicht den Kern trifft. Ihr zum Trotze ist Storm's letztes Werk eine Dichtung, die nicht blos unter den seinigen einen ehrenvollen Platz einnimmt, groß gedacht und in einer Fülle lebensvoller Einzelheiten von ebenso viel frischer Unmittelbarkeit des Schauens und Empfindens, wie von reifem Kunstverstande zeugend, der würdige Abschluß einer langen Reihe erzählender Dichtungen, von denen leider nur eine Minderzahl die Verbreitung gefunden, die allen zu wünschen wäre. Einstimmig hat die deutsche Presse den Kranz der Bewunderung und Liebe auf das frische Grab des Geschiedenen gelegt: möchten diese zahllosen Nachrufe zu ebenso viel wirksamen Weckrufen werden beim deutschen Publikum!

Wir haben dem ehrwürdigen Todten die erste Stelle eingeräumt, die ihm zudem als dem Aelteren gebührt. Nun werde dem Lebenden sein Recht. Auch er, Wilhelm Raabe, zählt zu den Senioren des deutschen Schriftthums der Gegenwart, auch er hat, seit vor nunmehr einunddreißig Jahren sein erstes Buch „Die Chronik der Sperlingsgasse" an das Licht trat, fast Jahr um Jahr dem deutschen Volke seine Gaben geboten, schwerwiegende Gaben, die meisten viel zu schwer für den Kindersinn der Masse, die lieber nach bunten Seifenblasen hascht. Aber stets sich selbst getreu ist er nur seinem Genius gefolgt, unbekümmert um Beifall und Ablehnung, keiner Clique angehörig, keiner zugänglich, ein abgesagter Feind jeder lärmenden und jeder verkappten Reclame hat er still seine Saat gestreut — ein deutscher Dichter! So ist denn auch er, und mehr noch als Storm, nur der Priester einer kleinen Gemeinde; die Mehrheit auch unsers gebildeten Lesepublikums hat keine Ahnung, was wir an ihm besitzen, obwol es Engländer und Franzosen ihr sagen könnten. Doch davon später ein Weiteres!

Mit seiner jüngsten Dichtung „Das Odfeld" (Nr. 2) ist Raabe wieder in den stillen Weltwinkel eingekehrt, den er von je mit Vorliebe zum Schauplatze oder doch zum Ausgangspunkte seiner Erzählungen gemacht hat, das braunschweigische Weserland am Ith und Solling, den Boden seiner Jugenderinnerungen. Von hier zog Hans Unwirrsch, der „Hungerpastor", in die Welt, hier fing der letzte Conrector und sein Freund, der Zeichenlehrer, den Räuber „Horacker", hier liegt „Finkenrode", hier die „Alten Nester", hier unfern von des Dichters Geburtsorte, dem weltverlorenen Städtchen Eschershausen, das altberühmte Kloster Amelungsborn und dem zur Seite das „Odfeld". Wir schreiben das Jahr 1761. Im Frühling ist die argverwilderte und versumpfte Klosterschule nach Holzminden verpflanzt, um dort neugeordnet als illustres Gymnasium eine sittsamere und ansehnlichere Periode ihres Daseins zu beginnen. Zurückgeblieben in den verödeten Klosterräumen ist unter anderm alten Gerümpel auch der Magister Noah Buchius, seit dreißig Jahren der Spott der tollen Jugend und der Hohn einer weisern Collegenschaft, nunmehr emeritirt mit 30 Thaler Pension und der Anweisung auf Bruder Philemon's Zelle und Verköstigung durch den Klosteramtmann. Der aber hat selber seine schwere Noth in der Noth der Zeit. Der dritte Schlesische Krieg währt nun ins fünfte Jahr und an der Weser schlagen sich die deutschen und englischen Völker des Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Bevern mit den französischen Bundesgenossen der Kaiserin, und wenn sie nicht schlagen, so sitzen sie in den Quartieren und zehren, Freund und Feind, am Marke des Landes. Kein Wunder, wenn der Magister trotz des bösen Herbstwetters manchmal sehnsüchtig hinausläuft auf die Heerstraße und nach Westen ausschaut, wohin die andern gezogen sind. Und er findet ungeahnte Gegenliebe: von der neuen Schule relegirt kommt bei Nacht und Nebel Thedel von Münchhausen, der tollste seiner alten Peiniger und doch der Liebling seines Herzens, um auf dem Wege zum Herzog Ferdinand in Philemon's Zelle die Nacht zu rasten und nebenher nach seiner „Charmanten", der Nichte des Amtmanns, zu sehen. Aber in der Morgendämmerung überfallen wieder einmal französische Streifbanden das Kloster; aus dem wilden Durcheinander von Plünderung und Gewaltthat rettet Thedel die widerstrebende Mamsell Fegebank ins Freie; Amtmann und Magister würden für sein keckes Eingreifen mit dem Leben büßen, wenn nicht der nahe Geschützdonner, der das Anrücken des Herzogs verkündigt, das Gesindel zum jähen Aufbruch triebe. In heller Wuth über die Verwüstung seines Besitzes — doch nein, es wäre eine Versündigung, diese wundersame Geschichte so bis auf die gröbsten Knochen skelettirt weiter zu erzählen, sie verwandelt sich einem unter den Händen zum Nichtwiedererkennen! Wie der alte Magister, aus

dem Kloster hinausgejagt, seine Schutzbefohlenen mitten durch das Treffen in ein sicheres Versteck führt, wie sie drunten im Bauche der Erde, während über ihnen die Schlacht brüllt, die wunderbarste Plauderstunde halten, wie Buchius und der Herzog Ferdinand einander als zwei Helden die Hand drücken, wie Thedel auf dem Odfelde beim ersten Anritt auf den zurückgehenden Feind eines tapfern Reitertodes starb und die andern ihn finden und heimkehren — das muß gelesen werden, wie Raabe es erzählt hat.

Und wie hat er es erzählt? Nicht blos mit dem vollen Wissen eines gründlichen Kenners der Zeit, der Menschen und Dinge von damals — das ist viel und doch noch das Wenigste —, sondern mit dem Tiefblick des Weisen und der Feder des Humoristen, des echten versteht sich, dem, wie er einmal seinen Rector von Bützow sagen ließ, „das Größte zum Kleinsten und das Kleinste zum Größten geworden". Es ist wahrlich kein Zufall, daß die Helden gerade seiner vollendetsten Dichtungen, ich meine derjenigen, in denen seine Art zu sehen und darzustellen sich am schärfsten und eigensten ausspricht, zumeist nur ein enges Gebiet haben, um ihr Dasein zu bethätigen; in dieser Enge gewinnt das Unscheinbarste an ihnen höchste Bedeutung, oft gerade durch den Gegensatz der großen Welt, die sich verwirrend in ihre Kreise hineindrängen will. Durch diese scheinbare Beschränkung wird zugleich eine Einheit und Intensität der Stimmung erreicht, die geradezu einzig ist; ich nenne aber die Beschränkung nur eine scheinbare, denn es ist dafür gesorgt, daß wir hinter den kleinen Wald- und Bergcoulissen, in denen so ein enges Leben sich abspielt, stets das räthselhafte Rauschen des Meeres der Ewigkeit vernehmen.

All das gilt von unserer Geschichte. Da ist der alte ausrangirte Schulmeister, den die Welt als überflüssig und verbraucht beiseite geworfen hat nach dreißigjähriger Misachtung und Mishandlung; ein gläubiger Narr vor seiner Curiositätensammlung, zu der der frevle Schülerwitz die seltensten Stücke beigesteuert hat, ein wunderlicher Heiliger vor seinem Lieblingsbuche, dem „Wunderbaren Todesboten" — und so, gerade so, wie er da ist, für Raabe eben recht, um ihn zum Ecksteine seiner Dichtung, zum Träger seines eigenen Denkens und Empfindens zu machen. Wie hat er im rechten Augenblick das Herz — ja das Herz auf dem rechten Flecke! Darum sucht ihn, wer Noth hat, der Knecht Hinrich Schelze und der Junker von Münchhausen, und er weiß ihnen Rath und Besseres, Hülfe; mag er selbst einmal schier verzagen in eigener Bedrängniß, jede fremde sieht ihn edel, hülfreich und gut, und nicht blos die der Menschen ....

Sie sahen nun vor sich, und als sie den Wald wieder erreicht hatten, aufwärts durch die kahlen Gipfel zu den Klippen des Rothen Steins, wo hinauf der alte Herr und Führer, der Magister Buchius, keuchend, ächzend, aber als ein Held bei jeglichem Weiterschieben der knackenden Knie, immer von neuem mit der Hand, die den Zügel des Schimmels von Amelungsborn nicht hielt, vorwärts winkte. „Wieschen, wir kommen noch einmal durch", rief der Knecht. „Einen Büchsenschuß noch und wir sind zu Hause. Halt aus, Kracke, und nachher verrecke!" Magister Buchius blickte sich nur einen Moment auf das letzte Wort hin um; dann stieg er und schleppte sich und die andern weiter. Er machte auch nicht die Menschheit anders, als sie war. Aber dem dampfenden Thier strich er die triefende Mähne: „Halt aus, Freund, wie wir andern auch —"

Ja in dieser armen zerquälten Seele ist doch ein Licht aufgegangen von dem, was Goethe das Höchste nennt, das der Mensch im Leben gewinnen könne, daß sich Gott-Natur ihm offenbare! Und dann höre man den Alten, wie er, zerrauft und verprügelt von schottischen Fäusten vor sein Heldenideal, den guten Herzog Ferdinand, geschleppt, sein innerstes Empfinden herausstammelt:

„Was hätte ich für mich wol zu erbitten, da ich augenblicklich meines höchsten Wunsches Erfüllung theilhaft werde? Der liebe Gott segne Sie auf Ihren schweren, blutigen Wegen, gnädigster, lieber Herzog Ferdinand, und reiten Sie nur ruhig weiter! Wir werden ja auch schon sehen, wie wir mit Gottes Hülfe durchkommen. Wir werden durchkommen gut oder schlecht, Durchlaucht; aber der alte Magister Buchius von Amelungsborn, der Sie mit seinen Unbequemlichkeiten auf Ihrem schwersten Wege unnöthig aufhielte und molestirte, der würde sich darob die bittersten Vorwürfe und Reprochen machen. Reiten Sie ruhig zu, Euer Durchlaucht, und kümmern Sie sich nur ja nicht um was anderes als sich selber; das ist das Beste für uns alle! Der allerhöchste Gott segne und erhalte den Herrn Herzog auf seinem schweren, schweren Wege!"

Eine tapfere Rede, wenn je eine gesprochen, und wohl werth der menschlich schönen Aufnahme, die sie findet. Denn dieser gute Herzog ist nicht blos des alten Magisters Heldenideal, sondern auch das unsers Dichters, und mit Fug: der Sieger von Crefeld und Minden, „der große Feldherr und Mensch mit dem mitleidigen und fröhlichen Herzen, er der Menschlichste seines dickköpfigen, starrnackigen, aus dem Groben zugehauenen Stammes", „der mildherzige Gutsherr von Verhelde", hat „im Laufe seines Lebens nicht blos die silbernen Knöpfe von seinem Uniformsrocke weggegeben, auch wol den Rock selber verschenkt, wenn er das Elend nicht mehr länger ansehen konnte", und ist denn auch insolvent gestorben, so groß seine Einkünfte waren und so wenig er für sich selber bedurfte. Es ist ein schönes literarisches Denkmal, das ihm in diesem Buche errichtet ist, und auch das wollen wir Wilhelm Raabe danken, denn die großen Männer sorgen schon selber dafür, daß ihr Name durch die Zeiten leuchtet, derweil die großen Menschen nur allzu oft beiseite stehen.

Und nun drängt sich noch eine Fülle der Gesichte, Gestalten und Bilder: hier der tolle Thedel und die resolute Mamsell Selinde, dort der grobschlächtige Hinrich und sein treues Wieschen, Schotten und Franzosen, Corporal und Gemeine, sie alle verdienten wol ein paar Worte auf den Weg. Und wie gern redeten wir noch von dem echt Raabe'schen Präludium, der Geschichte von Amelungsborn in nuce mit ihren tausend ironischen und selbstironischen Streiflichtern, oder von dem Prodigium, das am Vorabend der Schlacht Magister und Amtmann hoch in den Lüften über dem Odfelde beobachten, der unheimlichen Raben-

schlacht. Es ließen sich an dieses Cabinetstück der Schilderung und an manches, was weiter im Buche sich darauf bezieht, interessante Erörterungen knüpfen über das Dämonische bei Raabe etwa im Vergleich zu dem, was wir bei Storm gefunden. Allein, soviel ich noch auf der Seele hätte, ich muß es mir aus Raumrücksichten versagen, um noch auf einen letzten wesentlichen Punkt für die, welche unsern Dichter aus seinem „Odfelde" kennen lernen wollen, einzugehen.

Raabe's Bücher sind keine Eisenbahn- und keine Nachtischlektüre, sie fordern Sammlung, sie wollen erworben sein. Das kommt einmal daher, weil Raabe, wie jeder echte Dichter nach gutem Poetenrechte seinen Lesern etwas zu erzählen hat, was nur er weiß und sie erleben sollen, nicht nach schlechter Schriftstellerroutine etwas, das sie eigentlich schon wissen. Und zweitens, weil er nach gutem Humoristenrechte seinen Stil für sich hat: das sind nicht Sätze, die wie glatte Buchenstämme regelrecht in die Quincunx gepflanzt sind, daß man bei einem Blick auf die Seite hindurchsieht, wie durch einen Wald von Alleen, sondern ein Eichenkranz mit starken Wurzeln, seltsam knorrigem, verschränktem Astwerk, alles Kernholz, aber manches kraus nach Natur und Laune gewachsen, und allerhand häkelndes Unterholz dazwischen. Wer also mit leichtem Schritt und halben Gedanken in eine Raabe'sche Geschichte hineinspazieren möchte, wie in ein müßiges Abenteuer, der stößt leicht auf Dornenhecken; wer aber lesen kann und denken will, der dringt wohl hinein ins schönste Märchen der Welt und in weit Besseres, und selbst die Dornen tragen ihm Rosen.

Und damit wollen wir von dem Buche scheiden. Es wird seine Stätte finden auf manchem Tisch und in manchem Herzen; aber viele oder wenige, die sich daran erbauen — dem, der es geschrieben, möchten wir die Schlußworte seiner eigenen Dichtung zurufen, die Worte, mit denen der Magister Buchius seinen schwarzen Gefangenen aus der Rabenschlacht in die Freiheit entflattern läßt, in dem gleichen und doch in einem schönern Sinne: „Im Namen Gottes, des Herrn Himmels und der Erden, fliege zu, fliege hin und richte ferner aus, wozu du mit uns andern in die Angst der Welt hineingerufen worden bist!"

Wilhelm Brandes.

Allerlei belletristische Neuigkeiten.

1. Eulen und Krebse. Roman von August Niemann. Gotha, Windau. 1888. 8. 6 M.
2. Jantje Verbrügge. Roman von Theodor Duimchen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1888. 8. 3 M.
3. „Liebeswerben" und andere Geschichten von Hermann Heiberg. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 5 M.
4. Polikuschka. Eine Erzählung von Graf Leo Tolstoi. Aus dem Russischen übersetzt von Ida Brendel. Neubrandenburg, Brünslow. 1888. 12. 3 M.
5. Marina. Ein Lied vom Nordseestrand in zwölf Gesängen von Christian Benkard. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. 1889. 12. 2 M. 50 Pf.
6. Judas Ischarioth. Eine Dichtung von Arthur Drews. Hamburg, Verlags-Anstalt und Druckerei A.-G. 1889. 8. 2 M.

Sehr verschieden nach Inhalt und Werth sind die Bücher, welche oben friedlich unter einander verzeichnet stehen, und doch vermag man gerade aus der Wanderung durch ein derartiges Stück Literaturfeld, auf welches unser Fuß durch den Zufall geleitet wird, manchen interessanten und belehrenden Schluß auf das Wesen des dichterischen Schaffens unserer Zeit zu ziehen. Denn es läßt sich neben dem Verschiedenartigen doch ein Gleichartiges finden, welches der Mehrzahl dieser Werke seinen Stempel aufgedrückt hat und welches uns die Erklärung dafür gibt, daß die letztern in ihren charakteristischen Merkmalen gerade so und nicht anders ausgefallen sind.

„Eulen und Krebse." Das ist ja eben die Schwierigkeit für den neuzeitlichen Schriftsteller, einen Titel zu finden, der möglichst neu und auffallend und doch ein passendes Schild für das Ganze ist. Eulen und Krebse sind Symbole des Buchhandels und der vorliegende Roman August Niemann's (Nr. 1) ist ein Buchhändlerroman. Das Wort Julian Schmidt's: „Der Roman soll das Volk bei der Arbeit suchen", eine Vorschrift, die beiläufig ebenso richtig oder unrichtig ist wie jede andere, welche „die Poesie commandiren" will, ist hier mit bestem Erfolge verwirklicht worden. Es ist auch nicht das dichterische Moment, welches in dieser Schöpfung des bekannten Schriftstellers den Schwerpunkt des Interesses und der Bedeutung bildet, sondern das thatsächliche, die Schilderung der Arbeit. Die Geschicke und Charaktere der von Niemann vorgeführten Personen interessiren uns weniger als ihre Gespräche, die Menschen weniger als der Gang ihrer Geschäfte und der Erfolg ihrer literarischen Handelsartikel. Die Personen nehmen unsere Theilnahme in besonderm Maße als Vertreter verschiedener Zeitströmungen in Anspruch. In der Gestalt eines jungen, nüchternen, strebsamen Gehülfen ist der solide alte Buchhandel vertreten, der nach festen gediegenen Grundsätzen handelt, unter denen der gute Ruf der Firmen der vornehmste ist. Dem gegenüber macht sich der schwindelhafte Geist der Neuzeit geltend, dem ein rascher und durchschlagender Erfolg der maßgebende Gesichtspunkt ist. Die Journalliteratur, das „Deutsche Familienblatt", findet in der Person des Schriftstellers Fitte einen ganz vortrefflich geschilderten Vertreter, der mit immer schärfern und schärfern Strichen gezeichnet wird, bis uns zuletzt der moderne Familienblattredacteur, „wie er sein soll", in plastischer Lebenswahrheit entgegentritt. In denjenigen Kapiteln, welche die Gründung der von dem genannten Schriftsteller angeregten und

geleiteten „Deutschen Familie“ behandeln, stößt man auf eine wahre Fundgrube der feinsten und treffendsten journalistischen Beobachtungen. Fitte vertritt mit Erfolg den Gedanken, daß die Verleger mit „Gemüth“ handeln müßten. Aber wie soll dieses beschaffen sein und welche sind die leitenden Gedanken für einen Schriftsteller und Redacteur, der Erfolg haben will? Hören wir den genialen Journalisten selbst. Der eine seiner Verleger, Bäumcher, ein junger und noch sehr ideal-schwärmerisch angehauchter Herr, hat eine Novelle gelesen, auf deren Abdruck in der „Deutschen Familie“ er dringt, weil die Dichtung „so rein empfunden und so gedankentief“ sei.

„Gedankentief?“ fragte Fitte. „Hoffentlich nicht zu tief.“ — „Ist es denn auch möglich, daß Gedanken zu tief sind?“ fragte Bäumcher ein wenig pikirt. — „Ja, sehen Sie, Herr Bäumcher“, antwortete Fitte, „wir müssen wol Rücksicht nehmen auf das Publikum, auf jene große Partei, deren Wohlwollen entscheidend ist. An sich betrachtet können ja Gedanken nicht zu tief sein, aber für die «Deutsche Familie» lobe ich mir die Gedanken von etwas flacherer Beschaffenheit. Ah, meine Herren, es geht nichts über die seichten, halbwahren, ein bischen schiefen, verdrückten, abgelagerten Gedanken, denn da sagen gleich von hundert Lesern mindestens fünfundneunzig, das sei ihnen ganz aus der Seele gesprochen. Auch mit den Empfindungen ist es so. Sie sagen, Herr Bäumcher, die Novelle sei rein empfunden. Das ist vortrefflich für die Novelle an sich, aber ich lobe mir für unser Blatt eine Empfindung, die der großen Partei einleuchtet. Es geht nichts über ein falsches Pathos, sittliche Entrüstung an der unrechten Stelle ist das Geheimniß großer Erfolge, Enthusiasmus für eine Nebensache öffnet den Berg Sesam.“

Vortrefflich! Besser ist das Wesen der meisten unserer „Familienjournale“ wol noch nie gekennzeichnet worden. Und dann — die Probenummer selbst der „Deutschen Familie“ mit „drei Seiten Autographen, zwei Seiten Bilderräthseln und Scherzaufgaben, zwei Seiten guten Rathschlägen für Küche, Keller, Blumentisch und Zimmeraquarium“ — es ist, als ob wir das bekannte — doch wir wollen niemand nennen — leibhaftig vor uns sähen! Schon die vortreffliche, von glücklichem Humor durchwürzte Schilderung des Buchhandels, der Presse und nicht zu vergessen jener großen Partei, welche sich Publikum nennt, verleiht dem Buche einen gewissen culturgeschichtlichen Werth. Es sollen aber darüber die rein dichterischen Vorzüge des Romans nicht vergessen werden. Ohne durch Eigenartigkeit der Hauptpersonen besonders zu imponiren, führt uns der Roman doch Menschen von Fleisch und Blut vor, die sich, ebenso wie die Handlung, folgerichtig entwickeln und deren ganzes Auftreten Geist und Gemüth befriedigt. Ein besonderes Geschick zeigt der Verfasser in der Charakteristik der Nebenpersonen, die alle selbständig und lebenswahr erfunden und geschildert sind. Alles in allem können wir das Buch als eine ebenso reife und gediegene, als geistvolle und anregende Schöpfung nur warm empfehlen.

Ob wol der geniale Redacteur Fitte „Jantje Verbrügge“, den Roman von Theodor Duimchen (Nr. 2), für würdig der Aufnahme in seine „Deutsche Familie“ befunden haben würde? Wir glauben diese Frage bejahen zu dürfen, ohne darum doch dem Verfasser zu nahe treten zu wollen. Der Roman gehört zur sogenannten „vornehmen Unterhaltungsliteratur“. Er erfüllt auch die Forderung Fitte's in Bezug auf „Gemüth“. Ja, er ist „gemüthvoll“, der Leser wird nie von dem Gefühle der Sicherheit verlassen, daß er es mit einem wohlwollenden, gutmüthigen Schriftsteller zu thun hat, der alles noch zum Guten führen wird, so dunkel und wunderbar auch die Wege sein mögen, durch die er seine Gestalten wandeln läßt. Nie wird es diesem Verfasser einfallen, den Leser etwa dadurch zu kränken, daß er einen seiner Lieblinge schnöde umkommen läßt. Und das Vertrauen des Lesers wird glänzend gerechtfertigt, denn er hat den Genuß, zur Taufe des sechsten (?) Kindes bei Vrolijk, dem Helden des Buchs, eingeladen zu werden, wo ihm das Vergnügen wird, dem biedern, etwas materiellen, aber grundguten Herrn Schwiegervater die Hand zu schütteln und der von ihren Tücken ganz bekehrten Frau Schwiegermutter eine Verbeugung zu machen. Er fühlt sich ganz als Hausfreund dieser vollkommen glücklichen Familie. Und er hat ein Recht dazu. Denn er hat allen Fährnissen, die dem Brautpaare drohten, gemeinschaftlich mit diesem ins Auge geschaut, er war zugegen, als der nicht mehr ungewöhnliche Intriguant von Abbé durch edle, selbstlose Weiblichkeit entlarvt wurde. Die Handlung spielt in Rotterdam, Held derselben, der erwähnte Vrolijk, ist ein junger Deutscher, der in den Augen des Verfassers so ziemlich alle guten Eigenschaften eines Romanhelden in sich vereinigt, obwol dem Kritiker der rasche Wechsel seiner zarten Empfindungen nicht ganz unbedenklich erscheint. Vrolijk liebt nämlich eine französische Sängerin, ein Muster von weiblicher Vollkommenheit, gegen die er sich indessen ziemlich wenig ritterlich benimmt, da er sich eine geraume Zeit lang gar nicht um sie bekümmert und erst durch fremde Menschen von ihrer lebensgefährlichen Erkrankung vernimmt. Daß seine Liebe zu ihr unter der sengenden Glut der Augen der schönen Jantje, der Tochter eines holländischen Millionärs, geschmolzen, wollen wir ihm nicht so sehr verdenken, als sein grausames Verfahren gegen seine frühere Geliebte, welches doch wenig mit seinen sonstigen idealen Eigenschaften übereinstimmt. In welcher Weise Duimchen seine Farben aufträgt, davon nur ein kleines, immerhin aber charakteristisches Beispiel: Vrolijk ist nicht nur in Bezug auf Charakter ein Prachtexemplar, sondern er ist auch ein Universalgenie. Ingenieur von Fach und ein ungewöhnlich begabter Rechenkünstler, ist er zugleich ein hochbegabter Dichter von himmelanschwebendem idealen Fluge. Das scheint uns zu viel des Guten. Goethe, dem doch einmal Vielseitigkeit der Begabung nachgerühmt wird, war bekanntlich in der Mathematik nur „schwach“. Rechen- und Dichtkunst sind nur in Ausnahmefällen vereinigt, Vrolijk's Erscheinung ist also mindestens unwahrscheinlich. Im übrigen ist er ein ganzer Kerl, vor dem wir auch in landsmannschaftlicher Hinsicht den Hut ziehen müssen. Ueberhaupt verdient das Verhalten der

deutschen Colonie in Rotterdam unsere volle Hochachtung. Ueberall werden die Holländer von ihr geschlagen, einmal sogar mit den Fäusten so derb, daß sie das Aufstehen beinahe vergessen hätten. Das hätte dem Herzen Fitte's entschieden wohlgethan, denn dieser macht an einer Stelle bei einer Gebrauchsanweisung des Wortes „deutsch“ folgende treffende Bemerkung: „Wir sind als Deutsche noch sehr jung, es fehlt uns noch das rechte Selbstgefühl, welches erst durch die Gewohnheit des politischen Erfolgs entsteht. Deshalb ist es gar nicht überflüssig, wenn man mit Vorliebe von «deutsch» auch bei solchen Gelegenheiten redet, wo dieses Adjectiv sich im Grunde von selbst versteht. Deutsche Männer, deutsche Frauen, deutsche Jungfrauen, deutsche Junggesellen sollen bei uns abonniren, in deutscher Treue aushalten und mit deutscher Redlichkeit bezahlen.“ In geschickter Weise hat es Duimchen verstanden, seine Handlung mit der Sauce „vornehmer Conversation“ zu würzen. Auch soll nicht behauptet werden, daß sich in seinem Buche keine richtigen psychologischen Beobachtungen finden. Sein Roman ist ein Erzeugniß, von dem wir unbedingt voraussagen können, daß er recht „gut gehen“ und auch gefallen wird. Da die Verlagshandlung seine Vorzüge selbst in beredter Weise in „Ueber Land und Meer“ und an andern Orten schildert, so können wir uns hier mit dem Gesammturtheile begnügen, daß er als Salonroman seinen Platz ausfüllt und zu den vornehmern und bessern seiner Art gehört.

Bedeutender und urwüchsiger ist das Talent, welches uns aus Hermann Heiberg's „Liebeswerben und andere Geschichten“ (Nr. 3) entgegentritt, ja, es ist diesen Sachen eine gewisse Genialität gar nicht abzusprechen. Das ist derselbe Heiberg, der im Café Bauer in Berlin oder auf der Straße oder sonstwo seine Beobachtungen macht, die durch ihre Feinheit schon manchen seiner Begleiter überrascht haben. Auch der kleinste und unbedeutendste Vorgang wird unter seinen emsigen Händen zum „Stoff“ geknetet. Reichthum der Erfindung zeichnet auch die vorliegende Sammlung aus, welche aneinandergereihte Skizzen, Stimmungsbilder und psychologische Fragen enthält — aber doch kein rechtes „Buch“ darstellen will. Kaleidoskopartige Bilder ziehen an uns mit rasender, aufregender Geschwindigkeit vorüber, unsere Nerven werden gepackt und erschüttert, abgehetzt, erschlafft; ohne zu einem Genusse durchgedrungen zu sein, legen wir das Buch aus der Hand. Heiberg ist der echte literarische Vertreter unserer modernen nervösen Zeit. Man sollte in des Verfassers eigenem Interesse nie mehr als eine seiner Novellen auf einmal lesen. Manche der vorliegenden sind denn doch etwas zu dürftig, so beispielsweise „Endlich!“ Die Geschichte „Peter Prede“ ist psychologisch krankhaft: Ein Bruder, der auf seine Heirath verzichtet, weil er dem andern leichtlebigen Bruder, dem er schon mehr als sein halbes Vermögen geopfert, auch den Rest seines Eigenthums aus reinem Edelmuthe abtreten will und dadurch in seinem „Edelmuthe“ sich selbst und das junge Mädchen, das sich ihm anvertraut hat, unglücklich macht. Das ist eine Verirrung, die kein gesunder Geschmack verdauen wird und die außerdem keineswegs dem Realismus entspricht, der Heiberg's Feder sonst auszeichnet und auch in der vorliegenden Sammlung, zuweilen in etwas wildsinnlicher Gewalt, zu Tage tritt. Bei alledem ist Heiberg's dichterisches Gesicht ein durchaus sympathisches, liebenswürdiges und edles, und trotz aller seiner realistischen Eigenschaften erhebt der Idealismus bei ihm ungebrochen und hoffnungsfreudig immer und immer wieder sein Haupt empor.

Halten wir ein wenig in unserer Wanderung inne und schöpfen wir tief Athem. Es ist unser Fuß auf einen Felsblock gestoßen, den wir aus dem Wege räumen müssen, bevor wir weiterschreiten können. Aber indem wir ihn näher betrachten, werden wir auf das tiefste ergriffen. Ist es der Theil eines Steines, der vom Himmel herabgefallen ist, ein Meteor, das einstmals in himmlischem Feuer erglühte und nun, verkohlt und schwarz, doch an die Schöpferkraft der Natur gemahnt? Ist es ein Goldklumpen, von finstern Schlacken durchsetzt, der da von Rußland her an unser Gestade gespült ist? Wie kommt dieses fremdartige Gebilde in unsern Weg? Hat es eine Berechtigung, hier einen Raum einzunehmen? Doch ja, jene Berechtigung, welche sich die Natur, die Wahrheit, selbst aufdringlich verschafft. Wir Deutschen wandeln gemächlich zwischen den wohlgepflegten Blumenbeeten unsers Culturlebens, wir sind soweit ganz zufrieden mit der Fruchtbarkeit unserer Erde, denn diese treibt noch immer Blüten und Früchte auch in der Literatur. Daß wir aber der Treibkraft des Bodens immer neue Nahrung durch die künstlichen Mittel scharfen Denkens, emsigen Fleißes, raffinirter Sucht nach neuen Stoffen zuführen müssen, das erscheint uns ganz natürlich. Da sehen wir ein Gebilde vor uns, welches die Natur selbst erzeugt zu haben scheint aus dem Schose ihrer eigenen Kraft heraus, ungenießbar, unbrauchbar in seiner vorliegenden Gestalt, aber doch so kraftgewaltig, so ursprünglich, daß wir zu dem Ausrufe gedrängt werden: „Was hätten wir mit unserm Geiste, mit unserer Reife, mit unserer Cultur daraus machen können.“ Eine solche Naturkraft ist das Talent des Grafen Leo Tolstoi, seine Schöpfungen sind so innig mit der Natur seines heimatlichen Bodens verwachsen, daß sie von dem Fremden wol angestaunt, bewundernd getadelt, aber gar nicht begriffen und verstanden werden können. Den Schwerpunkt seines Könnens, seine eigentliche Größe bildet die Fähigkeit, Eindrücke und Erscheinungen des Lebens und der Natur so aufzunehmen und so voll und ganz wiederzugeben, wie sie in Wirklichkeit sind. Und das geschieht mit einer solchen Kraft, daß der Leser seinerseits die ihm gebotene Kost mit allen fünf Sinnen empfängt. Er sieht, er hört, er fühlt, ja er schmeckt und riecht gewissermaßen das russische Leben! Daß dabei von einem Kunstgenusse keine Rede sein kann, versteht sich von selbst. Denn wem sollte wol der Anblick einer schmuzigen russischen Bauernstube, der Geruch der dumpfen, verdorbenen Luft,

die uns aus ihr entgegenweht, ein Genuß sein? So kann natürlich auch bei „Polikuschka“ (Nr. 4) von einem solchen nicht gesprochen werden, obwol in dieser Erzählung Tolstoi's die Farben nicht so dick und schauerlich schwarz aufgetragen sind, wie etwa in seinem Schauspiel „Die Macht der Finsterniß“. Ja, sogar ein freundlicher Sonnenblick versucht die düstere Landschaft, die vor uns aufgerollt wird, zu erhellen, indem in einer der geschilderten Hauptgestalten endlich ein edleres Gefühl sich Bahn bricht; aber dieser Sonnenblick ist zu schwach, um eine mehr als vorübergehende Wirkung zu erzielen. Die Wolken drängen sich dräuend aufeinander und der Verfasser überläßt uns der „Macht der Finsterniß“, den trostlosen Gefühlen, die er in uns wachgerufen. Wir sehen ein von Hause aus gutmüthiges und begabtes Volk, das russische, in Dummheit, Aberglauben, Niedrigkeit der Gesinnung verkommen, ohne daß der Dichter uns selbst mit der Hoffnung auf eine bessere Zukunft zu trösten versucht. Tolstoi's Werke sind vielleicht die furchtbarsten Anklagen, die je gegen diejenigen russischen Machthaber geschrieben sind, welchen die Sorge für die Bildung und Entwickelung des russischen Volks obliegt.

Da schweifen unsere Blicke doch lieber zum deutschen Nordseestrande und mit innigem Behagen saugen wir die gesunde Seeluft ein, die uns aus der Dichtung „Marina“ von Christian Benkard (Nr. 5) würzig entgegenströmt. Das kleine Epos spielt in Dithmarschen und hat zum geschichtlichen Hintergrunde den Kampf zwischen der trotzigen kerngesunden und freiheitliebenden Bauernbevölkerung dieses Landes gegen den Dänenkönig Johann, einen Kampf, der bekanntlich im 16. Jahrhundert mit der Niederlage der Dänen endete. Das Büchlein ist Theodor Storm gewidmet, der demselben einige freundliche Zeilen als Empfehlung mit auf die Reise gibt. Ohne gerade eine neue Richtung in unserer dichterischen Literatur einzuschlagen und besonders tiefe und eigenartige Gedanken zu enthalten, ist das Benkard'sche Epos als eine willkommene Bereicherung der erstern zu begrüßen. In lichter Darstellungsweise und wohlklingender formvollendeter Sprache schildert der Verfasser auf dem erwähnten geschichtlichen Hintergrunde die Geschicke eines Liebespaares, welches hier bald unsere volle Theilnahme erringt. Die einzelnen Gestalten sind sauber gearbeitet, namentlich ist in der Erscheinung des alten Vogts die kernige Eigenart der dithmarschen Bevölkerung glücklich zur Geltung gebracht. In den anmuthig gewundenen Kranz der Handlung sind „nach berühmten Mustern“ kleine Lieder eingewebt, die sich als hübsche, duftige Blüten darstellen. „Marina“ wird am besten durch die Erinnerung an Julius Wolff gekennzeichnet, es soll indessen dadurch keineswegs eine Anlehnung an den letztern ausgedrückt werden. Das Büchlein hat alle Aussicht, mehrere Auflagen zu erleben, wir wünschen ihm dieselben von Herzen.

Einen guten Achtungserfolg wird auch die Dichtung von Arthur Drews, „Judas Ischarioth“ (Nr. 6), erzielen, obwol der Verfasser sich selbst ein Hinderniß in den Weg gelegt hat, nämlich den Hexameter, in welchem sein Buch durchweg geschrieben ist. Dieses Maß wird nun einmal mit unserer deutschen Muttersprache keinen ewigen Bund flechten. So geschickt es auch gehandhabt werden mag, der Leser kann sich eines unsichern Gefühls doch dabei nicht erwehren. Schon dieses „fortwährend auf der Hut sein müssen“, um nicht durch eigene Schuld beim Lesen zu stolpern, ist in hohem Grade lästig und verkümmert den Genuß. Es ist nur menschlich, wenn der Leser dort, wo er durch die Ungeschicklichkeit des Dichters straucheln muß, seinen ganzen Unmuth gegen den letztern kehrt. Und auch die Hexameterbrücke Drews' hat ihre schadhaften, sprachverrenkenden Stellen. Sein „Judas Ischarioth“ ist der politische Vorkämpfer für die Befreiung des unterdrückten auserwählten Volks. Er erblickt in Jesus das Werkzeug zur Durchführung und Verwirklichung seiner politischen Bestrebungen und Ideale. Daraus entspinnt sich der tragische Conflict. Als Judas die Ueberzeugung gewinnt, daß der Heiland freiwillig den Plänen des Jüngers keinen Vorschub leisten wird, will er ihn dazu zwingen, indem er ihn den Hohenpriestern verräth. Die Weltreligion der Liebe, die Christus predigt, bleibt ihm unverständlich, bis er sie nach dem Tode des Meisters in seinen Jüngern, ja auch in der von ihm mit Schmerzen geliebten Maria Magdalena triumphiren sieht. Entgegen der Ueberlieferung beschließt er zu leben zur Sühne für die von ihm bisher verkannte Macht der selbstlosen Liebe. Dieser Schluß ist eine gewagte dichterische Freiheit, aber er wäre sittlich gerechtfertigt, wenn Judas auch sonst zur Erkenntniß des Wesens christlicher Religion durchgedrungen wäre. Das ist aber nicht der Fall. Denn als das Endziel der Lehren des Heilands erkennt er das „Nichts“, die allmähliche Ertödtung des Willens zum Leben, ein Gedanke, der leider in unglücklicher Weise an den satirischen „Weltcongreß der Seinsverächter“ in Robert Hamerling's „Homunculus“ erinnert. Auch die Schilderung römischer Wollust und Genußsucht am Hofe des Pilatus erinnert an Hamerling, insbesondere an dessen „Ahasver in Rom“, ohne diesen Meister an hinreißender trunkener Farbenpracht zu erreichen. Im übrigen ist die Dichtung tief gedacht, zum großen Theil eigenartig erfunden und jedenfalls anregend. Besonders erhebend und schön sind jene Stellen, in denen die neue Lehre der vergebenden und vergessenden Liebe sich dem Verräther des Heilands gegenüber offenbart, wo der Fluch, den Magdalena gegen Judas ausstoßen will, auf ihren Lippen erstirbt, und Simon, ohne sich an dem Verräther durch Worte oder Thaten zu rächen, von ihm geht, weil vor beider geistigem Auge die herrliche Gestalt des milden weisen Meisters aufsteigt. Unzweifelhaft gebührt auch der vorliegenden Dichtung in unserer, an gedankentiefen Schöpfungen so armen Zeit die Aufmerksamkeit der Gebildeten.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

Pädagogische und Schulschriften.

1. Zeitgemäße Schulfragen. Von Johannes Flach. Braunschweig, Bruhn. 1888. Gr. 8. 80 Pf.
2. Ueber den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien. Vorschläge aus der Erfahrung von A. F. C. Vilmar. Neue, mit Beiträgen von Karl Ludwig Roth vermehrte Ausgabe, besorgt von J. Haußleiter. Marburg, Elwert. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.
3. Zur Reform der Orthographie. Blicke auf die Mängel der gegenwärtigen Rechtschreibung und Fingerzeige zur Beseitigung derselben. Von A. E. Richard Bax. Danzig, Axt. 1888. Gr. 8. 60 Pf.

Unser Reichskanzler hat vor Jahren gegen die moderne Gesetzgebung und deren richterliche Handhabung den nur zu sehr begründeten Vorwurf erhoben, daß sie aus zärtlicher Fürsorge für die Spitzbuben die rechtschaffenen Leute ihrer übel verstandenen Humanität opferten. Ein ähnliches Manneswort, und von derselben schneidigen Gesinnung eingegeben, bringen die „Zeitgemäßen Schulfragen" von Johannes Flach (Nr. 1). Zeitgemäß nennt der Verfasser sie mit Recht. Denn wohin die falsche Nachgiebigkeit und Verzärtelung, wie sie seit Jahr und Tag in Ansehung der Schul- und Erziehungsfragen von zahlreichen Aeltern und Lehrern geübt wird, noch führen soll, ist nicht abzusehen. Der Vierjammer auf unsern Universitäten ist es wahrlich nicht allein, welcher jedem Weiterblickenden ernste Besorgnisse einflößen muß. Nur ein Besinnen auf die Grundsätze, welche Sparta, Rom, England und das Deutsche Reich groß und stark gemacht haben, kann da helfen, und es ist ein hohes Verdienst unsers Büchleins, die Schäden, an welchen unser Erziehungswesen, das männliche wie das weibliche, krankt, offen aufzudecken und unbekümmert um die Gunst einer gedankenlosen Menge mit markigen, wohlerwogenen Worten auf die rechten Heilmittel hinzuweisen. So werden denn in sieben Abschnitten alle Hauptfragen, auf die es ankommt, besprochen: Privatunterricht und Pensionate, die angebliche Ueberbürdung, die Schulgesetze, Schulstrafen, Erholungsmittel, die weibliche Erziehung, endlich die Einheitsschule der Zukunft. Wir schließen uns dem Verfasser in allem Wesentlichen ganz und voll an und möchten seine beherzigenswerthen Ausführungen allen Aeltern und Schulmännern dringend empfehlen. Nur in seiner günstigen Beurtheilung der Einheitsschule scheint uns der Verfasser ganz gegen seine Art zu rosig zu sehen. In dieser liegt ganz gewiß nicht das Heil der Zukunft, sondern beide, die altclassisch-historische und die neusprachlich-naturwissenschaftliche Schule, werden am besten dabei fahren, wenn eine jede in räumlicher Begrenzung ihres besondern Gebietes des anvertrauten Amtes warten. Die Befürchtung einer immer tiefer klaffenden Scheidung zwischen den gebildeten Berufsklassen, als ob dieselben ohne einheitliche Bildung sich schließlich nicht mehr verstehen könnten, vermögen wir nicht zu theilen. Jedenfalls wäre eine Einheitlichkeit auf Kosten der Gründlichkeit zu theuer erkauft.

Nicht weniger zeitgemäß, obgleich schon vor länger als drei Jahrzehnten niedergeschrieben, sind die Vorschläge von A. F. C. Vilmar „Ueber den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien" (Nr. 2). Die hier angestellten Betrachtungen stammen aus der Zeit, wo Vilmar das Amt eines Gymnasialdirectors in Marburg bekleidete, und sind, heutzutage fast vergessen, zuerst 1841 in Hengstenberg's „Evangelischer Kirchenzeitung" anonym erschienen. Die hohe Lehrbegabung, welche den Verfasser auszeichnete, muß von vornherein dessen Ansichten über die Gestaltung des Religionsunterrichts ein verstärktes Gewicht verleihen. Und wurde denselben, wie wir mannichfachen Zeugnissen entnehmen, seinerzeit eine tiefgreifende Bedeutung innerhalb und außerhalb der engern Heimat beigelegt, so verdienen sie auch gegenwärtig noch die ernsteste Beachtung, da die biblisch-kirchliche Methode Vilmar's, obwol die einzig zulässige, noch gar nicht die allgemein angenommene ist und selbst mit den Bestimmungen des preußischen Lehrplans sich keineswegs deckt. Als theologischer Universitätslehrer litt Vilmar an einseitigen, ungeschichtlichen, confessionellen Schrullen; als wissenschaftlichem Dogmatiker und Ethiker geht ihm der Sinn für Systematik ab; seine „Theologie der Thatsachen" ergeht sich im Grunde in derselben Rhetorik, die er an seinen Gegnern mit summarischer Ungerechtigkeit tadelt. Nur als Germanist und Literarhistoriker hat er Werke von bleibendem Werthe aufzuweisen, und — als Schulmann. Wer das letztere auch den herrlichen „Schulreden" gegenüber leugnen wollte, den müßten die vorliegenden Ausführungen „Ueber den evangelischen Religionsunterricht in den Gymnasien" überzeugen, welche wir ohne Anstand als eine köstliche Frucht gereifter Erfahrung des Verfassers „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" und „Kurhessischem Idiotikon" an Werth unmittelbar gleichstellen.

Handelt es sich in den zwei vorhergehenden Schriften um zeitgemäße Fragen, so wird in dem Schriftchen „Zur Reform der Orthographie" von Richard Bax (Nr. 3) Zukunftsmusik angestimmt. Als leitenden Gesichtspunkt stellt der Verfasser das Lautprincip auf und gelangt so, getragen von dem Wunsch nach möglichster Vereinfachung, zu einem vollständigen Bruche mit der Rechtschreibung der Gegenwart. Uns haben seine Ausführungen nur von neuem überzeugt, daß man auf dem rein phonetischen Wege nicht zu dem erwünschten Ziele kommt, einfach schon deshalb nicht, weil die Aussprache landschaftlich so verschieden ist, daß eine Verständigung darüber, welche nun zu Grunde gelegt werden soll, platterdings unmöglich erscheint. So hört z. B. der Verfasser keinen Unterschied heraus zwischen ai und ei, zwischen weichem und scharfem s, g und k, b und p, d und t, im Auslaute. Er meint, da allgemein Weip, Kleit, ap, op, Sprunk u. s. w. gesprochen würde, wozu denn Weib, Kleid, ab, ob, Sprung u. s. w. geschrieben werden solle. Ja, wenn es sich nur mit der

angeblichen Aussprache so verhielte. Aber da hapert's eben. Nicht einmal, daß ä und e, äu und eu durchgehends in der Aussprache nicht unterschieden würden, können wir dem Verfasser zugeben, und damit fallen seine meisten Aufstellungen in sich selbst zusammen. Nur das ist ihm zuzugeben, daß beim ph, th, v, den Doppelvocalen und dem sogenannten Dehnungs-h eine weitere Einschränkung, als sie in dem amtlichen Wörterverzeichnisse durchgeführt ist, wünschenswerth wäre. Wie radical die Bax'schen Vorschläge ausfallen, möge eine kleine Probe veranschaulichen. Seine Zukunftsschreibweise sieht so aus:

Im jare 1860 vurde das pommershe füsilirregiment Nr. 34 fon Meinz nach der bundesfestunk Rastat ferlekt. Die kapelle des regimentes, unter leitunk des köniklichen musikdirektors Albert Parlo, hatte abvexelnt mit den kapellen des ebenfals in Rastat garnisonirenden östereichishen unt badishen regimenz ser fil for der königin Augusta zu spilen. Um den rum der preusishen kapelle, namentlich der forzüklichen österreichishen gegenüber, zu erhalten, lis di königin erstere mit ganz neuen instrumenten ausrüsten unt di zal der musiker auf 65 erhöen, vozu si aus irer shatulle einen järlichen beitrak zalte. So var es Parlo möglich, sein fortan „kapelle der königin" genantes musikkor zu einer fon keiner andern militärkapelle übertroffenen leistunksfäichkeit zu erheben unt im französishen nachbarreiche erfolge zu erringen, vi si einzich in der geshichte der preusishen militärmusik dastehn.

In Lateinschrift aber sollen wir in Zukunft so lesen:

Einst kam eine beuerin zu Fridrich dem grosen, der si freüntlich empfink unt frakte, vas si vole. „Ach, gnädichster her könich", sakte di frau, „vi sint si so gütich! Unser general fur mich ganz anders an, als ich zu im kam." — „Nun, vas sakte den der?" frakte der könich. — „Ach, er shnaupte mich an unt shrie: «Shert euch zum teufel, ir alte hexe!»"

4. Ueber die Erziehung zur Freiheit. Ein pädagogischer Beitrag von W. Heizelmann. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 1887. Gr. 8. 1 M.

Dem Verfasser, der sich schon durch seine Schrift „Ueber Bildung und Einfalt" viele Freunde gewonnen, ist die Ehre widerfahren, unter Entstellung des Thatbestandes von der „Germania" als ein Lehrer denuncirt zu werden, der sich stets bemüht zeige, auf die Gefühle seiner katholischen Schüler — Dr. Heinzelmann ist Oberlehrer am königlichen Gymnasium zu Erfurt — am wenigsten Rücksicht zu nehmen. Nun legt er uns die im vorigen Jahre am Sedantage gehaltene Festrede, auf die sich jene Denunciation zu gründen versuchte, im Druck vor, bereichert durch 25 Thesen, als Bausteine zur Grundlegung einer künftigen Erziehungslehre, Thesen, welche die philosophischen, theologischen und nationalen Gesichtspunkte, die in Betracht kommen, erörtern. Endlich ist noch eine Reihe werthvoller Anmerkungen beigefügt, die zum Belege für das Vorgetragene dienen und, ebenso wie die Thesen, als Vorläufer einer noch zu erwartenden ausführlichen Begründung angesehen sein wollen.

Die Festrede ist ein männliches, echt protestantisches Wort, an dem man seine helle Freude haben muß. In die Mitte der anziehenden Festbetrachtung ist der Satz gestellt: „Die Erziehung zur Freiheit der nationale Beruf der deutschen Gymnasien", und dieses Thema wird so ausgeführt, daß zuerst das Ideal selbst, das Bild der Freiheit, gezeichnet wird im Anschluß an die großen Dichter und Denker unsers Volks, während ein zweiter Theil in dem Christenthume den Weg aufweist, welcher zur Verwirklichung des Ideals führt. Es sind goldene, hochbeachtungswerthe Worte, die da ausgesprochen werden. Freiheit ist dem Verfasser die geistige und sittliche Selbständigkeit einer charaktervollen, auf das Ideale gerichteten Persönlichkeit. Sittlichkeit, Bildung, Humanität sind ihm Begriffe, die sich decken, weil er von einer Auffassung der Humanität ausgeht, die auch die Pflege des religiösen Factors in sich schließt. Unter den Thesen sind die einundzwanzigste, zweiundzwanzigste, dreiundzwanzigste, fünfundzwanzigste hervorzuheben, die im Wortlaut wiederzugeben wir uns nur ungern versagen. Daß sich die S. 49 und 50 vorgetragenen Sätze mit den von Albert Ritschl in dessen bekannter Festrede zur göttinger Jubiläumsfeier ausgesprochenen Grundgedanken berühren, gereicht dem Verfasser und dessen Ansichten in unsern Augen nur zur Empfehlung.

5. Deutsche Literaturkunde für die weibliche Jugend in Schule und Haus. Von Heinrich Saure. Berlin, Herbig. 1887. Gr. 8. 4 M.

Literaturkunde, nicht Literaturgeschichte nennt sich der Titel dieses Buchs von der Hand des bekannten Verfassers zahlreicher geschätzter Lehrbücher für fremde Sprachen. Ohne einen verbindenden Text zu geben, bescheidet sich nämlich dieses für die Oberstufe des weiblichen Unterrichts bestimmte Lesebuch mit zwanzig Dichtergestalten, die für die Geistes- und Gemüthsbildung unserer Mädchen in erster Linie in Betracht kommen, und theilt aus den ausgewählten vornehmsten Literaturwerken, soweit sie nicht in der Schule ganz gelesen werden, zahlreiche Bruchstücke und Einzelgedichte — es sind deren mehr als 250 —, auch Prosastücke mit, die dem Verständnisse der Oberklasse unserer höhern Mädchenschulen offen liegen. Ein nachträglich erschienenes „Hülfsbuch zur Verwerthung meiner Literaturkunde", für die Hand des Lehrers bestimmt, bringt außer interessanten und wissenswerthen literarischen Mittheilungen aller Art schätzbare Winke für die didaktische und methodische Behandlung der Lesestücke, insbesondere der Gedichte. Wie der Verfasser die Aufgabe faßt, die er sich bei Ausarbeitung der „Literaturkunde" gestellt hat, um damit den Forderungen des Normalplans für die höhern Mädchenschulen zu Berlin zu entsprechen, darüber lassen wir ihm selbst das Wort und beschränken uns auf die Bemerkung, daß, indem er auch in diesem Werke zielbewußt durchaus gesunden pädagogischen Grundsätzen folgt, er unsere Schulliteratur um eine werthvolle Gabe bereichert hat.

Ein Lesebuch für Mädchen — erinnert das Vorwort — muß anders gestaltet sein als ein solches für Knaben; denn eigenartig wie das Naturell des Mädchens muß auch sein Lesebuch sein, der

Hauptborn seiner Bildung. Ueberall muß dasselbe das weibliche Gemüthsleben ins Auge fassen, ohne in weichliche Sentimentalität zu verfallen, überall auf den zarten Sinn für das Gute, Zarte, Edle und Schöne wirken, ohne unklare, oberflächlich tändelnde Schwärmerei zu pflegen. Das Lesebuch wird auf der Oberstufe zum Literaturbuche, welches den Abschluß für die geistige Bildung der Schülerin herbeiführt, indem es zugleich auf diejenigen Dichter und Dichtungen hinweist, welche sich dem weiblichen Naturell als Lektüre für die Zukunft empfehlen.

Die Auswahl ist verständig getroffen. Als Denkmäler der mittelhochdeutschen Literatur stehen das Nibelungenlied und Gudrun im Vordergrund; die neuhochdeutsche Literatur beherrschen Goethe und Schiller. In der neuern und neuesten Dichtung treten überall die Dichterpersönlichkeiten selbst erläuternd neben ihre Werke. Der innere Zusammenhang der Dichtungsperioden wird, meist in der Darstellung Wilhelm Scherer's, durch besondere Abschnitte zur Anschauung gebracht. Auch für die Charakteristik der Hauptwerke ist vorzugsweise die Arbeit Scherer's benutzt. Neben ihm kommen W. Wackernagel, Uhland, J. Grimm, Lachmann, Menge, Simrock, Gervinus, Vilmar, Pfeiffer, Roquette, H. Kurz, A. Hagen, A. Stern, G. Freytag, Hentschel-Linke u. a. zu Worte. In den Proben ist auch die Prosa berücksichtigt. Als Anhang ist ein Grundriß der Metrik und Poesie beigefügt, dessen zahlreiche Belege sämmtlich der Literaturkunde entnommen sind.

6. Deutsches Lesebuch für die obern Klassen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit literarhistorischen Darstellungen und Uebersichten. Von J. Hense. Erster Teil: Dichtung des Mittelalters. Zweite verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder. 1888. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Das allgemein als zuverlässig und brauchbar anerkannte Hense'sche Lesebuch hat in der neuen Auflage nur geringe Aenderungen erfahren. Durch beträchtliche Beschränkung des sonst üblichen Lesestoffs und Weglassung der altdeutschen und mittelhochdeutschen Stücke, von denen zum Hinweis auf die Sprachunterschiede und den Sprachklang nur noch das Hildebrandslied, das erste Abenteuer aus den Nibelungen und neben einem Minneliedchen der Preisgesang Walther's auf Deutschland im Originaltexte beibehalten wurden, war schon in der ersten Auflage dafür Raum gewonnen worden, die Auslese aus dem Nibelungenliede und der Gudrun, aus den Werken der drei Hauptvertreter des höfischen Epos, den Liedern Walther's von der Vogelweide und den Sprüchen aus Freidank's „Bescheidenheit" um so reichhaltiger und ausgiebiger, auch für die wünschenswerthe Privatlektüre des Schülers, zu bedenken. Die weniger bedeutungsvollen oder für die Schule ungeeigneten Theile der erwähnten Meisterwerke mittelalterlicher Dichtung wurden durch eine kurze Inhaltsangabe angedeutet, sodaß diese Denkmäler, in ihrer Ganzheit erfaßt, mehr Genuß und Freude bereiten und also auch tiefern Eindruck hinterlassen konnten. Mit Rücksicht auf den neuen preußischen Lehrplan vom 31. März 1882 war eine derartige Anordnung geboten und hat sich seitdem im Unterricht bewährt. Auch die Literaturgeschichte gibt demnach für die zwei ersten und die vierte Periode nur charakterisirende Uebersichten, bietet dagegen für die dritte, die sogenannte erste Blüteperiode, eine eingehendere Darlegung der Gründe, welche die Blüte ermöglichten, eine Erläuterung der in Betracht kommenden Dichtungsarten, eine Einführung in die Hauptwerke und Notizen zur Biographie der Schriftsteller.

Die Aufnahme der bedeutendsten Stellen aus dem „Waltharilied" in die neue Auflage kann nur willkommen geheißen werden. Schon die Inhaltsangabe von Jakob Grimm läßt das Herz erzittern, wieviel mehr ist das Lied selbst in seiner urwüchsigen Kraft und hehren Größe geeignet, das Heldenthum der altgermanischen Recken in das rechte Licht zu stellen! Im übrigen ist für die neue Ausgabe die alte erprobte Gestalt in Anordnung und Bearbeitung des Stoffs beibehalten.

Hieran sei, wenn auch nicht streng vom Haupttitel umschlossen, die Besprechung noch eines Unternehmens geknüpft, aus dem jedenfalls Nutzen für die Schule erwachsen wird:

7. Zeitschrift für deutsche Sprache. Herausgegeben von Daniel Sanders. Zweiter Jahrgang. Hamburg, J. F. Richter. 1888. Gr. 8. Vierteljährlich 3 M.

Mit dem 1. April 1888 hat diese Zeitschrift ihren zweiten Jahrgang angetreten, ein beachtenswerthes, verdienstliches Unternehmen, das von seiten aller, die ihre Sprache lieb haben, Theilnahme und Förderung verdient. Der durch sein sprachgeschichtliches Schaffen rühmlichst bekannte, unermüdlich fleißige und eifrige Verfasser hat es sich hier zur Aufgabe gemacht, alles Schiefe und Unrichtige in dem sprachlichen Ausdrucke der Gegenwart und nächsten Vergangenheit durch Geltendmachung fester Regeln zurechtzustellen und für die Beurtheilung alles in der Wortfassung Bedenklichen und im Sprachgebrauche noch Schwankenden und Streitigen unter sorgfältiger Erwägung des Für und Wider eine zuverlässige Handhabe zu bieten, wobei dem seit Jahrzehnten auf diesem Gebiete thätigen Gelehrten seine umfassende Belesenheit und die gründliche Kenntniß unserer Classiker wohl zu statten kommt. Die Zeitschrift erscheint in Monatsheften, und kein Heft, das nicht durch die Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit des Inhalts sowie durch eine Fülle treffender Bemerkungen vielfache Anregung und schätzenswerthe Belehrung böte. Das gilt vor allem von den größern Aufsätzen, aber auch von den sogenannten kleinen Mittheilungen, den Bücheranzeigen und selbst von dem Briefkasten, dessen Fragen und Antworten uns einen Blick thun lassen auf das schier endlose Gebiet, für welches das hier zur Anwendung zu bringende Handwerkszeug in Anspruch genommen wird. Neben Grammatischem findet auch einzelnes Literarhistorische seinen Platz, und die verdienstlichen Bestrebungen des Allgemeinen deutschen Sprachvereins erfahren durch die ebenso tapfere wie zähe Bekämpfung des Fremdwörterunwesens eine so willkommene Unterstützung, daß wir schon allein um ihretwillen Sanders' Zeitschrift den besten Fortgang wünschen.

Karl Sallmann.

Aus der russischen Literatur.

1. Der Spieler. Roman aus dem Badeleben von Fedor Dostojewski. Nach dem russischen Original bearbeitet von August Scholz. Berlin, S. Fischer. 1888. 8. 3 M.
2. Sibirische Geschichten von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen übersetzt von August Scholz. Berlin, S. Fischer. 1888. 8. 1 M.
3. Des Lebens Kleinigkeiten. Bilder und Typen aus dem russischen Leben von N. Schtschedrin (M. J. Saltykow). Autorisirte Uebersetzung von Johannes Eckardt. Mitau, E. Behre. 1888. 8. 3 M. 60 Pf.

Ein Blick in diese drei Bücher ist ganz geeignet, den Deutschen höchst nachdenklich zu stimmen. Diese drei russischen Schriftsteller, die sich hier so ganz zufällig zusammentreffen, sind ein jeder in seiner Art als Erscheinung bedeutend und erfreulich — ja, vielleicht noch mehr als das! Mit der zeitgenössischen Literatur des Auslandes verglichen sind sie sogar einzig und unvergleichlich: und sie sind dies vermöge ihres Idealismus, zu dem sich ihr Inneres bekennt, vermöge ihres Realismus in der Wiedergabe weltlicher Zustände, vermöge ihres Naturalismus im Ausdrucke, vermöge ihres unerschöpflichen Mitgefühls mit alle dem, was leidet. Sie sind wahr, sie sind edel, sie sind ungewöhnlich. Wer hingegen den beschwerlichen Gang durch die Wüsteneien der schönen Literatur Deutschlands unternimmt, wird überwiegend auf den Cultus der Gemeinheit, auf geschminkte Lüge und Gewöhnlichkeit treffen. Das sind Zustände, welche der Betrachtung und Erforschung äußerst würdig erscheinen. Es wäre unsinnig, annehmen zu wollen, die deutsche Nation sei bereits so weit heruntergekommen, um überhaupt nicht mehr Naturen von bedeutender Eigenart hervorbringen zu können — die gewaltigsten Erscheinungen, deren wir uns noch anderweitig vor andern erfreuen, belehren uns zum Glücke von dem Gegentheil. Allein, Thatsache bleibt es nichtsdestoweniger, daß sich auf dem großen Gebiete, das in dem geistigen Leben eines Volks die Dichtung und schöne Wissenschaft für sich beanspruchen, ein immer weiter um sich greifender Hang zur Niedertracht bemerkbar macht, der in seiner natürlichen Sucht nach der Alleinherrschaft zwar nicht die Geburt, wol aber das Fortkommen und das Gedeihen einer jeden edlern Begabung schonungslos zu unterdrücken versteht. Man sollte sich ernstlich um die Gründe solch verhängnißvoller Zustände bemühen, denn es ist aller Welt bereits offenbar, daß wir in dieser Beziehung reißend niedergehen. Dostojewski, der erste der drei genannten Schriftsteller, hat einmal nach einem längern Aufenthalte unter uns geäußert: das geistige Leben in Deutschland ist todt. Er wollte damit sagen, daß der Idealismus in den Deutschen erstorben sei. Ganz so schlimm ist es noch nicht. Aber der Idealismus im deutschen Geistesleben erscheint geknebelt. Wer oder was knebelt ihn? Frage und Antwort sind im äußersten Maße bedeutsam und schwierig; aber so sehr man sich dagegen auch sträubt, man wird dem Gegenstande einmal doch näher treten müssen. *)

Dem poesiefreundlichen Publikum ist Fedor Dostojewski schon lange kein Unbekannter mehr; gehört er doch seit seinen beiden größern Dichtungen: „Schuld und Sühne“ (Raskolnikow) und „Brüder Karamasow“ der Weltliteratur an. Man kennt sowol seine unvergleichlichen Vorzüge, wie seine Schwächen; seine grandiose Darstellungskraft, wie seine mehr oder weniger überall gleich offenbare Unfähigkeit, den Stoff künstlerisch zu gestalten. Wol immer enden seine Romane mit einem Fragezeichen: wie wird es nun werden? d. h. sie enden eben nicht und man muß in der Mitte abbrechen, wenn auch zugegeben werden mag, daß sämmtliche Charaktere stets bis ins kleinste hinein völlig klar durchgearbeitet erscheinen. So verhält es sich auch mit dem „Spieler“ (Nr. 1). Im reinsten Sinne Kunst — aber wo ist die überhaupt zu finden? — ist auch dieses Werk nicht, denn es entläßt uns zuguterletzt ohne seelische Befreiung; aber es regt an und fesselt in ungewöhnlichem Maße sowol Gemüth wie Verstand. Ein Wunder von plastischer Kraft ist wiederum die „Babulinka“ (Großmutter). Schon dieser einen Gestalt halber verdient das Buch gelesen zu werden. Kurzum in jeglicher Richtung ein voller Dostojewski.

Wladimir Korolenko ist ein jüngerer Schriftsteller. Die „Sibirischen Geschichten“ (Nr. 2) sind wol das erste, was in deutscher Sprache von ihm bekannt wird. Die Bezeichnung Geschichte trifft nicht ganz zu. „Jaschka der Klopfer“ ist doch wesentlich nur ein Bild aus dem sibirischen Gefangenenleben, von dessen Hintergrunde sich zugleich ein paar Typen aus dem russischen Sektenwesen abheben, und auch der „Arme Makar“ hieße richtiger der Traum des armen Makar. Aber welches Kennzeichen man auch immer diesem letztern Werkchen mit mehr oder weniger Recht anhängen mag, das Werk selbst ist ein Kleinod. Es ist tiefsinnig, voll Humor und von schönster Empfindung durchdrungen. Der arme Makar ist ein Trinker, Lügner, Betrüger. Er stirbt und muß darauf zum „Alten auf dem Berge“, um sich dort zu rechtfertigen. Aber es ist elend um ihn bestellt und er sieht schon seiner Verdammniß

*) Dem Herrn Verfasser haben wir das Wort gelassen. Da er geendet, gestatten wir uns zu bedauern, daß er in den „Wüsteneien“ an den Oasen vorübergegangen, von deren Vorhandensein auch in diesem Jahre die „Blätter“ Zeugniß ablegen konnten, und darauf hinzuweisen, wie aus der Masse russischer Literatur sich doch auch nur Einzelne zur Größe erheben. Diesen Größen haben wir allerdings zur Zeit nicht gleiche Werthe zur Seite zu stellen. Den Grund der Blüte der russischen Literatur sehen wir in dem hoffnungslosen Zustande Rußlands, der die begabtesten, idealsten Geister vom thätigen Leben abdrängt und sie dazu treibt, ihren Schmerz um die innere Auflösung des Vaterlandes in dichterischen Werken Ausdruck zu geben; das Unglück vertieft edle Gemüther. Wir erklären uns die Schwäche der deutschen Literatur aus dem Umstande, daß das kräftig blühende Reich dem idealen Streben einen Nährboden und Befriedigung in der Verfolgung staatlicher und gesellschaftlicher Aufgaben bietet, die der Nation in dem jetzigen Umfange nie offen gewesen ist. Das will eine Zeitlang ausgekostet sein, und es ist gut, daß dem so ist. Seinerzeit wird die Literatur schon die Früchte davon spüren. D. Red.

entgegen, als der Sohn des „Alten" eintritt, sich diesem zur Rechten setzt und also spricht:

Ich habe dein Urtheil gehört.... Ich habe lange auf der Welt gelebt und weiß, wie es dort zugeht: schwer wird es dem armen Menschen sein, den Wagen des Isprawnik zu ziehen! Doch dein Wille geschehe.... Aber vielleicht hat er noch irgend etwas zu sagen — sprich, armer Schelm.

Und da geschah etwas ganz Wunderbares. Derselbe Makar, der nie in seinem Leben mehr als zehn Worte auf einmal gesprochen hatte, fühlte plötzlich die Gabe der Beredsamkeit in seiner Brust. Er begann zu reden — aber was und wie er redete, werde ich hier wohlweislich für mich behalten, denn alle ohne Ausnahme sollen das Büchlein lesen, es kostet nur 1 Mark und ist wahrscheinlich werthvoller als alles, was im letzten Jahre in Deutschland als Roman oder Erzählung gedruckt worden ist. Nur so viel darf ich sagen: er sprach wundervoll. Denn als der arme Makar nach allerlei Unterbrechungen und Zufällen schließlich die letzten Worte in verzweifeltem dumpfen Tone gesprochen hatte und dann ohne aufzusehen das Urtheil erwartete, aber keinen Spruch, sondern nur ein leises Schluchzen vernahm und darum verwundert den Kopf in die Höhe hob — da bot sich ihm ein unerwarteter Anblick dar: der „Alte" weinte und der Pope Iwan weinte und auch die jungen Arbeiter Gottes vergossen Thränen und wischten sich mit den weiten Aermeln ihrer hellen Gewänder die Augen aus. Und was noch weit wichtiger für uns Menschen ist: auch der Leser weint und liebt Wladimir Korolenko der Thränen halber, die dessen Kunst ihn zu vergießen zwang. Somit scheiden wir zuletzt von diesem — ungern, aber in der Hoffnung getröstet, demselben recht bald und recht häufig wieder zu begegnen.

N. Schtschedrin ist der Schriftstellername von Michael Jewgrafowitsch Saltykow, der 1826 als Sohn begüterter Edelleute im Twerschen Gouvernement geboren wurde. Von demselben sind, zum wenigsten im Auslande, die „Skizzen aus der Provinz" — deutsch unter dem Titel: „Aus dem Volksleben Rußlands" — am bekanntesten geworden. Als eine Art Fortsetzung derselben sind „Des Lebens Kleinigkeiten" (Nr. 3) zu betrachten, denn es sind auch diesmal wieder Culturbilder und Typen aus dem russischen Leben, die uns vorgeführt werden. Den Anfang machen 1) Bilder aus dem Dorfleben: der arbeitsame Bauer, der Dorfpriester, der Dorfwucherer, der Gutsbesitzer; 2) in der Kreisstadt: Schneider Grischka; 3) aus dem Gebiete des öffentlichen Lebens: der Advocat, der Matador der Semstwo, der Flaneur; 4) Mädchencharaktere: das Engelchen, die alte Jungfer, die Dorfschullehrerin; den Schluß bildet 5) aus der Gegenwart: ein Glücklicher.

Es ist schwer, irgendeiner dieser Skizzen den Vorzug vor der andern zu geben, sie sind alle gleich vortrefflich; alle zeigen die gleiche Schärfe der Auffassung und die gleiche Unbestechlichkeit des Urtheils. Wer der Eigenart russischer Cultur Interesse entgegenbringt, sollte es nicht versäumen, mit ihnen Bekanntschaft zu machen.

Emil Mauerhof.

Sprache ohne Worte.

Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache. Von Rudolf Kleinpaul. Leipzig, Friedrich. 1888. Gr. 8. 10 M.

Es läßt sich darüber streiten, ob es wirklich, wie der Titel besagt, die Idee einer „allgemeinen Wissenschaft der Sprache" ist, die in dem Kleinpaul'schen Buche entwickelt wird. In der That haben wir es hier mit einer geistreichen, aber nicht streng wissenschaftlichen Idee zu thun, und analog dieser Grundidee des Werks zeugt auch die Entwickelung derselben mehr von Geist als von wissenschaftlicher Methodik in der Durchdringung und Zergliederung des Gegenstandes wie in dem Aufbau der Beweise, mit denen der Verfasser seine Hypothese zu begründen sucht. Diese Grundidee wird uns auf S. 16 des ersten Kapitels in folgender Weise klar gemacht:

Das Wort für „Sprache" wird in vielen Sprachen von der Zunge hergenommen, dem Organ des Sprechens. Aber es gibt auch eine Sprache, die keiner Zunge bedarf; eine Sprache ohne Worte, die mit ausdrucksvollen Geberden ins Auge springt und in sinnreichen Bildern auf Königsgräbern schläft. Es gibt auch eine Sprache, die durch die Himmel wittert und aus den Tiefen der Mutter Erde aufhallt. Musikinstrumente, Farben sprechen; und wenn die Diplomaten mit ihrem Latein zu Ende sind, so fangen die Geschütze mit ihrem ehernen Munde an zu singen. Auch die Natur, auch die Weltgeschichte hat ihre Sprache und ihre gewaltige Art zu reden, wir müssen sie nur lernen.

Die Beweisführung für diese These einer „Sprache ohne Worte" löst sich in eine lange Reihe geistvoller Bemerkungen auf, und in der Natur der Sache liegt es, daß der Verfasser auch die Sprache in Worten häufig — wie z. B. in dem dritten Kapitel und gegen Schluß seines Werks — in den Kreis seiner Erörterungen zieht. Von einer Polemik gegen das Volapük ausgehend, entwickelt uns Kleinpaul die Idee seiner Weltsprache, die allen Nationen gemeinsam ist, da sie der natürlichste Ausdruck des allgemeinen menschlichen Geistes- und Empfindungslebens ist. Die Art und Weise, wie er dabei verfährt, mag vielleicht hier und da den Widerspruch zünftiger Gelehrten herausfordern, aber sie darf einer anregenden Wirkung auf die große Mehrzahl der Leser — und wir wünschen, daß dieses Buch recht viele finden möge — stets sicher sein. Der Verfasser und sein Werk gehören jener neuern Richtung der deutschen Gelehrtenwelt an, die an dem Grundsatze festhält, daß man, indem man zu belehren sucht, den Leser auch unterhalten soll. Er verschmäht es nicht,

gelegentlich auch einmal eine Stelle aus einer modernen Operette anzuführen, und der feuilletonistische Plauderton, den er häufig anschlägt, erinnert oft an die Weise unsers deutschen „lachenden Philosophen“. In die wissenschaftliche Erörterung sind zahlreiche anekdotische Züge verwoben, Citate aus den großen Dichtern, besonders aus Shakespeare und Cervantes, begegnen uns fast auf jeder Seite, und eine geradezu staunenswerthe Fülle von Wissen spricht für die reiche Bildung des Verfassers.

Nur eine Bemerkung mag sich manchem Leser von selbst aufdrängen. Ist es nicht seltsam, daß man in unserm Zeitalter, das sich den religiösen Offenbarungen und Wunderlegenden gegenüber so skeptisch verhält, sich in wissenschaftlichen Kreisen so sehr geneigt zeigt, das Wunderbare als eine Möglichkeit hinzunehmen oder als eine Thatsache gelten zu lassen? Wir werden daran erinnert, daß wir im Zeitalter der vierten Dimension und des Hypnotismus leben, wenn der Verfasser (S. 70) das „Fliegen im Traume“ nach persönlichen Erlebnissen als „Vorbote eines Erfolgs“ bezeichnet, oder wenn er das sogenannte zweite Gesicht als eine „Offenbarung“ bezeichnet, die nicht blos den Schotten zutheil geworden sei, sondern „die Menschen aller Zeiten und aller Rassen empfangen haben“. Wenn sich in Bezug auf die Wunderthaten des Stifters unserer Religion eine große Zahl der Gebildeten unserer Zeit auf den mythischen Standpunkt eines David Strauß stellt, warum sollen wir diesen Standpunkt verlassen, sobald es sich um eine Wunderlegende aus dem Leben eines Apollonius von Tyana handelt? Warum in derartigen Fällen — wie S. 77 — von einem „räthselhaften Ereignisse“ sprechen, da wir es in Wahrheit doch nur mit einer anekdotischen Ueberlieferung zu thun haben?

Es geht ein etwas mystischer Zug durch manche Ausführungen des Verfassers, und in wissenschaftlichen Kreisen wird man dies nicht gerade als einen Vorzug seiner Arbeit bezeichnen. Der Autor mag sich überhaupt auf Angriffe von dieser Seite gefaßt machen; dafür wird es ihm auch nicht an anerkennenden Stimmen über ein Werk fehlen, in dem eine Unsumme von Wissen in der geistreichsten Weise aufgewandt ist, um eine Ansicht über den sprachlichen Ausdruck und den Begriff der Sprache überhaupt zu vertheidigen, der es sicher nicht an Originalität fehlt. Wir haben keinen Ueberfluß an wissenschaftlichen Werken, die auch das Interesse des Laien zu erwecken und zu fesseln vermögen, und denjenigen, die eine derartige anregende Lektüre der gewöhnlichen belletristischen Unterhaltung vorziehen, sei das Kleinpaul'sche Werk auf das wärmste empfohlen. Wilhelm Kullmann.

Feuilleton.

Der Eingangsaufsatz dieser Nummer hat die Schönheit der letzten Schöpfung Th. Storm's warm zur Darstellung gebracht und bei Hervorhebung des Schatzes, den unsere Literatur an den Geschichten des entschlafenen Dichters besitzt, mit Recht beklagt, daß aus diesem Reichthum man immer nur wieder einzelner Stücke sich zu erfreuen pflegt, ihr größter Theil aber den meisten unbekannt geblieben ist. Da bedarf es nur des Hinweises, wie leicht das Vertrautwerden mit dem Dichter durch den eben vollzogenen Abschluß der ersten Gesammtausgabe von Theodor Storm's „Gesammelten Schriften“ (Braunschweig, Westermann, 1889) geworden, die in 18 Bänden vorliegt, von denen die vier letzterschienenen neun Erzählungen aus den achtziger Jahren und einige Gedichte bringen.

— Als auf eine Festgabe in entsprechender Ausstattung machen wir aufmerksam auf „Vier Weihnachtserzählungen“ von Wilhelm Jensen, mit einem Bilde von Emil Lugo (Leipzig, Elischer Nachfolger). Die zweite Erzählung: „Droben im Wald“, steht auf der Höhe Jensen'scher Kraft. Auch die dritte: „Ein weißes Haar“, bietet ein harmonisch in sich geschlossenes Bild. „Eine Weihnachtsfahrt“ wäre eine hübsche Erzählung, baute sich der Schluß nicht gar zu unwahrscheinlich theatralisch auf. Die letzte, „Eine Schachpartie“, welcher wir irgendwo schon begegnet zu sein glauben, leidet an Barockheiten, über deren Eindruck sich nicht hinwegkommen läßt.

Nicht als vorherbestimmtes Festgeschenk, sondern als Abschluß eines reifen, reichen planvollen zweiundvierzigjährigen Dichtens hat W. H. Riehl „Lebensräthsel, fünf Novellen“ (Stuttgart, Cotta) dargeboten. Kommen wir selbstverständlich auf das Buch noch zurück, dessen Besprechung bisher nicht möglich geworden, so wollten wir, soviel an uns ist, durch die Anzeige an dieser Stelle dazu helfen, daß es zum neuen Jahre in vielen Häusern stille frohe Stunden mache.

Der gleiche Zweck leitet uns bei der Erwähnung, daß von dem in Nr. 44 d. Bl. freudig hervorgehobenen, echt volksthümlichen Werke „Der Krieg von 1870/71 dargestellt von Mitkämpfern“ (Nördlingen, Beck) dem vorausgegangenen dritten Bande der erste und zweite gefolgt sind. Karl Tanera schildert „Weißenburg, Wörth, Spichern“ (mit 4 Karten), Dr. J. Steinbeck „Um und in Metz 1870 nach eigenen Erlebnissen“ (mit einer Karte). Ueber Hauptmann Tanera als Schriftsteller ist nichts weiter zu sagen. Dr. Steinbeck scheint bei all seiner Bescheidenheit ein ebenbürtiger Gefährte. In diesen drei Bänden (zu 2 M.) liegt der erste große Abschnitt des Kriegs vollendet vor.

— „Ernst und Scherz fürs Mädchenherz“, Novellen und Skizzen für das reifere Mädchenalter von Helene von Götzendorff-Grabowsky, mit 6 Lichtdruckbildern nach Originalzeichnungen von R. E. Keplin und Peter Schnorr (Reutlingen, Bardtenschlager) erscheint als neue Weihnachtsgabe, die nur mit Maß empfohlen werden kann. Die Erzählungen und Skizzen sind allerdings sittlichen Gehaltes, zum Theil auch ganz unbefangen und schlicht hingeplaudert, zu anderm Theile aber moralisiren sie und berühren Verhältnisse, die den jungen Mädchen gerade nicht vorgeführt zu werden brauchten. Warum die umfangreichern Geschichten sich auf englischem Boden bewegen müssen, ist erst recht nicht abzusehen.

— Von der „Geschichte Schleswig-Holsteins von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart“ von Cajus Möller und C. Godt ist nach einiger Pause die dritte Abtheilung erschienen: „Geschichte Schleswig-Holsteins von der Erhebung bis zur Gegenwart (1848—1888). Von C. Godt. Mit einer Karte im Text und 7 Plänen in Farbendruck“ (Altona, Reher, 1888). „Der Verfasser hofft für alle, welche an der schleswig-holsteinischen Geschichte Interesse finden, mit seinem Werke eine Lücke in der Literatur ausgefüllt zu haben.“ Wir zweifeln, daß ihm dieses gelungen sei. Daß der Verfasser

an einen weitern Leserkreis gedacht hat, beweist, daß er der Lösung seiner eigentlichen Aufgabe eine Uebersicht der Entwickelung von 1830 bis 1848 vorausgeschickt hat, die aber ganz unzulänglich geblieben ist. Wer sich über die Geschicke des Landes, welche dasselbe zum Aufgehen in Deutschland geführt haben, unterrichten will, muß mehr von den Zuständen kennen lernen, die Uwe Jens Lornsen vorfand und aus denen heraus das deutsche Bewußtsein der Schleswig-Holsteiner sich erst entwickelte. Das treffliche Buch K. Jansen's vom Jahre 1872 hätte ausgiebig hierzu benutzt werden können und der Raum hätte sich durch die Verkürzung der im ganzen ausführlichen und im einzelnen (wie über Eckernförde) doch nicht immer genügenden Darstellung der Kriegsereignisse ergeben, die sich sonst ebenso leicht nachlesen lassen, wie die Verhandlungen der hohen Politik über die einstige Herzogthümerfrage. Im Vergleiche zu dieser recht weitläufigen Erzählung, die den überwiegenden Haupttheil des Buchs ausmacht, sind nicht nur die Zustände der Leidenszeit 1851—63 sehr knapp geschildert, sondern ist auch der dankbarste Theil der Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, aufs stiefmütterlichste behandelt. Wir sehen diesen in der eingehenden Klarstellung der Art und Weise, in welcher sich der Uebergang eines so eigenartig gestalteten Landes mit einer seiner Eigenthümlichkeiten bewußten Bevölkerung zur zufriedenen preußischen Provinz vollzogen hat. Hierüber aber wird der Leser mit kaum zehn Seiten abgespeist und die ausgesprochene Befriedigung des Verfassers mit dem Wechsel der Dinge entschädigt ihn für die Einbuße nicht. Uns scheint, daß hierin für einen tüchtigen Kenner des Landes eine lohnende Arbeit noch aussteht.

— Das Sprichwort Nomen est omen gilt auch von den Büchertiteln. Inhaltlich wie formell einer der seltsamsten ist folgender: „Der erste und sicher einzig wissenschaftliche Beweis — kein Trugschluß, auch keine bloße Hypothese — auf Grund der Descendenztheorie, daß es einen persönlichen Gott und eine Unsterblichkeit der Seele gibt". Verfasser dieses Schriftchens ist Robert Hugo Hertzsch (Leipzig, Fock). Wir bedauern, daß wir uns noch eher zum Glauben an die päpstliche Unfehlbarkeit angelegt fühlen würden, als an diejenige eines solchen Buchs. Uns sind in unserer langjährigen kritischen Praxis schon Dutzende von Broschüren begegnet, deren Urheber vermöge einer rasend schnellen Schlußfolgerung den Stein der Weisen im gelobten Lande Utopien gefunden haben. Lassen wir den Verfasser selbst reden: „Wenn einerseits die abermalige Hervorgehung eines Menschen aus dem Affen unmöglich ist, weil wir erwiesenermaßen (?!) von einer ausgestorbenen Affenart abstammen, so liegt es andererseits in der Theorie unsers Schöpfungsgesetzes, daß ein Redewesen — selbstverständlich kein Mensch — noch aus demjenigen höher entwickelten Thiere hervorgehen kann, welches an der Fähigkeit der Sprache arbeitet und merklich geistige Fortschritte in der Art aufzuweisen hat. Das einzige Thier, welches diesen Anforderungen genügt, ist der Hund!" Also Wissenschaft! respice vel cave canem!

Bibliographie.

Druskowitz, H., Eugen Dühring. Eine Studie zu dessen Würdigung. Heidelberg, Weiß. 8. 2 M. 20 Pf.

Flach, J., Die Reform der Universitäten. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. 8. 80 Pf.

Franzos, K. E., Die Schatten. Erzählung. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 6 M.

Kaiser Friedrich in Versailles. Vom 20. September 1870 bis 7. März 1871. Erinnerungen eines Diplomaten ***. Leipzig, Reuger. Gr. 8. 2 M.

Gschwari, C., Gedichte. Herausgegeben von J. V. Zingerle. 2te Aufl. Innsbruck, Wagner. 12. 1 M. 60 Pf.

Heeger, V., Geschichten vom alten Haiman. Humoristische Erzählungen in der schlesischen Mundart. Freudenthal, Thiel. 8. 1 M. 25 Pf.

Heine, P., Aus der Hohenzollerschen Urzeit. Rückblicke aus den großen Tagen der Gegenwart. Minden, Bruns. 8. 40 Pf.

Hoffmann, H., Einführung in die Phonetik und Orthoepie der deutschen Sprache. Für Volksschullehrer, angehende Taubstummenlehrer, wie für alle Freunde der Phonetik unter Benutzung der besten Quellen leichtfasslich dargestellt. Mit 1 Tafel. Marburg, Elwert. Gr. 8. 1 M. 60 Pf.

Holstein, H., Johann Reuchlins Komödien. Ein Beitrag zur Geschichte des lateinischen Schuldrama. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 4 M.

Keller, L., Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. Nach den Quellen dargestellt. Leipzig, Hirzel. Gr. 8. 7 M.

Kerz, F., Weitere Ausbildung der Laplace'schen Nebularhypothese. Ein Nachtrag. Leipzig, Spamer. Lex.-8. 3 M.

Klaußmann, A. O., Vom Stift bis zum Chef. Aus den Erinnerungen eines Kaufmannes. Berlin, Schorer. 8. 80 Pf.

Kleyst, J. L., Kaiser Friedrich, der edle Dulder, seine Aerzte und das Buch Mackenzie's. Berlin, Marschner u. Stephan. Gr. 8. 1 M.

Köhncke, O., Wibert von Ravenna (Papst Clemens III.). Ein Beitrag zur Papstgeschichte. Leipzig, Veit u. Comp. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Krause, K. C. F., Zur Geschichte der neueren philosophischen Systeme. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von P. Hohlfeld und A. Wünsche. Leipzig, O. Schulze. 1889. Gr. 8. 8 M.

Kuhlenbeck, L., Giordano Bruno, sein Leben und seine Weltanschauung. Vorträge. Mit Giordano Brunos Brustbild, sowie einem Facsimile seiner Handschrift und der Abbildung seines Denkmals in Rom. München, Th. Ackermann. Gr. 8. 50 Pf.

Kühn, H., Lehrer als Schriftsteller. Handbuch der schriftstellernden Lehrer, mit Biographien und Angabe ihrer litterarischen Erzeugnisse. Leipzig, Siegismund u. Volkening. 12. 1 M. 80 Pf.

Lacius, P., Christoph Columbus, sein Leben und seine Entdeckungen. Nach dem Französischen des Grafen Roselly de Lorgues deutsch bearbeitet. Reich illustrirt mit Randeinfassungen, Scenen, Landschaften, Seestücken, Porträts und Karte. 1ste Lfg. Einsiedeln, Benziger u. Comp. Hoch 4. 80 Pf.

Lahmann, J. F., Auf den Tod Kaiser Friedrichs. Eine Dichtung. Bremen, Silomon. Gr. 8. 1 M.

Land, H., Stiefkinder der Gesellschaft. Berlin, Fried u. Comp. 1889. 8. 2 M.

Larisch, A. v., Oberst von Larisch. Ein Zeit- und Lebensbild. Dresden, Baensch. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Lehmann, Aus Vergangenheit und Gegenwart. Jüdische Erzählungen. 6ter Thl. Frankfurt a. M., Kauffmann. 8. 2 M.

Lindner, F., Wahlstatt und sein Cadettenhaus. Zum 50jährigen Stiftungsfeste des Cadettenhauses bearbeitet. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 M.

Luthardt, C. E., Zur Ethik. Ueber verschiedene ethische Themata. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 2 M.

— — Geschichte der christlichen Ethik. 1ste Hälfte. Vor der Reformation. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 9 M.

Luther's Tischreden aus den Jahren 1531 und 1532 nach den Aufzeichnungen von J. Schlaginhaufen. Aus einer Münchner Handschrift herausgegeben von W. Preger. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 7 M.

Mann, C. H., Bilder aus Nord-Afrika. Vorträge, zu Gunsten der bedrohten Gemeinde Schwanden bei Brienz. Bern, P. Haller. 8. 1 M. 20 Pf.

Mann, R., Gabriel Max' Kunst und seine Werke. Eine kunsthistorische Skizze. Mit 8 Abbildungen. Leipzig, Weber. Gr. 8. 1 M.

Maschek, F., Das Lebensende Rafael Sanzio's. Dramatische Scenen. Reichenberg, Fritsche. 1887. 8. 60 Pf.

Meyer, E. v., Geschichte der Chemie von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Zugleich Einführung in das Studium der Chemie. Leipzig, Veit u. Comp. 1889. Gr. 8. 9 M.

Mousalo, H., Ein Viertel Jahrhundert. Gemüthsstimmungen und Betrachtungen. Brody, West. 1887. 12. 1 M. 60 Pf.

Müller, R., Monteeci. Ein Trauerspiel. Leipzig, Kößling. 8. 2 M.

Münz, S., Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe. Frankfurt a. M, Literarische Anstalt, Rütten u. Loening. 1889. Gr. 8. 5 M.

Passer, A. von der, Hermann von Gilm, sein Leben und seine Dichtungen. Mit Benutzung der Arbeiten von P. Schraffl. Leipzig, Liebeskind. 1889. 8. 2 M.

Paulus, E., Der neue Merlin. Ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert. Stuttgart, Krabbe. Gr. 16. 1 M. 50 Pf.

Pecht, F., Geschichte der Münchener Kunst im 19. Jahrhundert. Mit 40 Bilderbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft. Lex.-8. 20 M.

Reichenbach, M. v., Seine Frau. Roman. Leipzig, Reißner. 1889. 8. 3 M.

Richter, H., Märchen aus dem Leben. Mit 20 Textillustrationen und 5 Lichtdruck-Bildern von E. Klein und E. Payer. Stuttgart, Waag. 8. 5 M. 50 Pf.

Roder, A., Der Weg zum Glück. Auf Grund einer Darstellung der Entwickelungslehre Herbert Spencers. Leipzig, Spamer. 8. 2 M.

Schneidewin, M., Ernst von Leutsch. Ein Nekrolog. Göttingen, Dietrich. Gr. 8. 40 Pf.

Vermischte Schriften im Anschlusse an die Berlinische Chronik und an das Urkundenbuch herausgegeben von dem Vereine für die Geschichte Berlins. 1ster u. 2ter Bd. Berlin, Mittler u. Sohn. Fol. à 12 M.

Suess, E., Ueber den Fortschritt des Menschengeschlechtes. Inaugurationsrede. Wien, Konegen. Lex.-8. 1 M.

Sutermeister, O., Schwizer-Dütsch. Sammlung deutsch-schweizerischer Mundart-Literatur. 43stes u. 44stes Hft.: Aus dem Kanton Zürich. 8tes u. 9tes Hft. 5 Lustspiele von L. Steiner. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 8. à 50 Pf.

Von Weg und Steg. Skizzen von J., Verfasserin der „Geschichte eines jungen Mädchens". Aus dem Dänischen von E. Karstens. Norden, Soltau. 8. 1 M. 80 Pf.

Wächter, G., Die sociale Bedeutung der evangelischen Kirche in der Gegenwart. 2 Bde. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 7 M. 60 Pf.

Wehrmann, T., Griechentum und Christentum. Gesammelte Vorträge. Breslau, F. Hirt. Gr. 8. 3 M. 50 Pf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoneen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters.

Von **Johannes Janssen.**

Sechster Band: Culturzustände des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erstes und zweites Buch: Kunst und Volksliteratur bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges. Erste bis zwölfte Auflage. Gr. 8. (XXXI u. 522 S.) M. 5. Elegant geb. in Leinwand M. 6. 20. Einbanddecke apart M. 1.

Der siebente, großentheils druckfertige Band wird die Darstellung der Culturzustände zum Abschluß bringen; der achte Band wird den dreißigjährigen Krieg und seine Folgen bis zur Gründung der preußischen Militärmonarchie behandeln.

Neben der Band-Ausgabe existirt eine

Lieferungs-Ausgabe. — Die ersten fünf Bände des Werkes nebst den beiden Ergänzungsschriften sind in den bereits vorliegenden 36 Lieferungen à M. 1 enthalten. Die 37. Lieferung eröffnet den VI. Band, der 5 Lieferungen à M. 1 umfassen wird.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Kurze russische Grammatik

von

Dr. Oskar Ásbóth,

a. o. Professor der slawischen Sprachen an der Universität in Budapest.

8. Geh. 1 M. 60 Pf.

Die Schwierigkeiten, welche die Erlernung des Russischen bietet, werden durch das von dem Verfasser angewendete Lehrsystem außerordentlich erleichtert. Diese kurze russische Grammatik ist daher gleich vortheilhaft für den Schulgebrauch wie zum Selbstunterricht zu benutzen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Briefe von Charlotte Diede, der Freundin Wilhelm von Humboldt's, an Karl Schulz. Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz. 8. Geh. 2 M. 40 Pf. Geb. 3 M.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

Elementarbuch der Polnischen Sprache

für den Schulgebrauch und zum Selbstunterricht.

Von

Professor A. Popliński.

Dreizehnte Auflage.

8. Geh. 1 M. 25 Pf.

Eine kurzgefaßte polnische Grammatik, die ihre praktische Brauchbarkeit schon durch zwölf starke Auflagen bewährt hat.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Frigga's Ja.

Erzählung von Felix Dahn.

147 S. 12°. In Originalband geb. 4 M.

Die kleine Erzählung, vielfach ähnlich der im vorigen Jahre mit lebhaftem Beifall aufgenommenen desselben Verfassers „Was ist die Liebe?“, behandelt die Frage, wiefern unter den beiden Geschlechtern Freundschaft ohne Beimischung von Liebe möglich ist; ihr Grundgedanke führt aus, daß „Voll-Liebe“ die Vereinigung auch um den Preis des Unterganges erkauft.

Gediegene äußerst preiswürdige Festgeschenke!

Denker- und Dichter-Worte

im deutschen Volksmunde.

Ein Citatenschatz von

Th. Weyler.

2. erweiterte Auflage, fein geb. mit Goldschnitt 2 M. 40 Pf.

Im Wandel der Zeiten.

Reflexionen, Bilder und Träume

von

Fritz Frenzel.

2. Auflage, fein geb. mit Goldschnitt 2 M.

Verlag von Gustav Engel in Leipzig.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachs. 1/2—1 Tam.-Confitüre. In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln nur in Apothek. C. Kanoldt Nachf., Ap.—Gotha.

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien

Aerztl. warm ompfohl., unschädl., rein pflanzl., sicher u. schmerzlos wirkende **Confiture laxative** von angenehm erfrisch. Geschmack, ohne jede nachtheil. Nebenwirkung. Allein ächt. Appetitlich. – Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen **Verstopfung,** Blutandrang, Vollblütigkeit, Hämorrhoiden, Migräne etc. **fortlaufend** in Anwendung.

CHOCOLADE Hartwig & Vogel Dresden UND CACAO

Sorgfältigste Auswahl der Cacaobohnen und ein in allen Stücken vollendetes Fabrikationsverfahren begründen die Vorzüge der Chocoladen und Cacaos von Hartwig & Vogel, welche in deren stetig zunehmendem Verbrauch vollste Bestätigung und Anerkennung finden.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguengeschäften.



Cotillon- & Carneval-Gegenstände als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc. sowie Cartonnagen & Attrapen empfiehlt die Fabrik von **Gelbke & Benedictus, Dresden.**

(Mit Beilagen von der **Weidmann'schen Buchhandlung** in Berlin und **F. A. Brockhaus** in **Leipzig:** Mittheilungen 1888. Nr. 4.)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Friedrich Bienemann.

Erscheint wöchentlich. — Nr. 52. — 27. December 1888.

Georg Ebers' Weihnachtsgabe.

Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Zwei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 10 M.

Es ist ein glanzvolles Stück aus dem Treiben und Leben der vornehmen Welt des alten Nürnberg, das uns der Dichter in der künstlerisch abgerundeten Form der Selbstbiographie einer greisen Patricierin vorführt, welche aus klaren milden Augen auf ein ereignißreiches Jugendleben zurückblickt. Die Ausschau, welche die Dichtung in ihre Zeit und deren Culturformen erschließt, ist zwar keine weite, und hätte sich nicht zu ihrem Nachtheile derart ausdehnen und verbreitern lassen, daß z. B. Venedig und venezianisches Leben lebendiger in den Vordergrund getreten wären, um die deutsche und die südländische Handelswelt in einer bewegten Parallele in bunten Gegensatz zu stellen, aber die Schilderungen sind in sich selbst reich genug und beleben sich hier und dort mit einem freundlichen romantischen Schimmer. Vor allem tritt der Glanzpunkt der Epoche, der Besuch König Sigismund's und seiner Gemahlin Barbara während des Reichstags, strahlend hervor, und das fröhliche Treiben der Kaisertage braust in den ehrwürdigen Mauern der reichen Patricierstadt vor den Augen des Lesers dahin, als stände er inmitten der festlichen Welt und theilte die frohe Bewegung ihrer geräuschvollen Tage. Denn von jener nervlosen Halbheit und einschläfernden Lauheit der Schreibart, welche die bessern Wirkungen so manches dichterischen Erzeugnisses Georg Ebers' unterbunden hielt, finden sich in dem vorliegenden Werke des leider noch immer nicht von schwerer Krankheit genesenen Dichters nur winzige vereinzelte Spuren, und der sprachliche Ton des 15. Jahrhunderts ist ihm zweifellos ohne Ermessen besser geglückt, als das verwaschene Deutsch seiner Aegypter und Aegypterinnen, seiner Römer und Anachoreten. Mancher freilich wird auch hier über eine Anzahl alterthümelnder Wortformen lächeln, durch deren Unverständlichkeit der Verfasser sogar gezwungen wurde, ihrer Erklärung besondere Glossen zu widmen, aber der Gebrauch solcher abgestorbenen Sprachglieder, wie: Liebung für Geschenk, Ehalten für Gesinde, bleibt doch ein sparsamer, und anderes, wie der durchgängige Ersatz unseres „sehr" durch das zeitgemäßere „fast", oder: „die junge Freiheit" für: „die junge Landstreicherin"; „ein Wagen voll Pagelune" für: „ein Wagen voll Papageien", dient nicht wenig dazu, den traulichen, alterthümlichen Reiz der Sprache der schönen Gred zu erhöhen, selbst dort, wo sie einen Ton anschlägt, dessen Naturalismus auch dann abstieße, wenn er nicht befremdlich an gewisse Exercitien einer Anzahl unserer jüngsten Romandichter gemahnte, die so weit anderswo als bei der deutschen Literatur des 15. Jahrhunderts in die Schule gingen. Man vgl. S. 17:

> Wie dann die Els die Augen geschlossen, gab sie ihr auch einen Kuß auf Stirn und Wange; aber die Stremerin von der güldenen Rose hielt es ganz anders; denn wie sie die kleine Klar, die ihr eigen, aus dem Badewasser genommen und in die warmen Tücher auf dem Wickeltisch gestrecket, da drückte sie das ganze Antlitz fest in das junge, frische Fleisch, küßte das ganze Körperlein von oben bis unten, hinten und vorn, als sei es ein süßer, rosenrother Mund, und beide fanden des Lachens und ausbündigen Frohmuthes kein Ende, wenn die Mutter auf der weichen, duftenden Haut des Kindes prustete(!) und trompetete(!!), daß es schallte, oder wenn sie den Liebling mit sammt den Badetüchern an die weiche Frauenbrust preßte, als lüste es sie, ihn zu zerdrücken. Und dabei brach sie in ein laut und sonderbar Lachen und Kosen aus, und rief ihm inniglich zu: „Du mein Herzblatt, mein Herrgottskäferlein, mein süß einzig Schatzkind! Mein, mein, mein! Ich fresse dich auf!"

Dies Genrebildchen aus einer altdeutschen Kinderstube ist freilich etwas derb in Holz geschnitten, aber man wird sich dem anheimelnden Stile trotz seiner alterthümlichen

Accente immer williger hingeben, je weiter man der anmuthigen Erzählerin auf ihrem frischen Lebenspfade gefolgt ist, und je voller und rosiger sich die vornehme Mädchengestalt, welche dem Buche Leben und Namen schenkte, zur stolzen Blüte entwickelt. Es schildert die Erlebnisse des früh verwaisten, aus dem Urstoffe echten deutschen Jungfrauenthums geformten Patricierkindes bis zu seiner Vermählung, und der Dichter rollt in diesen Blättern der Selbstbiographie der lieblichen Gred Schopperin eine Reihe von Wandel- und Wanderbildern aus dem deutschen Culturleben des 15. Jahrhunderts vor uns auf, deren reiches Farbenspiel an den Glanz jener lichten Fresken des münchener Nationalmuseums uns gemahnt, auf welchen sich die alte Kaufherrenmacht und Patricierpracht Augsburgs und Nürnbergs sonnen. Leider tritt die Gred selbst, sowie ihr Lieben vor der Gestalt ihres Bruders Herdegen und seiner Verlobten häufig zu sehr in den Hintergrund, als es der Hauptfigur einer Dichtung frommen will. Dieser Herdegen, ein reichbegabter Junker mit so hochfahrendem wie flatterhaftem Sinne, beansprucht neben seiner Braut, welche durch seine unstete Minne schwer geprüft wird, das Hauptinteresse des Buchs. Gerade diese Gestalten erscheinen mir nicht frei von innern Widersprüchen: die ganze Anlage des ritterlichen Knaben mußte es verbieten, ihn um eines Erbes willen an seiner Braut zum Verräther werden zu lassen; sollte er dazu verdammt sein, so war sein Charakter von Hause aus mit ganz andern Farben anzulegen. Ebenso wenig gibt sich ein Mädchennaturell, wie das der Ann erscheint, zu jenem erniedrigenden Komödienspiel her, welches sie mit erkünstelter Koketterie bei Herdegen's Rückkehr aus Paris treibt; auch dieser Zug ist nicht motivirt. Mädchen wie die Ann können überhaupt weder kokettiren, noch komödiren; es widerspricht einfach ihrem Wesen und Vermögen. Hier fehlt die Folgerichtigkeit der Charakteristik; der Gred, der kecken Reiterin, bei ihrer frischen Natürlichkeit und ihrer lebensfrohen Sinnesart, traue ich das eher zu, als der stillen, madonnenhaften Ann. Besser ist die Ursula gezeichnet, vielleicht die beste Gestalt des Buchs; aber ihr Charakter wird zu sehr ins Niedrige herabgezogen, wenn der Dichter ihrer Eifersucht so wenig Maß gönnt; ihre Rache an dem unglücklichen Herdegen spielt ins Gemeine und entspricht wiederum zu wenig der immerhin vornehmen Mädchengestalt, als welche sie vor ihrer Vermählung erschien. So gebricht drei Hauptfiguren des Romans nach meiner Anschauung die strengere Einheitlichkeit; trotzdem rufe ich ihm ein herzliches „Glück auf den Weg!" zu.

Adalbert Schroeter.

Romane und Bilder.

1. Schicksale. Drei Novellen von Ferdinand von Saar. (Der Novellen dritte Sammlung.) Heidelberg, Weiß. 1889. 8. 3 M. 60 Pf.

Wenn uns Ferdinand von Saar ein neues Buch, sei es lyrischen, dramatischen oder novellistischen Inhalts, auf den Tisch legt, so sind wir zu hochgespannten Erwartungen berechtigt, denn er hat sich in allen diesen Gattungen längst als rechter und echter Dichter erwiesen. Auch mit seinem neuesten Werke, den Novellen „Schicksale", hat er uns keine Enttäuschung bereitet. Ein bedeutungsvoller Titel, tragische Verheißungen in sich bergend, die in Erfüllung gehen in jeder der drei Novellen. Saar liebt es, Menschencharaktere aus allen Schichten aufzugreifen, durch deren Natur ein Riß geht, die entweder durch schwere äußere Schicksale in die verderblichen Irrpfade des Lebens gerathen oder, was noch häufiger bei ihm der Fall, ein unglückliches Verhängniß in der eigenen Brust tragen, an der Tragik ihrer eigenen Natur zu Grunde gehen. Solcher Personen hat er uns verschiedene gezeichnet: einen Priester, einen Poeten, diesmal einen Offizier, einen Juden, ein Proletariermädchen. In der Novelle „Lieutenant Burda" wird im Titelhelden ein Mann dargestellt, der musterhaft im Dienste, auch sonst mit vorzüglichen Eigenschaften ausgerüstet, eine starke Neigung zu den Frauen besitzt und, wiewol er kein Alltagsgeck ist, wenn auch für seine ihn unwiderstehlich dünkende Persönlichkeit mehr eingenommen, als sich ziemt, von dem Wahne ganz und gar beherrscht wird, eine Prinzessin hege zu ihm eine stille, nur in zarten Andeutungen sich offenbarende Liebe. Er ist ihr nie nahe gekommen, hat sie nie gesprochen, dennoch deutet er alles, was sie thut, nach seinem eingebildeten Sinne, der sich ins Krankhafte allmählich steigert und ihn endlich zu Grunde richtet. Ein feines Seelengemälde; die psychologischen Vorgänge sind nur angedeutet und dennoch von bezwingendem Wahrheitsgehalte. Die Erzählung ist ruhig, künstlerisch geglättet; zwar nicht farblos, ist sie doch sparsam in der Farbe und fein erwogen. Kräftiger und realistischer in der Darstellung ist das nächste Stück „Seligmann Hirsch". Der robuste Mann mit dem fleischigen Gesicht ist ein Jude, ein Wucherer, er lebt in behaglichen Verhältnissen und ist doch bejammernswerth. Denn niemand mag ihn. Sein bald aufdringliches, bald unterwürfiges Betragen stößt jedermann zurück. Von der Gesellschaft wird er nicht geduldet, nicht von seinen Kindern. Die Tochter gibt ihm den Laufpaß, der Sohn liebt ihn zwar, aber da er Millionär ist und seiner vornehmen Verbindungen halber ein großes Haus machen muß, kann er den Vater bei sich nicht dulden. Zu gemein sind seine Umgangsformen, zu bloßstellend ist der Verkehr mit ihm. Man verschickt ihn, er muß in die Fremde. Die Sehnsucht nach den Seinen nagt an dem Herzen des vereinsamten Alten und zerstört ihn. Einmal beim Rasiren,

asirt er sich selbst aus der Welt. Seligmann Hirsch ist ein meisterhaftes Charakterbild, treffend individualisirt und zugleich der Typus einer Gattung. Jeder wird ihn kennen, denn jeder hat ihn irgendwo gesehen. Licht und Schatten sind gerecht und weise vertheilt. Man wendet sich ab von ihm und hat doch wieder Mitleid, denn in seiner Natur ist etwas Tragisches, über das er nicht hinwegkann, dem er zum Opfer fällt.

Die letzte Novelle, „Die Troglodytin", ist die lebendigste, farbigste und aufregendste. Ein Mädchen wächst unter Proletariern heran, ausgestoßen von der Gemeinschaft der Menschen. Sie sieht und hört nur Schlimmes. Noth und Elend sind ihre Erzieher; sie wohnt mit ihrer verkommenen Sippe in einer Erdhöhle, wie eine Troglodytin, darinnen ist der Hunger ihr gefährlicher täglicher Genosse. Arbeiten hat sie nie gelernt, kann und will sie nicht; wilden, ungezügelten Blutes, liebt sie es, herumzuabenteuern und Liebeshändeln nachzujagen. So sinkt sie tief und tiefer, kommt unschuldig ins Spinnhaus, wird boshaft und bösartig und zum Schlusse Brandlegerin und Selbstmörderin. Eigene Schuld und Unglück, eine doppelte Tragik wirft nach dem armen Geschöpfe ihre verderbenden Schlingen, und was im Gemüthe des Lesers zurückbleibt, ist Erschütterung und tiefes Erbarmen. Der Reiz der Novellen besteht im wesentlichen in der Darstellung, im Stil — Stil in höherm Sinne, als der wie von selbst sich ergebende architektonische Ausdruck der Gedanken und Empfindungen. Darum kann man ihre Fabel auch nicht wiedergeben, man muß sie lesen. Saar ist ein Meister der Form, wahr und warm.

2. Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien von Richard Voß. Jena, Costenoble. 1888. 8. 7 M.

Ein Buch eines begabten und gebildeten Schriftstellers ist in den meisten Fällen ein Genuß. Voß ist ein solcher Schriftsteller, und seine Bilder aus Italien gewähren bei der Lesung ein anregendes Vergnügen. Das römische Land ist es, in das uns der Verfasser führt, die Campagna mit ihren großen Erinnerungen, mit ihrer Schönheit, mit ihren Sümpfen, ihrem Fieber und ihrer Armuth. Er kennt aus langjähriger Anschauung, was er beschreibt, und er beschreibt gut, am besten die Natur, an der er mit inniger Liebe hängt und der er neue Seiten abzugewinnen weiß. Ermüdend wirken nur die häufigen Wiederholungen. Auch Menschen und Schicksale schildert er und damit greift er oft tief in Leben und Sitten jener merkwürdigen Gegend ein. Mit Befriedigung mag das Buch lesen, wer Italien nicht kennt, ebenso wie derjenige, der in dem schönen Lande war, nach dem man sich von Zeit zu Zeit leidenschaftlich zurücksehnt wie nach einer geistigen Heimat. Gibt es doch nichts Stimmungsvolleres und Anregenderes, als auf einer Stätte zu wandeln, wo sowol zerfallene Trümmer, als in voller Ursprünglichkeit gegenwärtige Zeugen von einer ungeheuern Cultur erzählen und menschliche Größe lobpreisen. Und kann man sie nicht sehen, mag man um so lieber von ihr lesen. Schon Goethe klagte, daß über Italien zu viel geschrieben werde: aber es ist nicht auszuschreiben.

3. Dahiel, der Convertit. Roman von Richard Voß. Drei Bände. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1889. 8. 12 M.

Es ist schwierig, diesem Werke gerecht zu werden. Wie eine Insel aus dem Meere, so ragt es aus der trüben Hochflut deutscher Leihbibliotheksromane empor, aber es ist dennoch weder menschlich, noch künstlerisch gelungen; es ist voll poetischer Züge, aber noch lange keine Dichtung; es enthält viel des Anziehenden und noch mehr des Abstoßenden; es ist so finster, grausam, gräßlich und craß, daß der letzte Eindruck ein unangenehmer und ärgerlicher ist, daß der Leser weder erfreut, noch, was das Ergebniß jeder tragischen Dichtung sein soll, erschüttert und erhoben ist, weniger wegen der angedeuteten Eigenschaften, als wegen der innern Unwahrheit. Die Geschichte ist eine Ghetto- und Klostergeschichte. Sie spielt am Ende des vorigen Jahrhunderts in Rom und seiner Umgebung, in einer Gegend, in welcher der Verfasser völlig zu Hause ist; die örtlichen und landschaftlichen Schildereien sind denn auch die besten. Der Gegensatz ist ein altes und berechtigtes künstlerisches Mittel, hier aber wird er allzu absichtlich nebeneinander gestellt. Auf der einen Seite der römische Ghetto mit seinem Schmuz und seinem Elend. Darinnen leben wie Thiere in einem Käfige die Juden; ausgestoßen von den Christen, gepeinigt von der Kirche, verflucht von den Priestern auf der Kanzel, von ihnen gezwungen, dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen, verjagt aus ihren Hütten, unstet und flüchtig — ein Bild des Jammers und Entsetzens. Auf der andern Seite die Kirche mit ihrem Reichthume, ihrer Pracht und Macht, herrschend, triumphirend, gewaltthätig und grausam, finster und drohend, erschreckend durch die Greuel, die sie verübt. Alles ist auf der einen Seite Unglück, auf der andern ist alles Schuld; Liebe und Leiden bei den Juden, Haß und Verbrechen bei den Christen. So will es der Verfasser mit anscheinender Absichtlichkeit. Er ging zu weit und verletzte. Weder war im Ghetto die Idealität so groß, der Sinn so sittlich rein, noch waren in der katholischen Kirche Fanatismus und Lasterhaftigkeit so allgemein und furchtbar, mindestens nicht an der Neige des 18. Jahrhunderts, mitten in der Aufklärungszeit, in welche Voß, wie um seine Geschichte pikant zu machen, die Handlung verlegt. Zwischen beide Extreme ist der Held gestellt, Dahiel. Der Sohn eines Rabbi, verbringt er in der schmuzigen, verfemten Gasse seine Kindheit, fromm und gläubig im Gemüthe, ideal veranlagt. Ein wahnwitziger Franciscanermönch bemächtigt sich wie ein Vampyr seiner jungen Seele. Die Juden sind für alle Ewigkeit verdammt, so lehrt er; nur wenn du dich zum Christenthume bekehrst, kannst du die Deinen aus den ewigen Qualen der Hölle erretten. Das leuchtet Dahiel ein, er geht ins Kloster, wird Mönch. Aber sein Christenthum ist nur äußerlich,

im Herzen bleibt er Jude. Anstatt seine Aeltern zu verfluchen, wie ihm der grauenvolle Abt befiehlt, segnet er sie. Dahiel wird ein Schwärmer, er geißelt und kasteit sich, nur um das sündige Fleisch zu tödten, um ganz Geist und Willen zu werden. Bald gewahrt er, daß zwischen der Lehre Christi und der Kirche Christi ein gewaltiger Unterschied, eine kaum zu überbrückende Kluft besteht. Er wird ein Zweifler und büßt dafür, indem er in einer öden Steinhöhle lebt und grausame Qualen erduldet. Er kommt in den Geruch der Heiligkeit, er wird Abt. Er geizt nach der Macht, nur um seinem Volke Gutes zu erweisen. Aber veredelnd wirkt das Christenthum nicht auf ihn, im Gegentheil, es macht ihn hart und schlecht, im Mittelalter wär' er ein Torquemada geworden. Eine Mutter zwingt er, ihr Kind zu tödten, damit es ein seliger Engel werde; Abt geworden, verurtheilt er die Juden zum Tode des Verdurstens, und er ruft Hosianna, als der Papst die Inquisition wieder einführt. Zuletzt wird er Atheist, Bandit, Mörder und Selbstmörder. Er war im Herzen niemals Christ, immer Jude; für uns aber bleibt er, und das ist das Schlimmste, eine psychologische Unbegreiflichkeit. Die vielfachen Umwandlungen im Charakter Dahiel's versteht man nicht; die letzte Frucht kann nicht aus den Keimen hervorgehen, die in der Brust dieses Jammermenschen liegen. Wäre er am Anfange wirklich der schöne und edle Mensch gewesen, wie uns der Verfasser glauben machen will, er hätte kein solcher Unmensch werden können, blos weil er Christ wurde. Er wäre zum Scheusal angewachsen auch im Ghetto. Entweder hätte Dahiel durch ein reines Christenthum sich zu ehrfurchtgebietender sittlicher Hoheit aufschwingen müssen, oder war er dazu zu schwach und unbedeutend, hätte er an den Zweifeln und aus Verzweiflung darüber, daß er seine jüdischen Aeltern verlassen und ihnen das Herz gebrochen, zuerst innerlich, dann äußerlich zu Grunde gehen müssen, ohne ein widerlicher Verbrecher zu werden. Das wäre tragisch und wir wären voll Erschütterung und Mitleid. So aber wenden wir uns theilnahmlos von dem Convertiten ab und müssen beinahe glauben, der Verfasser wollte darstellen, daß auch das Reinste verfault, wenn es das Christenthum berührt. Diese Auffassung ist gewiß Irrthum, aber der Verfasser trägt selbst die Schuld daran. Mannichfache Schönheiten bringen uns über den psychologischen Grundschnitzer nicht hinweg.

4. Der Bergrath. Roman in vier Bänden von Sophie Junghans. Berlin, Dominik. 1888. 8. 12 M.

Ein Gesellschafts- und Intriguenroman, der literarisch werthvoller ist als die Mehrzahl dieser Gattung in Deutschland zu sein pflegt. Nach der Schablone ist auch er gearbeitet; aber es finden sich in ihm mannichfache Vorzüge und die Mängel sind weniger persönlicher Art als die Mängel der Gattung, die sich fortschleppen wie eine böse Krankheit. Der Held ist der allbekannte, wie ihn die deutschen Frauen lieben und wie ihn darzustellen das Heer der deutschen Romanschriftsteller nicht müde wird. Er ist kein eigentlich schöner Mann, aber er ist mehr als das, er besitzt etwas ungemein Fesselndes. Sein Wuchs ist stattlich, stark und groß, sein Kopf geistreich, sein Blick warm. An Tugend ist er ein wahrer Ausbund. Um die Frauen kümmert er sich wenig, obwol sie alle, Mütter und Töchter, nach ihm angeln. Er ist ein ernster Mann der Arbeit, unermüdlich im Dienste, genial in allem, was er unternimmt, er ist streng und gerecht, gefühlvoll, edel, muthig und imposant. Was wunder, daß ihm alle Herzen zufliegen? Der Sohn eines wackern Schneiders, legt er rasch eine glänzende Laufbahn zurück, er wird Bergrath, ein Ministerportefeuille steht ihm in Aussicht. Er gewinnt das Herz einer an Geist, Sitte und Tugend ihm ebenbürtigen Dame, dem Adel angehörend, und führt sie zum Traualtar. Die Leute werden glücklich wie nur selten Menschen in dieser harten Welt. Wie diese Liebe entsteht und sich entwickelt, die Hindernisse, die sich dazwischendrängen, besonders die von einem schurkischen Nebenbuhler gegen den Bergrath angezettelten Kabalen — das sind im „Bergrath" ebenso die Gegenstände der Handlung, wie in allen vaterländischen Romanen dieser Gattung. Zuerst Wirrniß und Noth, dann eitel Versöhnung. Nur daß Sophie Junghans wahrer und literarischer verfährt, als die Regel ist. Der Faden der Handlung ist geschickt gesponnen, verwirrt und entwirrt sich vernünftig und wahrscheinlich. Was geschieht, ist möglich — und das Mögliche darzustellen, nicht blos das schale Wirkliche, ist eine Hauptforderung, eine unanfechtbare, in Goethe's großartiger Aesthetik, wie sie sich verstreut in seinen Werken findet. Besonders hervorzuheben ist neben der guten Composition des „Bergraths", daß die Menschen nicht aus sich herausfallen, ihrer Natur gemäß handeln. Ein Roman, der psychologisch ist, ist bei uns ein Wunder. Die Verfasserin beobachtet mit scharfen und klugen Augen; sie hat sich in der Welt umgethan und weiß Bescheid über ihre Vorzüge und Tugenden, Fehler und Laster. Mancherlei Bemerkungen weisen auf eine Feinheit der Empfindung, eine gewisse Vornehmheit der Gesinnung hin, die ungemein wohlthut. Die Schreibweise ist mitunter etwas ungefüge und weitschweifend; besonders in Acht zu nehmen hat sich die Verfasserin vor dem Fehler der Wiederholungen. Was sie dem Leser schon gesagt hat, sagt sie gelegentlich noch einmal einer ihrer Romanfiguren. Das ist langweilig und unkünstlerisch.

5. Heißes Blut. Roman aus der französischen Provinz von Hermann Gosseck. Zwei Theile. Zürich, Verlags-Magazin. 1889. 8. 5 M.

Wenn man etliche deutsche Romane hintereinander liest, in der Regel ein Vergnügen zweifelhafter Art, gewahrt man bald gemeinsame Merkmale einer handwerksmäßigen Technik und wie die Schriftsteller wenig Eigenart im Finden und Lösen von Conflicten und in der Menschendarstellung besitzen, sondern einer lustig und gar nicht nachdenksam den Pfad des andern, von Erfolg Begünstigten

wandelt, der meist die breite Heerstraße ist. Wie in dem zuvor beurtheilten Romane ist es auch im „Heißen Blut“ von Hermann Gosseck die aristokratische und die Volkswelt, durch die wir geführt werden. Zwischen beiden Welten schwankt die Handlung hin und her. Dort ist die Heldin ein Mädchen, welches die natürliche Tochter eines Grafen ist; hier ist eine der Hauptgestalten der natürliche Sohn eines Grafen. Dort wächst das Mädchen in einer Schauspielerfamilie heran und wird erst später von dem adeligen Vater in die Rechte eines Familiengliedes eingesetzt; hier lebt der junge Mann unter armen Schiffziehern und wird erst nach mannichfachen Schicksalen von seinem gräflichen Erzeuger an Kindesstatt angenommen. Hier wie dort empören sich die Niedriggestellten gegen die Hohen und Reichen, schmieden verderbliche Pläne und gehen daran zu Grunde. Es ist ein Familiengesicht — das Familiengesicht des deutschen Romans. Doch thäte man Hermann Gosseck unrecht, wollte man ihn in einen Topf werfen mit den Schnellschreibern der Leihbibliotheken. Sein Werk ist ernst und verdient ernst genommen zu werden. Er schreibt einen reinen, ruhigen Stil, in Augenblicken der Leidenschaft gebricht es ihm nicht an einem aus dem Innern quellenden Ausdrucke; seine Menschen, mitunter etwas schattenhaft gehalten, gleichsam nur in der Dämmerung gezeigt — was indessen kein Fehler ist —, athmen und leben, und auch an realistischer Kraft fehlt es ihm nicht. Die sociale Frage, welche ewig eine brennende ist, denn nicht alle Meere der Welt vermögen sie zu löschen, werden gesprächsweise erörtert, vielfach anregend. Man merkt es dem Ganzen an, daß sich der Verfasser an guten Mustern herangebildet hat, dort und da möchte man sogar auf einen der größten Meister, auf Turgenjew, rathen. Wird er nur erst in der Erfindung origineller, wird er es lernen, neue Conflicte zu erfinden, eigenartige Menschen zu bilden, so darf man sich Gediegenes von ihm erhoffen.

Fritz Lemmermayer.

Zur deutschen Literatur.

1. Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Lieferung 432—461. Stuttgart, Spemann. 1888. 8. Jede Lieferung 50 Pf.

Diesmal führt uns die „Deutsche National-Literatur“, die wieder ein rascheres Tempo in den Fristen ihres Erscheinens eingeschlagen hat und zwei Lieferungen in der Woche bringt, von den Zeiten der Kreuzzüge, mit einem Bande „Didaktik aus der Zeit der Kreuzzüge“, herausgegeben von Dr. Hildebrand, bis zu Lenau, dem Dichter der „Albigenser“ (Band 1 und Lieferung 1—3 von Band 2, herausgegeben von Professor Dr. Max Koch). Schon diese beiden Endpunkte geben viel zu denken und lassen uns dieses wahrhaft nationale Unternehmen der „National-Literatur“ als den durch Jahrhunderte immer siegreicher durchgefochtenen Kampf für geistige Freiheit gegen geistliche Bevormundung oder gar Knechtung erscheinen. Wenn die Kreuzzüge, indem sie die Völker Europas in vielfache, wenn auch zumeist feindliche Berührung mit den hochgebildeten Sarazenen brachten, den Gesichtskreis der erstern bedeutend erweiterten und sie schon dadurch der geistlichen Bevormundung immer mehr entzogen, so mußten eben alle diese Glaubensschlachten vorhergehen, so mußten ebenso viele Tausende auf den Schlachtfeldern oder auf dem Scheiterhaufen für ihre religiöse Ueberzeugung in den Tod gehen, damit Lenau am Schlusse seiner „Albigenser“ sagen konnte:

Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;
Den Albigensern folgen die Hussiten
Und zahlen blutig heim, was jene litten;
Nach Huß und Ziska kommen Luther, Hutten,
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,
Die Stürme der Bastille, und so weiter.

Ein treuer Spiegel aller dieser Geisteskämpfe ist nun unsere deutsche Literatur, und sie gewährt uns schon dadurch den erhabenen Genuß eines Schauspiels:

Wo um der Menschheit große Gegenstände,
um Herrschaft und um Freiheit, wird gerungen.

Sie führt uns von der kindlichen Gläubigkeit, wie sie in dem Zeitalter der Kreuzzüge anfangs noch herrschte und wie sie sich auch noch zum Theil in der lehrhaften Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts ausspricht (jetzt mit Lieferung 432 zu Ende geführt, herausgegeben von Professor Dr. Vetter), durch die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, durch Lessing, Goethe, durch die in Alxinger, Musäus und Müller von Itzehoe wieder altersschwach gewordene Literatur bis in die politischen und religiösen Kämpfe des 19. Jahrhunderts.

2. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. Herausgegeben von Jakob Bächtold und F. Vetter. Ergänzungsband: Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen, Mönchs und Leutpriesters zu Stein am Rhein. Nebst den Schulbüchern des Jakob von Cessole und des Jakob Mennel herausgegeben von F. Vetter. Zweite Lieferung. Frauenfeld, Huber. 1888. Gr. 8. 2 M. 40 Pf.

Von der ersten Lieferung dieses Werks kann ich mich nicht erinnern, etwas zu sehen bekommen zu haben; wahrscheinlich wird sie die Einleitung bringen, die der Herausgeber wol noch in Arbeit hat. Der Herausgeber ist derselbe, der auch „Lehrhafte Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts“ in Kürschner's „National-Literatur“ besorgt und darin auch einige Kapitel des nunmehr vollständig zum Abdrucke gelangenden „Schachzabelbuchs“ gegeben hat. „Schachzabel“ bedeutet Schachbret (Zabel, tabula); das Wort ist noch in dem erfurter Personennamen Schacht-

schabel erhalten. Man hat sich aber unter dem Inhalte dieses Buchs nicht etwa gereimte Regeln dieses Spiels vorzustellen, an denen es freilich in unserer ältern Literatur auch nicht fehlt. So hatte, wie sich Lessing in seinen Collectaneen angemerkt hat, ein Dr. Jakob Mennel 1507 ein deutsches Gedicht vom Schach drucken lassen, aus dem sich Lessing die Regeln notirte:

Wilt du das Spiel behalten,
So zieh den ersten vor dem Alten (Läufer),

und:

Hut gegen Hut,
Thut selten gut.

Unser Gedicht ist vielmehr eine sogenannte Moralisation des Schachspiels, wo die verschiedenen Figuren als die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft angesehen, ihre Eigenschaften und Pflichten erörtert werden. Dabei wird der Verfasser häufig „des trockenen Tones satt" und ergreift jede Gelegenheit, sich durch Einstreuung von Fabeln, Gleichnissen und lehrreichen Erzählungen zu unterbrechen. Seine Vorlage, die er jedoch bedeutend erweitert hat, ist das lateinische Schachbuch des Jakob von Cessole, welches, nach der Ankündigung, zugleich mit dem obenerwähnten Schachbuch Mennel's gleichfalls in diesem Bande erscheinen soll. Daß der Plan des Unternehmens durch Ergänzungsbände erweitert werden muß, beweist eine rege Theilnahme für dasselbe bei unsern deutschen Landsleuten in der Schweiz, wozu wir ihnen nur Glück wünschen können.

3. Martin Opitzens Aristarchus sive de contemptu linguae Teutonicae und „Buch von der Deutschen Poeterey". Herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig, Veit u. Comp. 1888. 8. 3 M.

Mit aller philologischen Genauigkeit — „Akribie", wie es die Philologen selbst so gern nennen — sind hier zwei Werke eines Dichters herausgegeben, den man ebenso wol um seiner Lehre als um seines Beispiels willen gern den Vater der neuern deutschen Dichtung nennt. Der bienenhafte Fleiß, den der Herausgeber auf die Textgestaltung wie auf die Erläuterung, besonders den Quellennachweis obiger beiden Abhandlungen verwendet hat, ließ fast voraussetzen, daß er die Leistungen, überhaupt die Bedeutung ihres Verfassers überschätzte. Dem ist aber nicht so und man fühlt sich angenehm berührt, wenn man (S. 35) folgende Schilderung Opitzens liest, die beweist, daß ihm die Unbefangenheit des Urtheils nicht abhanden gekommen ist:

Dabei fühlt er innerlich sehr wohl, daß ihm die Kraft der Erfindung und Gestaltung nur in sehr geringem Maße beschieden, daß seine poetische Thätigkeit bis dahin nicht über die Uebersetzung und die Nachahmung mit engstem Anschlusse an die ausländischen Muster hinausgekommen war. Er sucht den Mangel an Originalgedichten dadurch zu beschönigen, daß er es als seinen beabsichtigten Zweck hinstellt, an Uebersetzungen, die zum Vergleiche herausfordern, die Verwendbarkeit der deutschen Sprache nachweisen zu wollen. Er ist aber in seinem ganzen Leben nicht zu poetischer Selbstthätigkeit gelangt. Dazu war seine Auffassung der Kunst viel zu schulmäßig, ihre Ausübung ihm zu wenig Selbstzweck. Was er mit seinen Gedichten beabsichtigte, sagt er selbst am Schlusse der Vorrede, nachdem er sich gegen die Kritik verwahrt hat: „Ist mein Fürnehmen gerathen, hoffe ich nicht, daß mich jemand tadeln werde; wo nicht, so bin ich dennoch zu entschuldigen, weil ich vnserer Sprachen Würde vnd Lob wider auffzubawen mich vnderfangen."

In dem Nachweise der Quellen für beide Abhandlungen hat Witkowski schon sorgfältige Vorgänger gehabt, die ihm gleichwol noch Arbeit genug übrig gelassen haben; auch hat er nicht versäumt, selbst die sich aus diesen Nachweisen ergebenden interessanten Schlüsse zu ziehen, wie (S. 47) daß Opitz von seinen theoretischen Vorgängern nur diejenigen nennt, welche classisches Ansehen besitzen, Ronsard aber, dem er das Meiste verdankt, übergeht, um nicht seine Abhängigkeit von einem andern neuern und nationalen (? nicht nationalen) Gesetzgeber einzugestehen. Ueberhaupt war Opitz nicht sehr wählerisch in seinen Quellen; wo er sich mit seinem Gewährsmanne einig wußte, schrieb er ihn ohne weiteres aus, und so konnte er beide Abhandlungen in recht kurzer Zeit zu Stande bringen — vielleicht zu seinem und unserm Glücke, da ihm überhaupt nur eine kurze Lebensfrist vergönnt war. Der erstern, dem „Aristarchus", hat der Herausgeber eine sorgfältige deutsche Uebersetzung beigegeben.

Robert Boxberger.

Zur Socialpolitik und Wirthschaftslehre.

1. Die Reform der directen Steuern, insbesondere die Einführung der Selbsteinschätzung in Preußen. Ein Mahnwort an die preußischen Landtagswähler. Von L. Henrich. Berlin, C. Heymann. 1888. Gr. 8. 1 M.

Obschon die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause nun vollzogen sind, ein „Mahnwort an die Wähler" somit seine Rolle ausgespielt hat, bleibt gleichwol die Schrift Henrich's der Beachtung werth und mag als „Mahnwort an die Abgeordneten" noch recht gute Dienste leisten. Ohne selbst sich in neue Erörterungen über Steuerreformen einzulassen, beschränkt sich der Verfasser darauf, die allerorts zerstreuten bezüglichen Meinungsäußerungen maßgebender Persönlichkeiten in übersichtlicher Anordnung zusammenzustellen und im wesentlichen nur den erläuternden, verbindenden Text zu den zahlreichen Citaten hinzuzufügen. Dabei steht der Verfasser auf dem Standpunkte derjenigen Männer, die das preußische System der directen Steuern für durchaus reformbedürftig halten, materiell in der Richtung einer weitergreifenden Steuerfreiheit der kleinen Einkommen (die bei der immer wachsenden Last der indirecten Steuern nur von einer Ueberbürdung befreit werden, wenn man sie von der Leistung

directer Steuern entbindet) und eine stärkere Heranziehung der großen Einkommen; formell, wenn dieser Ausdruck gestattet ist, dadurch, daß der Unfug des heutigen Einschätzungsverfahrens (das vielfach gerade für die großen Einkommen zu thatsächlicher theilweiser Steuerfreiheit führt) durch Selbsteinschätzung ersetzt werde. Der Verfasser ist sich bewußt, mit diesem, von neuem wiederholten und warm vertretenen Vorschlage an eine der wundesten Stellen des preußischen Steuerwesens zu rühren; aber ihn kümmert es wenig, wenn er mit seinen Worten bei vielen Anstoß und Unwillen erregt, treu dem Grundsatze, den er als Motto seiner Schrift vorausschickt:

> ... Doch zu Zeiten
> Sind erfrischend wie Gewitter
> Goldene Rücksichtslosigkeiten.

Möge denn das wackere Büchlein seinen Zweck erfüllen:

dazu beizutragen, daß auch auf diesem Gebiete des socialen Lebens die besitzenden Klassen aus ihrem Schlummer geweckt und daran gemahnt werden, wie verhängnißvoll in Deutschland für alle Klassen der Gesellschaft das Privilegium der Steuerfreiheit jederzeit geworden ist. (Gneist.)

2. Die gegenwärtige Wirthschaftskrisis. Antrittsrede, gehalten an der Universität Zürich im Sommersemester 1888 von Julius Wolf. Tübingen, Laupp. 1888. Gr. 8. 1 M.

Seit einem Lustrum ist die wirthschaftliche Calamität auf den Lippen jedes Erwerbenden. Eine Krise, welche sich in frappirender Ausnahmslosigkeit auf alle Länder und alle Zweige des productiven Schaffens erstreckt, derart, daß mit ihr kaum eine der Erwerbsstockungen, welche die Wirthschaftsgeschichte bisher verzeichnet, verglichen werden kann, treibt alljährlich Hunderttausende aus ihren Berufen, ruft Industrielle und Arbeiter zu neuen Organisationen auf, legt revolutionäre Keime hierhin und dorthin, drückt Wirthschaftsgebiete, die bisher eine dominirende Rolle gespielt haben, auf eine inferiore Position herab, verheißt anderen die Suprematie der Zukunft und zeigt gleich auch ein halbes Dutzend national- und socialökonomischer Theoreme in einer bisher nicht vermutheten Bedingtheit.

Mit diesen Worten leitet der Verfasser sein interessantes Schriftchen ein, worin er für die „wirthschaftliche Krisis“ unserer Tage nicht nur die Diagnose, sondern auch die Prognose ihrer weitern Entwickelung zu stellen unternimmt, sich selber wohl bewußt der nothwendigen Unvollkommenheit einer derartig weitschichtigen Erörterung innerhalb des engen Rahmens einer akademischen Antrittsrede, die in dem vorliegenden Büchlein dem Drucke übergeben wird. Immerhin verdient die theilweise originelle Auffassung Wolf's Beachtung.

In einem polemischen Theile weist der Verfasser die socialistische und bimetallistische Deutung der modernen Krisen als falsch zurück; erstere scheinbar als selbstverständlich falsch, da sie überhaupt nicht widerlegt wird, letztere als würdig immerhin einer eingehendern Erörterung. Seine eigene Auffassung spricht er zunächst dahin aus, daß er nicht geneigt sei, die Krise auf eine Ursache zurückzuführen, sondern daß ihm dieselbe aus einer merkwürdigen Häufung von Vorgängen durchaus verschiedener Natur entstanden zu sein scheine. Jedoch treten die „übrigen“ Ursachen im weitern Verlaufe der Untersuchung gegenüber einer so sehr in den Hintergrund, daß sie sehr wohl, ohne erhebliche Aenderungen in dem Gedankengange des Verfassers hervorzurufen, hätten unberücksichtigt bleiben können. Diese eine mächtige Ursache unserer augenblicklichen Krise ist nun aber (nach Wolf) die amerikanische, überhaupt überseeische Getreideconcurrenz. Sie habe zunächst ein reißendes Sinken der Getreidepreise hervorgerufen und dadurch den Landwirth in seiner Consumtionsfähigkeit herabgedrückt. Da mit dieser Unterconsumtion in weiten Bevölkerungskreisen eine Ueberproduction in der Industrie (das wäre eine der secundären Ursachen) zusammengetroffen sei, so hätten sich in letztgenanntem Productionszweige Absatzstockungen eingestellt, das Kapital sei entwerthet worden, die Krisis fertig gewesen. Soweit bieten die Ausführungen Wolf's kaum etwas Neues. Originell dagegen sind die weitern Schlüsse, die der Verfasser auf der Grundlage seiner Krisentheorie machen zu können glaubt. Der Einwand gegen letztere liegt nahe: wenn die Consumartikel im Preise sinken, so muß dieses Sinken auch der Industrie zugute kommen, deren Productionskosten sich im wesentlichen zusammensetzen aus Preisen der Rohstoffe und Löhnen der Arbeiter, die sich also ohne Schädigung vermindern ließen, wenn die Preise der Roh- und Consumstoffe sinken; dadurch würde aber auch dem Landwirth die frühere Kaufkraft zurückgegeben: das Ergebniß wäre nur eine veränderte Durchschnittshöhe des Geldpreises. Darauf erwidert der Verfasser: daß sich dieser Proceß nicht vollzogen habe, weil der Kleinhändler eine Ausgleichung der Preise verhindert habe. Immerhin sei letzterer nicht im Stande, die endliche Lösung dauernd aufzuhalten.

Daß dieselbe und zwar im wesentlichen mittels einer Preisausgleichung, d. i. allgemeinen Preiserniedrigung eintrete, das sei unausbleiblich; dahin wirke auch vor allem die Thatsache der inzwischen gemachten technischen Fortschritte zum Zwecke einer Verminderung der Productionskosten in der Industrie. Das sei nämlich das Segensreiche der Krisis unserer Tage und unterscheide sie vortheilhaft von frühern Krisen: daß der Fabrikant durch dieselbe genöthigt sei, mit allen Mitteln auf Verbilligung der technischen Production zu sinnen, und zwar deshalb, weil er nicht mehr, wie ehedem (d. h. vor 5—10 Jahren) bei stockendem Absatze seine Arbeiter einfach entlassen könne, da letztere seitdem vielfach durch Maschinen ersetzt seien, sondern daß er, wenn auch mit geringstem Gewinne, nur um seine Anlagen nothdürftig zu verzinsen, zur Weiterarbeit gezwungen sei. Aus alledem folge aber auch, meint der Verfasser, daß die augenblickliche Krisis vielmehr eine Krisis der reichen als der armen Leute gewesen sei.

Es ist hier nicht der Ort, an der sehr anfechtbaren Theorie Wolf's eingehend Kritik zu üben; nur einige Bemerkungen seien gestattet. Zunächst enthalten die Aus-

führungen des Verfassers selbst auffällige Widersprüche. Bei einer thatsächlichen Schilderung der „Krisis“ wird einmal mit besonderm Nachdruck auf die Häufigkeit der Arbeiterentlassungen und Arbeitslosigkeit hingewiesen, andererseits wird betont, daß ein Zusammenbrechen industrieller Geschäfte während der letzten Krisis weniger als früher zu verzeichnen gewesen sei. Wie stimmen diese Thatsachen mit der Behauptung überein, daß die Krisis nur für die Unternehmer, nicht für die Arbeiter bestanden habe? Und ferner: ist nur der Landwirth Consument der Industrieerzeugnisse, nicht auch der Industriearbeiter, der Handwerker? Bilden diese Klassen nicht die Hälfte oder mehr der Bevölkerung in den westeuropäischen Staaten? Wäre ihre Kaufkraft so erheblich gestiegen, wie der Verfasser annimmt, könnten sie dann nicht den größten Theil der an den Landwirth unverkäuflichen Producte abnehmen? Alles in allem genommen, scheint uns die vorliegende Schrift unsere socialen Misstände in gar zu rosigem Lichte zu betrachten. Es dürfte sich kaum bewahrheiten, daß in Bälde die völlige Gesundung der Volkswirthschaft unserer Culturstaaten zu erwarten steht. Wir erblicken in der modernen „Krisis“ nicht sowol eine rasch vorübergehende Verkehrsstockung, als vielmehr eine langwierige, zum Theil chronische Krankheit des socialen Körpers. Das Problem liegt nicht sowol auf dem Gebiete der Erzeugung, wie auch Wolf noch im wesentlichen anzunehmen scheint, als vielmehr auf dem Gebiete der Vertheilung. Was der Verfasser als gerade durch die letzte „Krisis“ bereits geschehen annimmt*), das soll erst bewirkt werden und wird nur bewirkt werden durch eine langsame, organische Weiterbildung unserer Wirthschaftsordnung, wir meinen die Steigerung der Kaufkraft des größten Theils unserer Bevölkerung, der ländlichen wie städtischen Arbeiter.

Der Hauptirrthum der Auffassung Wolf's liegt darin, daß eine zeitweilige „Krisis“ mit der modernen „socialen Frage“ (um auch ein Schlagwort anzuwenden) verwechselt wird. Die oben angeführten Eingangsworte der Schrift sind der schlagendste Beweis für die stattgehabte Verwechselung: die großartigen socialen Krankheitssymptome, die dort angedeutet werden — sind sie wirklich erst „seit einem Lustrum“ auf allen Lippen?!

3. Zur Methodologie socialer Enquêten. Mit besonderm Hinblick auf die neuerlichen Erhebungen über den Wucher auf dem Lande. Von Gottlieb Schnapper-Arndt. Erweiterte Bearbeitung eines in den Berichten des Freien Deutschen Hochstifts abgedruckten Vortrags. Frankfurt a. M., Auffarth. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Auf geistvolle Art weiß der Verfasser, im Anschluß an die bekanntlich vor zwei Jahren veröffentlichte Wucherenquête des Vereins für Socialpolitik, eine Reihe von Gesichtspunkten neu aufzustellen, bezw. in ein helleres Licht zu setzen, von deren Beachtung der wissenschaftliche Werth jeder socialen Enquête in letzter Linie abhänge. Wie derartige Untersuchungen nicht anzustellen seien, lehre uns die erwähnte Wucherenquête. Im Grunde enthalte dieselbe nichts als eine Anzahl subjectiver Meinungsäußerungen der Befragten, „Stimmungsbilder“, denen zur Ausschmückung dann nur noch etwa die Bestimmungen der einzelnen Wucherbegriffe hinzugefügt seien. Wer den betreffenden Band der Schriften des Vereins selbst in der Hand gehabt, wird wahrscheinlich einen ganz ähnlichen, wenig befriedigenden Eindruck gewonnen haben, wenn er nur immer und immer wieder hörte: Viehwucher besteht darin, daß u. s. w., mit dem Zusatze: „Diese Form des Wuchers ist in meinem Bezirke sehr häufig“ oder „alltäglich“ oder „sehr verbreitet“. Doch wenn auch viele den beregten Wucherbericht unbefriedigt aus der Hand gelegt haben mögen — sie wollten wissen, welchen Umfang der Wucher auf dem Lande habe, nicht, daß er bestehe —, so werden nur wenige im Stande gewesen sein, sich deutlich und bewußt Rechenschaft von den Fehlern und Schwächen der Enquête zu geben. In dankenswerther Weise hat nun der Verfasser diese Mängel klar dargelegt. Die erste Bedenklichkeit erblickt er in den zu groß gesteckten Bezirken der einzelnen Berichterstatter: das ganze rechtsrheinische Baiern z. B. mit seinen 69,931 Quadratkilometern wird von einem einzigen Referenten behandelt; über das ganze Königreich Würtemberg liegt gleichfalls nur eine Auskunft vor. Auch die Person der betreffenden Berichterstatter erscheint nicht immer richtig gewählt.

Viel bedenklicher jedoch, führt der Verfasser aus, und wir müssen ihm darin beipflichten, sei die Art, wie sich der Befragte seiner Aufgabe entledigt habe. Wo es sich darum handele, den Umfang einer Erscheinung zu ermitteln, komme es vor allem darauf an, Maßurtheile zu gewinnen. Letztere seien entweder zahlenmäßig bestimmte oder zahlenmäßig nicht bestimmte. Die zahlenmäßig bestimmten Urtheile, also diejenigen, welche nach der statistischen Methode aufgestellt worden, das gibt der Verfasser zu, waren bei einer Enquête über den Wucher nur in sehr beschränktem Umfange anwendbar; immerhin hätten sie häufiger sein können (z. B. größere Berücksichtigung der Proceßfälle). Der Hauptnachdruck jedoch mußte naturgemäß auf den zahlenmäßig nicht bestimmten Urtheilen liegen. Es sei nun aber völlig verkehrt, letztere sich stets nur als Stimmungsberichte zu denken; die Enquête selbst dürfe, auch wenn zahlenmäßige Darstellung nicht angängig, niemals Stimmungsergebniß sein. Das eigentliche Wesen der Enquête beruhe vielmehr darin,

die correcte Ermittelung relevanter Einzelfälle aus eigener Wahrnehmung, sowie die kritische Wiedergabe von auf solche Einzelfälle Bezug habenden Zeugnissen, unter thunlichster Kenntlichmachung des Erfahrungsgebiets, das dem Referenten zur Verfügung gestanden hat —

vorzunehmen. Des Fernern komme es darauf an:

den Grad der Wahrscheinlichkeit ihrer (sc. Fälle) Realität im ganzen und im besondern zu bestimmen, und durch die Mit-

*) Doch nur angebahnt, denn der Verfasser hebt hervor, daß einstweilen der Kleinhandel die Ausgleichung der Preise verhindere. D. Red.

theilung der hierbei maßgebenden Gründe den entsprechenden Grad von Glauben auch bei dem Leser wachzurufen.

Die Erreichung dieses Ziels sei bei der Enquête über den Wucher auf dem Lande in den meisten Fällen nicht einmal angestrebt; der Verfasser weiß diese Behauptung durch eine Reihe glücklich gewählter Beispiele aufs treffende zu belegen. Vor allem, führt er aus, fehle jede genaue Bestimmung des Orts und der Zeit, wo und wann die Ermittelung angestellt wäre. Ferner mangele jede Feststellung der zeitlichen und räumlichen Grenzen, innerhalb deren die Beobachtung stattfand: mancher Berichterstatter greife auf eine zwanzigjährige und längere Vergangenheit zurück. Bei den meisten vermisse man völlig irgendwelche Quellenkritik.

Die Schlußfolgerung des Verfassers ist denn begreiflicherweise eine recht traurige:

So erhellt denn für mich, daß die Berichte großentheils als über den Umfang und die Verbreitung der einzelnen Wucherformen wissenschaftliche Erkenntniß gebend nicht betrachtet werden können (S. 36).

Doch verwahrt er sich gegen den etwaigen Vorwurf, als wolle er das Vorhandensein des Wuchers auf dem Lande leugnen und von etwaigen Maßnahmen zu seiner Beseitigung abrathen. Das sei ferne von ihm; nur empfehle er dringend, sich nicht auf Grund der vorliegenden Enquête einseitige Urtheile zu bilden; praktisch gewandt, nicht den Klassenhaß — und was in unserm Falle dasselbe wäre —, den Rassenhaß zu schüren, solange man nicht festere Anhaltepunkte für die Verbreitung eines socialen Uebels gewonnen habe, als sie die Enquête des Vereins für Socialpolitik an die Hand gebe.

Letzterer übrigens hat in seiner Ende September in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung selbst nur sehr bedingt sich den Ergebnissen seiner eigenen Enquête angeschlossen; es wurde vielmehr von verschiedenen Seiten, gleichwie in der vorliegenden Arbeit Schnapper-Arndt's, betont, daß die Grundlage der Enquête durchaus nicht derart sicher zu erachten sei, um auf sie ein abschließendes Urtheil zu gründen und tiefgreifende Reformen daraufhin zu befürworten.

4. Der Weg zum Wohlstande von S. Smiles. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet von Hugo Schramm-Macdonald. Heidelberg, Weiß. 1888. 8. 2 M. 80 Pf.

Ein Buch, merkwürdig durch die mannichfachen Gegensätze, welche es enthält: Irrthümer und Wahrheiten, Interessantes und Gemeinplätze, Verschiedenartiges nach Form und Inhalt, Widersprüche in den Meinungen, ja sogar eine Zweitheilung der Autorschaft! Dieser Umstand, diese beiden Verfasser, die vielfach von verschiedenen Standpunkten aus Gleiches betrachten, oft Verschiedenartiges unter einem Gesichtspunkte anschauen, mögen eine Erklärung auch für die sonstigen Gegensätze in dem Buche sein.

Unter den zahlreichen passenden und unpassenden Citaten aus aller Zeiten und aller Völker Werken, mit denen der „Weg zum Wohlstande" gleichwie mit einer dichten Pappelreihe rechts und links bestanden ist, fällt eins als ganz besonders geschmackvoll in die Augen; es ist von William Marsh entlehnt und lautet:

Mit goldenen Lettern wünschte ich über den ganzen Himmel hin das einzige Wort schreiben zu können: Sparkasse!

Da dieser Wunsch einstweilen unerfüllt bleiben dürfte, so schrieb Smiles sein Buch über die Sparsamkeit, worin er nachdrücklich „die Kunst, in Kleinigkeiten zu sparen", als den einzig rechten Weg zu Glück und Zufriedenheit in dieser Welt zu gelangen, preist und zu lehren versucht; Schramm-Macdonald hat diesem specifisch englischen Gedanken eine deutsche Gestalt zu geben unternommen und es muß zugestanden werden, daß die vorliegende Ueberarbeitung eine wesentliche Verbesserung darstellt.

Sofern die Schrift sich damit begnügt, praktische Winke an die Hand zu geben, auf welche Weise man mit bescheidenen Mitteln kleine Summen erübrigt, sofern sie eindringlich mahnt, nach Kräften haushälterisch zu leben, kann sie als ein treuer Rathgeber jeder Familie empfohlen werden, zumal der Verfasser durch eine vielfach gefällige Form, durch Erzählung kleiner Geschichtchen, durch Beibringung mancherlei brauchbaren Thatsachenmaterials ihre Lektüre zu einer anregenden zu machen weiß. Das idyllische Ziel, das der gute Rathgeber als Frucht der Befolgung seiner Regeln in Aussicht stellt, hält sich gewiß in den Grenzen einer fast patriarchalischen Bescheidenheit, vermag aber doch wol eines fleißigen Strebens werth zu erscheinen:

Ein behagliches und sauberes Heim, wie klein es auch sein mag, wenn es nur gesund ist: heller Sonnenschein darin; ein paar gute Bücher — und wer müßte sich in unserer Zeit, wo sie so billig sind, solche versagen? — keine mahnenden Gläubiger vor der Thür; ein wohlversehener Brotschrank und eine Blume im Zimmer: das sind Grundlagen des Wohlbefindens, deren Beschaffung den meisten denn doch nicht schwer fallen dürfte.

Dieser letzte Satz drückt die weniger erfreuliche Seite des Buchs, die einen nicht unerheblichen Theil des ganzen Inhalts füllt, aus: nicht zufrieden, zu rathen, will es auch sociale Wahrheiten aufstellen und verfällt dabei in eine bedauerliche tendenziöse Einseitigkeit. Jedermann, so lautet die abgestandene, hier wiederum aufgetischte Weisheit, hat Einnahme genug, um durch sparsamen Lebenswandel nicht nur zu einem leidlich sorgenfreien Dasein, sondern sogar zu Reichthum und Ansehen zu gelangen. Es gibt Reiche und Arme, weil es Sparsame und Verschwenderische gibt. Wären die Arbeiter nicht so liederlich, so sehr der Trunksucht, dem Genusse ergeben, so könnten sie ebenfalls zu Kapitalbesitz gelangen, denn viele unserer reichsten Leute haben sich auch aus der niedrigsten Lebensstellung heraufgearbeitet. Diese satte Weisheit zu begründen, werden wol ein paar Anekdoten erzählt, Zahlen aber gewiß nicht beigebracht. Oder soll man folgendes Exempel ernsthaft nehmen: die Gesammtzahl der unbemittelten Bevölkerung im Königreich Sachsen hatte (1886) ein Jahreseinkommen von zusammen 452,531473 Mark, welche

Thatsache dem Verfasser zu nachstehender Schlußfolgerung Anlaß gibt (S. 107):

Bei einem solchen in der Summe (!) so bedeutenden Einkommen können wir kaum (!) annehmen, daß die untern Klassen nicht im Stande wären, verhältnißmäßig ansehnliche Ersparnisse zu machen, und daß die Leute aus den untern Klassen, die ihre kluge Vorsorge durch erfolgreiche Sparsamkeit bethätigt haben, nur Ausnahmen bilden müssen, wie dies leider oft der Fall ist. Was ein ordentlicher Mann vermag, das vermögen andere, die in denselben Verhältnissen sich befinden, ebenfalls....

Und wie viel Personen waren es, welche von dem „in der Summe“ allerdings bedeutenden Einkommen „ansehnliche Ersparnisse“ hätten machen sollen? Der Verfasser nennt ihre Zahl gleichfalls; er kannte sie also, Unwissenheit war es demnach nicht, was ihn zu den oben angeführten Weisheitssprüchen veranlaßte. In das obige Einkommen theilten sich 931272 Personen, annähernd drei Viertel (73,45 Procent) der abgeschätzten Bevölkerung — der Verfasser vergißt hinzuzufügen: der selbständig Erwerbenden, denn von den 3 Millionen Gesammteinwohnern des Königreichs Sachsen bilden die obigen 931272 noch nicht 30 Procent. Jede selbsterwerbende Person hat also an dem „in der Summe bedeutenden Jahreseinkommen“ Theil mit etwa 480 Mark, davon müssen etwa je 3 Personen leben; eine Familie, bestehend aus Mann, Frau und drei Kindern, wird demnach, die Frau als miterwerbend angenommen, kaum mehr als durchschnittlich 700—800 Mark jährlich vereinnahmen. Und so sind drei Viertel der gesammten Bevölkerung gestellt; es wäre ein dankenswerthes Unternehmen gewesen, hätte unser Verfasser wirklich die Mittel dargethan, wie diese drei Viertel „verhältnißmäßig ansehnliche Ersparnisse“ machen können, hätte er ihnen damit in Wahrheit den „Weg zum Wohlstande“ gewiesen!

5. Welches ist der erste Stand? Beantwortet im Geiste des humanistischen Socialismus von H. Wehberg. Berlin, Staude. 1888. Gr. 8. 1 M. 20 Pf.

Aus der vorliegenden Schrift erfahren wir kaum etwas Neues, was wir aus den Veröffentlichungen der Anhänger der landligistischen Richtung, den H. George, Stamm, Flürscheim u. a. nicht bereits wüßten. Dr. Wehberg, selbst Vorstandsmitglied der Landliga, faßt nur frühere Ausführungen, eigene und fremde, hier unter einem etwas stolzen Titel zusammen.

Die Landliga-Agitation ist bekanntlich nicht-deutschen Ursprungs, entstanden ist sie vielmehr in den Hinterwäldern Amerikas. Ihre Stellung zur streng socialistischen Richtung charakterisirt sich kurz durch folgende Punkte: Uebereinstimmend mit dem Socialismus hegt der Landligist die Ueberzeugung, daß die zur Zeit schlechte und verderbte Welt, sobald man sein Recept nur anwende, gut, glücklich, vollkommen werden könne; übereinstimmend mit dem Socialismus sieht er ferner das eigentliche Grundübel unserer modernen Misstände im Privateigenthum, jedoch — hier beginnt der Unterschied zum Socialismus — nur in demjenigen an Grund und Boden. Das Privateigenthum am beweglichen Kapital soll bestehen bleiben. Eine weitere Abweichung von der socialistischen Richtung liegt in der Art, wie der bessere höhere Standpunkt erreicht werden soll. Die Gesinnung der Landligisten ist eine höchst friedfertige, sie weisen jede Zumuthung gewaltsamer Revolution mit Entrüstung von sich; sie vertrauen aber auch nicht, wie der Marxianer, auf die unabweislich mit Naturnothwendigkeit nach innern Entwickelungsgesetzen sich erfüllende Umgestaltung der heutigen Wirthschaftsordnung, sie glauben vielmehr auf dem Wege friedlicher Propaganda, einer Propaganda des Worts, die Ueberzeugung einer immer größern Zahl von Menschen für sich gewinnen zu sollen. Der Zusatz „humanistisch“ auf dem Titel der vorliegenden Schrift soll wol diese Friedfertigkeit zum Ausdrucke bringen? Oder soll er das allbeglückende Ziel der Landligabestrebungen bezeichnen? Von dem „ersten Stande“ (natürlich der „Arbeiterstand“, d. h. im Zukunftsstaate jeder anständige Bürger) erfahren wir Näheres erst auf der letzten Seite, allwo es heißt:

Alle aber, vom geringsten Tagelöhner bis zum Lenker des Staatswesens, wird die neue Ordnung der Dinge mit dem gemeinsamen Bande der nun erst geadelten Arbeit umfassen, es wird in Wahrheit nur einen großen Stand zufriedener und glücklicher Menschen geben, der zugleich der erste ist, der Arbeiterstand.

Werner Sombart.

Von den jüngern Realisten.

1. Was die Isar rauscht. Münchener Roman von M. G. Conrad. Zwei Bände. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 9 M.
2. Schicksal. Schauspiel in fünf Acten von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 2 M.
3. Weltgericht. Tragödie in fünf Acten von Karl Bleibtreu. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 3 M.
4. Brot. Ein sociales Schauspiel in fünf Acten von Conrad Alberti. Leipzig, Friedrich. 1888. 8. 2 M.

Dem in jüngster Zeit eifrig gepflegten berliner Roman stellt M. G. Conrad in seinem neuesten Werke: „Was die Isar rauscht“ (Nr. 1) den münchener Roman zur Seite. Gewiß wird durch die Anlehnung an eine bestimmte, dem Leser mehr oder weniger vertraute Oertlichkeit der Schein der Wirklichkeit erhöht und der Phantasie des Lesers eine den Absichten des Dichters zu Hülfe kommende sichere Grundlage gewährt. Mit der Bezeichnung „münchener Roman“ soll aber mehr gesagt sein. Wir dürfen uns nicht mit der rein äußerlichen Anlehnung an die Oertlichkeit, die ja sehr willkürlich sein kann, begnügen, sondern müssen einen innerlichen Zusammenhang zwischen dem gewählten Hintergrunde und der auf ihm sich ab-

spielenden Handlung zu erkennen vermögen. Die Vorgänge müssen durch die Oertlichkeit, durch die gegebenen socialen und politischen Verhältnisse, durch die Eigenart der Bevölkerung bedingt und nur auf diesem Schauplatze möglich sein. Die Frage, ob bei der gegenwärtigen Zeitströmung, deren Ziel es ist, die Gegensätze zwischen Süd und Nord, zwischen Stadt und Land auszugleichen, eine derartige, nach Land und Leuten verschiedene Bedingtheit des Denkens und Handelns anzunehmen ist, darf ohne Zaudern bejaht werden, denn noch stehen wir ja erst im Anfange jener mächtigen Ausgleichsbewegung, der es hoffentlich auch nicht gelingen wird, Landes- und Stammeseigenart zu verwischen. Gewiß bieten sich daher der dichterischen Darstellung Vorgänge genug, wie sie sich nur in Berlin oder nur in München abspielen können. Aufgabe aber des Dichters ist es, dem Leser die Nothwendigkeit dieses Zusammenhangs klar zur Anschauung zu bringen, soll die Scenerie nicht als eine willkürlich ergriffene gelten. Diese Wirkung hat Conrad nicht erreicht trotz aller der bekannten münchener Punkte, an die wir geführt werden, trotz der Isar, die uns entgegenrauscht, trotz all der bekannten Persönlichkeiten, die nicht zum Vortheile des Kunstwerks unter leichter Verkleidung auftreten. Die geschilderten Vorgänge könnten ebenso gut auf dem Boden einer andern Großstadt spielen.

Einen münchener Roman im obigen Sinne gibt uns Conrad also nicht, und selbst der nun noch übrig bleibende Titel „Roman", ist nicht am Platze. Es ist ein wildes Durcheinander von Scenen, ohne Zusammenhang und Aufbau; er bietet Reliefträmmer, auf denen hüben und drüben noch ein Bein, ein Kopf herausschauen. Glücklich, wer sich das Uebrige hinzudenken kann. Durch den Tod des Königs Ludwig wird zwar ein Schlußeffect, aber kein Abschluß gewonnen.

Diesem Mangel an Einheit und Geschlossenheit des Ganzen entspricht auch die flüchtige, skizzenhafte Behandlung der Charaktere. Ueberall nur Ansätze, Züge, nirgends eine Ausführung. Und das ist um so mehr zu bedauern, als eine Menge Personen das lebhafteste Interesse erwecken und die frische, geistreiche Schreibweise des Verfassers immer anregend wirkt. Das Werk ist völlig unfertig und unausgereift, und hätte daher selbst mit Recht den Titel „Vom Werktisch" verdient, unter welchem Conrad im Octoberheft der „Gesellschaft" uns mittheilt, daß dieser Roman ein „Expositions-Roman" sein solle, „der Wurzelboden, aus dem eine ganze Reihe münchener Romane rasch nacheinander hervorschießen wird". Diese eilende Hast, die uns statt ausgepflegter Gewächse gleich eine ganze Scholle mit Keimen und Knospen zuwirft, ist sehr bezeichnend. Fürwahr, ein schlechter Gärtner!

Die Neigung vieler Anhänger der neuen Richtung, plan- und ziellos dreinzuschreiben, die Vernachlässigung der Composition ist vielleicht die Ursache, weshalb sie neben dem Roman sich nur selten und bisher ohne namhafte Erfolge mit dramatischen Aufgaben beschäftigten. Denn die Forderung eines geschlossenen, wohldurchdachten Aufbaues ist hier erstes Gesetz.

Neben Liliencron, Walloth und Wildenbruch, den sie gern zu den Ihrigen rechnen, hat nur Karl Bleibtreu unter der stattlichen Zahl seiner Werke auch eine Reihe von Dramen aufzuweisen, welche freilich der vom Verfasser für sie geforderten Anerkennung noch entbehren. Das uns vorliegende „Schicksal" (Nr. 2) behandelt einen auch sonst schon dramatisch verwertheten Stoff: Napoleon und Josephine. Der Eindruck, den der bloße Name bekannter historischer Persönlichkeiten im Hörer erweckt, verleitet den Dichter nur zu leicht, der lebendigen Ausgestaltung dieser Charaktere zu wenig Kraft zu widmen. Auch Bleibtreu verläßt sich bei der Ausgestaltung Napoleon's und der Josephine allzusehr auf das, was wir ohne ihn von diesen wissen, und so fehlt beiden das rechte, packende Leben. Die Idee des Stücks ist die, daß Josephine Napoleon's Schicksal sei. Napoleon's Verhältniß zu ihr ist aber bei Bleibtreu ein rein äußerliches geblieben; er sieht in ihrer Liebe nichts als eine Sicherheit für die Erfüllung seiner ehrgeizigen Pläne, er wird Josephine nur festhalten, so lange sie diesen nicht in dem Wege steht, sie ist ihm nur ein Mittel zu diesem Zwecke. Die Scheidung von ihr wirkt daher nicht als tragische Schuld Napoleon's, die seinen Sturz herbeiführt; für ihn standen und stehen seine politischen Ideale im Vordergrunde und diese stürzen ihn. Wollte der Dichter seinen Zweck erreichen, so mußte er das Verhältniß zwischen den beiden weit mehr vertiefen und verinnerlichen und einen ganz andern Napoleon zeichnen. Freilich einen ungeschichtlichen! Und das vertrug sich nicht mit der Methode des Realismus. Und so ist ein an treffenden Zügen immerhin reiches Charakterbild entstanden, aber kein Schauspiel. Zudem ist der unthätig abwartende, sein Ziel nur instinctiv ahnende Bonaparte der ersten drei Acte eine durchaus undramatische Figur, die uns ebenso wenig packt wie Napoleon auf der Höhe seines Ruhms und in der elegischen Stimmung der letzten Acte.

Weitaus bedeutender als das Heldendrama „Schicksal" ist das Trauerspiel ohne Helden: „Das Weltgericht" (Nr. 3), mit welchem Karl Bleibtreu die Jahrhundertfeier der Französischen Revolution begrüßt. Ein dramatisches Geschichtsbild im großen Stile, führt es uns die Ereignisse vom Sturze des Königthums bis zum Sturze Robespierre's in einer Reihe mächtig bewegter Volksscenen und charakteristischer Einzelauftritte vor. Die große Fülle der Personen, wie die Absicht des Dichters, das Interesse nicht auf einzelne leitende Gestalten, sondern auf die Volksbewegung zu lenken, verbietet eine feinere Individualisirung der Charaktere und gestattet nur eine Zeichnung mit markigen, breiten Strichen. Nicht zum wenigsten dieser mit Glück durchgeführten, monumentalen Charakteristik verdankt das Stück seine Wirkung. Neben den hervorragenden Gestalten eines Danton, Marat, Robes-

pierre athmen auch die Nebenfiguren, wie Condorcet, Legendre, Henriot eigenartiges, wirkliches Leben bis auf ihre (oft außerordentlich gemeine [D. Red.]) Ausdrucksweise hinab. Hier liegt offenbar die Stärke des Dichters. Weit weniger ist es ihm gelungen, ein auch dem Laien in der Geschichte völlig klares und anschauliches Bild des Laufs der Ereignisse und der treibenden Gedanken zu geben. Die fortwährenden Schiebungen in den Machtverhältnissen, die hin- und herschwankenden Anschauungen der Masse sind nicht scharf genug hingestellt, um nicht in der Reihenfolge der Scenen die Willkür des Zufalls gebieterisch zu fühlen und die erklärende und ordnende Hand des Dichters zu vermissen. Die geschichtliche Wahrheit der Thatsachen muß uns oft genügen, wo wir von dem Dramatiker Aufschluß über Entstehung und Zusammenhang der Geschehnisse erwarten. Ist so die Handlung in sich schon keine einheitliche, fest zusammengekettete, so ist sie auch keine abgeschlossene. Wenn nach dem Sturze des fanatischen, eiteln Robespierre die Macht in den Händen der unwürdigen Collot und Tallien ruht, so ist damit wol der Bankrott der revolutionären Bestrebungen, aber noch nicht ihr geschichtlicher Abschluß bezeichnet; oder soll dieser durch die Freisprechung Bonaparte's in der Schlußscene symbolisch angedeutet werden? Dann ist es mindestens eine zweideutige Symbolik!

Bleibtreu gibt also selbst nicht mehr als das, was er bei seinen Vorgängern in der Behandlung des Stoffs tadelt: einen Geschichtsausschnitt, dem es noch dazu an Einheit des Interesses fehlt. Dazu trägt außer den oben erörterten Punkten noch der Umstand bei, daß das Stück keinen Helden, oder richtiger mehrere Helden hat. Denn unvermeidlich tritt in den ersten Acten Danton, in den letzten Robespierre in den Vordergrund. Das Volk als handelnde Macht läßt sich immer nur in seinen Vertretern darstellen, und wie diese in der Geschichte die Massen leiten, so müssen sie auch in der Dichtung als die fesselnden und packenden Gestalten erscheinen. Ein von wechselnden Meinungen und Stimmungen umhergeworfenes und gespaltenes Volk kann nicht den einheitlichen Mittelpunkt eines Dramas bilden.

Die Frage, ob Bleibtreu's Werk bühnenfähig ist, sollte von zuständiger Seite ernstlich erwogen worden. Scenische Schwierigkeiten werden sich wenige bieten, da die fünf Acte des Stücks nur je eine neue Scenerie erfordern, gewiß ein anerkennenswerthes, wenn auch hie und da mit Unwahrscheinlichkeiten kämpfendes Bestreben, den Forderungen der Bühne zu genügen. „Das Weltgericht“ enthüllt ein kräftiges, dramatisches Talent, wie wir nur wenige besitzen, und von welchem wir bei strengerer Selbstzucht und weniger stürmischer Hast noch Großes zu erwarten berechtigt sind. Die Selbstverblendung und prahlerische Selbstberäucherung, die sich in dem „Nachwort“ breit macht, ist eine beklagenswerthe Schwäche.

Auch C. Alberti führt uns in seinem Schauspiel „Brot“ (Nr. 4) eine historische Persönlichkeit vor, Thomas Münzer, die er ungeschichtlich, aber eigenthümlich gestaltet. Gegen die Hereinziehung des Liebeshandels mit der Fürstentochter Gerlinde ist an sich nichts einzuwenden. Der Dichter aber macht aus dem von Volksbeglückungsidealen erfüllten Helden am Schlusse einen Weiberhelden. Im entscheidenden Augenblicke läßt Münzer seine Sache im Stiche, um seine Geliebte ein paar Stunden früher aus dem Kerker zu befreien. Ein unmöglicher Widerspruch im Charakter des Münzer der ersten Acte! Im Aufbau des Ganzen kann man ein gewisses Bühnengeschick nicht verkennen, obgleich auch hier unglaubliche Verstöße vorkommen. Völlig aber vermißt man jede Zeitfarbe, jede lebendige Individualisirung der Nebenfiguren, jede Kürze und Knappheit der Rede. Alle Personen sprechen in der gleichen, weitspurigen, phrasenhaften Redeweise, die keine Spur von den Stileigenthümlichkeiten der Sprache des 16. Jahrhunderts verräth. In alledem ist Bleibtreu dem Verfasser von „Brot“ weit überlegen.

Adolf Leonhard.

Culturbilder aus dem classischen Alterthume.

1. Das Kriegswesen der Alten von M. Fickelscherer. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (A. Seemann). 8. 3 M.
2. Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer von O. Seemann. Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichts (A. Seemann). 1888. 8. 3 M.

Die Popularisirung der Wissenschaft ist ein hervortretender Zug in der Physiognomie der Bildung in unserm Jahrhundert und mit dem Streben nach Popularisirung hält die Kunst populärer Darstellung (in Schrift und Bild) Schritt. Freilich hat jenes Streben eine Gefahr in ihrem Gefolge, und diese tritt sogar sehr augenfällig in den Vordergrund jedesmal, wenn die Popularität nicht von einem Meister geübt wird, der das Fach kennt und beherrscht. Wo sich blos eine „gewandte Feder“ — deren sich ja heutzutage Tausende und aber Tausende zu jeder Leistung finden lassen — des Gegenstandes annimmt, da ist dieser von vornherein preisgegeben und verloren, wenigstens für den, der etwas Ordentliches lernen will. Leider sind nicht nur unsere überrheinischen Nachbarn, die Franzosen, mit solchen „Leistungen“ heimgesucht, sondern das Popularisirungsfieber grassirt auch in deutschen Landen, und es wäre vielleicht eine unwahre Behauptung, daß gute Bücher dieser Art die Regel bilden. Es scheint nun zwar nichts leichter zu sein, als aus wirklich wissenschaftlichen Werken mit Weglassung aller gelehrten Zuthaten (gewöhnlich „Ballast“ genannt), item durch Beigabe einiger

stilistischer Zuthaten einen angenehm duftenden und schmeckenden Extract herzustellen — aber es scheint auch nur so. Das große Publikum freilich läßt sich bestechen, der Kenner dagegen merkt sofort, ob eine fachmännische und gelehrte oder blos eine routinirte und in der „Mache" geschickte Hand thätig war. Ist das erstere der Fall, so darf man sich aufrichtig freuen. Und dieser Freude sei denn auch bei vorliegenden Büchern Ausdruck gegeben. Vorweg sei bemerkt, daß die Illustrationen — sie gehören nun einmal, ob wohl oder übel, zum Handwerk und sind, was wohl zu beachten, sämmtlich antiken Originalen nachgebildet — fast alle aus Schreiber's culturhistorischem Atlas ausgewählt sind, wenigstens gilt dies für das erste genannte Buch, Fickelscherer's „Kriegswesen der Alten" (Nr. 1); das zweite hat seinen Gang ohne irgendwelchen Sang und Klang (Vorwort) angetreten. Nur höchst selten vermißt man bei diesen Abbildungen die entsprechende Erklärung, wie dies der Fall ist mit Nr. 95, welche selbst einem geschulten Architekten kaum verständlich sein dürfte. Für uns ist der Text die Hauptsache und dieser liest sich nicht blos glatt und ohne Anstoß, sondern er ist auch sachlich richtig, man darf auch sagen vollständig, ohne daß darum vorhandenen Streitfragen ein Raum gegönnt wäre. Das erstgenannte Buch sucht (durch seine Eintheilung) das Systematische möglichst mit dem Historischen zu verbinden, darum steht Homer an der Spitze und bilden die Diadochen mit ihrem ausgebildeten Belagerungswesen den Schluß der auf das griechische Heerwesen bezüglichen Darstellung, welcher sich dann das Seewesen anreiht. Daß auch in „Culturbildern aus dem classischen Alterthum" solche Völker uns in ihrer kriegerischen Verfassung vorgeführt werden, welche zwar nicht selber classisch sind, dagegen mit Griechen und Römern in Berührung kamen — Perser, Karthager, Kelten, Germanen —, ist eine Inconsequenz, welche dem Verfasser schwerlich zum Vorwurf gemacht werden wird, vielmehr ist hier eher das Lob am Platze. Und löblich in jeder Beziehung, weil zweckentsprechend, ist, wir wiederholen es, das ganze Buch.

Otto Seemann verfährt in seinem Buche: „Die gottesdienstlichen Gebräuche der Griechen und Römer" (Nr. 2), was kaum anders möglich war, rein systematisch in der Art, wie auch Schömann die gottesdienstlichen Alterthümer der Griechen dargestellt hat („Griechische Alterthümer", Bd. 2, Leipzig 1859). Wir möchten nicht jeden Satz des Verfassers unterschreiben, wenn er z. B. gleich zu Anfang sagt:

> Der Grieche wie auch der Römer betrachtete den Staat geradezu als eine Anordnung der Götter, und jede Theorie, welche den Ursprung des Staats in einer Art Gesellschaftsvertrag gesucht hätte, würde ihm höchstens ein mitleidiges Lächeln entlockt haben —

so ist dies zu viel gesagt oder man müßte den Aristoteles und seine Zeitgenossen nicht zu den Griechen rechnen; die ersten Kapitel seiner „Politika" können den Verfasser eines andern belehren.

Im übrigen entspricht auch dieses Buch seinem Zwecke vollkommen, ist also nach Aristoteles (weil wir diesen Gewährsmann nun doch einmal genannt haben) gut.

3. Horaz und seine Freunde von Friedrich Jacob. Herausgegeben von Martin Hertz. Zweite Auflage. Berlin, Hertz. 1889. 8. 3 M.

Das Buch von F. Jacob (nicht zu verwechseln mit Jacobs) über „Horaz und seine Freunde" hat bei seinem Erscheinen 1853 einiges Aufsehen erregt und ist ziemlich günstig beurtheilt worden. Man hatte zwar schon ähnliche Versuche einer Darstellung antiken Lebens im Gewande des Romans — die gelungensten ohne allen Zweifel in Becker's „Gallus" und „Charikles" —, immerhin war die Schilderung eines bestimmten Zeitabschnitts, der durch hervorragende historische Persönlichkeiten verbildlicht und vertieft werden konnte, ein noch ziemlich jungfräuliches Gebiet und konnte auf Erfolg rechnen, wenn sich ein tüchtiger Philolog fand, der mit seiner Gelehrsamkeit Anmuth und Geschmack zu vereinigen wußte. In F. Jacob schien der Mann gefunden zu sein und diese Ansicht muß auch die des neuen Herausgebers M. Hertz sein, sonst hätte er sicherlich seinen Namen nicht dazu hergegeben. Ich kann leider diese Ansicht nicht ganz zu der meinigen machen und erlaube mir daran zu zweifeln, ob eine Neuausgabe des Buchs gerechtfertigt sei. Der Verfasser war als Lehrer gewiß an seinem Platze; wenn ihn wirklich C. Lachmann, C. Lehrs und das Brüderpaar Curtius als ihren „Lehrer und Bildner" hoch ehrten und liebten, wie uns Hertz versichert, so hat das gewiß seinen guten Grund gehabt; aber ein guter Pädagog und Philolog sein und sich der Gunst der Musen erfreuen, sind zwei verschiedene Dinge. Phantasie scheint keine hervorragende Eigenschaft Jacob's gewesen zu sein. Sein Gemälde ist nicht aus einem Gusse, sondern aus Reminiscenzen und Studien mühsam zusammengetragen, ohne einheitliche Farbe, ja sogar ohne hervortretenden Mittelpunkt, einzelne Partien desselben wol recht gelungen und ermunternd, andere dagegen bis zur Geschmacklosigkeit überladen; man sieht, die Phantasie reichte nicht aus, ein einfach Schönes zu gestalten und schleppte deswegen aus allen Ecken und Enden Mosaik, oft recht wunderliches und bizarres, nicht selten geradezu unschönes Material herzu, um durch die Massen zu imponiren. Auch der Stil ist nicht makellos, zwar nicht mit Fremdwörtern durchspickt (was bei solchem Stoffe eine löbliche Entsagung ist), dafür aber durch Ausdrücke verunziert, die sich in keinem deutschen Wörterbuche finden dürften. Kein vorurtheilsfreier Leser wird den Weg durch dieses Buch mit reinem Vergnügen, mit wirklichem Genusse zurücklegen, er wird zu oft an Blöcke stoßen, sich an Dornen ritzen, ja durch dürre Steppen wandern, um die Erinnerung an die schönen Partien voll und ganz auskosten zu können. Am meisten Freude wird er schöpfen aus den eingestreuten Uebersetzungen Horazischer Gedichte, welche, obwol einzelner störender „Originalitäten" keineswegs entrathend und oft an den Haaren herbeigezogen, dennoch über das trostlose

Gestrüpp moderner Stümperei hoch emporragen. Das Buch hat einen philosophischern Anstrich als Becker's „Gallus“, es will den Dingen tiefer auf den Grund gehen und umrankt seinen Inhalt mit ebenso zahlreichen als ausgedehnten Betrachtungen — und doch, die schlichte Becker'sche Erzählung, an die sich dann in gesonderten Anmerkungen und Ausführungen eine Fülle bunter Krystalle aus dem Schachte des Alterthums ansetzt, die sich der Leser je nach Belieben auflösen kann oder nicht, liest sich mit reinerm Genusse als jener aus mühsamer Reflexion geborene Blendling und Halbroman, bei dem uns stets das unerquickliche Gefühl begleitet, daß er nicht vom Geiste stamme und daß seine Mutter nicht die Muse, sondern die Gelehrsamkeit sei.

J. Mähly.

Feuilleton.

Vor fünf Jahren hat Rudolf von Gottschall in einer anziehenden Studie: „Die Dichterin auf dem Throne“ („Unsere Zeit“, 1883, II), über die Kennzeichen und Grenzlinien des Dilettantismus und des wahren Dichterthums gesprochen. Alle Züge eines echten Dichtergeistes findet er in den Schöpfungen Carmen Sylva's, und die sehr lesenswerthe Abhandlung schließt mit den Worten: „Carmen Sylva gibt allem, was sie schafft, die Signatur geistiger Bedeutung. Noch ist ihr literarisches Gesammtbild nicht abgeschlossen; sie steht mitten in einem unermüdlichen Schaffen, welches der Literatur gewiß noch schöne Früchte zeitigen wird.“ Das hat es auch reichlich gethan und der Name und die Schöpfungen der königlichen Dichterin sind in immer weitere Kreise gedrungen. Mit dazu beigetragen hat ihre bedeutende menschliche Persönlichkeit. Man sah mit Interesse Nachrichten über ihr Leben entgegen.

Die eingehendste Biographie ist die 1884 erschienene von Natalie Freiin von Stackelberg: „Aus Carmen Sylva's Leben“, jetzt in fünfter vermehrter, bis auf die jüngste Zeit fortgeführter Auflage herausgegeben (mit fünf Bildern und einem Facsimile, Heidelberg, C. Winter, 1889). In der genauen Kenntniß ihres Gegenstandes, der von liebevoller Theilnahme für denselben erfüllten Sprache, durch Darbietung reicher Selbstzeugnisse aus Briefen und Tagebüchern und Schilderung des Wohnortes und der Umgebung der Königin aus eigener Anschauung hat die Verfasserin ein längst anerkanntes sehr gefälliges Buch geschaffen, das in seiner vornehmen Ausstattung mit vier Bildnissen Carmen Sylva's und einer Ansicht des Castells Pelesch in den Karpaten den vielen Freunden der Dichterin eine willkommene Gabe sein wird.

— Der glückliche Versuch, eins der ansprechendsten Erzeugnisse der romantischen Schule den heutigen Lesern bekannt zu erhalten, hat sich bewährt. Die „Chronika eines fahrenden Schülers“, welche Clemens Brentano unvollendet hinterlassen hatte, wurde von A. von der Elbe derart in seinem Geiste fortgesetzt und vollendet, daß allgemein das Urtheil — so auch in d. Bl. (Nr. 31 f. 1880) durch Robert Boxberger — dahin ging, es lasse sich ohne Vergleich des Originaltorso der Punkt nicht ausfindig machen, wo das Neue an das Alte sich reihe. Wie richtig der Ton getroffen und wie einseitig die Ansicht, daß nur die Darstellung des modernen Lebens Anziehung bieten könne, beweist außer vielen andern literarischen Erscheinungen auch die Thatsache der eben erfolgten sechsten Auflage in einer Miniaturausgabe (Heidelberg, C. Winter).

Zweifelhafter erscheint der Versuch, ein bedeutend jüngeres, aber immerhin schon eine Generation zurückliegendes Buch wieder einzubürgern. Theodor Mügge's erster norwegischer Roman „Afraja“ ist zum dritten male aufgelegt (Breslau, Trewendt, 1889). Bei seinem Erscheinen im Jahre 1854 wurde er von Adolf Zeising (in Nr. 16 d. Bl. f. 1854) um seiner innern Vorzüge willen für einen der gelungensten deutschen Romane erklärt; dazu trat der durch ihn zum ersten male in die Erzählungsliteratur eingeführte nordische Boden der Handlung und Stimmung, um diesem Werke Mügge's eine außerordentliche Aufnahme zu bereiten und seinem um zwei Jahre jüngern „Erich Randal“ und den folgenden nordischen Romanen die Bahn offen zu halten. Die Antheilnahme blieb lebendig genug, „Afraja“ 1862 eine zweite Auflage erleben zu lassen. Seitdem hat die Lage sich doch sehr verändert. Einerseits erkannte man damals mehr als heute einen guten Roman und gab mehr auf ihn; andererseits hat der Boden des Romans heute den Reiz der Neuheit eingebüßt, seit wir Norwegen durch die Schilderungen der Eingeborenen gut genug kennen. Nun ist es freilich sehr anziehend, in der Zeichnung Mügge's, obschon diese sich auf die äußerste Culturgrenze und auf einen hundert Jahre zurückliegenden Zeitpunkt bezieht, die Grundzüge norwegischer Denk- und Charakterweise herauszufinden; zunächst macht sich aber ein gewisser Gegensatz zu dem Bilde bemerkbar, das wir durch die modernen norwegischen Erzähler von ihrem Lande gewonnen haben. Es scheint fraglich, ob die Leser, welche Björnson und Ibsen, Kjelland und Lie eben beiseite gelegt, sich nicht durch Mügge befremdet fühlen; der Unterschied liegt aber darin, daß jene den modernen, von allen Zeitfragen berührten Europäer auf norwegischem Boden schildern, dieser den normannischen Squatter vergangener Zeit zur Darstellung bringt. „Afraja“, in einen Band handlich zusammengedrängt, in hübschem Gewande, verdient es, vom jüngern Geschlechte, und sei es auch nur des Vergleichs halber, kennen gelernt zu werden.

— „Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte“ ist das Thema der Rede, mit welcher Professor Dietrich Schäfer sein akademisches Lehramt in Tübingen in diesem Wintersemester angetreten hat und die, als Widmung zum achtzigsten Geburtstage dem Professor Richard Röpell in Breslau dargebracht, jetzt im Buchhandel erschienen ist (Jena, Fischer). Schäfer nimmt damit eine der Fragen auf, die sein Nachfolger auf dem jenaer Lehrstuhle, Ottokar Lorenz, vor zwei Jahren in seinem Buche „Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben“ zur Erörterung gestellt hat. Von der oft betonten Forderung ausgehend, „Culturgeschichte“ bei den historischen Studien in den Vordergrund zu rücken, wirft der Redner einen Blick auf die Entwickelung der Geschichtschreibung überhaupt und vornehmlich der deutschen, um aus ihr zu ersehen, wie diese ihre Aufgabe erfaßt habe. Und durch allen Wechsel der Zeiten hindurch findet er sie fußen auf dem nationalen Bewußtsein, beschäftigt mit der Darstellung staatlichen Lebens, zugewandt den sittlichen Beziehungen, welche die Menschen zur politischen Gemeinschaft verbinden. Da innerhalb dieser die Formen der Bildung und Gesittung sich entwickeln und auf das Zusammenleben und -Wirken der Menschen Einfluß üben, arbeitet die Geschichtswissenschaft in der Erforschung staatlichen Lebens ohnehin an der Lösung der Aufgaben der sogenannten Culturgeschichte nicht nur mit, sondern fördert sie am meisten. Denn indem sie den Stand der allgemeinen Volksmoral nach dem Grade der allgemeinen Hingebung an die staatliche Gesammtheit mißt, weiß sie die gleichen Leistungen und Opfer um so höher anzuschlagen, je reizvollere Güter die Cultur dem Einzelnen verliehen hat. Mit weiser Mahnung zur Beobachtung des richtigen Verhaltens der historischen Arbeit zu den Hülfsfächern, mit guten Bemerkungen über das Verhältniß von Geschichte und Politik

schließt der licht- und geistvolle Vortrag, der wieder die hohe Begabung des Verfassers zu solch kurzer und abgerundeter Aussprache bekundet.

— Aus der Kalenderliteratur ist als neue Erscheinung hervorzuheben der „Moskauer Almanach für 1889", erster Jahrgang, herausgegeben von Paul Großmann (Moskau, Großmann u. Knöbel). Neben dem reich ausgestatteten allgemeinen Theil und der Ortschronik, welch letztere namentlich auch einen guten Einblick in das Leben der deutschen Gesellschaft Moskaus gewährt, wird eine umfangreichere sehr anziehende Studie von Georg Bachmann: „Zur neuern russischen Literatur", eine geschichtliche Skizze über „Das deutsche Theater zu Moskau" von Hugo Edelmann und ein Gedenkblatt an „Possart und Barnay in Moskau" geboten. Ein Adreßbuch schließt die hübsche Unternehmung, ein Zeugniß der Blüte der deutschen Colonie in der alten Zarenstadt.

— Die Langenscheidt'sche Verlagshandlung (Prof. G. Langenscheidt) in Berlin steht nunmehr endlich im Begriffe, das lang erwartete, bereits vor zwanzig Jahren von Prof. Dr. Muret nach dem Vorbilde von Sachs-Villatte begonnene und jetzt im Manuscripte vollendete „Encyklopädische Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache" zu drucken. Im Interesse der Sache wäre es erwünscht, wenn gedachter Verlagshandlung oder dem Verfasser (Berlin, N, Schönhauser Allee 184) noch vor Thoresschluß von Freunden und Kennern des Englischen alle jene Notizen zugängig gemacht würden, welche gelegentlich des Gebrauches irgendeines der bisher verfügbar gewesenen englisch-deutschen Wörterbücher etwa entstanden sind. Um ein lexikalisches Werk wie Muret der Vollkommenheit und Lückenlosigkeit thunlichst nahe zu bringen, sind die Erzeugnisse des Gebrauchs, d. h. jene Wünsche, bezw. Beiträge unentbehrlich und von besonderm Werthe, zu welchen der lebendige Verkehr mit der Sprache und die Benutzung des Wörterbuchs Veranlassung geben.

— Die wissenschaftliche Gesellschaft Philomathie in Neiße hat uns ihren vierundzwanzigsten Bericht übersendet, welcher als Festschrift zur Feier des funfzigjährigen Bestehens gedruckt worden ist (Neiße, Graveur). Es ist eine ganz respectable Gesellschaft von Gelehrten aller Gebiete, welche sich da zusammengefunden hat. In 25 Jahren sind in 226 Sitzungen 309 Vorträge gehalten worden, darunter viele von wissenschaftlichem Werthe. Unter den hier wieder abgedruckten Abhandlungen heben wir nur eine selbständig im Buchhandel erschienene, bereits früher von uns gewürdigte hervor: „Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Von Dr. Ernst Melzer". Möge der überaus rührigen Gelehrtenrepublik noch eine lange, ruhmvolle Zukunft beschieden sein!

Bibliographie.

Garlepp, B., Aus Zietens jungen Jahren. Geschichtliche Erzählung. Berlin, H. u. H. Zeidler. 8. 1 M.

Gilm, H. v., Ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben von A. von der Passer. Leipzig, Liebeskind. 1889. 8. 3 M.

Goldschmidt, J., Schiller's Weltanschauung über die Bibel. Erläuterungen über „Kassandra“ und „Das Ideal und das Leben“. Berlin, Rosenbaum u. Hart. Gr. 8. 80 Pf.

Goltermann, H., Vom Volke aus dem Bremerlande. Plattdeutsche Poesie und Prosa. Bremen, Kühtmann. 8. 2 M. 50 Pf.

Heyse, P., Dramatische Dichtungen. 18tes Bdchn.: Gott schütze mich vor meinen Freunden. Lustspiel. — 19tes Bdchn.: Prinzessin Sascha. Schauspiel. Berlin, Hertz. 8. à 2 M. 60 Pf.

Hirsch, H., Ueberseeische Kolonisation durch Oesterreich-Ungarn, mit handelsstatistischen und handelsgeographischen Anhängen. Wien, Hölzel. Gr. 8. 2 M.

Holub, E., Von der Capstadt ins Land der Maschukulumbe. Reisen im südlichen Afrika in den Jahren 1883—1887. Mit circa 180 Original-Holzschnitten und 2 Karten. 1ste Lfg. Wien, Hölder. Gr. 8. 50 Pf.

Horst, S. von der, Von Geschlecht zu Geschlecht. Roman. 2 Bde. Görlitz, Vierling. 8. 7 M.

Humboldt, Gebrüder v., Fünf Briefe an Johann Reinhold Forster. Nebst einem Anhang. Herausgegeben von F. Jonas. Berlin, Oehmigke. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Jannsen, H., Märchen und Sagen des estnischen Volkes. Uebersetzt und mit Anmerkungen versehen. 2te Lfg. Riga, Kymmel. 8. 3 M. 50 Pf.

Jokai, M., Auf höherem Befehl. Roman. Deutsche Bearbeitung von L. Wechsler. Leipzig, Leipziger Verlagshaus. 8. 3 M.

Junker von Langegg, F. A., El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVII. Jahrhundert. 2 Thle. in 1 Bde. Leipzig, Friedrich. Gr. 8. 5 M.

Justi, C., Diego Velazquez und sein Jahrhundert. 2 Bde. Mit einem Abriss des literarischen und künstlerischen Lebens in Sevilla, 2 Titelbildern und 52 Illustrationen. Bonn, Cohen u. Sohn. Lex.-8. 36 M.

Kelterborn, R., Der Planetenstand. Lustspiel. Aarau, Sauerländer. 1889. Gr. 8. 80 Pf.

Kerner, H., Die Abenteuer des Johannes Reusch. Culturgeschichtlicher Roman aus der Wende des Mittelalters. Köln, Bachem. 8. 3 M. 50 Pf.

Knittl, M., Cultur- und Landschaftsbilder aus Steiermark und Kärnten. Klagenfurt, Leon sen. 1889. 8. 3 M.

Koopmann, W., Die Kunst und das Schöne. Cassel, Freyschmidt. 8. 1 M. 60 Pf.

Laòtsee, Taòtekking. Aus dem Chinesischen von F. W. Noak. Berlin, C. Duncker. 8. 1 M.

Lindau, P., Berlin. Romane. III. Spitzen. 2 Bde. Stuttgart, Spemann. 8. 10 M.

Mackenzie, Sir M., Friedrich der Edle und seine Aerzte. Antwort auf die Berliner Broschüre: „Die Krankheit Kaiser Friedrich III." Styrum, Spaarmann. Gr. 8. 1 M. 50 Pf.

Maier, G., Weltliche Freimaurerei. Ein Beitrag zur humanistischen Bewegung innerhalb des deutschen Maurerthums. Gesammelte Arbeiten. Leipzig, Findel. Gr. 8. 4 M. 50 Pf.

Methner, J., Poesie und Prosa, ihre Arten und Formen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 8. 2 M. 80 Pf.

Michelsen, C., Meister Eckart. Ein Versuch. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 60 Pf.

Der Mörder. Von *** Großenhain, Baumert u. Ronge. 12. 1 M.

Musikheroen der Neuzeit. 6ter Bd.: Franz Liszt. Abriß seines Lebens und Würdigung seiner Werke. Von B. Vogel. — 7ter Bd.: Richard Wagner als Dichter. Ein Ueberblick seines poetischen Schaffens von B. Vogel. Leipzig, M. Hesse. 8. à 1 M. 20 Pf.

Neutwig, G., Die Jungfrau vom Glatzer Bergsee. Märchendichtung aus der Urzeit der Sudeten. Breslau, Köhler. 8. 1 M.

Opitz, E., Gedanken über die Vivisection. Hannover, Schmorl u. v. Seefeld. Gr. 8. 30 Pf.

Pach, O., Vorfrühling. Ausgewählte Dichtungen. Wien, Amonesta. 16. 1 M.

Pfeil, V., Das Waldkloster. Roman aus unseren Tagen. 1stes Hft. Dresden, Ad. Wolf. Gr. 8. 10 Pf.

Philippi, E., Schillers lyrische Gedankendichtung, in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet. Augsburg, Votsch. 8. 2 M.

Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Von Hannas. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 4 M.

Poelchau, A., Die livländische Geschichtsliteratur im Jahre 1887. Riga, Kymmel. 12. 1 M.

Port, Frieda, Gedichte. Berlin, Hertz. 8. 3 M. 60 Pf.

Poska, F., Richard Wagner und die deutsche Kultur. Ein Bekenntniß, eine Entgegnung und ein Ausblick. Berlin, Walther u. Apolant. Gr. 8. 50 Pf.

Redwitz, Marie v., Ost und West. Novellen. Berlin, Hertz. 8. 4 M.

Rethwisch, E., Culturfragen, besprochen von E. R. 1stes bis 3tes Hft. Berlin, Wilhelmi. Gr. 8. à 75 Pf.

Rodenberg, J., Unter den Linden. Der „Bilder aus dem Berliner Leben" 3. Folge: 1887—1888. Berlin, Gebr. Paetel. 8. 6 M.

Rohrscheidt, G. v., Der letzte Thüringskönig. Erzählung aus der deutschen Vergangenheit. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1889. 8. 2 M. 70 Pf.

Rubin, S., Geschichte des Aberglaubens. Aus dem Hebräischen übersetzt von J. Stern. Leipzig, E. Thiele. 8. 1 M. 50 Pf.

Scheffel, J. V. v., Gedichte aus dem Nachlaß. Stuttgart, Bonz u. Comp. 1889. 8. 3 M.

Schwartzkopff, A., Charakter-Studien. Aus dem Nachlasse. Bremen, Müller. 8. 2 M. 80 Pf.

Smolle, L., Das Buch von unserem Kaiser. 1848—1888. Festschrift aus Anlaß des 40jährigen Jubiläums Sr. Maj. des Kaisers Franz Joseph I. Mit 34 Illustrationen. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. Gr. 8. 3 M.

Spengler, F., Der verlorene Sohn im Drama des XVI. Jahrhunderts. Zur Geschichte des Dramas. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 3 M. 60 Pf.

Stege, Margarete, Kuckuck und Sturmvogel. Ein Frühlingslied und ein Herbstessang. Berlin, Ißleib. 8. 1 M. 50 Pf.

Tewang, F., Erzählungen, Märchen, Sagen und Mundarten aus Hessen. Gesammelt und herausgegeben. Marburg, Elwert. 8. 50 Pf.

Trabert, A., Deutsche Gedichte aus Oesterreich. 1ster Bd.: Schwertlieder eines Friedsamen. Frankfurt a. M., Wendel. 12. 1 M.

Wallaschek, R., Studien zur Rechtsphilosophie. Leipzig, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 7 M.

Wendorff, F., Erklärung aller mythologie aus der annahme der erringung des sprechvermögens (mit vorzüglicher berücksichtigung des griechischen und sanskritischen idioms). Berlin, G. Nauck. Gr. 8. 12 M.

Wenger, J., Unglücks-Chronik oder die denkwürdigsten elementaren Verheerungen und Zerstörungen im Natur- und Kulturleben aller Zeiten. Bern, Jenni. 8. 2 M. 50 Pf.

Willms, Agnes, und Adelheid Wildermuth, Ottilie Wildermuths Leben. Nach ihren eigenen Aufzeichnungen zusammengestellt und ergänzt von ihren Töchtern. Mit 3 Abbildungen. Stuttgart, Gebr. Kröner. 8. 5 M.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Friedrich Bienemann in Leipzig.

Anzeigen.

Die für die „Blätter für literarische Unterhaltung“ bestimmten Anzeigen sind an die Annoncen-Bureaux von **Rudolf Mosse** in Leipzig, Berlin oder sonstigen Filialen einzusenden. Insertionspreis für die gespaltene Petitzeile 25 Pf.

(Mit einer Beilage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**)

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. — Für den Anzeigetheil verantwortlich: L. Th. Röhmann in Leipzig.